

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und ...

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

LESE- UND REDEHALLE DER DEUTSCHEN STUDENTEN
PRAG

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM

GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

9

NEUNTER BAND

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1902

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

JOHANNES ILBERG

FÜNFTER JAHRGANG 1902

MIT 20 ABBILDUNGEN IM TEXT UND 2 TAFELN

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1902

PA 3 .J23 pt.1 v.5

PA3
.J23
pt.1
v.5
INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

ALLE RECHTE EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS VORBEHALTEN

Digitized by Google

VERZEICHNIS DER MITARBEITER VON BAND I (1898), III (1899), V (1900), VII (1901) UND IX (1902)

Digitized by Google

Julius Kaerst in Leipzig (IX 32)
Ernst Kalinka in Czernowitz (III 665)
Josef Kaufmann in Magdeburg (VII 283. 335, IX 513. 516)
Friedrich Keutgen in Jena (V 275)
Friedrich Kluge in Freiburg i. B. (VII 692)
Friedrich Knoke in Osnabrück (V 306)
Friedrich Koepp in Münster i. W. (V 76. 263, IX 609)
Alfred Körte in Greifswald (V 81)
Rudolf Kötzschke in Leipzig (I 303, III 154. 509)
Ernst Kornemann in Tübingen (III 118)
Wilhelm Kroll in Greifswald (VII 559)
Otto Ladendorf in Leipzig (V 629, VII 133. 310. 644, IX 484. 739)
Edmund Lammert in Leipzig (III 1, IX 100. 169)
Karl Lamprecht in Leipzig (IX 459)
Gustav Landgraf in München (VII 503)
Konrad Lehmann in Steglitz (VII 506)
Friedrich Leo in Göttingen (IX 157)
Georg Liebe in Magdeburg (I 149, III 720, VII 214. 381)
Justus Hermann Lipsius in Leipzig (I 225)
Paul Lorentz in Sorau (I 675)
Hans Lucas in Charlottenburg (IX 427)
Erich Marcks in Heidelberg (I 212)
Friedrich Marx in Leipzig (I 105, III 532)
Theodor Matthias in Zwickau (VII 651, IX 152. 153)
Richard M. Meyer in Berlin (V 465. 554. 714, VII 362)
Paul J. Möbius in Leipzig (V 161)
Eugen Mogk in Leipzig (I 68, III 62)
Hans Morsch in Berlin (III 78)
Albert Müller in Hannover (I 224)
Johannes Müller in Augsburg (IX 652)
Rudolf Müller in Basel (IX 147)
Wilhelm Nestle in Schwäbisch-Hall (III 723, IX 71)
Alfred Neumann in Zittau (III 662, IX 72. 686)
Carl Neumann in Heidelberg (III 371)
Max Niedermann in Chaux de Fonds (IX 402. 607)
Benedictus Niese in Marburg i. H. (III 419)
Ferdinand Noack in Jena (I 569. 655, V 593)
Eduard Norden in Breslau (VII 249. 313)
Albert Oeri in Gotha (V 638)
Jakob Oeri in Basel (VII 312)
Richard Opitz in Leipzig (III 155. 221. 297, V 657, VII 76. 708)
Hermann Peter in Meifsen (I 38. 637)
Herman von Petersdorff in Stettin (I 459, III 195. 508, V 644, VII 228. 634)
Eugen Petersen in Rom (IX 510)
Theodor Plüss in Basel (I 475. 478, III 498, V 640, VII 74, IX 68)
Robert Pöhlmann in München (I 23. 88. 186)
Michael Pokrowskij in Moskau (IX 252)
Felix Rachfahl in Halle a. S. (V 703, IX 540)
Siegfried Reiter in Prag (VII 513, IX 436)
Richard Richter (†) in Leipzig (III 302)
Siegfried Rietschel in Tübingen (V 206)
Gustav Roloff in Berlin (IX 389)
Wilhelm Heinrich Roscher in Wurzen (VII 716)
Otto Rossbach in Königsberg i. Pr. (III 50, VII 385)
Walther Ruge in Leipzig (I 470, VII 223, IX 682)
Otto Eduard Schmidt in Meifsen (I 174. 635, III 328. 466, V 38, VII 307. 620, IX 602. 683)
Wilhelm Schmidt in Helmstedt (III 242)
Max Schneidewin in Hameln (VII 655)
Paul Scholz in Breslau (IX 227)
Carl Schuchhardt in Hannover (V 90. 307)
Ernst Schulze in Homburg v. d. H. (I 263)
Eduard Schwartz in Strafsburg (VII 593)
Eduard Schwyzer in Zürich (V 244, VII 233)
Otto Seeck in Greifswald (I 628, III 225. 295. 305. 402, IX 400).
Eduard Sievers in Leipzig (IX 53)
Wilhelm Soltau in Zabern (IX 20)
Georg Steinhausen in Kassel (I 418)
Carl Steinweg in Halle a. S. (III 703)
Karl Strecker in Dortmund (III 573. 629)
Franz Studniczka in Leipzig (I 377, III 601, V 166. 226, IX 679)
Conrad Sturmhoefel in Leipzig (III 157)
August Trüber in Eberswalde (III 600)
Georg Thiele in Marburg i. H. (IX 405)
Johannes Tolkiehn in Königsberg i. Pr. (VII 161)
Oskar Treuber (†) in Tübingen (III 270)
Heinrich Ludwig Urlichs in Ansbach (III 717. V 591)
Veit Valentin (†) in Frankfurt a. M. (I 286. 611, III 299. 385)
Alfred Vierkandt in Berlin (V 117)
Friedrich Vogel in Fürth (III 156, V 217, VII 225)
Theodor Vogel in Dresden (I 81. 224. 669, VII 63)
Friedrich Vogt in Breslau (III 133)
Johannes Vollert in Schleiz (III 80)
Otto Waser in Bern (VII 598)
Robert Weber in Leipzig (I 370, III 597, V 653)

Digitized by Google

Paul Wendland in Kiel (V 229, IX 1)
Emil Werunsky in Prag (VII 433)
Martin Wetzel in Braunsberg (V 389)
Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in Berlin (III 513)
Ulrich Wilcken in Würzburg (VII 677)
Hugo Willenbücher in Mainz (I 300)
Paul von Winterfeld in Berlin (V 341)
Georg Wissowa in Halle a. S. (I 161)
Georg Witkowski in Leipzig (I 375)
Gustav Wolf in Düsseldorf (IX 279)
Paul Wolters in Würzburg (X 738)
Hermann Wunderlich in Berlin (I 54)
Rudolf Wustmann in Leipzig (III 718)
Robert Wuttke in Dresden (I 341)
Jakob Wychgram in Berlin (III 511)
Erich Ziebarth in Hamburg (IX 214)
Julius Ziehen in Berlin (I 401)
Thaddäus Zielinski in St. Petersburg (I 1, III 81. 161, VII 453, IX 608. 635)

INHALT

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Digitized by Google

CHRISTENTUM UND HELLENISMUS IN IHREN LITTERARISCHEN BEZIEHUNGEN

Vortrag, gehalten auf der Strafsburger Philologenversammlung am 1. Oktober 1901

Von Paul Wendland

Die zu Ciceros Zeit beginnende atticistische Reaktion bezeichnet einen epochemachenden Einschnitt in der griechischen Litteraturgeschichte. Hatten die alexandrinischen Gelehrten die Litteratur vor Alexander als das Gebiet der gelehrten Studien abgegrenzt, so sollte diese Grenze jetzt nicht nur eine praktische Bedeutung für die Wissenschaft haben, mit ihr sollte ein absolutes Werturteil gegeben sein. Was vor ihr lag, war das Klassische und Normative; was zwischen dieser Grenze und dem Atticismus lag, war eine im Grunde unerlaubte Episode, die aus dem Wissen und Bewufstsein der Gebildeten schwand, aus dem manches Philologen noch heute geschwunden ist, etwa wie die Litteratur zwischen Esra und Christus lange Zeit für den Theologen nicht existierte, weil sie in seinem Kanon nicht vertreten zu sein schien. Eine künstliche Repristination der Sprache und der Litteratur war das Schlagwort des Atticismus. Wohl hatte man auch vorher die Attiker als die grofsen Meister verehrt, an denen man sich geistig bilden und erheben sollte, jetzt waren sie die Muster, deren Stil man in kleinmeisterlicher Nachahmung reproduzieren wollte. Mochten die Richtungen der μίμησις auseinandergehen — und der Virtuose bildete ja bald die verschiedensten εἴδη nach —, darin war man im Grunde einig: der Stil sollte nicht der natürliche und getreue Ausdruck des geistigen Lebensinhaltes sein, er wurde künstlich gemacht, oft geflickt. Wohl danken wir es dem Atticismus, dafs er die Nachwelt das köstlichste Erbe des Altertums schätzen gelehrt hat, aber vergessen wir es nicht: ihm dankt auch die griechische Welt den sprachlichen Dualismus, an dem sie noch heute krankt — kein Dante, kein Luther konnte ihr erstehen —, verdanken wir alle den Ruin der hellenistischen Litteratur und den Bann des Klassicismus, unter dem wir alle mehr oder weniger grofs geworden sind, von dem die Wissenschaft endlich auf geschichtlichem und litterargeschichtlichem Gebiete, zuletzt auch auf sprachgeschichtlichem sich zu lösen begonnen hat.

Und zu derselben Zeit, wo die griechische Welt sich in dem Bilde der romantisch verklärten Vergangenheit zu bespiegeln begann, unfähig zu neu schaffendem Geistesleben, ging schon der Sämann aus, eine ganz neue Saat zu streuen, schuf er eine neue Welt tiefsten persönlichen Lebens, vor der die alte,

Digitized by Google

tote Welt des Judentums und des Hellenismus ins Grab sinken sollte. Nehmen wir unseren Standpunkt gleich in der Periode, wo die christliche Welt im geistigen Kampfe mit der alten Kultur bereits zu einer ebenbürtigen Macht geworden ist. Als in der zweiten Hälfte des II. Jahrh. die katholische Kirche, um ihre Einheit und ihren Bestand vor der inneren Zersetzung und Zersplitterung zu wahren, der Fülle der auseinanderstrebenden Traditionen feste, einheitliche Normen entgegenstellt, da überschaut sie auch das litterarische Erbe der Vergangenheit; sie will nicht alles inventarisieren und erhalten, wie es die nachexilischen Schriftgelehrten und die alexandrinischen Grammatiker gewollt hatten; sie scheidet mit konservativem Sinne und feinem Takte aus der Masse der umlaufenden Evangelien und Evangelienrezensionen, die teils die alte echte Tradition wiedergaben und weiterbildeten, teils Ausgeburten romanhafter Phantasie oder religionsphilosophischer Spekulation waren, der Apostelgeschichten und Legenden, der Brief- und sonstigen Erbauungslitteratur einen festen Stamm der in den Hauptkirchen bereits im gottesdienstlichen Gebrauche anerkannten Leseschriften aus, behauptet von diesen nicht ohne Illusionen den spezifisch apostolischen Ursprung und fügt diese Schriftensammlung der vom jüdischen Hellenismus übernommenen griechischen Bibel als zweite Bibel hinzu. Das Christentum ist jetzt völlig zur Buchreligion geworden. Überschauen wir nun diese neue christliche Litteratur, doch abgesehen von den nicht ohne Willkür gezogenen und auch lange Zeit nicht allgemein anerkannten Schranken des kirchlichen Kanons als Ganzes und fragen uns: In welchem Verhältnis steht sie zur griechischen Litteratur?

Zunächst die Sprache. Es ist für den Philologen ein grofses Glück, dafs, während der Atticismus die hellenistische Litteratur in Acht und Bann gethan und bis auf wenige aus stofflichem Interesse gerettete Trümmer vernichtet hat, die von ganz anderen als ästhetischen und stilistischen Gesichtspunkten bestimmte jüdische und christliche Kanonisierung uns hellenistische Litteraturwerke erhalten hat, die, durch die immer reicher zuströmende Fülle hellenistischer Inschriften und Papyri ins rechte geschichtliche Licht gesetzt, für uns die wertvollsten Denkmäler der griechischen Sprachgeschichte sind. Die auf Grund der allgemeinen attischen Verkehrssprache nach Alexander ausgebildete griechische Weltsprache ist das Organ der christlichen Propaganda und der christlichen Litteratur geworden. Diese *κοινή*, überwiegend sogar nicht die litterarische *κοινή* der Gebildeten, sondern die Unterströmung der hellenistischen Vulgärsprache, beherrscht die urchristliche Litteratur. Aber das war ja eine Sprache, die für die Gebildeten längst überwunden war, die in einer auf den Aberglauben oder das niedrigste Unterhaltungsbedürfnis der ungebildeten Masse berechneten Litteratur noch ein dunkles Dasein fristete, eine Sprache, die nur litterarische Hinterwäldler, die der aristokratischen Haltung der antiken Litteratur ganz untreu wurden, schreiben konnten. Zweitens die Litteraturformen. Als einst das alexandrinische Judentum mit griechischer Kultur und Litteratur in Berührung kam, mufs es den Gegensatz seiner geistigen Kultur zur griechischen stark empfunden haben. Dort eine Sammlung heiliger Schriften der

verschiedensten Zeiten und Anschauungen, in volkstümliche und naturwüchsige Formen gefafst, weder durch Gesetze strenger Kunstform noch fester Logik gebunden, hier eine Sprache, die den Einflufs Jahrhunderte alter kunstgemäfser Schulung verriet und durch den kunstvollen Bau der Periode — ein Erbteil, das auch wir dem Altertume verdanken und nur eine verkünstelte Rückbildung unserer Litteratur nns jetzt rauhen möchte — sich dem Ohre einschmeicheln mufste! Dort eine zusammenhanglose Spruchweisheit, hier eine systematische Folgerichtigkeit und straffe Zncht des Geistes, die durch strenge und edle Grundsätze auch das sittliche Leben beherrschte. Nur zu schnell hat sich das Judentum dem fremden Zauher hingegehen, mit unheimlicher Hast die fremden Litteratnrformen übernommen nnd nachgehildet, und so ist jene Litteratur des Allerweltjndentums entstanden, mit der auch der Forscher sich nicht ohne ein gewisses Widerstrehen heschäftigt. Die urchristliche Litteratur steht dagegen, schon weil sie nicht auf hellenistisch jüdischem Sprachgehiet gewachsen ist, völlig abgesondert von der hellenistischen da, sie hat sich ihre Formen wesentlich aus eigenen Mitteln und Bedürfnissen geschaffen. Nur eine kunstmäfsige Form ist übernommen worden, die Apokalypse, aber die ist jüdisch. Neugewachsen sind die Formen, in die die Traditionen über den Religionsstifter gefafst wurden, *λόγια* und *εὐαγγέλια*, mag man sich jene durch die Analogie antiker Apophthegmensammlungen, an die freilich die *λόγια* des Oxyrhynchospapyrus stark erinnern, den Begriff *εὐαγγέλιον* durch die so schnell herühmt gewordene kleinasiatische Inschrift erläutern, in der es von Augustus heifst *ἦρξεν δὲ τῷ κόσμῳ τῶν δι' αὐτὸν εὐαγγελίων*. Als ein novum hahen die Christen selbst den Titel *εὐαγγέλιον* empfunden. Aristides und Justin reden vom 'sogenannten' Evangelium, Justin macht seinen Lesern den Titel als *ἀπομνημονεύματα* mundgerecht. Die *πράξεις τῶν ἀποστόλων* hahen schon eher an der mit Kallisthenes beginnenden antiken *πράξεις*-Litteratur eine Analogie, wie denn Eusehius *εὐαγγέλια* als *αἱ τοῦ Ἰησοῦ πράξεις* verdeutlicht. — Die Epistel als litterarische Kunstform gab es längst; aber Paulus' Briefe[1]) sind wirkliche Briefe, wenn auch dnrch die Plerophorie des Seelsorgers, der einen Ersatz für die lebendige Ansprache geben wollte, in manchen Partien auf den Ton der Predigt gestimmt — wichtig ist die Thatsache, dafs Paulus diktierte —, Gelegenheitsschriften, die gerade in der aktuellen und individuellen Haltung ihren intimsten Reiz haben, die dann erst durch die Verhreitung als Leseschriften und durch die Kanonisierung eine vom Verfasser nicht heabsichtigte und vorausgesehene litterarische Geltung erlangt haben. Mit der litterarischen Kunstform des Briefes, unter die vielleicht ein Teil der katholischen Briefe fällt, hahen Paulus' Sendschreihen gar nichts zu thun. Die ganze urchristliche Litteratur verrät noch in deutlichen Spuren, dafs dem Urchristentum litterarische Tendenzen überhaupt fernlagen. Die ersten Verkündiger des Evangeliums wufsten es so gut wie Plato, was für ein elender Nothehelf die geschriehene Rede für das lebendige Wort ist, nnd sie wufsten, dafs der Herr hald wiederkommen werde,

[1]) Vgl. Deifsmann, Bibelstudien, Marburg 1895, S. 189 ff.

Digitized by Google

und dafs sie die Welt durch ihre Predigt ihm gewinnen mufsten, damit er bald komme.

Besonders wichtig für die Frage nach dem Verhältnis des Christentums zur griechischen Knltur und Litteratur sind die Selbstaussagen der urchristlichen Schriften. Nicht nur die Apokalypse atmet einen glühenden Hafs gegen das römische Weltreich; die ganze Christenheit empfindet den schärfsten Gegensatz zur Welt, die ja doch dem baldigen Untergange geweiht ist, nnd die Weltlitteratur ist ein Stück dieser Welt. Die Christen bringen den Gegensatz auf eine scharfe Formel, wenn sie sich als neue Menschenrasse bezeichnen; das Band des neuen Glaubens soll die Bande des Blutes und der Sprache zerreifsen. Nicht in Worten stehet das Reich Gottes, sondern in Kraft. Nicht als Meister der Rede oder der Weisheit will Paulus zu den Koriuthiern gekommen sein. Er nennt sich einen Laien, was das Reden betrifft, und seine Gegner sagen von ihm (II. Kor. 10, 10): 'Wenn er leibhaftig da ist, ist er schwach, nnd seine Rede will nichts heifsen.' Die Weisheit der Welt hat Gott zur Thorheit gemacht, und durch die Thorheit des Evangeliums will er die Glaubenden retten. 'Sehet zu, dafs euch nicht jemand beraube mittelst der Philosophie und leeren Truges nach menschlicher Überlieferung' warnt der Kolosserbrief (2, 8). — Und auf der anderen Seite wird der Gegensatz der Kultur und Unkultur ebenso scharf empfunden, das *odium generis humani* reichlich vergolten. Dem Christenfeinde Celsus[1]) ist das Christentum eine barbarische Lehre, die sich an die Einfältigen und Niedrigen, an Sklaven, Weiblein und Kindlein wendet, die Weisheit für etwas Schlimmes, die Thorheit für etwas Gutes erklärt. Sehet nur zu, läfst er die Christen sagen, dafs sich keiner von euch mit Wissenschaft befafst; die Wissenschaft ist vom Übel, und die Erkenntnis bringt die Menschen von der Gesundheit der Seele ab. Ist es, fragt er, wirklich etwas so Schlimmes, gebildet und mit der besten Litteratur vertraut zu sein? Sollte das nicht vielmehr der Gotteserkenntnis und der Wahrheit förderlich sein? Dafs Celsus hier ganz zuverlässig christliche Stimmen und Stimmungen wiedergiebt, werden wir später sehen. — Und Kaiser Julian führt aus[2]), wie ungünstig ein Vergleich zwischen jüdischer und griechischer Litteratur, Salomon z. B. und Phokylides, Theognis, Isokrates, für jene ausfalle. Lafst einmal eure Kinder, ruft er, sich nur mit dem Studium eurer Schriften beschäftigen, und ihr mögt mich närrisch und hämisch nennen, wenn sie dann als Männer gebildeter als die Sklaven sind. Und warum nascht ihr von der griechischen Litteratur, wenn euch die Lektüre eurer Schriften genügt?

Noch heute macht die urchristliche Litteratur auf den philologischen Leser, der, ermüdet von der im toten Formenwesen erstarrten hellenistischen Litteratur, an sie herantritt, den Eindruck, dafs er vor einer neuen, fremdartigen,

[1]) Vgl. besonders Orig. III 44 48 49 75 ff. und I 9 13 27 28 62, III 18, VI 1 12, VII 23 60, VIII 49.

[2]) S. 204 ff. Neumann. Dem Origenes umgekehrt enthalten Salomos Schriften *ἐγκώμια τῆς σοφίας καὶ προτρεπτικὰ περὶ τοῦ σοφίαν δεῖν ἀναλαβεῖν*. Er ermuntert zur *διαλεκτική*, lehrt die *ἐκπύρωσις*, s. C. Cels. III 45, IV 12, VI 7.

Digitized by Google

vom Hellenismus unberührten Schöpfung stehe, die aus sich selbst begriffen werden will. Und etwas von diesem Eindruck verrät sich selbst in der Ratlosigkeit und Verständnislosigkeit, mit der manch einer dieser neuen Erscheinung gegenüber steht, der, selbst in den Traditionen eines formal ästhetischen Bildungsideales erstarrt, das Organ für das geistig Originale und Schöpferische verloren hat. Wir sehen, das Selbstbewufstsein der christlichen Schriftsteller und die Urteile heidnischer Kritiker — und wenn Celsus auch nicht alle uns erhaltenen Schriften kannte, so hat er anderseits nachweisbar eine gründliche Kenntnis von vielem besessen, was uns verloren ist — bestätigen diesen allgemeinen Eindruck. Freilich soll damit nicht geleugnet werden, dafs hellenistische Vorstellungen und Begriffe, wie sie z. B. durch die Diatribe der antiken Wander- und Strafsenprediger oder durch die hellenistische Umdeutung der orientalischen Religionen in die allgemeine geistige Atmosphäre der Zeit übergegangen waren, auch in neutestamentliche Schriften, besonders in die späteste Schicht derselben eingedrungen sein können; geleugnet werden soll die Notwendigkeit einer litterarischen Vermittelung. Gemahnt werden soll zur gröfsten Vorsicht in der Annahme von Einwirkungen der hellenistischen Kultur. Wir wissen jetzt, wie grofs der gemeinsame Besitz der Völker an ursprünglichen religiösen Vorstellungen ist, wir wissen, wie sehr der hellenistische Synkretismus die Anschauungen der verschiedensten Völker angenähert und verschmolzen hatte, wie z. B. im Glauben an Mittelwesen wie Engel, Elementargeister (die *στοιχεῖα* des Galaterbriefes) und Dämonen Orient und Occident, Heidentum, Judentum und Christentum sich berühren und kreuzen, wie christliche und orphisch-pythagoreische Jenseitsvorstellungen vielfach zusammentreffen und einander angenähert werden. Die göttliche Geburt kennen wir als griechisches und christliches, aber auch bei anderen Völkern und bei den Juden (durch Einflufs des Hellenismus?) in verfeinerten Formen verbreitetes Motiv.[1]) Die weite Verbreitung der Vorstellung, dafs beim Tode von Lieblingen der Götter die Sonne sich verfinstert, hat Usener kürzlich nachgewiesen.[2]) Wenn die römischen Soldaten Christus als Saturnalienkönig ausstaffieren, so ist die Szene treu, aber gewifs ohne Verständnis für ihren profanen Sinn in unseren Evangelien überliefert worden.[3]) Wenn Paulus I. Kor. 4, 13 die Christen als *περικαθάρματα τοῦ κόσμου* und *πάντων περίψημα*, als Sühnopfer der Welt und Abschaum bezeichnet, so ist uns die Stelle erst verständlich geworden, seit Usener gezeigt hat[4]), dafs man mit diesen Schimpfwörtern die Verkommenen bezeichnete, die sich dazu hergaben, für eine mehrtägige gute Verpflegung bei den Thargelien als Sühnopfer zu fallen. Gewifs wird in anderen Fällen die Übertragung hellenistischer Vorstellungen zu erweisen sein, je weiter die Erforschung der hellenistischen Kultur vorschreitet. — Das ungeschriebene Gesetz in den Menschenherzen (Röm. 2, 14 15), *φθείρουσιν ἤθη χρήσθ᾽ ὁμιλίαι*

[1]) Usener, Religionsgeschichtliche Untersuch. S. 70 ff.; v. Wilamowitz, Herakles I² 297; Holtzmann, Neutest. Theologie I 409 ff.; Wiedemann, Herodots zweites Buch 268 219.

[2]) Rh. Mus. LV 286. [3]) Hermes XXXIII 175 ff.

[4]) Sitzungsberichte d. Wiener Akad. CXXXVII 3 S. 59 ff.

κακαί I. Kor. 15, 33, *τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμέν* Apostelgesch. 17, 28, *Κρῆτες ἀεὶ ψευσταί, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί* Tit. 1, 12, das heraklitische *ὗς λουσαμένη εἰς κύλισμα βορβόρου* II. Petr. 2, 22 sind nicht Entlehnungen und Citate, sondern kurrente Münze und geflügelte Worte, *οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο* Phil. 2, 6, *πρὸς κέντρα λακτίζειν* Apostelgesch. 26, 14, *πλανῶντες καὶ πλανώμενοι* II. Tim. 3, 13 sind sprichwörtliche Wendungen, und solcher Niederschlag der allgemeinen Bildung beweist keinen litterarischen Einflufs.[1]) Die Vorstellung, dafs Paulus zur Vorbereitung auf seine Weltmission sich im Studium des Plato und Aristoteles über die Grundlagen der griechischen Bildung klar geworden sei und sich durch geographische Werke der Alexandriner über den künftigen Bereich seiner Wirksamkeit orientiert habe[2]), ist ebenso unbewiesen und in sich unwahrscheinlich wie die kürzlich vermutete Euripideslektüre des Lucas.[3]) Aber darauf möchte ich hinweisen, dafs es auch in der urchristlichen Litteratur ganze Schriften giebt, die auf einem höheren litterarischen Niveau stehen, so der gut stilisierte Hebräerbrief und der zum Teil hochrhetorische erste Clemensbrief (die Antithese Kap. 20 21 zwischen der strengen Befolgung der Naturgesetze und des Abfalls der Menschen vom göttlichen Willen ist echt stoisch durchgeführt) und einzelne Stücke, die einen stärkeren Einflufs hellenistischer Denkweise verraten. Zwei Beispiele will ich anführen. Paulus' Rede auf dem Areopag (Apostelgesch. 17) ist wie die anderen Reden der Apostelgeschichte und die der antiken Historiker überhaupt als freie Komposition anzusehen. Die ganze Konzeption der wirkungsvollen Szene, die Art, wie er nach der Sitte der antiken Wander- und Strafsenprediger auf dem Markte sein Publikum sucht und mit den Philosophen anbindet, die an die Stoa anklingende Verkündigung des keines Menschendienstes bedürftigen Gottes, die Gleichsetzung des christlichen und heidnischen Monotheismus und die Berufung auf den pantheistischen

[1]) Sitzungberichte d. Berl. Akad. 1898 S. 788 ff. Da die Exegeten zu Joh. 4, 37 mit der Möglichkeit der Benutzung eines griechischen Sprichwortes rechnen, füge ich zur Ergänzung meiner früheren Bemerkungen hier hinzu, was mir L. Cohn zu der Stelle ausführt: 'Das «Sprichwort» *ἄλλοι μὲν σπείρουσιν, ἄλλοι δ' ἀμήσονται* findet sich in der Pseudo-Diogenianischen Rezension des alphabetischen Sprichwörter-Corpus (Diog. II 62) mit der Erklärung: *ἐπὶ τῶν οὐχ ἑαυτοῖς, ἀλλ' ἑτέροις πονούντων.* Es gehört nicht dem alten ursprünglichen Bestande der Sprichwörter (Didymos-Zenobios) an und scheint erst später in die (beträchtlich erweiterte) alphabetische Rezension aufgenommen zu sein, die wir die Ps.-Diogenianische nennen: ob Ev. Joh. 4, 37 *ἄλλος ἐστὶν ὁ σπείρων καὶ ἄλλος ὁ θερίζων* (vgl. Matth. 25, 24) auf dieses Bezug nimmt, scheint mir daher recht zweifelhaft, wiewohl es ja natürlich nicht ausgeschlossen ist, dafs eine solche sprichwörtliche Redensart im griechischen Volksmundo damals vorhanden war. Mit Recht scheint mir vielmehr auf die Stelle des Propheten Micha 6, 15 «Du wirst säen und nicht ernten», Hiob 31, 8, hingewiesen zu werden (vgl. auch Deuteron. 20, 6 und 28, 30). — Ganz ähnliche (wahrscheinlich schon dem älteren Bestande angehörige) Sprichwörter sind übrigens *ἄλλοι κάμον, ἄλλοι ὤναντο* mit der Erklärung *ἐπὶ τῶν παρ' ἐλπίδα τὰ ἀλλότρια κληρονομησάντων* (Zenob. Paris. I 65) und *ἀλλότριον ἀμᾷς θέρος* (schon Arist. Eq. 392). Der Gedanke ist alt: Vgl. Hesiod. Theog. 599: *ἀλλότριον κάματον σφετέρην ἐς γαστέρ' ἀμῶνται.*'

[2]) E. Curtius, Sitzungsberichte d. Berl. Akad. 1893 S. 928 ff.

[3]) W. Nestle, Philol. LIX 46 ff.

Aratspruch, die Bekanntschaft mit den Altären für unbekannte Götter, die gute Komposition der Rede, gegen die z. B. die Stephanusrede stark abfällt, alles das verrät den nicht ungebildeten hellenistischen Verfasser. Als das vielleicht älteste Dokument eines bewufsten Ausgleiches mit dem Hellenismus ist diese Rede von gröfster Bedentung.[1]) — Und zweitens der Prolog des Johannesevangeliums. Um die Vorstellungskreise, aus denen die Logoslehre des vierten Evangeliums verständlich wird, darzulegen, mufs ich weiter ausholen. Indem die Philosophie sich bestrebt ihre vernunftgemäfse Gotteserkenntnis mit dem volkstümlichen Polytheismus auszugleichen, drückt sie die Fülle der Göttergestalten zu Teilkräften und Vermittelungen der einen göttlichen Urkraft, zu *δυνάμεις* oder *λόγοι* derselben herab.[2]) Trägerin des religiösen Synkretismus und Monotheismus zugleich, findet sie in allen Religionen die volkstümliche Bildersprache der einen philosophischen Religion. Der stoische Begriff des die Welt durchdringenden göttlichen *λόγος* heftete sich nun, indem er an manchen Zügen seines Wesens eine natürliche Anknüpfung fand und diese erweiterte, andere im gleichen Sinne deutete, mit besonderer Vorliebe an Hermes und die ihm assimilierten Göttergestalten, vor allem den ägyptischen Thot, dessen Wort als weltschöpfende, sich in Hypostasen umsetzende Kraft gefafst wurde. *Τυγχάνει δὲ ὁ Ἑρμῆς ὁ λόγος ὤν, ὃν ἀπέστειλαν πρὸς ἡμᾶς ἐξ οὐρανοῦ οἱ θεοί* (Cornut). Im Glanben an einen Gott und an Mittelwesen weifs das Christentum und die heidnische Philosophie sich eins, und die christlichen Apologeten lehren uns, dafs dies die von beiden anerkannte gemeinsame Grundlage war, auf der die beiderseitige Polemik in ihren Argumentationen beruhte.[3]) Es scheint nach Reitzensteins[4]) Ausführungen sehr verständlich, dafs der *λόγος*, wie er den Inhalt des Hermes erschöpfen sollte, so auf Grund von Vorstellungen, die längst dnrch die synkretistische Priesterweisheit populär geworden waren, sich mit dem Träger der neuen Offenbarung verband, das Schema wurde, durch das seine kosmische und ethische Bedeutung verständlich gemacht, die heidnischen Vorstellungen von den höchsten Wirkungen der Gottheit in einem neuen, christlichen Centrum sich sammeln konnten.[5]) Nicht bei Heraklit und nicht

[1]) Darum kann auch Act. 17, 18 sehr wohl anf den Wortlaut der Anklage gegen Sokrates zurückgehen. Die Personifikation von *Ἀνάστασις* ist vielleicht durch ähnliche gnostische Hypostasen veranlafst.

[2]) Vgl. Usener, Götternamen S. 339 ff.; Celsus bei Orig. VII 68, VIII 2 24 66.

[3]) Sehr lehrreich ist z. B. Orig. C. Cels. III 35, V 2 3 und Buch VIII; nach II 31 findet Celsus im allgemeinen lobenswert *τὸ λόγον εἶναι τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ*.

[4]) Reitzenstein, Zwei religionsgeschichtliche Fragen, Strafsburg 1901, S. 80 ff. Nur möchte ich den ägyptischen Einflufs weniger als R. (S. 100), den in letzter Linie wirksamen stoischen mehr betonen und darum auch nicht mit R. den Sinn des *λόγος* auf die 'Rede' beschränken.

[5]) Darnach ist die oft, zuletzt von Harnack, Wesen des Christentums S. 128 ausgesprochene Ansicht zu berichtigen oder wenigstens einzuschränken: 'Durch nichts ist es vorbereitet, in einer geschichtlichen Person die Inkarnation desselben (des Logos) zu konstatieren, niemals ist es einem spekulierenden Juden eingefallen, den Messias und den Logos zn identifizieren.' War doch auch Moses mit Hermes gleichgesetzt worden (Reitzenstein S. 100 ff.)! Ganz stoisch klingt Orig. C. Cels. V 39: *κἂν δεύτερον οὖν λέγωμεν θεόν*

bei Philo, sondern in tieferen Regionen werden wir, da der Evangelist den Logosbegriff als seinen Lesern bekannt voraussetzt, die Anknüpfung für die Johanneische Logostheologie zu suchen haben. Und dafs es dem Evangelisten gewifs nicht an zeitgenössischen Mustern seiner Theologie und seines hieratischen Tones gefehlt hat, möge noch ein etwa ein halbes Jahrhundert späterer profaner Text beweisen: *ὁπότε δὲ ἐγένετο, οὐκ ἔστιν εἰπεῖν, ἀλλ' ἦν τε ἄρα ἐξ ἀρχῆς καὶ ἔσται εἰς ἀεί .... αὐτὸς ἑαυτὸν ἐξ ἑαυτοῦ ἐποίησεν*[1]) *καὶ οὐδὲν προσεδεήθη ἑτέρου εἰς τὸ εἶναι, ἀλλ' αὐτὸ τοὐναντίον πάντα εἶναι ἀπ' ἐκείνου ἤρξατο ... οὕτω δὴ ἀρχὴ μὲν ἁπάντων Ζεύς τε καὶ ἐκ Διὸς πάντα* (Aristides Bd. II S. 340, 24 ff. Keil).

Nur kurz kann ich die Zeit zwischen der urchristlichen Litteratur und Clemens von Alexandria berühren, die ich als die Periode des Überganges von der kulturfeindlichen oder weltfremden urchristlichen Litteratur zu der Entfaltung der wissenschaftlichen Disziplinen und Litteraturformen im Christentum unter hellenistischem Einflusse bezeichnen möchte. Es ist die Zeit des Kampfes mit äufseren und inneren Feinden. Der Gegensatz zur neuen Religion beginnt den Heiden zum Bewufstsein zu kommen, und ein gefährlicher Feind dringt in die Kirche. Der mit Alexander beginnende grofse Hellenisierungsprozefs der Religionen[2]) wirft sich mit aller Gewalt auf die christlichen Kirchen, bemächtigt sich der christlichen Religion und will sie, in verschiedenen Mischungs-

(Christus), *ἴστωσαν ὅτι τὸν δεύτερον θεὸν οὐκ ἄλλο τι λέγομεν ἢ τὴν περιεκτικὴν πασῶν ἀρετῶν ἀρετὴν καὶ τὸν περιεκτικὸν παντὸς οὑτινοσοῦν λόγου τῶν κατὰ φύσιν καὶ προηγουμένως γεγενημένων καὶ εἰς χρήσιμον τοῦ παντὸς λόγον.* Wie populär die Deutung der Götter als *λόγοι* oder *δυνάμεις* der einen göttlichen Urkraft war, kann ein Blick in den Index zu Cornntus lehren. Dadurch wird auch Apostelgesch. 8, 10 (vgl. 10, 38) verständlich: *οὗτός ἐστιν ἡ δύναμις τοῦ θεοῦ ἡ καλουμένη μεγάλη.* Blafs bemerkt: 'mirum maxime *ἡ καλουμένη*, quasi *δύναμις θ. μικρά* quoque esse possit'. Gewifs erscheinen die vielen göttlichen *δυνάμεις* im Verhältnis zu der grofsen Offenbarung in Simon *μικραί.* — Apostelgesch. 10, 36: *τὸν λόγον, ὃν ἀπέστειλεν τοῖς υἱοῖς Ἰσραὴλ εὐαγγελιζόμενος εἰρήνην διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ, οὗτός ἐστι πάντων κύριος* halte ich für intakt, Blafs streicht *κύριος* und scheint dadurch das seltsame Schwanken zwischen einer den *λόγος* von Christus unterscheidenden und ihn mit Christus gleichsetzenden Auffassung beseitigen zu wollen. Aber für ein ähnliches gleichzeitiges Schwanken zwischen unpersönlicher und persönlicher Fassung des *λόγος* liefsen sich viele Parallelen (Ev. Joh. 12, 48) anführen, und die persönliche Fassung ist durch *ἀπέστειλεν* vorbereitet; s. die soeben citierte Cornnt-Stelle.

[1]) Vgl. Usener, Rh. M. LV 293.

[2]) Dieterichs, Cumonts, Reitzensteins Forschungen haben uns diesen Prozefs als eine einheitliche Entwickelung verstehen gelehrt, deren wichtigste Phasen die Ptolemäerpolitik und die stoische Theologie, die Cäsarische Religionspolitik, die religiöse Romantik der Kaiserzeit sind. Die 'Gnosis' ist als ein Glied dieser allgemeinen Entwickelung zu begreifen, ihre geschichtliche Erforschung im einzelnen nur in diesem weiten Zusammenhange möglich. Erst nach einer sorgfältigen Analyse jedes Systems in seine Elemente wird die Frage gestellt werden können: Ist im einzelnen Falle das Christliche das Primäre oder (wie bei den Naassenern, wo das Christliche nur ein mythologisches Exempel neben anderen ist, das sich ohne Schaden für die Grundgedanken streichen läfst) das Sekundäre? Erschwert wird die Untersuchung noch durch die Möglichkeit, dafs die gnostische Propaganda in den christlichen Gemeinden die christlichen Vorstellungen und Beispiele in den Vordergrund stellte, wie der Manichäismus in seinen Vorstöfsen gegen den Westen sich christianisierte.

Digitized by Google

verhältnissen, spekulativ umdeutend zu einem Elemente des allgemeinen Synkretismus der Religionen machen. Der Überflutung durch den Hellenismus stellt die Kirche einen festen Damm urchristlicher Traditionen entgegen, aber im Kampfe selbst bereichert sich die christliche Weltanschauung, weitet sich der Horizont. Eine apologetische und antihäretische Litteratur entsteht, die schon aus Rücksicht auf den Gegner, den sie bekämpft, auf die weiten Probleme griechischer Weltauffassung eingehen mufs und die Mittel antiker Kunstsprache nicht verschmäht. Nebenher geht eine reiche innerkirchliche und meist nur aus den Titeln bekannte Litteratur, die sich mit Fragen der Disziplin und Verfassung, Exegese und theologischen Einzelfragen beschäftigt.

Aber wie wenig die Kirche auf einen Ausbau dieser wissenschaftlichen Anfänge und auf litterarische Tendenzen gerichtet war, beweist die Thatsache[1]), dafs gegen die Wende des II. Jahrh. von der kirchlichen Majorität in vollem Ernste das Recht aller wissenschaftlichen Forschung, ja jeglicher Schriftstellerei in Frage gestellt werden konnte. Die Haltung gegen die Philosophie war schon lange bei den einen freundlich, bei den anderen, wie Tatian, bitter feindlich gewesen. Nun hatte die Kirche die Gnosis glücklich überwunden, aber mit ihr war auch die Philosophie, die für die Gnosis als ihre Mutter verantwortlich gemacht wurde, verdächtigt. Sie aus der Kirche bannen, das hiefs vielleicht, ähnlichen gefährlichen Auswüchsen für alle Zukunft die Wurzel abschneiden. Weiter war ja die Kirche jetzt durch ihren Kanon in dem glücklichen Besitz einer einzigartigen, absolut vollkommenen Offenbarung. Hatte man die Schrift, was brauchte man Schriften? Der Kampf, der um diese Fragen entbrennt, entscheidet über die Zukunft der Kirche. Um nichts geringeres handelt es sich als um die Frage, ob die Kirche sich von der Welt absondern oder die Trägerin einer die Welt erobernden Kulturmission werden soll. Dafs die Alternative in letzterem Sinne entschieden worden ist, ist das welthistorische Verdienst der von Alexandria ausgegangenen christlichen Wissenschaft. Clemens von Alexandria setzt uns noch in die glückliche Lage, eine lebendige Vorstellung von dem Widerstreite der Parteien und der Stimmungen zu gewinnen, und Norden hat gezeigt, wie der Nachhall dieses Kampfes noch durch Jahrhunderte fortklingt. Die Philosophie, so sagen die Frommen, ist vom Teufel. Von ihr hat schon Salomo (Spr. 5, 3) gesagt: 'Halte dich nicht an ein schlechtes Frauenzimmer; denn Honig träufelt von den Lippen einer Hure.' Die Frommen fürchten sie wie die Kinder die Gespenster und verschliefsen ihr Ohr vor ihren Sirenenklängen. An seinem Glauben hat man genug; wozu Philosophie, Dialektik, Physik, die die Glaubenssicherheit nur stören könnten? Wozu das Schreiben von Büchern, die den meisten Menschen unverständlich und unnütz sind? Clemens bezeichnet ausdrücklich diesen Köhlerstandpunkt als den der christlichen Masse. So stand es in Alexandria. Was Wunder, dafs in Karthago sogar ein einflufsreicher Schriftsteller ein leidenschaftlicher Vorkämpfer ähn-

[1]) Zum folgenden vgl. die schöne Darstellung von E. de Faye, Clément d'Alexandrie, Paris 1898, S. 126 ff.; Harnack, Altchristl. Litt. S. XXI ff.; Norden, Antike Kunstprosa S. 673 ff.

Digitized by Google

licher Anschauungen ist? Philosophen und Gnostiker verfallen in Tertullians Schrift De praescriptione haer. der gleichen Verdammnis: Schon Paulus hat die Philosophie verworfen. Das Evangelium schliefst Wifsbegierde und Forschung aus. Es ist thöricht, sich auf das Wort 'Suchet, so werdet ihr finden' zu berufen; denn das gilt natürlich für die, die Christum noch nicht gefunden haben. 'Glaubst du, so hast du gefunden. Du hättest nicht geglaubt, wenn du nicht gefunden hättest, wie du auch nicht gesucht hättest ohne die Erwartung zu finden.' Die Glaubensregel schliefst alle müfsigen Fragen aus, die doch nur Häretiker schaffen. Nichts wissen, was der Glaubensregel zuwiderläuft, das ist die Summe der Weisheit. Wahnwitz ist es, zu behaupten, die Apostel hätten nicht alles gewufst oder uns von ihrer Weisheit etwas vorenthalten. Man sieht, die Schriftstellerei wird als eine unerlaubte Konkurrenz mit den heiligen Schriften angesehen.

Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe und Geduld Clemens auf die Bedenken der Schwachen eingeht. Ich beschränke mich darauf, die Grundgedanken hervorzuheben. Den von beiden Seiten aufgebotenen Schriftbeweis zu wiederholen, werden Sie mir nach den beiden schönen Proben, die ich bereits gegeben habe, gern erlassen. Ist die Philosophie unnütz, so bedarf es doch philosophischer Bildung, um ihre Zwecklosigkeit zu beweisen — ein Nachklang des aristotelischen *Προτρεπτικός*, der so oft die edelsten Geister im Kampfe für die idealistische Weltanschauung gestärkt hat. Die Philosophie ist die den Heiden gegebene Gottesoffenbarung, entstellt durch sophistische Irrlehren und Götzendienst, aber doch providentiell. 'Durch ihre Bildung hat Gott die Hellenen auf Christus erzogen, wie die Hebräer durch das Gesetz.' Wie will man die Heiden ohne Verständnis für ihre Lehren widerlegen? Gewifs kann man auch ohne litterarische Bildung ein gläubiger Christ sein, aber ohne sie ist eine sicher gegründete christliche Erkenntnis, eine Entfaltung der *πίστις* zur *γνῶσις* unmöglich. Wie die *ἐγκύκλιος παιδεία* die Vorstufe zur Philosophie, so ist diese die Vorstufe zur christlichen Weisheit. Der Schriftsteller darf neben dem Prediger einen Platz in der Kirche beanspruchen, das geschriebene Wort neben dem lebendigen. Die grofse Verantwortung und die Schwierigkeiten der litterarischen Thätigkeit betont Clemens in einer Weise, dafs man sieht, es sind ganz neue Aufgaben, an die er sich wagt. Aber es ist wahrhaft erstaunlich, was die zwei ihre Zeit so hoch überragenden Männer, Clemens und Origenes, in dem Zeitraume von wenig mehr als einem halben Jahrhundert geleistet haben.

Und doch hätte man ein ganz einseitiges Bild von ihrer Persönlichkeit, wenn man sie wesentlich als Schriftsteller sich vorstellte. Das tote Wort galt ihnen wenig, und von ihrer Schriftstellerei dachten sie recht gering. Und ihre Schriften waren auch zumeist Nebenprodukte, *πάρεργα* der mündlichen Lehrthätigkeit, und gerade deren esoterische und interessanteste Seite deuten die Schriften eben nur an. Die geschichtliche Bedeutung der Arbeit, die in dem theologischen *διδασκαλεῖον* Alexandrias geleistet worden ist, können wir uns nicht leicht grofs genug vorstellen. Denn alle Organisation theologischer

Schularbeit geht in letzter Linie auf das alexandrinische Muster zurück. Die Schulen in Caesarea, Antiochia, Edessa, Nisibis sind Töchter der alexandrinischen Hochschule, und der Klang dieser Namen schon vergegenwärtigt uns, was die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit in dem alexandrinischen Lehrinstitut für die Kontinuität der wissenschaftlichen Tradition zu bedeuten hat. Was die platonische Akademie für die Philosophie, das bedeutet die christliche Hochschule Alexandrias für die christliche Wissenschaft. Der erste uns bekannte Meister der Schule ist Pantaenus, der Vorgänger und Lehrer des Clemens. Wir hören, dafs das Institut in weit frühere Zeiten zurückreicht, aber wir wissen nicht, wann und wie es entstanden ist; wir sind auf Vermutungen angewiesen.[1] In der Kirche der ersten drei Jahrhunderte bestand frei von der administrativen Organisation der Kirche eine unabhängige Lehrthätigkeit von *διδάσκαλοι*, die, wie die Sophisten, bald von Gemeinde zu Gemeinde wanderten, bald an einem Orte regelmäfsige Lehrkurse abhielten. Als das Christentum in die hellenistische Geisteswelt einzugehen begann, bot dies freie Lehramt christlichen Sophisten und Philosophen Raum für eine Lehrthätigkeit, wie sie sie zum Teil schon als heidnische Philosophen ausgeübt hatten. Dies freie Lehramt hat sich in Alexandria, nachdem längst die Lehrthätigkeit in die kirchliche Hierarchie eingegliedert war, neben der Kirche besonders lange behauptet, weil es einen ganz besonderen Beruf erfüllte und höhere Gaben als die spezifisch kirchliche Lehrthätigkeit forderte. Betrachten wir die Wirksamkeit und die Schicksale des Origenes, wie er in Alexandria und in Caesarea seinen Schülerkreis sammelt und seinen Lehrberuf nicht ohne Konflikte mit der Hierarchie ausübt, wie er von Fürsten und vornehmen Damen gesucht und eingeladen wird, wie er auf zahllosen Reisen geschäftig ist, die rechte Lehre zu verfechten und die Häresie zu überwinden, so erscheint er als rechter *διδάσκαλος τῆς ἐκκλησίας*, die Heiden haben ihn als Philosophen oder Sophisten angesehen. Plotins Leben, seine Wanderungen und Beziehungen zu Fürsten und Vornehmen bieten äufserlich eine treffende Parallele. Die erlesensten Zeugnisse lassen uns zum Glück nicht im unklaren, in welchem Geiste und in welchem Umfange Origenes sein Lehramt ausgeübt hat. Grammatik, Geometrie, Arithmetik und die anderen *ἐγκύκλια προπαιδεύματα*, Unterweisung in den Lehrunterschieden der Philosophenschulen und Exegese philosophischer Schriften, Einführung in die heiligen Schriften werden von Eusebius als Lehrgegenstände der alexandrinischen Akademie erwähnt. Man sieht, es ist ein breiter Untergrund, auf dem die christliche Erkenntnis sich aufbaut, und Origenes selbst bezeugt, dafs er nur die Richtung seiner Vorgänger im Lehramte verfolgt habe. Die christliche Lehranstalt ist ein grofses Konkurrenzunternehmen zu den höchsten heidnischen Bildungsinstituten, ein Versuch, den bleibenden Ertrag der griechischen Kulturarbeit in den Dienst der neuen christlichen Kultur zu stellen und mit ihr zu verschmelzen. Männer und Frauen, Christen und christliche Katechumenen, christliche Häretiker und heidnische Philosophen gehen

[1]) Vgl. Harnacks grofse Ausgabe der *Διδαχή* (Texte und Untersuch. II 1 2) S. 134 ff. 168.

Digitized by Google

bei Origenes ein und aus. Wie Origenes, als er selbst schon einen Namen hatte, zu den Füfsen des Ammonius Sakkas safs, wie Plotin im regen Verkehre mit christlichen Gnostikern steht, so verkehren auch im Kreise des Origenes Christen und Griechen wie auf neutralem Boden, ohne ein klares Bewufstsein für den Gegensatz der beiden Pole, für die feindliche Spannnng der beiden Weltanschauungen, ohne eine Ahnung des erbitterten Kampfes, in dem sie bald um die Weltherrschaft ringen sollten.[1]) Das Christentum stellt sich hier als eine neue, als die wahre Philosophie dar. Der grofse Philosoph wird Origenes auch bei den Griechen genannt, und auch durch die bittere Polemik des Porphyrins klingt die Achtung vor dem Manne, der Schmerz, dafs er dem Heidentume verloren sein sollte, hindurch.

Die wertvollste Ergänzung zu den Nachrichten des Eusebius bildet die Dankrede, die Gregor der Thaumaturgos 238 verfafst hat, als er Caesarea und den Unterricht des Origenes verliefs.[2]) Durch die gezierte und verkünstelte Sprache hindurch fühlen wir den Strom eines lebendigen Gefühles, einen Idealismus und eine zum wahren *ἔρως* gesteigerte Begeisterung zugleich für die Philosophie und für ihren grofsen Propheten, wie sie an die Stimmung des jugendlichen Plato erinnert. Untergehend sogar ists immer dieselbige Sonne. 233 kommt der junge Jurist Gregor nach Caesarea, trifft zufällig den Origenes und wird fünf Jahre in seiner Schule festgehalten. Möglichst mit den eigenen Worten des begeisterten Jüngers will ich nacherzählen, was er von Origenes gelernt hat und was er durch ihn geworden ist. Der Tag der ersten Begegnnng mit dem Meister ist der wichtigste seines Lebens, die Geburt zu einem neuen Leben, der Aufgang der wahren Sonne. Das *προτρέπειν* zur Philosophie bildet die Vorbereitung. Origenes zeigt ihm, wie nur die, die sich selbst und die wahren Güter kennen, die sich über die irdischen Güter und über das alltägliche Erwerbs- und Genufsleben erheben, ein wahres Leben kennen, wie

---

[1]) Vgl. Gomperz, Anz. d. phil.-hist. Kl. der Wiener Akad. 1901 Nr. VII 2, der den Anatolius, der die Schrift von den Zahlen verfafst und dem Porphyrius das erste Buch seiner Homerischen Untersnchnngen gewidmet hat, mit dem christlichen Bischof gleichsetzt. — Doch kann der von Porphyrins, Vita Plotini 14 erwähnte Origenes nicht, wie Gomperz S. 3 will, der Christ, sondern nur der c. 3 (vgl. das Citat aus Longin *περὶ τέλους* c. 20) erwähnte Origenes sein — sonst hätte Porphyrins die Personen unterscheiden müssen —, und dieser Origenes mufs vom Christen unterschieden werden. Denn 1. schreibt ihm Porphyrius als einzige Schriften die *περὶ δαιμόνων* und *ὅτι μόνος ποιητὴς ὁ βασιλεύς* zu, 2. läfst sich, was Proclus von seinen Lehren berichtet, nicht auf den Christen beziehen, 3. erklären sich nur, wenn man die Zeugnisse über die Existenz des heidnischen Platonikers gelten läfst, Porphyrius' irrtümliche Angaben über Origenes' Lebenslauf; s. Zeller, III 2, 460 ff. und Ruhnken, De vita et scriptis Longini sect. V. — Sehr beachtenswert ist in diesem Zusammenhange die Anerkennnng, mit der der Neuplatoniker Amelius (bei Eus. Praep. ev. XI 19, 1) das Johannesevangelium citiert. Und der versöhnliche Schlufston des *Ἀληθὴς λόγος* wie die von den Theologen nicht beachteten schönen Ausführungen des Porphyrius im dritten Buche *Περὶ τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας* (S. 180 ff. Wolff) beweisen, wie man auch auf neuplatonischer Seite Verständigung nnd Versöhnnng suchte.

[2]) Vgl. Brinkmann, Rh. M. LVI 55 ff.; Leo, Die griechisch-römische Biographie S. 267 Anm. 2.

Digitized by Google

es ohne Philosophie keine wahre Gottesfurcht giebt — das alles nur ein Nachhall des aristotelischen προτρεπτικός. Da fällt der erste Funke göttlicher Begeisterung in die jugendliche Seele, der ἔρως zum ἱερὸς λόγος und zu seinem göttlichen Propheten erfüllt sie, die Philosophie und ihr grofser Meister bildet nun den Inhalt seines Lebens. Nachdem dann Origenes in sokratischer Methode — was darüber gesagt wird, erinnert an Epiktets Konversationen — die junge Seele empfänglich gemacht hat, beginnt der wissenschaftliche Unterricht mit Logik und Dialektik (Excerpte seiner Dialektik teilt uns Clemens im 8. Buche der Stromateis mit). Daran schliefst sich die physische Erkenntnis des Alls und seiner Gesetze, die an Stelle der unvernünftigen Verwunderung die vernünftige Bewunderung setzen will. Damit verbindet sich die Geometrie, und auf diesem festen Fundamente erhebt sich die zu den höchsten Dingen überleitende Astronomie. Den Kern des Unterrichtes bildet endlich eine Ethik, die vor allem eine Durchbildung des Charakters zum Ziele und in dem lebendigen Vorbilde des Meisters die beste Norm hatte, und die theologische Unterweisung, ausgehend vom Studium der Philosophen[1]) und Dichter[2]), gipfelnd in der Bibelexegese.

Schon die Thatsache, dafs Gregor fünf Jahre seines Lebens sich ganz dieser strengen Schulzucht unterwirft, beweist, wie eingehend der Unterricht in den einzelnen Disziplinen gewesen sein mufs. Gregor selbst lehrt uns, was ihn, der von den Philosophen seiner Zeit sich mehr abgestofsen als angezogen fühlte, gerade an den christlichen Philosophen mit einer zwingenden Macht fesselte, so dafs die Trennung von ihm ihm als die Ausstofsung aus dem Paradiese erschien. Es war die Gewalt der Persönlichkeit, die in Lehre und Leben den Stempel gröfster Wahrhaftigkeit und strengsten sittlichen Ernstes trug, die Idealgestalt eines Pädagogen, der, hoch erhaben über sophistisches Scheinwesen und ehrsüchtiges Schulgezänk, alle Kräfte des geistigen und sittlichen Lebens zu lösen und auf ein grofses Ziel zu richten wufste, auf den Besitz eines reichen persönlichen Innenlebens, das aus einer idealen Welt und aus der Gemeinschaft mit Gott die besten Kräfte zog.[3]) Der geschlossene Kreis der προπαιδεύματα, wie sie Origenes und später noch z. B. die Nestorianer lehrten, wurde seit alexandrinischer Zeit als die Grundlage einer höheren Bildung und als die notwendige Vorstufe des philosophischen Unterrichtes betrachtet; das lehren die im wesentlichen übereinstimmenden Zeugnisse des Cicero, Varro, Philo, Seneca, Sextus. Letzterer setzt es voraus, dafs seine Schüler diese Kenntnisse mitbringen (S. 600, 23 ff. B.).[4]) Aber die Personal-

[1]) Mit Ausschlufs der ἄθεοι, d. h. der Epikureer. Die durch Sachkenntnis und Ruhe des Tones ausgezeichnete Bestreitung der epikureischen Lehre in des Alexandriners Dionysius Schrift Περὶ φύσεως kennen wir aus Auszügen des Eusebius.

[2]) Es wird sich wohl um die bekannten Florilegien handeln, welche die Zeugnisse der Dichter für den Monotheismus zusammenstellen.

[3]) Origenes' Brief an Gregor (Philokalia S. 64 ff. R.) kann m. E. nur während jener 5 Jahre bei zeitweiliger Trennung geschrieben sein.

[4]) Ebenso der Peripatetiker in Justins Dial. 2.

Digitized by Google

union und die geschlossene, zielbewufste Organisation des Unterrichtes zeichnete den christlichen Schulbetrieb des Origenes vor der πολύτροπος παιδεία aus.[1]) Man mufs, um einen gleich imposanten Aufbau des Systems und des Unterrichtes zu finden, auf den letzten grofsen Griechen Posidonius zurückgehen, der seine Spekulation auf den breitesten und solidesten Unterbau der Fachwissenschaften gründete, die er nach Senecas Zeugnis der Philosophie eingegliedert wissen wollte und wie keiner nach ihm beherrschte.

Zu einem wissenschaftlichen Institute wie dem cäsareensischen gehörte selbstverständlich ein grofser wissenschaftlicher Apparat und bedeutende Geldmittel, gerade so wie zur platonischen Akademie und zum Peripatos. Da sprang der reiche und opferfreudige Ambrosius, der Freund und ἐργοδιώκτης des Origenes, hilfreich ein. Er stellte ihm eine Anzahl von Schnellschreibern, Abschreibern und in der Kalligraphie unterrichteten Mädchen zur Verfügung. Dieses Heer von Arbeitern war für die Herstellung eines Riesenwerkes wie die Hexapla, für die Nachschrift seiner Homilien[2]), für den schwungvollen Bücherverlag, der für Eusebius' Zeit noch aus vielen handschriftlichen Editionsvermerken nachweisbar ist, notwendig. Mit den Mitteln des Pamphilus, der dem Eusebius als reicher Mäcenas zur Seite stand, wie Ambrosius dem Origenes, wurde später die cäsareensische Bibliothek geschaffen. Der Bücherbestand läfst sich zum Teil aus Eusebius rekonstruieren, und Quellenuntersuchungen zu Origenes scheinen mir zu bestätigen, dafs mehrere von Eusebius excerpierte Werke schon von Origenes benutzt sind, der Grundstock der Bibliothek also wohl auf ihn zurückgeht. Hatte doch auch sein Jugendfreund Alexander in Jerusalem eine Bibliothek gegründet, die dem Eusebius später reiches Material für seine Kirchengeschichte gab.

Es würde recht lehrreich sein, einmal den litterarischen Nachlafs der Alexandriner unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, in welchem Verhältnis die einzelnen Schriften zur mündlichen Lehrthätigkeit der Verfasser stehen. Die Trilogie des Clemens läuft zum Teil dem Lehrgange des Origenes, wie wir ihn soeben gezeichnet haben, parallel, aber als exoterische, auf ein weiteres Laienpublikum berechnete Unterweisung hat sie sich die Ziele niedriger gesteckt. Der *Προτρεπτικός* will vom heidnischen Kultus abziehen und in die christliche Wahrheit einführen; in die Höhen philosophischer *γνῶσις* versteigt er sich nicht. Der *Παιδαγωγός*, die christliche Erziehungslehre, verläuft bald in der behaglichen Breite kasuistischer Moral. Die *Στρωματεῖς* erweisen das Existenzrecht christlicher Wissenschaft in der Kirche und geben die Präliminarien und die Propädeutik für die christliche *γνῶσις*. Diese selbst, im *Διδάσκαλος* dargelegt, sollte erst das Ganze krönen. Aber erst Origenes hat den

[1]) Vgl. von Arnim, Leben und Werke des Dio S. 112 ff.; Norden S. 671 ff.

[2]) In seinen späteren Jahren arbeitete Origenes seine Homilien nicht mehr vorher aus, sondern liefs sie nachschreiben. Manche uns noch erhaltene Predigtsammlungen lassen sich wie auch andere christliche und sophistische Reden als solche Nachschriften erweisen; s. G. G. A. 1901 S. 780, wo ich auch auf E. Rohde, Kleine Schriften II 445 446 hätte verweisen sollen.

Digitized by Google

grofsen Gedanken, den Gesamtertrag der griechischen Philosophie nach christlichen Grundsätzen zu prüfen und in ein System christlicher Weltanschauung zu verarbeiten, in seinem Werk *Περὶ ἀρχῶν* ausgeführt.

Weiter sind die Alexandriner die Schöpfer der wissenschaftlichen Bibelexegese. Clemens mit seinem kurzgefafsten Kommentar, der sich aus Scholien und Exkursen zusammensetzt, den *Ὑποτυπώσεις*, ist vorangegangen, Origenes mit seinen *Σχόλια* (oder *Σημειώσεις*) und mit seinen umfassenden Kommentaren, den *Τόμοι*, ist gefolgt. Wufsten sich Clemens und Origenes in der Anerkennung des Kanons mit der Kirche eins, waren sie anderseits von der Überzeugung durchdrungen, dafs sie in ihrer *γνῶσις* den Schlüssel zum tiefsten Verständnis der Schrift besafsen, so sahen sie sich vor die Aufgabe gestellt, durch eingehende Interpretation die notwendige Grundlage ihrer Lehre zu schaffen, sie als schriftgemäfs zu erweisen. Die Technik und die Formen der Exegese boten ihnen zum Teil die Kommentatoren der philosophischen Texte. Die Formen der sittlichen Mahnrede hatte die antike Diatribe geschaffen. In der Entwickelung der Gedanken hat die ältere Homiletik ihnen vorgearbeitet; und dafs die wissenschaftliche Exegese aus dieser heraus gewachsen ist, verrät sich noch darin, dafs die Grenzen beider Aufgaben nie scharf gezogen sind, dafs Paränese und Erbauung stets ein selbstverständlicher Teil der Exegese geblieben sind. Der Danielkommentar Hippolyts trägt durchaus einen homilienartigen Charakter. Anderseits ist es erstaunlich, in welchem Mafse des Origenes theologische Forschung Ton und Inhalt seiner Predigten bestimmt hat. Ausführungen über das Verhältnis von Urtext und Übersetzungen der Bibel, über Varianten der LXX und Abweichungen der verschiedenen griechischen Übersetzungen, Etymologien, Auseinandersetzungen mit älteren Exegeten, Erörterungen über den Wert der Wissenschaften und ihr Verhältnis zum Christentum, alles dies und manches andere, was nach unserem Geschmack eher in Kommentare gehörte, wird einem Publikum zugemutet, über dessen Verständnis Origenes sich nichts weniger als günstig äufsert.[1])

Charakteristisch für Origenes ist, dafs sein Exegese in Homilien und Kommentaren durch die Theorie vom dreifachen Schriftsinn, dem historischen, moralischen und typischen, bestimmt ist. Die allegorisch-typologische Schriftdeutung war der jüdischen Theologie schon zu Christi Zeiten geläufig. Paulus hat sie mehrfach geübt, und unsere Evangelisten fassen Jesu Gleichnisreden als Mysterien, die einer Enträtselung bedürfen, und haben die echte Tradition vielfach unwillkürlich durch ihre oft künstlichen Deutungen getrübt. Die griechischen Philosophen, vor allem die Stoiker, hatten diese Betrachtung der altgriechischen Dichtung mit Virtuosität durchgeführt, und Porphyrius behauptet gewifs nicht mit Unrecht, dafs Origenes seine Methode bei Stoikern wie Chairemon und Cornutus gelernt habe. Vor allem aber hatte Philo durch die allegorische Methode seine Überzeugung der Einheit von jüdischer Religion und griechischer Philosophie begründet und die typische Deutung zu einem kon-

[1]) Vgl. über die Homilien Fr. Barth, Prediger und Zuhörer im Zeitalter des Origenes (Theol. Abh. und Skizzen C. v. Orelli gewidmet, Basel 1898, S. 25—58).

sequent durchgeführten System entwickelt. Dies System wird die Grundlage der alexandrinischen Exegese, und durch die Alexandriner wird Philo, dessen Einfluſs an der jüdischen Lehrentwickelung fast spurlos vorübergegangen ist, zum Range eines Kirchenschriftstellers erhoben. Mag der Philologe sich noch so sehr von der phantastischen Willkür dieser Schriftexegese abgestoſsen fühlen, der Historiker im Philologen muſs sie als eine geschichtliche Notwendigkeit begreifen, ja, er muſs rühmend anerkennen, daſs sie eine groſse kulturgeschichtliche Mission erfüllt hat. Ich will nicht davon reden, daſs in ihr Keime einer gesunden Kritik enthalten sind, die nachweisbar in der antiken Polemik gegen die biblische Offenbarung fortentwickelt sind. Die Hauptsache ist, daſs, wie die Anerkennung des Kanons die Voraussetzung einer wissenschaftlichen Exegese, so die allegorische Auslegung das einzige Mittel war, das gute Recht der christlichen Wissenschaft zu erweisen, den Ertrag griechischer Geistesarbeit zu erhalten, die philosophische Wahrheit unter der schützenden Hülle der biblischen Offenbarung zu bergen, bis sie die Hülle abstreifen und zu neuem und selbständigem Leben erstehen konnte. Die heidnischen Gegner des Christentums wuſsten sehr wohl, was sie thaten, wenn sie das Recht allegorischer Exegese energisch bestritten; sie wollten das Christentum von der Bildung und Philosophie absperren.[1])

Wie die Alexandriner die damals herrschende allegorische Auslegungsmethode auf ihre heilige Schrift anwenden und damit den Strom griechischer Geistesentwickelung in das Bett der biblischen Offenbarung überleiten, so überträgt Origenes auch die aristarchische Textkritik auf den heiligen Text.[2]) In dem Riesenwerke der *Ἑξαπλᾶ* hat er einen gewaltigen Apparat für die Kritik und Konstitution des griechischen Textes des A. T., ein unschätzbares Hilfsmittel für das philologische Studium und die wissenschaftliche Exegese der Bibel geschaffen und der Theologie Aufgaben gestellt, die Generationen hätten beschäftigen können, wenn es nicht das tragische Schicksal des Meisters gewesen wäre, von der stumpfen Nachwelt überhaupt nicht begriffen zu werden. So hat man auch auf diesem Gebiete oft mit der von ihm geborgten Gelehrsamkeit geprunkt, seine ehrliche Arbeit hat man nicht fortgesetzt, ja man hat sie dem kirchlichen Dogma einer Inspiration auch der griechischen Bibel zuliebe im Prinzip preisgegeben und in ihrer Tendenz nicht verstehen wollen.

[1]) Vgl. Celsus bei Orig. IV 38 ff. (besonders *οἱ ἐπιεικέστεροι Ἰουδαίων τε καὶ Χριστιανῶν ἐπὶ τούτοις αἰσχυνόμενοι πειρῶνταί πως ἀλληγορεῖν αὐτά*) 48 49 50 87 Ende, VI 29. Origenes behauptet ihm gegenüber (s. auch IV 17, V 36 42 59 60, VI 49 60 ff., VII 10 ff. 18 ff. 34 60) das bessere Recht der Christen zur allegorischen Auslegung ihrer heiligen Schriften (vgl. Athenagoras S. 23, 22 ff. Schw.). Nach IV 51 52 kannte Celsus exegetische Schriften, die die Bibel allegorisch deuteten. Porphyrius hat nach Eus. K. G. VI 19 im dritten Buche seiner Schrift *Κατὰ Χριστιανῶν* die von den Christen und besonders die von Origenes geübte allegorische Exegese ausführlich bekämpft. Und wenn Julian in seiner Streitschrift diese ignoriert (vgl. S. 169, 4 5, wo sie gelegentlich abgelehnt wird), wird er sein Verfahren sicher gerechtfertigt haben.

[2]) Genaueres in meinem Aufsatze 'Zur ältesten Geschichte der Bibel in der Kirche' Preuschens Zeitschr. I 267 ff.

Und der eine, der ihn verstanden hat und auf Grund seiner Arbeit der abendländischen Kirche einen einheitlichen Bibeltext geschenkt hat, hat am meisten dazu beigetragen, dafs die Kirche den gröfsten ihrer Söhne verleugnete und ächtete.

Ich würde Ihnen noch gern ein Bild des grofsen Systematikers Eusebius zeichnen, wie er, eine nüchterne und verstandesmäfsige Natur, aber genährt vom Geiste des Origenes und von seinen Gesichtspunkten beherrscht auf allen Gebieten der von Alexandria ausgegangenen christlichen Forschung, in Chronologie und Geschichte, Apologetik und Schriftbeweis die gelehrte Tradition in grofsen Sammelschriften urkundlich niedergelegt hat und in seinen Schriften eine alles zusammenfassende christliche Bibliothek und die Grundlage für die verschiedensten Zweige künftiger Litteratur schafft. Aber ich kann hier abbrechen. Mit Origenes war die Kirche Trägerin der Wissenschaft geworden. Durch ihn hat die griechische Kirche den Höhepunkt ihrer geistigen Kultur erreicht; denn durch ihn, kann man sagen, hat der Hellenismus in der Kirche und zugleich damit die Kirche über den profanen Hellenismus gesiegt. Die Zeit der Blüte war kurz. Seit Origenes geht die Theologie abwärts, seit Eusebius sinkt sie rapide.

Nur zwei für den Philologen besonders interessante Symptome der Durchdringung der Kirche mit hellenistischer und profaner Bildung will ich noch berühren. Das eine ist die Übernahme heidnischer Schriften. Die heidnischen Florilegien bilden eine Fundquelle ethischer und religiöser Weisheit und werden zu gröfserer Beweiskräftigkeit christlich interpoliert.[1]) Die Sprüche des Sextus werden um 200 im Geiste des Clemens christlich überarbeitet.[2]) Die Sibylle lernt jetzt die christliche wie vorher die jüdische Sprache. Die kasuistische Durchführung seiner ethischen Grundsätze entlehnt Clemens zum grofsen Teil Lucius' ἀπομνημονεύματα der Vorträge des Musonius. Seneca wird seit den Apologeten viel benutzt, durch den gefälschten Briefwechsel mit Paulus zum bekehrten Christen gemacht und auf Grund dieses Briefwechsels von Hieronymus unter die christlichen Schriftsteller gezählt. Ambrosius entwickelt im Anschlufs an Cicero eine mehr stoische als christliche Ethik. Von Epiktets Encheiridion haben wir zwei christliche Paraphrasen. Dionysius Areopagita, neben Augustin die Hauptquelle, aus der die neuplatonische Mystik ins Mittelalter übergeleitet wird, ist in seinem Ideengehalt vom Neuplatonismus des Proclus, den er nur mit einem christlichen Firnifs überzogen hat, abhängig.

Ein zweites Symptom der starken Abhängigkeit der christlichen Litteratur von der profanen ist die Thatsache, dafs manche christliche Autoren, besonders Dichter, sich ganz in der alten Tradition der profanen Litteraturformen bewegen, den mythologischen Apparat mit der gleichen Naivetät wie die Humanisten übernehmen, ihr Christentum kaum oder nur gelegentlich verraten. Wer diesen Kontrast eines äufserlichen und oberflächlichen Christentums zu der

[1]) Vgl. Elter, De gnomologiorum hist., Byz. Z. VII 445 ff., und über Benutzung eines Florilegium durch Julian von Halikarnafs Usener, Rh. M. LV 337.

[2]) S. Theol. L. Z. 1893 Sp. 492 ff.

Digitized by Google

profanen Bildung oder die seltsame Mischung von Heidnischem und Christlichem bei Ausonius, Apollinaris Sidonius, Ennodius, Dracontius, Nonnos, Nemesios, Synesios, Chalcidius beobachtet hat, der wird keinen Grund finden, der guten Tradition, dafs Lactantius den Phoenix[1]), Claudian das Gedicht *De salvatore* geschrieben hat[2]), seinen Glauben zu versagen. Dafs der berühmte Boethius nicht nur Verfasser der *Consolatio*, sondern auch der theologischen Traktate ist, bezweifelt jetzt niemand, und kein Philologe wird sich die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Thatsache, dafs der sterbende Römer in dem aristotelischen *Προτρεπτικός* und bei der Stoa seinen Trost sucht, durch die Feinfühligkeit eines Theologen, der das 'entschieden christliche Kolorit' und den 'tiefgläubigen' Untergrund in der *Consolatio* zu wittern vermag[3]), wegdisputieren lassen. Wir wissen jetzt, dafs der wüste Mythograph und der christliche Bischof Fulgentius eine Person ist.[4]) Und wenn auch die astrologische Schrift des Firmicus Maternus, dessen Identität mit dem christlichen Apologeten jetzt feststeht, wohl als eine Jugendsünde der Heiden zu betrachten ist, so lehren uns doch die neueren Forschungen über die astrologische Litteratur, dafs hier die profane Tradition von den christlichen Adepten fortgepflanzt wird. Die sophistische Rhetorik erobert sich im IV. Jahrh. die Kanzel, und ihre Theorie geht in den christlichen Schulbetrieb über. Fast unmerkbar sehen wir mit dem Absterben des heidnischen Neuplatonismus die philosophische Tradition und die Exegese der beiden grofsen Meister in christliche Hände übergehen und von Johannes Philoponus und Olympiodor[5]) einerseits, Boethius anderseits fortgepflanzt werden.

Scheint es nicht fast wie eine Ironie der Geschichte? Kaum hat die Kirche über das Christentum zu triumphieren begonnen, da sehen wir das Heidentum immer weitere Gebiete erobern, nicht nur in der Litteratur, sondern auch in Sitte, Kultur, Glauben; ich erinnere nur an die Erneuerung des Polytheismus in der niederen christlichen Religion. Ein kurzer Blick auf die Entwickelung der Kirche und der Religion möge uns die nur auf den ersten Blick befremdende Erscheinung erklären und zugleich die allgemeinen Bedingungen vergegenwärtigen, unter denen der weitere Ausgleich der christlichen und der profanen Kultur erfolgte.[6]) Schon zur Zeit des Clemens und Origenes war die Religion der Kirche ein Gesetz, das befolgt, eine Lehre, die geglaubt und ge-

[1]) Brandt, Rh. M. XLVII 390 ff. Mehr als die Möglichkeit, dafs Lactantius als Heide das Gedicht verfafst habe, scheint mir Brandt nicht erwiesen zu haben. Beziehungen zu christlicher Litteratur nimmt auch er an.

[2]) S. Birt, De moribus christianis, quantum Stilichonis aetate in aula imperatoria valuerint, Marburg 1885 S. VII. ff. und seine Ausgabe S. LXIII ff.

[3]) Das Richtige bei Usener, Anecdoton Holderi S. 51.

[4]) S. Helm, Rh. M. LIV 111 ff.

[5]) Über sein Christentum s. Tannery, Arch. f. Gesch. der Philos. I 316.

[6]) Für das litterarische Gebiet sind noch besonders wirksame Momente die feste Tradition der antiken Litteraturformen und die Thatsache, dafs die lateinische Kirche, als das Christentum zum Siege gelangte, noch keine anerkannt klassische Litteratur besafs. Im Anschlufs an profane Muster und an die griechische Theologie bildet sich diese.

wufst werden mufste, und der Einflufs des Hellenismus selbst förderte die intellektualistische Richtung. Die grofsen Alexandriner mit ihrem lebendigen Christentum, das die Kraft hatte, alles Wahlverwandte zu assimilieren, mit ihrer nur zu straff gespannten παλίντονος ἁρμονία zwischen Glauben und Wissen, die für ihr Bewufstsein wirklich Harmonie und Einheit war, sie standen hoch über ihrer Zeit und über ihrer Kirche; sie empfanden schon schmerzlich genug die Schranken, die dem Geiste gezogen waren; Origenes bemerkt einmal mit feiner Ironie, dafs die Kirche seiner Zeit eine Persönlichkeit wie Paulus nicht mehr ertragen könnte. Mit dem Enthusiasmus und der Gnosis der Alexandriner liefs sich die griechische Wissenschaft besiegen, aber nicht die Welt erobern, nicht die Völker erziehen. Einzelne Bausteine dankt ihnen die Kirche; im ganzen ist das Material gröber, aus dem sie ihren Bau aufgeführt hat: Normen, Statuten, Dogmen, Disziplin, Autorität, Uniformität. Es scheint, dafs die Religion einer Erstarrung in festen Formen bedarf, um die Massen beherrschen zu können.[1]) Die Religion wurde mehr isoliert, sie wurde ein Sondergebiet neben anderen. Die Kirche wachte über der reinen Lehre, aber sie mufste sich zufrieden geben, wenn sie nur äufserlich anerkannt und der eiserne Bestand nicht offen angegriffen wurde. Je strenger sie im vermeintlichen Centrum war, um so weniger konnte sie die weiten peripherischen Gebiete beherrschen. Sie wurden immer mehr dem freien menschlichen Empfinden und der natürlichen Entwickelung überlassen. Die des Sieges und Besitzes sichere Kirche zeigte sich gegen heidnische Elemente, die sie als tote und unschädliche Formen ansehen mochte, oder die sie, selbst durch den Hellenismus hindurchgegangen, als solche nicht mehr empfand, sorgloser und nachsichtiger. Sie beschränkte ihre Aufgabe, um sie in der Beschränkung desto sicherer durchzuführen. Und was für die Kirche ein Gewinn, das war für die Religion ein Schade. Vielen war sie Sitte, Mode, ein äufseres Gewand, wenigen nur wurde sie noch ein inneres Erlebnis, eine das innerste Wesen erfüllende und das ganze Leben beherrschende, weihende, erhebende Kraft.

[1]) Vgl. die feinen Ausführungen Harnacks, Wesen des Christentums S. 123 ff.

DER GESCHICHTLICHE WERT DER REDEN BEI DEN ALTEN HISTORIKERN

Von Wilhelm Soltau

Antike und moderne Geschichtschreibung zeigen mancherlei Berührungspunkte. Ein gröfserer Gegensatz besteht dagegen zwischen der jetzigen Geschichtschreibung und derjenigen des Mittelalters. Die Nachahmung der äufseren Form, das genaue Kleben an der Phrase, was so viele mittelalterliche Chroniken auszeichnet, ist antiker wie moderner Historiographie so gut wie fremd. Die beiden letzteren legen, wenigstens in der Regel, ebensosehr Gewicht auf formelle Selbständigkeit wie auf eine dem Gegenstande entsprechende Darstellung, während nach allen diesen Seiten hin selbst hervorragende Werke des Mittelalters zu wünschen übrig lassen.

Aber in einem Punkte unterscheiden sich antike Geschichtswerke von den modernen ganz wesentlich: das ist der Fall bei den Reden, mit denen fast alle bedeutenderen Geschichtschreiber des Altertums ihre Werke ausgeschmückt haben, und die, trotz aller modernen Bewunderer, nicht wagen dürften, eine Stelle in einem Geschichtswerk der Gegenwart einzunehmen. Auch wir würden zwar gewifs nichts dagegen haben, wenn bei einer Darstellung parlamentarischer Begebenheiten oder bei der Schilderung eines modernen Staatsmannes gröfsere Abschnitte aus Reden mitgeteilt würden. Aber je gröfser das Interesse ist, welches wir Moderne an allen authentischen Äufserungen, Reden und Briefen bedeutender Persönlichkeiten nehmen, um so weniger sind wir geneigt, erdichtete oder auch nur rekonstruierte Reden in einem Geschichtswerk zu dulden.

An dieser Stelle kann die Frage nach dem Grunde der Verschiedenheit, welche zwischen antikem und modernem Geschmack, zwischen der Auffassung der antiken und der modernen Historiker besteht, nur gestreift werden.

Mit Unrecht würde man den Unterschied daraus herleiten, dafs der Sinn für historische Wahrheit früher geringer entwickelt gewesen sei. Ein Hinweis auf Thukydides und Polybios[1]) wird jedem Philologen genügen, um ihn vom Gegenteil zu belehren. Gerade diese beiden besonders wahrheitsliebenden Historiker haben bekanntlich ihre Werke durch manche wohlausgearbeitete Reden geschmückt und in diesen nicht zum wenigsten eine besondere Zierde ihres Werkes gesehen. Anderseits aber kann der Gegensatz zwischen antiker und moderner Historiographie auch nicht darauf beruhen, dafs, wie so oft be-

[1]) Vgl. Pol. I 14, 6; XII 7, 3 f.

Digitized by Google

tont ist, den Alten die Geschichtschreibung eine Kunst gewesen sei (so Isokrates), während wir ihre wissenschaftliche Qualität in den Vordergrund stellen. Denn auch wir unterscheiden scharf zwischen der wissenschaftlichen Vorarbeit des Historikers, dem 'Suchen nach den verborgenen Schätzen der Vergangenheit'[1]), und der geschichtlichen Darstellung, und wenn wir auch in der modernen Geschichtforschung eine strengere Methodik, eine gründlichere und ergebnisreichere Art der Erforschung der Wahrheit begrüfsen, so legen doch auch wir schliefslich hohen Wert auf eine kunstvolle Darstellung. Gerade der moderne Historiker hat die eigenartige und bedeutsame Aufgabe — nach Abschlufs der kritischen Sichtung des Materials und nach strengerer Ausscheidung des Unhaltbaren —, aus den übrig gebliebenen Bruchstücken mit künstlerischer Hand ein lebensvolles Bild zu entwerfen. Er soll anch da, wo seine Quellen nnr 'Fragmente von Fragmenten' bieten, Vorstellungen, Charakteristiken geben, und vor allem verlangt man heutzutage mehr als je Urteile des Historikers oder wenigstens solche Ausführungen, welche dem Leser das Urteilen erleichtern.

Der Hanptunterschied zwischen alter nnd moderner Historiographie in Bezng auf die Reden liegt eben anderswo, vor allem in dem verschiedenen Geschmack, den die Alten uns gegenüber am Rhetorischen hatten, nnd über den Geschmack läfst sich bekanntlich nicht streiten, dem Geschmack kann man nicht durch Abstraktionen beikommen. Nur ein Punkt in Bezug auf den Geschmack sei hier erwähnt.

Die Geschichtswerke der Alten wurden oft vorgelesen. Sie wandten sich an das Ohr, an die Phantasie ebensosehr wie an den Verstand. Konnten da die Historiker des rednerischen Schmnckes entbehren, durch den sie vor allem das Gefallen der Zuhörer zu gewinnen hoffen durften? Es ist nnr erklärlich, dafs bei einer solchen Geschmacksrichtung der Gegensatz zwischen den wirklich gesprochenen Worten von historisch-bedeutsamen Persönlichkeiten und der Rekonstruktion ihres Gedankenganges weniger scharf empfunden wurde, zumal wenn sich der Schriftsteller durch eine einleitende Bemerkung mit 'ungefähr folgendermafsen' oder dnrch die indirekte Rede salviert hatte.

Im übrigen bedarf es aber keiner besonderen Erklärung, weshalb die antiken Historiker qnantitativ weit mehr als die modernen Antoren Reden aufgenommen haben, ja geradezu auf eine solche Geschmacksrichtung hingedrängt wurden. Das ganze öffentliche Leben spielte sich in den wichtigsten Staaten des Altertums, in Athen und Rom, auf dem Markte und im Rathause ab. Die Staatsmänner vertraten ihre Meinungen weniger in Aktenstücken als mit Worten, die sie bald vor dem Rat, bald vor dem Volke, bald vor Gericht vortrugen. Beim Verkehr der Staaten untereinander spielten die persönlichen Ausführungen der Gesandten eine grofse Rolle. Die Entscheidung über Krieg und Frieden, wie über sonstige wichtige Streitfragen politischer Art lag in der Hand des Volkes, das die Parteihänpter dnrch ihre Reden zu

[1]) S. H. Peter, Die geschichtliche Litteratur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen II 179.

gewinnen suchten, durch die Macht ihrer Worte oft genug zu verleiten und zu verführen wufsten. In der deutlichen Erkenntnis dieser Thatsache sagt Polybios[1]) (XII 25ª 3) von den wirklich gehaltenen Reden: *ἃ σχεδὸν ὡσεὶ κεφάλαια τῶν πράξεων εἴη καὶ συνέχοι τὴν ὅλην ἱστορίαν.*

Bei der Bedeutung, welche die Reden in den antiken Geschichtswerken gehabt haben, ist es natürlich von grofsem Wert zu bestimmen, inwieweit sie authentisch, inwieweit sie nur schriftstellerische Produkte sind, kurz die Frage ist unabweisbar: Welchen geschichtlichen Wert haben die Reden bei den einzelnen Historikern?

Zu Anfang möge hier, dem Resultat vorgreifend, eine kurze Übersicht über die verschiedenen Gattungen von Reden, welche bei den Historikern vorkommen, gegeben werden.

Abgesehen von den Fällen, wo die Rede nur eine etwas andere Form für die Erzählung selbst ist (so bei Herodot), werden vier Hauptarten von Reden bei den Historikern zu unterscheiden sein:

1. Die authentische oder geschichtliche Rede, welche, wenn nicht immer den Wortlaut, so doch den Gedankengang der wirklich gehaltenen Rede treu festzuhalten sucht.

2. Im vollen Gegensatz dazu die rein rhetorische Rede, welche, ohne inneren Zusammenhang mit dem historischen Stoffe stehend, nur als äufserlicher Schmuck der Darstellung eingelegt ist.

3. Die beurteilende oder charakterisierende Rede. Der Historiker bedient sich ihrer, um entweder sein Urteil, seine Kritik über historische Persönlichkeiten und Verhältnisse abzugeben, oder er verwendet solche Reden, um durch sie die Zustände anschaulicher zu schildern, die Persönlichkeiten zu charakterisieren. Die beurteilende Rede, welche also mit Bewufstsein von der geschichtlichen, wirklich gehaltenen Rede abweicht, hat nichtsdestoweniger oft einen bedeutenden historischen Wert.

4. Die Tendenzrede. In ihr hat der Schriftsteller allein das Wort. Er sucht die historische Darstellung mit Hilfe der Reden einer bestimmten Tendenz unterzuordnen, mag dieselbe nun politischer, oder religiöser, philosophischer Art sein.

Wie scharf aber auch diese vier Hauptarten mit ihren Unterarten begrifflich getrennt sein mögen, so wenig sind sie in praxi geschieden, und gerade das erschwert es dem Historiker sehr, überall den richtigen Mafsstab anzulegen. Dieser mifsliche Umstand ist aber auch zugleich die beste Rechtfertigung dafür, dafs hier in eine besondere Erörterung über den geschichtlichen Wert dieser Reden näher eingegangen wird. Die folgende Erörterung wird sich darauf beschränken müssen, aus dem überreichen Stoff eine Auswahl zu treffen. Es soll dabei vorzugsweise auf die Reden bei den Historikern eingegangen werden, welche die römische Geschichte behandeln. Gerade bei ihnen wird es

[1]) La Roche, Polybios S. 65—67 und H. Wilzhofer, Die Reden bei Polybios, in den Jahrb. f. Philol. CXXI (1880) S. 539.

Digitized by Google

möglich sein, die einzelnen Redegattungen besser auseinander zu halten und anf eine Reihe von Musterbeispielen für eine jede Art zu verweisen.

Beginnen wir einmal mit den Historikern, welche gröfstenteils rein rhetorische Einlagen in die geschichtliche Darstellung aufgenommen haben.

In den nns erhaltenen Büchern des Livius kommen 400 zum Teil recht lange Reden vor. Sein ganzes Werk dürfte also mindestens 2000 Reden enthalten haben. Und doch, trotz aller rhetorischen Fertigkeit, trotz mancher geistreichen Wendung, wie inhaltsarm sind diese Reden! Es sind meist reine Deklamationen, wie sie einem Rhetor Ehre machen könnten, aber eines Geschichtschreibers unwürdig. Sie enthalten keine staatsmännische Weisheit, verraten nur selten eine besondere Vertrautheit mit staatlichen oder rechtlichen Angelegenheiten. Sie zeigen, wie ich in meinem Buche 'Livius' Geschichtswerk' S. 3 ausgeführt habe, 'eine durch keine Fachstudien getrübte Erkenntnis'. Cicero war das Vorbild des Livius. Wie Cicero die Geschichtschreibung allein als ein *opus oratorium* ansah, so auch Livins. Es ist daher vom historischen Standpunkte ans geboten, die Livianischen Reden unbeachtet zu lassen. Meist kann man sie sogar, ohne vom Zusammenhang der Darstellung etwas zu verlieren, übergehen.

Nur nach zwei Seiten hin läfst sich an einigen Stellen eine andere Beurteilung der Reden rechtfertigen.

Erstlich ist die Beobachtnng gemacht worden, dafs Livius vorzugsweise da Reden einlege, wo bereits seine Quellen solche gebracht hatten, ja, dafs namentlich die Reden in indirekter Rede meist auf seine Vorlagen zurückgehen. In solchen Fällen ist zwar anch so noch ihr historischer Wert gering, da ja einerseits seine Quellen nur selten über ein authentisches Redematerial verfügt haben werden und anderseits Livius selbst dann noch seine eigenen Ideen einfügt, gerade bei Reden sich freier bewegt. Aber ein Eingehen auf derartige Reden ist nicht selten wichtig für die Feststellung der Quellen des Livius. So sind z. B. die Reden, welche nach Livius XXI 40 f. Hannibal und Scipio vor der Schlacht am Ticinus gehalten haben sollen, trotz mancher selbständiger Gedanken, in ihrer Abhängigkeit von Polybios ein sicherer Beweis dafür, dafs Livins schon im XXI. Buche — wenn allerdings auch wohl nur indirekt — jenes griechische Geschichtswerk benutzt hat. Oder ein anderes Beispiel. Da sich zeigen läfst, dafs bei Livius VII 30 die Rede der campanischen Gesandten nach dem Vorbilde der Rede der Kerkyräer bei Thukydides I 32 gebildet ist, Livius aber sonst nicht leicht Reden 'nach berühmten Mnstern' einlegt, so mnfs der Gedankengang dieser Rede schon in Livius' Quelle gestanden haben. Diese mufs demnach — schon wegen der rhetorischen Qualität — einer der jüngsten Annalisten, Tubero[1]) oder Claudius gewesen sein.

Auch noch in einer zweiten Hinsicht können die Reden des Livius, ohne einen eigentlichen historischen Wert zu besitzen, dennoch historisch verwendbar

[1]) Vgl. Soltau, Livius' Geschichtswerk S. 122 f.; E. Zarncke, Der Einflufs der griechischen Litteratur auf die Entwickelung der römischen Prosa S. 35.

Digitized by Google

sein: nämlich dann, wenn es sich zeigen läfst, dafs Livius eine gute antiquarische Quelle bei Ausarbeitung derselben eingesehen hatte. So machte mich Herr Prof. Reitzenstein darauf aufmerksam, dafs der Bericht Liv. XXXIV 54 über die Forderung der Senatorensitze bei den *ludi Romani* (übrigens auch in indirekter Rede) auf Varronischen Angaben fufse. Die Ausführungen, welche Liv. X 6 f. bei der Durchführung der Lex Ogulnia vortragen läfst, sind offenbar mit Kunde von Ciceros Rede De domo gehalten!

Den Livianischen Reden verwandt und gleichwertig sind zahlreiche Reden der römischen Annalisten und späteren Geschichtschreiber gewesen. Das kann nicht nur aus den Reden, welche bei Livius auf eine annalistische Quelle zurückgehen, gefolgert werden, sondern ebensowohl aus den annalistischen Fragmenten des Caelius, Antias, Claudius. Von diesen annalistischen Produkten sind natürlich schon hier die Reden auszunehmen, welche unmittelbar der Zeitgeschichte gewidmet sind, z. B. diejenigen, die Cato — *haud sane detrectator laudis suae* — in seine Origines eingelegt hat. Über diese und verwandte Darstellungen der Zeitgeschichte wird sogleich noch eingehender gesprochen werden müssen. Hier folge zunächst eine Betrachtung der Reden bei Dionys von Halikarnafs.

Die Reden in Dionys' Archäologie sind denen des Livius gleichwertig, wenn auch keineswegs ganz gleichartig. Wie diese sind sie rhetorische Machwerke, welche zum Schmuck der Darstellung eingelegt sind, ohne authentischen Wert. Beider Reden sollen Beispiele sein für die eigenartigen Fähigkeiten ihrer Erfinder, ihrer geistigen Gewandtheit, ihrer rednerischen Fertigkeit, ihrer geistigen Durchbildung. Während aber Livius die Reden mehr in freierer Art gebildet, hat Dionys in ausgiebigster Weise griechische Redner und Historiker ausgeplündert. Er komponierte sie 'nach berühmten Mustern'.

Längere Zeit hindurch war diese Qualität der Dionysischen Reden bestritten. Auf der einen Seite hatten Niebuhr, Schwegler und noch schroffer Madvig in ihnen lediglich rhetorische Machwerke gesehen, welche nur in einigen sachlichen Angaben auf annalistische Berichte zurückgingen. Hingegen hatten Nitzsch und Büdinger wieder eine konservativere Meinung vertreten und die Reden des Dionys als Auszüge der in den Annalen enthaltenen Reden aufgefafst. Hier hat erst die mustergültige philologische Detailuntersuchung Flierles 'Über Nachahmungen des Demosthenes, Thukydides und Xenophon in den Reden der römischen Archäologie des Dionysius von Halikarnafs' (Leipzig 1890) den Zwiespalt der Historiker geschlichtet und für jene Reden das richtige Verständnis gewonnen. Es haben weder diejenigen recht, welche glaubten, dafs Dionys sich auch in den Reden eng an seine Quellen angeschlossen habe, dafs also, wie Büdinger sagt, 'diese Reden nur genau, oder im Auszuge wiedergeben, was seine Quellen ihm boten', noch auch diejenigen, welche die Reden ausschliefslich als Erfindungen des Rhetors betrachteten. Dionys nahm die Hauptgedanken zu seinen Reden, das Thatsächliche in denselben, aus seinen Vorlagen, aber er verarbeitete, erweiterte, schmückte diese Gedanken in freier Weise, nach rhetorischen Gesichtspunkten und berühmten

Digitized by Google

Vorbildern aus. Ersteres wird für die meisten Reden, besonders durch das Zeugnis des Livius bewiesen, letzteres hauptsächlich durch die zahlreichen Nachahmungen klassischer Schriftsteller der Griechen in denselben, wie auch durch die eigene Ansicht des Dionys über Reden in geschichtlichen Darstellungen. Vor allen hat sich Dionys den Thukydides und den Demosthenes zum Muster genommen. Nicht nur zahlreiche Gedanken und Gedankenspäne verdankt er den griechischen Rednern, sondern ganze Reden, oder doch wenigstens gröfsere Teile derselben, hat er nachgebildet (Flierle S. 11). Hier haben sich also die philologische Spezialforschung und die historische Quellenforschung die Hand gereicht, um dieses Resultat mit wissenschaftlicher Sicherheit feststellen zu können.

In vollem Gegensatz zu diesen historisch wertlosen Erzeugnissen der Rhetorik stehen die historisch glaubwürdigen Reden bei den römischen Historikern. In der That haben die älteren und besseren römischen Geschichtschreiber, welche ihre eigene Zeitgeschichte beschrieben, so Cato, Fannius, Sempronius Asellio — die sich also, wie letzterer, mit gutem Grund dagegen verwahrten, blofs Annalenschreiber zu heifsen[1]) —, ein lebhaftes Streben gezeigt, wo nicht den Wortlaut, so doch den Gedankengang der wirklich gehaltenen Reden mitzuteilen. Ermöglicht und erleichtert wurde ihnen dieses durch die Aufzeichnungen, welche schon im II. Jahrh. v. Chr. über den Verlauf mancher wichtiger Senatssitzungen gemacht wurden, sowie namentlich dadurch, dafs hervorragende Staatsmänner manche ihrer Reden aufzeichneten und herausgaben. Schon Appius Claudius Caecus schrieb seine vielgelesene Rede gegen Kineas nieder; noch Cicero las sie.[2]) Cato hat nicht nur zahlreiche seiner Reden schriftlich ausgearbeitet, sondern auch die wichtigsten derselben in seine Origines mit aufgenommen. Im V. Buch stand seine ganze Rede über die Rhodier zu lesen. Auch die Reden Catos über die Lex Oppia (Liv. XXXIV 2) und gegen Servius Galba (vgl. Gell. N. A. XIII 25, 15) waren zweifellos in seinem Geschichtswerk zu lesen.

Wichtiger noch ist der Hinweis auf die Annalen des Fannius, des Freundes von Tiberius Gracchus, des Gegners von Gaius Gracchus. Dafs es ein Vorurteil ist, wenn man glaubt, die meisten Annalisten hätten *ab origine urbis* anfangend in eintöniger Weise die Thaten der Vorzeit geschildert, das ergiebt ein Blick auf die Historiker der Gracchenzeit. Fannius beschrieb, wie Sempronius und wie Rutilius, die Zeiten und Ereignisse, welche er selbst mit durchlebt hatte. Diese schilderte z. B. Fannius mit einer solchen Genauigkeit, dafs es der Ciceronische Kreis für erwünscht hielt, für den Hausgebrauch eine *Epitome Fannianorum*[3]) zu besitzen. Fannius nun und die Historiker seiner Zeit haben manche Reden im Wortlaut, ganz oder zum Teil in ihre Annalen aufgenommen und damit ihren Werken einen Schmuck verliehen, von dem wir

[1]) Gellius, N. A. V 18, 7 f.

[2]) Cic. Brut. 55, 61; De senect. 6: *ipsius Appii exstat oratio.*

[3]) Brutus legte eine solche an, Nepos schrieb sie aus; vgl. Fleckeis. Jahrb. 1896 S. 367.

Digitized by Google

uns nach den zahlreichen Fragmenten römischer Redner jener Zeit eine Vorstellung machen können. Das zeigt nicht nur die Notiz Ciceros im Brutus 21, 81, dafs eine Rede des Metellus gegen Ti. Gracchus in Fannius' Annalen stand, sondern vor allem die trefflichen Redefragmente, welche Plutarch in den Gracchenbiographien gebracht hat und die direkt (oder indirekt durch das Medium des Nepos) auf Fannius zurückgehen.[1] Überhaupt würden wir nicht so viele gedankenreiche und offenbar authentische Citate aus den Reden der Gracchenzeit besitzen, wenn diese nicht in den Annalen jener Zeit eine Stelle gefunden hätten. So stand zweifellos das bekannte Fragment aus der Rede des Censor Metellns *De ducendis uxoribus* (Gell. N. A. I 6), wie auch das kurze Redefragment des C. Gracchus 1, 7 in den gleichzeitigen Annalen des Fannius.

Leider sind die begabtesten Historiker der folgenden Zeit diesem Beispiel nicht gefolgt. Die Gracchenzeit war das Zeitalter der klassischen Beredsamkeit, wie auch einer vortrefflichen, mustergültigen Geschichtschreibung. Die Reden Ciceros waren geistreicher, an rhetorischen Wendungen und Variationen des Ausdrucks mannigfaltiger; aber die Kraft des Gedankens, wie sie die Reden der Gracchenzeit auszeichnete, hat selbst ein Cicero nicht erreicht. Ebenso übertrafen zwar die späteren Annalisten, und vor allen Dingen ein Sallust, die Historiker der Gracchenzeit an Darstellungsgabe, an rhetorischem Schwung und Eleganz; an schlichter Wahrheitstreue und an einer charakteristischen Darstellungsweise des Thatsächlichen reichten sie nicht an jene älteren Muster heran.[2]

Sallust, der bei seinem Jugurtha die trefflichen Annalen von Rutilius und Sempronius Asellio, sowie die Memoiren Sullas benutzt und hier wie in den Historien nnd im Catilina ohne Zweifel die Senatsverhandlungen studiert hat, der hier auch die Ciceronischen Reden gekannt hat — Sallust hat dennoch nicht in seinen Reden Reproduktionen der wirklich gehaltenen Reden gegeben, sondern sie in freierer Weise komponiert. Wenn die mit Recht so gepriesenen Reden des Memmius nnd Marius in Sallusts Jugurtha zwar aller Wahrscheinlichkeit nach einen höheren historischen Wert besitzen, so beruht das doch mehr daranf, dafs Sallust hier manche Gedanken seinen guten zeitgenössischen Quellen, wie Rutilius und Sulla, entnahm, nicht darauf, dafs er eine völlig andere Methode befolgt hat. Wenn also Vellejus II 36, 2 den Sallust *aemulum Thucydidis* nennt, und wenn es mindestens sehr wahrscheinlich ist, dafs Sallust auch bei der Ausarbeitung seiner Reden ähnliche Ziele vor Augen hatte wie der Athener, so mufs doch betont werden, dafs neben manchen Ähnlichkeiten auch die Verschiedenheit hinsichtlich des historischen Wertes der Reden keineswegs aus den Augen gelassen werden darf. Von den beiden Grundsätzen, nach denen die Thukydideischen Reden gebildet sind, hat Sallust meist nur den zweiten beachtet. Er bemühte sich nicht, seine Helden *ἐγγύτατα τῆς ξυμπάσης γνώμης τῶν ἀληθῶς λεχθέντων* reden zu lassen, sondern es genügte

[1]) Vgl. Fleckeis. Jahrb. 1896 S. 365.

[2]) S. Holm, Deecke, Soltau, Kulturgeschichte des klassischen Altertums S. 305 f.

ihm, wenn sie ihm nur *ὡς δ' ἂν ἐδόκουν ἕκαστοι περὶ τῶν ἀεὶ παρόντων τὰ δέοντα μάλιστα ποιεῖν*, die Situation oder die Charaktere in das rechte Licht stellten.[1])

Wenn nun Sallust bei diesen Reden seiner Zeitgenossen nicht die geschichtliche Wahrheit, sondern rhetorische Zwecke verfolgt hat, ja bereits Spuren jenes äufserlichen Arbeitens 'nach berühmten Mustern' verrät, so wäre es doch verkehrt, diese Reden mit jenen rein rhetorischen eines Livius oder Dionys auf die gleiche Stufe zu stellen. Vielmehr gehören sie zu jener Gattung bei Thukydides und Polybios, durch welche die Autoren eine Charakterzeichnung ihrer Helden und daneben ihr persönliches Urteil über diese Männer darzulegen suchten. Sie gehören gröfstenteils zu jenen Reden, welche das historische Urteil des modernen Historikers ersetzen sollen. Bei den Reden von Cäsar und Cato sagt das übrigens Sallust (53, 6) mit dürren Worten selbst: *Sed memoria mea ingenti virtute divorsis moribus fuere viri duo, M. Cato et C. Caesar. Quos quoniam res obtulerat, silentio praeterire non fuit consilium, quin utriusque naturam et mores, quantum ingenio possem, aperirem.* Er will uns also weniger eine Vorstellung von den staatsrechtlichen Fragen und Rechtsstreitigkeiten geben, weniger die eigensten Meinungen der Redenden schildern als vielmehr ein Bild entwerfen von den Persönlichkeiten eines Cato und Cäsar. Was mit diesem mehr künstlerischen Zwecke nichts zu thun hat, das läfst er beiseite.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich übrigens auch bei mehreren der bekannten Reden aus den Historien machen. Teils sollen sie zur Charakteristik der Persönlichkeiten dienen, teils dem Leser das Urteil des Historikers nahelegen. Die Rede des Licinius Macer, des einzigen demokratischen Annalenschreibers, welcher das Volk sogar zur Verweigerung des Kriegsdienstes (§ 17) auffordert, erinnert unwillkürlich an die tribunicischen Aktionen bei Livius, dessen agitatorische Reden, soweit sie Thatsächliches bieten, meist auf Licinius Macer zurückgehen. Die Rede mag also inhaltlich unhistorisch sein, sie erfüllt aber den Zweck, welchen Sallust im Auge hatte, durchaus: sie gab ein gelungenes Charakterbild des Politikers Licinius Macer und machte daneben

[1]) Insbesondere hat Eduard Lang (Progr. des evang. Prediger-Seminars Schönthal 1884: Das Strafverfahren gegen die Catilinarier und Cäsars und Catos darauf bezügliche Reden bei Sallust) nachgewiesen, wie wenig sich Sallust selbst bei den Reden, die er selbst mitgehört hatte, bei denen Cäsars und Catos, an den Wortlaut oder auch nur an den Gedankengang gebunden hat. Ergänzt wird dieser Nachweis noch dadurch, dafs von Dübi (De Catilinae Sallustiani fontibus, Bern 1872) und von Lang gezeigt worden ist, dafs Sallust recht viele Reminiszenzen aus sonstigen Ciceronischen Reden enthalte. Sallusts Catilina 51, 20 ist nah verwandt mit Cicero Catil. IV 7 f., und so den ganzen Catilina Sallusts hindurch. Es sind Ähnlichkeiten in Gedanken, im Ausdruck, in den Übergängen, oft unabsichtlich, oft bewufst, die auf eine häufige Benützung der Ciceronischen Schriften hinweisen. Ja, an vereinzelten Stellen wird man sogar auch bei Sallust schon die Arbeitsweise nach 'berühmten Mustern' annehmen dürfen. Mit Recht verweist Dübi hier bei der ganzen Anlage von Catos Rede auf Cicero Pro Sestio 28, 61; für einzelne Stellen ist auf Demosthenes VIII 1 und Olynth. III 1, sogar auf Polybios XVI 4, 10 (für 51, 6) und auf Thukyd. III 82, 4 (für 52, 11) hinzuweisen (vgl. Lang a. a. O. S. 33).

Digitized by Google

Stimmung für die demokratischen Grundsätze. Man fühlt ferner noch in dem Brief des Pompejus an den Senat, dafs neben einer Schilderung der bedenklichen Lage auch eine gewisse ironische Verhöhnung des grofssprecherischen Wesens des Pompejus von Sallust bezweckt war. Pompejus hatte sich ja durch Theophanes von Mytilene als einen zweiten Alexander feiern lassen, der nicht minder wunderbare Eroberungszüge schon im jugendlichen Alter wie Alexander im Orient unternommen habe.[1]) In diesem Briefe vergleicht er sich dem Hannibal: (*Per Alpes*) *iter aliud atque Hannibal, nobis opportunius, patefeci; recepi Galliam, Pyrenaeum, Lacetanium, Indigetis.* Auch hier geht wieder die Charakterschilderung in das subjektive Urteil des Historikers über. Die charakterisierende Rede wird zur Tendenzrede.

Für diese letzte Gattung besitzen wir die besten Musterbeispiele in Cäsars Kommentarien. Ganz zweifellos dienen die Reden Cäsars in erster Linie der Charakteristik der Zustände und der Personen. Aber auf der einen Seite werden sie doch in nicht wenigen Fällen einen gröfseren Grad von historischer Sicherheit beanspruchen können, insofern sie die Meinungsäufserungen des Mannes wiedergeben, welcher selbst der Hauptakteur in der Geschichte seiner Zeit gewesen ist und wenigstens ein Ohrenzeuge mancher anderer war, deren Reden er bietet. So hat man gewifs keinen Grund, die thatsächliche Richtigkeit der Hauptgedanken des Diviciacus, des Ariovist, des Critognatus zu beanstanden.

Auf der anderen Seite aber ist natürlich nicht zu verkennen, dafs Cäsar bei der Ausarbeitung seiner Kommentarien stets politische Ziele verfolgt hat. Was er sagte, was er verschwieg, das hatte er reiflich erwogen; 'ohne jemals plump die Wahrheit zu verletzen, versteht der Verfasser meisterhaft die Kunst, die Thatsachen zu seinen Gunsten zu gruppieren', 'ohne je in Prahlerei zu verfallen oder auch nur den Schein der Objektivität aufzugeben, weifs er seine Person und Verdienste aufs trefflichste ins Licht zu setzen, sein Handeln als berechtigt, seine Beweggründe als rein hinzustellen'.[2]) Es tritt hier also sehr oft an die Stelle der sachgemäfsen Kritik des Historikers das parteiische Urteil des Politikers. Vor allem sollen die eigenen Reden Cäsars weniger die Zustände und Personen schildern wie sie waren, sondern so, wie sie Cäsar angesehen und gedeutet zu sehen wünschte. Die Reden werden so in seiner Hand oft zu publizistischen Parteischriften, zu politischen Täuschungsmitteln.

Noch mehr ist dieses offenbar der Fall bei den Reden gewesen, die Augustus seinen Kommentarien beigefügt hat. Wir können uns von ihnen eine Vorstellung machen nach den Reden, die Appian, B. c. V 39—45 direkt aus Augusts Kommentarien übersetzt hat. Nicht nur sagt Appian V 45: *ταῦτα μὲν ἔλεξαν ὡς ἐκ τῶν ὑπομνημάτων ἦν ἐς τὸ δυνατὸν τῇσδε τῆς φωνῆς μεταβαλεῖν τεκμαιρομένῳ τῆς γνώμης τῶν λελεγμένων,* sondern es steht jetzt auch

---

[1]) Ich bemerke, dafs Theophanes den Pompejus zu diesem Zwecke um 10 Jahre jünger gemacht hat.

[2]) Vgl. das treffende Urteil Teuffels § 196.

unter allen Kennern Appians fest, dafs er hier und auch sonst in gröfseren Partien die Kommentarien Augusts direkt benutzt hat.[1])

Was dieser gröfste Schauspieler auf dem Throne mitzuteilen wünschte, welche idealen Ziele er seinen selbstsüchtigen Handlungen unterzuschieben beliebte, mit welchen moralischen Motiven er die Unmoralität umkleidete, das ersehen wir aus seinen Reden: für die Feststellung der wirklich historisch gehaltenen Reden sind sie wertlos. Gleichwohl haben sie natürlich als solche Dokumente für die politische Pfiffigkeit des Augustus eine gewisse Bedeutung.

Etwas höher stehen die Reden, welche Dio den Agrippa und den Mäcenas halten läfst (Dio XLII; vgl. Zonaras X 32). Wer hier historische Reminiszenzen sucht, irrt allerdings sehr, versündigt sich aber auch sehr an dem verständigen Schriftsteller, welcher seine eigene politische Überzeugung von der Notwendigkeit der Monarchie niederlegen, keineswegs historisch überliefertes Redematerial mitteilen wollte.

Diese Übersicht über mehrere der wichtigsten Redegattungen hat hoffentlich ein beredtes Zeugnis dafür abgelegt, wie es eine wichtige, eine notwendige Aufgabe der Quellenuntersuchungen und der historisch-philologischen Spezialforschung ist, die Beschaffenheit der Reden bei den einzelnen antiken Historikern genau festzustellen. Ist ihr Wert kein direkt historischer, so sind sie doch in den meisten Fällen indirekt von historischer Bedeutung, als Zeichen dessen, was der Historiker über die Persönlichkeiten und Zustände geurteilt hat oder genrteilt wissen wollte. Und selbst wo ihr sachlicher Wert gering ist, da haben sie doch oft genug noch eine litterarhistorische Bedeutung. Wie es bei Dionys von Halikarnafs mit Glück versucht ist, die Qualität und Herkunft seiner Reden zu bestimmen, wie es an einigen Stellen auch bei Livius erreicht ist, seine rednerischen Ausführungen auf seine Quellen zurückzuführen, so ist es anderseits oft auch mit Hilfe sprachlicher Nachweise möglich, in den trefflichen Fragmenten römischer Redner des II. Jahrh. v. Chr., wie sie bei Gellius und den Grammatikern enthalten sind, die Spuren des Echten nachzuweisen. Eine derartige Kraft der Gedanken, wie sie wenigstens in den Fragmenten von Reden Catos und der Gracchen enthalten ist, kann nicht eine Erfindung späterer rhetorisierender Annalisten sein, sondern beruht auf authentischen und ursprünglichen Mitteilungen über jene Reden, welche namentlich die Origines Catos, die Zeitberichte eines Fannius und Sempronius Asellio boten.

Zum Schlufs soll hier noch knrz eine Reihe von Reden antiker Geschichtswerke erwähnt werden, welche eine besondere Bedeutung in unserem religiösen Leben beanspruchen können, die Reden des Neuen Testaments.

Zn welcher Art von Reden gehören sie?

Hier kommen vor allem folgende Reden in Betracht: 1) die Bergpredigt Matth. 5—7 und die sonstigen Redestücke des Matthäusevangeliums 10, 18, 23, 25; 2) die Reden der Apostelgeschichte; 3) die Reden des Johannesevangeliums.

[1]) An anderen Stellen hat eine indirekte Benutzung stattgefunden. Vgl. Soltau, Appians Bürgerkriege (Philologus VII Suppl. S. 597 f.).

Digitized by Google

Ich habe kürzlich über die hier einschlägigen Fragen in meinem Buch gehandelt: 'Unsere Evangelien, ihre Quellen und ihr Quellenwert vom Standpunkte des Historikers aus betrachtet.'[1]) Dort auf S. 143—149 sind scharf die auf dem 2. Evangelium beruhenden Abschnitte von den Logia, den Redestücken, getrennt, bez. auch in der Apostelgeschichte die späteren Redestücke von dem Reisebericht, dessen Autor vermutlich Lucas ist, geschieden worden.

Damit ist für die soeben gestellte Frage nach der Bedeutung der Reden im Neuen Testament eine erwünschte Grundlage geboten. Mit genügender Sicherheit darf hier folgendes behauptet werden:

1. Die Reden der Apostelgeschichte gehören mit nichten zu dem Reisebericht, sondern sind geistiges Eigentum des letzten Bearbeiters. Sie sind — trotz aller Schönheit, oder vielmehr gerade bei ihrem versöhnlichen und vermittelnden Charakter — zu jener Art von Tendenzreden zu rechnen, welche die Anschauungen, Urteile und Hoffnungen des später lebenden Verfassers zu Anfang des II. Jahrh. in weitere Kreise hinaustragen und verbreiten sollten. Petrus redet oft wie Paulus und Paulus wie Petrus: das Bestreben des Autors Ad Theophilum, die Gegensätze als überwunden hinzustellen, wirkt noch jetzt ergreifend; aber seine Reden sind darum noch nicht historische Zeugnisse für die Ideen der Redenden, sondern Dokumente zur Charakterisierung der Überzeugungen des Schriftstellers.

2. Noch mehr verdienen die Reden des Johannesevangeliums diese Bezeichnung von Tendenzreden. Es ist nicht zu bezweifeln, dafs der Verfasser des 4. Evangeliums den Text der 3 synoptischen Evangelien kannte und frei benutzte, und es ist mindestens wahrscheinlich, dafs ihm eine Sammlung von Perikopen Johanneischen Ursprungs vorlag, mit welchen er dann seine eigenen rednerischen Ausführungen verknüpfte. In diesen letzteren suchte er Propaganda zu machen für eine tiefere Auffassung des Erlösungswerkes, für die Gottheit Christi und für eine mystische überweltliche Ordnung, welche in diese Welt der Finsternis hineingeleuchtet und durch Christi Person Licht verbreitet habe. Die Reden des 4. Evangeliums vertreten diesen Standpunkt ihres Verfassers oft ergreifend, manche Perlen echter Jesuworte mögen auch in ihnen eingesprengt enthalten sein (ich erinnere nur an die Allegorien vom guten Hirten und vom Weinstock): aber sie sind doch so wenig authentisch, dafs Kreyenbühl[2]) es wagen konnte, sie einem Gnostiker des II. Jahrh. zuzuweisen; ein verfehltes Unternehmen, aber immerhin charakteristisch genug.

3. Ganz verschieden von ihnen ist die 3. Gattung von Reden des N. T. Mit Recht hat man in der Bergpredigt und in den weiteren Redestücken des Matthäus die Fundamentalordnungen des Christentums, die Grundgesetze des Reiches Gottes gesehen. Wie bedenklich wäre es, wenn auch sie nur schriftstellerische Kompositionen wären, welche einer bestimmten Tendenz dienten! Glücklicherweise ist dies hier anders; der genaue Vergleich mit den ent-

[1]) Leipzig 1901, Dieterichs Verlag.

[2]) Das Evangelium der Wahrheit (Berlin 1900).

Digitized by Google

sprechenden Abschnitten des Lucas 6, 20—49; 9, 50—18, 14 hat das gesicherte Ergebnis gebracht, dafs beider Redestücke auf eine gemeinschaftliche griechisch geschriebene Quelle von Herrenworten zurückgehen, die voraussichtlich in letzter Instanz wieder auf sehr frühe Aufzeichnungen in aramäischer Sprache des Apostels Matthäus beruhen. Jedenfalls können diese Worte einen hohen Grad von Anthentie beanspruchen und besitzen, gedeckt durch die entsprechenden Partien des Lucas, eine Glaubwürdigkeit wie wenige andere Teile des N. T., ja der profanen Historiographie überhaupt.

Es ist ein erfreuliches Fazit der Quellenuntersuchung, auf welches ich hier hinweisen kann: die entscheidenden Grundwahrheiten des Christentums beruhen nicht auf schriftstellerischer Erfindung, sondern haben eine grofse historische Glaubwürdigkeit.

Digitized by Google

DIE GESCHICHTE DES ALTERTUMS IM ZUSAMMENHANGE DER ALLGEMEINEN ENTWICKELUNG DER MODERNEN HISTORISCHEN FORSCHUNG[1])

Von Julius Kaerst

Die Geschichte einer Wissenschaft vermag uns am besten in die Probleme, die dieser Wissenschaft gestellt sind, einznführen. Eine solche Betrachtung erweitert nnseren Horizont über die engen Grenzen unseres speziellen Forschungsgebietes hinaus, vertieft unsere Einsicht in das Wesen nnd die eigentümlichen Aufgaben unserer Wissenschaft. Sie wirkt erfolgreich dem Spezialismus entgegen, der dadurch, dafs er die an sich so wichtige Spezialforschnng zum Prinzip des Forschens erhebt und somit das notwendige Mittel znm Zwecke macht, nicht blofs die wissenschaftliche Forschung selbst verengt, sondern geradezn das geistige Leben verflacht. Einer derartigen geschichtlichen Betrachtung unserer Wissenschaft entnehmen wir auch die wirksamsten Waffen gegen die Isolierung und gegenseitige Absperrung der grofsen historischen Forschungsgebiete. Die Einteilnng der allgemeinen Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit ist längst als wissenschaftlich unhaltbar erkannt worden; aber thatsächlich wird vielfach namentlich die Geschichte des Altertums immer noch durch eine Art chinesischer Mauer von der Geschichte der folgenden Kulturentwickelung getrennt.

Wir gehen in unserer geschichtlichen Übersicht aus von der Neugeburt nnseres modernen Geistes in unserer klassischen Renaissanceperiode. Es sind eigentümliche geistige Kräfte, die sich hier in schöpferischer Wechselwirkung mit der Kultur des klassischen Altertums entwickeln. Wie der moderne Geist sich überhaupt in unaufhörlicher, bewufster oder unbewufster, Auseinandersetzung mit dem Geist der Antike ausbildet, so geschieht es vornehmlich in unserer klassischen Litteraturepoche. Diese neuen geistigen Kräfte bezeichnen zugleich die grofse entscheidende Wendung von einem vorwiegend rationalistischen, abstrakten und unhistorischen Denken zu einer neuen, ihrem innersten Wesen nach geschichtlichen Anschauung. Wir werden hiermit auf den Gegensatz gegen das Aufklärungszeitalter geführt. Die Aufklärung geht von einem

[1]) Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Die ursprüngliche Form des Vortrages ist — von einigen Erweiterungen abgesehen — beibehalten worden. Eine wissenschaftliche Vollständigkeit der Erörterung habe ich nach keiner Richtung beabsichtigt.

Digitized by Google

abstrakten allgemeinen Menschen aus, der als solcher kein geschichtliches Wesen ist. Die Aufklärung ist individualistisch, insofern sie die einzelnen Individuen isoliert betrachtet als Träger des allgemeinen vernünftigen Denkens; sie ist kosmopolitisch, insofern der allen Menschen gemeinsamen, durch vernünftiges Denken erkennbaren Wahrheit gegenüber alle besonderen Unterschiede und Eigentümlichkeiten unwesentlich sind. Die korporativen Verbände geschichtlichen Lebens haben keinen selbständigen Wert, höchstens eine erziehliche Bedeutung, kommen in der Hauptsache nur als Mittel zum Zweck in Betracht. Es handelt sich in der Geschichte um die Erkenntnis der allgemeinen, vernünftigen, als solche sich gleichbleibenden Wahrheiten; das eigentliche Interesse der Betrachtung bietet das, was vom Standpunkte der allgemeinen Vernunft als das Normale anzusehen ist, also auch der vernünftige Normalmensch. Das, was wir jetzt geschichtliche Entwickelung nennen, ist nichts als die mehr oder weniger klare oder getrübte, durch Leidenschaft und Unvernunft gehinderte, Anwendung der an sich gleichmäfsigen Vernunftwahrheit. Alle positiv-geschichtlichen besonderen Gestaltungen bilden nur die äufsere Hülle für jene allgemeinen Wahrheiten. Das geschichtliche Leben trägt für diese Betrachtung vielmehr den Charakter des Gemachten als des Gewordenen. Der geschichtliche Fortschritt bemifst sich vor allem nach dem Mafs von Aufklärung, das in ihm zur Geltung gelangt. Die Erfindungen spielen eine entscheidende Rolle. Bezeichnend ist in dieser Richtung z. B., was Schloezer in seiner Weltgeschichte[1]) sagt: 'Erfinder sind also die Lieblingsgegenstände der Weltgeschichte; Könige, falls sie nicht zugleich Erfinder sind, nützt sie blofs wie chronologische Krücken.'

Auch die Auffassung des staatlichen Lebens im besonderen trägt durchaus die Züge, die für die gesamte Anschauungsweise des Aufklärungszeitalters bezeichnend sind. Der Staat ist begründet durch individuelle Willensakte Einzelner — ich weise hier namentlich auf die Vertragstheorie der Naturrechtslehre hin —; er besteht vornehmlich um der individuellen Lebenszwecke willen. Am schärfsten und konsequentesten ausgebildet ist diese Auffassung von Locke (*On civil government*). Der entscheidende Zweck der staatlichen Vereinigung der Menschen ist nach ihm die '*preservation of their property* (d. h. *their lives, liberties and estates*)'. Auch bei der Begründung des ursprünglichen Eigentums der Menschen durch die Arbeit geht Locke durchaus von dem einzelnen Individuum aus.

Wenn die einzelnen geschichtlichen Erscheinungen vor allem Beispiele sind für die Anwendung der allgemeinen Vernunftwahrheiten, so wird auch der Zweck der geschichtlichen Betrachtung vornehmlich ein praktischer sein. Diese Auffassung ist allerdings nicht beschränkt auf das sogenannte Aufklärungszeitalter; sie ist im Altertum verbreitet und hat hier insbesondere in der pragmatischen Geschichtschreibung des Polybios einen bedeutenden Repräsentanten gefunden; am Beginne der Neuzeit lehrt Machiavelli in seinen

[1]) Ausgabe von 1792 S. 69; vgl. auch S. 70.

Digitized by Google

Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio die Geschichte des Altertums als ein jederzeit anwendbares Repertorium für politische und militärische Anweisungen, zum Gebrauche für Staatsmänner und Feldherren, ansehen. Aber der praktische Zweck, der Zweck der Belehrung tritt uns doch vor allem in charakteristischem Zusammenhange mit den herrschenden Tendenzen des Aufklärungszeitalters entgegen. Er hat einen gewissermafsen programmatischen Ausdruck erhalten in den 1738 erschienenen Briefen des Lord Bolingbroke über das Studium der Geschichte, wo es u. a. heifst[1]): 'Es mufs unserem Geist beständig vorschweben, dafs die Geschichte Philosophie ist, die uns durch Beispiele lehrt, wie wir uns in allen Lagen des Privat- und öffentlichen Lebens aufführen sollen.'

Auch die Kritik, die auf der Grundlage dieser allgemeinen Auffassung an der geschichtlichen Überlieferung geübt wird, ist eine abstrakte Vernunftkritik, wie sie insbesondere vom englischen Deismus ausgebildet worden ist. Sie hat, wie die Aufklärung überhaupt, viele Vorurteile weggeräumt, viele Widersprüche aufgedeckt, aber sie ist eine im wesentlichen negative Kritik, keine historische Kritik; sie wirkt nicht aufbauend, sondern vorwiegend zerstörend; sie endet meistens in einem Skeptizismus, der als Übergangsstadium der Forschung grofse Dienste leisten kann, aber auf die Dauer sich als unfruchtbar erweist.

Worin besteht nun der Gegensatz, den die geistigen Kräfte unserer klassischen Litteraturepoche der eben skizzierten Anschauungsweise gegenüber darstellen? Auch die Kultur unserer klassischen Periode hat einen ausgesprochen individualistischen und weltbürgerlichen Charakter. Die individualistischen Tendenzen hat in scharf pointierter Weise W. v. Humboldt ausgesprochen, wenn er sagt: 'Das höchste Ideal des Zusammenexistierens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst und um seiner selbst willen sich entwickelte.'[2]) Die Verbindung des Individualismus mit den weltbürgerlichen Tendenzen gelangt zu charakteristischem Ausdruck in dem Ideal, das Schiller der menschlichen Entwickelung stellt, nämlich: 'das Individuum zur Gattung zu steigern'. Aber das ist das Entscheidende, dafs das Individuum ganz anders und viel tiefer gefafst wird als in der Aufklärung, nicht blofs nach seiner intellektuellen Seite, als Repräsentant der allgemeinen Vernunft, sondern in der Totalität seines Wesens, in der Harmonie seiner Kräfte, in seiner 'Einheit und Tiefe', wie es W. v. Humboldt bezeichnet.[3]) Die vornehmlich ästhetisch gefafste Ausbildung der vollendeten Persönlichkeit ist das Ideal dieser geistigen Kultur, ein Ideal, das in dem ethischen Idealismus der Kantschen Philosophie eine wesentliche Ergänzung findet. Gegenüber dem rationalen Prinzip kommen andere Faktoren des geistigen Lebens zu schöpferischer Bethätigung, die Empfindung und die unmittelbare Anschauung. Die Empfindung richtet sich vor allem auf das

[1]) S. 47 d. Übersetzung; vgl. auch S. 53.

[2]) Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen S. 13 (Ausg. v. Cauer).

[3]) Über die Aufgabe d. Geschichtschreibers, Abh. d. Berl. Akad. 1821 S. 316.

Besondere, die Anschaunng geht auf das Ganze. So gelangt das Konkrete, Besondere der historischen Erscheinung eben als Ganzes zur Geltung gegenüber dem Abstrakten, Allgemeinen. Aus dem inneren Kontakte, in dem sich die eigentümlichen Kräfte unserer klassischen Litteraturepoche mit der Kultur des klassischen Altertums befinden, entspringt eine gewisse historische Gesamtauffassung des Altertums, allerdings in ästhetischer Idealisierung, aber eine solche Auffassung, die dem klassischen Altertum als dem Ganzen einer eigenartigen Kulturerscheinung gerecht zu werden sucht.

Das gleiche Ideal wahrer Humanität, das dem einzelnen Menschen in der lebensvollen Durchbildung seiner Persönlichkeit gestellt wird, gilt für diese Auffassung auch der Menschheit im ganzen. Wie die Einzelpersönlichkeit wird auch die allgemeinmenschliche Entwickelung als ein Ganzes, in der harmonischen Einheit aller ihrer einzelnen besonderen Erscheinungen angeschaut. Es giebt einen umfassenden Zusammenhang der menschlichen Entwickelung. In der allseitigen Entfaltung der Kräfte und Anlagen der menschlichen Gattung erfolgt die geschichtliche Verwirklichung der Idee der Humanität. Ein grofses Ideal historischen Denkens und historischer Anschaunng, das damit sogleich in den ersten Anfängen tieferer geschichtlicher Auffassung aufgestellt wird.

Eine eigentümliche Rolle spielt nun in dem Ganzen dieser Anschauung die Idee der Nation, nationalen Lebens und nationaler Kultur. Das Volkstum wird in der eigenartigen Verbindnng und gegenseitigen Durchdringung des allgemein Menschlichen und des besonderen Geschichtlichen gefafst. Das allgemein Menschliche kommt in einem besonderen Volkstum, dem hellenischen, zu einer ganz eigenartigen Verwirklichnng. 'Griechenland', so sagt W. v. Humboldt[1]), 'stellte eine weder vorher noch nachher jemals dagewesene Idee nationeller Individualität auf'. Das hellenische Volkstum wird so der besondere Träger des Klassischen.

Diese Auffassung ist zuerst mit prophetischem Blick auf einem besonderen Gebiete aus tiefer historischer Gesamtanschauung heraus begründet worden. Winckelmann behandelte die Geschichte der antiken Kunst in innerer Verbindung mit der Entwickelung der antiken Kultur insgesamt. Er hob den allgemeinen, stets gültigen Wert der hellenischen Kunst hervor, stellte sie als Norm für die Darstellnng des Schönen überhaupt dar. Er erklärte aber zugleich diesen vorbildlichen, normativen Wert der antiken Kunst aus den besonderen Bedingungen, dem eigentümlichen Verlaufe des hellenischen Kulturlebens. Nicht blofs der griechische Himmel, die Eigenart des griechischen Klimas, sondern auch die besondere griechische Gemütsart, die Fröhlichkeit und Heiterkeit des Sinnes, die Freiheit, wie sie im öffentlichen Leben verwirklicht wurde, haben die Gröfse und harmonische Schönheit der hellenischen Kunst bewirkt. Die hellenische Nation ist in ihrem besonderen geschichtlichen Leben und der dadurch bedingten Kultur die Repräsentantin des allgemeinen Schönheitsideals geworden.

---

[1]) Über die Aufgabe des Geschichtschreibers S. 319.

Digitized by Google

Diese klassizistische Gesamtanschauung vom hellenischen Altertum ist zunächst die treibende Kraft für die eigentlich wissenschaftliche Erforschung desselben geworden. Dies zeigt sich uns sehr deutlich in der programmatischen Darstellung, die einer der vornehmsten Bahnbrecher und Begründer der neueren deutschen Wissenschaft vom klassischen Altertum gegeben hat. F. A. Wolf[1]) sagt in seiner 'Darstellung der Altertumswissenschaft': 'Eigentlich nur hier (nämlich bei den Hellenen) wird uns das Schauspiel einer *organischen Volksbildung* zu teil. Wo wäre hente ein Volk, das seine Kultur aus innerer Kraft gewonnen, das die Knnst der schönen Rede und Bildnerei aus *nationalen* Empfindungen und Sitten geschaffen, das seine Wissenschaften auf *eigentümliche* Vorstellungen und Ansichten gebaut hätte? Im Gegenteil finden wir bei weitem das meiste in unserer Litteratur aus ungleichartigen Quellen mühselig zusammengetragen, bald unmittelbar, bald mittelbar aus den Alten, was billig für edlen Raub gilt, viel öfter Wechselraub der Neueren untereinander, überall ein Gemenge von streitenden Stoffen und Formen; in den Künsten zeigt sich nur geringe, oft gar keine Eigentümlichkeit und Originalität, mehr Schöpfungen nach allgemeinen Theorien und Nachbildungen nach fremden Mnstern als selbständige Produktionen, die anderen wieder werden könnten, was uns die Werke der Griechen sind; in aller wissenschaftlichen Aufklärung endlich zwar ungehenre Vorräte von Kenntnissen und Einsichten, Schätze aus allen Zeitaltern und Ländern, die eine Nation der anderen zureicht und abnimmt, aber mitten nnter diesen Schätzen wenig Spuren eines *vorherrschenden Geistes*, worin man eine *Nation* erkennt und den *Menschen*.'[2]) Weiter heifst es: 'Unser Altertum ist als ein *Ganzes* gedacht, gleichsam eine in sich *geschlossene* Welt'; er spricht 'von dem Geiste, der alles Einzelne zu einem *harmonischen Ganzen* bildet'. Sehr bezeichnend ist auch die Bemerkung: 'Also durchliefen sie (nämlich die Griechen) in dem ganzen Gange ihrer Ausbildnng eine Stufenleiter, an der man, wie an einem Kulturmesser, den Gang *rein menschlicher Entwickelung* überhaupt wahrnehmen kann.' In diesen Ausführungen treffen wir die eigentlich konstitutiven Elemente der Altertumswissenschaft, wie diese unter dem Einflusse der klassizistischen Auffassung aufgebaut worden ist. Charakteristisch ist namentlich die Betrachtung des klassischen Altertums als eines *organischen Ganzen*, das in der *Totalität* seiner Erscheinungen und der *Eigenart* seines Wesens erfafst wird. Zugleich finden wir aber auch die Betonung des *vorbildlichen* Charakters der hellenischen Kulturentwickelung. Die Entwickelung des klassischen Altertums wird als eine *nationale* angesehen, aber das hellenische

[1]) Museum der Altertumswissenschaft, herausgegeben von F. A. Wolf und Ph. Buttmann, I 1807 S. 138 f. = Kl. Schr., herausgegeben von Bernhardy II 891 f.

[2]) F. A. Wolf zeigt allerdings hier, dafs er sehr einseitig in der Vergangenheit lebte. Er klagt über die Zerfahrenheit und Unproduktivität der modernen Bildung, und seine Abhandlung ist doch dem Manne gewidmet, der mehr als irgend ein anderer die verschiedenen Elemente einer neuen und selbständigen geistigen Kultur in seiner Person zu schöpferischer und harmonischer Einheit brachte — Goethe.

Digitized by Google

Volkstnm erscheint zugleich in einer gewissen Isolierung, vorwiegend als Norm menschlichen Kulturlebens überhaupt, weniger im Zusammenhange einer allgemeinen geschichtlichen Entwickelung.

In umfassendster Ausführung, in bemerkenswerter Verbindung von Universalität und Tiefe tritt uns die Anschauung von einer allgemeinen Geschichte der Menschheit, die Auffassung einer geschichtlichen Entwickelung der Hnmanitätsidee in Herders 'Ideen zur Geschichte der Menschheit' entgegen. Wenn bei Lessing, 'Die Erziehung des Menschengeschlechtes' 1780[1]) und bei Kant, 'Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht' 1784 noch einseitiger der individualistische Endzweck der weltbürgerlichen Kulturentwickelung ausgesprochen wird, wenn es sich nach ihnen vor allem darum handelt, die Anlagen der Individnen im Rahmen der Gesamtentwickelung der menschlichen Gattung zu allseitiger Ansbildung und zu möglichst vollkommener Wirksamkeit zu bringen, so bedeuten Herders Ideen in bestimmter Richtung einen wesentlichen Fortschritt der Auffassung.[2]) Bei Kant und Lessing sind die grofsen historischen Gesamterscheinungen, die nationalen Entwickelungen u. s. w., vornehmlich Mittel zum Zweck; die einzelnen Stufen des weltgeschichtlichen Prozesses haben im wesentlichen nur propädeutische Bedeutung. Die Idee der Humanität wird in der Hauptsache an das Ende der Entwickelung gestellt. Bei Herder dagegen entfaltet sich diese Idee in mehr immanenter Weise. Jede Stufe der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung hat zugleich ihre besondere Bedentung, gewissermafsen ihren Zweck in sich selbst; jede wirkt durch sich selbst schon znr Entfaltung des allgemeinen Humanitätsideals. 'Jede Nation trägt das Ebenmafs ihrer Vollkommenheit, unvergleichbar mit andern, in sich.'

Diese Auffassung erblickt die Gröfse, wie der natürlichen, so anch der geschichtlichen Welt in der eigentümlichen Schönheit der einzelnen Gestaltungen, in ihrer besonderen Färbung und Stimmung. Wie das Einzelne von der Ansicht des Ganzen sein Licht empfängt, so strahlt es wieder das Ganze in seiner besonderen Erscheinnng aus. Aus dieser gewissermafsen pantheistisch-ästhetischen Grundstimmung, welche die allgemeinen Anschauungen unserer klassischen Litteraturepoche in eigentümlicher Weise ausprägt, ist dem historischen Denken ein bedeutsamer Impuls erwachsen. Insbesondere können wir noch bei Ranke jene ästhetische Freude an der Vielgestaltigkeit nnd dem Farbenreichtum der geschichtlichen Erscheinungen erkennen. In der mannigfaltigen Welt nationaler Bildungen, wie sie Herder dem geistigen Auge des Beschauers enthüllt, verliert nun aber die Idee des Klassischen etwas von ihrer ansschlaggebenden Bedeutung.

Herder hat, namentlich eben durch die Betonnng des Volkstümlichen,

[1]) Die Bedeutung der Leibnizschen Philosophie für eine historische Weltauffassung, insbesondere der Einfinfs derselben auf die von Lessing vertretenen Ideen wird hervorgehoben von Windelband, Gesch. d. neneren Philosophie I² 538 f.

[2]) Auf die Frage, welche Einflüsse auf Herder eingewirkt haben, auf sein Verhältnis zu Montesquieu u. a. einzugehen, liegt aufserhalb meiner Aufgabe.

Digitized by Google

durch seine Verdienste um Sammlung und Erforschung der Volkspoesien, anregend und befruchtend auf die Romantik eingewirkt. Die Romantik arbeitet durchaus mit den geistigen Kräften, die in der Kultur unserer Litteraturepoche gewonnen worden sind; nur wendet sie ihr Interesse vornehmlich anderen Gegenständen zu, insbesondere nicht den vollendeten und reifen Schöpfungen des klassischen Altertums. Sie steht schon im Zusammenhange mit der inneren Erhebung des nationalen Geistes in Deutschland, die ebenso durch die äufseren Ereignisse der Napoleonischen Fremdherrschaft gefördert worden ist, wie sie anderseits auf die äufsere Erhebung eingewirkt hat. Sie richtet sich vor allem auf das eigene Volkstum. Schärfer noch als die führenden Geister unserer klassischen Epoche, vielfach bis zur Übertreibung und Verirrung, wendet sie sich gegen den Rationalismus. Gegenüber dem künstlich Gemachten, Bewufsten, Verstandesgemäfsen, Regelrechten, gegenüber dem aus Reflexion Abgeleiteten geht sie auf das Unbewufste, Geheimnisvolle, Dunkle, Ursprüngliche, vielfach auch Phantastische. 'Die krumme Linie ist der Sieg der freien Natur über die Regel', sagt Novalis.[1]) Dem Abstrakten gegenüber wird das sinnliche Element, das in in der jugendlichen Anschauung der Völker liegt, betont. Aus den unendlichen Tiefen des Volkstums treten jetzt dem Beschauer unergründlich tiefe Rätsel entgegen, damit zugleich aber unermefslich reiche Antriebe zur Forschung.

Es ist nach der ganzen Richtung der Romantik begreiflich, dafs die von ihr ausgehenden Impulse der Forschung unmittelbar mehr unserer eigenen Geschichte als der des klassischen Altertums zu gute kamen; aber die allgemeine Einwirkung, die sie auf das historische Denken ausübte, erstreckte sich doch auf die gesamte historische Forschung. Insbesondere gelangte der Begriff des organischen Werdens auch in seiner Bedeutung für das politische Leben zu immer gröfserer Geltung. Der Widerspruch gegen die Revolution liefs diesen Gedanken besonders in einseitiger Stärke hervortreten. Die Betrachtungen, die der Engländer Burke über die französische Revolution anstellte, haben in dieser Beziehung eine allgemeine Bedeutung.

Für den Begriff des Organischen ist namentlich charakteristisch der lebendige, unauflösliche Zusammenhang der einzelnen Teile, der Glieder des Ganzen, anderseits das allmähliche Wachsen, die kontinuierliche Entwickelung. Diese Idee organischer Entwickelung ist der Grundgedanke der historische Rechtsschule, die auch auf eine tiefere Auffassung des klassischen Altertums grofsen Einflufs gewonnen hat. Savignys Schrift 'Über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung' ist das Programm der historischen Rechtsschule geworden. Scharf tritt hier der Gegensatz hervor gegen die Auffassung, dafs 'es ein praktisches Naturrecht oder Vernunftrecht gebe, eine ideale Gesetzgebung, für alle Zeiten und alle Fälle gültig'. Auf das Entschiedenste wird der organische Zusammenhang des Rechts mit dem Wesen und Charakter des Volkes betont.

Einen tiefgehenden Einflufs auf das historische Denken übte nun die grofse

[1]) Schriften, herausgegeben von Tieck und Fr. Schlegel, 5. Aufl. 1837, III 320.

politische Neugeburt unseres Volkes aus, wie sie im Zeitalter der Befreiungskriege wenigstens ihren Anfang nahm und im preufsischen Staate schon vor dem Freiheitskriege in den Reformen der Steinschen Gesetzgebung zu Tage trat. Es erfolgte jetzt eine entscheidende innere Wendung des historischen Denkens zum Staatsgedanken hin. Die eingreifende wissenschaftliche Wirksamkeit des bedeutendsten Bahnbrechers der modernen historisch-kritischen Forschung im allgemeinen und der altgeschichtlichen Forschung insbesondere, B. G. Niebuhrs, ist vornehmlich durch die von jener politischen Bewegung ausgehenden Antriebe bedingt, wenn auch seine Forschung noch andere Einflüsse, zum Teil von dem englischen Staatsleben, zum Teil von den geschichtlichen Anschauungen Justus Moesers, die namentlich an die niedersächsischen bäuerlichen Verhältnisse anknüpften, empfangen hat. Auf die in Niebuhrs Leben selbst liegenden Momente, die auf die Entwickelung des grofsen Historikers einwirkten, will ich hier nicht eingehen, sondern nur hervorheben, wie er in seiner hervorragenden praktischen Thätigkeit als Finanzmann, als Mitarbeiter Steins, reichliche Gelegenheit hatte, eine tiefere Kenntnis des staatlichen Lebens zu gewinnen.

In der Zeit der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft hatte man es erlebt, dafs in einem gemeinsamen Volkstum eine unmittelbar verbindende Kraft und Macht liege, die nicht aus allgemeinen Vernunftwahrheiten abgeleitet und nicht durch allgemeine, auf Postulaten der Vernunft beruhende Verbindungen weltbürgerlichen Charakters ersetzt werden konnte. Man erfuhr, wie Niebuhr es ausdrückte, 'den Segen, einer starken Nation anzugehören'. Die Periode der Knechtschaft hatte gelehrt, dafs eine rein individualistische, insbesondere eine vorwiegend ästhetisch gerichtete Kultur nicht genügen konnte. Man empfand es, dafs gerade zum Schutze eines selbständigen geistigen Lebens eine kräftige, unabhängige staatliche Existenz nötig war, dafs man eines freien, auf sittlichen Kräften aufgebauten staatlichen Lebens bedurfte. Die inneren Kräfte, die in der Periode Goethes und Kants zur Entwickelung gelangt waren, kamen jetzt auch dem Staatsleben zu gute.

Niebuhr stellte die politische Geschichte in den Vordergrund des historischen Interesses. Allerdings sah er in dieser nicht eine Sammlung von interessanten Haupt- und Staatsaktionen, sondern er fafste das Staatsleben auf als die hegende und schützende Form, in der die sittlichen Kräfte eines Volkstums nach innen und aufsen sich entfalten. Das nationale Element bildete für ihn nicht den Gegenstand eines vorwiegend ästhetischen Interesses, sondern es war ihm die Grundlage selbständigen politischen Lebens. Er hob die Geschichte des Altertums aus der idealisierenden Isolierung heraus. Er suchte die antike Entwickelung aus den überall im staatlichen Leben wirksamen und namentlich auch in der Gegenwart sich zeigenden Kräften zu erklären.

Ein unendlich reiches, durch eine erstaunliche Kraft des Gedächtnisses unterstütztes geschichtliches Wissen und lebendige politische Erfahrung führten ihn dazu, auf dem Wege der Analogie wichtige geschichtliche Entdeckungen zu machen, die auch dann, wenn sie sich in der Folge nicht

Digitized by Google

als unbedingt haltbar erwiesen, anregend und befruchtend auf die Forschung einwirkten. Wie er die auf heimischem, bäuerlichem Boden gewonnenen Anschauungen, die hier lebenden Erinnerungen, die Parallelen, welche die mittelalterliche Geschichte deutscher und italienischer Städterepubliken für die stadtstaatliche Entwickelung des Altertums boten, für die Rekonstruktion der antiken Zustände verwandte, so mufsten ihm auch fernerliegende Verhältnisse wie die agrarischen Zustände Indiens zur Lösung schwieriger Probleme in der Geschichte des Altertums dienen. Seine eigene politische Auffassung war vor allem eine dem Geiste der Steinschen Reformen homogene. Charakteristisch ist hierfür die starke Betonung der politischen Pflichten, die auf der Anerkennung des Rechtes und der Bedeutung der Gemeinschaft beruht, die Hervorhebung der Wichtigkeit der Verwaltung gegenüber der Überschätzung der Verfassungsformen. Niebuhr selbst hat es ausgesprochen, dafs die Freiheit weit mehr von der Administration als von der Verfassung abhänge, und hat diese Anschauung in seiner Römischen Geschichte zu entschiedener Geltung gebracht.

Die grofse Bedeutung, die Niebuhr der historischen Analogie in seiner Forschung einräumte, hinderte ihn durchaus nicht in dem Bestreben, eine bestimmte nationale Entwickelung, wie die der römischen Geschichte, als eine eigenartige Einheit, als ein besonderes Ganzes zu erfassen. Die selbständige Eigenart volkstümlicher Entwickelung absorbierte sogar so stark sein Interesse, dafs er schon aus diesem Grunde der römischen Kaiserzeit, der kulturellen Wichtigkeit ihrer kosmopolitischen Bildungen nicht gerecht zu werden vermochte.

Besonders hervorheben möchte ich noch, dafs er nicht blofs das Nacheinander der Entwickelung eines einheitlichen Volkstums, die wichtigsten aufeinander folgenden Stufen dieser Entwickelung aufdecken wollte, sondern zugleich auch die nebeneinanderliegenden und untereinander zusammenhängenden gleichzeitigen Elemente einer bestimmten Entwickelungsperiode in ihrer geschichtlichen Einheit zu erfassen strebte. So schreibt er einmal an den Grafen Moltke[1]: 'So lebendig möchte ich die Geschichte schreiben, den schwankenden Vorstellungen feste unterschieben, die verworrenen entwickeln, damit man bei dem Namen eines Griechen aus Thukydides' und Polybius' Zeitalter, eines Römers aus Catos Zeit oder Tacitus die Grundidee ihres ganzen Seins habe.' Er hat hiermit den eigentlichen Grundgedanken der wissenschaftlichen Kulturgeschichte im wesentlichen schon formuliert; thatsächlich ist er allerdings zur Verwirklichung des Ideals seiner Forschung noch wenig gelangt.

Vornehmlich zeigt sich die Fruchtbarkeit der Anschauung von einer volkstümlichen Entwickelung auch in Niebuhrs Kritik der Überlieferung. Auch hier suchte er zunächst auf dem Wege der Analogie die Grundzüge bestimmter Entwickelungsstufen der Tradition festzustellen. Er begnügte sich nicht damit,

[1]) 15. Aug. 1812, Lebensnachrichten II 91.

Digitized by Google

das, was überliefert war, deshalb als unhistorisch nachzuweisen, weil es aus Gründen vernünftiger Überlegung unmöglich war, sondern er ging auf die Art, den besonderen Charakter der Überlieferung ein. Er suchte durch Vergleichung mit anderen Traditionen aus den ersten Entwickelungsstadien geschichtlicher Völker die allgemeinen Bedingungen, unter denen solche meist sagenhafte Überlieferungen überhaupt entstehen, darzulegen. Dann weiter forschte er den besonderen Formen der Ausprägung, in denen gerade in einem bestimmten Volke die Überlieferung erfolgte, nach; er strebte darnach, die verschiedenen Entwickelungsstufen der Tradition voneinander zu scheiden. So ging er darauf aus, eine bestimmte Überlieferung als ein besonderes Ganzes, im engen Zusammenhange mit dem Ganzen der nationalen Entwickelung, in gewissem Sinne als deren Ausdruck, zu erfassen und den Gehalt und die Glaubwürdigkeit der Überlieferung aus ihrem inneren Verhältnis zu dieser nationalen Entwickelung abzuleiten. Dafs er dabei gerade für die römische Geschichte den Einflufs des Unbewufst-Volkstümlichen, des Poetischen und Originell-Sagenhaften überschätzt hat, thut der allgemeinen Bedeutung und Fruchtbarkeit seiner Gedanken keinen Abbruch.

Wenn die reformatorische Thätigkeit, die Niebuhr in der Geschichtswissenschaft entfaltete, unmittelbar und vor allem auf die antike Geschichtsforschung sich erstreckte, so war das bei dem Historiker, der für die Folgezeit der eigentlich führende Geist unserer deutschen Geschichtswissenschaft geworden ist, bei Ranke, nicht der Fall. Trotzdem haben die von ihm vertretenen Gedanken eine bedeutende Wirkung auch auf die Auffassung der Geschichte des Altertums ausgeübt, allerdings erst verhältnismäfsig spät, wie ja überhaupt die grofsen Impulse, die Ranke dem geschichtlichen Denken gegeben hat, durchaus nicht sogleich ihre siegreiche Kraft, ihren vollen Einflufs offenbart haben. Rankes Forschung wird charakterisiert durch eine bedeutsame Vereinigung von zwei verschiedenen Richtungen, von zwei wesentlichen Elementen historischer Forschung, eine Vereinigung, die den schönsten Ruhmestitel der modernen geschichtlichen Wissenschaft, insbesondere in Deutschland, bildet. Ich meine die Verbindung empirischer, auf Feststellung des Thatsächlichen gerichteter Forschung mit einer philosophischen Auffassung, die ein geistiges Erbe der deutschen Idealphilosophie bildet. Man darf vielleicht, um eine noch allgemeinere Basis des Verständnisses und der Verständigung zu gewinnen, für philosophische Auffassung setzen: geistige Durchdringung des gegebenen Stoffes, das Streben, einen geistigen Gehalt des äufseren geschichtlichen Verlaufes zu erkennen. Allerdings wird es dabei nicht durchaus ohne Konstruktion abgehen, aber der Historiker soll, wie ich meine, noch gefunden werden, der ohne dieselbe auskommen zu können meint. Es handelt sich nur darum, auf welchem Grunde man aufbaut und was für Bausteine man verwendet.

Das Streben nach reiner, unverhüllter geschichtlicher Wahrheit und Wirklichkeit, das Verlangen, den geschichtlichen Erscheinungen auf den Grund zu gehen, bezeichnet einen durchgehenden Grundzug der gesamten historischen Arbeit Rankes. Schon in dem berühmten Worte, er wolle

zeigen, 'wie es eigentlich gewesen'[1]), findet diese Tendenz ihren Ausdruck; in seinen grundlegenden Abhandlungen zur Kritik historischer Überlieferung — in der Abhandlung zur Kritik neuerer Geschichtschreiber[2]), wie in den Untersuchungen zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten[3]) — spricht er sich hierüber charakteristisch aus: 'Nackte Wahrheit ohne allen Schmuck, gründliche Erforschung des Einzelnen, das Übrige Gott befohlen; nur kein Erdichten, auch nicht im kleinsten, nur kein Hirngespinst. Der Historiker darf nicht allein Schönheit nnd Form in der Geschichte suchen, sondern exakte Wahrheit.' 'Der wahre Sinn des Historikers ist, den Gegenstand, das Objekt in voller Wahrheit zu ergreifen.'

Aber die Erforschung des Einzelnen ist ihm nie Selbstzweck. Der Begründer der neueren urkundlichen archivalischen Geschichtsforschung ist niemals in seiner Forschung auf das Niveau vieler Epigonen hinabgestiegen; er hat nie gemeint: 'non est in mundo quod non est in actis'. Die Richtung auf die Urkundlichkeit des Materials, auf die Exaktheit der Forschung steht bei Ranke im Dienste einer universalen, die einzelnen geschichtlichen Erscheinungen und Vorgänge in ihren Zusammenhängen verknüpfenden Anschauung. 'Die Masse des Materials' soll 'die allgemeine Anschauung nicht verhindern, sondern fördern'.[4]) Auf zweierlei mufs der Historiker ausgehen: 'Erforschung der wirksamen Momente der Begebenheiten und Wahrnehmung ihres allgemeinen Zusammenhanges.'[5]) 'In seinem vollen Lichte wird das Einzelne niemals erscheinen, als wenn es in seinem allgemeinen Verhältnis aufgefafst wird.'[6]) Von den Äufserungen des jungen Ranke an (in Briefen an seinen Bruder Heinrich, 1826 nnd 1828[7]), in denen er von seiner Absicht spricht 'die Mär der Weltgeschichte aufzufinden', hervorhebt, dafs 'die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte sein höchstes Glück' sei, begleitet diese universale Tendenz den Historiker durch sein ganzes Leben hindurch, bis sie im Greisenalter zum Versuche einer Weltgeschichte führt. So entschieden sich Ranke gegen die Willkürlichkeiten der Hegelschen Philosophie ausspricht, so sehr er es hervorhebt, dafs der 'Historiker sich das Allgemeine nicht vorher ausdenken dürfe, wie der Philosoph'[8]), so stark betont er, dafs 'die philosophische Methode in ihrer Tendenz etwas Wahres habe; sie beruhe auf einem berechtigten Grunde, auf dem Bedürfnis nach universeller Anschauung'.[9])

Dem universalen Charakter der Rankeschen Forschung entspricht schon der eigentliche Ausgangspunkt seiner Studien, der zugleich den Hauptinhalt seiner Lebensarbeit bildet. Es ist die Erforschnng eines grofsen weltgeschichtlichen Prozesses, der jedenfalls für unsere eigene geschichtliche Existenz von grundlegender Bedeutung ist, die Erkenntnis der Entstehung und Entwickelung der romanisch-germanischen Welt, der Trägerin unserer modernen abend-

[1]) Vorr. z. Gesch. d. roman. u. germ. Völker S. VII.
[2]) S. 24. [3]) Werke LI/II 97.
[4]) Zusatz zur 2. Ausg. der Abh. zur Kritik neuerer Geschichtschreiber.
[5]) Weltgeschichte IX 2 S. XVI. [6]) Brief an H. Ritter 1835.
[7]) Zur Lebensgeschichte S. 162 195. [8]) Weltgesch. X 2 S. IX. [9]) Ebd. S. XII.

ländischen Kultur. In diesem Zusammenhange nun der universalen historischen Auffassung Rankes ist ein, wie mir scheint, besonders wichtiges Moment hervorzuheben. Wir haben vorher die Bedeutung schon betont, die der Idee des Volkstums für eine tiefere historische Anschauung zukam; wir haben den Übergang von einer mehr ästhetischen Auffassung des nationalen Elementes in unserer klassischen Litteraturepoche zu einer vorwiegend politischen, wie sie uns namentlich bei Niebuhr entgegentritt, kennen gelernt. Wir haben zugleich hervorgehoben, wie Niebuhr schon bemüht war, in der Entwickelung eines bestimmten Volkstums die Wirksamkeit der allgemeinen weltgeschichtlichen Kräfte nachzuweisen. Durch Ranke werden wir einen wesentlichen Schritt weiter geführt. Er fafst die einzelnen Nationalitäten vornehmlich in ihrer Wirkung aufeinander, in der universalgeschichtlichen Verflechtung ihrer Schicksale und nimmt dadurch die nationalen Entwickelungen erst in vollem Mafse aus der Isolierung heraus. Er weist nach, wie sich erst in diesem allgemeinen Prozesse gegenseitiger Beeinflussung die Nationen in vollem Sinne entwickeln, zu ihrer Selbständigkeit ausbilden. Die Bildungsgeschichte der einzelnen Nationalitäten erfolgt nicht blofs gewissermafsen geradlinig aus den Antrieben des eigenen Volkstums heraus, sondern zugleich unter dem allgemeinen Einflusse der 'grofsen Abwandlung der Begebenheiten'. Wenn die auswärtige Politik bei Ranke eine besonders wichtige Rolle spielt, ihre Darstellung einen breiten Raum einnimmt, so handelt es sich bei ihr nicht nur um äufsere Verwickelungen, diplomatische Verhandlungen und kriegerische Aktionen, sondern es kommen in ihr eben zugleich die inneren Lebensbeziehungen der verschiedenen Nationen in ihrer gegenseitigen Verflechtung zum Ausdruck. Die von Ranke vertretene Betrachtungsweise ist auch für die Geschichte des Altertums von der gröfsten Wichtigkeit, obgleich hier aus der Wechselwirkung der verschiedenen nationalen Elemente aufeinander keine grofsen, selbständig nebeneinander stehenden nationalen Staaten und Kulturen hervorgegangen sind.

In der Behandlung der Geschichte des klassischen Altertums sind die grofsen Fortschritte geschichtlicher Auffassung, die sich vornehmlich an Niebuhr und Ranke anknüpfen, zunächst noch wenig zur Geltung gelangt; die Forschung auf dem Gebiete des hellenischen Altertums hat allerdings unter den Auspicien von Männern wie A. Boeckh, K. O. Müller u. a. bedeutende Erfolge aufzuweisen; aber die Weiterentwickelung der historischen Auffassung, namentlich nach der politischen Seite hin, hält hiermit nicht gleichen Schritt. Der Gesichtspunkt des Klassischen bleibt noch vorherrschend; eine mehr normative Betrachtungsweise läfst eine unbefangene geschichtliche Anschauung noch nicht völlig aufkommen. Die klassischen Schriftsteller werden nicht, wozu Niebuhr den Weg gewiesen hatte, vorwiegend im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwickelung selbst, ihre Anschauungen als Zeugnisse dieser Entwickelung gefafst, sondern sie sind Autoritäten, die die Forschung in gewissem Sinne binden, das Urteil des Forschers beherrschen. Die im Klassizismus gegebene Schranke der geschichtlichen Beurteilung zeigt sich uns ge-

Digitized by Google

rade bei Forschern, wie A. Boeckh und K. O. Müller. Boeckh war allerdings unstreitig bestrebt, zu einer umfassenden Totalanschauung, namentlich vom hellenischen Altertum zu gelangen, wie er sich mit dem Plane einer umfassenden Gesamtdarstellung des hellenischen Lebens (in einem Werke 'Hellen') trug; aber auch er stand, wie F. A. Wolf, im wesentlichen noch im Banne des Klassizismus.[1]) Der Begriff des Antiken, insbesondere des Hellenischen als des wahrhaft oder normal Antiken, wird von ihm zu einseitig als etwas gewissermafsen in sich Abgeschlossenes, ein für sich bestehender Lebensinhalt aus der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung herausgehoben. Innerhalb des Hellenischen wendet sich das von der Idee des Klassischen beeinflufste Interesse vornehmlich derjenigen Kultur zu, die mit der Blütezeit der Polis, vor allem Athens zusammenfällt. 'Das Griechische', so sagt Boeckh[2]), 'steht auf der einen Seite im Gegensatze zum Orient, aus welchem die Hellenen, wie alle indogermanischen Völker, stammen, wo der Charakter des Antiken aber nicht vollständig entwickelt ist, sondern noch gleichsam im Keime erscheint; auf der anderen Seite bildet das Moderne, zu dem das Römische hinüberleitet, den Gegensatz'. 'Wenn sich bei Sokrates und den Stoikern die Idee des Weltbürgertums findet, so ist dies nicht antik, sondern ein Übergriff in die moderne Weltanschauung.'[3]) 'Die Politik Alexanders des Grofsen überschreitet bereits das Antike.'[4]) Diese Auffassung gelangt nicht dazu, die grofsen Einheitsbildungen des späteren Altertums, die Weltkultur und den Weltstaat wirklich geschichtlich und unbefangen zu begreifen, vor allem auch aus der Eigentümlichkeit der antiken Entwickelung selbst zu erklären.

Stärker noch tritt uns die isolierende Betrachtung des hellenischen Volkstums bei Boeckhs gröfstem Schüler K. O. Müller entgegen, der auch, wie sein Lehrer, das hellenische Leben in seiner Totalität zu erfassen und darzustellen bestrebt war. Er leitet die gesamte Entwickelung des geschichtlichen Lebens der Hellenen von einem von vornherein bestimmt ausgeprägten nationalen Lebensprinzip ab. Die Unterschiede des Staatslebens, wie der Kultur, die grofsen Gegensätze und Kämpfe, die die grofsen Entscheidnngen der hellenischen Geschichte bedingen, erklärt er aus den Unterschieden der Stammeseigentümlichkeiten. Vornehmlich bezeichnend ist seine Ansicht vom spartanischen Staat, den er für den eigentlichen Typus dorischen Staats- und Kulturlebens ansieht. 'Die nationale Ansicht der Dorier vom Staatsleben' ist nach Otfried Müller in der Verfassung Spartas am schärfsten ausgesprochen. Der Dorier 'sucht im Staate den Kosmos, die Einigung des Mannigfaltigen'. Und 'mit diesem Streben nach Einheit ist notwendig das nach Beständigkeit verbunden'.[5]) 'In der echt dorischen Verfassung standen Ideen an der Spitze, die dem Volksstamme national, und im Apollinischen Kulte nach einer anderen Seite

[1]) Leider sind wir für die Kenntnis seiner allgemeinen Anschauungen über das Altertum vielfach nur auf die Vorlesungen über die Encyklopädie der philologischen Wissenschaften angewiesen.

[2]) Encyklopädie, 2. Aufl. S. 265. [3]) Ebd. S. 263. [4]) Ebd. S. 267.

[5]) Dorier II² S. 2.

hin ausgedrückt waren: die der harmonischen Ordnung (τὸ εὔκοσμον), der inneren Regelung und Mafshaltung (σωφροσύνη) und der stets gerüsteten Mannhaftigkeit (ἀρετή).' 'Der dorische Staat ist ein Kunstwerk, wie es menschliches Handeln stets wird, wenn es, von einem Prinzipe beseelt, sich zu einem Organismus gestaltet, ein Kunstwerk, welches die gesamte Nation in ihrer Einheit fortwährend schafft und darstellt.'[1] Gegenüber dem zum Teil doch noch ästhetisch gefafsten Prinzip nationaler Eigentümlichkeit, gegenüber den Stammesprinzipien kommen die allgemeinen Kräfte geschichtlichen Lebens, politische wie soziale, nicht genügend zur Geltung. Die hellenische Entwickelung wird einseitig als eine auf sich selbst ruhende betrachtet. Der hellenische Purismus, der gewifs einem phantastischen religionsgeschichtlichen Synkretismus gegenüber nicht ohne Verdienst war, führt zu einer Ablehnung aller auswärtigen Einflüsse und zeigt sich einer universalen und allseitigen geschichtlichen Auffassung hinderlich.

Die Wendung zu einer mehr politischen Auffassung der antiken Geschichte, die diese wieder stärker in den allgemeinen Flufs geschichtlicher Bewegung und geschichtlicher Entwickelung stellte, erfolgte nun in zwei verschiedenen Richtungen und von zwei ganz verschiedenen Seiten.

George Grote stellte die athenische Demokratie als politische Erscheinung in den Mittelpunkt seiner Darstellung und suchte ihr auf dem Grunde einer umfassenden historischen Gesamtanschauung gerecht zu werden. Er brachte gegenüber einer vorwiegend antiquarischen Betrachtungsweise, die sich auf einzelne mehr oder weniger unsichere Zeugnisse stützte, die den politischen Institutionen selbst, der geschichtlichen Entwickelung in ihrem Zusammenhange innewohnende Logik zur Geltung und bestimmte vor allem nach dem politischen Charakter der einzelnen Institutionen die Stelle, die ihnen in der politischen Gesamtentwickelung, auch chronologisch, zukam. Er begründete, nachdem ihm hierin zum Teil schon Niebuhr und Droysen vorangegangen waren, die geschichtliche Würdigung der attischen Demokratie, die politische Beurteilung derselben, auf ihr eigenes Wesen, wie es in den hervorragendsten geschichtlichen Erscheinungen zu Tage trat. Er wollte diese Beurteilung nicht von der Autorität der antiken Zeugnisse abhängig gemacht wissen und wies nachdrücklich auf die Ungleichmäfsigkeit einer von jenen antiken Urteilen durchaus beherrschten Auffassung hin. Seine eigene politische Anschauung führte nun aber Grote zu einer einseitig idealisierenden Auffassung der athenischen Demokratie und beschränkte sein Interesse hauptsächlich auf das in der einzelnen Polis, namentlich dem demokratischen Athen, sich verkörpernde Leben. So kam er nicht dazu, den Erfordernissen eines gesamthellenischen Lebens gerecht zu werden, und stand dem grofsen Probleme der hellenistischen Geschichte, der Verbreitung des Hellenentums in der Welt, dem bereits vor ihm Droysen in nachdrücklichster Weise seine Forschung zugewandt hatte, ohne genügendes Verständnis gegenüber. Das politische Glaubensbekenntnis

[1]) Dorier II² S. 15.

des jungen Grote lernen wir namentlich aus den Mitteilungen von J. Stuart Mill (in seiner Selbstbiographie) kennen. Die Freiheit der Disknssion, die der öffentlichen Wirksamkeit vernünftiger Gründe ungehemmten Spielranm gewährt, nnd eine bestimmte (demokratische) Verfassnng, die dem aufgeklärten öffentlichen Geiste und dem Gemeingefühl der konstitntionellen Moralität entspricht und dieses Gemeingefühl znm offenen Ausdruck kommen läfst, sind danach die beiden Hauptgrundlagen gesunder politischer Entwickelung, gesunden öffentlichen Lebens. Grote gelangt von den Gesichtspunkten dieses politischen Glaubensbekenntnisses aus zu einer Überschätzung der formalpolitischen Faktoren, zu einer Unterschätzung der sozialen. Die athenische Demokratie aber bezeichnet nicht blofs ein politisches Prinzip, sondern zugleich die Vorherrschaft bestimmter gesellschaftlicher Schichten, insbesondere des städtischen Demos. Dies kommt in Grotes Darstellung nicht zn genügendem Ausdruck, was sich eben aus den allgemeinen Anschauungen des Kreises, dem Grote angehörte, erklärt. Die Wurzeln dieser Anschauungen liegen in der individualistischen politisch-nationalökonomischen Theorie des XVIII. Jahrhnnderts. Die nngehinderte Entfaltung der individuellen (besonders wirtschaftlichen) Kräfte in freiem Wettbewerb ist die Losnng dieser Theorie. Zugleich ist für sie die optimistische Auffassung von der Harmonie des Individnalinteresses mit dem allgemeinen Interesse charakteristisch. Die Lehren dieser Theorie kamen vornehmlich den Interessen einer besonderen (kapitalistisch-industriellen) Schicht zu gute, wurden aber als allgemein-gültige Wahrheiten verkündet. Grote übertrug diese Lehren als grundlegende Voraussetzungen freiheitlicher politischer Entwickelung auf die attische Demokratie.

Eine ganz andere Richtung der politischen Geschichtsauffassung entstand in Deutschland im Zusammenhange mit den vorherrschenden Tendenzen der Revolntionszeit von 1848 und der unmittelbar darauffolgenden Periode. Diese Richtung wird charakterisiert dnrch die Verbindung des erstarkenden Liberalismus mit den nationalen Tendenzen. Die konstitutionelle Doktrin gewinnt entscheidenden Einflufs auch auf die geschichtlichen Anschauungen. Bezeichnend ist in dieser Richtung von Sybels Rede über den Stand der neueren Geschichtschreibung 1856. Ein bestimmtes politisches Programm, das die Forderungen nationaler Macht nnd Einheit mit den liberalen Gedanken konstitutioneller Verfassung, freiheitlicher Institutionen und freiheitlicher Verwaltung verband, wurde als der Prüfstein für die innere Wahrheit nnd Haltbarkeit auch der geschichtlichen Anffassung angesehen. Diese Richtung hat bedeutende historische Darstellungen hervorgebracht, aber es läfst sich nicht verkennen, dafs in ihr eine politische Einseitigkeit zum Ausdruck gelangte, die vielfach zu einer Verkürzung der historischen Perspektive geführt hat. Die bestimmten politischen Anschauungen der Gegenwart, die nationalen Tendenzen, welche die Signatur des Jahrhunderts ausmachten und in Deutschland besonders ihren tiefgehenden Einflufs ausübten, wurden mit ziemlicher Unbefangenheit auf ganz andere Zeiten übertragen. Sybel selbst gab — in seinem Streite mit Ficker — ein verzerrtes Bild unserer mittelalter-

lichen Geschichte; die Politik Ottos des Grofsen und Friedrich Barbarossas wurden von einer bestimmten politischen Parteianschauung aus beurteilt und gemeistert. Droysen liefs in seiner Geschichte der preufsischen Politik die nationale Einigung, deren Erfüllung man ersehnte, schon als das leitende Bild zukünftiger Entwickelung durch seine Darstellung der früheren brandenburgisch-preufsischen Geschichte hindurchscheinen und schilderte bereits in dem ersten hohenzollernschen Herrscher auf brandenburgischem Boden ein Vorbild, einen wirksamen Vertreter nationaler Politik. Dieselben charakteristischen Züge bestimmter politischer Auffassung begegnen uns in den hervorragendsten Werken der damaligen deutschen Geschichtswissenschaft über die Geschichte des Altertums, in Droysens Geschichte des Hellenismns und namentlich in dem glänzendsten und wirksamsten historischen Werke der Epoche, Mommsens Römischer Geschichte. Vor allem wurde die antike, hellenische wie römische, Entwickelung von den Voraussetzungen der nationalen Bestrebungen aus behandelt, die den neuen deutschen Einheitsstaat herbeiführen sollten. Bei Mommsen fand zugleich der innere Gegensatz des Liberalismus gegen die Reaktion, insbesondere gegen das reaktionäre Junkertum, einen aufserordentlich lebendigen Ausdruck in seiner packenden und farbenreichen Schilderung der Parteiverhältnisse der römischen Republik. Makedoniens Verhältnis zn Hellas wurde von Droysen ganz unverkennbar unter die Beleuchtung des Verhältnisses Preufsens zu Deutschland gestellt. Alexander wie Cäsar erscheinen in solcher Auffassung als die eigentlichen Vertreter des nationalen Berufes des Hellenentums und des Römertums. Die grofse weltgeschichtliche Mission des Hellenismus, die Verbreitung hellenischer Kultur in der Welt, tritt uns in Droysens Geschichte Alexanders als ein in seinen wesentlichen Grundzügen fertiger Plan entgegen, der die Politik des grofsen Königs bestimmt. Der Inhalt der griechisch-italischen Kulturentwickelung, wie sie in der römischen Kaiserzeit sich gestaltet, zeigt sich uns in Mommsens Darstellung Cäsars als ein in klaren Zügen ausgeprägtes Ideal, das für das gesamte politische Handeln des Diktators mafsgebend ist. In der Gestalt Cäsars vollendet sich die römische Geschichte, er ist der eigentliche nationale Held. 'Die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefergesunkenen mit der seinigen eng verschwisterten hellenischen Nation' ist der Endzweck, der Cäsar vom Anfang seiner Laufbahn an vorschwebt. 'Der Gedanke eines italisch-hellenischen Reiches mit zweien Sprachen und einer einheitlichen Nationalität' ist sein politisches Ziel.[1]) Wie die nachfolgende geschichtliche Entwickelung der römischen Kaiserzeit in der Hauptsache auf das planmäfsige Schaffen Cäsars zurückgeführt wird, so wird namentlich die vorhergehende römische Geschichte im Hinblick auf den kommenden Mann, seine alles beherrschende Erscheinung gezeichnet; der Zusammenbruch des aristokratischen Regimentes erscheint von

[1]) R. G. III[5] 449 553. Dafs eine Voraussetzung für diese Auffassung durch Mommsens Annahme einer gräko-italischen Periode gebildet wird, darauf will ich hier nur kurz hinweisen.

vornherein als ein unausbleiblicher. Was die Darstellung an dramatischer Kraft gewinnt, verliert sie so allerdings an historischer Unparteilichkeit.

So hatte die energische Betonung der politischen Faktoren, wie sie unter dem Einflusse bestimmter politischer Anschauungen erfolgte, eine eigentümliche Wirkung. Auf der einen Seite führte sie zu einer schärferen und klareren Erfassung der politischen Probleme, auf der anderen zu einer Verschiebung des einer unbefangenen Forschnng sich ergebenden Bildes der historischen Entwickelung. Sie liefs jene Unparteilichkeit und Objektivität vermissen, die nicht auf einer angeblichen Voraussetzungslosigkeit und mangelnden Eigenart der historischen Anschauung beruht, sondern auf dem Bestreben und der Fähigkeit, den verschiedenen geschichtlichen Erscheinungen, auch einander entgegengesetzten Tendenzen, in ihrer Eigentümlichkeit gerecht zu werden.

Eine charakteristische Rolle spielt in der Anschauung der soeben besprochenen Gruppe von Historikern, wie wir gesehen haben, wieder die Idee der nationalen Entwickelung. In der eigenartigsten Weise wird sie von Mommsen nicht blofs als Grundlage der historischen Auffassung, sondern zugleich als festes Fundament der geschichtlichen Forschung, in der eingreifendsten Forscherthätigkeit, die das Studium des Altertums im letzten halben Jahrhundert aufzuweisen hat, verwandt. Mommsen bringt — im Gegensatze zu Niebuhr — mit voller Absicht die geschichtliche Erforschung des Altertums, insbesondere des römischen, wieder in eine gewisse I s o l i e r u n g, nicht vom Gesichtspunkte des Klassizismus aus, sondern um desto voller gerade eine bestimmte nationale Entwickelung nach ihren verschiedensten Seiten zu erfassen und darzustellen, wie er denn in seiner römischen Geschichte ein bewunderungswürdiges Bild der römischen Gesamtkultur zu entwerfen vermocht hat. Philologie und Jurisprudenz sollten in gleicher Weise auf dieses Ziel hinwirken. Schon in seiner Antrittsrede in der Berliner Akademie (1858)[1]) spricht er sich hierüber bezeichnend aus. 'Die wissenschaftliche Entwickelung hat unter keinen Fesseln mehr gelitten als unter denen, in die sie sich selbst geschlagen hat durch die grofse, teils in den äufseren Verhältnissen des akademischen Unterrichts begründete Scheidung natürlich zusammengehörender Disziplinen. Solange die römische Jurisprudenz Staat und Volk der Römer ignorierte und die römische Geschichte und Philologie das römische Recht, pochten beide vergebens an die Pforte der römischen Welt; es gab keine lateinische Epigraphik, solange man mit den Inschriften nichts anfing, als dafs der Jurist daraus die Formeln, der Philologe die Verse sich auslas. Die erste Bedingung organischer Behandlung der römischen Dinge war die Verschmelzung von Geschichte und Jurisprudenz, welche sich an die beiden Namen Niebuhr und Savigny knüpft.' Diese Richtung der Forschung Mommsens hat in seiner vielleicht grofsartigsten wissenschaftlichen Leistung, dem Römischen Staatsrecht, ihren klassischen Ausdruck gefunden. Er hat zugleich diese Isolierung des bestimmten historischen Forschungsgebietes als eine allgemeine Losung namentlich für die Geschichte

[1]) Monatsber. d. Berl. Akad. 1858 S. 393 ff.

Digitized by Google

des Altertums ausgegeben und seiner Ansicht programmatischen Ausdruck verliehen.[1]) 'Die dem Historiker unentbehrliche Propädeusis ist danach nicht unmittelbar die Historie selbst, sondern die mittelbare, die Kenntnis der Sprache und des Rechtes der Epoche.' So sehr nun in der Mommsenschen Forschung selbst der Erfolg für die Richtigkeit der Beschränkung zu zeugen scheint, lassen sich doch die Gefahren, die aus dieser Isolierung für die geschichtliche Auffassung im allgemeinen erwachsen, nicht verkennen und sind auch nicht ausgeblieben.

Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt in der Entwickelung der modernen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung derjenige Historiker ein, der wohl als der bedeutendste Vertreter der eigentlichen Kulturgeschichtschreibung im XIX. Jahrhundert gelten kann, Jacob Burckhardt. Dafs er einen grofsen Einflufs auf eine tiefere Auffassung geschichtlichen Lebens gehabt hat, werden auch diejenigen Forscher zugeben müssen, die der aus seinem Nachlasse herausgegebenen Griechischen Kulturgeschichte ablehnend gegenüberstehen.[2]) J. Burckhardts geschichtliches Interesse ist mehr ästhetisch als eigentlich politisch bedingt; die Wurzeln seiner Anschauung liegen vornehmlich in unserer klassischen Litteraturepoche, aber seine Auffassung ist eine viel umfassendere, durch tieferes Verständnis für die geschichtliche Wirklichkeit ausgezeichnete, als die des einseitigen Klassizismus. Sein Streben geht darauf, die innere Einheit, die in dem geistigen Gesamtdasein der Menschen einer bestimmten Kulturperiode, eines bestimmten Kulturkreises gegeben ist, zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Seine Kulturgeschichtschreibung unterscheidet sich infolgedessen wesentlich von der des XVIII. Jahrhunderts, die im XIX. Jahrh. namentlich noch in Schlossers Geschichtschreibung fortwirkte, von jener rationalistischen Auffassung, die unter Kultur vor allem bewufste, der Aufklärung und moralischen Hebung des Menschengeschlechtes dienende Handlungen verstand. Burckhardt sucht den geschichtlichen Menschen selbst im allgemeinen Durchschnitt des kulturellen Lebens einer bestimmten Epoche — so in dem Zeitalter Konstantins, namentlich aber in dem Zeitalter der Renaissance — oder einer bestimmten nationalen Entwickelung — so in der griechischen Kulturgeschichte — zur Anschauung zu bringen. Es ist charakteristisch für Burckhardts Auffassung, dafs die Meisterschaft seiner Darstellung gipfelt in der Schilderung, die er von der 'Entstehung des modernen Menschen' in der Kultur der Renaissance giebt. Das eigentliche geschichtliche Interesse dieser Kultur knüpft sich an das Individuum, das sein Leben frei gestalten will nach den selbständigen Impulsen seines persönlichen Daseins, das die Welt erkennen, aber dadurch zugleich auch beherrschen will, das in allen Beziehungen des Lebens vorzüglich sich selbst darstellt, das durch sein Handeln für seine Macht und seinen Ruhm sorgt und zugleich auch selbst seinen eigenen Ruhm verkündet. Auch der Staat erscheint vor allem in Verbindung mit den Zwecken

[1]) In der Berliner Rektoratsrede von 1874 (Im Neuen Reich 1874 II 791 ff.).

[2]) Dafs ich selbst anders urteile, habe ich bei anderer Gelegenheit ausgesprochen. Ein abschliefsendes Urteil über das Werk wird erst möglich sein, wenn der vierte Band vorliegen wird.

des individuellen Lebens, er wird insbesondere als ein Kunstwerk dargestellt, das seine Gestaltung der Wirksamkeit mächtiger, stark ausgebildeter Individualitäten verdankt. Analog wird in der Griechischen Kulturgeschichte — in dem bedeutendsten und eigenartigsten unter den bisher erschienenen Bänden, der über die Polis handelt — die hellenische Polis insbesondere vom Standpunkte des Individuums aus behandelt; es werden die Wirkungen, die sie auf das Leben des Individuums ausübt, geschildert und in dieser Richtung vornehmlich die zerstörenden Kräfte dieser Polis hervorgehoben.

Es sind nur einzelne charakteristische Entwickelungsmomente, die ich aus der Geschichte des modernen historischen Denkens und Forschens herausgegriffen habe, in besonderer Anknüpfung an einzelne markante Erscheinungen der modernen historischen Litteratur. Aber das Hervorgehobene wird, hoffe ich, genügen, um die innere Fortentwickelung der grofsen Probleme selbst, die der historischen Forschung gestellt sind, zu veranschaulichen. Der kurze geschichtliche Überblick wird, wie ich meine, vor allem auch für die innere Einheit des historischen Studiums Zeugnis ablegen. Es ist nicht möglich, das historische Denken und Forschen zu teilen. Es giebt für den Historiker keine prinzipielle Abgrenzung der Forschungsgebiete, sondern nur eine praktische, in dem Mafse der Kräfte des Einzelnen begründete. Nach diesem Mafse individueller Kräfte läfst sich aber nicht die Aufgabe der Wissenschaft selbst bestimmen und begrenzen.[1]) Die wahren Fortschritte geschichtlicher Forschung erfolgen unter dem Einflusse der allgemeinen Fortschritte geschichtlichen Denkens und geschichtlicher Anschauung, ja geistiger Kultur überhaupt, und — wir können noch weiter hinzufügen — auch unter dem Einflusse der Gestaltung des politischen und sozialen Lebens.

Ein Blick auf die historische Forschung unserer unmittelbaren Gegenwart möge diese Übersicht schliefsen. Es sind, wie mir scheint, hauptsächlich zwei Tendenzen, die der gegenwärtigen Forschung ihre Wirksamkeit und innere Kraft verleihen. Auf der einen Seite ist es der empiristische Grundzug, der wie die Forschung überhaupt, so auch die geschichtliche insbesondere charakterisiert. Die idealistische spekulative Philosophie hatte sich vermessen, in ihrer eigenen Spekulation die Wirklichkeit nachschaffen zu können. Es war ein Ikarosflug spekulativer Wissenschaft. Ernüchtert hat man sich dem Studium der Thatsachen zugewandt und in sorgfältiger Versenkung in diese Welt der Thatsachen die Kraft der Forschung gesucht. Möglichst umfassendes Material zusammenzubringen und durch genaue Vergleichung dasselbe zu sichten erscheint als die wichtigste Aufgabe. Die Induktion ist in weitestem Um-

[1]) Es ist natürlich hier nicht meine Aufgabe, diese innere Einheit der eigentlich historischen Forschung genauer zu begründen und zugleich gegen andere Forschungsgebiete, vornehmlich das ethnographische und anthropologische, abzugrenzen. Soweit in meiner obigen Darlegung von der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung die Rede gewesen ist, habe ich zunächst nur diejenigen geschichtlichen Erscheinungen, die zu unserer eigenen geschichtlichen Kultursphäre in eine wissenschaftlich erkennbare Beziehung gesetzt werden können, vor Augen gehabt.

Digitized by Google

fange an die Stelle der Deduktion getreten. Mit dem empiristischen Charakter der Forschung steht die realistische Tendenz derselben in engem Zusammenhange. Sie bestimmt die geschichtliche Forschung, wie sie für das gesamte moderne Leben, das geistige, wie politische und soziale bezeichnend ist. Auf politischem Gebiete hat die Thatsache, dafs der Staat vor allem Macht ist, eine früher ungeahnte Bedeutung in der Umgestaltung unseres gesamten nationalen Daseins und in dem persönlichen Wirken unseres gröfsten nationalen Staatsmannes erhalten. Jener Machtgedanke ist der bedeutsame Einschlag in das Ganze der deutschen Entwickelung, der vornehmlich durch die preufsische Staatsanschauung und Staatsgestaltung seit der Zeit des Grofsen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I. bis zum Begründer unserer nationalen Einheit dargestellt wird. Die realistischere Auffassung des Staatslebens, die allerdings zum Teil nicht ohne Übertreibung geltend gemacht wird, hat natürlich auch auf die geschichtliche Betrachtung des Altertums ihren Einflufs ausgeübt. Der Wirklichkeitssinn, der in der modernen Forschung zur Wirksamkeit gelangt, hat überhaupt eine neue Beleuchtung des Altertums hervorgebracht. Man dürstet nicht mehr sowohl nach Schönheit wie nach Wirklichkeit. Der verklärende Schimmer ästhetischer Betrachtungsweise, in dem man die Welt des Altertums geschaut hatte, ist immer mehr dem Streben gewichen, die entscheidenden Kräfte des thatsächlichen Lebens kennen zu lernen. Daher namentlich auch die starke Betonung der wirtschaftlichen und sozialen Faktoren der antiken Entwickelung. Gegenüber der früher vorherrschenden einseitigen Rekonstruktion der geschichtlichen Verhältnisse aus der Litteratnr lehrt uns die immer zunehmende Fülle von Urknnden, für deren geschichtliche Verwertung vornehmlich Mommsen den Weg gewiesen hat, immer tiefere Blicke in die realen Seiten des antiken Lebens thun. Die Gefahr, die ans dem Streben nach unmittelbarer lebendiger Veranschaulichung erwächst, die Gefahr einer einseitigen Modernisierung, wird am wirksamsten durch eine umfassende, einen weiten Horizont umspannende geschichtliche Perspektive überwunden werden können.

Neben der empiristischen Richtung der Forschung macht sich in zunehmendem Mafse, gerade auch für die Geschichte des Altertums, eine universalhistorische Tendenz geltend, ein wirksames Gegengewicht gegen die überwiegende Richtung der Spezialforschnng. Es ist eine Tendenz, die sowohl über die einseitige politische Parteianschannng als über die vorherrschenden Gesichtspnnkte des Klassizismus hinaushebt. Wir streben danach, die Geschichte des Altertums als eine Einheit zu erfassen, ihren eigentümlichen Gesamtverlauf ans der Gesamtheit der in ihr wirksamen politischen, sozialen, geistigen Kräfte zn begreifen und namentlich von hier aus die grofsen politischen und kulturellen Einheitsbildungen, in welche die Geschichte des Altertums mündet, die zngleich den Zusammenhang mit unserer eigenen geschichtlichen Welt, mit der Einheit der abendländischen Kultur, bedingen, zu verstehen. In diesen Zusammenhang der gesamten antiken Geschichte fügen sich vor allem auch die grofsen Entdeckungen, die auf altorientalischem Boden gemacht worden

sind, ein. '*Ex oriente lux*', das scheint vielfach wieder die Losung für die altgeschichtliche Forschung werden zu sollen. Wir werden die bedeutsamen Antriebe der Forschung, die hierin begründet sind, nicht verkennen. Wir werden uns aber auch vor Übertreibungen hüten müssen. Die Gefahr eines neuen orientalischen Synkretismus liegt nicht allzufern. Die griechische Kultur wird aber dadurch, dafs wir immer mehr den Zusammenhängen mit dem Oriente nachgehen, nicht ihre Bedeutung und wahre Originalität verlieren. Das geschichtliche Interesse, das diese Kultur für uns hat, knüpft sich nicht ausschliefslich oder vorwiegend an die ersten Anfänge und Entwickelungsstadien derselben — so wichtig diese auch für den Historiker sind —, sondern an jene grofsen Produktionen, die der griechische Geist auf der Höhe seines selbständigen geschichtlichen Daseins vollbracht hat.

Das hellenische Kulturelement wird sich auch weiter, abgesehen von der Religion, als das vornehmlich schöpferische für die Kultur des Altertums erweisen. Die Idee der Freiheit, eine der wesentlichsten Grundlagen wahrhaft humaner Kultur, ist nicht in Ägypten und Babylon erwachsen. Den Hellenen verdanken wir die erste grofse Entwickelung eines freien Staatslebens, ihnen vornehmlich die Ausbildung der freien Persönlichkeit, die als solche aus dem Kreise der Sippe, des Volkes heraus- und der Welt selbständig gegenübertritt, ihr die freie Kunst, deren Vollendung die menschliche Persönlichkeit in ihrer harmonischen Ausbildung darstellt, die freie Wissenschaft, die nach ihrem eigenen Wesen, ohne hierarchische Bevormundung, lebendig und tief sich entfaltet hat. Die Kenntnis und Erforschung der Geschichte des Altertums bezeichnet ein eminentes Interesse tieferer geschichtlicher Bildung, die sich allerdings mit dem Handwerkszeug des Spezialistentums nicht erringen läfst. Sie führt uns zu den Wurzeln unserer eigenen Kultur, zeigt uns die Bildungsgeschichte der universalen geschichtlichen Welt, der wir selbst angehören. Und welch tieferes Interesse könnte es für den gebildeten Menschen geben, als sein eigenes geschichtliches Wesen zu erforschen und zu begreifen?

ÜBER SPRACHMELODISCHES IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG

Von Eduard Sievers[1])

Die Frage, für deren Erörterung ich Ihre Aufmerksamkeit erbitten möchte, bildet einen Teil des allgemeinen Problems: Wie und wie weit kann eine planmäfsige Untersuchung der rhythmisch-melodischen Formen der menschlichen Rede in Sprache und Litteratur auch ästhetischen und philologischen Zwecken nutzbar gemacht werden? Oder genauer gesagt: In wie fern kann eine solche Untersuchung einerseits unser Verständnis der Kunstformen der Rede und ihrer Wirkungen fördern, und in wie weit lassen sich aus ihr andrerseits etwa neue Anhaltspunkte für die Kritik gewinnen?

Es versteht sich von selbst, dafs bei der systematischen Untersuchung des ganzen Problems Rhythmisches und Melodisches in stetem Hinblick aufeinander zu behandeln sind: denn sie sind ja in der Rede selbst stets zu gleichzeitiger und gemeinsamer Wirkung verbunden. Es würde aber unmöglich sein, im Rahmen eines Vortrags beiden Seiten gleichmäfsig gerecht zu werden. Ich werde mich also darauf beschränken, das Melodische in der deutschen Litteratur, und noch spezieller nur in der deutschen Dichtung etwas näher ins Auge zu fassen, als denjenigen von den beiden Faktoren, der bisher am wenigsten Beachtung gefunden hat.

Ich beginne mit einer kurzen Vorerinnerung.

Was man als Sprachmelodie zu bezeichnen pflegt, ist nicht in allen Punkten den musikalischen Melodien, speziell den Gesangsmelodien, gleich zu denken, trotz mancher Berührungen der beiden Gebiete. Im Gesang gebrauchen wir die Singstimme, in der Rede die Sprechstimme, die an sich durch ein Mindermafs musikalischer Eigenschaften charakterisiert ist. Die Musik arbeitet hauptsächlich mit festen Tönen von gleichbleibender Tonhöhe, die Sprache bewegt sich vorwiegend in Gleittönen, die innerhalb einer und derselben Silbe von einer Tonhöhe zur anderen auf- oder absteigen. Insbesondere aber bindet sich die Sprache nicht an die fest bestimmten Tonhöhen und Intervalle der musikalischen Melodien: sie kennt nur ungefähr bestimmte Tonlagen, und ihre Tonschritte sind zwar meist der Richtung nach (ob Steigschritt oder Fallschritt) fest gegeben, aber nicht auch der Gröfse nach, vielmehr kann diese nach den verschiedensten Gesichtspunkten wechseln. Man darf also bei

[1]) Rede, gehalten bei der Übernahme des Rektorats und abgedruckt aus dem Universitätsprogramm zum Rektoratswechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1901.

Digitized by Google

der ganzen Untersuchung auch in der Poesie nur relative Tonverhältnisse zu finden erwarten, nicht die festen Verhältnisse der Musik.

Dies vorausgesetzt, drängen sich einem Jeden bei Betrachtung unseres Problems wohl zunächst folgende Fragen auf. Wenn wir Poesie vortragen, so melodisieren wir sie, wie alle gesprochene Rede. Woher aber stammt in letzter Linie die Melodie, die wir so dem Texte beigesellen? Tragen wir sie lediglich als unser Eigenes in ihn hinein, oder ist sie bereits in ihm gegeben, oder doch so weit angedeutet, dafs sie beim Vortrag sozusagen zwangsweise aus uns herausgelockt wird? Und wenn sie so von Hause aus schon dem Text innewohnt, wie kommt sie in ihn hinein, und in wie fern kann sie wieder auf den Vortragenden einen Zwang zu richtiger Wiedergabe ausüben?

Alle diese Fragen lassen sich natürlich nur in annähernd fester Form beantworten. Dafs der Einzelne in das einzelne Gedicht oder den einzelnen Passus eine individuelle Auffassung hineintragen und es demgemäfs individuell melodisieren kann, ist bekannt und zugegeben, desgleichen dafs er es oft wirklich thut. Ebenso sicher ist aber auch, dafs die Mehrzahl der naiven Leser, die ein Gedicht oder eine Stelle unbefangen auf sich wirken lassen, doch in annähernd gleichem Sinne melodisiert, vorausgesetzt, dafs sie Inhalt und Stimmung wenigstens instinktiv zu erfassen vermögen und den empfangenen Eindruck auch stimmlich einigermafsen wiederzugeben im stande sind. Diese Gleichartigkeit der Reaktion aber weist sichtlich auf eine Gleichartigkeit eines beim Lesen unwillkürlich empfundenen Reizes hin, dessen Ursachen aufserhalb des Lesers und innerhalb des Gelesenen liegen müssen. Wir dürfen also überzeugt sein, dafs jedes Stück Dichtung ihm fest anhaftende melodische Eigenschaften besitzt, die zwar in der Schrift nicht mit symbolisiert sind, aber vom Leser doch aus dem Ganzen heraus empfunden und beim Vortrag entsprechend reproduziert werden. Und kann es dann zweifelhaft sein, dafs diese Eigenschaften vom Dichter selbst herrühren, dafs sie von ihm in sein Werk hineingelegt worden sind?

Die Sache liegt offenbar so, dafs der Akt der poetischen Konzeption und Ausgestaltung beim Dichter mit einer gewissen musikalischen, d. h. rhythmisch-melodischen Stimmung verknüpft ist, die dann ihrerseits in der spezifischen Art von Rhythmus und Sprachmelodie des geschaffenen Werkes ihren Ausdruck findet. Bedürfte es dafür äufserer Zeugnisse, so liefsen sich auch die unschwer in reichlicher Fülle auffinden: hier will ich nur zweier einschlägiger Äufserungen gedenken. 'Mir ist zwar von Natur', so läfst Goethe einmal seinen Wilhelm Meister sagen[1]), 'eine glückliche Stimme versagt, aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so dafs ich mich beim Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt'. Und ohne Einschränkung auf das Lied und die etwaige Besonderheit der Situation schreibt

[1]) Weimarer Ausgabe XXV 66.

Digitized by Google

Schiller an Körner[1]): 'Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich kaum mit mir einig bin.' Diese Worte bedürfen keines Kommentars: es genügt, auch durch sie die Priorität oder mindestens die Gleichzeitigkeit der wirkenden Stimmung an charakteristischen Beispielen festgelegt zu sehen.

Dafs der Dichter sich jener musikalischen Erregung stets oder in der Regel bewufst werde, folgt weder aus Äufserungen wie den vorgeführten, noch ist es an sich irgend notwendig. Für unsere Zwecke ist auch diese Frage ohne direkte Bedeutung. Ich unterlasse es also auf sie einzugehen. Ebensowenig ist es hier erforderlich, Grad und Charakter der Erregung näher zu untersuchen. Wohl aber mufs über die Art ihrer Wirkung noch ein Wort gesagt werden.

Auch diese ist einfach zu verstehen. Alle gesprochene Rede hat, wie wir wissen, rhythmisch melodischen Charakter. Dieser wird im einzelnen geregelt durch entweder traditionelle oder individuelle Sprechgewohnheit, welche für jede kleinere oder gröfsere Begriffsgruppe bestimmter Art auch eine bestimmte rhythmisch-melodische Formel zur Verfügung stellt. Inhalt und Form aber sind in der naiven Alltagsrede in der Regel so verbunden, dafs das Inhaltliche die erste, das Formelle die zweite Stelle einnimmt, mithin auch die rhythmisch-melodische Form des Gesprochenen nur mehr als eine ungesuchte Beigabe zu dem gewollten Inhalt erscheint.

Anders, sobald die Rede sich höhere Ziele steckt. Wer neben der inhaltlichen Wirkung zugleich eine Formwirkung erzielen will, mufs auch auf den Wohllaut seiner Rede Bedacht nehmen, und er kann dieser Aufgabe durch entsprechende Wortwahl gerecht werden, indem er nur solche Wörter und Wortgruppen in die Rede einstellt, die bei ungezwungener Betonung dem Ohr gefällige Rhythmen und Tonfolgen darbieten. Das gilt von der Prosa wie von der Poesie. Nur ist ein wesentlicher Gradunterschied vorhanden. Zwar kann selbstredend auch die Prosa im Einzelfalle ein individuelleres rhythmisch-melodisches Gepräge erhalten, aber im Prinzip bleiben doch bei ihr Rhythmus und Melodie von Fall zu Fall frei beweglich. Die Poesie aber legt sich von vorn herein, schon durch die Wahl eines bestimmten Versmafses, gewisse Formschranken auf. Zunächst wird dadurch zwar nur die Freiheit der rhythmischen Bewegung eingeschränkt: aber die gröfsere Gleichmäfsigkeit der rhythmischen Form treibt, nicht notwendig, aber doch oft und unwillkürlich, auch zu festerer Regelung des Melodischen, das ja, wie man weifs, an sich das wirksamste Variationsmittel für den Ausdruck qualitativ verschiedener Stimmungen ist. Um so stärker aber wird der Trieb zu prägnanterer Regelung des Melodischen hervortreten, je mehr der Dichter während des Gestaltungsprozesses unter dem Einflufs einer jener allgemeinen suggestiven Melodievorstellungen steht, deren wir oben gedachten, und je charakteristischere Formen die vor-

[1]) Am 25. Mai 1792. S. Schillers Briefe, herausgegeben von Fr. Jonas III 202.

gestellten Melodien haben. Um so mehr wird dann der Dichter jedesmal auch positiv darauf Bedacht nehmen, seine Worte so zu wählen, daſs sie sich in das vorgestellte melodische Ausdrucksschema gut einfügen, und negativ darauf, zu meiden, was dieser Forderung nicht genügt.

Übt nun so die vorgestellte Melodie beim arbeitenden Dichter einen nicht gering anzuschlagenden suggestiven oder prohibitiven Einfluſs auf die Wortwahl aus, so veranlaſst umgekehrt die von ihm getroffene Wortwahl beim Leser auch wieder die Auslösung bestimmter Melodien, wenn er einen dichterischen Text nach den ihm für die einzelnen Wortfolgen und Wortgruppen geläufigen traditionellen Betonungsweisen in laute Rede umsetzt. Dabei wird der Leser die Melodien des Dichters wenigstens ihrem Grundcharakter nach um so sicherer und treuer reproduzieren, je naiver und reflexionsloser er sich dem Gelesenen hingiebt, d. h. je mehr sein Vortrag den Charakter einer unwillkürlichen Reaktion auf unbewuſst empfangene Eindrücke trägt. Das ist wenigstens, wie ich hier ohne nähere Rechtfertigung einschalten möchte, das Ergebnis meiner Beobachtungen, und es muſs um so schärfer hervorgehoben werden, als eine solche Leseweise unserer modernen Vortragsgewöhnung widerspricht, die weniger auf Hervorhebung des Gemeinsamen als des Individuellen und Gegensätzlichen ausgeht, und die es demgemäſs liebt, das dichterische Continuum verstandesmäſsig in kleinste Einzelteile zu zerschlagen und diese dann miteinander in scharf pointierten Kontrast zu setzen.

Nach allem diesem ist die oft und vorsichtig wiederholte Reaktionsprobe das erste und wichtigste Hilfsmittel, dessen man sich bei der systematischen Untersuchung des Melodischen in der Litteratur zu bedienen hat. Diese Probe aber muſs zwiefacher Natur sein.

Einmal muſs der Untersuchende sie an sich selbst vornehmen, schon um überhaupt die verschiedenen melodischen Typen, die in den Texten verborgen liegen, in ihrer Eigenart erfassen und scheiden zu lernen. Aber auch noch aus einem anderen wichtigen Grunde. Gerade die Methode der einseitigen Untersuchung bringt nämlich einen Faktor von annähernder Konstanz in die komplizierte Rechnnng, ich meine die im wesentlichen doch gleich bleibende Auffassungs- und Reaktionsweise des Einzelindividnums, die eben durch ihre Konstanz eine gewisse Gewähr dafür bietet, daſs melodische Eigenschaften und Verschiedenheiten der Texte beim Vortrag auch wirklich proportionalen Ausdruck finden.

Damit wäre schon ein nicht unwesentlicher Punkt gewonnen. Aber es muſs bei der Einzeluntersuchnng dunkel bleiben, ob die erhaltcneu Proportionalreaktionen auch wirklich ein gleichsinniges Abbild des vom Dichter Gewollten ergeben, und nicht etwa ein umgelegtes oder sonst wie verschobenes Spiegelbild. Auch werden ja dem Einzelnen bei der intuitiven Reproduktion der Texte stets subjektive Interpretationsfehler mit unterlaufen, oder er selbst schwankt, wie er diese oder jene Stelle wiedergeben soll. Hier muſs also eine vergleichende Massenuntersuchung ergänzend eintreten, d. h. die zweite Aufgabe des Untersuchenden muſs sein, die Resultate seiner Selbstprüfung mit

den unter thunlichst gleichen Bedingungen zu gewinnenden Reaktionen anderer Leser zusammenzuhalten und dann auf dem Wege vorsichtigster Ausgleichung etwaiger Differenzen eine Einigung anzustreben, soweit das ohne Zwang möglich ist.

Ergiebt sich auf dieser zweiten Stufe der Untersuchung, dafs Texte von sichtlich verschiedener melodischer Qualität von den verschiedenen Lesern in gleichem Sinne melodisiert werden, und darf man zugleich mit Grund annehmen, dafs die Leser mit ihrer Sprachmelodik nach Herkunft oder Gewöhnung auf demselben Boden stehen wie der oder die Dichter, so darf man schon mit einiger Zuversicht hoffen, in den gemeinschaftlichen Reproduktionen ein wirkliches Parallelbild zu den vom Dichter in die Texte hineingelegten Melodietypen erhalten zu haben.

Dieser günstige Fall tritt aber bei weitem nicht überall ein, auch nicht wenn man nur aufs Ganze geht und einzelne Differenzen, die sich überall finden, als nebensächlich beiseite läfst. Vielmehr spaltet sich, wenn man mit einer gröfseren Zahl von Lesern zusammenarbeitet, deren Schar ganz gewöhnlich, trotz nachweislich gleicher Auffassung von Inhalt und Stimmung des Gelesenen, in zwei scharf getrennte Lager. Das eine melodisiert dann in einem, das andere in genau umgekehrtem Sinne. Oder, wo bei der einen Gruppe von Lesern hohe Tonlage herrscht, wendet die andere Gruppe tiefe Tonlage an, wo die eine Gruppe die Tonhöhe steigen läfst, läfst die andere sie sinken, und umgekehrt.[1]) Auch in diesem Falle bleibt zwar, wie man sieht, das Prinzip der Proportionalreaktion gewahrt, das auf immanente Verschiedenheit der Texte zu schliefsen gestattet, nur kann man dann ohne das Hinzutreten weiterer Entscheidungsgründe (die es übrigens meist giebt) nicht wissen, welche von den beiden gegensätzlichen Melodisierungsarten vermutungsweise mit der des Dichters selbst zu identifizieren ist.

Diese Umlegung der Melodien, wie man die ganze Erscheinung wohl nennen kann, sieht zunächst befremdlich aus. Aber sie verliert bald alles Auffällige, wenn man ihren Gründen nachgeht. Sie beruht nämlich einfach darauf, dafs im Deutschen überhaupt zwei konträre Generalsysteme der Melodisierung einander gegenüberstehen, auch in der einfachen Alltagsrede. Diese Systeme wiederum sind landschaftlich geschieden. Wir kennen zwar die geographischen bez. dialektologischen Grenzlinien der beiden Gebiete noch nicht genauer, im ganzen herrscht aber doch das eine Intonationssystem im Norden, das andere im Süden des deutschen Sprachgebietes, während das Mittelland in sich mehrfach gespalten ist.[2]) Man kann daher die beiden Systeme vorläufig wohl als das norddeutsche und das süddeutsche bezeichnen, natürlich

---

[1]) Ausgenommen hiervon sind nur gewisse mechanisch bedingte Spezialfälle, die mit der freien Melodisierung der Rede nichts zu thun haben. Über sie vgl. meine Grundzüge der Phonetik, 5. Aufl., Leipzig 1901, § 665.

[2]) Thüringen und Sachsen stehen z. B. im ganzen auf der Seite des süddeutschen Systems, aber durch Einflufs von Schule und Bühne sind bei den Gebildeten viele Kreuzungen entstanden, so dafs es oft sehr schwer wird, reine Resultate zu erhalten.

Digitized by Google

unter dem Vorbehalt, dafs weitergehende Untersuchungen erst noch zu lehren haben werden, ob das, was uns jetzt als ein einheitliches Gesamtsystem erscheint, nicht vielmehr in eine Anzahl von Untersystemen zu zerlegen ist, die nur in gewissen Hauptzügen znsammengehen. Meine eigene Intonationsweise folgt, beiläufig bemerkt, dem norddeutschen System. Ich werde also sicher einen Teil meiner verehrten Hörer bitten müssen, die Einzelangaben, die ich im folgenden zu machen habe, in ihr Gegenteil zu verkehren, damit sie auch für sie direkt verständlich werden.

Die dialektische Umlegung des Tonischen ist in der Regel leicht zu fassen. Bei ruhiger, leidenschaftsloser Rede handelt es sich, soweit wir bisher wissen, in der That dabei nur um direkte Umkehrung aller Tonverhältnisse, sobald wir aus dem einen Gebiet in das andere hinübertreten. Nur für den Ausdruck stärkerer Affekte trifft das nicht immer zu. Aber es ist klar, dafs auch etwaige Störung der Entsprechung in der Affektrede durch genauere Ermittelung der hier in den einzelnen Sprachgebieten herrschenden Transpositionspraxis generell beseitigt werden können.

Schwieriger ist es, den individuellen Differenzen beizukommen, in Fällen wo die subjektive Auffassung des einzelnen Lesers für die Melodisierung im einen oder anderen Sinne mafsgebend ist, mag nun diese Auffassung blofs auf Intuition beruhen, oder durch bewufstes Räsonnement gewonnen sein. Hier bleibt schliefslich nichts anderes übrig, als gemeinschaftliche Diskussion der Einzelstelle in ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtcharakter des Werkes, dem sie angehört. Dieser Gesamtcharakter des Einzelwerkes, auch im Melodischen, ist also jedesmal zuerst festzustellen, und zwar auf Grund derjenigen (an Umfang übrigens meist sehr überwiegenden) Partien, bei denen individuelle Verschiedenheiten der Auffassung nicht vorhanden sind. Demnächst aber ist zu untersuchen, ob und wie weit jedesmal das Ganze gewinnt oder verliert, je nachdem man die subjektiv zweifelhaften Stellen beim Vortrag jenem Gesamtcharakter anpafst oder individuell behandelt. Das Ergebnis dieser Prüfung kann natürlich im einzelnen sehr verschieden sein: stellt ja doch auch unter Umständen absolute Freiheit der melodischen Bewegung einen besonderen und oft sehr wirkungsvollen Typus der dichterischen Form dar. Aber im ganzen glaube ich doch schon jetzt die These aufstellen zu können, dafs da, wo überhaupt im Gesamthabitus eines Werkes eine gewisse Bindung des Melodischen greifbar hervortritt, nivellierender Vortrag der subjektiv zweifelhaften Stellen eine reinere und bessere und damit wohl auch eine ursprünglichere Wirkung hervorbringt, als individualisierende Behandlung, und zwar um so mehr, je typischere Formen jener Gesamthabitus aufweist, d. h. je mehr man eine Beherrschung des produzierenden Dichters durch vorgestellte Suggestivmelodien voraussetzen darf.

Dafs bei allen hier zu Tage tretenden Verschiedenheiten der melodischen Formgebung einmal die Verschiedenheit von Stimmung und Affekt, sodann aber auch die Verschiedenheit der dichterischen Produktionsart, namentlich der Gegensatz von Anschauungs- und Empfindungsdichtung einer- und

von Gedankendichtnng andrerseits eine sehr erhebliche Rolle spielt, will ich hier nur eben anmerken. Ebensowenig brauche ich Sie mit einer systematischen Anfzählung der bisher aufgefundenen verschiedenen melodischen Typen und der Erörterung ihrer Zusammeuhänge mit den entsprechenden Stimmungs- und Affektformen zn behelligen, oder gar mit der Besprechung weiterer technischer Kauteleu uud praktischer Knnstgriffe, dereu sich die Uutersuchung zn bedieueu hat. Wenigstens hoffe ich Ihrer Zustimmung uicht zu entbehren, wenn ich meine, schon aus dem Wenigen und Abgerisseneu, was hier znr Sache vorgebracht ist, gehe hervor, dafs eine streng wissenschaftliche Analyse des Melodischen anch in der geschriebenen Litteratur möglich ist, nnd dafs das Melodische bei der Gesamtwirkung der dichterischen Form ebeuso mitspricht, wie andere Elemente dieser Form, die von jeher in den Kreis philologischer Forschnng gezogen zu werden pflegeu. Ist dem aber so, so hat auch das Melodische gerechteu Anspruch darauf, regelmäfsig mit berücksichtigt zu werden, wo es die Feststellung der poetischeu Kunstform gilt.

Es ist also zuuächst zn fordern, dafs auch das Melodische des einzelnen Dichtwerks sorgfältig untersucht uud beschrieben werde. Die Beschreibung selbst hat sich auf alle diejeuigen Punkte zn erstrecken, bezüglich deren etwas Sicheres festgestellt werden kann. Von solchen Punkten kommen einstweilen namentlich folgende in Betracht:

1) Die spezifische Tonlage, d. h. die Frage, ob ein Stück beim Vortrag hohe, mittlere, tiefe u. s. w. Stimmlage erfordert, ob es mit bleibender oder wechselnder Stimmhöhe zu sprecheu ist, u. dgl.

2) Die spezifische Intervallgröfse, d. h. die Frage, ob der Dichter mit grofsen, mittleren, kleiuen Iutervalleu arbeitet, wobei iusbesoudere auf die Grenzen der Minima uud Maxima zu achteu ist.

3) Die spezifische Tonführuug, welche ihrerseits entweder frei oder gebuuden ist. Im ersteren Fall reiht sich Ton an Ton ohne ein anderes Gesetz, als dafs die Touhöhe jeweilen dem Sinn und der Stimmnng angemessen sei. Im zweiten Fall sind die Tonfolgen in der einen oder anderen Weise planmäfsig geregelt.

4) Die Anwendung spezifischer Tonschritte an charakteristischen Stellen des Verses, speziell die Anwendung spezifischer Eingänge am Anfang und spezifischer Kadeuzen am Schlufs der Verse.

5) Die Frage nach den spezifischen Trägern der Melodie. Hier kommt es vor allem darauf an, ob alle Silbeuarteu der Verses gleichmäfsig als für die Melodiebildung wesentlich empfundeu werden, oder ob das melodische Schema sich weseutlich nur auf den Toufolgen der betonten oder betontesten Stellen, also insbesondere der Vershebungen, aufbaut. Letzteres ist im ganzen der gewöhnlichere Fall.

Bei der blofsen Beschreibnng dürfen wir uns aber nicht beruhigen. Wir müssen sofort weiter fragen, einmal allgemein: Was und wieviel trägt die Wahl eiues bestimmten melodischen Typus zur Formcharakteristik und Formwirkung eines Werkes oder eines Abschnitts bei, dann speziell: Welche

Digitized by Google

Wirkungen beabsichtigt und erreicht der Dichter durch etwaigen Wechsel dieses Typus?

Dafs es sich hierbei namentlich um die Herstellung charakteristischer Bindungs- und Kontrastformen handeln mufs, ist wohl von vornherein klar. Nicht so deutlich ist es aber vielleicht, wie der Dichter im einzelnen diese Aufgabe lösen kann oder thatsächlich löst. Gestatten Sie mir daher, diesen Punkt durch ein Beispiel statt vieler zu erläutern. Ich wähle dazu den Eingang von Goethes Faustmonolog, der überhaupt für unsere Zwecke ungewöhnlich lehrreich ist.

Der erste, unruhig berichtende Abschnitt des Monologs zeigt sogenannten dipodischen Versbau. Für diesen ist in melodischer Beziehung charakteristisch, dafs je zwei Nachbarfüfse sich dadurch zu einer höheren Einheit zusammenschliefsen, dafs je eine hohe und eine tiefe Hebung gepaart werden, doch mit freiem Wechsel von Hoch und Tief. Man vergleiche etwa die Stelle:

Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heifse Magister, heifse Doktor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, dafs wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen, u. s. w.

Hier ist der Abstand von Hoch und Tief ziemlich bedeutend, der Rhythmus im ganzen lebendig. Erst gegen den Schlufs des ganzen Abschnittes hin wird der kommende Umschlag der Stimmung durch die Wahl schwererer Rhythmusformen und die Verkleinerung der melodischen Intervalle voraus angedeutet:

Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimnis würde kund;
Dafs ich nicht mehr mit sauerm Schweifs
Zu sagen brauche was ich nicht weifs;
Dafs ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

Es folgt, nach einer Pause, der zweite Absatz 'O sähst du, voller Mondenschein', der Ergufs wehmütig-schmerzvoller Sehnsucht nach Befreiung von drückender Last. Dem Wechsel der Stimmung entspricht der Wechsel von Rhythmus und Melodie. Die dipodische Bindung ist verschwunden, die Intervalle sind auf ein Minimum herabgesetzt, die Stimme wird weicher:

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:

Digitized by Google

Dann, über Büchern und Papier,
Trühsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Berges-Höhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schwehen,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden!

Nach abermaliger Pause schliefst sich hieran mit 'Weh! steck ich in dem Kerker noch?' cin Ausbruch stärkster seelischer Erregung, dynamisch und melodisch charakterisiert durch den sprunghaften und unvermittelten Wechsel von Schwach und Stark, von Tief und Hoch. Einzelne Hebnngen schiefsen jäh aus dem Gesamtniveau hervor. Die Stimme hat den lyrischen Klang verloren, der ihr im vorhergehenden Abschnitt eigen war:

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüh durch gemahlte Scheiben bricht!
Beschränkt von diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis ans hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt, u. s. w.

Neben all dem Kontrast, der hier und weiterhin hervortritt, weist aber die Melodik unseres Monologs, wenigstens in seiner ursprünglichen Fassung, ein durchgehendes und verbindendes Element auf, und zwar in dessen Tiefschlüssen, d. h. der ausgeprägten Neigung, Vers nach Vers auf einer tiefen Note ausklingen zu lassen, wie in Da steh ich nun ich armer *Thor*, O sähst du, voller Monden*schein*, Weh! steck ich in dem Kerker *noch*? u. s. w. Ja diese Neigung zum Tiefschlufs beherrscht im Urfaust auch weiterhin die Reden Fausts. Und das ist kein Zufall, denn sonst spricht dort nur noch Valentin so:

Wenn ich so safs hey 'em Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und all und all mir all den Flor
Der Mägdlein mir gepriesen vor, u. s. w.

Die übrigen Personen aber ziehen, mit Ausnahme Mephistos, ebenso den Hochschlufs vor, d. h. sie lassen den Vers mit einer relativ hohen Note ausgehen, jedenfalls die Tonhöhe am Versschlufs nicht um ein stark wirkendes Intervall sinken. Sehr deutlich prägt sich dieser Gegensatz z. B. beim Dialog zwischen Faust und Wagner aus:

Faust

O Tod! ich kenns: das ist mein Famulus.
Nun werd ich tiefer tief zu nichte,
Dafs diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schwärmer stören mufs!

Digitized by Google

Wagner

Verzeiht! Ich hört euch deklamieren!
Ihr last gewifs ein griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht ich was profitieren,
Denn heutzutage wirkt das viel.
Ich hab es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren.

Faust

Ja wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Für Mephistos Redeweise endlich ist, um auch das noch zu sagen, ein ruheloser Wechsel von Hoch- und Tiefschlüssen charakteristisch.

Hier sind also, wie man sieht, die einzelnen Personen durch dominierende Formen der Kadenz charakterisiert. Anderwärts treten auch andere Bindungen und Gegensätze hervor, so wenn etwa in der Natürlichen Tochter ohne Rücksicht auf die gerade redenden Personen jeweilen Spieler und Gegenspieler durch entgegengesetzt verlaufende Melodiekurven von steigend-fallender und fallend-steigender Richtung kontrastiert werden.

Aber gerade der Faust kann uns noch ein Weiteres lehren, was uns zur letzten Frage unseres Themas hinüberführt.

Das oben geschilderte Verteilungssystem von Hoch- und Tiefschlufs gilt, wie schon gesagt, zunächst nur für den Urfaust. Als Goethe die Arbeit am Faust wieder aufnahm, ist er auf diese Form der Charakterisierung nicht wieder zurückgekommen. Die Erinnerung daran war ihm offenbar geschwunden und ist ihm auch bei der Arbeit nicht wieder lebendig geworden. Und so sehen wir ihn denn auch da, wo er alten Text nur umarbeitet oder ergänzt, Kadenzformen einführen, die dem alten System direkt widersprechen. So finden wir jetzt gleich im Eingang des Monologs die Hochschlufsverse:

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studiert, mit heifsem Bemühn,

wo es früher mit den typischen Tiefschlüssen Faustischer Rede hiefs:

Hab nun ach die Philosophey,
Medizin und Juristerey,
Und leider auch die Theologie
Durchaus studiert mit heifser Müh, u. dgl. mehr.

Hier weist der unmotivierte Wechsel des melodischen Typus sichtlich auf Störungen des ursprünglichen Wortlauts hin, und eben dadurch wird er uns zu einem direkten Hilfsmittel der Kritik.

Auch bei anders gearteten Fragen der neueren deutschen Litteraturgeschichte kann die Anwendung dieses Kriteriums ganz hübsche Nebenresultate abwerfen. Sollte es z. B. lediglich ein Spiel des Zufalls sein, wenn von den

Digitized by Google

elf Friederikenliedern gerade nur die sechs alle Merkmale vollendeter Goethischer Melodik aufweisen, welche die neuere Litterarkritik einmütig als Goethes Eigentum anerkennt, während die fünf mit mehr oder weniger Zuversicht für Lenz in Anspruch genommenen Lieder sich ganz anderer und viel flacherer Melodieformen bedienen?

Immerhin wird man bei der neueren deutschen Litteratur selten darauf angewiesen sein, von unserem Kriterium Gebrauch zu machen. Um so ergiebiger ist die systematische Anwendung der Melodieprobe für die mittelalterliche deutsche Litteratur. Das beruht aber wieder auf einem höchst merkwürdigen Umstande, der an sich in keiner Weise theoretisch notwendig wäre, der aber eben durch die Untersuchung der Litteraturdenkmäler selbst als thatsächlich zu Recht bestehend erwiesen wird.

Prüft man nämlich die Quellen, deren Echtheit im ganzen und deren Wortlaut im einzelnen keinem kritischen Zweifel unterliegt, so ergiebt sich, dafs der einzelne mittelalterliche deutsche Dichter, mit ganz wenigen, besonders zu erklärenden Ausnahmen, in der Wahl seiner melodischen Ausdrucksmittel durchaus stabil ist, im direktesten Gegensatz zum modernen oder auch z. B. zu dem mittelalterlichen provenzalischen Dichter, der sich keinerlei derartige Beschränkung auferlegt. Die Stabilität ist in einzelnen Punkten, z. B. bezüglich der Stimmlage, so grofs, dafs sie fast einer Zwangsbeschränkung ähnlich sieht. Ein norddeutscher Leser mag aufschlagen, wo er will: er wird beispielsweise Hartmann von Aue beim Vortrag unwillkürlich stets tiefer legen als etwa Wolfram von Eschenbach oder gar Gottfried von Strafsburg. Wollte er die Tonlagen etwa einmal versuchsweise vertauschen, so würde er eine ganz unnatürliche, oft an das Parodistische streifende Wirkung erzielen. Man kann eben nicht Gottfried mit tiefer Stimme erzählen lassen:

Ein hêrre in Parmenîe was,
der jâre ein kint, als ich ez las:
der was, als uns diu wârheit
an sîner âventiure seit,
wol an gebürte künege genôz,
an lande fürsten ebengrôz,

oder Hartmann hochstimmig:

Ein ritter sô gelêret was,
daz er an den buochen las
swaz er dar an geschriben vant.
der was Hartman genant,
dienstman was er ze Ouwe, u. s. w.

Erst wenn wir die falsche Stimmlage umkehren, finden wir den wahren Erzählerton beider Autoren. Auch in der Lyrik ist es nicht anders, der man doch am ehesten nach ihrem wechselnden Stimmungsgehalt auch einen Wechsel der Tonlage beim Einzeldichter zutrauen möchte: Hartmanns echte Lieder sind sämtlich ebenso ausgesprochen tiefstimmig wie seine epischen Werke, umgekehrt verträgt bei Walther von der Vogelweide selbst die wehmütige Elegie

Owê war sint verswunden ellin mîniu jâr?
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?

im Zusammenhang keine tiefe Tonlage. Am deutlichsten sind diese Stimmunterschiede wohl gerade bei den ältesten deutschen Lyrikern ausgeprägt. Der Kürenberger, Meinloh von Sevelingen, Dietmar von Aist sind da z. B. gute Muster für konsequente Tieflage, während Friedrich von Hausen ein exquisites Beispiel für Hochlage liefert.

Das ist nun gewifs ein sehr befremdlicher Zustand, und wir vermögen vorläufig in keiner Weise zu erklären, warum es so ist und nicht anders. Aber die fortgesetzten Reaktionsproben geben so konstante Resultate im Sinne jener Stabilität, dafs man sie nicht mit dem billigen Einwand beiseite schieben kann, man glaube nicht an die Erscheinung, weil man deren Gründe nicht kenne und weil a priori auch andere Zustände denkbar seien.

Lassen Sie mich nun auch auf diesem Gebiete die Anwendbarkeit des melodischen Kriteriums durch einige Beispiele illustrieren.

Ich beginne mit der formalen Textkritik.

Hier wird man nach dem Gesagten ohne weiteres den Satz aufstellen dürfen, dafs es unzulässig ist, eine durch die Überlieferung gebotene Stabilität der melodischen Form durch die Einsetzung von Konjekturen zu zerstören. Das ist aber in unseren kritischen Ausgaben sehr häufig geschehen, weil man eben von dem Stabilitätsprinzip noch keine Kenntnis hatte. Auch hierfür nur ein Beispiel.

Bei dem bekannten Tagelied Dietmars von Aist verlangt der handschriftliche Text zunächst einige minimale Berichtigungen der Sprachform und eine ebenso selbstverständliche Wortumstellung, um metrisch lesbar zu sein. Dann ergiebt sich folgendes melodische Bild. Die Stimmlage bleibt durchgehends stabil, die Tonbewegung innerhalb der durch die Stimmlage gebotenen Grenzen ist ziemlich lebhaft: sie steht der dipodischen Bindung nahe und durchläuft nicht unbeträchtliche Intervalle. Alle Verse haben Tiefschlufs:

'Slâfęst du, friedel ziere?
wan weckęt uns leider schiere.
ein vogellîn sô wol getân
daz ist der linden an daz zwî gegân.'

'Ich was vil sanfte entslâfen:
nu rüefęstu kint Wâfen.
liep âne leit mac niht gesîn:
swaz du gebiutęst, daz leiste ich, friundin mîn.'

'Diu frouwe begunde weinen.
du rîtęst hinnen und lâst mich eine(n).
wenne wilt du wider her zuo mir?
owê du füeręst mîn fröide samet dir.'

Ganz anders bei der Gestalt, in die der Text in Minnesangs Frühling gebracht ist. Da finden wir ein wunderliches Gemisch melodischer Gegensätze

wo der handschriftliche Text gewahrt ist, behält er das alte Gepräge, aber alle abweichend konstituierten Zeilen sind gegenüber der mitteltiefen Stimmlage des Übrigen unnatürlich in die Höhe getrieben; aufserdem haben sie zum Teil die lebhaftere Stimmbewegung gegen eine einförmigere, mehr im Niveau bleibende Betonungsweise vertauscht und sämtlich wieder die sonst charakteristischen Tiefschlüsse verloren. Man urteile selbst:

'Slâfest du, mîn friedel?
wan wecket unsich leider schiere.
ein vogellîn sô wol getân
daz ist der linden an daz zwî gegân.'

'Ich was vil sanfte entslâfen:
nu rüefestu kint Wâfen wâfen.
liep âne leit mac niht gesîn:
swaz du gebiutst, daz leiste ich, friundîn mîn.'

Diu frouwe begunde weinen.
'du rîtest hinne und lâst mich einen.
wenne wilt du wider her?
owê du füerest mîne fröide dar.'

Wer kann hier daran zweifeln, dafs mit der melodischen Form auch die ganze Stimmung des Liedes zerstört ist, und dafs wir wieder zum überlieferten Text zurückkehren müssen?

Mindestens ebensoviel wie für die niedere leistet die Melodieprobe auch für die höhere Kritik, zumal in Echtheitsfragen.

Es ist von mir schon oben darauf hingewiesen worden, dafs der mittelalterliche deutsche Dichter nur eine Durchschnittsstimmlage kennt, soweit es sich um Werke von unbezweifelter Echtheit handelt. Die Stabilität der Stimmlage geht aber fast allemal in die Brüche, wenn man zweifelhafte oder sicher untergeschobene Stücke zum Vergleich heranzieht. In Minnesangs Frühling schliefst z. B. die Sammlung der Spervogelsprüche mit einer Strophe, zu der Haupt bemerkt: 'Diese altertümliche Strophe habe ich hier untergebracht, ohne grofses Bedenken, aber auch ohne den Dichter verbürgen zu wollen.' Sie beginnt mit den Worten:

Güsse schadet dem brunnen:
sam tuot dem rîfen diu sunne:
sam tuot dem stoube der regen

und ist ausgesprochen hochstimmig. Alle gut bezeugten Sprüche des alten Spervogel aber, wie z. B.:

Ein wolf und ein witzic man
sazten schâchzabel an:
si wurden spilnde umbe guot,

sind ebenso ausgesprochen tiefstimmig, und damit fällt die Berechtigung, jene erste Strophe auch nur vermntungsweise dem alten Spervogel zuzuschreiben.

Ein besonders willkommenes Hilfsmittel liefert uns die Melodieprobe da,

wo es gilt, die Arbeit von Nachahmern von den echten Werken eines Autors zu trennen. Ein glücklicher Zufall hat es nämlich so gefügt, dafs gerade in der Tonlage die Nachahmer ihre Vorbilder fast nie zu kopieren verstanden haben, und oft auch in anderen Punkten der melodischen Technik nicht. So beginnt z. B. die kurze Verserzählung Von der halben Birne, die sich, wie wir jetzt wissen[1]), mit Unrecht als Werk Konrads von Würzburg bezeichnet, mit den Worten:

Hie vor ein rîcher künec was,
als ich von im geschriben las,
der het ein wunneclîchez wîp
und eine tohter, der ir lîp
stuont ze wunsche garwe.

Der Melodietypus dieser Verse bleibt durch das ganze Gedicht: ziemlich tiefe Stimmlage und ausgesprochene Vorliebe für Tiefschlufs. Dem stehen die über 100000 echten Verse Konrads gegenüber, etwa mit diesem Typus:

Ein ritter und ein frouwe guot
diu heten leben unde muot
in ein ander sô verweben,
daz beide ir muot und ouch ir leben
ein dinc was worden also gar:
swaz der frouwen arges war,
daz war ouch dem ritter.

Also hohe Stimmlage, überwiegender Hochschlufs, und prägnanter Tiefschlufs nur als Ruhepunkt beim Satzende.

Ebenso isoliert steht z. B. das sogenannte Zweite Büchlein den etwa 25000 echten Versen Hartmanns von Aue gegenüber. Hartmann ist überall Tiefstimmer mit ausgeprägter Vorliebe für Tiefschlufs, daneben — von den lyrischen Gedichten ist hier abzusehen — ein Meister lebendiger Modulation. Ich greife, um das zu illustrieren, zum Vergleich ein, übrigens nicht einmal sehr charakteristisches Stück, den Schlufs, aus dem sicher echten sogenannten Ersten Büchlein heraus. Es lautet:

'Ouch behalt du dînen glimph,
daz sî in ernest ode in schimph
von dir daz wort iht verneme
daz sî zeheime hazze neme,
und ervar ir willen swâ dû kanst,
ob dû dir sælde und heiles ganst.
nû sûme dich niht mêre:
ich bevilh dir unser êre,
unser heil stêt an dir:
nû soltu, lîp, hin zir
unser fürspreche sîn.'
'daz tuon ich gerne, herze mîn.'

Nun versuche man einmal, irgend einen Passus des Zweiten Büchleins nach diesem Muster zu lesen: es ist einfach unmöglich. Der Text treibt unwiderstehlich zu höherer Tonlage, zur Nivellierung der Tonschritte und zu typischem Hochschlufs hin. Man vergleiche etwa diese Zeilen, ebenfalls aus dem Schlusse des Büchleins:

---

[1]) S. K. Zwierzina, Zeitschrift für deutsches Altertum XLIII 107 f.

Digitized by Google

'Kleinez büechel, swâ ich sî,
sô wone mîner frowen bî,
wis mîn zunge und mîn munt
unt tuo ir stæte minne kunt,
daz sî doch wizze daz ir sî
mîn herze zallen zîten bî,
swie verre joch der lîp var.'

Auch für schwierigere und annoch schwebende Fragen der Kritik vermag die Melodieprobe reichlichen Gewinn abzuwerfen. Ich möchte es wenigstens nicht unausgesprochen lassen, dafs z. B. anch auf die heifs umstrittene Nibelungenfrage von dieser Seite her ein unerwartetes nnd, wie ich glaube, entscheidendes Licht fällt. Aber das läfst sich ohne Eingehen auf vielerlei Details nicht klarlegen, auch sind meine Untersuchungen hier noch nicht zu genügendem Abschlufs gelangt. Ich mufs also die genauere Erörterung dieses Problems wie die mancher anderen hier eben nur gestreiften oder noch gar nicht berührten Frage einer späteren Gelegenheit vorbehalten.[1])

Ich stehe am Ende meiner Betrachtungen. Wohl weifs ich, dafs ich Ihnen nichts Abgeschlossenes habe bieten können, kaum mehr als den Ansatz zu einem Programm, dessen Ausführung noch viel geduldige Arbeit erfordern wird. Um so erfreulicher würde es mir sein, wenn Sie anch jetzt schon den Eindruck hätten gewinnen können, dafs hier ein Weg angedeutet ist, den zu betreten der Mühe lohnt.

[1]) Eine eingehende Untersuchung der ganzen Frage gedenke ich in der Fortsetzung meiner 'Metrischen Studien' vorzulegen, deren erster Teil ('Studien zur hebräischen Metrik') in den Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften XXI Nr. 1 u. 2 (Leipzig 1901) erschienen ist.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

A. Cartault, Étude sur les satires d'Horace (Bibliothèque de la faculté des lettres de l'université de Paris IX). Paris, Alcan 1899. 370 S.

Man hat dem Buche Cartaults über die Horazischen Satiren vorgeworfen, es enthalte nichts Neues. Nun giebt sich das Buch zunächst — und das kann wertvoll sein — als Zusammenfassung und Prüfung dessen, was bisher, namentlich von der deutschen Wissenschaft, gefunden worden ist; es ist beschämend, wie reichlich in diesem französischen Buche deutsche Litteratur herangezogen wird. Sollte sich also vielleicht, ebenfalls zu unserer Beschämung, herausstellen, wie wenig unter den herkömmlichen Voraussetzungen unserer eigenen Forschung sich Neues finden läfst, das zugleich wertvoll wäre?

Die Einleitung fordert, dafs Jamben und Satiren des Horaz als seine frühesten und nächstverwandten Dichtungen zusammen behandelt werden. In neun Kapiteln ist dann die Untersuchung geführt. Im ersten Kapitel werden die thatsächlichen Verhältnisse erörtert, aus denen die Jamben und die Satiren als Gelegenheitsgedichte der Frühperiode sich erklären: die anfängliche Halbwelt- und Bohèmeumgebung des Dichters in Rom und seine unreife, zum Teil häfsliche Leidenschaftlichkeit, gleichzeitige Neigung zu Reflexion und satirischer Darstellung von Typen jener Gesellschaft, die Entwickelung vom Gesellschafter zum Freunde Mäcens und von kleinen, äufserlichen Anregungen zu tieferer Beeinflussung, die Eindrücke von Vergils Eklogen, die politische Umstimmung. Laut dem zweiten Kapitel sind die Satiren aktuellen Inhalts sofort publiziert worden, das erste Buch besonders und früher, im Jahre 35 oder 34, das zweite im Jahre 29; chronologische Anordnung in beiden Büchern, mit gewissen Ausnahmen, ist die einwandfreieste Ordnung; in der Darstellungsform zeigt das erste Buch drei Typen: Erzählung, persönliche Diskussion, Epistel, das zweite Buch die Formen der persönlichen Diskussion, des 'professoralen' Vortrags durch einen anderen Sprecher, eines Dialogs, in welchem entweder als sekundärer Sprecher Horaz oder aber zwei fremde Sprecher auftreten.

Die vier nächsten Kapitel (III—VI) behandeln Komposition der Satiren, Art der Gedankenentwickelung und der Beweisführung, Formen der künstlerischen Darstellung, Mittel des Stils. In der Komposition unterscheidet Cartault Hauptideen und Nebenideen: sie erscheinen ohne einen vorausbestimmten, 'geometrischen' oder rhetorischen Plan, in origineller Freiheit verbunden. Ähnlich die Gedankenentwickelung im einzelnen, ohne viel Achtung vor logischer Strenge und Vollständigkeit: Koordinationen statt Subordinationen, Unterdrückung von grammatisch-logischen Satzverbindungen und von vermittelnden, einführenden oder abschliefsenden Gedanken; wiederum liegen der Beweisführung zwar logische Methoden und philosophische Sätze zu Grunde, aber die Durchführung ist philosophisch weder streng noch tief, manches Räsonnement nur latent in einer Anekdote oder einer vertraulich persönlichen Mitteilung. Charakteristisch für die Kunstform der Darstellung sind speziell der fingierte Mitunterredner, die direkten Reden dritter Personen und die Anekdoten, im allgemeinen der Sinn für das Szenische und Dramatische und für das Einzelne und Konkrete, die Gabe gut zu erzählen und den anschaulichen Anekdotenstoff aus den verschiedensten Quellen, frei behandelt, als integrierenden Bestandteil der Gedankendarstellung zu verwenden. Was Stil und Stilmittel betrifft, so wechseln familiäre Konversation und knappe, rasche Darstellung, 'finsterer' Ernst und heiterer Scherz, Schwung und feine Ironie, unvergleichliche Eleganz auch für Derbheiten und komische Kontraste zwischen Inhalt und Form; im einzelnen dienen der Lebhaftigkeit oder der konkreten Sachlichkeit: Figuren wie Fragen oder Asyndeta (Cartault geht dem Figurengebrauch im einzelnen nach), die Mannigfaltigkeit und die Bedeutsamkeit des Ausdrucks (z. B. auch die parodistische Ausdrucksweise), die Vermeidung der Symmetrie (wie in Komposition, Gedankenentwickelung und Räsonnement, so im Stil den Sinn für Natürlichkeit kennzeichnend), die Freiheit in der Wortstellung bis zu wahren Verschlingungen, teilweise im Dienst signifikanter Betonung.

Digitized by Google

Der Nennung von Personen zu satirischem Zweck ist das siebente Kapitel gewidmet. In den schärfsten Jamben ist sie aus Vorsicht vor dem Strafgesetz vermieden; mit den Namen sind nämlich in Jamben und Satiren reale Persönlichkeiten gemeint. In den Satiren die Nennung häufiger, beruhend auf der Gewöhnung an das Konkrete und Besondere, auf Scherz oder auf moralischem Zweck; Nennung und Anonymität wechselnd; gemäfs dem allgemeinen Unterschied zwischen den beiden Satirenbüchern je eine satirische Nennung im ersten Buch auf zwölf Verse, im zweiten auf zweiundzwanzig; mannigfaltig die Art der Einführung von Personennamen, die mit Namen genannten 'Opfer' den verschiedensten Klassen angehörig. Die Philosophie in den Satiren, die im achten Kapitel besprochen wird, beruht auf der Nachwirkung des Vaters, auf einer in Athen gewonnenen Kenntnis früherer Denker und eines dialektischen Verfahrens, auf persönlicher Teilnahme an der zeitgenössischen philosophischen Bewegung; im ersten Buch überwiegend Epikureismus, teilweise durch Lukrez vermittelt, im zweiten ein freierer Eklektizismus, mehr Respekt vor dem Stoizismus, ironische Behandlung der nämlichen epikureischen Scheinphilosophie der Lebemänner, die später in den Oden ernst genommen wird; in der Form der Diskussion noch kein direkter Einflufs Bions, ein indirekter vielleicht durch stoisch-kynische Philosophen in Rom. Zum Moralisten ist, laut Schlufskapitel, Horaz erst infolge des Anstofses geworden, den er als Satiriker an den Unsitten nahm, ebenso zum angehenden litterarischen Theoretiker durch den Anstofs an Fehlern z. B. des Lucilius, dem er im übrigen nach Kräften gerecht werden will; Moral wie Kunsttheorie durchaus persönlich und insofern für den Augenblick sehr wirksam und noch immer sympathisch, aber ohne Anspruch auf Allgemeingültigkeit und durch moderne Ideale vielfach antiquiert. —

Dies der allgemeinere Inhalt des Buches, im einzelnen ausgeführt in einer wahren Fülle von Stellenerklärungen, mit regelmäfsiger Durchmusterung jeweilen sämtlicher Satiren, mit annähernd vollständiger Statistik gewisser Erscheinungen — wenigstens für mich auch des Neuen genug. Natürlich wird man bei sehr vielen Einzelheiten anderer Meinung sein als der Verfasser; einige bedeutsamere Mängel möchte ich hier deshalb hervorheben, weil dabei unsere deutsche Philologie mit den Vorurteilen des französischen Gelehrten völlig übereinstimmt, zum Schaden nicht blofs des Horaz.

Jamben und Satiren sollen nach Zeit und Wesen zusammengehören. Aber Versform, Inhalt und Darstellungsform widerstreben der Zusammengehörigkeit: bezeichnenderweise hat Cartault in sieben Kapiteln von den neun die Jamben stillschweigend beiseite gelassen! Es findet sich aber auch weder bei ihm noch bei unseren Erklärern, weder für die Satiren noch für die Jamben eine Wesens- und Begriffsbestimmung, welche für die äufserlich so verschiedenen Gedichte innerhalb einer der beiden Gattungen umfassend genug und wiederum bestimmt genug wäre. Dann sollen Jamben und Satiren sich aus materiellen, moralischen und intellektuellen Lebensthatsachen erklären, aber diese Thatsachen werden selber erst aus Jamben und Satiren herauserklärt: das ist ein allgemein üblicher Zirkel, und er beruht auf der bekannten Leidenschaft unserer litterarischen Kritik für die kleinen Realitäten in der Litteratur und auf einer ebenso gründlichen als üblichen Verkennung des Verhältnisses, das zwischen Wahrheit und Dichtung besteht. Gewifs steht die Horazische Satire der Wirklichkeit zeitgenössischer Menschen und Dinge näher als andere seiner Dichtungen; aber zufällig liegt mir gerade ein allerneuestes Büchlein vor, das *mutandis mutatis* mit Horazischer Satire eine entschiedene Ähnlichkeit hat. Da erzählt und philosophiert oder moralisiert ein 'Ich', aber ich kenne den Verfasser und weifs, dafs er in diesem 'Ich' seine wirkliche Person bewufst und unbewufst um- und ausgestaltet hat, teils nach einer Richtung gedehnt und gesteigert, also insofern idealisiert, teils in mehrere Personen gespalten und verdichtet, individualisiert hat; ich kenne die Wohn- und Lebensverhältnisse des Verfassers und sehe, wie er wirkliche Zeiten und Orte, Personen und Erlebnisse auf das ungenierteste teils austauscht, teils ergänzt, wie er ganz neue 'Thatsächlichkeiten' munter hinzu erfindet und gerade seinen Erfindungen mit heiterem Trug die meisten kleinen Realitäten anhängt, Vor- und Zunamen, individuelle Gewohnheiten und Reden u. s. w. Wenn nun da jemand die Realitäten als litterarhistorische Data nähme! und dann wieder aus diesen Daten das Werden und Wesen der Darstellung direkt ableiten wollte! Bei Horaz thut man es: aus Epistelstellen hat man einen tiefgehenden realen Widerstreit zwischen Dichter und Gönner herausinterpretiert und dann aus dieser interessanten lebensgeschichtlichen Entwickelungsthatsache ganze Episteln erklärt (vgl. diese Jahrbücher 1901 VII 76).

Digitized by Google

Ich bin vollkommen einverstanden, wenn auch Cartault chronologische Anordnung der Satiren annimmt; ich habe diese Anordnung auch für die Oden angenommen (Horazstudien S. 14, vgl. S. 16 ff.) und nehme sie für Epoden und Episteln an trotz scheinbaren Hindernissen. Warum soll nun, nach Cartault, trotzdem Satire I 7 vielleicht die früheste aller Satiren sein? 'Weil die Anekdote vom Prozefs vor dem Prätor Brutus nur bald nach dem wirklichen Vorfall wirksam war.' Als ob eine poetische Erzählung ihre Wirkung in dem besonderen sachlichen Stoff hätte, und es nicht vielmehr, mit Goethe zu reden, die eigentliche Natur der Poesie wäre, im Besonderen das Allgemeine mitzusehen und mit darzustellen! So gut wie der Tragiker in uraltem Sagenstoff immer wieder Allgemeinbilder neuen Lebens schaut, so kann die älteste Anekdote, die 'jeder Barbier kennt', in der und der Stimmung aufgefafst und so und so erzählt, immer wieder zeitgemäfs wirken. Ja, wenn Cartault aktuelle Satiren in dem Sinne unterscheidet, dafs sie nur in einem bestimmten Moment des thatsächlichen Lebens ihre Bedeutung hatten und etwa auf eine thatsächliche Zumutung praktisch die Antwort des Horaz gaben, so übersieht er wie andere, dafs solche Satiren entweder keine Gedichte sind oder aber unter der Form der Aktualität etwas Allgemeines enthalten müssen. Auch 'rein Persönliches', 'persönliche Konfidenzen' sollte es in Dichtungen, die publiziert werden, streng genommen gar nicht geben.

Man will keine schulmäfsigen Dispositionen: schade, dafs man dabei gewöhnlich auch die künstlerische Komposition preisgiebt. In Satire I 6 wird, nach Cartault u. a., am Anfang und am Ende die aktuelle Frage diskutiert, ob Horaz auf ein öffentliches Amt Anspruch machen solle; dazwischen hinein die Darlegung, dafs Horaz durch seinen Charakter die Freundschaft des Mäcenas verdiene; dazu wieder nebenbei die Ausführung, woher er diesen Charakter habe. Das scheint mir nicht eigenartige Freiheit, sondern ganz gewöhnliche Unordnung. Man lasse dagegen einen Mann wie Horaz, von niedrigem Geburtsstande und vornehmem Gesellschaftskreis, für das politische Leben auf Ehrenrechte klug bescheiden Verzicht leisten, dafür aber sich alle Rechte des persönlichen Lebens wahren, also das Anrecht auf eine hohe Freundschaft, auf Ehrung eines niedriggeborenen, aber wackeren Vaters, auf die genugtbuungsvolle Freude an Freiheit und Behaglichkeit niedriger Lebensstellung — so hat man eine im einzelnen recht zwanglose, aber künstlerisch genügende Gliederung. Für die Episteln hat Kettner die Möglichkeit sogar sehr strenger Gliederungen nachgewiesen (vgl. Jahrb. 1901 S. 75). — In der Darstellungsform äufsert sich, wie Cartault treffend bemerkt, das Horazische Temperament als starke Neigung zum Dramatischen. Aber warum sind nicht gerade aus dem Wesen des Dramatischen gewisse Konsequenzen gezogen, z. B. für die Jamben, deren Hauptversmafs dramatisch ist? oder für das 'Ich' in manchen Satiren? Wäre dieses eine Art dramatischer Person, z. B. die des sozusagen ständigen Plauderers einer kritisierenden, ironisierenden und medisierenden Gesellschaft, dann brauchten die zweiten und dritten Personen, welche von dieser dramatischen Person genannt werden, keine persönlichen 'Opfer' des wirklichen Horaz zu sein; vielmehr würden sie bei ihm nur im heiteren Abbild figurieren, wie sie im wirklichen Stadt- und Gesellschaftsgespräch vielleicht längst und schlimmer leben. — Stil und Stilmittel ferner sollte man auf die Kräfte und Wirkungen prüfen, die sie in mündlicher Rede und dramatischem Vortrag haben können: viele 'Fragen' und fast alle Asyndeta würden dabei ganz anderes Leben zeigen, und manche unbeachtete 'Wiederholung', z. B. die parodistische Assonanz am Schlufs von Satire I 6, würde wirksam ins Ohr fallen.

Wie oft notiert Cartault mit Recht philosophische Unzulänglichkeit des Räsonnements! Da wäre doch der Gedanke erlaubt, es liege überhaupt nicht in Wesen und Zweck einer Horazischen Satire, philosophische Sätze zu beweisen oder auch nur um ihrer selber willen mitzuteilen. Nach Zola wäre das Kunstwerk ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen: frei angewandt, könnte es heifsen: die Horazische Satire sei ein Stück zeitgenössisches griechisch-römisches Gesellschaftsleben, mit seinen Begebenheiten und Szenen, Tendenzen und Diskussionen, gesehen und reproduziert durch Horazisches Künstlertemperament. Dann würden jene Unzulänglichkeiten bewufste oder unbewufste Nachahmungen der Liebhaberphilosophie sein, wie sie in jener Gesellschaft und auch vom wirklichen Horaz gepflegt wurde. Jedenfalls arbeitet der satirische Dichter nicht so, wie ihn auch Cartault nach Heinze sich etwa vorstellt: zwei philosophische Traktate entgegengesetzter Tendenz zu abwechselndem Gebrauch zur Rechten und zur Linken neben sich! Und wie die Philosophie, so braucht für den poetischen

Zweck auch die Moral nicht vollkommen, und der Zweck der moralisierenden Satire braucht nicht sittliche Besserung zu sein: der Dichter bildet nur ab, was er und seinesgleichen in den Debatten des wirklichen Lebens etwa vertreten. So wäre dann auch die allerletzte Frage nicht die nach dem dauernden Wert der moralischen oder auch litterarischen Gedanken des Horaz; Moral und Kunsttheorie gehören im Gedicht zum Stofflichen, also durchaus Wandelbaren und Vergänglichen: nur der Geist macht unvergänglich, und so würde die Endfrage sein, ob der künstlerische Geist in den Satiren durch Eigenart und allgemein menschliche Bedeutung auch für uns noch Wert habe. —

Das Buch von Cartault bietet für neue Untersuchungen eine willkommene Kritik des bisher Gefundenen, ein reiches Material und vielfältige Anregung. Von künftigen Problemen wäre, meine ich, das nächste: das Wesen der Horazischen Satiren und, gesondert, das der Jamben durch speziellste Analyse sicher zu bestimmen und dann Entstehung und Wirkung in lebendigen Zusammenhang zu bringen mit einer der bedeutungsvollsten Kulturentwickelungen — so wie wir es für Vergils Äneis jetzt, nach Bellings und Nordens Arbeiten vielleicht endlich erreichen werden.

Theodor Plüss.

Troels-Lund. Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten. Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Leo Bloch. Mit einem Bildnis des Verfassers. Leipzig, B. G. Teubner 1901. 233 S.

Dieses neue Buch von Troels-Lund ist ebenso angelegt wie sein 1899 erschienenes Werk 'Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten', das in diesen Blättern (Bd. III 723 ff.) ausführlich besprochen wurde. Wie dort hat auch hier der Verf. sich die Aufgabe gestellt, die während des XVI. Jahrh. im Norden Europas über die genannten Probleme herrschenden Anschauungen darzustellen und zu erklären, und wie dort, so giebt er auch hier seinen Ausführungen einen Unterbau, welcher bis auf die Anfänge historischer Überlieferung in der Weltgeschichte hinabreicht. So ausführlich wie in dem ersten Werk, wo er die gröfsere Hälfte des Ganzen ausmacht, ist dieser historische Rückblick allerdings in dem neuen — fast möchte man sagen leider! — nicht geworden. Doch führt uns auch hier der Verf. nach einer die Schwierigkeiten der Definition von Gesundheit und Krankheit auseinandersetzenden Einleitung die wesentlichsten Theorien des Altertums und Mittelalters über seinen Gegenstand in einem kurzen Überblick von 29 Seiten vor: die grundlegenden Beobachtungen der Ägypter über die Bedeutung der Atmung, der Ernährung und des Blutes und ihre zum Teil auf die Israeliten übergegangenen Lehren von Reinheit und Unreinheit; die Entwickelung der Heilkunde bei den Griechen, welche in der von Hippokrates begründeten Auffassung des Körpers als eines einheitlichen Organismus, der Lehre von der Bedeutung der Körpersäfte und der Anerkennung der Natur als des besten Arztes gipfelt; die Fortbildung dieser Theorien bei den späteren Griechen und Römern, besonders Galenos; den Glauben der Araber, eines Avicenna und Averroës, an das Seltene und Kostbare oder auch möglichst Zusammengesetzte (mixtura) als das beste Heilmittel; und endlich den Einflufs der christlichen Kirche mit ihrem Gottes-, Heiligen- und Teufelsglauben, welche die Verwirrung der Anschauungen zu solchem Grade steigerte, dafs 'ein tüchtiger Arzt mit demselben Rechte für seine Künste von der Kirche gesegnet und verbrannt werden konnte' (S. 29). Es wird nun weiter gezeigt, wie das XVI. Jahrh. 'eine Art Musterkarte für die Auffassungen aller Zeiten' darstellt. Nicht weniger als fünf sich gegenseitig ausschliefsende Erklärungen der Krankheitsursachen und entsprechende Heilmethoden gingen nebeneinander her: einmal die zwei von der Kirche dargebotenen Lösungen des Problems 1) die Krankheit stammt von Gott; Heilung: Gebet; 2) die Krankheit stammt vom Teufel; Heilung: Zauberei; sodann 3) die astrologische Theorie: die Krankheit stammt von den Sternen; Heilung: Beobachtung der Konjunkturen der Gestirne, kritischen Tage u. dgl.; 4) die Theorie des Hippokrates: die Krankheit stammt von den menschlichen Säften; Heilung: Aderlafs, Purgieren, Vomieren; 5) die Lehre der Araber: die Krankheit ist das Negative im menschlichen Körper; Heilung: das positive Arzneimittel (Aquavit). Diesem Wirrwarr der Theorien machte durch möglichst genaue Beobachtung der Natur selbst im Gegensatz zu der sonst üblichen medizinischen Büchergelehrsamkeit Paracelsus ein Ende, welcher die Krankheit als eine eigene Lebensform, als eine Art Schmarotzerpflanze, betrachtete. Ihm ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Wohl rief zwar auch diese neue Lehre des Paracelsus mit ihrer Vorstellung von der Lebenskraft (Archäus) in den Versuchen, das heilkräftige 'Arcanum' zu finden und in dem Bestreben der Alchimie, den 'Stein der

Weisen' zu entdecken neue Blüten des Aberglaubens und nicht selten geradezu Betrug von seiten abenteuerlicher Existenzen hervor. Aber trotz aller Mifsgriffe lag der Deutung des Paracelsus der richtige Gedanke von der Einheit der Natur zu Grunde, deren Kräfte sich in Gesundheit und Krankheit gleichermafsen äufsern, ähnlich wie der Astrologie die Idee von der Einheit alles Weltgeschehens. Beide Wissenschaften, Alchimie und Astrologie, treten eben deswegen ihrem Wesen nach in einen Gegensatz zur dualistischen Weltanschauung der christlichen Kirche. Der in ihrem Betrieb sich geltend machende menschliche Wissensdrang mit seinen Verirrungen und seinen Erfolgen und seine grundsätzliche Verdammung durch die Kirche hat die Faustsage hervorgebracht. Wie der sagenhafte Faust, so vereinigte der geschichtliche Tycho Brahe in seiner Person alles Wissen der Zeit über die Natur, und wie jener, so geriet auch er in einen Gegensatz zu Staat und Kirche. Er, der bezeichnenderweise bei einer Taufhandlung einen Priester bewog, die Formel des Exorzismus wegzulassen, und der 18 Jahre lang dem Abendmahl fernblieb, der auch den geschichtlich gewordenen Staat nicht als etwas Vollkommenes ansah und von den Privilegien des Adels, dem er selbst angehörte, nichts wissen wollte: dieser Typus des 'gelehrten Arztes' wurde, nachdem er viele Jahre lang auf seinem Gut Uranienborg auf der Insel Hveen im Dienst der Wissenschaft gewirkt und zahlreiche Schüler herangebildet hatte, als Vertreter der freien Forschung und Gegner politischer Vorurteile aus der Heimat verbannt. Sein wegen seiner Gegnerschaft zu Kopernikus vielfach entstelltes Bild sucht Troels-Lund mit Liebe und Sachkenntnis richtig zu zeichnen. Endlich giebt er noch einen Überblick über die wichtigsten Epidemien des XVI. Jahrh. (Typhus, englischer Schweifs, Schlafsucht, Pest), an denen sich die Heilkunst der Zeit zu erproben hatte, und schliefst mit einer Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Medizin, die, abgesehen von den grofsartigen Erfolgen der Chirurgie, auch in der Hygiene unbestreitbare Triumphe feiert.

Dies ist in kurzem der Inhalt des Buches. Dafs der Leser aufserdem eine Menge merkwürdiger, für den damaligen Kulturzustand charakteristischer Einzelheiten erfährt, ist bei einem Gelehrten wie Troels-Lund selbstverständlich: so über den Warenbestand der Apotheken, über Geheimmittel, wunderbare Heilungen, über Kleidermoden u. s. w. Am interessantesten ist aber die Art, wie der Verf. fortwährend das Verhältnis der Kirche zu der langsam erwachenden Wissenschaft erörtert, und es ist dabei nur zu bedauern, dafs er in der geschichtlichen Einleitung den antiken, bekanntlich auch das Neue Testament beherrschenden Dämonenglauben nicht eingehender erörtert hat. Denn dieser ist, wie der Verf. auch einmal kurz bemerkt, die Ursache, dafs wie in so manchem so auch in der Auffassung dieser Dinge die Reformation auf halbem Wege stehen blieb: sie teilt mit dem Katholicismus die dualistische Weltauffassung, den Glauben an Hexerei und Zauberei, und da sie Gottes Wirken nur in der Form des Wunders erkennt und anerkennt, so zerfällt ihr das Naturgeschehen in lauter einzelne schöpferische Akte Gottes, oder seines Widerparts, des Teufels. 'In den hellen Tagen dieses klaren Evangeliums ist man — nach P. Palladius — auf der Jagd nach Hexen wie nach Wölfen.' Wie der katholischen, so fehlte auch der Kirche der Reformation die Fähigkeit, Gott in der Natur zu sehen, die sie vielmehr für das Reich des Teufels erklärt, und darum wird, wie in Rom Giordano Bruno verbrannt und Galilei eingekerkert, so in Genf Servet dem Flammentod geweiht und in Dänemark Tycho Brahe verjagt. — So ist dieses Buch mit den Streiflichtern, die es auf die Gegenwart wirft, mit seinem Hinweis auf die kontinuierliche Entwickelung der Anschauungen vom Altertum an bis zur heutigen Zeit ein würdiges Seitenstück zu 'Himmelsbild und Weltanschauung', und wir sind dem Manne, der uns an sicherer Hand durch diese ebenso interessanten als vielfach dunklen und verworrenen Gebiete führt, zu lebhaftem Danke verpflichtet. Auch die in fliefsendem Deutsch geschriebene Übersetzung verdient alles Lob. Wilhelm Nestle.

(1) Friedrich Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in 2 Bänden. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1900. I. Bd. IX, 438 S. II. Bd. 401 S.

(2) Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Richard Maria Werner. Bd. I—III. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1901. LVII 493; XLIV 477; LXI 492 S.

Mit den vorliegenden Bänden beginnt der verdiente Lemberger Germanist, der Sohn von Hebbels vor wenigen Jahren verstorbenem Freunde Karl Werner, die Veröffentlichung der reichen Erträge seiner jahrelangen, mühevollen Sammelarbeit. Ohne die besonderen

Verdienste Kuhs, Krumms und Bambergs, der früheren Herausgeber der Schriften, Briefe und Tagebücher Hebbels, irgendwie schmälern zu wollen, müssen wir doch bekennen, dafs ihre Ausgaben in Bezug auf Vollständigkeit, Genauigkeit in der Textbehandlung und bequeme Einrichtung für den wissenschaftlichen Benutzer vieles zu wünschen übrig liefsen. Wir begrüfsen es daher mit Genugthuung, dafs die bisher noch nicht gelöste Aufgabe, die geistige Hinterlassenschaft des grofsen Dithmarsen für eine kritische Gesamtausgabe zu bearbeiten, von der fachmännisch geschulten Hand eines bewährten Vertreters der modernen Litteraturwissenschaft ergriffen worden ist, dessen Name schon eine Bürgschaft bietet für das gute Gelingen des schönen Unternehmens.

Noch im Frühjahr 1899, nach dem Erscheinen der Programmabhandlung des Berichterstatters 'Aus Fr. Hebbels Werdezeit', in der die Hoffnung auf baldige Veröffentlichung eines dritten Bandes Hebbelbriefe ausgesprochen war, konnte Fritz Lemmermayer diesem nur mitteilen, dafs für die in seinen Händen befindlichen noch ungedruckten Briefe des Dichters bisher kein Verleger zu finden gewesen sei. Seitdem ist jedoch das Ansehen Hebbels in weiteren Kreisen zusehends gestiegen, wie die immer stärker anschwellende Hebbel-Litteratur zeigt. Im Sommer 1899 erschien die vortreffliche dreibändige Auswahlausgabe der Werke des Dichters von Karl Zeifs im Verlage des Bibliographischen Instituts, bei deren Besprechung im III. Bande dieser Zeitschrift (S. 662 ff.) der Berichterstatter nur bedauern konnte, dafs dem Bearbeiter in der Auswahl gar zu enge Grenzen gezogen worden waren. Mittlerweile aber hatte die Verlagshandlung bereits, dem wachsenden Interesse an dem Dichter Rechnung tragend, aus eigener Entschliefsung dem Herausgeber die Bearbeitung eines vierten Bandes übertragen, der noch im Herbste desselben Jahres gedruckt vorlag. Es folgte eine Reihe wertvoller, das Verständnis der Eigenart des Dichters fördernder Einzelschriften — zu nennen sind hier Johannes Krumm, Adolf Bartels, Karl Börig, Theodor Poppe, A. Aliskiewicz —, und sehr beträchtlich begann sich auch die Zeitschriften-Litteratur über Hebbel zu mehren. Hierzu kamen mehrere Gesamtdarstellungen der Litteratur des XIX. Jahrh. — von R. M. Meyer, Lublinski, R. Weitbrecht —, die in erfreulichem Gegensatze zu manchen früheren Behandlungen desselben Gegenstandes auf breitem Raume und mit eindringender Würdigung seines Lebenswerkes den Dichter seiner überragenden Bedeutung entsprechend in den Vordergrund ihrer Betrachtung rückten. Auch auf der Bühne scheint Hebbel immer mehr Boden zu gewinnen, und es ergeht ihm hier wie dem seiner Kunstrichtung nahe stehenden H. v. Kleist, der ja auch erst lange Jahrzehnte nach seinem Tode auf den weltbedeutenden Brettern seine Auferstehung feierte. Aus der jüngsten Zeit sei nur erinnert an die glänzenden Aufführungen der 'Mariamne' und der 'Agnes Bernauer' auf der Berliner und des 'Gyges' auf der Dresdener Hofbühne. Selbst die bildende Kunst — und dies ist für die steigende Popularität eines Dichters sehr bezeichnend — hat bereits angefangen, sich der Schöpfungen dieser grofsangelegten Dichtergestalt zu bemächtigen, so dafs die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, dafs wir — ohne Zweifel eine höchst dankbare Aufgabe für einen Künstler, in dem etwas von dem Hebbel verwandten Geiste Michelangelos stecken müfste — auch einen illustrierten Hebbel besitzen werden. Auch das Ausland ist in der Wertschätzung des einen immer gröfseren Leserkreis in seinen Bann ziehenden Poeten nicht zurückgeblieben, wie z. B das italienische Werk von Sigismund Friedmann: Il dramma tedesco del nostro secolo (Deutsch von L. Weber, Leipzig 1900) beweist und persönliche Mitteilungen von jenseits des Ozeans dem Berichterstatter bezeugen. So überrascht es auch nicht mehr, dafs sich jetzt nicht nur für die ungedruckten Briefe Hebbels, sondern auch zugleich für eine kritische Ausgabe seiner Werke in grofsem Stile der Verleger gefunden hat, und wir zweifeln nicht im geringsten, dafs diesem Unternehmen auch der buchhändlerische Erfolg zur Seite stehen wird, den es durch die musterhafte Arbeit des Herausgebers, die vornehme äufsere Ausstattung und den im Verhältnis dazu geradezu bescheiden zu nennenden Preis in der That verdient.

(1) Den Grundstock einer Sammlung von Hebbel-Briefen verdanken wir Emil Kuh, der mit rastlosem Eifer alles aus der Feder des Dichters stammende handschriftliche Material zusammenzubringen bemüht war, um es für seine grofse Biographie zu verwerten, an der Herausgabe der Briefe aber, wenn er überhaupt eine solche ernstlich geplant hat, durch seinen frühen Tod gehindert wurde. Die Sammlung ging dann mit dem anderen handschriftlichen Nachlafs Hebbels in den Besitz des deutschen Generalkonsuls Felix Bamberg über, eines Jugendfreundes des Dichters, der unter Beihilfe des Wiener

Schriftstellers Fritz Lemmermayer sie um die Hälfte vermehren konnte, und sie mit den Briefen der Adressaten in zwei umfänglichen Bänden unter dem Titel: 'Fr. Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen' 1890 und 1892 veröffentlichte. Doch hatte Bamberg darin nicht alles in seinen Händen befindliche Briefmaterial abdrucken lassen: einige Briefreihen legte er zum Zweck späterer Veröffentlichung zurück und gab einen grofsen Teil der Briefe nur in verkürzter Gestalt. Der um Hebbel vielverdiente Fritz Lemmermayer, in dessen Hände Bambergs abschriftliche Sammlung nach dessen Tode gelangte, beabsichtigte, nachdem er in mehreren Zeitschriften einige ungedruckte Briefreihen einzeln bekannt gemacht hatte, einen Nachtragsband 'Briefwechsel' herauszugeben, überliefs aber schliefslich das Material dem nunmehrigen Herausgeber, durch dessen vielseitige Bemühungen der vorhandene Schatz durch alles zur Zeit Erreichbare vervollständigt wurde und dem vornehmlich das Verdienst der kritischen Sichtung gebührt.

So bietet denn die zweibändige 'Nachlese' nicht weniger als 369 Nummern. Einige Reihen, wie die Briefe an die Familie Rousseau, an Vofs, Schacht, Luck, Holtei, Grailich, Schöll, Davison, Pichler, Schlönbach, Strodtmann, Laube, Frankl, Winkler-Hell u. e. a., waren in verschiedenen Zeitschriften verstreut gedruckt und sind nun erst bequem zugänglich geworden. Der gröfsere Teil aber — über drittehalb Hundert — erscheint hier zum ersten Male veröffentlicht. Als wertvollsten Bestandteil der ganzen Sammlung darf man wohl die Briefe des Dichters an seine Frau Christine bezeichnen, von denen Bamberg nur einen kleinen Teil und auch diesen zumeist in starker Verkürzung hatte abdrucken lassen. Die eigenartige Bedeutung dieser 'den intimsten Reiz gewährenden' Briefe wird vom Herausgeber im Vorwort schön und treffend gekennzeichnet, wenn er sagt: 'Man fühlt an jedem Worte, das Hebbel an seine Gattin richtet, das gefestigte Glück, die Beseligung seiner Ehe, man sieht, wie ihn der Bund mit Christine aus dem Dunst und Nebel seiner Jugend zur Klarheit, zur inneren Befriedigung führte. Wir können nun den allmählichen Umschwung verfolgen, der sich in Hebbels Ansichten über die Ehe vollzog, weil er den Segen eines solchen Bandes an sich selbst erlebt hatte, sehen aber auch, wie sich dadurch seine Stellung zur Gesellschaft und sein dichterisches Ideal klärte.' Von den bisher ungedruckten Briefen verdienen aufserdem besondere Beachtung die an den Verlagsbuchhändler Campe, den Landschaftsmaler Gurlitt, den evangelischen Pfarrer und Verdeutscher ungarischer Dichtungen Moritz Kolbenheyer und den Dichter und Litterarhistoriker Emil Palleske. Aus der Zahl der anderen Briefe ragen ferner zwei Schriftstücke schon durch ihren äufseren Umfang hervor, die für die Kenntnis der inneren Entwickelung des Dichters höchst wertvolle Aufschlüsse enthalten: das 'Memorial an Amalie Schoppe' Nr. 30 (I 91—122) und die bis 1852 reichende eigene Lebensbeschreibung Nr. 157 (I 409—425). Jenes, das aus der Zeit seines zweiten Hamburger Aufenthaltes stammt und eine durch einen verletzenden Brief seiner Jugendwohlthäterin hervorgerufene Abrechnung über seine Vergangenheit enthält, bei der namentlich seine Klage über den klaffenden Gegensatz der Niedrigkeit seiner unwürdigen äufseren Lebensverhältnisse und des stolzen Bewufstseins seiner ihn mit dem Höchsten verbindenden geistigen Kräfte einen ans Herz greifenden Ausdruck findet, ist nach einer im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv verwahrten Abschrift hier zum erstem Male gedruckt. Der autobiographische Abrifs (Nr. 157) war uns dagegen nicht unbekannt. Er liegt, was dem Herausgeber entgangen zu sein scheint, im ganzen ziemlich wörtlich, der Einleitung des 1854 erschienenen, Hebbel gewidmeten 51. Bändchens der 'Modernen Klassiker' ('Deutsche Litteraturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben') zu Grunde, die in Kassel bei Ernst Balde (ein Deckname, hinter dem sich Arnold Ruge verbergen soll) herauskamen. Dieses wertvolle biographische Bekenntnis, dessen Hebbelscher Ursprung auch in der veränderten Form des ersten Druckes unschwer zu erkennen war, liegt nun in der ursprünglichen Gestalt vor, für alle auf den dichterischen Werdegang Hebbels gerichtete Forschung künftighin eine übersichtliche authentische Grundlage bietend. So wertvoll dieses Dokument nun aber auch im allgemeinen ist, so ist darum doch auch das Recht des Zweifels an der richtigen Auffassung des Autobiographen im einzelnen Falle nicht ausgeschlossen. Wenn daher z. B. Werner in seiner gehaltvollen Besprechung meiner oben angeführten Programmabhandlung Euphorion VI 797 ff. gerade eine Stelle aus dieser Selbstbiographie gegen meine dort entwickelte Vermutung anführt, dafs Hebbel schon in seiner Wesselburener und Hamburger Frühzeit unter der Einwirkung der Schellingschen Naturphilo-

sophie stehe, so mufs ich bekennen, dafs ich in diesem Falle den Worten des Dichters eine durchaus widerlegende Kraft nicht beizumessen vermag. Hebbel sagt nämlich dort, er habe zu einer Zeit, wo er Schellings Namen noch nicht kannte, ein Gedicht gemacht, betitelt: 'Naturalismus' — Werner vermutet dahinter, wenn es nicht überhaupt verloren gegangen sei, das Gedicht 'Proteus', ich möchte eher an 'Der Mensch' oder 'Gott über der Welt' denken — worin das Schellingsche Prinzip stecke. Hebbel giebt also die Thatsache der Übereinstimmung ausdrücklich zu. Es fragt sich demnach nur, ob diese merkwürdigen Übeinstimmungen auf Zufall beruhen, oder, ob Hebbel unbewufst den Einflufs der Schellingschen Philosophie an sich erfahren hat. Werner stellt sich mit Hebbel selbst auf den ersteren Standpunkt. Ich vermag mich dieser Auffassung nicht anzuschliefsen, da die nachgewiesenen Parallelen für mein Gefühl zu auffällig sind, als dafs ich mich mit dem Gedanken eines Zufalls beruhigen könnte Lag doch auch die Schellingsche Naturphilosophie in den zwanziger und dreifsiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts so in der Luft, dafs der seine Weltanschauung damals in sich aufbauende junge Dichter, ohne dafs er den Namen Schellings zu kennen brauchte, manches aus dieser gerade poetische Gemüter anziehenden Metaphysik unbewufst als Keim in sich aufnehmen konnte, um es poetisch um- und weiterzubilden Dafs der selbständigkeitsstolze Hebbel später davon nichts wissen wollte, darin ist also ein Gegenbeweis meiner Auffassung nicht notwendig zu erkennen.

Die Einrichtung der Ausgabe verdient in jeder Hinsicht volle Anerkennung. Die Briefe reihen sich in zeitlicher Ordnung aneinander, so dafs sich dem Leser ein, wenn auch nicht lückenloses, doch getreues Bild von dem äufseren und inneren Leben des Dichters entrollt, das gegenüber auch der besten Lebensbeschreibung den eigenen Reiz der urkundlichen Unmittelbarkeit voraus hat. Seitenüberschriften und Fufsnoten, welche die Quellennachweise für die einzelnen Briefe und sachliche Erläuterungen enthalten, erhöhen die Brauchbarkeit der Bände. Einen wertvollen Anhang bildet das Chronologische Verzeichnis sämtlicher Briefe Hebbels, soweit sie gedruckt vorliegen oder nachgewiesen sind, mit Angabe des Fundortes. Es ist damit nicht nur dem Wunsche des Berichterstatters, den dieser bereits in seiner erwähnten Abhandlung Lemmermayer gegenüber zum Ausdruck brachte, sondern gewifs auch vieler anderer Benutzer des reichen Schatzes der Hebbelbriefe in dankenswerter Weise entsprochen.[1])

(2) Die historisch-kritische Ausgabe der Werke wird nach ihrem Abschlufs insgesamt 12 Bände umfassen, die in vierteljährigen Zwischenräumen erscheinen sollen. Bis jetzt liegen drei Bände vor, von denen der erste an der Spitze die Widmung an den nunmehr verblichenen Grofsherzog Carl Alexander von Sachsen trägt, den auch um Hebbel verdienten hochgesinnten Fürsten, mit dessen Genehmigung es dem Herausgeher vergönnt war, den im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar verwahrten reichen handschriftlichen Nachlafs des Dichters für seine Ausgabe zu verwerten. Sie enthalten, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordnet, die Dramen von des Dichters genialem Erstlingswerke Judith bis zu dem klassisch reifen Gyges, darunter auch zwei Stücke, die den meisten Lesern als etwas Neues entgegentreten werden, da sie in die Ausgaben seiner Werke bisher nicht aufgenommen sind, wenn sie auch schon gedruckt waren: das musikalische Drama 'Ein

[1]) Zu Berichtigungen giebt die 'Nachlese' wenig Anlafs. Bd. I S. 69 ist für Buden (was sich schon im ersten Abdruck dieses Briefes im Mag. f. Litt. 1893 S. 431 findet) offenbar Luden zu lesen. Gemeint ist H. Ludens seiner Zeit vielgelesene Geschichte des Teutschen Volkes (bis 1237 reichend), 12 Bände, Gotha 1825—1837. — S. 169 lies als Datum des Briefes Nr. 53: 23. Dez. (statt 16. Dez.). Vgl. S. 178. — S. 405 Anm. mufs es heifsen: Donnerstag den 25. (statt 21.) März; der 21. war ein Sonntag. — S. 419 Z. 7 v. u. ist März 1846 wohl nur Druckfehler für Mai 1846, wie sich an der betr. Stelle der 'Modernen Klassiker' richtig findet. — Mit dem Sonett, auf das Hebbel II 209 (Brief an Strodtmann) anspielt, kann nicht wohl, wie Anm. 1 will, 'Welt und Ich' gemeint sein; denn darin ist von des Dichters persönlichem Verhältnis zur Welt die Rede, nicht jedoch von Hebbels 'Anschauung der Geschichtsbewegung', worauf viel eher das Sonett 'Der Mensch und die Geschichte' pafst. Dieses ist freilich vom Jahre 1841, doch brauchen wir die Angabe 'vor 20 Jahren' gewifs nicht in streng arithmetischem Sinne zu deuten. — Bd. II S. 353 müfste das Datum von Nr. 369 nach Tb. II 555: 30. (statt 31.) März lauten, wenn jenes selbst nicht etwa einen Fehler enthält. — In dem Chronolog. Verzeichnis ist bei dem Briefe 1852 29. 2. an Christine das Datum in 29. 2. — 2. 3 (vgl. II 371: 'Dienstag Morgen'; 29. 2. war ein Sonntag), bei dem Brief 1852 24. 3. an ebendieselbe das Datum in 24. — 25. 3. (vgl. S. 400 oben) zu verbessern.

Steinwurf oder Opfer um Opfer', das schon zu Lebzeiten des Dichters in den ausschliefslichen Besitz Anton Ruhinsteins überging, mit dessen Erlaubnis es E. Franzos 1882 veröffentlichte, und das für sein Töchtercben gedichtete Kinderspiel 'Verkleidungen', 'ein Stück liebenswürdiger Hauspoesie', das Heinr. Penn schon 1877 bekannt gemacht hatte. Die beiden Stücke sind hier nach den Weimarer Originalhandschriften wiedergegeben. Bei den anderen dramatischen Werken bilden die vom Dichter selbst besorgten Einzeldrucke die Grundlage des Textes. Denn eine Gesamtausgabe letzter Hand, die Hebbel lange plante und zu der sich im Nachlafs auch umfängliche Vorarbeiten gefunden haben, ist infolge des frühzeitigen Todes des Dichters nicht zu stande gekommen. Nach dem Originaldruck ist nun auch sein phantastisches Lustspiel 'Der Diamant' gegeben, während Kuh in seiner Ausgabe, allen kritischen Grundsätzen zuwider, die Theaterbearbeitung abdrucken liefs und einige wichtigere Varianten der Buchausgabe nur in den Anhang aufnahm. Hinter den Texten geben Anhänge am Schlufs jedes Bandes 'Weggefallenes', 'Schnitzel' und 'Brocken' zu den einzelnen Dramen, woran dann die 'Lesarten und Anmerkungen' folgen. Die Ausgabe nennt sich nicht blofs eine kritische, sondern mit vollem Recht eine historisch-kritische. Denn der kritische Apparat bietet eine vollständige Geschichte des Hebbel-Textes, so dafs, wie der Prospekt versprach, auch in dieser Hinsicht hier zum ersten Male der ganze Hebbel dem Publikum dargeboten wird. Ein weitschichtiges Textmaterial: die eigenhändigen Handschriften des Dichters (zuweilen mehr als eine), die für die Bühnen bestimmten Manuskriptdrucke, Proben in verschiedenen Zeitschriften, wie Hebbel solche vor dem Buchdrucke zu veröffentlichen liebte, dann die Originaldrucke, die Theaterbearbeitungen und endlich die zum Zweck der beabsichtigten Gesamtausgabe vorgenommenen Umarbeitungen, namentlich seiner Jugendwerke — alles ist hier mit unendlichem Fleifs zusammengebracht, gesichtet und verarbeitet, und es ist uns nun in die Dichterwerkstatt vielleicht des gröfsten unserer Nachklassiker ein Einblick gestattet, wie ihn auch die in ihrer Art einzigen Tagebücher nicht gewähren konnten. Auf Einzelheiten hier einzugehen, darf sich der Berichterstatter um so eher versagen, als er nach Abschlufs der ganzen Ausgabe, der etwa in zwei Jahren zu erwarten steht, in dieser Zeitschrift noch einmal auf dieselbe zurückzukommen hofft.

Die Ausgabe bietet aber mehr als eine textkritische Musterleistung, sie giebt auch Erläuterungen zu den Werken, und zwar nicht allein in den dem kritischen Apparat eingefügten Anmerkungen, meist Parallelen aus den Tagebüchern und Briefen des Dichters, welche zeigen, 'wie bei ihm Alles aus Einem Ganzen strömt und Resultat einer grofsen, tiefgehenden inneren Arbeit ist', sondern auch in umfänglichen Einleitungen zu den einzelnen Werken, die sich in erster Reihe an einen weiteren Leserkreis wenden, dem sie wertvolle Fingerzeige zum Verständnis geben, aber auch für den Fachmann eine Fülle von Anregungen enthalten. Mit berechtigter Entschiedenheit tritt Werner dabei dem geradezu traditionell gewordenen Vorurteile entgegen, als seien die von Hebbel geschaffenen Gestalten nicht sowohl dichterisch geschaut, als verstandesmäfsig konstruiert. 'Seine Werke waren keine Resultate einer Willensäufserung, sondern Produkte einer inneren Nötigung, nicht gemacht, sondern geworden!'

Wiederholt ist schon darauf hingewiesen worden, wie das für den flüchtigen Leser Bestechende den Werken Hebbels allerdings abgeht, das Bedeutende seiner Dichtungen vielmehr in dem künstlerischen Aufbau und ihrem Ideenhintergrunde liegt, und dafs eben darum auch die grofse Menge derjenigen nicht voll befriedigt wird, denen höchstens der Sinn für die Schönheiten im einzelnen (woran indefs die Schöpfungen Hebbels noch reich genug sind) gegeben ist, die aber ein Kunstwerk in seiner Totalität nicht zu würdigen verstehen. Eben dieser Umstand hat Werner bestimmt, den eigentlichen Kunstwert der Hebbelschen Dramen durch eindringende Zergliederungen dem Leser zu erschliefsen, wobei es ihm wohl auch gelingt, durch Aufdeckung verborgener Fäden manches auch für Kenner Befremdliche als künstlerisch notwendig zu erweisen.

Die Rücksicht auf den Raum nötigt den Berichterstatter sich einstweilen auf diese Bemerkungen zu beschränken, die die Aufmerksamkeit auf ein Unternehmen von monumentalem Werte hinlenken wollen, wie es der litterarische Markt nur selten bietet, und das, wenn es abgeschlossen vorliegen wird, in der That berufen erscheint, ein 'Erzieher zu Hebbel' zu werden, wie er für die Hebbel-Forschung fortan die bisher schwer entbehrte Grundlage bilden wird.

Alfred Neumann.

Digitized by Google

KULTURSCHICHTEN UND SPRACHLICHE SCHICHTEN IN DER ILIAS

Von Paul Cauer

Wolfgang Reichel hat nachgewiesen, daſs es in der Ilias zwei Arten von Bewaffnung giebt: eine ältere, zu der die Denkmäler der mykenischen Kultur stimmen, mit langem den Körper deckendem Schild und ohne Harnisch, eine jüngere mit handlichem Rundschild und Bronzepanzer. An diese wichtige Entdeckung knüpft Carl Robert[1]) an, zunächst sie ergänzend, indem er das von Reichel über die Beinschienen Gesagte berichtigt und weiter den Versuch macht, auch für die Helme, die Homer voraussetzt, feste Unterscheidungsmerkmale aufzustellen. Vor allem weicht er darin — sehr mit Recht — von seinem Vorgänger ab, daſs er das Vorkommen der jüngeren Waffen nicht aus Interpolation oder entstellender Überarbeitung erklärt, sondern darin den natürlichen Niederschlag von dem Fortleben der epischen Poesie bei den Ioniern erkennen will. So gewinnt er ein vortreffliches Mittel, frühere und spätere Schichten im Epos voneinander zu sondern. 'Im ganzen' glaubt er mit Hilfe dieses Prinzipes 'eine ziemlich reinliche Scheidung' gefunden zu haben 'in Partien, in denen die mykenische, und solche, in denen die ionische Bewaffnung herrscht'. Und als er dieses Resultat Friedrich Bechtel mitteilte, konstatierten beide gemeinsam 'die überraschende Thatsache, daſs die mykenischen Stücke sich ohne jede Gewaltsamkeit in äolischen Dialekt umsetzen lassen, also nach der Fickschen Hypothese ursprünglich in ihm gedichtet waren, während die Stücke mit Bronzerüstung sämtlich mehr oder weniger starke und ganz festsitzende Ionismen aufweisen' (S. 74). Wir hätten demnach hier den höchst erfreulichen Fall, daſs zwei selbständige Kriterien die gleiche Schichtung nach Altersstufen ergeben, also sich gegenseitig unterstützen; ja: endgültig bestätigen, müſste man sagen, vorausgesetzt, daſs die Untersuchung durchweg sorgfältig geführt, für jede der beiden Analysen volle Unabhängigkeit gewahrt, und daſs die schlieſsliche Übereinstimmung, von der der Verfasser berichtet, wirklich vorhanden ist. Diese Punkte gilt es vorerst zu prüfen.

I

1. Um zu erkennen, welche Art von Bewaffnung der Dichter sich denkt, ist genaues Verständnis der einzelnen Situationen, die er schildert, unerläſslich.

[1]) Studien zur Ilias von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. VIII, 591 S.

Wenn Teukros Θ 267 ff. sich, so oft er geschossen hat, unter den Schild seines Bruders verkriecht, so meint Robert (S. 24), dies habe nicht der mykenische sein können, weil hinter diesem nicht Platz genug für zwei Männer gewesen wäre, sondern nur der runde ionische. Die umgekehrte Annahme wäre wohl natürlicher. An zwei anderen Stellen, Υ 261 f. und Χ 274 ff., ist die Möglichkeit ionischer Bewaffnung nicht zu bestreiten; der Verfasser aber nimmt sie als sicher an (S. 22), während sich das Verhalten des Kriegers beidemale ebensogut unter Voraussetzung eines mykenischen Schildes erklären läfst. Für eine Gruppe anderer Fälle giebt er selbst zu, dafs sie zweifach gedeutet werden könnten (S. 20): 'In mykenischer Zeit ist es der Schild, in ionischer der Panzer, der dem Erschlagenen von den Schultern genommen wird.' Und nicht blofs dem Erschlagenen. Wie Athene den wütenden Ares vom Kampfe zurückhält, heifst es Ο 125: τοῦ δ' ἀπὸ μὲν κεφαλῆς κόρυθ' εἵλετο καὶ σάκος ὤμων. Trotzdem sollen die τεύχεα, welche Η 122 die Diener dem Menelaos ἀπ' ὤμων ἕλοντο, notwendig den Panzer bedeuten (S. 169). Nestor ergreift Ξ 9 ff. den Schild seines Sohnes Thrasymedes, weil dieser eben jetzt den des Vaters trägt. Dies erklärt Robert (S. 127) so: 'der kräftige Sohn hat den grofsen Schild seines greisen Vaters mitgenommen, dieser mufs sich also hier mit dem kleinen seines Sohnes begnügen'. Das ist ganz gut ausgedacht, aber doch durchaus nicht zwingend; und noch weniger das, was nun folgt: 'ohne Zweifel ist dabei an mykenische Schilde zu denken'. Warum? Gab es nicht auch Rundschilde von verschiedener Gröfse oder Güte? Auf einen so gewonnenen Stützpunkt wird dann aber eine weitwirkende Folgerung aufgebaut. — Zweimal haben die Heere Gelegenheit von beiden Seiten einem Zweikampfe zuzusehen, in Γ und in Η. An der ersten Stelle (113 ff.) legen sie die Waffen ab und lagern sich; und in der Art, wie das beschrieben wird, findet Robert (S. 26) deutliche Zeichen mykenischer Bewaffnung. Angenommen, dies sei richtig — überzeugend ist es wieder nicht —, so ist doch ganz sicher falsch, was nun weiter aus dem abweichenden Verhalten Η 61 f., wo die Reihen der Kämpfer ἥατο πυκναί, ἀσπίσι καὶ κορύθεσσι καὶ ἔγχεσι πεφρικυῖαι, geschlossen wird: sie seien anders, nämlich ionisch, bewaffnet gewesen. In Γ war ein Vertrag geschlossen und beschworen; den haben die Troer gebrochen: dafs nun bei einem zweiten Mal gegenseitiges Mifstrauen herrscht und jeder seine Waffen am Leibe behält, ist doch nur natürlich, ganz abgesehen davon, dafs da, wo jener Vers steht, noch gar keine Vereinbarung über einen neuen Einzelkampf getroffen ist, sondern Hektor erst den Vorschlag dazu machen will.

Willkürliche Interpretation ist nicht das einzige, wodurch die Beobachtung des Thatbestandes getrübt wird; der Verf. korrigiert auch geradezu den Text, um unbequeme Beispiele wegzuschaffen. Ζ 322 steht in einer Partie, die er aus anderen Gründen auf mykenischen Kulturzustand beziehen zu müssen glaubt, ἀσπίδα καὶ θώρηκα verbunden; daraus macht er, weil neben dem mykenischen Schilde der Panzer nicht am Platze wäre, ἀσπίδα καὶ πήληκα (S. 196. 32). Mehrmals finden sich inmitten von Ausdrücken, die auf mykenische Bewaffnung deuten, Formen des Verbums θωρήσσειν; Robert glaubt (S. 34), hierin nun doch wieder

dem Vorgehen Reichels folgend, dafs diese von einem Überarbeiter für die metrisch gleichwertigen Formen von *κοσμεῖν* substituiert seien; z. B. *B* 11 in den Worten des Traumes an Agamemnon müsse echtes *κοσμῆσαί ἑ κέλευε κάρη κομάοντας Ἀχαιούς* wiederhergestellt werden an Stelle des überarbeiteten *θωρῆξαί ἑ κέλευε*. Wo der Begriff *κοσμεῖν* in den Zusammenhang nicht pafst, ist leicht andere Aushilfe gefunden; *Δ* 226 *οὔτε ποτ' ἐς πόλεμον ἅμα λαῷ θωρηχθῆναι* wird durch Einsetzung von *ὁρμηθῆναι* mykenisiert. — Stärkere Korrekturen mufs sich Buch *E* gefallen lassen. Hier weisen Züge wie 796 f. *ἱδρὼς γάρ μιν ἔτειρεν ὑπὸ πλατέος τελαμῶνος ἀσπίδος* deutlich darauf hin, dafs Diomedes den grofsen mykenischen Schild trägt; wenn das gleich folgende Beiwort *εὐκύκλου* nicht dazu stimmt, so bietet ja Eustathios die Variante *ἀμφιβρότης*, die denn also vorzuziehen wäre. Aber nun heifst es im Anfang, wo Pandaros den Tydiden verwundet, 98 ff.: *τυχὼν κατὰ δεξιὸν ὦμον, θώρηκος γύαλον· διὰ δ' ἔπτατο πικρὸς ὀιστός, ἀντικρὺ δὲ διέσχε, παλάσσετο δ' αἵματι θώρηξ.* Da sich der Panzer mit dem mykenischen Schilde nicht verträgt, so bleibt nichts übrig, als 99 und 100 für interpoliert zu erklären, dann aber auch 189 auszuwerfen, wo auf die Durchbohrung des Panzers Bezug genommen wird. Beides thut Robert (S. 57. 182).

So unsicherer Natur und zum Teil erst gewaltsam zurechtgemacht ist das Material, aus dem der Verf. seine Schlüsse gewinnt; aber auch die Art, wie gefolgert wird, ist oft recht anfechtbar. Zwar im Prinzip fehlt es nicht an richtigem Verständnis für das Fortwachsen und Fortwuchern epischer Schilderungen, für den unvermeidlichen Einflufs, den thatsächliche Änderungen der Kultur und des täglichen Gebrauches auf die Anschauungen und damit auf die Redeweise der Dichter ausgeübt haben bei einer Poesie, die Jahrhunderte hindurch im Flusse war. So wird (S. 101) die Möglichkeit anerkannt, dafs es eine Periode gegeben habe, 'in der sowohl mit mykenischen als mit ionischen Waffen gekämpft wurde'. Wenn der Schild des Äneas in *Υ*, der sonst als Rundschild kenntlich ist, doch 281 *ἀμφιβρότη* genannt wird, so konstatiert Robert mit Recht, 'dafs hier dieses alte mykenische Beiwort formelhaft erstarrt ist' (S. 9). Allgemein giebt er zu (S. 55), dafs sich ein späterer Dichter über die wahre Bedeutung mancher Epitheta im unklaren befinden mochte, und erinnert da, wo er die genauen Berichte über Verwundungen bespricht, geradezu an die 'Möglichkeit, dafs ein ionischer Dichter ältere, in der Periode der mykenischen Rüstung entstandene Vorbilder benutzt und nachahmt' (S. 67). Praktisch aber, für den Gang der eigenen Analyse hat er von dieser Einsicht recht wenig Gebrauch gemacht, meint vielmehr überall da, wo mykenische Bewaffnung hervortritt, 'sichere Reste der Urilias' zu erkennen; und zwar nicht nur bei gröfseren Partien, die dann blofs von kürzeren ionischen 'Eindichtungen' befreit zu werden brauchen wie (bis 379) die *Πατρόκλεια* (S. 97ff.), sondern auch wo es sich um Stücke von geringem Umfang handelt, die nun inmitten späterer Dichtung versprengt erscheinen. Manchmal läfst sich eine Ausscheidung leicht machen, so in der Reihe der Einzelkämpfe, die im Anfang von Z geschildert werden (S. 200 f.). Anders steht es z. B. mit der Schilde-

rung des Kampfes an den Schiffen in *N*: Bruchstücke wie 128—135, 418—423, 576—580 werden um der Bewaffnung willen der Urilias zugewiesen (S. 317. 112 f. 115), stehen da aber nach vorwärts und nach rückwärts ohne Zusammenhang; wodurch sollen sie sich als Reste einer fortlaufenden Erzählung dokumentieren? Noch kühner, wenn auch von scheinbarem Erfolg unterstützt, ist die Art, wie ein dazwischen liegender Abschnitt desselben Gesanges behandelt wird, *N* 361—416. Da ist erzählt, wie auf troischer Seite Othryoneus von Idomeneus getötet wird, wie der Hyrtakide Asios den Leichnam retten will, aber ebenfalls von der Hand des Kreterfürsten fällt. Dann kommt Deïphobos, um für Asios Rache zu nehmen; und ihm gelingt es, wenn auch nicht den Idomeneus so doch einen anderen Griechen, Hypsenor, zu durchbohren, worüber er in höhnender Rede frohlockt. Die ganze Handlung verläuft in flottem Zuge, mit sicherer Motivierung, sie ist aber doch, wenn wir Robert glauben, das Werk eines ionischen Bearbeiters; 'dieser hat ein ganz kleines Bruchstück der Urilias zu einer komplizierten Reihe von Einzelkämpfen ausgestaltet' (S. 111). Denn die Tötung des Othryoneus ist ionisch, wegen des Panzers in 371, mit ihr aber sind Auftreten und Fall des Asios unlöslich verbunden, also auch sie nicht ursprünglich; damit fallen in der Deïphobos-Szene natürlich diejenigen Sätze weg, in denen auf Asios hingewiesen wird, erst bei der Einführung des neuen Kämpfers (402) und nachher in seiner triumphierenden Rede, die auf diese Weise ganz beseitigt wird (413—416). In dem, was übrig bleibt, braucht man blofs noch die zwei Reihen, die den Schild des Idomeneus ebenfalls in ionischer Gestalt beschreiben (406 f.), wegzustreichen: so erhält man einen Rest, bei dem jetzt nichts mehr hindert ihn der Urilias zuzuweisen. Diesmal trifft es sich auch, dafs die beibehaltenen acht Verse einen leidlich zusammenhängenden Bericht ergeben. Alles Leben freilich, die ganze bewegte Handlung, woran wir uns in dem 'überarbeiteten' Texte erfreuten, ist hinausgetrieben.

Im vorliegenden Falle war es besonders unwahrscheinlich, dafs die Entwickelung sich in der von Robert vermuteten Weise vollzogen haben sollte. Prinzipiell wird niemand bestreiten, dafs solche Umformungen und Erweiterungen stattgefunden haben können; im einzelnen aber mit Sicherheit den Gang zu bezeichnen, den sie genommen haben, wird, bei der unendlichen Fülle paralleler Möglichkeiten, kaum jemals gelingen. Und auch für die Gesamtbetrachtung müssen wir doch immer festhalten, dafs die Ilias noch in ihrer jüngsten Gestalt nicht auf dem Papier entstanden ist, nicht durch Zerschneiden und Zusammenfügen, sondern in der Phantasie und im Kopfe. Altertümliche Züge der Schilderung waren ja vielfach in formelhafte Verse gefafst und wurden zusammen mit kleineren oder gröfseren Partien, innerhalb deren sie festsafsen, weiter gegeben und weiter benutzt; doch das war nicht die einzige Art ihrer Erhaltung. Wo immer Aias der Telamonier auftritt, führt er den grofsen mykenischen Schild, dessen Tragriemen ihm den patronymischen Beinamen gegeben hat. Robert ist da immer sogleich bereit, ein Stück oder ein Stückchen der Urilias zu konstatieren (S. 80 94 106, auch 141). Das ist ein Irrtum.

Digitized by Google

Der turmhohe Schild steht für diesen Helden ebenso fest wie das Fehlen des Wagens, das der Verf. (S. 356) treffend hervorhebt. Wer immer als ein Späterer von dem Telamonier erzählte, mufste ihm die charakteristische Waffe geben, mochte er auch die Situation und die ausführenden Verse frei dichten. So haben wir es ja auch, im Gegensatz zu Robert, Θ 267 ff. gefunden. Und so sind gewifs viele altertümliche Züge nicht blofs in fester Umgebung überliefert, sondern auch in freier Verwendung weiter benutzt worden — ganz ähnlich wie Wörter nnd Wortformen der äolischen Sprache im Munde ionischer Sänger.

2. 'Ob die Urilias in der Äolis selbst entstanden, ob sie von einem Ionier im äolischen Dialekt gedichtet ist, das ist eine Frage, die ich mir noch nicht zu lösen getraue, die vielleicht überhaupt noch nicht spruchreif ist': so schreibt Robert in einem seiner einleitenden Abschnitte (S. 75). Und an zwei späteren Stellen scheint er nichts weiter zu behaupten, als dafs äolische Sprachform 'für die Urilias wenigstens als möglich zugegeben werden müsse' (S. 181; ähnlich 371). Doch solche Zurückhaltung im Urteil äufsert sich nur selten. Zu einer Grundlage der ganzen Untersuchung hat der Verf. ja die Ficksche Hypothese, in ihrer ganzen Starrheit, genommen; und er drnckt die 2146 Verse seiner Urilias in durchaus äolischer Gestalt ab. Diese Übertragung hat Bechtel besorgt, aus dessen Feder auch ein zur Erläuterung nnd Rechtfertigung beigegebenes Kapitel stammt (S. 258—265).

'Die Art, wie die beiden Dialekte in der epischen Sprache gemischt sind, läfst sich', so sagt Bechtel, 'nicht erklären, wenn die herrschende Ansicht recht hat, dafs die Mischung äolischer und ionischer Formen ein mit dem epischen Stile von Anfang an unlösbar verbnndenes Kunstmittel sei; sie wird aber verständlich, wenn man annimmt, dafs die Ionismen erst während der Pflege des Heldengesanges durch die Ionier Eingang in den Text gefunden haben'. In diesen Sätzen ist die Alternative nicht richtig gestellt. Was ihr Verfasser als 'herrschende Ansicht' bezeichnet, ist eine veraltete Anschauung, die kaum noch ein paar nennenswerte Vertreter hat. Die Einsicht auf der anderen Seite, dafs der epische Mischdialekt nicht etwas Gewolltes, sondern ein historisch Entstandenes ist, haben Ritschl, Kirchhoff, Hinrichs schon vor Fick ausgesprochen und begründet; und jetzt ist sie so ziemlich überall durchgedrungen. Das Eigentümliche in Ficks Theorie war, dafs er sich den Übergang aus der ursprünglichen Sprache in die jetzige gemischte als einen einmaligen, plötzlichen dachte, der durch äufsere Umstände veranlafst worden sei. Wort für Wort und womöglich Silbe für Silbe sollten die äolischen Verse ins Ionische übersetzt worden sein, so dafs nur da vereinzelt eine äolische Form stehen blieb, wo die entsprechende ionische metrisch nicht gleichwertig war. Diese vermeintliche Entdeckung, die in den achtziger Jahren viel von sich reden machte, ist inzwischen so vollständig widerlegt worden, dafs man sich wundern mufs, sie von einem Gelehrten wie Bechtel erneuert zu sehen.

Was sich als bleibend teils unmittelbar aus Ficks Arbeiten, teils im Anschlufs an sie ergeben hat, ist eine Bereicherung unserer Erkenntnis von dem allmählichen, unwillkürlichen Wandel der Sprache. Indem ionische Sänger

die von Äoliern gedichteten Lieder übernahmen, fortsetzten und natürlich in Sprache und Stil nachahmten, kamen sie nach und nach dazu, Gewohnheiten der Aussprache, Flexionsformen, Ausdrücke aus ihrer eigenen Mundart in die überlieferte und nach Kräften festgehaltene einzumischen. Einen Niederschlag dieses langandauernden Prozesses haben wir in unserem Texte. Je älter ein Stück ist, desto näher steht es dem reinen Äolisch; je späteren Ursprungs es ist, um so mehr Ionismen finden sich in seiner Sprache. Und so giebt umgekehrt der sprachliche Zustand einen Mafsstab für das relative Alter der verschiedenen Partien. Dies wird durch ein Beispiel, das Bechtel anführt, gut erläutert. Neben überliefertem oder herstellbarem εἰς, wie die Präposition äolisch lautete, hat Buch *A* nur zweimal (423 601) ein metrisch gesichertes ἐς, während dem Dichter von *Ω* diese ionische Form ganz geläufig ist. Daraus folgt ohne weiteres, dafs die Sprache von *A* stärker äolisch gefärbt, also altertümlicher ist als die von *Ω*. Was Robert und Bechtel behaupten und durch Beobachtungen dieser Art zu beweisen meinen, ist aber etwas ganz anderes, nämlich, dafs die echten Stücke von *A* noch rein äolisch gedichtet gewesen seien. Dieses Verhältnis wiederholt sich im grofsen. Ein guter Plan wäre es gewesen, wenn die beiden Gelehrten versucht hätten, den ganzen Text der Ilias vorurteilslos ins Äolische zu übersetzen und in den Hindernissen, die sie dabei fänden, in den Ionismen, die sie — hier dichter gehäuft, dort spärlicher — stehen lassen müfsten, ein Bild von der mannigfaltig abgestuften Altertümlichkeit kleiner und grofser Partien des Epos zu gewinnen. Statt dessen haben sie ihren Sinn auf ein einfaches Entweder — Oder gerichtet und geglaubt, 'die' echten, ursprünglichen, rein äolischen Bestandteile der Ilias aus der ganzen vorhandenen Masse aussondern zu können. Für diesen Zweck war es allerdings nötig, zu der Annahme zurückzukehren, dafs es einst eine in sich fertige äolische Ilias gegeben habe, die dann planmäfsig ins Ionische übertragen worden sei. Dafs es unmöglich war, von einer so unnatürlichen Voraussetzung aus ein greifbares Ziel zu erreichen, hätte die Art, wie Fick mit seinem Unternehmen gescheitert ist, lehren sollen.

Den Beweis dafür kann ich hier nicht wiederholen.[1]) Nur an ein paar Beispielen soll gezeigt werden, dafs der neue Versuch mit denselben Willkürlichkeiten und gewaltsamen Eingriffen in den Text behaftet ist wie der frühere. Nirgends ist die Probe der Rückübertragung ins Äolische rein aufgegangen; gleich in *A* bedurfte es einer Reihe von Korrekturen und Athetesen. Um seine Ansicht von dem altertümlichen Charakter des Zweikampfes in *Γ* zu stützen, sagt Robert: 'auf weite Strecken hin finden wir keinen Ionismus' (S. 206); aber gleich darauf erwähnt er selber, dafs u. a. die Einzelverse 25 f. 56 f. 66 319 um der darin vorkommenden ionischen Formen willen ausgeschieden worden sind. Nur um der ionischen Formen willen; denn was er in drei von vier Fällen gegen den Inhalt der gestrichenen Verse sagt, ist mühsam herbeigeholt:

[1]) Wer ihn nachprüfen will, findet genauere Angaben in dem Kapitel 'Dialektmischung' meiner 'Grundfragen der Homerkritik'.

in Wahrheit wird durch jede einzelne dieser Athetesen der Sinn verschlechtert. An der ersten Stelle wird wegen des ἄν in εἴ περ ἄν αὐτὸς σεύωνται ein Gleichnis gerade der Art von Ausführung beraubt, die es zu einem Homerischen macht, an der letzten (319) um eines εἴπεσχεν willen eine echt epische und durch den entsprechenden Vers *H* 177 bestätigte Einführung des Gebetes getilgt; an der zweiten geht ein prächtiger Zug verloren, der grausame Witz von dem steinernen Rock, den die Troer dem Paris hätten nmthnn sollen. Endlich bei 65 f. — οὔ τοι ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα, ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν, ἑκὼν δ' οὐκ ἄν τις ἕλοιτο — versncht auch Robert nicht den Inhalt des zweiten Verses zu bemängeln, sondern sagt nur: '66 ist wegen δῶσι zu streichen.' Logisch kann der Satz ja wohl entbehrt werden; aber der schönste und tiefste Teil des Gedankens liegt in ihm, wie Paris, der sich vor dem gerechten Tadel des Bruders demütigt, doch die eigene Würde nicht aufgiebt, sondern sich mit Stolz des Vorzuges bewufst bleibt, der nun wieder ihm vor vielen anderen von den Göttern verliehen ist. Was ist das für eine Kritik, die solche Perlen wegwirft, weil die Maschen des grammatischen Fangnetzes zu grob sind um sie festzuhalten! Dafs sich vielfach einzelne Verse nnd Versgruppen ohne Anstofs herausnehmen lassen, ist bei der zwanglosen Art, wie Homer die Gedanken aneinanderreiht und in den Versbau einfügt, ganz natürlich; Robert macht den ausgedehntesten Gebrauch von dieser Möglichkeit Ionismen zu entfernen. So mufs *Π* 351—357 ein, wie er selbst sagt, hübsches Gleichnis wegfallen, so *Π* 369—371 die notwendige Erwähnung des Grabens, der die Phantasie des Dichters schon bei πέραον 367 beschäftigt (S. 99); Aias' Schlachtruf an Hektor in *N* wird um die wirksame persönliche Drohung 817—820 gekürzt (S. 119). Wegen des verkürzten Dativs Ἀχαιοῖς können die Verse, die den zweiten Kampftag abschliefsen, *Θ* 487 f.:

Τρωσὶν μὲν ῥ' ἀέκουσιν ἔδυ φάος, αὐτὰρ Ἀχαιοῖς
ἀσπασίη τρίλλιστος ἐπήλυθε νὺξ ἐρεβεννή

'nicht für die Urilias in Anspruch genommen werden — so gut sie in den Zusammenhang passen', wie der Verf. selber hinzufügt (S. 133). Übrigens schreckt er auch davor nicht zurück, ein für den Gang der Erzählung unentbehrliches Stück zn entfernen. So wird *O* 444—457 der Bericht von dem zuerst erfolgreichen Auftreten des Teukros als 'ionische Einlage' ausgesondert und damit in die Darstellnng eine Lücke gebracht, die Robert nur mit der Vermntung auszufüllen weifs, dafs hier ein Stück Urilias, in dem ebendasselbe erzählt war, verdrängt worden sei (S. 141). Dies alles, wohl gemerkt, im Verlauf eines Beweises, der den Glanben an die Existenz einer äolischen Urilias gerade auf die Beobachtung gründen wollte, dafs die Partien, bei denen die Rückübersetzung scheitert, genau mit denen zusammenfielen, die auch um des Inhaltes willen von einer besonnenen Kritik verworfen werden müfsten.

Unter den Korrekturen, die dazu haben dienen müssen in den als echt anerkannten Teilen die Sprache durchweg äolisch zu machen, können viele als leicht gelten, insofern einfach eine überlieferte Form dnrch eine silbengleiche

andere desselben Wortes ersetzt wird. Auch wenn ἦν in αἴ κ', τὸ σὸν in τέον verwandelt wird, so ist das kein eigentlicher Eingriff in den Text. Nur mufs man fragen: wie kommt es, dafs der von Fick und Bechtel angenommene Bearbeiter, als er die Urilias planmäfsig ins Ionische übertrug, zwar *Λ* 207 τέον μένος in τὸ σὸν μένος, *O* 416 τὼ δέ τ' ἴας περὶ νᾶος in τὼ δὲ μιῆς περὶ νηός geändert, aber *Λ* 138 ἢ τεὸν ἢ Αἴαντος, *Λ* 174 τῇ δέ τ' ἴῃ ἀναφαίνεται beibehalten hat? Wenn die ganze Hypothese richtig sein soll, so darf sich in den ursprünglichen Teilen des Epos keine äolische Form finden, neben der es eine gleichwertige ionische giebt, die ohne weiteres dafür hätte eintreten können. Dergleichen finden sich aber, gar nicht in so geringer Zahl: und diese unnötigen Äolismen bezeugen ebenso deutlich wie die festsitzenden Ionismen, dafs eben eine planmäfsige Übertragung aus einem Dialekt in den anderen nicht stattgefunden hat, dafs also die von Bechtel wieder aufgenommene Ficksche Hypothese falsch ist. Vielmehr ist unsere Ilias schon in ihren ältesten Teilen von Ioniern gedichtet, die sich einer ihnen überlieferten fremden Mundart bedienten und deren Formen mit bestem Willen weiter gebrauchten, unwillkürlich aber hier und da die ihnen selbst vertrauten anstatt der erlernten äolischen einsetzten; anfangs geschah das nur selten, im Laufe der Generationen häufiger, und zuletzt verschoh sich das Verhältnis so weit, dafs die ionische Sprache als die herrschende, äolische Elemente nur eingestreut erschienen.

Stärkere Eingriffe in den Text, wodurch festsitzende Ionismen getilgt werden mufsten, finden sich in den 2146 Versen reichlich 20; dazu sind weiter zu rechnen 7 Beispiele von Wortformen, die Bechtel als solche, denen er die äolischen vorläufig nicht zu substituieren weifs, mit einem Stern versehen hat, darunter 4, die innerhalb der Robertschen Urilias zweimal oder öfter vorkommen. Also trotz aller Freigebigkeit, womit unbequeme Stellen durch Athetesen beseitigt wurden, geht die Probe der Rückübersetzung immer noch nicht auf. Das Schlimmste ist, dafs sich auch unter den Konjekturen solche zeigen, durch die der Text dem Sinne nach oder metrisch verschlechtert wird: *Z* 329 σὺ δ' ἂν μαχέσαιο καὶ ἄλλῳ wird korrigiert in σὺ δ' αὖ μαχέσαιο, *Λ* 166 ἦν ποτε δασμὸς ἵκηται in αἴ ποτε ἴκηται, der Versausgang ἀποδοῦναι *Λ* 134 in ἀπυδόμεν. Nun ist freilich wahr, dafs sich der Konjunktiv ohne ἄν im Bedingungssatze, der blofse Optativ im bedingten Satze ein paarmal finden; auch στίχοι μείουροι, wie die Alten sie nannten, sind nach Wilhelm Schulzes gründlicher Untersuchung bei Homer nicht ganz ausgeschlossen. Aber Singularitäten dieser Art darf man doch nicht durch Konjektur vermehren — ebensowenig, nebenbei gesagt, wie die Beispiele einer trochäischen Cäsur im vierten Fufse, deren Zahl nach Gottfried Hermanns Feststellung (Orph. 692 ff.) im ganzen Homer nur 18 beträgt und denen Robert (S. 106) ein neues, frei erfundenes, schon vor neun Jahren von ihm veröffentlichtes hinzufügt: κοῦροί τε Τρώων πίπτουσι καὶ υἷες Ἀχαιῶν. Konjekturen, die, um nur möglich zu sein, der Berufung auf ein vereinzeltes Vorkommen bedürfen, richten sich selbst. Sie zeigen, dafs bei ihrem Urheber der Wunsch, eine im voraus angenommene Theorie bestätigt zu

finden, stärker gewesen ist als die an den eigenen Vermutungen geübte Kritik.

3. Wenn sprachliche und kulturgeschichtliche Analyse jede für sich zu einem so wenig reinlichen Resultat geführt haben, so treten wir mit einigem Bedenken an die Versicherung heran, dafs sich beim Zusammenwirken beider eine überraschende und überzeugende Einstimmigkeit ergeben habe (S. 74). Was uns thatsächlich nun als echter nnd eigentlicher Grundstock der Ilias vorgelegt wird, ist ein Gedicht von 2146 Versen, ohne Anfang nnd ohne Ende, in dessen Innerem der Zusammenhang der Erzählnng nicht weniger als 49mal unterbrochen ist. Da gehört doch ein etwas kühner Glaube dazu, wenn man hofft, dafs diese Fragmentenreihe den Eindruck einer einheitlichen Dichtung machen werde. Vielmehr wird der nnbefangene Leser schon aus diesem äufseren Ergebnis des Experimentes den Schlufs ziehen, dafs es eben nicht möglich ist, aus dem Bestande unserer Ilias noch gerundete Stücke in rein äolischer Sprache oder mit rein mykenischen Kulturvoraussetzungen auszulösen. Dieser Schlufs wird bestätigt, wenn man im einzelnen genauer zusieht.

Die *Πάριδος καὶ Μενελάου μονομαχία* hält Robert (S. 205) 'ihrem Kerne nach für mykenisch' und meint dies sowohl aus der vorausgesetzten Bewaffnung wie aus der sprachlichen Gestalt der Erzählnng beweisen zu können. Dafs der sprachliche Beweis nur mit Gewalt scheinbar zu stande kommt, haben wir vorher gesehen; in sachlicher Beziehung aber erklärt der Verf. selbst: 'in dieses alte Gedicht ist die ionische Bewaffnung offenbar systematisch eingeschmuggelt worden' (S. 207). Wo bleibt da eine Übereinstimmnng, aus der sich irgend etwas Positives folgern liefse? — In einem mykenischen Bruchstück in *O*, das den Tod des Periphetes erzählt (630—652), 'begegnen wir gerade bei der Schildbeschreibung einem üblen Ionismus': so Robert (S. 144). Das überlieferte *τὴν αὐτὸς φορέεσκε ποδηνεκέ(α)* (*O* 646) korrigiert er in *τῇ ῥ' αὐτὸς κεκάλυπτο ποδηνεκέ(ι)*; denn ausgeschieden dürfe der Vers nicht werden, weil er das mykenische Beiwort *ποδηνεκέα* enthalte. Kann denn aber ein ionischer 'Bearbeiter' nicht das überlieferte Beiwort verwendet haben ohne deutliches Bewufstsein des Sinnes, hier so gut wie *ἀμφιβρότης* *Υ* 281, wo das ja Robert selber zugegeben hat? Man fragt vergebens und möchte nnn wenigstens vermuten, dafs im übrigen die Verhältnisse in *O* einfach und einleuchtend genug lägen, um das gewaltsame Zurechtrücken einer einzelnen Stelle zu empfehlen. Statt dessen erfahren wir zum Schlufs folgendes: 'Das ganze *O* zerfällt in zwei Teile, 1—559 und 560—746, die Dubletten sind. Der zweite Teil enthält im wesentlichen die Version der Urilias, der erste die ionische Umarbeitung. Aber an die ionische Version ist der Schlufs aus der Urilias angehängt, und die der Urilias ist mit einem ionischen Schlnfs versehen worden. Ferner sind in der ionischen Bearbeitung auch sonst einzelne Stücke der Urilias verwertet worden, während nmgekehrt die alte Fassung mehrfach ionische Erweiternngen erfahren hat' (S. 146). Wirksamer konnte der Verf. gar nicht sich selbst widerlegen, als indem er solche Konstruktion wie ein Resultat hinstellte, das Resultat einer Untersuchung, für welche die

klare Anwendbarkeit und durchgängige Übereinstimmung sprachlicher und waffentechnischer Merkmale die Grundlage hatte bilden sollen.

Die gefährlichste Klippe bildet aber Buch *E*. Hier zeigt sich fast durchweg mykenische Bewaffnung, von einigen ionischen Beiwörtern abgesehen, die leicht 'als substituiert angesehen werden können'; die Sprache jedoch enthält ungewöhnlich zahlreiche Ionismen, die gerade auch an solchen Stellen ganz festsitzen, wo die Bewaffnung unverkennbar mykenisch ist. 'Wie nnn?' fragt Robert (S. 180), 'Haben wir uns die ganze Zeit über in einer schweren Täuschung befunden, wenn wir glanbten, dafs mykenische Bewaffnung nnd ionischer Dialekt einander ausschlössen?' Aber er giebt dem nur allzu begründeten Zweifel nicht Raum, sondern meint, dafs der Fall von *E* ein ganz eigenartiger sei. Die Sache verhalte sich so: 'Die *Διομήδους ἀριστεία* gehört zwar nicht zur Urilias; sie steht ihr aber chronologisch ziemlich nahe und ist jedenfalls zu einer Zeit gedichtet, als die mykenischen Waffen noch im Gebranch waren. Sie kann niemals äolisch gewesen sein, was für die Urilias wenigstens als möglich zugegeben werden mufs. Vielmehr ist sie von vornherein in einer aus äolischen und ionischen Elementen gemischten Kunstsprache und ohne jede Rücksicht auf die sprachlichen Gesetze des ältesten epischen Stiles verfafst, ohne Zweifel von einem Ionier.' — Vortrefflich! Nur gilt das Gleiche von der ganzen Ilias; blofs das Verhältnis der Mischung ist nicht überall dasselbe. Roberts Glaube, dafs in den übrigen Teilen sein Prinzip bis auf 'ganz verschwindende und leicht zu beseitigende Ausnahmen' sich bewährt habe, beruht wirklich auf grofser Selbsttäuschung. Und doch war er nahe daran sie zu durchbrechen, wenn er, worauf schon früher hingewiesen wurde, bereits die Möglichkeit erwog, dafs auch die Sprachform seiner Urilias nicht mehr die rein äolische gewesen sei.

Sobald man darauf verzichtet, mit der doppelten Analyse eine bestimmte Zerlegung des Epos als die richtige zu beweisen, sie vielmehr von Anfang an unbefangen wie ein Experiment behandelt, dessen Resultate abgewartet nnd hingenommen werden müssen, so ist es ein durchaus berechtigtes Verfahren, die sprachliche uud die kulturhistorische Betrachtung miteinander zu verbinden; Gewinn für unser Verständnis des Wachstums der alten Poesie kann dabei gar nicht ausbleiben. In den Kampfszenen, die *N* 156 ff. erzählt werden, glaubt Robert (S. 108 ff.) mykenische und ionische Stücke scharf voneinander sondern zu können: Deïphobos ist mykenisch bewaffnet (157 f.), bedient sich aber, als Meriones den Speer gegen ihn schleudert, einer Parade, die den ionischen Schild voraussetzt (163); nachher der Kampf zwischen Teukros und Imbrios stammt aus der Urilias, weil er mit der mykenischen Formel schliefst: *ἀμφὶ δέ οἱ βράχε τεύχεα ποικίλα χαλκῷ* (181), aber der gleich folgende Streit um die Leiche des Imbrios mufs 'ionische Zuthat eines Bearbeiters' sein wegen des Ausdruckes *οὔ πῃ χρὼς εἴσατο, πᾶς δ' ἄρα χαλκῷ σμερδαλέῳ κεκάλυπτο* (191 f.). Angenommen selbst, alle Einzelheiten wären hier richtig beurteilt, wie will man hoffen mit solcher Bestimmtheit noch im kleinen und kleinsten die Fugen der Zusammensetznng aufzuspüren? Viel natürlicher ist es doch zu

denken, dafs ein Dichter jüngerer Generation altertümliche Züge ohne volles Bewufstsein ihres Sinnes verwendet und innerhalb seiner Erzählung mit solchen, die ihm aus eigener Anschauung vertraut waren, vermengt habe. Und zu dieser Auffassung konnte eine Vergleichung mit der sprachlichen Gestalt des Textes geradezu hinführen. *N* 127 steht ἅς οὔτ' ἄν κεν Ἄρης ὀνόσαιτο: der Ionier hat das ihm unlebendige, blofs überlieferte κεν mit so wenig Verständnis angewendet, dafs er ein gleichbedeutendes ἄν in denselben Satz und hart daneben stellte. Man sieht deutlich, wie die Sprachelemente von verschiedenem Ursprung sich diesmal nicht auf Schichten von verschiedenem Alter verteilen, sondern in der Denk- und Redeweise desselben Menschen vermischt waren. So werden auch Elemente realer Anschauung, die verschiedenen Zeitaltern angehören, wo sie sich so eng verbunden finden wie in den eben erwähnten Szenen des *N*, nicht durch Mosaikarbeit eines Redaktors nebeneinander geraten, sondern in der Vorstellung eines und desselben Erzählers — freilich etwas unklar — vermischt gewesen sein. — Wichtiger ist ein anderes Beispiel, wo wirklich in einer ganzen Gruppe von Fällen die Abstufung der Sprache und die der Kultur genau sich decken. Robert erwähnt (S. 492), dafs Tempel der Götter erst in einer späteren Schicht des Epos, in der von ihm so genannten 'dritten Ilias' vorkommen; er hat aber den merkwürdigen Umstand nicht beachtet, dafs auch der Name für Tempel, der sich nur in der ionischen Form findet, auf jüngeren Ursprung hindeutet. Immer heifst es νηός, nie ναός, was doch neben dem gleichartigen und geläufigen λαός, λαοί auch für die ionischen Fortsetzer nicht anstöfsig gewesen wäre. Der Schlufs, den ich hieraus früher (Grundfragen S. 203 f.) gezogen habe, scheint mir noch heute sicher: dafs der Gebrauch, die Götter in Tempeln zu verehren, nicht nur überhaupt einer relativ jungen, sondern ganz bestimmt der ionischen Periode des Epos angehört. Robert läfst das nicht gelten. Während er sonst manchen Thatsachen Gewalt anthut, weil sie zu seiner Theorie nicht stimmen, korrigiert er sie hier, obgleich sie ein vollkommen klares Bild ergeben: νηός *A* 39 übersetzt er ins Äolische (ναῦος) und versucht (S. 351) glaublich zu machen, dafs das kein eigentlicher Tempel, keine 'gröfsere architektonische Anlage, sondern nur eine häusliche Kapelle' gewesen sei. Er hatte doch versprochen die Übereinstimmung sprachlicher und kulturgeschichtlicher Merkmale zur Grundlage der Kritik zu machen. Thut man das in diesem Falle, so ergiebt sich eine wichtige Erkenntnis: dafs die herkömmliche Ansicht, wonach der erste Gesang zu den ursprünglichen, vorionischen Teilen des Epos gehört, falsch ist und aufgegeben werden mufs.

II

Vermutlich war es nur die Scheu vor dieser Konsequenz, was den Verf. bewogen hat, sein eigenes Prinzip, ebenda wo es sich aufs beste bewähren konnte, preiszugeben. Und überhaupt ist so viel wohl aus unserer bisherigen Untersuchung schon klar geworden, dafs Robert sich selber täuscht, wenn er meint, er habe seine Urilias in der Hauptsache auf Grund der neuen Doppelanalyse konstruiert und erst aus den so gewonnenen Fragmenten 'weitere Kriterien

Digitized by Google

stofflicher und dichterischer Art eruiert' (S. 75). Gelegentlich zwar gehen seine Gedanken diesen Gang. Weil in dem, was Zeus *Α* 518—527 der bittenden Thetis antwortet, einige ionische Formen vorkommen, so ist Robert überzeugt, dafs diese ganze Rede von dem ionischen Bearbeiter herrührt, und weiter, dafs ursprünglich nicht durch die Furcht vor Heras Grollen, sondern durch ein anderes Motiv Zeus veranlafst gewesen sein mufs der Mutter des Peliden nur zögernd seine Zusage zu geben (S. 216); als dieses Motiv wird dann weiterhin (S. 256) die Sorge um Achill selber vermutet, dessen Tod ja nach der Bestimmung des Schicksals (*Σ* 96) sogleich nach dem Hektors zu erwarten war und thatsächlich, wie der Verf. annimmt, in der Urilias noch an demselben Tage erfolgte. Hier ist wirklich ein Resultat der sprachlichen Kritik bestimmend oder wenigstens mitbestimmend geworden für einen wichtigen Gedanken über den Inhalt der Dichtung. Aber in der ganz überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist es umgekehrt. Worin sollten denn auch sonst alle die Athetesen und Textkorrekturen ihren Ursprung haben, wenn nicht in dem Bestreben, diejenigen Partien auch mit den Hilfsmitteln der neuen Methode zu altertümlichen zu stempeln, die der Verf. auf Grund anderer Erwägungen als solche zu erkennen meinte? Von der *Διομήδους ἀριστεία* hebt er selbst hervor, dafs, 'da die hoplistischen und dialektischen Kriterien bei diesem Buche versagen (vielmehr einander widersprechen; vgl. oben unter 3), die Argumente ausnahmsweise nur aus dem Inhalt hergenommen werden können' (S. 181). Und dasselbe gilt dann wieder ausgesprochenermafsen (S. 374) für alle die Stücke, die jünger sind als die 2146 Verse der Urilias. Nach dem allen sind wir wohl zu dem Urteil berechtigt, dafs die sprachlich-kulturhistorische Doppelanalyse, deren Durchführung das eigentlich Neue und Entscheidende in Roberts Ilias-Studien bilden sollte, doch nur eine accessorische Bedeutung für sie erlangt hat, während im Grunde auch seine Zerlegung des Epos auf dem alten Verfahren der Kompositionskritik beruht, das in Lachmann und Kirchhoff seine glänzendsten Vertreter hat.

Dies ist ja nun an sich kein Vorwurf. Nur verschiebt sich jetzt die Frage nach dem bleibenden Werte der Robertschen Arbeit dahin: inwieweit hat er vermocht, jenes Verfahren auf eine neue und selbständige Art fruchtbar zu machen? Hat er die Übertreibung vermieden, der die Nachfolger grofser Männer so leicht anheimfallen? Hat er anderseits die Einwände beachtet, die neuerdings[1]) auch gegen die Grundanschauung der alten Kompositionskritik erhoben worden sind? Die beiden letzten Fragen jedenfalls müssen verneint werden. Der Verf. steht zu Lachmann in ganz ähnlichem Verhältnis wie bei der Odyssee Wilamowitz und Seeck zu Kirchhoff. Er verschärft ihn im negativen wie im positiven Sinne, ist noch unduldsamer gegen wirkliche oder ver-

[1]) Gemeint sind die Untersuchungen von Karl Rothe und von mir (zuletzt in den 'Grundfragen' das Kapitel über Homerische Komposition), ferner die gedankenreiche Behandlung des Homerischen Problems im ersten Bande der *Histoire de la littérature grecque* von Maurice Croiset (1887) sowie der feinsinnige Aufsatz von Polak, *De jongste Gedaanteverwisseling der Homerische Kwestie* (1896).

meintliche Widersprüche, noch zuversichtlicher in der eigenen Konstruktion früherer Zusammenhänge.

Dafs Achill *I* 650 ff. den Zeitpunkt bestimmt angiebt, wo er sich frühestens entschliefsen werde wieder in den Kampf einzutreten — nämlich wenn der troische Angriff bis zu den Schiffen der Myrmidonen dringe —, soll unvereinbar sein mit seiner kurz vorher (356 ff.) ausgesprochenen Drohung, schon am folgenden Tage abfahren zu wollen (S. 497). Der Verf. denkt zwar selber nachher an die Möglichkeit einer psychologischen Erklärung, durch einen fein motivierten Sinneswechsel des Helden, der sich im Laufe des Gespräches habe ergeben können (S. 551), lehnt diesen Gedanken aber sogleich wieder ab, ohne Andeutung eines Grundes, nur mit der Versicherung, dafs 'in Wahrheit diese unleugbar hohe Schönheit ganz von selbst entstanden' sei durch die Thätigkeit des Redaktors, der die *Πρεσβεία*, die früher ein selbständiges Lied gewesen sei, in das Ganze der Ilias eingefügt habe. Und woher wissen wir, dafs es so gewesen ist? Eben aus dem Widerspruch zwischen den beiden Willensäufserungen des Peliden (S. 497 f. 550)! — *Λ* 84 ff. heifst es: den Vormittag über sei der Kampf unentschieden gewesen, von Mittag an aber hätten die Danaer die Oberhand gewonnen. Wie der Staatsanwalt einem Angeklagten zusetzt, der nicht nachweisen kann, wo er sich während einer gewissen Zeit aufgehalten und was er gethan habe, so findet der Verf. 'die Inkonzinnität zwischen dem, was an diesem Tage vor Mittag geschehen ist, und dem, was nachher geschieht, in hohem Grade befremdlich' (S. 161) und sieht sich veranlafst, die Lücke mit Hypothesen auszufüllen: 'der Redaktor mufs hier eine ganze Fülle von Ereignissen eliminiert haben' (S. 162). Warum denn? Es ist doch ein ganz gewöhnlicher poetischer Kunstgriff, den Eindruck eines längeren Verlaufes und gröfseren Zusammenhanges dadurch hervorzubringen, dafs man sagt: eine Zeit lang sei es ohne bemerkenswerte Vorfälle abgegangen, dann aber sei die und die, glückliche oder verhängnisvolle Wendung eingetreten. Der Dichter der *Κόλος μάχη* hat es (66 ff.) genau so gemacht, ohne deswegen von Robert korrigiert zu werden (S. 164). Und ebenso wird er schwerlich behaupten wollen, dafs in dem Bericht über Orestes' Tod in Sophokles' Elektra ein Stück ausgefallen sei, weil die schlimmen Ereignisse erst mit dem sechsten oder siebenten der zwölf Umläufe (726) beginnen. — Gegen Ende von *P* sucht Menelaos den Antilochos auf, berichtet ihm kurz, was geschehen ist, und bittet ihn, es eilends dem Achill zu melden, ob der vielleicht den Leichnam des Freundes retten könne. *P* 691 f.: *ἀλλὰ σύ γ' αἶψ' Ἀχιλῆι, θέων ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν, εἰπεῖν, αἴ κε τάχιστα νέκυν ἐπὶ νῆα σαώσῃ*. Robert verwirft stillschweigend die gewöhnliche und, wie mir scheint, unanfechtbare Übersetzung von 692, macht *αἴ κε σαώσῃ* zum Objekt von *εἰπεῖν*, also zum Inhalte der aufgetragenen Botschaft, und nimmt nun Anstofs daran, dafs in *Σ* 'der wackere Nestoride diesen wesentlichen Teil seines Auftrages ganz vergessen hat' (S. 89). Vielmehr ist die Rede des Antilochos (*Σ* 18—21) in ihrer Hast und Gedrängtheit der Situation vorzüglich angepafst, und alle Folgerungen, die an diesen gar nicht bestehenden Widerspruch geknüpft werden, fallen zu Boden. Das

sind aber recht erhebliche Folgerungen. Der Botengang des Antilochos wird ganz beseitigt; 'nichts hindert' in den jetzt von ihm gesprochenen Worten den Rest einer Rede des Automedon zu sehen. Dafs ursprünglich dieser es war, der dem Achill die Todesbotschaft brachte, 'erscheint unabweislich', weil 'in unserer jetzigen Ilias (von *P* 542 ab) Automedon allen Regeln der Kunst zuwider ganz vergessen wird' (S. 87). Und da er nun doch einmal mit einer wichtigen Rolle betraut wird, so vermutet der Verf. weiter, dafs ihm auch die jetzt der Iris in den Mund gelegte Rede *Σ* 170—180 gehört (S. 88) — und hat so denn freilich einen Gang der Ereignisse hergestellt, der von dem in unserer Ilias erzählten nur noch *disiecta membra* enthält.

Damit sind wir schon zu dem zweiten Vorwurfe gekommen, der gegen Robert erhoben wurde, dafs er allzu leichtgläubig gegen sich selber ist und auf Möglichkeiten, die man bestenfalls als solche gelten lassen kann, Häuser aufbaut, die natürlich einstürzen müssen, wenn man sie nur etwas scharf ansieht. Fein beobachtet ist es, dafs die Art, wie am Anfang von *N* die Troer lautlos heranrücken (41 f.: ἄβρομοι αὐΐαχοι· ἔλποντο δὲ νῆας Ἀχαιῶν αἱρήσειν, κτενέειν δὲ παρ' αὐτόφι πάντας ἀρίστους), auf einen im Dunkeln unternommenen Überfall am besten passen würde, ansprechend auch die Vermutung, dafs dieser Überfall im Morgengrauen erfolgt sei, während die Achäer sich eben erst rüsten (S. 124 f.). Aber daraus macht nun Robert gleich den Anfang eines bestimmten Kampftages der Urlias, dessen weiteren Inhalt er aus Bruchstücken von *Ξ* und *N* in abwechselnder Folge und allerdings mit einigen Lücken zusammensetzt, und den er durch nächtliche Ereignisse vorbereitet werden läfst, für die *I* und vorzugsweise wieder *Ξ* den Stoff hergeben (S. 128 ff.). Die Kombination ist im einzelnen ganz geschickt; es war aber auch nicht allzu schwierig, Kampfszenen, die so locker aneinandergereiht sind und in denen so vielfach ähnliche Situationen wiederkehren wie in den mittleren Gesängen der Ilias, so zu verschieben und zu verkürzen, dafs eine neue, gedrängtere, an sich nicht unmögliche Reihe herauskam. Dem Verfasser, der an das alles glaubt, kann man es fast nachempfinden, wenn er über die 'an Frivolität grenzende Rücksichtslosigkeit' klagt, womit der Redaktor gerade in dieser Partie die ursprüngliche Ordnung zerstört habe (S. 475). — Als Achill von Iris gedrängt wird sich des Kampfes um Patroklos' Leiche anzunehmen, erwidert er: 'Wie soll ich das thun? Ich habe keine Waffen. Von fremden passen mir höchstens die des Aias; und der nimmt vermutlich selber unter den ersten am Kampfe teil' (*Σ* 188 ff.). Hier meint Robert, es sei 'keine blofse Phrase, wenn der Dichter den Achill sich den Schild des Aias wünschen lasse', sondern in der Urilias sei er wirklich mit dem Schilde des Telamoniers in den Kampf gestürmt. Dazu gehöre dann aber, dafs dieser verwundet war; und das sei geschehen in einem letzten Zweikampf mit Hektor, worauf die — im jetzigen Text folgenlose — Vorbereitung *P* 132 ff. 262 ff. noch hindeute (S. 253). Das ist wieder glücklich ausgedacht; eine Verwundung des Aias, die jetzt nirgends in der Ilias vorkommt, würde in den Zusammenhang des Ringens um den gefallenen Patroklos gut hineinpassen. Aber mehr als Denkbarkeit besteht

doch anch hier nicht; und geradezu mifstrauisch mufs es machen, dafs der Verf., um anch nur diese zu erreichen, genötigt ist, die Verse Σ 194 f. anszuwerfen (*ἀλλὰ καὶ αὐτὸς ὅ γ', ἔλπομ', ἐνὶ πρώτοισιν ὁμιλεῖ, ἔγχεϊ δηιόων περὶ Πατρόκλοιο θανόντος*). Eine Handhabe dazu bietet ihm (S. 92) die ionische Vernachlässigung des Ϝ von *ἔλπομαι*. Dafs er sich nicht mit Bentley entschliefst, durch Streichung des bedeutenden *γε* das Ϝ zur Geltung zu bringen, ist ganz recht; nur hätte er dann anch unmittelbar vorher (192 *τεῦ ἂν κλυτὰ τεύχεα δύω*) den Ionismns nnangetastet lassen sollen. Freilich wären damit die beiden Stücke von Achills Rede wieder auf eine Stufe zu stehen gekommen; und das durften sie nicht, weil das zweite dem Schlusse widersprach, den Robert ans dem ersten ziehen wollte. Aber wer soll durch eine Kritik gewonnen werden, die so handgreiflich mit zweierlei Mafs mifst? — Einen Angelpunkt in der Handlung der Ilias bildet die durch Machaons Verwnndung herbeigeführte Episode in Λ (618—805), in der Nestor dem Patroklos rät, er möge den Peliden bitten, dafs er ihn in seiner Rüstung und an seiner Statt mit den Myrmidonen in den Kampf ziehen lasse. Viel kommt darauf an, wie man über das relative Alter dieser Partie urteilt. Robert hält sie für jünger als die *Κόλος μάχη* nnd gründet eine so weittragende Behauptung, von Stilvergleichungen recht zweifelhafter Art abgesehen, auf ein einziges Argument: Nestor habe in dieser Episode einen Diener, Eurymedon (620), und der verdanke sein Dasein blofs einem Mifsverständnis der Stelle in Θ (114), wo Sthenelos und Eurymedon als *θεράποντε* genannt werden, die Nestors Wagen besorgen, weil er selbst den des Diomedes bestiegen hat; sie seien in Wahrheit Diener des Diomedes, irrtümlich habe der Autor der Episode in Λ sie dem Nestor zugeschrieben nnd den einen von ihnen in dieser Stellung wieder auftreten lassen (S. 500 557). Wie soll aber Diomedes zwei Gefährten mit in den Kampf genommen haben, Nestor gar keinen? Vielmehr kommt in Θ jedem der beiden Helden ein Begleiter zn: Sthenelos, der Wagenlenker des Diomedes, wird als solcher entbehrlich, weil Nestor zu jenem aufsteigt und die Zügel ergreift; so thnt er sich ganz natürlich mit Eurymedon zusammen, der Nestors Rosse gelenkt hat. Robert ist es, der dieses einfache Verhältnis mifsverstanden und von hier aus zu beweisen unternommen hat, dafs die Gruppierung der Ereignisse nm Patroklos' Botengang erst der jüngsten Schicht, der von ihm so genannten 'vierten Ilias' angehöre.

Hier handelte es sich um einen greifbaren Irrtum, der leicht vermieden werden konnte; dafs es im übrigen schwer ist in der Kompositionskritik sichere Merkmale zn finden, wird niemand lengnen. Ein solches, allerdings negativer Art, giebt es, das der Verf., wie mir scheint, gar nicht beachtet hat: jede Hypothese hat von vornherein die Wahrscheinlichkeit gegen sich, wenn sie den Text so zerlegt und die Stücke so wieder verbindet, dafs dabei ein in der Überlieferung gegebener guter und klarer Zusammenhang zerstört wird. Das Gespräch zwischen Thetis und Achill in Σ steht an seinem jetzigen Platze ganz vortrefflich: der Held ist durch den Verlust seiner Waffen zur Unthätigkeit verurteilt, hat also Zeit der Mutter zuzuhören. Die Szene verläuft auch

im einzelnen sehr gut — das erkennt auch Robert an (S. 90) —; aber sie enthält ionische Formen und nimmt natürlich vielfach Bezug auf die sogleich nachfolgende *Ὁπλοποιία*, die doch entschieden jungen Ursprungs ist. Um nun Stücke dieser schönen Partie für die Urilias zu retten, verlegt Robert die Unterhaltung in einen späteren Zeitpunkt, wo Achill schon — bekanntlich durch Automedon, nicht durch Antilochos und Iris — zum Kampfe aufgerufen und eben gerüstet ist hinauszueilen (S. 92 271). In solchem Augenblicke

. . . βαρὺ στενάχοντι παρίστατο πότνια μήτηρ· 70
ὀξὺ δὲ κωκύσασα κάρη λάβε[1]) *παιδὸς ἑοῖο*
καί ῥ' ὀλοφυρομένη ἔπεα πτερόεντα προσηύδα·
τέκνον, τί κλαίεις; τί δέ σε φρένας ἵκετο πένθος;

und all das Herrliche, was nun folgt. Oder vielmehr, nicht alles; denn auch im Innern wird die Szene verstümmelt. Achill klagt um die schönen Waffen, die jetzt in Feindeshand sind, dieselben, die einst die Götter dem Peleus am Tage seiner Vermählung geschenkt hatten. Dann sagt er:

αἴθ' ὄφελες σὺ μὲν αὖθι μετ' ἀθανάτῃς ἁλίῃσιν 86
ναίειν, Πηλεὺς δὲ θνητὴν ἀγαγέσθαι ἄκοιτιν.
νῦν δ' —, ἵνα καὶ σοὶ πένθος ἐνὶ φρεσὶ μυρίον εἴη
παιδὸς ἀποφθιμένοιο κτλ.

Der Gegensatz zwischen dem Wunsche, der in die Vergangenheit zurückreichen möchte, und dem Bewufstsein der schmerzlichen Gegenwart — *νῦν δέ* — ist aufs höchste wirksam: Robert schafft ihn fort. Denn da die Urilias vom Tausch und Verluste der Waffen nichts weifs, so müssen 82—87 fallen, und die Gedankenreihe, die mit *νῦν δέ* beginnt, stöfst hart an den Satz an (80 f.): 'ich habe meinen liebsten Freund verloren'. — Ähnlich schlimm ergeht es der Szenenfolge, die vom Anfang des dritten bis weit in das vierte Buch sich erstreckt, eine der geschlossensten Kompositionen die sich bei Homer überhaupt finden, die im Aufbau der Handlung, der Zusammenführung getrennter Zweige des Geschehens, den Übergängen von einem Schauplatz zum andern einen hohen Grad poetischer Einsicht und Kunst verrät. Robert zerstückelt den dritten Gesang (S. 207), indem er das Opfer zwar und das Herbeiholen des Opfertieres (*Γ* 118—120) beibehält, aber die Teichoskopie hinauswirft, von der doch die Zeit während der Vorbereitung zum Zweikampf so glücklich ausgefüllt wird; er reifst den Bruch des Vertrages durch Pandaros von dem Kampfe der beiden Nebenbuhler los (S. 209), mit dem er jetzt durch die Situation am Ende von *Γ*, wo beide Völker sich den Sieg zusprechen, lückenlos und tadellos verbunden ist. Und indem er sich bemüht zu beweisen, dafs diese Partie vielmehr 'kläglich' sei, passiert es ihm, unter den Anklagepunkten auch 'die üble Form *ἐκεύθανον*' (*Γ* 453) aufzuführen. Die alte Verbesserung in *ἔκευθον ἄν* hat er

[1]) Bei Homer liegt Achill trauernd im Staube, bei Robert steht er zum Kampfe gerüstet; dazu pafst es nicht mehr, dafs die Mutter herzutritt und seinen Kopf zwischen ihre Hände nimmt.

verschmäht; oder erschien es ihm, der in der Ilias kaum einen Stein auf dem anderen lassen will, zu kühn, eine Korrektur in den Text zu setzen, die durch bloſse Vertauschung der Silhen *αν* und *ον* einen Verstoſs gegen die Syntax und eine abnorme Worthildung zugleich heseitigt?

III

1. Roberts Behandlung der Ilias kann der Wissenschaft einen ähnlichen Dienst leisten, wie sie ihn für die Odyssee den Arbeiten von Wilamowitz nnd Seeck zu danken hat: alle drei zeigen, wohin eine rücksichtslos fortgesetzte Zerlegung nach den üblichen Merkmalen zuletzt führen muſs, und liefern so indirekt den Beweis, daſs dieser Weg nicht der richtige sein kann. Der Schwierigkeit, welche dem Verf. die Bücher *E* und *O* hereiten, ist schon gedacht worden. Er sieht sich genötigt, jedes in eine bunte Menge von Schichten und Einsatzstücken aufzulösen; und doch gehören sie eher gerade zu denjenigen Gesängen unserer Ilias, die einen einheitlichen Charakter tragen: beide in ihrem Stil, *O* auch von seiten des Aufbaues der Handlung. Daſs es anderseits Robert gelingt, für den ersten Kampfesvormittag, den er, wie erwähnt, vor *Λ* 84 postuliert, eine leidlich zusammenhängende Reihe von Ereignissen zusammenzubringen (S. 202 f.), ist kein Wunder; die einzelnen Schlachtszenen sind bei Homer meist so locker aneinander gefügt und sehen sich vielfach so ähnlich, daſs es geringe Mühe macht, sie so oder so nnd immer wieder anders zu gruppieren; auch hierauf wurde schon hingedeutet. Noch nicht aber erwähnt hahe ich die kühne Umgestaltung, die der Ansgang des Epos erfährt.

Bekanntlich trifft Achill mit Hektor auſser in *X* schon einmal vorher zusammen, *Υ* 419 ff. Die Begegnung ist durch kurze Wechselrede eingeleitet, verläuft schnell nnd ohne Ergebnis; sie dient dazu, das Interesse des Hörers zu spannen nnd auf den entscheidenden Kampf, der doch bald kommen muſs, vorzubereiten. Ob dies in der Ilias immer so gewesen ist, wer weiſs es? Recht möglich, ja wahrscheinlich, daſs ein Jüngerer, der das Thema der Feindschaft zwischen den heiden Helden variieren und eine Steigerung hervorhringen wollte, dieses Vorspiel zur *Ἕκτορος ἀναίρεσις* erfunden hat. Robert faſst die Sache ganz anders an. 'Will jemand', so fragt er (S. 235), 'der die Reden der heiden Helden (in *Υ*) liest, etwa bezweifeln, daſs sie gedichtet sind, um den Entscheidungskampf einzuleiten, und daſs auf *Υ* 437 ursprünglich der Tod des Hektor unmittelbar folgen muſste?' Da sich keiner zum Widerspruche meldet, so nimmt er das Behauptete als zugestanden an nnd konstruiert voll Zuversicht weiter. In einer Prophezeinng des Zeus in *Θ* heiſst es (473 f.): *οὐ γὰρ πρὶν πολέμου ἀποπαύσεται ὄβριμος Ἕκτωρ, πρὶν ὄρθαι παρὰ ναῦφι ποδώκεα Πηλεΐωνα.* Hierin findet Robert, nach Lachmanns Vorgang, einen Widerspruch zu dem Verlanf in unserer Ilias, wo Hektor, als Achill sich am Grabenrande zeigt, für diesen Tag zwar den Kampf aufgieht, am folgenden aher aufs neue kämpft; nnd da jedenfalls der weitere Inhalt der Verkündigung (475 ff.) zu dem in *P* und *Σ* Erzählten nicht stimmt, so muſs der Verfasser von *Θ* einen anderen Gang der Handlung im Sinne gehabt haben als wir ihn kennen. Nun

Digitized by Google

hält Robert selbst die *Κόλος μάχη* für ein 'spätes ionisches Einzellied'. Jedoch 'an ein Autoschediasma des Ioniers', meint er, 'wird niemand denken; also haben wir hier eine andere, zweifellos ältere Version, und zwar gewifs die der Urilias, vor uns', (S. 254). So ist denn mit leichter Mühe — nur einen dreifachen Ausdruck der Versicherung hat es gekostet — bewiesen, dafs in der Urilias Patroklos und Hektor an demselben Tage gefallen sind. Dieser mufs aber auch das Ende des Achill gebracht haben (S. 255), zu dem ja Thetis sagt (Σ 96): *αὐτίκα γάρ τοι ἔπειτα μεθ' Ἕκτορα πότμος ἑτοῖμος*. Denn dafs überhaupt der Tod des Peliden ursprünglich miterzählt war, folgt aus der Bestimmtheit, mit der Thetis 'den Sohn vor das Dilemma stellt, entweder auf die Tötung des Hektor zu verzichten oder selbst zu sterben'; das erste will er nicht, also wählt er das zweite: dessen Eintritt war dann aber 'so sehr der notwendige Schlufsstein der Handlung, dafs er in dem alten Gedicht kaum gefehlt haben kann' (S. 256). Da nun mit diesem gedrängten Verfahren, die drei Helden 'an einem Tage und unmittelbar hintereinander' fallen zu lassen, die Erzählung in unseren Büchern *Σ—X* schlechterdings nicht vereinbar ist, so müssen diese nicht nur der Form nach, sondern auch mit ihrem Inhalte der Urilias abgesprochen werden.

Diese Hypothese des Verf. über einen verlorenen Schlufs des Epos schwebt ebenso in der Luft wie seine ganze Urilias mit ihrer willkürlichen Auswahl und Abgrenzung. So fehlt auch jede feste Grundlage für den Versuch, den Götter- und Heldenkreis dieser Urilias wie ein Lebendiges, das einmal existiert hätte, zu begreifen (S. 350 ff.), und weiter für das Unternehmen, von hier aus das allmähliche Anwachsen des Epos zu seinem jetzigen Umfange zu verstehen. Robert nimmt vier Hauptschichten an, in die aber vielfach Einzelglieder, die seitwärts standen, mit hineingearbeitet worden seien, und verwendet eine Menge von Fleifs und Scharfsinn auf diese Entwickelungsgeschichte. Der ganze Bau stürzt zusammen, weil ihm der Boden fehlt.

2. Doch mit einem solchen blofs negativen Ergebnis wollen wir von dem Buche nicht scheiden. Gerade in diesen letzten Kapiteln findet sich manche gute Beobachtung, manches treffende Urteil; und so auch anderwärts immer da am meisten, wo es der Verf. mit späteren Bestandteilen der Dichtung zu thun hat und nicht von dem blendenden Bilde einer Urilias irre geführt wird. Er konstatiert die Massenhaftigkeit der Antenorsöhne, prüft ihre Verteilung im Epos und die Art, wie sie eingeführt werden, und kommt zu dem einleuchtenden Schlusse, dafs 'die Antenoriden ein wirkliches Fürstengeschlecht sind, an dessen Hofe der Sänger und Dichter freundlich aufgenommen war und dessen Ahnherren zum Dank den troischen Helden zugesellt werden' (S. 387). In ähnlicher Weise wird das Eindringen der Panthoiden (S. 392), Sarpedons und der Seinen (S. 396), des jüngeren Aias (S. 408) mit glücklichem Spürsinn verfolgt. Ein allmähliches Aufkommen und Festwachsen weist Robert auch, obschon nicht als erster, für die Vorstellung nach, dafs Ilios doch zuletzt fallen müsse, eine Vorstellung, die heute das ganze Gedicht zu beherrschen scheint, aber, wenn man genauer zusieht, sich noch als etwas der ursprünglichen Sage

vom troischen Kriege Fremdes erkennen läfst (S. 486). Gut charakterisiert wird die *Τειχομαχία* (S. 151 ff.): 'So bunt die Bewaffnung und der Dialekt, so einheitlich ist der Stil, und die Handlung ist so sehr aus einem Gufs, dafs sich wohl hier und da ein einzelner Vers, nirgends aber gröfsere Abschnitte eliminieren lassen. — Der Dichter archaisiert mit wechselndem Erfolg. Dabei ist gar nicht ausgeschlossen, dafs er manches aus uns verlorenen Teilen der Urilias oder anderen gleich alten Epen wörtlich übernommen hat. — In der Episode 378—412 kann sehr wohl eine ältere Schilderung von einer Mauererstürmung benutzt sein, ohne dafs diese gerade in der Urilias gestanden zu haben braucht.' — Das ist vollkommen richtig. Man möchte wünschen, dafs der Verf. seine Untersuchungen mit diesem Gesange begonnen hätte; er würde dann, wenn das Auge gleich zuerst auf dieses Bild eingestellt war, doch vielleicht selber zu der Ansicht gelangt sein, dafs das Verhältnis zwischen Überlieferung und dichterischer Selbständigkeit in den übrigen Partien nur dem Grade nach, nicht wesentlich von dem in *M* beobachteten verschieden ist. Statt dessen hat er die *Μάχη ἐπὶ ταῖς ναυσίν* zum Ausgangspunkt genommen und die Neigung zum Zerschneiden und Neuzusammensetzen, die der Zustand dieses Buches geweckt hatte, von da auf das ganze Epos übertragen.

Gleich in einem ähnlichen Falle, bei dem Einzelkampf in *H*, versagt das richtige Urteil wieder (S. 168 ff.). Auch diese Partie zeigt eine merkwürdige Mischung von altertümlichen und sehr jungen Elementen. Die ganze Episode ist, wie jetzt allgemein zugestanden zu sein scheint, als Gegenstück zu dem Zweikampf zwischen Paris und Menelaos gebildet und in einen gegebenen Gang der Handlung so eingefügt, dafs sie weder eine Motivierung aus ihm empfängt noch eine Wirkung in ihn einfliefsen läfst. Innerhalb der Einlage aber überrascht uns die deutliche Schilderung mykenischer Waffen und der eigentümlichen Art ihres Gebrauches. Robert thut recht, so charakteristische Züge wie 238 f. *οἶδ' ἐπὶ δεξιά, οἶδ' ἐπ ἀριστερὰ νωμῆσαι βῶν ἀζαλέην* nach Reichels Vorgang als unschätzbar altes Gut hervorzuheben. Aber das Trugbild der Urilias verlockt ihn, dafs er hofft, aus ionischer Überarbeitung noch eine in sich geschlossene, echt mykenische Kampfszene herauslösen und einer bestimmten Stelle in dem ursprünglichen Gedichte, wieder dem von Robert selbst geschaffenen Vormittag vor *Λ* 84, zuweisen zu können. Vollständig gelingt das natürlich doch nicht: Einleitung und Abschlufs schneidet er so weit weg, dafs schon nichts Ganzes mehr übrig bleibt; und dann sieht er sich noch genötigt, einzelne Verse wegen ionischer Bewaffnung (252) oder Sprachform (231 f.) mitten heraus zu streichen und durch die zweite dieser Athetesen auch im Innern eine Lücke, die der überlieferte Text nicht hat, erst zu schaffen. All diesen Übelständen entgeht man durch den einfachen Entschlufs, anzuerkennen, dafs hier wie in *M* ein Spätling sich für ein Gedicht eigener Erfindung altes Material zu nutze gemacht hat, wie dort Züge einer Mauererstürmung so hier solche eines Einzelkampfes, 'ohne dafs dieser' — wie wir mit Roberts Worten hinzufügen können — 'gerade in der Urilias gestanden zu haben braucht'. Dafs es kein verabredeter Waffengang, sondern

ein Stück einer ernsten Schlacht war, versteht sich von selbst; denn den Charakter eines Turniers hat der Kampf zwischen Hektor und Aias, gegen die Absicht des Dichters, nur dadurch bekommen, dafs er in einen fertigen Verlauf der Ereignisse eingedichtet wurde, den er nicht durch ein blutiges Resultat stören durfte.

Diese zweite *Μονομαχία* ist ein Einzellied, aber kein Lachmannsches Einzellied, sondern ein solches, das von vornherein für den Platz gedichtet wurde, den es jetzt einnimmt.[1]) Dasselbe gilt von der *Πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα*, während Robert meint, sie habe einst für sich gestanden und damals die Verherrlichung des Diomedes zum eigentlichen Thema gehabt (S. 495). Dies letztere zunächst ist ganz unglaublich; wie hätte jemand, um zu zeigen, dafs Diomedes tapfer und klug ist, eine ganze, lange, inhaltreiche und gedankenreiche Geschichte erfinden sollen, in der Diomedes überhaupt nicht vorkommt? Die Art, wie er am Anfang und am Ende eingreift, er, der auch sonst Bescheidenheit und Entschlossenheit schön verbunden zeigt (*H* 399 ff. *Ξ* 110 ff.), bedarf gar keiner besonderen Rechtfertigung; sie verträgt sich aufs beste mit der Annahme, dafs das Lied von der vergeblichen Bittgesandtschaft gedichtet ist, um zwischen zwei Kampftagen in die Erzählung vom troischen Kriege eingeschoben zu werden. Umgekehrt kommt Robert, wie schon erwähnt (oben S. 89), im Zusammenhange mit seiner Vorstellung von einem selbständigen Einzelliede dazu, aus *I* eine der feinsten psychologischen Wendungen, den leise angedeuteten Sinneswechsel bei Achill (650 ff.), als etwas nachträglich und zufällig Entstandenes auszuwerfen.

M, *H* und *I* stehen alle drei diesseits des Zeitpunktes, in dem der Grundplan unsrer Ilias festgestellt worden ist; über diese Hauptsache wird gar nicht gestritten; und deshalb ist hier auch eine Verständigung im einzelnen immer möglich, zum Teil ohne weiteres gegeben. Ein viel schärferer Gegensatz tritt hervor, wenn wir weiter zurückgehen und jenen Zeitpunkt selber, der doch ein Höhepunkt in der Entwickelung des Epos gewesen sein mufs, irgendwie festzulegen suchen. Waren es Äoler oder Ionier, denen zuerst eine ganze Ilias gesungen wurde?

Dafs Roberts Versuch, eine äolische Urilias zu rekonstruieren, gescheitert ist, haben wir gesehen (oben 3, zu Anfang); gar zu zerrissen war der Zustand des Textes, der dabei heraus kam, gar zu dürftig, können wir hinzufügen, ist der Inhalt, den dieses ursprüngliche Gedicht gehabt haben soll (S. 266—271). Zwar der Zwist der Könige war darin schon erzählt; aber nicht nur die Bitte um Versöhnung fehlte, sondern nachher auch die wirkliche Versöhnung. Patroklos kämpfte und fiel in Achills Rüstung; aber der Waffentausch hatte keinerlei Folgen, die *Ὁπλοποιία* war noch nicht gedichtet. Patroklos, Hektor, Achill wurden kurz hintereinander am zweiten Tage getötet, und damit war

[1]) Dieser prinzipielle Unterschied ist mir zuerst bei Gelegenheit einer Studie zum Nibelungenliede klar geworden, auf die ich deshalb für die nähere Begründung verweise: 'Über das ursprüngliche Verhältnis der Nibelungenlieder XVI, XVII, XIX', Zeitschr. für deutsches Altertum XXXIV (1890) S. 126 ff.

Digitized by Google

die Urilias zu Ende. Um diesen knappen Bestand wenigstens etwas, wenn auch nur in der Phantasie, zu bereichern, nimmt Robert an, daſs früher Paris eine wichtige Rolle als tapferer Kämpfer gespielt habe. Der Name Ἀλέξανδρος (S. 366), die nicht recht verständliche Rede Hektors (Z 326) von dem Groll, der den Bruder von der Teilnahme an der Schlacht zurückhalte (S. 196 f. 204 f.), geben einen gewissen Anhalt für diese Vermutung, die übrigens schon früher von Dümmler, im Anschluſs an mündliche Anregungen von Usener, öffentlich ausgesprochen worden ist.[1]) Zu fragen bleibt nur, ob man eine Dichtung, in der Paris auf troischer Seite statt Hektor der Führer ist, noch ebenso nennen darf wie die uns bekannte, ob man überhaupt glauben soll, daſs sie bereits ein planmäſsig angelegtes, abgerundetes, sozusagen druckfertiges Kunstwerk gewesen sei. Sicher ist ja der Schaffung desjenigen Epos, das erweitert und überarbeitet in unsrer Ilias vorliegt, eine poetische Kunstübung vieler Generationen vorangegangen; das beweisen die Sprache mit ihren altertümlichen, zum Teil schon unverstandenen Formen, der Stil mit seiner Fülle von konventionellem Schmuck, die Kulturabstufung, die den Blick in ferne Vorzeit lenkt. Auch einen greifbaren Inhalt müssen die Lieder gehabt haben, mit denen sich die Vorfahren der kleinasiatischen Äoler unterhielten, als sie noch in Thessalien, den Olymp vor Augen, wohnten; und es wäre ja höchst seltsam, wenn von diesem Inhalt gar nichts in den Sang vom troischen Kriege übergegangen wäre. Thatsächliche Spuren altländischer Dichtungen, die sich bei Homer erhalten haben, hat kürzlich Bethe in seinem Straſsburger Vortrag aufgedeckt;[2]) auch Robert hat manches der Art beobachtet (S. 483 ff.). In diesem Zusammenhang mag dann auch der echte Ἀλέξανδρος noch zu seinem Rechte kommen. Aber vermochte man in jener Zeit schon nach vorbedachtem Plane ein zusammenhängendes Epos aufzubauen? Vielmehr spricht alles dafür, daſs erst der unsrer Ilias zu Grunde liegende Plan es gewesen ist, was der älteren Periode des Heldengesangs ein Ende machte, wo dieser in stofflich verbundenen, aber äuſserlich unabhängigen kürzeren Liedern lebte, die hier ineinander übergriffen, dort eine Lücke lieſsen und so nirgends zu einer geschlossenen Reihe sich fügten. Eben dadurch, scheint es, hat das neue Epos sich allein siegreich behauptet, daſs der Gedanke, der es geschaffen hatte, einen Krystallisationspunkt abgab, um den alle irgend verwandten Elemente zusammenschieſsen konnten.

Der groſse Dichter, den Erwin Rohde meinte, der aus schöpferischer Phantasie den Grundgedanken der Ilias erzeugt und zugleich mit freiem Geiste die homerische Götterwelt gestaltet habe, kann nur ein Ionier gewesen sein. Zu einer verwandten Ansicht führt ein tieferer Einblick in die sprachliche Entwickelung des Epos. Wenn doch irgend einmal die epische Poesie von den Äolern auf die Ionier übergegangen ist, so müssen diese 'etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der überlieferten Kunst mitgebracht haben,

[1]) Dümmler, Hektor (Zweiter Anhang zu Studniczkas Kyrene 1890) S. 204 f.

[2]) Homer und die Heldensage, Neue Jahrbücher 1901 VII 657 ff.

Digitized by Google

das sie befähigte, alles, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war, in ihre Thätigkeit mit aufgehen zu lassen; dieses Neue war vielleicht der Gedanke, statt der einzelnen Lieder, an denen man sich bisher erfreut hatte, gröfsere Dichtungen zu schaffen': so schrieb ich vor 15 Jahren in einer Kritik der Fickschen Untersuchungen. Den entscheidenden Beweis, dafs jedenfalls der Plan zu unsrer Ilias im Kopfe eines Ioniers entsprungen ist, hat Robert geliefert.

Eine centrale Stelle in diesem Plane nimmt die Aussöhnung zwischen Achill und Agamemnon ein. Sie ist notwendig gemacht durch den anfänglichen Zwist, veranlafst durch Patroklos' Tod, und leitet hinüber zu den Kämpfen, in denen Hektor fallen soll. Robert gebraucht dafür ein ganz treffendes Bild: 'Wie ein Pflock steht sie da, um den die Fäden vom Anfang der Ἕκτορος ἀναίρεσις und von der Schnittfläche der um ihren Schlufs verkürzten dritten Ilias (d. h. hier unserer Ilias ohne *Θ* und *I*) gewunden und miteinander verschlungen werden' (S. 548). Wenn er trotzdem die **Μήνιδος ἀπόρρησις** der ursprünglichen Gestalt des Epos abspricht, so geschieht das, weil diese ja äolisch sein soll nnd weil in der Versöhnungsszene in **T** Ionismen vorkommen und 'die jüngsten Sagen, wie die von Herakles' Geburt und Dienstbarkeit' erwähnt werden (S. 243). Diese Gründe zwingen uns nicht, ebensowenig wie die, um deren willen der Verfasser die jetzige Erzählung vom Tode Hektors für späten Ersatz einer echten verlorenen hält. Er hat die wertvolle Beobachtung gemacht, dafs in allen Kampfszenen, die auf *T* folgen, fast nur ionische Bewaffnung vorkommt (S. 224 ff. 245), nnd ist nun, um die äolische Urgestalt des Epos zu retten, wieder, und diesmal im grofsen, zu der künstlichen Annahme gezwungen, dafs ein altes Stück durch ein neues von ungefähr gleichem Inhalt verdrängt worden sei. Konsequenterweise hätte er dasselbe für die Erzählung von dem Streit der Könige in *A* behaupten müssen; denn diese ist durch Erwähnung eines Tempels (νηός) als ionisch gekennzeichnet. Es war reine Willkür, wenn Robert diesen Tempel als geringfügige 'häusliche Kapelle' gewissermafsen entschuldigen und seinen ionischen Namen an dieser Stelle ins Äolische übersetzen wollte (vgl. oben 3, Ende). Wir machen auch dies nicht mit, konstatieren vielmehr, dafs auch die **Μῆνις** zu den sicher ionischen Stücken gehört, und fragen: wie viel von den wesentlichen, d. h. die Haupthandlung darstellenden Teilen des Gedichtes, das wir heute Ilias nennen, bleibt überhaupt noch übrig, um als möglicher Rest einer äolischen Urilias in Anspruch genommen zu werden? Nicht mehr und nicht weniger als das Lied vom Kampfe und Tode des Patroklos. Auf dessen Würdigung, auf die Prüfung der zahlreichen kleinen Athetesen, die der Verfasser gerade hier zur Durchführung seiner Theorie nötig hat, wollen wir gar nicht eingehen, vielmehr gern einmal annehmen, dieses Lied lasse sich einigermafsen glatt ins Äolische übertragen; dann wäre es ein vereinzeltes Stück, das der Schöpfer der Ilias in sein Werk mit aufgenommen hätte. Dieses Werk aber war von Anfang an ein ionisches.

Digitized by Google

In den letzten Abschnitten habe ich versucht den positiven Gewinn zu umgrenzen, der sich aus Roberts Studien ziehen läfst; freilich grofsenteils im Widerspruche zu ihm selbst. Das konnte nicht anders sein bei der allzu phantasievollen Art, wie er ein im Grunde tüchtiges Prinzip der Forschung angewendet nnd auszubenten unternommen hat. Sehr zu bedauern wäre es, wenn dieses Prinzip — die Vereinigung sprachlicher nnd kulturgeschichtlicher Analyse mit den Erwägungen der Kompositionskritik — unter dem ablehnenden Urteil mit zu leiden hätte, das dem vorliegenden Buche nicht erspart werden kann. Es ist wohl gut dies auszusprechen, weil hier und da schon voreilige Rezensenten versucht haben, den leicht nachgewiesenen Mifserfolg in diesem Sinne zu verwerten. Forscht man aber, worin denn die eigentliche Quelle des Irrtums gelegen hat, so war das schon ein Fehlgreifen bei der ersten Stellung der Aufgabe. Altertümliche Züge können niemals den Beweis liefern, dafs die Partie, in der sie sich finden, alt sei; es bleibt immer die Möglichkeit, dafs ein jüngerer Dichter sie für das, was er schaffen wollte, frei verwendet hat. Dagegen bieten jüngere Sprachformen, relativ moderne Kulturanschauungen da, wo sie vorkommen, den nntrüglichen Beweis jüngeren Ursprungs, und nur die Abgrenzung kann zweifelhaft sein. Deshalb wird es immer Grundsatz bleiben — oder werden — müssen, nicht von innen heraus, von den ältesten Teilen her ein kompliziertes Gebilde historischer Entwickelung auflösen zu wollen, sondern von aufsen her, von den jüngsten Schichten anzufangen und, indem man zunächst diese abhebt, allmählich zum innersten Kern, zum Alten und Ursprünglichen, vorzudringen.

Digitized by Google

DIE ENTWICKELUNG DER RÖMISCHEN TAKTIK

Von Edmund Lammert

Durch das Erscheinen von Hans Delbrücks Geschichte der Kriegskunst (I Das Altertum, 1900; II 1 Römer und Germanen, 1901, Berlin G. Stilke) ist der wissenschaftlichen Betrachtung und Behandlung des antiken Kriegswesens eine neue Grundlage geschaffen und der Gesichtskreis aufserordentlich erweitert worden. Delbrück beherrscht die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und militärischen Verhältnisse des Altertums in gleicher Weise wie die des Mittelalters und der neueren Zeit. Auf Grund einer vergleichenden Betrachtung dieser trotz aller Verschiedenheit doch nach allgemeingültigen Gesetzen sich entwickelnden und gegenseitig beeinflussenden Verhältnisse, durch Beachtung der Bevölkerungszahlen, der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, der Beschaffenheit des Landes und der Strafsen, der räumlichen Entfernungen, der Transportmittel, der verschiedenen, jeweilig landesüblichen Arten der Bewaffnung und Waffenverwendung gewinnt er die Unterlagen und Mittel zu einer scharf durchgreifenden Kritik, durch die der Glaube an die Thatsächlichkeit der Überlieferung und alles, was auf dieser allzu vertrauensvoll aufgebaut worden ist, von Grund aus erschüttert wird. Grofse, wenn auch nicht gerade freudige Überraschung rufen die Angriffe hervor, die er gegen Polybios richtet, dessen Autorität bisher fast allgemein und, wie ich offen eingestehe, auch von mir als eine unantastbare Auktorität betrachtet wurde. Und doch sind einige der von ihm hierbei ins Feld geführten Argumente so handgreiflich, dafs man sich unwillkürlich wundert, nicht selber schon darauf gekommen zu sein, und so durchschlagend, dafs sich auch der aufrichtigste Verehrer des Polybios mindestens zu weit gröfserer Vorsicht gemahnt fühlen mufs, als er ihm gegenüber bisher für nötig erachtet hat. Daneben kann nicht geleugnet werden, dafs Delbrück mit seinem Hauptrüstzeug, der Sachkritik, gelegentlich des Guten zu viel zu thun und über das Ziel hinauszuschiefsen scheint. Das wird die Wissenschaft durch genauere Prüfung seiner Gesichtspunkte und Folgerungen im einzelnen noch festzustellen haben.

Aber Delbrück reifst nicht blofs nieder, sondern er baut auch wieder auf. Hervorragend durch geistreiche und originelle Auffassung ist vor allem die Darstellung der Koryphäen der Kriegskunst, ihrer Persönlichkeit, ihrer Strategie, ihrer Schlachten und ihres Einflusses auf die Entwickelung des Kriegswesens. Alles kann der bahnbrechende Pionier natürlich nicht selber vollenden. Er

Digitized by Google

hat der Kriegswissenschaft den Ausblick auf ein weites Arbeitsfeld eröffnet. Andere müssen hier ergänzend eingreifen und im Verein mit ihm weiterwirken.

Die römische Taktik, d. h. die Gliederung und Bewaffnung, sowie die Kampfesweise des römischen Heeres ist von Delbrück nur in den Punkten eingehender behandelt worden, wo er auf Grund eigener Detailstudien wirklich Neues bietet. Durch jahrelanges Studium der römischen Kriegsgeschichte habe ich die Überzeugung gewonnen, daſs die wichtigsten der in ihr zu Tage tretenden Thatsachen, abgesehen von nebensächlichen Einzelheiten, trotz der Mangelhaftigkeit ihrer Überlieferung und trotz aller scheinbaren Verschiedenheiten und Widersprüche eine befriedigende Erklärung zulassen und vor allem einen engen inneren Zusammenhang, einen nach ganz bestimmten Grundsätzen geregelten, einheitlichen Entwickelungsgang zeigen. Ich glaube weiter erkannt zu haben, daſs das römische Heerwesen die schwierige Aufgabe gelöst hat, einerseits die Überlieferung der Vergangenheit gewissenhaft und zäh zu wahren und anderseits der natürlichen Entwickelung der inneren und äuſseren Verhältnisse seines eigenen Volkes und von dessen Nachbarn verständnisvoll auf Schritt und Tritt zu folgen, und daſs es hauptsächlich durch diese glückliche Verbindung der konservativen mit der fortschrittlichen Tendenz seine eigentümliche Taktik ausbildete, die ihm die Überlegenheit über alle seine Gegner sicherte. Den Nachweis habe ich in der nachstehenden Abhandlung zu erbringen versucht.

Die Vorarbeiten waren schon lange vor dem Erscheinen des Delbrückschen Werkes beendigt. Dessen neue Ergebnisse veranlaſsten mich, sie einer nochmaligen Durchsicht zu unterziehen und nach mannigfachen Verbesserungen und Ergänzungen nunmehr als ein Ganzes zu veröffentlichen. Ich wage zu hoffen, daſs die Arbeit neben jenem Werke der Wissenschaft noch einen kleinen Dienst erweisen wird, denn zum Teil vermag sie es zu bestätigen und zu ergänzen, zum anderen Teile zeigt sie, daſs mancherlei in der Überlieferung doch auch noch anders erklärt und dadurch aufrecht erhalten werden kann.

Ich bin bemüht gewesen, die Thatsachen lediglich aus meinem eigenen Gedankengange heraus zu erklären und sich entwickeln zu lassen. Daher habe ich jede Polemik grundsätzlich vermieden und anderer Ansichten nur da erwähnt oder beurteilt, wo es für das Verständnis des Lesers notwendig erschien oder wegen akut gewordener Tagesfragen beim besten Willen sich nicht umgehen lieſs.

Bei keinem der uns näher bekannten Kulturvölker hat sich das Heerwesen gänzlich frei von äuſseren Einflüssen aus sich selbst heraus und lediglich nach rein militärischen Erfordernissen und Grundsätzen entwickelt. Jedes Heerwesen ist bis zu einer gewissen Grenze international. In überraschender Weise finden wir schon an der Schwelle der Geschichte dieselben Waffen- und Truppentypen und dieselbe Kampfesweise über einen groſsen Teil der Völker des Morgen- und Abendlandes verbreitet und später ununterbrochen in einander ähnlichen Übergängen und Veränderungen begriffen. Der Trieb der Selbsterhaltung zwang schon damals wie noch heute Völker und Staaten zur Vor-

Digitized by Google

sicht, zur gegenseitigen Beobachtung und zur Nachahmung derjenigen militärischen Einrichtungen, mit denen irgendwo augenfällige Erfolge erzielt worden waren. Wer von seinen Nachbarn nichts lernte und nicht mit ihnen fortschritt, unterlag ihnen schliefslich. Daneben wirkte auch der allgemeine Trieb der Nachahmung, der blofse Reiz des Fremden mit. Das Fremde war häufig gar keine wirkliche, sondern nur eine eingebildete Verbesserung, eine reine Mode.

Fremde, zum Teil internationale Kriegssitte herrschte in Rom bereits unter den Königen. Die Überlieferung von einer altrömischen Ritterschaft, die nur in schwerer Erzrüstung mit Handspeer und Schwert, zu Pferde und zu Fufs kämpfte und stets den Nahekampf suchte, den Einzelkampf liebte, aber auch im Massenkampfe den Ausschlag gab, mag durch homerische Vorbilder beeinflufst worden sein, aber rein erdichtet ist sie sicher nicht. Im VIII. und VII. Jahrh. v. Chr. blühte das Rittertum eines adligen Herrenstandes bei den griechischen Volksstämmen nicht nur im Mutterlande, sondern auch in Unteritalien und Sizilien, nicht minder bei den Etruskern.[1]

Besondere Beachtung verdient eine antiquarische Notiz[2]), nach der die römischen Ritter dereinst mit zwei Pferden in den Kampf[3]) zu gehen pflegten. Diese mit Pferdepaaren ausgestatteten Reiter haben wahrscheinlich überall den Übergang vom Wagenfahren mit dem Zweigespann zum Reiten auf Einzelpferden gebildet, wir kennen sie aber nur durch die ältesten, dem IX. und VIII. Jahrh. angehörigen assyrischen Denkmäler als eine ständige Truppe des assyrischen Heeres.[4]) Im VII. Jahrh. beginnen sie auch hier wieder zu verschwinden. Den Griechen war die Sitte des Reitens zu Homers Zeiten noch unbekannt, erst in einem der späteren Teile der Ilias (*O* 679) taucht ein fremder Kunstreiter auf, der sich vor dem neugierigen Volke mit zwei Reitpferden produziert. Die neue Kunst führt sich also auch hier mit einem Pferdepaare ein. In der gesamten späteren Litteratur der Griechen findet sich aber unseres Wissens auch nicht die leiseste Andeutung jener Sitte. Sie scheint bei ihnen in der sogenannten historischen Zeit vollständig vergessen zu sein. Dafs sie einmal vorhanden gewesen ist, läfst sich aus den sonstigen Analogien schliefsen, die in Bezug auf die Entwickelung der Fahr- und Reitkunst zwischen Orient und Occident zu Tage treten, und wird bestätigt durch die zahlreichen Darstellungen von Reitern mit zwei Pferden, die sich auf den älteren griechi-

---

[1]) Vgl. Meyer, Gesch. des Altertums I 302. Die *γαμόροι* in Syrakus S. 477. Etrusker S. 523. Römischer Adel S. 520 f.

[2]) Festus, Epit. S. 121: *Paribus equis, id est duobus, Romani utebantur in proelio, ut sudante altero transirent in siccum. — Sirii equi* Granius Licinianus S. 4. Vgl. Marquardt, Röm. Staatsverw. II 312.

[3]) Sie führten das zweite Pferd neben sich mit in den wirklichen Kampf, also nicht nur ins Feld, wie es später noch regelmäfsig geschah, wo aber das Reservepferd unter der Obhut eines Knechtes dem Kampfe fern blieb.

[4]) Abbildungen in den Palästen von Nimrud-Kalach (NW) und Ninive-Kujundschik (SW) aus der Zeit Assurnasirpals und Salmanassars II. bei Layard, Niniveh and its remains II 356 357 393 u ö.

Digitized by Google

schen Vasen finden.[1]) Es ergiebt sich auch aus dem lateinischen Ausdruck *equus sirius*, mit dem das zweite, an der Leine laufende Pferd bezeichnet wird. Er ist ein griechisches Lehnwort. Σειραῖος ἵππος[2]) hiefs das dritte, ebenfalls nur an der Leine laufende Pferd des Dreigespanns. Dieser ursprünglich beim Dreigespann gebrauchte Ausdruck ist also bei der Einführung der Reitkunst auf das nebenherlaufende Reitpferd übertragen worden. Wie ein römischer Antiquar auf diese Übertragung, über die er von griechischer Seite her schwerlich etwas wissen konnte, hätte kommen sollen, wenn er den Ausdruck nicht in authentischen Berichten über das römische Altertum vorgefunden hätte, ist unerfindlich. Die Notiz beweist also, dafs eine internationale ritterliche Sitte des IX. bis VII. Jahrh. auch vom römischen Rittertum angenommen worden ist.[3])

International ist ferner die Sitte, einen Teil des Fufsvolkes mit schwerer Rüstung (Schild, Panzer, Helm, Beinschienen) und mit dem Handspeer als Hauptwaffe zu waffnen und damit lediglich für den Nahekampf in geschlossener Masse zu bestimmen, einen anderen Teil mit geringer oder gar keiner Schutzrüstung und teils mit Nah- und Fernwaffen zugleich, teils nur mit Fernwaffen zu versehen, sie also hauptsächlich für den Fernkampf und das zerstreute Gefecht zu bestimmen. Das thaten die Ägypter, Assyrer, Babylonier, Karer nnd Griechen. Die Römer thaten es ihnen nach. Die für die altrömische Zeit bezeugte Bevorzugung eherner Schutzwaffen — lederne hätten ebenfalls genügt und wären billiger gewesen —, ferner die runde Gestalt der Schilde verrät den Einflufs speziell griechischer Kunst und Mode. Nach griechischem Muster ist auch die Phalanx und der schwere, nur zum Stofs, nicht zum Wurf bestimmte Speer des Hopliten eingeführt worden. Anderen Nationen sind andere Waffenspezialitäten wie der samnitische Wurfspeer und das spanische Schwert entlehnt worden.

Der Einflufs fremder taktischer Sitten fand aber seine Schranken an dem eigentümlichen Charakter, an der Unzulänglichkeit der Zahl und des Wohlstandes des römischen Volkes und an seinen politischen Verhältnissen. Als das alte Geschlechterheer weder quantitativ noch qualitativ mehr genügte, errichtete man nach dem Vorgange der Griechen auf breiter timokratischer Grundlage ein gröfseres Bürgerheer und führte die Phalanx ein. Aber die Voraussetzungen dieser beiden Einrichtungen, eine grofse, wohlhabende, in sich demokratisch organisierte und demokratisch denkende und fühlende, durch Handel und Industrie ihren Wohlstand stetig erneuernde und steigernde Gemeinde, fehlte in

---

[1]) Krieger, Jäger, Amazonen, Götter mit zwei Reitpferden finden sich häufig auf alten korinthischen Pinakes und Vasen, ferner auf schwarzfigurigen attischen Vasen abgebildet. Vgl. Furtwängler, Beschreib. d. Vasensammlung im (Berliner) Antiquarium I Nr. 539 1058 1147 1685 1694 1728 1742 1713B 1716B 1839A u. B 1895 1966.

[2]) Soph. El. 722 = hom. σειραφόρος ἵππος.

[3]) Sie beweist aber auch, dafs die Überlieferung der ältesten römischen Geschichte bisweilen zuverlässiger ist und selbst minderwichtige Einzelheiten genauer erhalten hat, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Lange, Röm. Altert. I 469 bezieht auf diese Reiter mit zwei Pferden den alten Ausdruck *trossuli* (θρώσκω).

Digitized by Google

Rom, wo das ganze Volk hartnäckig an den traditionellen Klassenunterschieden festhielt und, da es gröfstenteils vom Ertrag des Ackers lebte, zu dem vorhandenen mäfsigen Besitze wenig hinzuerwerben konnte. Auch eignete sich das Temperament des Römers durchaus nicht für den ruhigen, in enggeschlossenen Reihen sich vollziehenden Massenkampf der Phalanx, der dem Einzelnen wenig Initiative gestattet und eigentlich nichts weiter zumutet, als mit festeingesetztem Handspeer und Schild seinen Gegner zurückzndrängen, bei dem im Interesse der Ordnung überflüssiges Morden, ja sogar die Verfolgung des geworfenen Feindes im Prinzip verpönt war. Der Römer verlangte eine etwas gröfsere Aktionsfreiheit im Kampfe; gleich seinen heutigen Nachkommen liebte er es, entweder ohne Gefährdung seiner eigenen Person den Gegner aus der Ferne zu erlegen oder aber, wenn das nicht anging, ihn nach Katzenart auf Tod und Leben anzuspringen und ihm mit dem kurzen und sicher treffenden Stahle den Todesstofs zu versetzen. Die römische Heeresleitung hat diesen Verhältnissen und Neigungen ihres Volkes Rechnung getragen. Die Phalanx, die sie einführte, war etwas ganz anderes als die griechische, sie war aus verschiedenen Rüstungsstufen gemischt, damit die verschiedenen Bürgerklassen unter Berücksichtigung ihrer Eigenart in ihr Verwendung finden konnten. Aus ihren verschiedenen Gliedern entwickelten sich mit der Zeit Hoplitenabteilungen, Centurien, Manipel, Kohorten und verschiedene Treffen. Die Hopliten bekamen sämtlich das billige und praktische *scutum*, ihre Hanptwaffen wurden der schwere Wurfspeer (*pilum*) und das Kurzschwert. Aus politisch-sozialen Gründen wurde die Zahl nnd Kopfstärke der Phalanxglieder, die Zahl der Legionen, der Unterabteilungen nnd ihrer Führer gesetzlich festgelegt und Jahrhunderte lang prinzipiell festgehalten. Diese Grundzahlen erscheinen, wenn Veränderungen eintreten, in der Regel als Potenzen einer geometrischen oder als Differenzen einer arithmetischen Progression. Dieser konservative Zug schützte das nrsprüngliche, auf jenen Zahlen beruhende Grundschema der Organisation und Schlachtordnung jederzeit vor radikalen und überhasteten Änderungen. Es verschob sich immer nur teilweise und im engsten Anschlufs an die überlieferten taktischen Grundsätze. Zum grofsen Teile hat es sich von Anfang bis zu Ende überhaupt unversehrt erhalten. So konnte der gewohnte Mechanismus der inneren Verwaltung wie der taktischen Leitung im wesentlichen immer derselbe bleiben und mit gleicher Sicherheit weiterarbeiten.

DAS GESCHLECHTERHEER

Über die älteste Heeresordnnng, die in der Überlieferung dem Romulus zugeschrieben wird, sind wir nur mangelhaft unterrichtet, aber schon das wenige, das sich als thatsächlich erweist, läfst doch dentlich erkennen, dafs sie bereits wesentliche Grundzüge der aus der späteren Zeit bekannten enthalten haben mufs, und dafs man sich die sogenannte Servische Reorganisation gleich allen späteren durchaus nicht als eine radikale Umgestaltung und Umwälzung vorstellen darf.

Digitized by Google

Die altrömische Volksgemeinde bildete einen nach Tribus oder Stämmen und deren Unterabteilungen, den Kurien, gegliederten Geschlechterverband. Auf dieser Organisation beruhten alle staatlichen Einrichtungen, die religiösen, bürgerlichen und militärischen. Nur auf Grund der Zugehörigkeit zu einem der Geschlechter war man Bürger oder Staatsangehöriger, ohne sie ein Fremder. So wenig nun ein Fremder Zutritt zu den religiösen Genossenschaften und Gottesdiensten, zu den politischen Versammlungen und Ämtern finden konnte, so wenig konnte er zum Heere zugelassen werden. Dessen ganze Organisation liefs nur Angehörige der Geschlechter zu. Auf Grund dieser wesentlichen Eigenschaft nennen wir das altrömische Heer im Gegensatz zu den späteren das Geschlechterheer.

Die Patrizier als die reichsten und vornehmsten Grundbesitzer oder, um im Sinne der herkömmlichen Ansicht (s. u. S. 108) zu reden, die reichsten und vornehmsten unter den Patriziern stellten selbstverständlich die kostspieligste und angesehenste Truppe, die Reiterei. Den drei Tribus der Ramnes, Tities und Luceres und deren Unterabteilungen, den dreifsig Kurien, entsprechend, betrug das Gesamtaufgebot 300 Pferde, oder, wenn die Offiziere zu dieser Zahl noch hinzuzurechnen sind[1]), 333 Pferde. Jede Tribus stellte dazu 100 bez. 111 Pferde, nämlich eine Centurie Reiter, 10 Dekurionen als Führer der 10 Kurienkontingente, der Dekurien (10 Pferde), und einen Centurio, der den Titel *tribunus celerum* führte. Das ganze Reiterheer zählte also 3 tribuni militum[2]), 30 Dekurionen und 30 Dekurien. Die Dekurien bildeten indessen keine selbständigen taktischen Einheiten; dazu waren die 10 oder 11 Reiter, aus denen sie bestanden, eine zu geringe Zahl; auch sollte das Reiterheer eine innige Verschmelzung aller drei Tribus und aller 30 Kurien darstellen. Daher wurden je drei Dekurien, aus jeder Tribus eine, zu einer taktischen Einheit, der *turma*, vereinigt; das Reiterheer zerfiel also in 10 Turmen zu 30 bez. 33 Pferden und drei Dekurionen, die, da die Tribus, die sie vertraten, einander gleichberechtigt waren, wahrscheinlich abwechselnd den Befehl über die Turme führten. Da durch diese taktische Einteilung jedes der drei Tribuskontingente zerrissen und mit den anderen verschmolzen war, so konnte der von der einzelnen Tribus gestellte Oberst, der *tribunus*, keinen gesonderten Oberbefehl über dies Kontingent führen, sondern er mufste mit den beiden anderen Tribunen im Oberbefehl über das gesamte Reiterheer abwechseln. Die taktische Aufstellung zur Schlacht wird damals schon dieselbe gewesen sein, wie sie zur Zeit des Polybios war und noch Jahrhunderte lang nach ihm geblieben ist. Die Turmen standen drei Glieder tief, jede Dekurie bildete ein Glied, die drei Dekurionen ritten am rechten Flügel ihrer Dekurien und gleich diesen hinter-

[1]) Polyb. VI 25; Varro, De l. l. V 91; Veget. II 14; Liv. XLIII 14.

[2]) Dafs es nicht einen *tribunus celerum* geben konnte, lehrt die Bedeutung des Titels 'Tribusvorsteher'. Da es drei Tribus gab, mufste es auch drei Vorsteher geben. Dafs es einen vom König bestellten Oberbefehlshaber über den drei Tribunen gegeben habe, ist unwahrscheinlich.

Digitized by Google

einander.[1]) Dies Hintereinanderstellen der Unterabteilungen, d. h. der Aufbau der gröfseren Abteilungen nach Gliedern, ist und bleibt eine charakteristische Eigentümlichkeit der römischen Taktik und unterscheidet sie scharf von der griechischen, die kein Hintereinander, sondern nur ein Nebeneinander der Unterabteilungen d. h. den Grundsatz des Aufbaues nach Rotten kennt. Der gliederweise erfolgende Aufbau ermöglichte weiterhin die Aufstellung gemischter Abteilungen und entwickelte sich schliefslich zur Treffenstellung.

Durch Aufnahme einer leider nicht sicher bekannten Zahl plebejischer Familien — nach der Überlieferung geschah es unter Tarquinius Priscus — wurde die Zahl der patrizischen Tribns verdoppelt; neben die *Ramnes, Tities, Luceres primi* traten die *secundi*. Politische Motive, die Absicht, die monarchische Gewalt einerseits gegenüber den *gentes maiores* durch das Gegengewicht der *gentes minores* zu stärken und anderseits gegenüber der Plebs durch die Kraftverminderung, die diese durch das Herüberziehen ihrer reichsten Familien in die Reihen des Adels erlitt, mögen zu jener Mafsregel den Anstofs gegeben haben; aber sie hatte auch einen rein militärischen Zweck.

Die Zahl der zum Reiterdienst befähigten Patrizier war durch Absterben, Erbteilung und wirtschaftlichen Rückgang jedenfalls so weit gesunken, dafs der Reiterdienst von den noch vorhandenen leistungsfähigen Familien allein nicht mehr getragen werden konnte. Infolgedessen ist nicht an eine Verdoppelung des im Kriegsfalle aktiv werdenden Reiterheeres, sondern nur an eine Vermehrung der zum Reiterdienst verpflichteten Familien bez. der mit dem *equus publicus* ausgestatteten Personen zu denken, durch die der Dienst in so fern erleichtert werden sollte, als jetzt der Einzelne weniger oft zur Einziehung gelangte[2]), durch die aber zu gleicher Zeit auch für eine genügende Zahl von Streitrossen bereits im Frieden gesorgt werden sollte.[3]) Selbstverständlich konnten die jüngeren Tribus beanspruchen, da sie dieselbe Anzahl Reiter zum Heere stellten, auch dieselbe Anzahl von Vorstehern wie die alten Tribus dazu abzuordnen. Daher wurde die Zahl der *tribuni celerum* jetzt auf sechs erhöht.[4]) Sie werden jetzt wie auch die *tribuni militum* zunächst paarweise monatlich und innerhalb jedes Paares täglich im Oberbefehl gewechselt haben.

[1]) Ob zwischen den einzelnen Turmen in der Schlachtlinie schon damals ein Zwischenraum von einer Turmenfrontbreite bestand, damit sie Raum zum Kehrtschwenken hatten, oder ob sie eine geschlossene Phalanx bildeten, wird später noch erörtert werden.

[2]) Es gab jetzt wahrscheinlich wieder volle 600 *equites equis publicis*, und diese wechselten in zwei Hälften von 300 Mann im aktiven Dienst miteinander ab. Der Turnus der Einziehung war also im äufsersten Falle ein zweijähriger; wenn keine Veranlassung zur Einziehung vorlag, natürlich ein unbestimmter mehrjähriger.

[3]) In den Monarchien des Ostens vermochten die königlichen Gestüte, in Griechenland die Privatställe der Rennsport treibenden Adelsfamilien jederzeit die nötige Zahl von leistungsfähigen und zugerittenen Streitrossen zu liefern, in Rom zwang das Gesetz die reichen Familien zur rechtzeitigen Beschaffung und zum Zureiten einer gröfseren Zahl von Reservepferden.

[4]) Diese sechs *tribuni celerum* sind offenbar mit den *seviri* und *μέγιστοι ἡγεμόνες* identisch, Dion. Hal. II 64 und VI 13. Denselben Ursprung hat die Sechszahl der *tribuni militum* und der Vestalinnen.

Die Zahl der Unterführer, der Dekurionen, wurde aus dem Grunde nicht verdoppelt, weil dies gegenüber dem Mannschaftsbestand eine unverhältnismäfsig hohe Offiziersziffer ergeben haben würde. Jedenfalls aber haben die alten und die neuen Tribns die herkömmlichen 30 Dekurionenstellen unter sich geteilt.

Das Fufsheer, Legion genannt, d. h. das Heer, das im Gegensatz zu dem ständigen Reiterheere erst im Bedarfsfalle auf Grund der Civilstandsregister der *gentes* (*ἐκ καταλόγου*) ausgelesen oder ausgehoben wurde[1]), bestand nach der Überlieferung aus 3000 Mann; das Kontingent einer Tribus betrug 1000 Mann. Nach Analogie der Reiterei läfst sich mit Sicherheit schliefsen, dafs jede Kurie eine Abteilung, jede Tribus 10 Abteilungen, die ganze Gemeinde zusammen 30 Abteilungen oder Centurien zu 100 Mann stellte. Jede Centurie wurde selbstverständlich von einem patrizischen Centurio geführt. Es gab also in der Legion anfänglich 30 Centurionen. Als Oberbefehlshaber werden drei *tribuni militum* bezeugt, die den drei *tribuni celerum* der Reiterei entsprechen. Später finden wir aber auch in der Legion wie bei der Reiterei sechs Tribunen als ständige Führer. Da wir von diesen sicher wissen, dafs sie nicht einzeln bestimmten Teilen der Legion, etwa je einem der drei Treffen oder einer Anzahl von Kompagnien, zugewiesen wurden, sondern ein Kollegium bildeten, dessen einzelne Mitglieder miteinander abwechselnd den Oberbefehl über die gesamte Legion führten[2]), und da sich weder diese Kollegialität der Legionsführer, noch deren Sechszahl aus der späteren taktischen Gliederung des Fufsvolkes erklären läfst, so bleibt nur die Annahme übrig, dafs die sechs *tribuni militum* gleichzeitig mit den sechs *tribuni celerum* und aus demselben Grunde eingeführt worden sind.[3])

In Bezug auf die taktische Aufstellung der Reiterei ist oben dargelegt worden, dafs sich die 30 Kurienkontingente nicht nach griechischer Art rottenweise nebeneinander, sondern gliederweise hintereinander gruppierten und immer zu je dreien eine taktische Einheit, im ganzen also 10 taktische Einheiten oder Turmen bildeten. Es ist unwahrscheinlich, dafs in einem und demselben Heere jemals gleichzeitig grundverschiedene taktische Grundsätze geherrscht haben. Wir werden also auch für das Fufsvolk des römischen Geschlechterheeres die Vereinigung von je drei Tribuskontingenten zu einer taktischen Einheit, im ganzen also 10 selbständige Abteilungen zu je 300 Mann unter drei Centurionen anzunehmen haben. Wie bei der Reiterei, so standen auch hier die drei Centurien hintereinander; hinter der ersten Centurie der Ramnes stand die erste der Tities, hinter dieser die erste der Luceres, hinter der zweiten der Ramnes die zweite der Tities u. s. w.; in der Reihenfolge der Tribus konnte gewechselt

[1]) Eine Analogie bildet die bekannte Formel der Lex Ovinia: *ut ex omni ordine optimum quemque in senatum legerent.*

[2]) Vgl. Marquardt, Röm. Staatsverw. II 312 u. 352.

[3]) Auch die Sechszahl der Vestalinnen wird auf die sechs patrizischen Tribus zurückgeführt. Wenn die sechs *tribuni militum* nicht schon vor Servius eingeführt worden wären, würde sich entsprechend den später vorhandenen Tribus (mögen es nun 4 oder 30, oder 20 21 25 27 31 35 gewesen sein) nicht die Sechszahl der Tribunen, sondern entweder die Vierzahl oder die Dreizahl oder die Zehnzahl ergeben haben.

Digitized by Google

werden, damit nicht immer die Ramnes voranstanden und allein die Kosten des Kampfes zu tragen hatten.

Wie jede der drei Abteilungen oder Centurien in sich gegliedert war, wissen wir nicht. Auf keinen Fall hat die Centurie wie die Dekurie der Reiterei ein einziges Glied gebildet. Eine Tiefe von drei Gliedern war für Fufsvolk zu gering, eine Frontbreite von 100 Mann aufserdem zu schwerfällig. Die dreigliedrige Ordnung der Reiterei läfst indessen vermuten, dafs nach dem taktischen Gesetze der Gleichförmigkeit die Dreizahl der Glieder in irgend einer Kombination auch der Formation der Fufscenturien zu Grunde gelegen hat. Aufser diesem taktischen Grunde führt auch ein äufserer, in den natürlichen Verhältnissen gegebener auf die Dreizahl. Das Fufsvolk des römischen Geschlechterheeres bestand nicht wie die Reiterei aus einer politisch und sozial gleichartigen Masse, sondern war wahrscheinlich aus drei verschiedenen Ständen oder Massen gemischt. Bei der Wichtigkeit, die die Frage nach den politischen und sozialen Urbestandteilen der römischen Gemeinde für das Verständnis der Entwickelung ihrer Taktik ersichtlich hat, kann sich die Kriegsgeschichte nicht entschlagen, näher auf sie einzugehen, und wenn sie die in erster Linie auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Volkswirtschaft liegenden Kontroversen nicht selbständig zu entscheiden vermag, mufs sie wenigstens die Folgen erwägen, die sich aus der einen oder anderen Art ihrer Lösung für die älteste römische Heerordnung ergeben.[1])

Nach der älteren Ansicht bildeten die Patrizier gleich den Spartiaten ursprünglich eine Gemeinde von mehreren Tausend politisch gleichberechtigter Vollbürger. Sie waren sämtlich ratsfähig, sämtlich ritterbürtig und zum Dienst im Reiterheere berechtigt. Erst infolge der Reform des Servius Tullius entwickelt sich eine adlige Oligarchie als ein über der Gemeinde stehender Herrenstand, der den Sitz im Senat und den Dienst im Reiterheere und damit die Besatzung aller hohen politischen, priesterlichen und militärischen Ämter als sein ausschliefsliches Vorrecht betrachtet, Jahrhunderte lang dies Vorrecht zu behaupten vermag und die grofse Masse der ehemals gleichberechtigten Geschlechtsgenossen allmählich in den Stand von Bürgern zweiter Klasse herabdrückt. In der altpatrizischen Gemeinde gab es noch eine den Geschlechtern zugehörige und von ihnen auf Widerruf mit kleinem Ackerbesitz ausgestattete Klasse halbfreier Leute, die Klienten. Die Plebejer, ein aus freien Bauerngutsbesitzern und Handwerkern bestehender Mittelstand, entwickelten sich als solcher gleich dem Adel ebenfalls erst infolge der Servischen Reform.

Nach der neueren Ansicht dagegen waren die Patrizier seit alters ein

[1]) Eine tüchtige Heeresleitung vermag aus allen Volksklassen, aus Adligen so gut wie aus Nichtadligen, aus Hörigen und Sklaven so gut wie aus Freien ein wohlgeordnetes und leistungsfähiges Heer zu schaffen, man denke an die Periöken- und Helotenheere Spartas. Voraussetzung ist dabei nur, dafs sie in der Wahl und Anwendung wirksamer Mittel freie Hand hat. Die hat sie aber selten, und die Lösung ihrer Aufgabe, die je nach der Verschiedenheit des Menschenmaterials und der politisch-sozialen Verhältnisse verschiedene Schwierigkeiten bietet, läfst sich nur im engsten Zusammenhang mit jenen Verhältnissen richtig beurteilen.

Digitized by Google

adliger Herren- und Ritterstand, der aus nicht mehr als einigen Hundert Geschlechtern bestand. Sie besafsen den gröfsten Teil des Grundes und Bodens als Eigentum, bildeten allein den Senat und die Ritterschaft und hatten allein Anteil an der Regierung und Verwaltung des Staates. Innerhalb dieser Geschlechter war bereits in alter Zeit ein plebejischer Mittelstand vorhanden, der durch die Reform des Servius in einer Anzahl durch Ausstattung mit freiem Grundbesitz aus den Geschlechterverbänden ausgeschiedener Gentilklienten und später in den mit dem Sturze des Königtums freigewordenen, aus Unterworfenen oder Zugezogenen bestehenden Königsklienten, die den Geschlechterverbänden überhaupt niemals angehört hatten, nur einen Zuwachs bekam und durch allmähliche Verschmelzung mit ihnen erst die Kraft gewann, gegen den patrizischen Herrenstand den Anspruch auf politische Gleichberechtigung geltend zu machen. Cicero (De orat. I 176) bezeugt, dafs die altrömischen Geschlechter, z. B. die Claudier, Cornelier, Servilier thatsächlich plebejische Familien umfafsten. Es ist möglich, dafs diese Plebejer ursprünglich Klienten waren, denen ein gröfseres Mafs persönlicher und wirtschaftlicher Selbständigkeit zugestanden worden war (Mommsen). Es können auch Latiner gewesen sein, die gleich den Klienten, aber später als diese, unterworfen und, ohne erst durch die Klientel hindurch zu gehen, als freie, aber politisch rechtlose Leute in die Geschlechter aufgenommen worden waren (Niebuhr). Vielleicht waren diese Plebejerfamilien in den Geschlechtern schon vorhanden, bevor es den anderen Familien dieser Geschlechter gelungen war, 'den Adel zu erwerben' (Meyer). Weit natürlicher erscheint indessen der umgekehrte Verlauf, der sich in der republikanischen Zeit mehrfach wiederholt. Die alten Plebejerfamilien können ursprünglich Patrizierfamilien gewesen, aber allmählich auf einen wirtschaftlich und politisch tieferen Stand herabgesunken sein. Derartige Verschiebungen konnten ebensogut schon vor der Servischen Reform wie nach ihr eintreten. Denn keine Aristokratie, mag sie noch so gut organisiert und noch so klein sein, ist davor sicher, dafs sich nicht mit der Zeit in ihr eine Minderheit als Oligarchie über die bisherigen Standesgenossen erhebt. Warum könnten nicht schon damals einzelne durch wirtschaftliche, staatsmännische und militärische Talente hervorragende, auch durch Glück begünstigte Familien des römischen Adels ihren Besitz, ihr Ansehen und die auf beide sich gründende Macht derartig vermehrt haben, dafs sie mehrere Generationen hindurch vor allen anderen berufen erschienen, die Vertretung ihrer Geschlechter im Senat, im Reiterheere und in den höchsten priesterlichen, politischen und militärischen Ämtern zu übernehmen, und kraft des Gewohnheitsrechtes über den übrigen Familien ihres Geschlechtes zu einem neuen und höheren Adel erwuchsen?[1]) Oder warum sollten nicht umgekehrt andere Familien infolge wirtschaftlichen Rück-

[1]) Die oligarchischen Familienringe zur Zeit der Republik sind allgemein bekannt. Auch die Nobilität ist ein stetig sich erneuernder Familienring. — Als die rücksichtsloseste Prophylaxis gegen aristokratisch-oligarchische Wucherungen und Neubildungen am Staatskörper stellt sich die Lykurgische Gesetzgebung dar: festgelegter, gleicher Grundbesitz, Erschwerung des Besitzwechsels, Verbot der Edelmetalle, Beseitigung der mit der

ganges oder geringer Befähigung und Thatkraft die Möglichkeit, ihre politische Gleichberechtigung durch Beteiligung am öffentlichen Leben augenfällig zu bethätigen und in Kraft zu erhalten, verloren haben, allmählich verbauert und schliefslich von den im Senate, im Ritterstande und in den Ämtern vertretenen Familien als weder gesellschaftlich noch politisch gleichstehend, als Bürger zweiter Klasse behandelt worden sein?

Für die Kriegsgeschichte ist es indessen von geringer Bedeutung, ob man sich die älteste Plebs auf dem einen oder anderen der erörterten Wege oder auf allen zusammen entstanden denkt. Ihr ist lediglich an der Feststellung der Thatsache gelegen, dafs schon für den Geschlechterstaat ein zwischen Patriziern und Klienten stehender Mittelstand als vorhanden bezeugt wird und dafs dies Vorhandensein wissenschaftlich erklärt werden kann und glaubhaft erscheint.

Sollte sich dagegen die ältere Ansicht als wahr herausstellen, nach der die freien Bürger des Geschlechterstaates noch nicht in zwei, wenn nicht staatsrechtlich, so doch gewohnheitsmäfsig verschieden berechtigte und bewertete Stände zerfielen, sondern, von einigen sporadischen Ansätzen des Plebejertums abgesehen, lediglich aus Patriziern bestanden haben, so kann das nur so viel heifsen, dafs die politische Gleichberechtigung aller Bürger und die Einheit ihres Standes formell und nominell noch aufrecht erhalten wurde. Aber thatsächlich mufste die Ungleichheit des Grundbesitzes, das Vorhandensein eines mächtigen, aus einer kleinen und bestimmten Zahl lebenslänglicher Mitglieder bestehenden Senates und einer geschlossenen und militärisch organisierten Korporation der reichen Grofsgrundbesitzer, wie sie nns in den sechs Rittercenturien entgegentritt, eine Spaltung der Bürgerschaft in zwei sozial und wirtschaftlich verschiedene Rangklassen, in eine vornehme der Grofsgrundbesitzer und Regierenden[1]) und eine niedere der weniger Besitzenden und Regierten zur Folge haben. Also können wir auch in diesem Falle von einem Mittelstande reden, der im allgemeinen dieselbe wirtschaftliche und soziale Bevölkerungsschicht wie der etwa vorauszusetzende Plebejerstand enthalten und sich von diesem nur dadurch unterschieden haben würde, dafs er noch den patrizischen Namen trug und ein formelles Recht auf Beteiligung am Staatsleben besafs, das er aber so wenig ausüben konnte wie jener, weil ihm die dazu nötigen Mittel fehlten.

Aufser diesen beiden Ständen wurden auch die Klienten zum Kriegsdienst herangezogen. Es wird das zwar nirgends ausdrücklich gesagt, aber aus späteren

Gleichberechtigung aller Bürger innerlich und äufserlich in Widerspruch stehenden Korporation des Ritterheeres, strenggeregelte gemeinsame Lebensweise und Erziehung u. s. w. — und trotz alledem stand die Spartiatengemeinde, soweit wir ihre Geschichte zu verfolgen vermögen, unter der Herrschaft einer Oligarchie, die an Macht, Willkür und Grausamkeit ihresgleichen sucht und den Ehrennamen der ὅμοιοι, den die Spartiaten führten, in einem recht zweifelhaften Lichte erscheinen läfst.

[1]) Senat und Ämter standen staatsrechtlich jedem, auch dem ärmsten Patrizier, offen, der Reiterdienst allein dem reichen. Aber nach dem natürlichen Gang der Dinge gelangten die Reichsten am leichtesten und häufigsten in Senat und Ämter. Reichtum ist ein relativer Begriff. An die Besitzverhältnisse der ältesten römischen Gemeinde darf man nicht den Mafsstab der späteren Welteroberer und Weltbeherrscher legen.

Vorgängen, aus dem Aufgebot gegen die ausgewanderten Plebejer, aus der Beteiligung der Klienten der gens Fabia am Kampf gegen die Vejenter[1]), ist ersichtlich, dafs der ganze Stand den Geschlechtern zur Heeresfolge verpflichtet war.

Über das numerische Verhältnis dieser drei Stände sind wir völlig im unklaren. Aus der Zahl der Kurien und der ihr entsprechenden der Ritter (2 × 300) ergiebt sich nur so viel mit einiger Wahrscheinlichkeit, dafs auch die Kontingente des Fufsvolkes Mehrfache der Zahl 300 waren. Dafür spricht aufserdem, dafs dieselben Mehrfachen (600 900 1200 u. s. w.) in der späteren Zeit wieder auftauchen und grundsätzlich festgehalten werden. Nimmt man an, dafs die rats- und ritterfähigen Familien aufser den 600 Rittern noch 600 Mann zum Fufsvolk stellten, so würden vielleicht dem bürgerlichen Mittelstande 1200 Mann und ebensoviel dem Stand der Klienten entnommen worden sein.

Nach römischer Anschauung (s. u. S. 117) konnten die Angehörigen dieser drei Stände nicht beliebig und ohne Unterschied der Person miteinander und durcheinander in Reihe und Glied treten; sie mufsten vielmehr drei gesonderte und nach Mafsgabe des Ranges hintereinander stehende Abteilungen bilden. Auch ihre Rüstung wird standesgemäfs verschieden gewesen sein: die der Patrizierabteilung schwer und prächtig, die der bürgerlichen Abteilung weniger schwer nnd bescheidener, die Klienten werden als Leichtbewaffnete gedient haben.

Hiernach würde man sich unter Zugrundelegung der vorhin angenommenen Zahlen den taktischen Ban der Schlachtordnung in folgender Weise zu denken haben. Jedes der 30 Kurienkontingente (Centurien) enthielt 20 Patrizier, 40 Bürgerliche und 40 Klienten. Je drei derselben (eines der Ramnes, eines der Tities und eines der Luceres) waren zu einem Schlachthaufen vereinigt, und zwar bildeten die 3 × 20 Patrizier gleich der Reiterei in drei Gliedern nach Ramnes, Tities, Luceres geordnet die vordere Abteilung, die 3 × 40 Bürgerlichen in sechs Gliedern geordnet[2]) die mittlere, die 3 × 40 Klienten in derselben Ordnung die dritte. Der ganze Schlachthanfen war also 15 Glieder tief bei 20 Mann in der Front. Die zugehörigen drei Centurionen standen hintereinander anf dem rechten Flügel der Patrizierabteilung; einer führte den Oberbefehl über den ganzen Schlachthaufen.



[1]) Dion. Hal. VI 47 VII 19 X 43 IX 15.

[2]) Da nur die Patrizier als Ramnes, Tities und Luceres bezeichnet wurden, so konnten selbstverständlich diese Namen auch nicht auf die nichtpatrizischen Abteilungen des Fufsvolkes angewendet werden. So erklärt es sich, dafs die Schriftsteller nie von einer Teilung des Fufsvolkes in Ramnes, Tities und Luceres reden, obwohl die Dreiteilung selbstverständlich sich auf alle drei in den Gentilverbänden vorhandenen Stände erstreckte.

Digitized by Google

DAS KLASSENHEER

Zwei durchgreifende Umgestaltungen des römischem Heeres werden von der Überlieferung aus alter Zeit berichtet und zwei bestimmten Persönlichkeiten, dem Könige Servius Tullius und dem Diktator Camillus zugeschrieben. Dafs sie thatsächlich stattgefunden haben, daran läfst sich nicht zweifeln, da sie mit der geschichtlichen Entwickelung des römischen Staates wie des römischen Heeres in Einklang stehen. Angefochten werden, von untergeordneten Einzelheiten abgesehen, nur die Namen und Zeiten der Organisatoren. Demgegenüber sei die Bemerkung gestattet, dafs alle Änderungen von Gesetz und Herkommen nur durch die Überwindung mannigfaltigen und starken Widerstandes erreicht werden, vor allem aber diejenigen, die das Heerwesen betreffen. Sie griffen besonders im Altertum in alle menschlichen Verhältnisse, in politische Interessen, in Standes- und Klassenprivilegien und soziale Vorurteile, in das wirtschaftliche Leben und selbst in das der Familie so tief ein, dafs nur die Überlegenheit der Willenskraft, der diplomatischen Kunst und der Auktorität einer oder einiger wenigen gemeinsam wirkenden aufsergewöhnlichen Persönlichkeiten[1]) sie durchzusetzen vermochte. Gewöhnlich bedurfte es auch noch innerer oder äufserer Katastrophen, durch die der Eigenwille der Parteien gebrochen und besserer Einsicht zugänglich gemacht wurde.[2]) Dem Einwande gegenüber, dafs sich derartige Reformen gar nicht mit einem Schlage zu einem bestimmten Zeitpunkte, sondern in einer Reihe von Übergangsstufen zu vollziehen pflegen, ist zuzugeben, dafs einzelne Gedanken schon lange zuvor angeregt und auch verwirklicht sein können, und dafs die Gesamtidee der Reform schon längst gleichsam in der Luft gelegen haben mag; aber es gehört immer ein einziger oder einige wenige geniale Köpfe dazu, die das vereinzelte Brauchbare aus der Masse des Veralteten und Unbrauchbaren herauszufinden und zu einem neuen einheitlichen Ganzen zusammenzufassen vermögen.

Nun scheint das, was über die jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Roms überliefert wird, durchaus nicht dagegen zu sprechen, dafs Heeresreformen damals thatsächlich ebenso notwendig wie möglich waren. Die genannten Reformen können also von den beiden Persönlichkeiten recht wohl veranlafst worden sein und auch noch heute nach ihnen benannt werden. Wer aber anderer Ansicht ist, möge ihre im folgenden gebrauchten Namen als eine bequeme Abbreviatur weitschweifiger Umschreibungen betrachten.

Veranlassung und Zweck der Servischen Heeresorganisation werden in den Quellen nicht ausdrücklich angegeben, aber sie lassen sich aus der politischen Lage und aus dem Werke selber deutlich erkennen. Ein stammfremder Gewaltherrscher sucht seine Macht nach aufsen und nach innen zu befestigen und zu erweitern. Nach aufsen handelt es sich um die Behauptung der Vorherrschaft in Latium und die Abwehr der Volsker und Sabiner, nach innen um die

[1]) Man denke an Epaminondas und Pelopidas, Philipp und Alexander, Stein und Scharnhorst, Bismarck und Moltke.

[2]) Vgl. die Lage Thebens unter Epaminondas, Preufsens nach der Schlacht von Auerstädt.

Stärkung der monarchischen Gewalt gegen die Macht und den Einflufs der nur widerwillig sich fügenden Aristokratie. Dazu bedurfte es eines zahlreichen, willigen und leistungsfähigen Heeres.

Dafs die Kopfstärke des Geschlechterheeres mit der Zunahme der Bevölkerung nicht gleichen Schritt gehalten hatte, ergiebt sich daraus, dafs an Stelle der einen Legion von 3000 Mann Fufsvolk mit einem Schlage zwei neue Legionen von je 4200 Mann errichtet werden konnten. Die in den Geschlechterverbänden mafsgebenden Familien verfolgten politische und wirtschaftliche Sonderinteressen, die übrigen Angehörigen der Verbände waren persönlich oder wirtschaftlich von jenen abhängig, ihre Bereitwilligkeit zum Kriegsdienst richtete sich in erster Linie nach der ihrer Herren, nicht nach dem Willen des Königs. Die Tribus und Kurien besafsen allem Anschein nach ein weitgehendes Selbstverwaltungsrecht, so dafs die Auswahl, Rüstung und Verpflegung der Mannschaften von dem Gutdünken nnd dem guten Willen der Tribns- und Kurienvorsteher abhing oder wenigstens ein unmittelbares Eingreifen des Königs erschwert war.

Deshalb löste Servius Tullius das Geschlechterheer auf und schnf ein neues kraft eines neuen Staatsgrundgesetzes. Vorbedingung für den Heeresdienst war von jetzt ab nicht mehr die Zugehörigkeit zu einem der Geschlechter, sondern freier Grundbesitz, ohne Rücksicht auf Stand und Herkommen des Besitzers. Die Ansbebnng, Gliedernng nnd Verwaltung des Heeres erfolgte nicht mehr nach Tribus und Kurien, sondern teils nach Steuerklassen, die dnrch offizielle Abschätznng (Census) festgestellt wurden, teils nach neueingerichteten örtlichen Bezirken oder Tribus. Die Stenerklasse, nicht der Stand bestimmte die Art, in der der einzelne Bürger im Heere verwendet wurde, d. h. die Rüstung, die Truppengattung, den Platz innerhalb der Kompagnie und der Schlachtordnung. Wir bezeichnen daher das neugeschaffene Heer als Klassenheer.

Die erste Wirkung des nenen Gesetzes war die Ausscheidung der vollständig abhängigen Elemente, der Gentilklienten. Wer von diesen in das Klassenheer eintreten sollte, mufste entweder auf Kosten des Geschlechtes oder auf Kosten des Krongutes mit freiem Grundbesitz ausgestattet werden. Erhielt er ihn, so war er damit seinem bisherigen Stande entrückt und rechtlich den Gentilplebejern gleichgestellt.[1]) Zu dieser sich bildenden jüngeren Plebs trat ferner eine beträchtliche Masse allem Anschein nach zum Teil sehr wohlhabender und angesehener sogenannter Königsklienten hinzn, nnterworfene Gemeinden, die nicht in den Geschlechterverband aufgenommen, sondern unter den unmittelbaren Schutz des Königs gestellt worden waren, deren Grundbesitz nunmehr für frei erklärt wnrde. Diese Klientenklasse war jedenfalls schon früher zum Kriegsdienst aufgeboten worden, aber dann immer nur neben dem Ge-

[1]) Den Klienten pflegten von der gens Grundstücke in Erbpacht gegeben zu werden; diese wurden jetzt in definitiven Besitz umgewandelt, Liv. I 43. Als Besitzer freien Grundeigentums gewannen die Klienten gleich den Plebejern volle privatrechtliche Selbständigkeit (*ius Quiritium*, Recht der Wehrmänner), d. h. das Recht zu manzipieren und zu testieren, die *patria potestas* und das Klagerecht vor Gericht.

schlechterheere als irreguläre Hilfstruppe. Dadurch, dafs sie der König jetzt in die Organisation und Schulung des regulären Gemeindeheeres hineinzog, erhöhte er ihre militärische Leistungsfähigkeit und durchsetzte das Heer mit einem Stamm von Leuten, die ihm für die Hebung ihres Standes dankbar ergeben und infolge des gespannten Verhältnisses, das zwischen ihnen und den Patriziern nach Lage der Dinge bestehen mufste, dauernd auf ihn angewiesen waren.

Zunächst wurde aus dem Plebejerstande eine Anzahl reicher Grundbesitzer ausgewählt und zur Verstärkung des Reiterheeres bestimmt. Da sie 12 Centurien bildeten, nehmen die Quellen an, dafs ihre Kopfstärke 1200 und die des gesamten Reiterheeres nunmehr 1800 Reiter (600 + 1200) betragen habe. Später tritt uns diese Normalzahl auch thatsächlich wieder entgegen.[1]) Delbrück[2]) weist aber mit Recht darauf hin, dafs sie für die damalige Volkszahl eine unverhältnismäfsig hohe ist, dafs die Reitercenturie also wahrscheinlich beträchtlich weniger als hundert Köpfe gezählt habe. Vielleicht trägt folgende Erwägung zur Klärung des Verhältnisses bei. Die Reiterei bedurfte damals eigentlich nur einer Verdoppelung, keiner Verdreifachung, denn zu der bisherigen einen Legion hatten 300 Reiter gehört, zu den jetzt eingerichteten zwei Legionen gehörten 600. Nach dem oben (S. 106) aufgestellten Grundsatze, dafs der einzelne Reiter immer nur einmal um das andere am Auszuge teilnehmen sollte, brauchte man jetzt 1200 Reiter. Aber auch die beiden Legionen können nicht, wie unten gezeigt werden wird, als regelmäfsiges Aufgebot gedacht sein, sondern müssen miteinander abgewechselt haben. Dann rückten die Reiter wie früher gewöhnlich nur in einer Stärke von 300 Mann ins Feld. Der Einzelne würde danach immer erst beim sechsten Aufgebot wieder ins Feldheer eingetreten sein. Nun wissen wir[3]), dafs es später eine gesetzliche Bestimmung gab, nach der der Reiter nur zu zehn, der Fufssoldat zu sechzehn Feldzügen oder richtiger Dienstleistungen im aktiven Feldheere verpflichtet sein sollte. Servius Tullius hatte die Dienstzeit gesetzlich auf dreifsig Jahre bemessen, ob er auch schon über die Zahl der Dienstleistungen ausdrückliche Bestimmungen getroffen hat, wissen wir nicht, aber wir können es annehmen, da aus der Einrichtung einer Reservereiterei, die das aktive Aufgebot um ein Mehrfaches übertraf, und aus dem Verhältnis der Kopfzahl der beiden Legionen zur Gesamtzahl des Volkes ersichtlich ist, dafs er seine ganze Heereseinrichtung auf einen regelmäfsigen Wechsel in der Dienstleistung des Einzelnen berechnet hatte. Geht nun der zweijährige Turnus beim Fufsvolk (sechzehn Einziehungen in dreifsig Dienstjahren) auf Servius zurück, so wird auch der dreijährige bei der Reiterei (zehn Einziehungen in dreifsig Dienstjahren) auf ihn zurückzuführen sein. Er mufste der alten Ritterschaft Konzessionen machen, um sie für seine Reformpläne zu gewinnen. Die Umwandlung des von uns oben a. a. O. für die frühere Zeit angenommenen zweijährigen Turnus in einen dreijährigen würde eine wirksame und nicht unbillige[4]) Konzession

[1]) Mommsen, R. G. I 785. [2]) Gesch. d. Kriegskunst I 224 u. 232. [3]) Polyb. VI 19.
[4]) Die Ritter sollten dem Staate noch als Beamte und Offiziere dienen, mufsten sich also schon bei zehn gesetzlich erforderlichen Dienstleistungen fast alljährlich freiwillig zum

gewesen sein. Ein sechsjähriger Turnus dagegen, bei dem der Reiter innerhalb der dreifsigjährigen Dienstzeit nur fünfmal zur Einziehung gelangt sein würde, hätte zu den Anforderungen, die man an den Fufssoldaten stellte, in einem gar zu auffälligen Mifsverhältnis gestanden. Nehmen wir also an, dafs Servius einen dreijährigen Turnus einzuführen beabsichtigte, dann hätte er nur 300 neuer Ritter bedurft, wenn von früher her 600 vorhanden waren. Die brauchen aber nicht mehr vorhanden gewesen zu sein. Ihre Zahl konnte durch Krieg und andere Umstände bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen sein, so dafs zu ihrer Ergänzung 600 neue Ritter notwendig waren. Wenn aber die alten sechs Centurien nur ungefähr je fünfzig Mann zählten, so konnten auch die neuen nicht gut stärker gemacht werden, weil jede Centurie gleichmäfsige, d. h. eine der Zahl ihrer Mitglieder entsprechende Beteiligung an der Stellung der Offiziere und anderen Rechten beanspruchen konnte. Es führt also aufser der allgemeinen Bevölkerungsziffer auch der für die damalige Zeit bereits vorauszusetzende dreijährige Turnus zu der Annahme, dafs die 18 Reitercenturien zusammen nicht viel über 900 Reiter zählten. Erst später, als mit der vermehrten Zahl der Legionen auch mehr Reiterabteilungen gebraucht wurden, wird man die 18 Centurien auf ihren Sollbestand von 1800 Mann gebracht haben. Bestimmt überliefert wird, dafs durch den Diktator Valerius eine Vermehrung um 400 Reiter bewirkt worden ist.[1]) Man darf nicht annehmen, dafs dadurch 2200 Reiter zum Dienst bereit gestellt wurden; jene 400 sollten vielmehr nur den Effektivbestand der 18 Centurien erhöhen; sie bildeten nicht vier neue Centurien, sondern wurden in die bestehenden 18 eingereiht. Eine zweite Ergänzung erhielten dieselben während der Belagerung Vejis (im Jahre 403) durch Einführung der Reiter *equis privatis.*[2])

Alle Grundbesitzer, die nicht zur Reiterei gehörten, dienten im Fufsvolke. Nach dem Flächeninhalt ihres Besitzes wurden sie in fünf Klassen eingeteilt. Wie viel dieser Flächeninhalt für jede Klasse betragen hat, ist nicht überliefert worden. Er kümmert uns aber auch nicht.[3]) Die fünf Klassen sind für uns nur aus dem Grunde wichtig, weil an sie Bestimmungen über die Bewaffnung geknüpft waren, die auf die Gestaltung und Weiterentwickelung des römischen Heerwesens einen wesentlichen Einflufs ausübten.

Die erste Klasse sollte sich ausrüsten mit Handspeer (Stofslanze), Schwert,

---

Dienste melden, damit sie in dem Lebensalter, in dem die Bewerbung um öffentliche Ämter beginnen konnte, die gesetzliche Vorbedingung erfüllt hatten.

[1]) Dion. Hal. VI 44. Wie diese Vermehrung nur zufällig und beiläufig erwähnt wird, so können später eingetretene in den Berichten gänzlich übergangen worden sein.

[2]) Liv. V 7, 12.

[3]) Die ursprünglichen Ansätze in Flächenmafsen sind später in Geldwerte umgerechnet worden. Als solche werden angegeben 100000 Asse für die 1. Klasse, 75000 für die 2., 50000 für die 3., 25000 für die 4., 12500 für die 5. Klasse. Es steht aber nicht fest, aus welcher Zeit diese Berechnung stammt, infolgedessen auch nicht, welchen Wert der As hat, der der Berechnung zu Grunde liegt. Die bisherigen Erörterungen der rein antiquarischen Streitfrage haben noch nicht zu einem sicheren und wissenschaftlich weiter zu verwertenden Ergebnis geführt.

Helm, Panzer, ehernem Rundschilde[1]) und Beinschienen, die zweite Klasse den Panzer weglassen und statt des ehernen Rundschildes einen mit Leder überzogenen hölzernen Langschild tragen, die dritte Klasse dieselbe Rüstung haben, aber die Beinschienen weglassen[2]), die vierte Klasse nach Dionys von Halikarnafs auch noch den Helm weglassen, nach Livius nichts weiter als Stofslanze und Wurfspeer (also keinen Schild) führen, die fünfte nach Dionys Wurfspeere und Schleudern, nach Livius Schleudern und Steine haben.

Hatte diese fünffache Abstufung einen militärischen Zweck? Nein. Dem militärischen Bedürfnis hätte eine den drei Truppengattungen der Voll- oder Schwergerüsteten und der Leichtbewaffneten entsprechende dreifache genügt. Die erste Klasse lieferte die Schwergerüsteten, die vierte und die fünfte, die keine Schutzwaffe hatte, stellten die Leichtbewaffneten, aber die zweite und die dritte Klasse können nicht als Halbschwere betrachtet werden, wenn sie auch keinen Panzer trugen und infolge dessen sich leichter bewegen konnten; denn die Erleichterung, die das Fehlen des Panzers mit sich brachte, glich der Langschild wieder aus, der weit schwerer und infolge seiner Gröfse weit unbequemer als der Rundschild war. Aufserdem gewährte der Langschild denselben Schutz, wie Rundschild und Panzer zusammen; die zweite und die dritte Klasse vermochten daher im Kampfe ganz dasselbe zu leisten wie die erste, und als später das ganze Heer den Langschild annahm und nur noch ein Teil (die Principes) eherne Panzer trug, galten die Ungepanzerten (die Hastaten) trotzdem als genügend schwer gerüstet.

Ferner war der auf dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Beinschienen beruhende Unterschied zwischen der zweiten und dritten Klasse so gering, dafs er zu einer Unterscheidung der beiden Klassen als Truppengattungen durchaus nicht ausreichte. Später haben die römischen Schwerbewaffneten überhaupt keine Beinschienen mehr getragen.[3]) Hätte man nach militärischen Gesichtspunkten eingehender spezialisieren wollen, dann hätte es näher gelegen, die ohne Zweifel aus verschiedenen Unterarten zusammengesetzte fünfte und vielleicht auch die vierte Klasse weiter zu zerlegen.

Nach der herkömmlichen Annahme soll die Abstufung der Rüstung auf dem Grundsatze der Billigkeit und ausgleichenden Gerechtigkeit beruhen, d. h. in der Absicht eingeführt worden sein, jeden Bürger bei der Beschaffung seiner Rüstung nur nach Verhältnis seines Vermögens zu belasten. Nun mufs man zugeben, dafs zwischen den Ausgaben für eine eherne Vollrüstung und denen für einen Lederschild, den sich jeder zur Not selber machen konnte, ein beträchtlicher Unterschied bestand, und dafs der, der weder Schild noch Helm, sondern nur eine Lanze oder eine Schleuder mitzubringen brauchte, ebenfalls wieder weit geringere Ausgaben hatte als ein Mitglied der mittleren

[1]) Sie hiefs daher *classis clipeata*, Paulus S. 56.

[2]) Die zweite und dritte Klasse könnten im Gegensatz zur ersten Klasse, der *clipeata*, als *classes scutatae* bezeichnet werden, Liv. VIII 8, die fünfte als *velata*. Über diese und die vierte vgl. unten.

[3]) Hierauf hat bereits Delbrück a. a. O. S. 222 hingewiesen.

Klassen. Aber wir stofsen auch hier wieder auf die Beinschiene, deren Erlafs für die dritte Klasse ebensowenig einen finanziellen Gewinn wie eine militärische Wertverminderung bedeutete.

Die Rüstungsunterschiede können also weder aus militärischen noch aus finanziellen Gründen erklärt werden. Delbrück ist daher geneigt, sie für eine rein antiquarische Konstruktion zu halten. So weit möchte ich indessen nicht gehen, denn es bleibt noch ein dritter Grund übrig, der im engsten Zusammenhang mit dem römischen Volkscharakter steht.

Das ganze römische Volk beherrschte ein scharf ausgeprägter Klassenstolz, als dessen Korrelate die auffallende Wertschätzung der Tracht und aller möglichen äufseren Abzeichen, sowie die hierüber geltenden gesetzlichen Bestimmungen erscheinen, die vor den nicht minder kleinlichen Kleiderordnungen des Mittelalters das Eine voraushaben, dafs sie auch wirklich mit peinlicher Strenge durchgeführt und viele Jahrhunderte hindurch in Kraft erhalten worden sind. Bürger, Fremde und Sklaven unterschieden sich durch ihre Kleidung, ebenso jeder Stand und jedes Alter, jeder Beamte und jeder Priester. Die Farbe und der Schnitt des Mantels, des Rockes und der Schuhe, ein breiterer oder schmälerer Purpurbesatz an Rock und Mantel, ein goldener Ring, eine Agraffe waren von höchster Wichtigkeit. Selbst der Gebrauch von Stuhl und Bank war im öffentlichen Leben nicht unterschiedslos gestattet. Im Senat safsen die verschiedenen Senatorenkategorien, im Theater die verschiedenen Bürgerstände streng voneinander gesondert. Diesen auf uraltem Herkommen beruhenden Thatsachen gegenüber darf man sich nicht wundern, wenn zu Servius' Zeiten die Vollhufenbesitzer die Kleinbauern auch in den Reihen des Heeres nicht neben sich dulden wollten und diese wiederum unter sich vom Dreiviertelhufner bis zum ehemaligen Instmann hinab gewisse Schranken gezogen haben wollten[1]), und man kann annehmen, dafs der Kleinbauer seine Beinschienen, die ihm eine etwas höhere Sprosse auf der sozialen Stufenleiter sicherten, mit derselben Befriedigung getragen hat wie der Senator seine roten Stiefel und der Ritter seinen goldenen Ring.

Auf diesen Zug des römischen Volkscharakters mufste Servius Tullius Rücksicht nehmen, wenn er die wohlhabenden Schichten des Volkes, die bei

[1]) Die gleiche Anschauung beherrscht auch die moderne Gesellschaft trotz der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht. Sie tritt hervor im Einjährigendienst und in der Vorliebe gewisser Stände und Berufsarten für gewisse Truppengattungen und Truppenteile. Sie trat in komischer Weise sogar in der rein demokratischen Einrichtung der ehemaligen Bürgerwehren, Kommunalgarden u. s. w. hervor, in denen die besseren Kreise sich für zu gut zum Tragen der Muskete hielten und mit der eigenen Büchse bewaffnet Jägerkompagnien neben den Musketierbataillonen bildeten, die niederste Volksklasse aber nicht einmal immer Musketen, sondern Piken geliefert bekam. Diese Pikenmänner entsprachen militärisch den Hastaten, sozial der fünften Klasse oder auch den später zum Dienst herangezogenen Proletariern der Römer. Umgekehrt zeigt das Heer der Athener schon im Beginn des V. Jahrh. eine weit vorgeschrittene Demokratisierung. Hier mufste der adlige Grofsgrundbesitzer mit dem Bauer zusammen in Reihe und Glied treten, ohne Anspruch auf bessere Rüstung oder einen gesonderten und bevorzugten Platz erheben zu können.

Digitized by Google

weitem das stärkste Kontingent zu stellen vermochten, für seine Pläne gewinnen wollte, und lediglich aus diesem Grunde und nach dem Grundsatze, dafs dem besseren Manne die bessere Rüstung gebühre, hat er die fünf Rüstungsstufen eingeführt. Die gesetzliche Feststellung der fünf Klassen entsprach jedenfalls im allgemeinen den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen[1]) und der Vorstellung, die sich das Volk auf Grund derselben von seiner sozialen Gliederung machte. Dafs er dabei auf Gerechtigkeit und Billigkeit nicht gar zu ängstlich Rücksicht nahm, zeigt einmal das Verfahren, die Güter nicht nach ihrem Ertrage, sondern lediglich nach ihrem äufseren Umfange zu klassifizieren, sodann die Bestimmung, dafs alle Haussöhne ohne Rücksicht auf ihre Zahl von ihrem Vater für die Klasse ausgerüstet werden mufsten, in die das Familiengut eingeschätzt worden war.[2]) Dafs diese den Vätern aufgebürdete Last viele zu unmenschlicher Selbsthilfe zwang, ersieht man ans den Gesetzen, die gegen das Beseitigen neugeborener und gegen den Verkanf erwachsener Söhne erlassen werden mufsten.

Jede Klasse zerfiel in ein erstes und ein zweites Anfgebot, in die *iuniores*, die Jahrgänge vom 17. bis zum 46. Lebensjahre, welche das Feldheer oder den Auszug bildeten, und in die *seniores*, die Jahrgänge vom 47. bis zum 60. Lebensjahre, die das Besatzungsheer bildeten. Die Dienstzeit im Feldheere betrug also 30 Jahre. Die erste Klasse vermochte 40 Centurien = 4000 Mann *iuniores* und 40 Centurien *seniores* zu stellen, die zweite, dritte und vierte Klasse je 10 Centurien = 1000 Mann *iuniores* und je 10 Centurien *seniores*, die fünfte Klasse 15 Centurien = 1500 Mann *iuniores* und 15 Centurien *seniores*. Für das Feldhcer also standen 4000 + 1000 + 1000 + 1000 + 1500 = 8500 Mann, für jede Legion 4250 Mann zur Verfügung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs diese Ziffern den gesamten zur damaligen Zeit überhaupt vorhandenen Bestand an dienstfähigen Mannschaften ausdrücken, dafs also im Heere des Servius die allgemeine Dienstpflicht vollständig durchgeführt war. Delbrück (I 230) stellt folgende, den Verhältnissen jedenfalls annähernd entsprechende Berechnung auf:

8500 *iuniores*
5000 *seniores*
1000 *equites*
500 *fabri* u. s. w.

15 000 erwachsene freie Männer

'das ist gleich einigen 50000 Freien und mit den Sklaven im ganzen etwa 60000 Seelen'. Nur scheinen mir statt der in der Gesamtzahl 13500 schon inbegriffenen *fabri* 500 *proletarii* und *capite censi* anzusetzen zu sein.

Die Klassen und Centurien waren keine natürlichen Gebilde, sondern arithmetische Gröfsen, die zunächst nur in den Listen vorhanden waren und

[1]) Mommsen unterscheidet Vollhufengüter, Dreiviertel-, Halb-, Viertel- und Achtelhufen. Auf die Gröfse der verschiedenen Güterklassen kommt hier nichts weiter an.

[2]) Lange, Röm. Altert. I 404. Auch in den modernen Staaten mufs jeder Vater alle seine Söhne ohne Rücksicht auf deren Zahl und auf sein Vermögen zum Kriegsdienst stellen und die damit verbundenen Opfer tragen. Wer heute mehrere Söhne als Einjährige dienen lassen mufs, hat weit gröfsere Opfer als ein damaliger römischer Grundbesitzer zu bringen.

von der obersten Centralbehörde durch Abzählen nnd Registrieren gewonnen werden mufsten. Leben und Gestalt bekamen sie erst, wenn das ganze Heer beisammen war und auf Grund der Listen geordnet wurde. Die Kontrolle der einzelnen Personen und ihres Besitzes, sowie die Aushebung mufste von Lokalbehörden besorgt werden. Daher teilte man das Land in Kontroll- und Aushebungsbezirke. Die drei Tribus der Geschlechter wurden aus den oben erörterten politischen Gründen selbstverständlich nicht beibehalten, sie waren aufserdem auch deshalb nicht geeignet, weil sie keinen rein lokalen Charakter mehr hatten. So wurden vier Bezirke eingerichtet, auf die man den alten Namen Tribus übertrug. Ob sich diese Viertelung auf das ganze Land oder, was allein bezeugt wird[1]), nnr auf das Stadtgebiet erstreckte, wissen wir nicht.[2]) Nur das steht fest, dafs die Aushebung und die Erhebung der Kriegskontribntion durch die Tribus erfolgte[3]), dafs aber das Kontingent jeder Tribus gleichmäfsig auf die Legionen verteilt, also dem Heere absichtlich der landschaftliche und verwandtschaftliche Charakter benommen wurde, der dem Geschlechterheere wenigstens bis zu einem gewissen Grade eigentümlich gewesen war.[4])

Es entsteht nnn die Frage, ob die Klassen nnd Centurien in der taktischen Gliederung der Legion konkrete Gestalt angenommen, d. h. ob sie die Unterabteilungen der Legion gebildet haben. Die Frage ist entschieden zu verneinen, so einfach es auch anf den ersten Blick erscheint, die 45 Centurien, aus denen sich die Legion zusammensetzte, als Feldkompagnien anzunehmen. Es ist dies taktisch unmöglich. Wie die Gliederung nnd Aufstellung des reformierten Heeres zn denken ist, wird sich aus den folgenden Erörterungen ergeben.

Die Servische Reform bezweckte in erster Linie die Verdoppelung der Legion, d. h. sie setzte neben das bisherige noch ein zweites Heer, das ebenfalls den Namen 'ausgehobenes Heer', gleiche Formation, Selbständigkeit der Verwaltung und Führung hatte. Erste Legion hiefs also so viel wie erstes Heer, zweite Legion so viel wie zweites Heer. Der Grund dieser Verdoppelung ist oben gezeigt worden; die beiden Heere sollten einander im Kriege ablösen nnd nnr im Falle der Not zugleich verwendet werden. Jedenfalls hat aber Servius mit seiner Reform noch einen anderen Zweck verfolgt, wenn dies auch in den Quellen nirgends ausgesprochen wird. Die Legion sollte einer taktischen Veränderung unterzogen nnd in eine Phalanx nach dem Muster der griechischen nmgewandelt werden. Wir erfahrcn ans Livius gelegentlich[5]), dafs das römische Heer irgend einmal so etwas wie eine macedonische[6]) Phalanx gewesen sei.

[1]) Dion. Hal. IV 14; Liv. I 43.

[2]) Nach einer anderen Überlieferung sollen dreifsig Tribus eingerichtet worden sein.

[3]) Dion. Hal. V 75; Cic. pro Flacc. 32.

[4]) Dafs auch in diesem schon nach dem Grundsatze verfahren wurde, an jeder einzelnen Abteilung die gesamte Bürgerschaft zu beteiligen, zeigt die Zusammenziehung von je drei verschiedenen Tribnskontigenten zu einer *turma*. Die Kurienkontingente blieben indessen beisammen. S. oben S. 105 und 107.

[5]) Liv. VIII 8.

[6]) Livins redet von der macedonischen, nicht von der griechischen Phalanx, weil jene als letzte und gefährlichste Entwickelnngsstufe der griechischen Phalanx den Römern als Phalanx

Wann es so war, sagt er leider nicht. Indessen, wenn es einmal ein phalanxähnliches Gebilde gewesen ist, dann kann es nur durch Servius Tullius dazu gemacht worden sein, denn das nach Tribus und Kurien geordnete und aus verschiedenen und streng geschiedenen Ständen bestehende Geschlechterheer konnte nur selbständige tiefe Schlachthaufen, aber keine Phalanx bilden, und später läfst sich kein Zeitpunkt denken, wo eine derartige taktische Änderung im römischen Heere stattgefunden haben könnte. Im J. 340 tritt uns die Manipularordnung schon als eine altgewohnte Einrichtung entgegen.

Das Wesen der macedonischen und auch der mit ihr wesensgleichen griechischen Phalanx besteht in der Linienaufstellung, d. h. einer Aufstellung in möglichst breiter Front und verhältnismäfsig geringer Tiefe und möglichst engem Zusammenschlufs der Unterabteilungen. Sie hat den Vorteil, dafs sie verhältnismäfsig viele Leute mit der blanken Waffe an den Feind bringt, eine Überflügelung erschwert und den Kampf zu einem regelrechten Frontalkampf gestaltet. Sie hat den Fehler, dafs sie schwerfällig in der Bewegung, und ihrer ganzen Anlage nach einseitig nur auf den Frontalstofs berechnet, gegen Flanken- und Rückenangriffe hilf- und wehrlos ist, dafs sie nur als festgeschlossenes Ganzes etwas zu leisten vermag, dafs sie keine Reserven kennt und, einmal geworfen und zerrissen, keinen Halt mehr hat, also alles auf eine Karte setzt. Man kann daher über ihren taktischen Wert streiten, aber sie war nun einmal damals in Italien durch die Griechen und deren Erfolge Mode geworden. Die Kriegsgeschichte zeigt nämlich, dafs alle Theorien und Überzeugungen von dem Werte dieser oder jener Aufstellung gleich der Mode in fortwährendem Wechsel entstehen, herrschen und wieder verschwinden. Dem Einflufs jener taktischen Mode vermochten sich auch die Römer nicht zu entziehen. Aber vorsichtig wie immer machten sie ihre Schlachtordnung der griechischen Phalanx nur ähnlich, nicht gleich. Worin der Unterschied bestand, wird sich sogleich zeigen.

Die griechische Phalanx bestand regelmäfsig aus lauter gleichmäfsig mit eherner Vollrüstung versehenen und, da diese kostspielige Rüstung in der Regel von den Leuten aus eigenen Mitteln beschafft werden mufste, auch aus wohlhabenden Bürgern, d. h. den Vollbauern. In Athen beispielsweise stellten die Zeugiten, die Besitzer eines Zweigespannes von Ackerpferden — die galten dort allein als Vollbauern —, das Hauptkontingent zur Hoplitenphalanx. Leichtbewaffnete standen niemals in der Phalanx, sondern bildeten eigene, wenig geübte und wenig disziplinierte Haufen. Gewöhnlich standen sie auf den Flügeln der Phalanx und eröffneten den Kampf durch einen Angriff auf die Leicht-

κατ' ἐξοχήν erschien. Sie hatte dieselben taktischen Eigenschaften und dieselbe taktische Tendenz wie die ältere gemeingriechische, nur in höherer Potenz (verdoppelte Tiefe und Sarissen). Was oben über die taktischen Vorzüge und Nachteile der Phalanx gesagt wird, gilt von beiden Arten. Es ist möglich, dafs Livius, bezw. der Autor seiner Quelle, den Unterschied zwischen der macedonischen und altrömischen Phalanx vor allem in den Sarissen der ersteren erblickte, wie Delbrück (S. 256) bemerkt. Dadurch ist aber nicht ausgeschlossen, dafs der Unterschied daneben noch in anderen Eigenschaften gefunden werden konnte.

Digitized by Google

bewaffneten des Gegners, fast niemals auf dessen Phalanx. Auf den Ausfall ihres Kampfes wurde kein Gewicht gelegt, auf ihre Mitwirkung beim Kampfe der Hoplitenphalangen wurde nicht gerechnet.

Servius Tullius vermochte an Vollbauern für eine Legion 2000 Mann zusammenzubringen. Die Normaltiefe der griechischen Phalanx betrug acht Mann; diese Tiefe durfte er in seine Phalanx nicht einführen, da die römische Taktik an ein altüberliefertes Schema gebunden war, an dem sie sicher, solange die Republik bestand, fest gehalten hat. Dies Schema stellte eine Vereinigung des Dezimalsystems mit dem Duodezimalsystem dar. Das erstere galt für die Front, das letztere für die Tiefe. Die Formel lautete also: $5, 10, 15, 20 \times 3, 6, 9, 12$.[1]) Bei der ältesten Reiterei haben wir sie in der Gestalt von 10×3 bereits kennen gelernt, beim Fufsvolke finden wir später (vom Jahre 340 ab) 10, 15, 20×6. Dasselbe Verhältnis mufs auch für die Phalanx des Servius Tullius vorausgesetzt werden. Seine 2000 Vollbauern stellte er allerdings nicht sechs Mann tief; bei dieser Tiefe wäre ihm die Front der Phalanx zu kurz geworden. Er stellte sie vielmehr nur vier Mann tief und ergänzte das fünfte und sechste Glied durch je 500 Mann zwar unscheinbarer, aber trotzdem genügend schwer gerüsteter Kleinbauern der zweiten und dritten Bürgerklasse. So erzielte er bei einer Tiefe von 6 Mann eine Front von 500 Mann, die ihm notwendig erschien, um zwischen seiner Streitmacht und der seiner Gegner das richtige Verhältnis herzustellen. Fragt man nun, warum er gerade diese Gliederordnung wählte und nicht lieber seine Vollbauern in sechs Gliedern aufstellte und damit eine einheitliche Phalanx schuf und, wenn ihm deren Front zu kurz erschien, nicht die Hopliten der zweiten und dritten Klasse als selbständige Abteilungen neben jene stellte, so sei darauf hingewiesen, dafs die Front der Phalanx einen imposanteren Anblick bot, wenn sie durchgängig aus einheitlich mit strahlendem Erz gerüsteten Leuten bestand, dafs es sicherer erschien, die sozial höher stehende Bürgerklasse, der man nach antiker Anschauung auch stets einen höheren militärischen Wert beimafs, allein in die vorderen Glieder zu stellen, vor allem aber, dafs es sich weder mit dem bürgerlichen, noch mit dem militärischen Ehrgefühl der römischen Hopliten erster Klasse vertrug, dafs Leute geringeren Standes mit ihnen im wörtlichen und damit zugleich im übertragenen Sinne auf eine Linie gestellt wurden. Die erste Klasse allein konnte auf den ehrenvollen Namen *principes*, 'die Ersten', Anspruch erheben, der ihnen damals beigelegt sein mufs, da er sich aus den Verhältnissen der späteren Zeit, in der er fortlebte, nicht mehr erklären läfst.[2]) Die Leute der

[1]) Der Aberglaube der Römer schente die Änderung dieser taktischen Zahlen nicht minder als die Änderung der für die Priesterkollegien herkömmlichen Zahlen, der Gebetsformeln und des sonstigen Rituals. Auf dieselbe Vereinigung des Dezimal- und Duodezimalsystems im Ackermafs (ein *iugerum* = 2 *actus* = $2 \times 10 \times 12$ *pedes*) und die ihr wahrscheinlich zu Grunde liegende Vergleichung des Sonnen- nnd Mondlaufs weist Mommsen hin (Röm. Gesch. I 204).

[2]) Vielleicht hatten diesen Ehrennamen, der dem griechischen πρόμαχος entsprach, bereits im Geschlechterheere die in den vorderen Reihen stehenden Patrizier geführt, und Servius übertrug ihn nur auf die von ihm geschaffene erste Bürgerklasse, die jetzt die

zweiten, dritten und vierten Klasse mufsten sich mit dem Namen *hastati*, 'Lanzengerüstete', begnügen, der aber auch für sie eine Auszeichnung war, da er besagte, dafs sie als Leute geringeren Standes die Waffe führen durften, die eigentlich nur den höheren Ständen, den Ritter- und Bauerngutsbesitzern zukam.

Dafs die Klassen gliederweise hintereinander geordnet waren, bezeugt Dionys von Halikarnafs[1]), dafs die drei oberen Klassen allein schwerbewaffnet waren, Livius.[2]) Abweichend von diesem und von unserer Darstellung legt Dionys auch der vierten Klasse noch schwere Rüstung bei, nämlich aufser Schwert und Speer den θυρεός, und betrachtet sie als noch zur Phalanx gehörig, so dafs diese sieben Glieder gezählt haben würde. Eine siebengliedrige Ordnung steht aber mit den Grundsätzen der römischen wie der griechischen Taktik in einem so offenbaren Widerspruche, dafs sie ohne weiteres zu verwerfen ist. Livius dagegen beschreibt die Leute der vierten Klasse als einfache Leichtbewaffnete, die keine Schutzwaffen und nur eine Hasta und einen Wurfspeer führten. Auch diese Auffassung ist sehr unwahrscheinlich. Gänzlich ungeschützte Speerträger vermögen weder gegen Schwergerüstete, noch gegen Leichtbewaffnete mit ihrem Handspeere allein etwas auszurichten, gegen beide sind sie hauptsächlich auf den Gebrauch der Wurfspeere angewiesen. Den Schwerbewaffneten dürfen sie sich überhaupt nur ausnahmsweise, etwa wenn jene auf der Flucht zerstreut sind, den Leichtbewaffneten können sie sich, da deren Geschosse je näher, desto sicherer wirken, nur unter schweren Verlusten auf Speerlänge nähern. Wenn sie also wirklich von ihrem Handspeer Gebrauch machen sollen, müssen sie einen Schild haben, natürlich einen ihrer Bestimmung angemessenen kleinen und leichten, wie ihn die Peltasten der Griechen später führten. Einen solchen haben nun auch die Speerträger der vierten Klasse jedenfalls gehabt, und ihn haben wir unter dem θυρεός des Dionys zu verstehen. In derselben Bedeutung findet sich nämlich das Wort auch bei Polybios[3]) verwendet. Nach diesem haben die römischen Reiter vor seiner Zeit einen θυρεός geführt. Das kann unmöglich das ungeschlachte *scutum* des römischen Fufsvolkes, sondern nur ein leichter Schild von geringeren Dimensionen gewesen sein.[4]) Dionys scheint diesen Unterschied in der Gröfse und

Stelle jener in der Schlachtordnung einnahm. Ebenso können auch die Plebejerabteilungen des Geschlechterheeres bereits *hastati* geheifsen haben. Dann würde mit der Servischen Reform ein allgemeines Aufrücken des Plebejerstandes verbunden gewesen sein. Die reichsten Plebejer wurden Ritter, die wohlhabenden Bauerngutsbesitzer wurden *principes*, was beides früher nur Patrizier gewesen waren, und die plebejischen Kleinbauern avancierten zu Lanzenträgern, während sie früher nur als leichtbewaffnete Speerwerfer und Schleuderer verwendet worden waren.

[1]) Dion. Hal. IV 16. [2]) Liv. I 43. [3]) Polyb. VI 25.

[4]) Nach Polybios a. a. O. bestand er aus Rindshaut und hatte die Gestalt eines mit einem Nabel versehenen Opferkuchens. Die Gestalt dieses Kuchens ist uns leider unbekannt. Livius nennt denselben Reiterschild *parma* (II 60, 20): mit demselben Namen bezeichnet er den Schild der Velites (XXVI 4, 4), die nach Polybios (VI 22) rund d. h. oval und aus Leder waren, und giebt ihm in Übereinstimmung mit Polybios einen Durchmesser von 3 Fufs (XXXVIII 21, 13), erklärt ihn aber für 'kürzer' als den der Reiter. Auch Polybios nennt den Schild der Velites πάρμη. Es fragt sich also, warum er nicht auch den

Schwere des θυρεός nicht gekannt, sondern nur an den grofsen der Hopliten gedacht nnd infolgedessen auch die vierte Klasse mit zu der Hoplitenphalanx gerechnet zn haben. Dafs Livius den Sachverhalt in seiner Qnelle richtig dargestellt vorfand, erkennt man daraus, dafs er bei der vierten Klasse gar nicht von einer Abschaffung des Schildes, sondern von einer Veränderung redet. Aber er erklärt nicht näher, worin sie bestanden hat.[1])

Was man aber auch über die Scuta der Hastaten und über den Bericht des Livius denken mag[2]), darin mufs man ihm entschieden recht geben, dafs die vierte Klasse nicht zu den Hopliten gerechnet und deshalb auch nicht als ein ständiges Glied der Phalanx betrachtet und verwendet wurde. Ihr Verhältnis zur Phalanx wird man sich folgendermafsen zu denken haben.

Sie hatte ihren bestimmten Standort hinter der Phalanx nnd bildete, allerdings mit einem Respektsabstand von einigen Schritten, thatsächlich ein siebentes Glied, aber nur ein ungleichartiges Reserveglied.[3]) Dies sollte der Phalanx ins Handgemenge folgen und, wenn eine Unterstützung erforderlich wurde, auf sie aufschliefsen und den Stofs verstärken. Aus diesem Grunde war auch die Kopfstärke dieser Klasse ebenso wie die der zweiten und dritten genau einem Phalanxgliede gleich.

Reiterschild so nannte. Offenbar war die πάρμη etwas anders gestaltet als der Reiterschild und dieser dem *scutum* ähnlicher als der *parma*, d. h. nicht rund, sondern, wie das *scutum*, länglich-viereckig und mit einem *umbo* versehen. Auf die längliche Gestalt deutet anch das 'kürzer' bei Livius und dessen Angabe über die Länge. Was ein Reiter auf dem Pferde mit einem Rundschilde angefangen haben soll, der mehr als 3 Fufs, also etwa einen Meter im Durchmesser hatte, ist unfafsbar; eher denkbar ist ein schmaler Langschild von 1 Meter Länge. Auch die *parma* der Velites war jedenfalls nicht kreisrund, sondern ein Oval, und Polybios meint mit seiner Angabe von 3 Fnfs im Durchmesser den längeren Durchmesser des Ovals.

[1]) Die Worte lanten: *In quarta classe . . . arma mutata, nihil praeter hastam et verutum datum.* Unter *arma* sind die Schutzwaffen verstanden, die bei der ersten und zweiten Klasse unter dieser gemeinsamen Bezeichnung einzeln aufgezählt werden, *galea, clipeus* bezw. *scutum, ocreae, lorica.* Den Gegensatz bilden die *tela*, Angriffswaffen, *hasta* und *gladius.* Also heifst *arma mutata*: 'die Schutzwaffen wurden verändert'. Die Schntzwaffen sind aber schon bei der zweiten Klasse, die das *scutum* anstatt des *clipeus* erhält, und bei der dritten Klasse, der die *ocreae* genommen werden, verändert worden. Es müfste also logisch richtig heifsen: 'Die Schutzwaffen wurden abermals verändert.' Unter allen Umständen aber müfste eine sachliche Erklärung und Spezialisierung der Schntzwaffenänderung gegeben werden. Aus Dionys ersehen wir, dafs die *galea* bei der vierten Klasse weggefallen ist; das hätte auch Livius hier angeben müssen. Aus unserer Erörterung ergiebt sich, dafs er zweitens die Ersetzung des *scutum* durch die *parma* hätte anführen müssen. Drittens erwartet man eine logische Scheidung von *arma* und *tela.* In der Qnelle des Livius ist die Sache jedenfalls richtig angegeben gewesen: *Arma mutata, galeae ademptae, pro scutis parmae datae, telorum nihil praeter hastam et verutum datum.* Dafs die vierte Klasse neben der *hasta* auch *veruta*, Wurfspeere geführt hat, ist nicht ausgeschlossen; ob sie das Schwert geführt hat oder nicht, ist schwer zu entscheiden.

[2]) Mommsen und Lange nehmen an, dafs die vierte Klasse zum Teil mit Schilden ausgerüstet, zum Teil ohne Schilde gewesen sei.

[3]) Gleichartige Glieder, die ein eng zusammengehöriges Ganzes bildeten, hat es im älteren römischen Heere immer nur in der Drei- oder Sechszahl gegeben.

Für denselben Unterstützungsdienst war auch die fünfte Klasse bestimmt, die das letzte Glied bildete. Ihre Zahl betrug allerdings 750 Mann, hätte also einundeinhalb Glieder bilden müssen. Aber wir können annehmen, dafs, wie sie mit verschiedenen Waffen ausgerüstet war, sie auch in verschiedene Unterabteilungen zerfiel. Dionys nämlich schreibt ihr *σαυνία*, eine eigentümliche Art von Wurfspeeren[1]), und Schleudern, Livius nur Schleudern zu. Letzterer scheint die Wurfspeere hier weggelassen zu haben, weil er sie bereits der vierten Klasse gegeben hatte.[2]) Aber es erscheint durchaus nicht unzweckmäfsig, wenn eine Abteilung (die vierte Klasse) mit Handspeer und Wurfspeeren, eine andere (ein Teil der fünften Klasse) nur mit Wurfspeeren und eine dritte (der zweite Teil der fünften Klasse) nur mit Schleudern bewaffnet war. 500 Wurfspeerschützen können also ein Glied gebildet haben, während die übrigbleibenden 250 Schleuderer in lockeren Abständen folgten. Die fünfte Klasse hat gar keine Schutzwaffe und keinen leichten Schild mehr, sie war nur durch ihre Kleidung geschützt. Daher können wir in ihr wohl die oft genannten, aber verschieden erklärten *velati* erblicken, die Ganzleichten. Sie würden dann die *classis velata* oder die *classici velati* im Gegensatz zu den *accensi velati* gewesen sein (s. u.).

Die Unterscheidung von sechs eigentlichen Phalanxgliedern und zwei Reservegliedern würde eine rein theoretische Fiktion gewesen sein, wenn die letzteren keine andere praktische Verwendung gefunden hätten. Dafs sie die gefunden haben müssen, ergiebt sich schon daraus, dafs sie überhaupt bewaffnet und auch verschieden bewaffnet waren. Es ist zunächst nicht ausgeschlossen, dafs sie kurz vor dem Zusammenstofs mit den Feinden von ihrem Platze hinter der Phalanx über diese hinweg ihre Geschosse schleuderten, durch eine oder zwei Salven die Ordnung und Ruhe der gegnerischen Phalanx störten und ihrer eigenen den 'Einbruch' in jene erleichterten. Aber sie haben aufserdem von ihren verschiedenen Fernwaffen einen weit ergiebigeren Gebrauch schon lange vor dem Zusammenstofs der Phalangen gemacht und diesem vorgearbeitet, indem sie vor der Front ihrer Phalanx ausschwärmten und den Kampf mit einem Schützengefecht eröffneten. Aus der Art ihrer Aufstellung und der entsprechenden Verschiedenheit ihrer Fernwaffen ist ersichtlich, dafs dies Ausschwärmen in drei Linien nacheinander stattfand. Zuerst gingen die am weitesten nach hinten stehenden Schleuderer vor, die den Feind mit ihren Geschossen bereits aus weiter Entfernung zu erreichen vermochten. Ihnen folgten die Speerwerfer, um ihre nicht so weit fliegenden Wurfspeere zu schleudern,

[1]) Das *σαυνίον* war wahrscheinlich ein schwerer Wurfspeer ähnlich dem noch zu erörternden *pilum*. Mit der *hasta* zugleich konnte es schwerlich von einem und demselben Manne geführt werden. Daher hat Livius wohl recht, wenn er der vierten Klasse *veruta*, leichtere Wurfspeere zuschreibt.

[2]) Vielleicht gefiel ihm auch das Fremdwort *σαυνίον* nicht, und umschreiben konnte er es nicht, weil er von seiner Beschaffenheit so wenig eine Vorstellung hatte wie von der der *hasta velitaris* (XXVI 4, 4), bei deren Erklärung er sich in einem Zirkelschlufs bewegt, oder von der der Sarissen, die er vor dem Zusammenstofs wie die römischen *pila* zu Boden werfen läfst (XXXVIII 8).

Digitized by Google

sobald die Feinde näher herangekommen waren. Und als Unterstützungstruppe rückte endlich die vierte Klasse in die Schützenlinien ein, die nach Versendung ihrer Wurfspeere mit ihren Handspeeren und (leichten) Schilden den feindlichen Leichtbewaffneten zu Leibe zu gehen vermochten. Erst wenn das schwere Fufsvolk der Feinde ernstlich nachdrückte, zogen sich die Schützenlinien hinter ihre Phalanx zurück und nahmen den ihnen angewiesenen Platz wieder ein, um mit jener zusammen vorzurücken. Der wesentliche Unterschied zwischen den Reservegliedern und den sechs eigentlichen Phalanxgliedern bestand also darin, dafs diese, lediglich zum Nahekampfe in geschlossener Ordnung bestimmt, ihren Platz niemals verliefsen, während jene als 'fliegende Truppe' in erster Linie als Schützen ausschwärmten und erst in zweiter Linie der Phalanx sich anhängten.

Auf diese Weise war es Servius gelungen, unter gewissenhafter Beachtung der altrömischen Grundsätze, nach denen die verschiedenen Bürgerstände bezw. Bürgerklassen verschieden bewaffnet, nach Rang und Stand hintereinandergestellt und in sechs Gliedern geordnet werden mufsten, in seiner Phalanx das griechische Vorbild doch auch noch darin zu erreichen, dafs sie — bei sechs nominellen und formellen — thatsächlich mit acht Gliedern ins Handgemenge ging. Dafs sie trotzdem nicht als eine echte Phalanx im griechischen Sinne gelten konnte, ist klar. Sie bildete kein eigentliches Hoplitenheer, sondern ein Konglomerat verschiedenartig bewaffneter und zum Teil nur lose zusammenhängender Glieder.

————	1. Glied	1. Klasse: *clipeati* oder *principes*.			Hopliten-phalanx
————	2. "				
————	3. "				
————	4. "				
————	5. "	2. "	*scutati*	*hastati*	
————	6. "	3. "			
————	7. "	4. "	*leves* (*parmati*)		
————	8. "	5. "	*velati*	*iaculatores* *funditores*	
....					

Noch verwickelter als die Frage nach der Tiefe der Phalanx ist die nach der Einteilung ihrer Front. Nach der gewöhnlichen Annahme sollen die Centurien des Census auch die Unterabteilungen der Phalanx gebildet haben, so dafs jeder Bürger aus der Nummer seiner Censuscenturie hätte entnehmen können, welcher Kompagnie oder Centurie des Heeres er angehörte. Man bedenkt dabei nicht, dafs diese Einteilung der Servischen Phalanx taktisch nur bei den zwanzig Centurien der ersten Klasse durchführbar gewesen sein, dagegen für die übrigen Centurien eine völlige taktische Auflösung notwendig gemacht haben würde. Man stelle sich einmal vor, dafs jene zwanzig Centurien, wie es nicht anders hätte sein können, in vier Gliedern, in einer Centurienfront von 25 Mann und in einer Gesamtfront von 500 Mann nebeneinander aufmarschiert waren. Hinter ihnen hätten zunächst die fünf Centurien der zweiten Klasse nebeneinander aufmarschieren und jede sich in ein einziges

Digitized by Google

Glied von 100 Mann auseinanderziehen müssen. Darauf hätten sich die fünf Centurien der dritten Klasse in derselben Weise entwickeln müssen u. s. w. Das würde ein ebenso zeitraubender wie verwickelter Aufmarsch gewesen sein. Ein weiterer Übelstand würde darin bestanden haben, dafs die Centurien der vier unteren Klassen, die doch beim Antreten und bei ihren Übungen im Lager nicht regelmäfsig ein hundert Mann langes und einen Mann breites Band bilden und sich auch nicht immer in endlosem Gänsemarsch bewegen konnten, für den gesamten übrigen Dienst mehrere kleine Glieder hätten formieren müssen, diese ihre gewohnte Ordnung aber in der Schlachtordnung, wo jeder eigentlich nur das anwenden soll, was er zuvor gelernt hat, hätten wieder aufgeben müssen. Ferner würde sich jede dieser Centurien über die Frontlänge von vier Centurien der ersten Klasse erstreckt haben. Wenn sich diese aus irgend einem Grunde voneinander hätten trennen müssen, würde jede der dahinterstehenden Centurien, die jenen natürlich folgen mufsten, in vier Teile zerrissen worden sein. Ihre Centurionen endlich würden über ihre langgestreckten, eingliedrigen Kompagnien weder Übersicht noch Gewalt gehabt haben. Wir können den Römern nicht zutrauen, dafs sie sich durch eine derartige Einteilung ihrer Phalanx eine so plumpe taktische Maschinerie geschaffen haben.

Wenn die Phalanx, wie es in allen Heeren aller Zeiten geschehen ist, durch den einfachen Aufmarsch der Unterabteilungen hergestellt werden sollte, dann war es unbedingt notwendig, dafs das Profil der Phalanx, ihr Querschnitt von der Front nach der Tiefe, auch den Unterabteilungen gegeben wurde, oder mit anderen Worten, dafs jede Kompagnie aus denselben ungleichartigen Truppengattungen und Gliedern wie die Phalanx gemischt war.

Die Analogie des Reiterheeres, dessen 30 Dekurionen und 30 Kurienkontingente und die später regelmäfsige Zahl von 60 Centurionen weisen darauf hin, dafs es auch 30 Abteilungen des Fufsvolkes von alters her gegeben hat, und dafs dieselbe Zahl oder ein Vielfaches von ihr auch in der Phalanx des Servius vorhanden gewesen ist.

Legt man dem taktischen Bau der Phalanx die Censuszahlen zu Grunde, so ergiebt sich bei 30 Abteilungen, 6 Gliedern und 3000 Mann Hopliten für die Kopfstärke einer Abteilungsfront keine rationale Zahl. Denn die Phalanxfront zählt 500 Mann, die Abteilungsfront würde also den dreifsigsten Teil $= 16^2/_3$ Mann betragen. Schon hieraus ersieht man, dafs die Censuszahlen, 2000 Mann für die erste Klasse, 500 Mann für jede der folgenden, der taktischen Einteilung nicht zu Grunde gelegen haben können. Sie könnten es aufserdem auch deshalb nicht, weil sie, wie oben (S. 118) gesagt worden ist, annähernd die Summe aller überhaupt vorhandenen dienstfähigen Leute darstellten, von denen immer ein Teil als erfahrungsmäfsig durch Krankheit u. s. w. verhindert, ein anderer für die Chargierten- und Beamtenstellen in Abzug zu bringen war. Damit steht die Thatsache im Einklang, dafs sich das römische Heer weder vor noch nach Servius Tullius jemals nach ganzen oder halben Tausenden, sondern immer durch Vervielfachung oder Teilung der Zahl 300 zusammengesetzt zeigt. Diese Zahl, die auf der alten Dreizahl der Tribus und

Digitized by Google

auf der Verbindung derselben mit dem Dezimalsystem beruht, ist später als Normalzahl festgehalten worden. Den 30 Kurien entsprechen 300 Reiter und 10×300 Fufssoldaten (10 Abteilungen zu 300 Mann); im späteren republikanischen Heere bilden die Legion je 4×300 Hastaten, Principes und Leichte und 2×300 Triarier; wenn die Legion verstärkt wurde, geschah es regelmäfsig durch Hinzufügung von je 300 Mann zu den Hastaten, Principes und Leichten (1200, 1500, 1800; Pol. VI 20 u. 21). Dem entsprechend haben wir für die Servische Phalanx anzusetzen: $6 \times 300 = 1800$ Hopliten erster Klasse, je $1\frac{1}{2} \times 300$, zusammen 900 für die zweite und dritte, $1\frac{1}{2} \times 300$ für die leichten Hastaten des vierten und $2\frac{1}{2} \times 300$ für die Ganzleichten. Den Censuszahlen 2000, 500, 500, 500 entsprechen also die taktischen Zahlen 1800, 450, 450, 450, aus denen die Abteilungen formiert wurden. Nur bei der fünften war die Censuszahl gleich der taktischen Zahl, weil diese einmal keine Chargierten und Beamten stellte und zweitens leicht aus den *proletarii* und *capite censi* ergänzt werden konnte, die jedenfalls nicht grundsätzlich vom Kriegsdienst ausgeschlossen waren, sondern von Anfang an in dem Mafse dazu herangezogen wurden, wie man für sie Verwendung hatte. Jede Censuscenturie der vier ersten Klassen, die durchschnittlich wirklich hundert Mann gezählt haben wird, stellte also an Gemeinen, die die Abteilungen bildeten, 90 Mann, dazu noch jede der drei ersten Klassen an Chargierten und Beamten, die aufserhalb der Abteilungen standen, 4—6 Mann. Wurden diese Kontingente der Censuscenturien auf die 30 taktischen Abteilungen der Legion gleichmäfsig verteilt, dann kamen aus jeder Censuscenturie auf jede Abteilung 3 Mann; aufserdem stellte wahrscheinlich jede der 30 Censuscenturien der drei oberen Klassen 2 Centurionen und 2 Fahnenträger.

Wenn 1800 *clipeati* und 900 *scutati* in 6 Gliedern geordnet stehen, ist jedes Glied 450 Mann stark. So viel betrug also die Phalanxfront. Teilt man die Phalanx in 30 Abteilungen, so bekommt jede Abteilung eine Front von 15 Mann und enthält $4 \times 15 = 60$ *clipeati*, $2 \times 15 = 30$ *scutati*, zusammen also 90 Hopliten. Diese Hoplitenabteilung, die allein für die Phalanx formell in Betracht kam, zählte zusammen mit den 2 Centurionen, 2 Fahnenträgern, 2 *accensi* (Beamten), 2 *fabri*, 1 *tubicen* und 1 *cornicen* genau 100 Mann, konnte also mit vollem Rechte als Centurie bezeichnet werden. Diese Hoplitencenturie war aber natürlich etwas ganz anderes als die Censuscenturie, wenn auch die Zahl der Censuscenturien der oberen drei Klassen und die der Hoplitencenturien dieselbe war. Die Leute der vierten und fünften Klasse oder die Leichten des siebenten und achten Gliedes waren der Hoplitencenturie nur 'aggregiert' und bildeten eine Nebenabteilung, die nicht mitgezählt wurde. Indessen nahmen die 60 echten Hopliten, die Leute der ersten Klasse, innerhalb der Hoplitencenturie wieder eine besondere Stellung ein; an ihr als dem eigentlichen Stamm und der Repräsentantin der ganzen Abteilung haftete vorzugsweise der Begriff der Centurie, wie ja auch im politischen Leben die erste Klasse als die Klasse κατ' ἐξοχήν betrachtet zu werden pflegte. Daher wird sie auch einen von den Leuten der geringeren Klassen gesonderten Zug unter

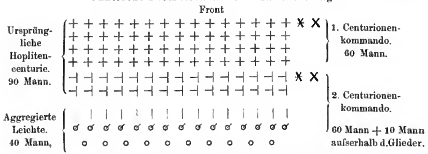
einem eigenen Centurio und eigenem Fahnenträger gebildet haben, während die hintere Hälfte der Kompagnie unter dem Befehle des zweiten Centurio und einem eigenen Feldzeichen zusammengefafst wurde. Infolge dieser Halbierung der Kompagnie und ihrer Verteilung auf zwei Centurionen verband sich allmählich der Begriff Centurie mit einer Halbkompagnie von 60 Mann als derjenigen Mannschaft, die unter dem Befehle eines Centurio stand, und man unterschied neben der Hoplitencenturie eine erste oder eine Principescenturie und eine zweite oder (gemischte) Hastatencenturie. In diesen Kommandocenturien oder Centurionenkommandos oder wie man sie sonst noch nennen mag, war die Grundlage geschaffen, auf der sich die römische Schlachtordnung später weiterentwickeln sollte.

Wir fassen zum Schlufs die gewonnenen Ergebnisse noch einmal in einer übersichtlichen Berechnung der Legionsabteilung und der gesamten Legion zusammen. Jede der 30 Abteilungen enthielt:

1. Klasse	60 Mann	in 4 Gliedern	zu 15 Mann,	*principes* oder *clipeati*
2 u. 3. „	30 „	„ 2 „	„ „ „	*hastati scutati*
4. „	15 „	„ 1 „	„ „ „	„ (*parmati* oder) *leves*
5. „	15 „	„ 1 „	„ „ „	*velati* { *iaculatores*
	120			
„ „	10 „	aufserhalb der Glieder		*funditores*
Zusammen	130 „			

Die Legion enthielt also innerhalb der Abteilungen an Gemeinen	$130 \times 30 =$	3900 Mann
Dazu Centurionen		60 „
Fahnenträger		60 „
accensi		60 „
fabri 1 Centurie		60 „
tubicines ½ „		30 „
cornicines ½ „		30 „
	Zusammen	4200 Mann

Taktische Formation der Phalanxabteilung



✗ *centurio.* X *signifer.* + *princeps clipeatus.* ⊣ *hastatus scutatus*
| *hastatus* (*parmatus*) *levis.* ♂ *iaculator.* o *funditor.*

(Schlufs folgt)

DAS DRAMATISCHE UND DAS TRAGISCHE PROBLEM IN SCHILLERS BRAUT VON MESSINA

Von Ernst Bergmann

'Schillers Brant von Messina teilt das Schicksal der Helena: sie ist, wie kein anderes Werk unseres Dichters, «bewundert viel und vielgescholten».' Mit diesen Worten leitet Bellermann in dem Buche: Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständnis, seine ausführliche Besprechung unseres Dramas ein. Die Geschichte der Kritik des Dramas beweist, wie sehr er berechtigt ist, jenes Citat aus Goethes Faust an die Spitze seiner Abhandlung zu stellen: durch eine reiche Blütenlese von Aussprüchen der Kritik kann er seine Behauptung stützen. — Fragen wir uns nun, wie es möglich ist, dafs ein und dasselbe Werk so geteilter Beurteilung ausgesetzt sein kann, dafs die einen — Schiller selbst eingeschlossen — der Ansicht Goethes sind, dafs 'durch die Erscheinung der Braut von Messina der theatralische Boden zu etwas Höherem eingeweiht sei'[1]), die anderen es für einen 'ekelhaften Spuk aus zusammengemischter Hölle und Himmel'[2]), oder für 'eine sehr geistvolle, aber nichtsdestoweniger gelehrt verkünstelte, einseitig philologische Studie nach der Antike'[3]) halten, so ist die Antwort nicht schwer: der Anspruch, mit dem das Drama auftritt, als eine Nachahmung des Sophokleischen Ödipus, und damit als ein Versuch zur Wiedererweckung des antiken Schicksalsbegriffes im modernen Drama zu gelten, hat den klaren Blick der Beurteiler getrübt und das Drama fremdem Mafsstab unterworfen. Dazu kommt, dafs geistlose Nachahmer Schillers sich der hingeworfenen Schicksalsidee begierig bemächtigten, sie in romantischer Weise weiterführten, entstellten und zur Karikatur herabzerrten, somit dazu beitrngen, die Mutter all dieser sinn- und gedankenlosen Schicksalstragödien, die aus solchem Treiben entstanden, nm ihren guten Rnf zu bringen. — Wie ein reinigendes Wetter fährt in all den Wust von Erklärungen und Auffassungen Carl Weitbrechts Einleitung zu seiner Erläuterung des Dramas.[4]) Eindringlich warnt er davor, 'mit vorgefafsten Meinungen und Theorien' an das Stück heranzutreten und 'nach der antiken Tragödie, und nach der sogenannten Schicksalstragödie' zu schielen. Vielmehr solle man das Stück selbst, 'wie es als einzigartige Schillersche Tragödie einmal vorliegt', auf sich wirken lassen 'und ihm so auch tiefer ins Innere seines dramatischen Gefüges und seiner thatsächlichen tragischen Wirkung sehen'. — Weg also mit dem fremden Mafsstab; zur Einsicht in

[1]) Schiller an Körner, 28. März 1803. [2]) Fr. H. Jacobi, Auserles. Briefwechsel II 338.
[3]) Hettner, Gesch. d. deutsch. Litt. im XVIII. Jahrh. III 2, S. 319 (3. Aufl.).
[4]) C. Weitbrecht, Schiller in seinen Dramen.

Schillers Prachtwerk brauchen wir nichts weiter als gesunden, unbefangenen Menschenverstand — und alle die Phrasen zergehen wie Nebel vor der Sonne!

Das unselige Hineintragen der Schicksalsidee in das modernste aller Dramen des modernsten unserer klassischen Dichter geht nun freilich auf diesen selbst zurück; denn unzweifelhaft hat Schiller die Absicht gehabt, mit Sophokles um die Palme zu ringen[1]) und der Idee des Notwendigen durch den antiken Schicksalsbegriff einen äufseren Ausdruck zu verleihen; aber ebenso unzweifelhaft ist — wenigstens für mich —, dafs ein guter Genius ihn vor dem traurigen Schicksal bewahrt hat, die sogenannte Schicksalstragödie des Sophokles mit ihrem sinnlos und willkürlich waltenden Verhängnis wieder zu neuem Leben zu erwecken.[2]) — Wie nun das Allgemeinverständnis der ganzen Dichtung und die Wertung des Tragischen darin unter dieser Auffassung und dem sich daran hängenden Streit der Meinungen gelitten hat, so auch die klare Erkenntnis des dramatischen Problems. Versuchen wir es daher, um nicht in denselben Fehler zu verfallen wie jene, Schiller aus sich selbst zu erklären, und halten wir uns an sein eigenes Wort, vor allem an das, welches er am 19. März 1799 an Goethe schrieb: er suche seine Gedanken auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung zu richten, und zwar auf einen von freier Erfindung, nicht auf einen historischen, sondern auf einen blofs leidenschaftlichen und menschlichen.

I

Ich begründe die Besprechung des dramatischen Problems auf die Theorie Freytags — Technik des Dramas[3]) — und rufe in den folgenden Sätzen die Hauptzüge dieser Theorie kurz ins Gedächtnis zurück. — Was heifst Handlung? Was heifst: es geschieht etwas in einem Drama? Selbstverständlich kann nicht die ganze Fülle der Geschehnisse in Betracht kommen, sondern nur das, was den dramatischen Fortschritt bedingt; also in erster Linie die Seelenbewegungen, die Leidenschaften, 'welche sich bis zum Willen und zum Thun verhärten'. Denn Seelenbewegungen, Leidenschaften an sich darzustellen, welche sich nicht zum Wollen und Handeln entwickeln, ist bekanntlich nicht die Aufgabe der dramatischen Kunst; dramatisch ist, 'was wird, nicht, was als ein Gewordenes Staunen erregt'. Demgemäfs soll die dramatische Person 'menschliche Natur darstellen', 'ein grofsartig und leidenschaftlich bewegtes Innere, welches danach ringt, sich in die That umzusetzen, Wesen und Thun anderer umgestaltend zu leiten'. — 'Energie der Empfindung, Wucht der Willenskraft, Beschränktheit durch leidenschaftliches Begehren' sind deshalb die Eigenschaften, welche dem dramatischen Menschen vorzugsweise anhaften und bei ihm 'in Thätigkeit' erscheinen sollen. — Natürlich brauchen diese Seelenvorgänge 'nicht an jeder der dargestellten Personen vollständig sichtbar' zu werden, 'aber die Hauptpersonen müssen davon erfüllt sein'; sie

[1]) Schiller an Humboldt, 17. II. 1803.

[2]) Hierüber beabsichtige ich in einem weiteren Aufsatze zu handeln.

[3]) S. d. 2.: Was ist dramatisch? S. 16 ff. (5. Aufl.).

müssen 'ihr Wesen in der angegebenen Weise kräftig, reichlich und bis zu den geheimsten Falten des Innern darlegen'. — Diesen Sätzen möchte ich noch einige vortreffliche Ausführungen Bellermanns anfügen, da auch von ihnen der Gang meiner Untersuchung mit bestimmt wird.[1]) — Indem uns der Empfindungs- und Gedankenausdruck handelnder Personen gegenwärtig vorgeführt wird, kommt die Handlnng vor unseren Augen zu stande, einem bestimmten Ziele zustrebend. Diesen Punkt, 'auf den die Bewegung des Stückes hingeht', können wir das Ziel des Dramas nennen, und er mufs in jedem Drama vorhanden sein, da man doch immer angeben können mufs, was die Handelnden eigentlich wollen. 'Da nnn das Drama stets einen Kampf darstellt' — dieser Satz ist besonders beachtenswert —, 'so wird das Ziel von einer Person oder Partei erstrebt, während die andere, das sogenannte Gegenspiel, es zu hindern sucht nnd jene Bestrebungen kreuzt'. Dies Ziel darf nie aus den Augen verloren werden, es mufs 'für alle Teile des Dramas wirklich den Pnnkt bilden, auf den alle Personen hinstreben'. Nnn ist aber für die Tragödie 'ein anderer Punkt noch mafsgebender für die einheitliche Gliederung des Dramas. Es ist nämlich in dem Getriebe der Handlung immer ein Punkt vorhanden, wodnrch die Handlung tragisch wird, d. h. es mufs sich in jeder Tragödie die Stelle bezeichnen lassen, bei welcher der tötliche Ausgang des Ganzen zur Notwendigkeit wird, welche also das Stück zur Tragödie macht'. Dies 'tragische Ziel' ist jedoch 'nicht ein Ziel der handelnden Personen, welche es im Gegenteil oft gar nicht ahnen, sondern des Dichters'. 'Es ist die That, bei welcher dem Zuschauer die Unlöslichkeit des Konfliktes, d. h. die Gewifsheit aufgeht, dafs der Held sich mit Notwendigkeit sein eigenes Grab gräbt.' Dieser letztere Ausdruck ist wichtig; denn er besagt nichts anderes, als dafs der Held, d. i. der Hauptträger der Handlung, selber an seinem tragischen Ausgang schnld (womit natürlich nicht gesagt wird, dafs er auch 'schnldig' sein müsse!), dafs sein eigener Charakter die Ursache seines Untergangs sein soll. — Nehmen wir dies alles zusammen, so ergiebt sich die wichtige Folgerung, dafs das Ziel der Handlung und das tragische Ziel in engster Verbindung stehen, ja in einem Punkte einmal zusammenfallen müssen. — Es ist demnach die Frage nach der Handlung eines Stückes oder dem Träger derselben von der nach den tragischen Elementen des Dramas gar nicht zu trennen: der Träger der Handlung mufs in erster Linie auch der tragische Held sein, oder das Tragische mufs an ihm am ausgeprägtesten in Erscheinung treten. — Was das dramatische Problem, also die Handlung, in Schillers Braut von Messina anbetrifft, der Hiecke[2]) nachrühmt, dafs 'an ihrem granitnen Grundbau ohnmächtig alle klügelnde Kritik zerschelle', so wird ihr von Bellermann zunächst im allgemeinen Einheitlichkeit nnd Straffheit nicht abgesprochen[3]), er findet, 'dafs nirgends ein Schritt vom Wege ist, dafs man kein Glied entfernen könne, ohne das Ganze zu zerstören oder zu zerrütten';

[1]) Bellermann, Schillers Dramen I, besonders 3. Die Einheit. S. 43 ff. (2. Aufl.).
[2]) Gesammelte Aufsätze S. 326. [3]) A. a. O. II 325 ff.

und doch weifs er eigentlich nicht recht anzugeben, welches die Handlung, welches das Ziel der Handlung denn sei. Er geht von der Frage aus, von der auch wir später ausgehen wollen: Wer ist der Held des Dramas? Er beantwortet diese Frage — unter Berufung auf den Titel des Stückes, durch den Schiller die Antwort erleichtere — dahin, dafs es den Anschein habe, als wolle der Dichter alle drei Geschwister als Hauptpersonen angesehen wissen. Unter diesem Gesichtspunkte bestehe dann die Einheit der Handlung im Streben der Brüder nach Erringung Beatrices. — Abgesehen davon, dafs es sicher falsch ist, alle drei Geschwister als Hauptpersonen anzusprechen — denn Beatrice spielt, wie Bellermann gleich darauf selbst sagt, 'lediglich eine leidende Rolle' und ist demnach, wenn sie auch noch so sehr den Mittelpunkt für Interesse und Handeln der übrigen bildet, niemals Mitträger der Handlnng —, ist es anch mit dem Schlufs auf den Helden aus dem Titel eine ganz eigene Sache. Lessing hat im XXIX. Stücke seiner Hamburgischen Dramaturgie von den Titeln der Dramen gehandelt. Er unterscheidet, um es kurz zu sageu, bezeichnende, gleichgültige und irreführende Titel. Von diesen schliefst er nur die letzteren aus, da sie im stande sind, unsere Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt zu richten. — Sehen wir uns einmal die Titel Schillerscher Stücke an! Von den grofsen Dramen entnehmen nur drei ihren Stoff nicht der Geschichte — die anderen behandeln geschichtliche Ereignisse, die Träger der Handlung sind historische Persönlichkeiten. Die Titel aller dieser Dramen sind bezeichnend und verraten auch sofort den Träger der Handlung: er giebt eben dem Stücke den Namen. Es bleiben übrig: Die Räuber, Kabale und Liebe, Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder. Das mittlere hatte Schiller ursprünglich Luise Millerin genannt — erst Iffland hat ihm den jetzt gebräuchlichen Namen zugelegt. Warum? Luise Millerin war ein gleichgültiger Titel, gerade so wie Karl Moor oder Don Cesar ein gleichgültiger Titel sein würde. Dagegen: Die Ränber, Kabale und Liebe, Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder sind bezeichnende Titel — unsere Aufmerksamkeit richtet sich gleich auf den Kernpunkt der Dramen. Sehen wir von den ersten beiden hier ab und fassen wir nur die Braut von Messina ins Auge, so behaupte ich, auch der unbefangene, naive Leser erkennt ohne grofse Kombinationsgabe gleich: es handelt sich um einen Kampf zweier Brüder, dessen Gegenstand ein und dasselbe Mädchen ist. Auf diesen Kampf und die Kämpfenden wird er besonders gespannt sein — das Mädchen kann dabei eine ganz leidende Rolle spielen. — Nun stellt aber jedes Drama einen Kampf dar, in dem eine Person (oder Partei) der Spieler ist, während eine andere als Gegenspieler die Handlung jener zu hindern, ihre Bestrebungen zu durchkreuzen sucht: nur die erstere ist der Hauptträger der Handlung, der eigentliche Held des Dramas. Man sieht, der drei Personen aufzählende Titel nötigt uns, richtig verstanden, noch lange nicht, mehr als eine Person als Träger der Handlung anzunehmen. — Und so ist es: Don Cesar allein ist der Held. Ihn im Titel zu nennen, unterliefs der Dichter, da er einen frei erfundenen Stoff bearbeitete und der Name Don Cesars im Leser gar keine bestimmte Vorstellung zu erwecken vermochte.

Digitized by Google

Dazu stimmt, dafs Bellermann selbst Don Cesar für den tragischen Helden im Drama ansieht[1]): der tragische Held mufs zugleich auch der dramatische sein. Ich sagte, der Titel weist auf einen Kampf zweier Brüder um eine Jungfrau hin, also auf ein Liebesverhältnis, dem sich Hindernisse entgegentürmen. Doch davon will Bellermann nichts wissen[2]): Dies Liebesverhältnis der Brüder zu Beatrice sei keineswegs so ausgeführt, 'dafs es an und für sich als der wesentliche Inhalt des Ganzen genügen könnte'. Von einem Kampf um die Geliebte sei keine Rede, beide glaubten, 'keinerlei Hindernissen gegenüberzustehen'; Manuel liebe glücklich, Cesars 'rücksichtslose Sicherheit' lasse bei ihm keinen Zweifel am Erfolg seiner Werbung aufkommen. Ebensowenig wie die Liebe sei die Eifersucht der Brüder Gegenstand der Darstellung, da Cesar in demselben Augenblicke, wo sie in ihm erwachen könnte, sich seines Gegners durch den Tod entledigt. Alles bis zur Ermordung Manuels sei daher gewissermafsen nur eine 'Vorbereitung auf Wichtigeres und Ergreifenderes' — alle diese bisherigen Leidenschaften und Verwickelungen hätten dem Dichter 'nicht ausreichende Veranlassung zur Wahl seines Stoffes geben können'. Das könne vielmehr nur das im Hintergrunde lauernde geschwisterliche Verhältnis, 'durch dessen Aufdeckung alles andere erst den furchtbar tragischen Charakter annimmt'. 'Das Loseilen auf diese Enthüllung' ist Bellermann 'erst das eigentlich Einheitgebende in unserem Stücke'. — Natürlich sei dies nicht mehr ein Ziel der handelnden Personen, sondern des Dichters. — Mit diesem letzten Satze richtet nun aber Bellermann meiner Ansicht nach selbst seine Auffassung — oder er mufs seine eigene Theorie preisgeben — oder Schillers Braut von Messina ist überhaupt kein richtiges Drama! Bellermann fordert ausdrücklich und mit Recht ein Ziel der Handlung, das von den Handelnden bewufst erstrebt wird; hier wird das eigentliche Ziel als Handlung aber von den Handelnden nicht erstrebt, sonderm vom Dichter, dessen Ziel, nach Bellermanns vortrefflichen Ausführungen, nur das tragische Ziel ist. Also weicht das Drama von der sonstigen Gestaltung der Dramen in einem der wichtigsten Punkte ab — wenn wir nicht die Theorie opfern wollen, was gewifs nicht angeht. — Ehe wir aber annehmen, dafs Schiller in einem so wichtigen Punkte von der üblichen Gestaltung abgewichen sei, d. h. ein Drama geschaffen habe, das eigentlich kein Drama ist, verlohnt es sich, doch noch einmal zu prüfen, ob nicht Bellermann in seiner Auffassung der Handlung auf einem falschen Wege sich befindet. — Denn nicht blofs an seiner eigenen Theorie gemessen, pafst seine Auffassung nicht — man denke doch nur an die Forderung, dafs jedes Drama einen Kampf darstellen solle; hier leugnet er aber jeden Kampf —; auch mit den an die Spitze dieser Ausführungen gestellten Sätzen steht sie nicht in Übereinstimmung. Denn wie kann bei einer unbewufst erstrebten Handlung die Rede sein von Willensentwickelung zur That, wie kann der Dichter da Seelenbewegungen und Leidenschaften als sich zum Thun verhärtend darstellen, ein grofsartig und leiden-

[1]) A. a. O. S. 328. [2]) A. a. O. S. 326/27.

schaftlich bewegtes Innere zeigen? Und wenn er es doch thut, wie Schiller in der Braut von Messina, so sollen diese Seelenbewegungen mit der eigentlichen Handlung und der Erreichung ihres Zieles gar nichts zu thun haben, also gewissermafsen nur zur Färbung der Handlung dienen? Dazu sind sie viel zu bedeutsam, lenken sie viel zu sehr das Interesse auf sich, und so wird es kommen, dafs der Zuschauer das, was ungewollt sich nebenher ergiebt und doch die eigentliche Handlung sein soll, über den gewaltigen Seelenbewegungen und leidenschaftlichen Handlungen völlig vergifst. Da scheint mir ein bedenklicher Widerspruch vorzuliegen, den ich nur durch Umkehrung des Verhältnisses zu lösen vermag: Das Loseilen (besser wäre m. E. das Hingetriebenwerden) auf die Enthüllung des furchtbaren Zusammenhangs ist das in unserem Drama, was, nicht gewollt, sich nur nebenher ergiebt. Deshalb kann es nicht die Handlung selbst sein, sondern nur ein Element, welches der Handlung einen bestimmten Charakter giebt, also kein Element des Dramatischen, sondern vielleicht des Tragischen; das kann man auch schon daraus sehen, dafs es zum Bereiche des Dichters, nicht der handelnden Personen gehört. Hier haben wir bei Bellermann, wie ich glaube, die Rückwirkung der Betrachtungsweise unseres Dramas, die ich oben kennzeichnete: er nnterwirft es fremdem Mafsstab und läfst sich den Blick trüben durch den Schicksalsbegriff, der durch die Gehcimnisse und ihre Enthüllung eine besondere Beleuchtung erhält.

II

Nach diesen einleitenden Sätzen und dem Versnche, Bellermanns Auffassung als unrichtig hinznstellen, wenden wir uns nun der positiven Seite unseres Themas zu: der Frage nach der Handlung. Wir werden ihr am besten gerecht werden, wenn wir erst die Frage nach dem Träger der Handlung beantwortet haben. Als diesen bezeichnete ich bereits Don Cesar — es bedarf noch der Ausführung im einzelnen, und zwar von zwei Standpunkten aus: zunächst vom dramatischen und später vom tragischen. Wer thnt etwas in unserm Drama? Mehr odcr weniger natürlich alle Personen: alle hegen Gedanken, die sich zu Entschlüssen, Entschlüsse, die sich zu Thaten verhärten. Die Fürstin hat den Entschlufs gefafst, ihre Söhne zu veranlassen, den alten Hafs der Kinderzeit zu begraben — ihr Entschlufs, dessen Durchführung sie mit berechnender Klugheit und starker Energie beginnt, wird That, sie wirkt also umgestaltend auf das Wesen und Thun ihrer Söhne ein; beide entschliefsen sich, 'die Rechnung gegenseitig zu vertilgen', 'den Streit in des Vaters Gruft hinabzuwerfen'. So gestaltet sie die Grundlage, auf der die Handlung sich weiter entwickelt. Abermals wirkt sie, die Handlung forttreibend, auf diese ein, wenn sie die Söhne veranlafst, die 'geraubte' Schwester aus Räubershänden zu befreien. Und schliefslich ringt sie sich durch zu dem Entschlusse, Cesar zu bewegen, am Leben zu bleiben — aber ihr gewaltiges Ringen hat keinen Erfolg. Wir sehen bei Isabella zwar ein lebhaftes Handeln, aber keine einheitliche Handlung, nur ein Eingreifcn in eine solche an verschiedenen

Stellen. — Don Manuel ist mit dem Entschlusse gekommen, sich zu versöhnen, und was er dazu thun kann, das thnt er — gerade wie Don Cesar. Er hat die Geliebte geraubt und will sie nun einführen in die Burg seiner Väter; er gieht dazu die nötigen Befehle, die von seinen Begleitern bis zn einem gewissen Punkte ausgeführt werden. Endlich, als er den furchtbaren Zusammenhang seines Geschickes zn durchschauen beginnt, will er sich Klarheit verschaffen, erliegt aber in dem Augenblicke, als ihm eben die entsetzliche Ahnung znr Gewifsheit wird. — Von Beatrice, die nur einmal aus ihrer passiven Rolle heraustritt, als sie vergebens versucht, auf Bitten der Mutter den Todesentschlufs Cesars wankend zu machen, von Beatrice, Diego und dem Chor dürfen wir billig schweigen. — Es bleibt noch übrig Don Cesar! Auf ihm mufs, da wir bei Isabella nnr einzelne zerstückelte Handlungen, bei Beatrice nur leidvolles Sein sahen und Don Mannel verschwindet, als das Drama seinen Höhepnnkt eben erreicht, die Hauptlast der Handlung haften bleiben, wenn wir uns nicht überhaupt vergebens nach einer Handlung umsehen sollen. Auch er kommt, wie sein Brnder, mit der Absicht, sich mit ihm zu versöhnen, und der Entschlufs setzt sich in ihm zur That durch. Dann erhält er eine Meldung, die ihn treibt, die Liebe der Geliebten zu erringen und zu behaupten — sein Entschlufs wird That: mit der ganzen überragenden 'Wucht der Willenskraft' wirkt er derart auf Beatrice ein, dafs er sich selber für den beglückten Sieger halten darf. Er sieht dann, dafs der Besitz der Geliebten bedroht ist, und blitzschnell entsteht in ihm der Entschlufs, den Besitz zu verteidigen — nnd ebenso hlitzschnell wird der Entschlufs That. — Als auch er dann endlich den Znsammenhang der Dinge erfährt, beschliefst er seinen Tod, um den Mord des Bruders an sich selhst zu strafen; vorher aber ringt er noch in heifsem Kampfe mit der ganzen Energie seiner Empfindung um die Verzeihung und Neigung der Schwester — und nach beiden Richtungen hin behauptet er den Sieg, zngleich den tragischen Ausgang, zu dem er selber den Grund gelegt hat, herbeiführend. — Mit diesen Worten, die es mit dem Verhalten Don Cesars zu thun haben, ist zugleich der wesentliche Inhalt des ganzen Stückes erzählt; denn mit allem, was bedeutungsvoll sich im Drama ereignet, ist Don Cesars Geschick aufs innigste verflochten, was sich von keiner andern Person im gleichen Mafse sagen läfst. Hier sehen wir eine einheitliche, lückenlos fortlaufende Handlung mit einem ganz hestimmten, immer wieder klar erkennharen Ziele, mit der zugleich das tragische Ziel in engster Verhindung steht, indem es in einem entscheidendeu Punkte mit ihr zusammenfällt. Betrachten wir zunächst dies tragische Problem, um dann wieder unsere Aufmerksamkeit auf das Dramatische zu richten! Dafs Don Cesar diejenige Person im Drama ist, die das Tragische am ausgesprochensten an sich erfährt, oder an der die Idee des Tragischen sich am erschöpfendsten erfüllt, leuchtet wohl ohne weiteres ein: er ist es ja, der durch seine rasche That des Brudermordes dem Drama die Wendung zur Tragödie giebt. Demgegenüher kommt seinen Geschwistern, denen wir die Eigenschaft von Hauptpersonen im dramatischen Sinne durchaus absprechen mufsten nnd die wir nur als Gegenspieler bezeichnen dnrften, im

Digitized by Google

tragischen Sinne die Bedeutung tragischer Gegenmächte — und zwar äufserer — zu. — In innere und äufsere zerlegt Volkelt in seiner Ästhetik des Tragischen[1]) die Gegenmächte, an denen der Held zerschellt, die das mit der Gröfse des Helden kontrastierende Leid verursachen, oder, wenn wir es mit dem Tragischen der Schnld, wie hier, zu thun haben, wo diese Schuld selbst 'unter den Gesichtspnnkt des kontrastierenden Leides rückt'[2]), die das Schuldigwerden des Helden veranlassen. — Überall, 'wo leidvolle Schicksale vorgeführt werden, kommen auch die Gegenmächte, die Feinde, mit zur Darstellung, die das Leid verursachen', teils mittelbar, teils unmittelbar, teils auf einmal, teils in einer gewissen Reihenfolge. 'Wenn von tragischen Gegenmächten die Rede ist, so denkt jedermann zunächst an Feinde von aufsen her.' 'In der That, wo uns Tragisches begegnet, fehlen solche äufsere Feinde fast niemals; und zwar hat die tragische Person teils gegen Menschen zu kämpfen, die absichtlich ihren Untergang wollen, teils fehlt die verderbenbringende Absicht.' Als Gegenmächte können aber auch widrige Verhältnisse auftreten, 'bald durch kleine, elende Zufälle erzeugt, bald aus allgemeineren, tiefer liegenden Ursachen herausgeboren, wodurch die tragische Person in Leid und Sturz verwickelt wird'. Noch ist schliefslich zu fragen einmal nach der gröfseren oder geringeren Berechtigung dieser äufseren tragischen Gegenmächte, und dann nach dem Wissen der tragischen Person von ihnen, d. h., ob sich dieselbe der Existenz der Gegenmächte bewufst ist oder nicht. — Wenn wir anf Grund dieser Sätze, die ich Volkelts Ästhetik des Tragischen, Abschnitt 7 und 10, entnommen habe, die Gegenmächte in unserm Drama untersuchen, so ergeben sich vier Hauptgesichtspunkte. 1) Wer erregt das tragische Leid? 2) Wird es absichtlich erregt? 3) Ist die das Leid erregende Macht berechtigt? 4) Was weifs die tragische Person von ihren Gegenmächten? Das tragische Leid wird erregt — wenigstens vom Standpunkte Don Cesars aus — durch Manuel, Beatrice, die widrigen Verhältnisse, die hier allgemeineren, tiefer liegenden Ursachen entspringen, die, ohne dafs es in Wirklichkeit so wäre, den Charakter des Schicksalsmäfsigen tragen, wenigstens nach der Weltanschauung der Personen im Drama, und endlich durch seine eigene Mutter. — Die Stellung Manuels als tragische Gegenmacht zu bestimmen ist nicht ganz einfach. In Cesars Augen ist er in dem Augenblicke, wo er ihn in Beatrices Armen sieht, sein 'Feind', 'der sein vertrauend redlich Herz betrog, die Bruderliebe ihm zum Fallstrick legte'. An diesen Anblick knüpft sich für Cesar das erste tragische Leid: die Eifersucht, die sofort bei seinem leidenschaftlichen Charakter in hellen Flammen emporlodert und ihn zngleich in ein zweites tragisches Leid, in 'leidvolle Schnld' verstrickt. — Betrachten wir dagegen das Verhältnis von unserm objektiven Standpunkte aus, so erkennen wir, dafs Manuel bewufst nie Cesars Gegner, geschweige denn sein 'Feind' gewesen ist — und jetzt kann er es erst recht nicht sein, da er ja den tieferen Zusammenhang schon kennt, d. h. in Beatrice bereits die Schwester sieht. Mit dieser Erkenntnis ist aber jede Gegnerschaft

[1]) Siebenter Abschnitt. [2]) Volkelt a. a. O. Achter Abschnitt S. 156 ff. (1. Aufl.).

an sich hinfällig. — Indirekt jedoch ist er es, der Cesar 'in tragisches Leid verstrickt', insofern er ja Beatrices Denken und Fühlen beherrscht, so dafs sie Cesar ihre Liebe und ihre Neigung nicht schenken kann. — Zum zweiten sind es die widrigen Verhältnisse, die Leid und Weh schaffen — so furchtbarer Art, dafs Cesar unmittelbar nach der Enthüllung aller Heimlichkeiten den Entschlufs freiwilliger Lebenszerstöruug fafst. Diesen Entschlufs steigert und festigt Beatrice mit ihrer Weigerung, dem Unglücklichen zu verzeihen und ihm den Trost schwesterlicher Liebe zu spenden. Die Last des Leides vermehrt endlich noch die Mutter durch ihren Fluch und das Geständnis, dafs Manuel ihr geliebter, ihr besserer Sohn gewesen ist. — Bei Beantwortung der zweiten Frage: Wird das Leid absichtlich erregt? müssen wir uns erinnern, dafs wir nicht an Feinde im eigentlichen Sinne zu denken haben, und deshalb auch keinem eine verderbenbringende Absicht zuschreiben können. Von Manuel ist in dieser Beziehung schon gesprochen; die widrigen Verhältnisse kommen hier für uns nicht in Betracht, da wir sie nicht, wie der Chor, mit einem tückisch, also absichtlich waltenden Schicksal in Verbindung bringen dürfen; Beatrice will den Bruder natürlich nicht verderben — aber sie kann auch nicht sogleich vergessen, was geschehen ist, und seinem stürmischen Drängen nach Verzeihung nachgeben; die Mutter endlich bekennt, dafs sie nur 'im blinden Wahnsinn der Verzweiflung' die Verwünschungen auf Cesars 'geliebtes Haupt' heruntergerufen habe — sie ruft sie deshalb zurück. — Und wie steht es drittens mit der Berechtigung der Gegenmächte?[1]) Natürlich ist Manuel im Recht und wäre es, wenn er auch bewufst die Nebenbuhlerschaft des Bruders bekämpfte; denn er war zuerst da und, was natürlich die Hauptsache ist, er besitzt die Neigung Beatrices. Und Beatrices Abneigung gegen Cesar ist ebenso berechtigt, ihr Zögern, ihm Verzeihung zu gewähren und ihm in schwesterlicher Liebe sich zu neigen, wohl begründet; ist er es doch, der ihren Frieden gestört, der sie dem Geliebten gegenüber in Schuld gestürzt, der in willkürlicher Weise ihr Geschick zu bestimmen gewagt und schliefslich den Geliebten in ihren Armen ermordet hat. Im Auftreten der hauptsächlichsten tragischen Gegenmächte Cesars ist also eine bedeutende Berechtigung enthalten, und das wirkt der pessimistischen Grundstimmung des Tragischen entgegen: die Welt unseres Dramas macht 'einen edleren, vornehmeren Eindruck', als wenn dem Helden, durch dessen leidenschaftliche Gemütsart jener Eindruck schon wesentlich beeinträchtigt erscheint, noch Jammermenschen oder Bösewichte als Vertreter der Gegenmacht gegenüberständen. — Über die Verhältnisse läfst sich nur unter dem Gesichtspunkte ihres Seins urteilen: sie sind eben da. — Anders verhält es sich mit der Berechtigung der Mutter: sie selber wenigstens erkennt sich das Recht ab, den Sohn durch ihren Fluch noch tiefer in tragisches Leid zu stürzen und widerruft ihn deshalb. — Was weifs nun viertens Don Cesar von diesen Gegenmächten? Der erste, der als Gegenmacht wirklich von ihm empfunden wird, ist Manuel — aber diesen Feind schafft er sich rasch aus

[1]) Hierüber besonders Volkelt a. a. O. Abschnitt 10.

dem Wege, in demselben Augenblicke schon, als er sich seiner Gegnerschaft bewufst wird. Viel später erst lernt er in den Verhältnissen, d. h. in dem verhängnisvollen Zusammenhange der Dinge einen Gegner kennen, gegen den kein Kampf hilft, dem er sich beugen mufs, und endlich die Mutter und Beatrice, oder deren Abneigung, die er in heifsem Kampfe überwindet. Bis zum Höhepunkte des Dramas ist also Cesar ahnungslos, nnd deshalb sehen wir zunächst keine tragischen Kämpfe vor dem Ausbruch seiner Leidenschaft und der Ermordung seines Bruders. Auch diese Art des Tragischen hat ihre besonderen Vorzüge: 'der grelle Kontrast, in dem die Unbefangenheit, Sorglosigkeit, Heiterkeit des Helden zu den im Geheimen immer drohender anwachsenden feindlichen Mächten steht', übt 'eine eigentümliche und starke ästhetische Wirkung' aus.[1]) — Mit dem dritten Akte beginnt dann neben dem dramatischen der tragische Kampf, der, während jener bis zu einem gewissen Grade mit einem Erfolge Cesars schliefst, den tragischen Untergang herbeiführt. — Aber diese eben erwähnten äufseren tragischen Gegenmächte würden noch nicht im stande sein, allein den tragischen Ausgang herbeizuführen, wenn nicht von Cesars Seite auch etwas zu der durch sie geschaffenen Situation hinzugebracht würde. Dies Etwas mufs in seinem Charakter liegen — entweder als Wirkung innerer tragischer Gegenmächte oder als schlechthin 'tragisch gefährliche' Eigenschaft seines Gemüts. Folgen wir auch hier wieder den Spuren Volkelts.[2]) Häufig treten in der eigenen Brust des Helden Mächte auf, 'die sich gegen sein Selbst feindlich kehren und ihn innerlich zu Falle bringen'. Das sind die inneren Gegenmächte. Von solchen wird indessen 'nur dort die Rede sein können, wo die tragische Persönlichkeit gespalten ist, wo sich in ihr ein feindlicher Gegensatz aufthut'. Dieser innere Gegensatz mufs jedoch 'von der Person, in der er stattfindet, auch wirklich als Zwiespalt, als Zerklüftung gefühlt werden; die Person mufs spüren, dafs ihr Selbst gespalten, von sich abgefallen ist, und dafs der eine Teil den andern und das ganze Selbst in inneres Verderben zieht'. — 'So ergeben sich innere Kämpfe und Zerrüttungen, ein Wechsel von Aufraffen und Niederlagen, von vergeblichem Widerstand und fortschreitenden innerem Zusammenbruch.' Wie steht es in dieser Hinsicht um Don Cesar? Wir können nicht behaupten, dafs er — zunächst bis zur Ermordung seines Bruders betrachtet — innerlich gespalten sei. Vielmehr ist es eine Natur aus dem Vollen heraus und nur von einem gewaltigen Herrenwillen beherrscht, ihm alles andere in und aufser sich unterordnend. Der Zwiespalt aber, der thatsächlich vorhanden ist in Cesars Brust, nachdem er sein Geschick in seinem ganzen Umfange erfahren hat, kommt für unsern Zweck nicht mehr in Betracht: das tragische Ziel ist ja schon erreicht. Was nun folgt, ist nur ein kurzes Schwanken zwischen Lebenwollen und Sterbenmüssen, zwischen dem Streben nach dem Genufs höchster Glückseligkeit in Beatrices Armen und dem charaktervollen Festhalten an der einmal beschlossenen Entsagung durch freiwillige Lebenszerstörung. Dies Schwanken ist für

[1]) Volkelt a. a. O. Abschnitt 7 S. 117. [2]) Abschnitt 7 und besonders 13.

den tragischen Ansgang ohne Belang; wie dieser unabhängig von jenem als notwendig geschaffen wurde, so kann er durch dasselbe wohl aufgehalten, nicht aber aufgehoben werden. — Mit inneren tragischeu Gegenmächten haben wir es also bei diesem Helden nicht zu thun; sehen wir zu, wie wir sonst aus diesem Charakter die Notwendigkeit des Tragischen erklären können! — Wenn wir diesem Charakter vom Standpunkte des Tragischen gerecht werden wollen, müssen wir ihn zu den 'tragisch gefährlichen' Charakteren rechnen. — Das Tragische kommt dadurch zn stande, 'dafs bestimmt geartete Menschen und bestimmte Lagen zusammenwirken'. 'Die tragischen Keime, die in einer Person liegen, können durch die Beschaffenheit der umgebenden Verhältnisse entweder zu beschleunigter Entwicklung gebracht, oder zurückgehalten, oder vielleicht gänzlich unterdrückt werden.' 'Das Gleiche gilt von der tragischen Situation: die tragischen Gefahren, die in einer Situation liegen, können durch die Beschaffenheit der in sie hineingestellten Personen entweder zur Entladung gebracht, oder gehemmt, oder gänzlich beseitigt werden.' — Nun giebt es aber Personen mit absolut tragisch gefährlichem Charakter, Menschen von 'nnseliger Geisteskonstruktion', widerspruchsvolle, unausgeglichene Menschen, 'die an sich selber leiden und an sich selber zu Grunde gehen' (wem fiele hierbei nicht Kreons Wort ein, das er Ödipus entgegenschleudert: Solche Naturen sind für sich selbst — mit Recht — am schmerzlichsten zu tragen!), oder 'stark einseitige Charaktere: Menschen von ungestümer Liebesleidenschaft, von ungebändigtem, trotzigem, gewaltthätigem Herrscherwillen, Menschen, die von einem wilden, rasenden Dämon getrieben werden'. Ein solcher Mensch ist Don Cesar! Während die Situation an sich noch nicht immer ausreicht, das Tragische zu begründen, würde Cesars Charakter allein ausreichen, seinen tragischen Untergang herbeizuführen. Er trägt gewissermafsen den Keim des Todes in sich; er ist überhaupt eine Persönlichkeit, die schlecht in die Welt pafst — und somit ist es gut, dafs er stirbt. Das erkennt er auch selbst: nicht durch sein reuiges Weiterleben, durch 'bufsfertige Sühne' seiner That kann er den Fluch lösen — sondern nnr dnrch seinen Tod. Denn lebt er weiter, so ist nicht abzusehen, ob nicht noch weitere Frevelthaten seines leidenschaftlichen Gemütes folgen, und zeugt er gar Kinder, so wird sein unseliger Charakter wieder weiter vererbt, der Fluch stirbt nicht aus im Hause der Fürsten von Messina, nnd eine Frevelhandlung wird auch in Zukunft die andere 'in festgeschlossener Kette grausend anfassen'. Nehmen wir demgegenüber an, dafs an Cesars Stelle Manuel stünde, so ist wohl zu denken, dafs der tragische Ausgang hätte vermieden werden können; jedenfalls hätte es nicht zum Brudermord zu kommen brauchen. Ein flüchtiger Blick auf die Charaktere der Brüder wird das erklären. Trotz gemeinsamer Grundzüge sind sie doch himmelweit verschieden. Eignet beiden der starre, unbeugsame Herrenwille, so erscheint er doch bei Manuel wesentlich gemildert durch einen Hang zum Sinnen und Sichinsichversenken. Wie hat die Liebe auf ihn verklärend gewirkt: schon kommt er ohne Hafs zur Versöhnung mit dem Brnder! Wie zart und fein erscheint der rauhe Krieger, der Bruderhasser, im Verkehr mit der Mutter, die ihn stets für

'ein Kind des Segens' gehalten hat und ihn ungescheut ihren 'besseren Sohn' nennt; wie zart und innig erzählt er von seiner Liebe, wie umgiebt er mit sorgender Geschäftigkeit die Geliebte! — In Cesar erscheint dagegen der harte Familienzug in seiner schroffsten Ausbildung: er ist die absolute Herrennatur, die nichts kennt als Durchsetzung der eigenen Persönlichkeit. Bei aller Ritterlichkeit und aller äufseren Achtung vor der Mutter und Beatrice kommt doch gerade im Verkehr mit den beiden Frauen dieser Zug besonders zum Durchbruch. Er ist der echte Sohn seines bis zur Barbarei rohen Vaters, während Manuel mehr die Züge von der Mutter hat. So ist es also nicht unmöglich zu denken, dafs die ruhigere Art Manuels eher zu einer friedlichen Aussprache als zur Entscheidung mit dem Dolche gedrängt hätte. Wie freilich Cesar die Eröffnung, dafs Beatrice seine Schwester sei, getragen hätte, das ist eine andere Frage. Jedenfalls aber bietet die Situation, so zugespitzt sie an sich ist, doch noch nicht die Notwendigkeit tragischen Ausgangs: der stammt allein aus Cesars Charakter, aus seiner ungebändigten Leidenschaftlichkeit, die in dem tragischen Kampfe 'den Angriffspunkt für die feindlichen Mächte' bildet. Dem Ansturm dieser äufseren Schicksale ist nun Cesar nicht gewachsen; die Erregung, in die ihn die Ereignisse der letzten Tage versetzt haben: die Versöhnung mit dem Bruder, die Begegnung mit der wiederaufgefundenen Beatrice, der Raub der Schwester und nun gar der Anblick der Geliebten an der Brust des Bruders reifst ihn fort zur raschen That des Mordes. — Suchen wir nun zu bestimmen, welcher Art des Tragischen die Braut von Messina beizuzählen ist![1]) Dafs sie dem Tragischen beizuzählen ist, bedarf wohl keines Beweises; haben wir doch 'die Darstellung aufsergewöhnlichen Leides': ein Bruder ermordet den Bruder, er liebt seine eigene Schwester, ohne es zu wissen, er zieht den Fluch der eigenen Mutter auf sich herab, und die neugewonnene Schwester wendet sich schaudernd von ihm ab, da sie in ihm nur den Mörder des Geliebten und des Bruders sieht. Und dies aufsergewöhnliche Leid kommt unabgeschwächt zur Geltung und ist sogar noch durch erschwerende Umstände — eben den geheimnisvollen Zusammenhang der Dinge — gesteigert. So haben wir es zu thun mit dem Tragischen der erschöpfenden Art, also vom Standpunkte des Tragischen aus mit einer höheren Form desselben, da es den Untergang im vollen Umfange herbeiführt. Dem äufseren Untergang geht ein innerer vorher: der Cesar des fünften Aktes ist nicht mehr der frühere; seine frische, ungestüme Kraft ist gebrochen. Er ist ernster geworden, und reinere, höhere Gedanken erfüllen seine Seele. Ein tiefes Gefühl sowohl des Leides, das auf ihn gehäuft ist, als der Schuld, die er auf sich geladen hat, als der Verpflichtung den Mord zu strafen, erfüllt ihn. Mit diesen Gedanken, dieser abgeklärten, milden Stimmung erfüllt sucht er den Tod, den er nicht als vollgültige Sühne seiner Schuld ansieht, sondern nur als äufserliches Äquivalent des von ihm vergossenen Bruderblutes. Da die Menschen, die das Drama uns vorführt, menschliche Gröfse besitzen, das Mittelmafs nach Seite ihrer Stellung und ihres Charakters meist

[1]) Vgl. Volkelt a. a. O. Abschnitt 4 5 8 11 12.

überragend, so kommt das den tragischen Eindruck hervorbringende nnd verstärkende Kontrastgefühl voll zur Geltung. Wir sagen uns: Menschen, die zu Glück nnd Glanz berufen sind, geraten in Unglück — auf der verheifsungsvollen Grundlage der Versöhnung der Brüder baut sich nur Weh nnd Leid auf, Sturz und Untergang! Aber das Tragische erhält noch eine neue Färbung, und jedenfalls auch eine weitere Vertiefung, da die Braut von Messina ein Beispiel ist für 'das Tragische der Schuld', eine besondere Ausgestaltung des Tragischen. Hier rückt nun die Schuld selbst 'unter den Gesichtspunkt des kontrastierenden Leides', indem wir uns sagen: es ist entsetzlich, dafs ein Mensch, wie Cesar, so furchtbare That begehen, so unsühnbare Schuld auf sich laden mufs. Unser Wehegefühl wird verschärft, wir möchten wohl ausrufen: 'Was ist das für eine unheimliche, gefahrvolle Welt, in der gerade die aufsergewöhnliche Gröfse des Menschen, statt sich gut nnd rein auszuleben, so leicht in frevelnde Leidenschaft verwickelt wird', oder mit den Worten des Chors sprechen:

Das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich von der Höhe des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!

Zugleich aber verbindet sich mit der pessimistischen Stimmung, die uns den Sinn der Welt als tieftragisch erscheinen läfst, das optimistische Gefühl der Nemesis, der sittlichen Befriedigung, wenn wir auf den Ausgang blicken 'und den feierlichen Zusammenhang der Gerechtigkeit wahrnehmen, die wir gutheifsen'. — Darin liegt zugleich die eine Seite des Erhebenden, das gegen den im Gemüte erzeugten 'Druck des Tragischen eine fühlbare Gegenwirkung erzeugt'; durch die wehevolle Erschütterung geht etwas Befreiendes, Erlösendes hindurch. — Die andere Seite des erhebenden Momentes wird durch den doppelten Sieg Cesars erzeugt, durch den er sich die Möglichkeit schafft, nun rein und frei von dem häfslichen Gefühle des Neides in den Tod zu gehen. Es liegt eine erhabene, weihevolle Stimmung über diesem Ausgange. — Ich sagte: 'den doppelten Sieg Cesars'; denn einmal siegt Cesar im Ringen um Beatrice: sie neigt sich ihm verzeihend — und dann gewinnt er den noch gröfseren Sieg über sich selber, indem er sich in seinem Entschlusse, den Bruder an sich selbst zu rächen, nicht wankend machen läfst durch das Glücksgefühl, die in seinen Armen zu halten, die das irdische Leben 'zu einem Loos der Götter machen kann'.

III

Nachdem wir das tragische Ziel als Cesars That: die Ermordung Manuels erkannt haben, können wir wieder zum dramatischen Problem zurückkehren und das Ziel der Handlung zu bestimmen suchen. Dies Ziel ist Beatrices Liebe; die Handlung selbst ist das Streben nach diesem Ziele, der Träger dieser Handlung ist Don Cesar. — Sein ganzes Wollen und Empfinden dreht sich nur um Beatrice, um Beatrices Liebe — um die Liebe der Geliebten, als sie noch diese ihm ist, und um die Liebe der Schwester, als er sie als solche er-

kannt hat. — Diese Liebe ist aber ohne Kampf nicht zu erreichen, ohne Kampf mit der Geliebten selber und mit dem Bruder; denn Beatrices Liebe gehört Manuel im Leben wie im Tode. Und hat Manuel ihm im Leben widerstanden, ohne dafs es freilich Cesar — bis zum letzten Augenblicke — gewnfst hat, so kämpft er nach Manuels Tode mit vollem Bewufstsein mit dem toten Bruder um der Schwester Neigung. Daher verstehe ich nicht, wie Bellermann sagen kann: 'von irgend einem Kampf, einem Ringen um die Geliebte ist weder bei dem einen, noch bei dem andern die Rede; beide glauben keinerlei Hindernissen gegenüber zu stehen'. Gewifs, Manuel nicht; er ist ja im Besitz! Wohl aber Cesar, der den Besitz erringen will und dabei auf einen begünstigten Besitzer stöfst. Schon in dem Augenblicke, in dem er die Geliebte zuerst erblickte, ihre Anmut und Reinheit den Leidenschaftlichen zu heifser, wildstürmischer Liebe hinrifs, beginnt für ihn der Kampf, der Kampf mit den Verhältnissen. Denn ehe es ihm gelang, ihr seine Liebe zu gestehen, war sie verschwunden und blieb es drei lange Monde, in denen er sie suchte, rastlos, 'an aller Kirchen und Paläste Pforten, an allen offnen und verborgnen Orten'. Ein ganzes 'Netz von Spähern' hat er ausgebreitet — 'doch seiner Mühe sah er keine Frucht', bis endlich, 'von einem Gott geleitet des Spähers glückbekrönte Wachsamkeit in einer nahen Kirche sie entdeckte'. — Nun erscheinen diese Hindernisse glücklich überwunden, Cesar hat Beatrice gefunden — aber er fürchtet neue: des Zufalls tückisches Walten oder gar 'eines Dämons Neid' — und deshalb, um sie fest zu binden, redet er sie vor Zeugen als seine Gattin an. Nun glaubt er alles gethan zu haben, um ihres Besitzes sicher sein zu können — wir aber wissen, dafs es eine Täuschung ist, dafs er erst mit seinem Bruder noch abrechnen mufs, dafs er erst Beatrices Angst und Abscheu vor ihm überwinden müfste, um ihrer Neigung sicher zu sein. Der Kampf ist freilich noch nicht offen ausgebrochen, er ist gewissermafsen latent vorhanden — wenn Cesar weniger stürmisch gewesen wäre, wenn er nicht in seiner 'Beschränktheit durch leidenschaftliches Begehren' Beatrices angstvolles Verstummen für Zustimmung gehalten hätte, würde er seines Gegners bald inne geworden sein. Und dann? Ich glaube nicht, dafs er verzichtet hätte ohne Kampf. Beatrices Neigung hätte er sich zugetraut im Sturme zu erringen, und jedem Nebenbuhler hätte er die schöne Beute streitig gemacht. Denn der Fluch des Hauses, unbesonnen und leidenschaftlich zu handeln, schlägt ihm besonders die dunkeln Flügel ums Haupt: 'die Freiheit hat er und die Wahl verloren'. Und während Cesar nun dahingeht 'in thörichtem Mut', mit der ganzen Rücksichtslosigkeit seiner Herrennatur im Besitze sich wähnend und heiter, sorglos seines Sieges sich freuend, keines offnen Gegners sich bewufst, wissen wir, dafs es zunächst ein unsichtbarer Feind ist, den er fürchten mufs, der in Beatrices Brust ihm widersteht, wissen wir, dafs Beatrice für ihn nicht zu erringen ist, auch wenn es gelänge, den Nebenbuhler zu beseitigen und die Neigung der Geliebten zu erkämpfen: ein noch furchtbarerer Feind bäumt sich ihm entgegen: der unselige Zusammenhang der Dinge, die furchtbare Wahrheit, dafs er die Schwester liebt. Also Feinde ringsum! Er selbst empfindet sie

freilich nicht sogleich — doch bald kommt es ihm auch klar zum Bewufstsein, dafs die Geliebte nicht ohne Kampf zu erringen ist, nicht ohne Kampf sogar gegen den eigenen Bruder. — Als er, um die 'geraubte' Sckwester zu suchen, auszieht und nur vorher noch die Braut zur Mutter senden will, und den Garten betritt, in dem er sie unter dem Schutze seiner Ritter verlassen hat, da erfährt er von diesen wundersame Kunde: Manuels Begleiter seien gekommen, hätten mit trotzigen Worten sie selber gereizt und mit Gewalt den Eingang erzwingen wollen; sie aber hätten den Platz behauptet — schon seien Schwerter entblöfst, um dort zu stürmen, hier zu schirmen, da sei Manuel selbst erschienen, habe kurz nach des Streits Veranlassung gefragt, sie, Cesars Getreue hinweggeschickt und sei mit seinen Begleitern zu Beatrice gegangen. Kaum mag Cesar glauben, was er hört, der Grimm über seiner Ritter Behandlung schnürt ihm die Kehle zusammen. Furchtbares ahnend stürzt er, von jenen gefolgt, in den Garten und findet — Beatrice in Manuels Armen! — Er sieht mit einem Blicke den zürnenden, erregten Bruder — zürnend über Beatrices Ungehorsam, den sie ihm eben gestanden hat, erregt über die furchtbare Enthüllung der Geheimnisse — und neben ihm, mit flehender Gebärde, angstvoll erregt über Manuels drängendes Fragen, dessen tiefere Ursache sie nicht kennt — Beatrice! Also ist Cesars Befürchtung, noch möchte ein Zufall zwischen ihn und die Geliebte treten, doch nicht unbegründet gewesen! Der eigene Bruder hat ihm nachgespürt, ihm tückisch Versöhnung gelogen, um ihm so wirksamer nachspüren zu können! Und warum? — Ja, warum? Der ruhige, nüchterne Beobachter mag wohl 'warum' fragen — Cesar sieht nur die gegenwärtige Situation, und Gedanken kreuzen sich blitzschnell, sich verwirrend, in seinem leidenschaftlichen Kopfe, das Tollste reimt er sich zusammen, und plötzlich packt ihn der Dämon, läfst ihn zum Dolche greifen und Beatrices Besitz gegen den wehrlosen Bruder verteidigen. — Da haben wir den Kampf, freilich nur kurz, beiden kaum selber recht zum Bewufstsein kommend; für beide Anfang, Mitte und Ende des Kampfes in einen Augenblick zusammengedrängt — für uns aber nur eine Episode in dem schon lange heimlich schleichenden Ringen, grell beleuchtet aus dem verhüllenden Dunkel hervortretend! Wieder geht Cesar dahin, diesmal seines Sieges noch sicherer, für uns aber, die wir hinter den Schleier blicken, als ein Gerichteter, dem Tode verfallener, von seinem Ziele entfernter denn je! Das erfährt er, als auch ihm der verhüllende Vorhang fällt, als er sieht, wen er geliebt, wen er in Manuel getötet hat. Doch nun beginnt erst der heifseste Kampf für Cesar: er mufs um die Neigung, um die Verzeihung der Schwester ringen! — In starrer Verzweiflung hat die Mutter sich von ihm abgewandt, die Erregung des Schmerzes hat ihr das harte Wort herausgeprefst:

> Ermordet liegt mir der geliebte Sohn,
> Und von dem Lebenden scheid ich mich selbst,
> Der mir den bessern Sohn zu Tode stach.

So fleht er denn zu Beatrice: 'Bleib Schwester, scheide du nicht so von mir!' Mag die ganze Welt mich verdammen, die Mutter mir fluchen, nur du ver-

damme mich nicht, 'von dir kann ich's nicht tragen'. Aber Beatrice zeigt mit abgewandtem Antlitz auf Manuels Leichnam, den Mörder verurteilend durch eine Gebärde, die bedeutet: der Tote steht zwischen uns! Da beginnt Cesar ein heifses Ringen um Beatrices Neigung, und wohl ist ihm hierbei bewufst, dafs der tote Bruder sein Gegner ist! Man vergegenwärtige sich nur jene Scene, die letzte des vierten Aktes: Cesar flehend, drohend und zuletzt, als alle seine Worte vergeblich sind, trotzig; Beatrice anderseits abweisend, ohne zu sprechen oder dem schmerzlich forschenden Blicke des Bruders zu begegnen. — In seinen Reden wechselt die Sophistik der Eifersucht, mit der er der Schwester klar zu machen sucht, dafs er ja den Geliebten ihr nicht getötet habe, sondern den Bruder, und den habe er sich selbst ja auch ermordet, mit dem Versuch, der Schwester Mitleid zu erwecken; wechselt der Egoismus des Schmerzes, der sich den Gedanken ausmalt, wie alle drei Geschwister vereinigt untergehen, mit dem Ausbruche der Wut und des Neides gegen den Toten; wechselt der Entschlufs, den Bruder zu rächen durch selbstgewählten Tod, mit dem trotzigen Umschlagen der Stimmung zum Schlusse und dem schmerzlichen Aufschrei: Geh hin auf ewig! — Ja, er verschmäht es selbst nicht, ihr, Beatrice als der Ursache seiner grenzenlosen Liebe, die Schuld des Brudermordes beizumessen, und ihr Mitleid 'als einen heilgen Zoll' zu fordern! Wenn das nicht ein Kampf, ein Ringen ist, so weifs ich nicht, was überhaupt Kampf und Ringen bedeutet. Und Hindernisse sind auch vorhanden: der Bruder, die Liebe Beatrices zu ihm, ihre alte Furcht vor 'dem Jüngling mit dem Flammenauge', der sich nun noch der Abscheu gegen den Mörder ihres Geliebten gesellt. — Diesmal geht Cesar gebrochenen Mutes aus dem Kampfe, und in seiner Seele Tiefen gründet sich der Entschlufs, den Bruder zu rächen und den Fluch des Hauses sterbend aufzulösen. — Er hat abgeschlossen mit dem Leben, eine feierliche und grofsartige Ruhe ist über ihn gekommen — so trifft ihn die Mutter, die das Gerücht vom beschlossenen Selbstmorde ihres Sohnes aus ihres 'Schmerzes öden Wohnungen' getrieben hat, und stürzt ihn von neuem in den Kampf — nicht nur in den Kampf zwischen Lebenbleiben und Sterbenwollen, sondern auch wieder in das alte Ringen um Beatrices verzeihende Liebe! Und wieder bekämpft er dabei den Bruder, den er immer noch als seinen Gegner empfindet. Als Beatrice sich selber als Opfer darbietet, fafst er das so auf, als ob sie sich auch im Tode noch mit dem Geliebten vereinigen wolle, und auf ihre vorwurfsvolle Frage: 'Beneidest du des Bruders toten Staub?' antwortet er, das Vergebliche seines Kampfes gegen Manuel erkennend: 'Es lebt in deinem Schmerz ein selig Leben, ich werde ewig tot sein bei den Toten.' Da klingt zum erstenmale aus Beatrices Munde ein weicher Ton, Cesar fafst Hoffnung, dafs ihre Thränen auch ihm gelten könnten — aber noch einmal stürzt er herab von dieser Hoffnung — da endlich rührt sein tiefes Leid Beatrices Herz: sie neigt sich freiwillig an seine Brust, sie verzeiht ihm. — Er hat thatsächlich Beatrice sich erstritten! Ein Kampf voller Hindernisse, Bangen und Mühen ist damit zu seinem Ende geführt, ein Kampf, wohl wert, dramatisch dargestellt zu werden und den Mittelpunkt einer bedeutungsvollen

Handlung zu bilden! — Cesar hat freilich gesiegt — aber es ist zu spät! Auch der Schwester Verzeihung kann seinen Entschlufs nicht wankend machen, der auf dem tiefen Gefühl der Gerechtigkeit beruht:

Ich, der Mörder, sollte glücklich sein,
Und deine heilige Unschuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen — das verhüte
Der allgerechte Lenker unsrer Tage,
Dafs solche Teilung sei in seiner Welt.

Mit diesen Worten geht Cesar in den Tod, der letzte männliche Sprofs des wilden, herrischen Geschlechtes, das einst ans dem Lande kam, 'wo das Eisen wächst in der Berge Schacht', und die lachenden Gefilde Siciliens eroberte, das die Unterthanen mit harter Hand darniederhielt und 'gegen seine eigenen Glieder' — 'Greuelthaten ohne Namen, schwarze Verbrechen' aufeinanderhäufend — 'wütend mit Erbittrung' raste, das Zeuge war, wie der Sohn dem Vater die Braut raubte, der Vater die Tochter aussetzte, die Söhne, von frühester Kindheit an in unerklärlichem Hasse entzweit, sich blntig befehdeten. —

Das Ringen Cesars um Beatrices Liebe, zuerst der Geliebten, zuletzt der Schwester, ist das Thema, der eigentliche Kern der Handlnng — und diese baut sich nun folgendermafsen auf: Die prächtige, ruhig rückblickende Rede Isabellas, in der Mutterstolz und Mutterschmerz, die Empfindungen der gekränkten Gattin und Fürstin miteinander kämpfen, in der zum Schlusse sich die stolze Herrennatur der geborenen grofsen Herrscherin offenbart, bildet die Einleitung, die uns die Voraussetzungen, die Vorbedingungen der Handlung in kurzen Strichen bietet. Einer solchen Einleitung bedurfte Schiller um so mehr, als er einen Stoff bearbeitete, der auf freier Erfindung beruhte. — Darauf folgt in der zweiten Scene der stimmende Accord: das Geheimnisvolle, das im Drama eine so verhängnisvolle Rolle spielt, beginnt seine dunklen Flügel zu regen. In den folgenden Scenen wird breit die Grundlage geschaffen, auf der die eigentliche Handlung sich aufbaut: die Versöhnung der Brüder. Nnn endlich tritt das die Spannung erregende Moment ein: die geheimnisvolle Meldung an Don Cesar, seine freudige Erregung, die Andeutung eines dringenden Werkes, das ihn von hinnen treibe, sein innerer Kampf, ob er dem Bruder gestehen soll, was ihn bewegt, und endlich die Ankündigung, dafs bald die letzte dunkle Falte schwinden solle. Der Schlufs des Aktes bringt Manuels Erzählung und gewissermafsen den Beginn der Gegenhandlung, die Hindeutung anf den Konflikt. Denn schon ahnen wir, dafs beide Brüder dasselbe Mädchen lieben, und dafs der Chor Manuels ebendorthin geschickt wird, wohin anch Caesar mit seinen Begleitern geht. Eine bange Stimmung ergreift uns trotz der vorausgehenden glücklichen Ereignisse — wir sprechen mit dem Chor:

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut.

Der zweite Akt steigert unsere Spannung und bange Erwartung. Beatrice klagt, dafs Manuel sie ihren angstvollen Gedanken allein überlasse; Cesar, der Gefürchtete, erscheint und nimmt mit leidenschaftlichem Ungestüm, unter

rücksichtsloser Geltendmachung seines Herrenwillens, Besitz von der zitternden Jungfrau, den Chor bei ihr zum Schutze zurücklassend. Wir aber wissen, dafs auch Manuels Chor dasselbe Ziel hat, dafs also beide dort zusammentreffen werden; — neuer Krieg mufs die verhängnisvolle Folge sein! Und unsere bange Erwartung wird durch die folgende Szene noch gesteigert, in der die Stimmung von jubelnder Freude, überhebendem Niobestolz und frohster Erwartung zu sorgender Ahnung und endlich zu tiefer Trauer allmählich sich herabsenkt. Furchtbar erhebt es sich am Schlusse des zweiten Aktes bei uns zur Gewifsheit, dafs nicht allein die Chöre, dafs auch die erregten Brüder selbst bei Beatrice zusammentreffen werden. Bei Cesars leidenschaftlicher Gemütsart dürfen wir das Schlimmste befürchten. Dieses Schlimmste bringt der dritte Akt. Auf den Streit der Diener folgt die kurze, packende Szene des Mordes: der Höhepunkt des Dramas ist erreicht. Aber zugleich setzt die Peripetie ein: wir sehen, dafs Cesar, 'der dahingeht in thörichtem Mut', nicht mehr glücklich enden kann, wenn er alles erfährt, wir sehen die Notwendigkeit des tragischen Ausgangs geschaffen.[1]) Wie prachtvoll stimmt zu der Erkenntnis des jammervollen Endes die ergreifende Totenklage, der leidenschaftliche Ruf nach Rache, die Erinnerung an das Bild des von den Erinnyen verfolgten Muttermörders! — Der vierte Akt entwickelt dann den Umschwung weiter durch die Enthüllungen; er eröffnet aber kunstvoll zugleich eine neue Spannung: Cesars Kampf um Beatrices Verzeihung, die Fortsetzung des alten Ringens um ihre Liebe. Ernst und feierlich setzt endlich der letzte Akt ein und führt die Katastrophe, die wir schon längst als unvermeidlich erkannten, herbei, nachdem noch einmal ein Strahl der Hoffnung geleuchtet hatte. — Um diese Handlung nun schlingt sich, nicht eine besondere Handlung nebenher, sondern immer wieder innig mit jener verflochten, das, was Bellermann 'das Loseilen auf die Entdecknung' nennt. Es giebt Geheimnisse im Drama; nächst dem unbeugsamen Herrenwillen eignet den Sprossen des Fürstengeschlechts ein verhängnisvoller 'Hang zum Geheimnisvollen'. Alle haben sie ihr Geheimnis: die Fürstin ihre lange verborgen gehaltene Tochter, Manuel und Cesar ihre Liebe, die sie naturgemäfs voreinander, aber auch vor der Mutter und Manuel auch vor seinen Begleitern verbergen. Beatrice hat heimlich gegen Manuels Gebot gefrevelt und es dann nicht über sich gewonnen, dem Geliebten von dieser 'stillen Schuld' Mitteilung zu machen. Und alle diese Geheimnisse stehen in einer furchtbaren Beziehung, die ich das Geheimnis des Weltzusammenhanges nennen möchte. Zuerst wird der Zuschauer in alle diese Geheimnisse eingeweiht, deren Zusammenhang er schon bald zu ahnen beginnt, stufenweise der Chor und Don Manuel, zuletzt Beatrice, die Fürstin und Don Cesar. — Das Geheimnisvolle und seine Enthüllnng, so stark es in der Handlnng hervortritt, ist aber doch nicht die Handlung selbst, sondern lediglich ein Element des Tragischen, durch welches die eigentliche Handlung einen besonders düstern, man könnte, das Wort richtig verstanden, sagen: schicksalsmäfsigen Charakter bekommt.

[1]) Nicht durch ein thörichtes Schicksal in Gestalt von Träumen, sondern allein durch Cesars That, die aus seinem leidenschaftlichen Charakter sich ergiebt!

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

ANALOGA IM ALTGRIECHISCHEN UND ALTGERMANISCHEN EPOS

Der Zweck der vorliegenden Zeilen ist ein recht bescheidener, der nämlich, auf den Leser etwas von jener Freude übergehen zu lassen, welche der Verfasser, frisch von der Lektüre des Beowulf und der poetischen Edda herkommend, beim Genuſs der Homerischen Gedichte allemal da empfunden hat, wo er in der griechischen Welt Analoga zu Altgermanischem zu entdecken glaubte. Diese Freude selber, sie ist keine andere als die, mit welcher wir so oft im Leben unter fremden Verhältnissen unerwarteterweise auf längst Bekanntes stoſsen.

Das Vorhandensein solcher Analoga kann freilich nicht sehr verwundern, bewegen sich doch mutatis mutandis die altgermanischen epischen Dichtungen wie die altgriechischen in einer analogen Welt: im Himmel ein Polytheismus, das Widerspiel irdischer Zustände, und auf Erden, hier wie dort, die Verhältnisse eines heroischen Zeitalters. Und hier wie dort liegt dieses letztere schon weit hinter der Zeit des Dichters. Wenn einerseits Homer den Diomedes (Il. V 302 ff.) oder den Aineias (ebd. XX 285 ff.) einen Stein werfen läſst und dabei nie verfehlt zu bemerken, daſs zu seiner Zeit zwei Männer an ihm zu tragen gehabt hätten, 'solcher, wie jetzt die Sterblichen sind'[1], so deutet anderseits der Verfasser der Atlakviđa gr. beinahe mit Bedauern (Str. 44) auf Guđrun, als das letzte Heldenweib, das in die Brünne gefahren sei, die Brüder zu rächen.

Was nun zunächst die überirdische Welt betrifft, so ist interessant namentlich der Umstand, daſs in den Homerischen Gedichten sowohl als auch in der Edda offenbar seltene Ausdrücke als zu der Sprache der auſsermenschlichen Wesen gehörig betrachtet werden. Homer freilich weist solche Synonyme — denn das sind jene zumeist — durchweg den Olympiern zu (Il. I 403, II 813 f., XIV 291, XX 74, Od. X 305, XII 61), der nordische Dichter dagegen, mit seiner Fülle der Kenningar, bedenkt in dem Alvíssmál damit bekanntlich nicht nur die Götter, sondern auch die Riesen, die Zwerge, die Elfen, ja die Leute der Hel.

[1]) Vgl. auch Il. XII 378 ff

Überaus verwickelt sind beiderseits die Beziehungen der göttlichen Mächte zu denen des Schicksals und dieser beiden wiederum zu den Menschen, und fast will es uns scheinen, als sei hier der Vergleich mit den Schmetterlingsflügeln nicht eben unpassend: man glaubt sie zu fassen, und schon sind sie nicht mehr das, wofür sie gehalten sein wollen; schwerlich haben übrigens die Menschen jener Zeiten hierin klarer gesehen als wir.

Dagegen ist wieder von Interesse die Naivetät, mit welcher hüben und drüben die Schuld der Menschen sei es den Göttern, sei es den Schicksalsschwestern zugeschoben wird. An dem Unheil, das über Paris und Helena und mithin über Troja kommt, ist Zeus schuld (Il. VI 357) oder Aphrodite (Od. IV 261 f.), an der Verführung der Klytämnestra aber das Verhängnis der Götter (Od. III 269), und ganz so entschuldigt der nordische Dichter die Brynhild (Sig. sk. 5): makellos sei sie gewesen, aber die Schicksalsmächte seien dazwischen gekommen, und die Nornen hätten die verderbliche Liebesglut zu Sigurd entfacht und unterhalten (ebd. 7).[1]

Noch sind die goldgehörnten Kühe zu erwähnen, die der Riese Þrymr der Freyja zum besten giebt[2]), denn auch Diomedes verspricht (Il. X 292 ff.) der Athene eine solche, und im Palast des Nestor schmückt der Schmied die Hörner des Rindes vor unseren Augen (Od. III 382 ff. 425 f. 432 ff.).

Die himmlischen Zustände sind das Spiegelbild der irdischen im altgermanischen wie im altgriechischen Epos; auf Erden aber konzentriert sich das Leben hier wie dort um die Fürstenhöfe, heiſse der Herrscher nun Alkinoos oder Hrođgar, Gunnarr oder Priamos, und hier wie dort liegt der Mittelpunkt in der groſsen Halle. Unter den Nebengebäuden wiederum spielen beiderseits die Mühlen eine wichtige Rolle, und beiderseits betreiben Mägde diese niedrige Arbeit, fünfzig (mit den Weberinnen und Spinnerinnen) am Hofe des lebensfrohen Phaiakenkönigs (Od. VII 103 f.), zwölf am Hofe des Dulders Odysseus (ebd. XX 105 ff.). Wer, wie Lessing sich ausdrückt, seinen Homer inne

[1]) Vgl. noch Helg. Hu. II 33 u. Hamđ. 27.
[2]) Þrymskviđa 23; vgl. auch Helg. Hu. I 4.

Digitized by Google

hat, erinnert sich gar wohl jenes schönen Bildes (ebd.), wo das bei ihrer Arbeit verspätete Weib in der Mühle am frühen Morgen zu Zeus um Rache an den Freiern fleht, und ihr Herr in Bettlergestalt über das Omen sich freut; ebenso werden dem Kenner der Edda seinerseits jene Stellen beifallen, wo Loki den Byggvir höhnt, er werde wohl immer bei den Mühlen schnattern müssen (Ls. 44), wo Sinfiǫtli dem Gudmund vorwirft, bei den Mühlen die Mägde geküfst zu haben (Helg. Hu. I 36), wo endlich Helgi vor seinen Verfolgern nicht anders sich zu retten weifs, als dafs er Weiberkleider anzieht und mahlen geht (Helg. Hu. II 1, 2).

In den Frauengemächern aber waltet die Herrin mit ihren Dienerinnen. Sie weben in germanischen Landen wie in Griechenland, und in ihr Gewebe wirken sie, hier wie dort, Darstellungen der allerjüngsten Ereignisse, Helena im Palaste des Priamos die Kämpfe der rossekundigen Troer und der erzbekleideten Achaier (Il. III 125 ff.), Gudrun dagegen bei der þóra in Dänemark Episoden aus dem Leben ihres eben ermordeten Sigurd (Gudkv. II 13 ff.).[1] Noch in einer weiteren Beschäftigung der hohen Frauen stimmt das altgermanische Epos zum altgriechischen: im Halten von Gänsen. Mit einigem Stolz bemerkt Penelope (Od. XIX 536 f.):

Zwanzig Gänse hab' ich in meinem Hause, die fressen
Weizen mit Wasser gemischt, und ich freue mich, wenn ich sie anseh',[2]

und als Gudrun in Klagen ausbricht um den gemordeten Gatten, da gellen im Hofe die Gänse mit, die sie zu eigen besitzt (Gudkv. I 16, vgl. Sig. sk. 29). Wie sehr übrigens in beiden Epen die Tierwelt als mit dem Menschen empfindend vorgestellt wird, das zeigt einerseits jene Stelle der Ilias (XVII 426 ff.), wo die Rosse Achills um Patroklos trauern:

Beid' ihr Haupt auf den Boden gesenkt, und Thränen entflossen
Heifs von den Wimpern herab den Trauernden u. s. w.,

anderseits der Passus der zweiten Gudrúnarkviða, wo Gudrun den Gráni nach dem Verbleib ihres Sigurd befragt (Gudkv. II 5, vgl. Brot af Sig. 7): 'da trauerte Gráni und senkte zu Boden das Haupt; wohl wufste das Rofs, dafs sein Herr nicht mehr lebte'.

Gelegentliche Anwesenheit der Frauen im Männersaale erhöht dort die Festlichkeit: als Beowulf mit den Seinen an Hrodgars Hofe erscheint, da kredenzt ihm (613 ff.) dessen Gemahlin Wealhþeow den Methecher, und er weifs ihren Grufs gar wohl zu erwidern; Odysseus aber reicht bei seinem Scheiden von den gastlichen Phaiaken einen Becher voll Weins ihrer Königin Arete, und ihr gelten seine Abschiedsworte (Od. XIII 56 ff.). Beim Mahle selber steht in der altgriechischen wie in der altgermanischen Halle einem Jeden der Tisch gesondert (*sua cuique mensa* Germ. 22); der weintrinkende Grieche ferner kennt das Prahlen beim Becher nicht minder gut (Il. XX 83 ff.) als der biertrinkende Angelsachse (Beow. 480 ff., vgl. ebd. 1466 ff.), und die Reizrede des Unferd gegen Beowulf (Beow. 499 ff.), sie hat ihr Pendant in der Herausforderung des Odysseus durch Euryalos (Od. VIII 158 ff.). Dann fehlt weder hier noch dort der Sänger, wobei wieder von besonderem Interesse ist, dafs in der Ilias sowohl als auch in der Edda (und augenscheinlich ebenfalls im Beowulf, 2106 ff.) jeder Gebildete das Singen zur Harfe versteht — Beispiele sind einerseits Achill vor seinem Zelte (Il. IX 186 ff.), anderseits Gunnarr im Schlangengarten (Akv. gr. 32, Am. 63)[1], während die Odyssee ausschliefslich, Beowulf hauptsächlich berufliche Sänger zu kennen scheint. Zum Schmucke des Lebens gehört endlich hier wie dort das Brettspiel. Die Freier treiben es vor der Halle in Ithaka (Od. I 106 ff.), und ganz so, während des goldenen Zeitalters, die nordischen Götter (Vǫl. 11, vgl. ebd. 63); wie übrigens den alten Germanen (Tac. Germ. 24)[2], so führt die Leidenschaftlichkeit im Spiel auch den Homerischen Griechen gelegentlich zu schlimmem Ende (Il. XXIII 87 f.).

An diesen Höfen nun wächst der Knabe heran zum Jüngling, der Jüngling zum Manne, wobei der germanische wie der griechische Dichter die Vergleiche gern der Pflanzenwelt entnimmt: Helgi der Hundingtöter — die ragende Ulme (Helg. Hu. I 9), Sigurd unter den Ginkingen — der Lauch in den niedern Gräsern (Gudkv. I 18), Telemachos — ἔρνεϊ ἶσος (Od. XIV 175, vgl. Il. XVIII 56, 437).

Zu diesen Höfen streben aber auch, im altgriechischen wie im altgermanischen Epos, die Friedlosen und die Recken: Ecgþeow hat den Headolaf erschlagen — er flieht zum Königshofe der Dänen (Beow. 459 ff.), Epeigeus einen Verwandten getötet — er flieht zum Palaste des Peleus (Il. XVI 571 ff.); denn hier wie dort verlangt die Blutthat

[1]) Vgl. auch ebd. 27, Helr. Br. 1 u. Oddr. 16.
[2]) Vgl. auch Od. XV 161 f.

[1]) Vgl. auch Vǫl. 43.
[2]) Zum Schwerttanz a. a. O. vgl. Il. VII 241.

Bufse[1]) oder des Thäters Blut, und wie Achill verzichtet auf Speise und Trank, bevor er an Hektor die Rache vollzogen (Il. XIX 209 ff.)[2]), so will Vali sich weder waschen noch kämmen, er habe denn Baldrs Tod an seinem Mörder gerächt (Bld. dr. 11).

Von diesen Höfen endlich ziehen sie beide aus, Griechen und Germanen, zumeist zur Fehde (wobei, was Grausamkeit anbelangt, Ilias[3]) und Edda[4]) so ziemlich auf gleicher Höhe stehen), bald zu Lande, bald in blauschwarz geschnäbelten[5]) Schiffen, den Rossen des Meeres.[6])

Auch für die Verhältnisse des Todes treten schliefslich im altgriechischen wie im altgermanischen Epos Analoga reichlich zu Tage. Streifen wir auch hier nur das Augenfälligste, so ist zunächst die Totenklage zu erwähnen: wie dort in Troja Andromache sie anhebt um den getöteten Hektor, und rings um sie klagend das Volk steht (Il. XXIV 719 ff.), so sind auch hier um Gudrun die Männer und Weiber versammelt, klagt auch hier die Gattin um den erschlagenen Gatten (Guđkv. I). Dann das Leichentuch: Penelope gibt vor, ein solches dem Laertes zu weben (Od. XIX 138 ff.), und ein ebensolches für Sigurd wird unter anderm Gudrun angeboten für den Fall, dafs sie einwilligt in die Vermählung mit Atli (Guđkv. II 26, vgl. auch Am. 100). Die Totenfeierlichkeiten ferner: man vergleiche dazu nur etwa Il. XXIII oder Od. XXIV mit dem Schlusse des Beowulf, mit Sig. sk. oder dem bekannten Berichte des Jordanes über Etzels Totenfeier. Endlich der Grabhügel. Dem Beowulf werfen ihn auf die Ganten: 'der war hoch und breit, den Seefahrenden weithin sichtbar' (Beow. 3159 f.); von der Asche des Freundespaares Achilles und Patroklos aber und derjenigen des Antilochos heifst es (Od. XXIV 80 ff.):

Und das heilige Heer der sieggewohnten Achaier
Häufte darüber ein grofses und breitbewundertes Grabmal
Auf der Spitze des Landes am breiten Hellespontos,
Dafs es fern im Meere vorüberschiffende Männer
Sähen, die jetzo leben und spät in kommenden Jahren.

Und vom Grabhügel seines im Kampf gegen ihn gefallenen Gegners weissagt schliefslich Hektor (Il. VII 87 ff.):

Künftig sagt dann einer der spätgeborenen Menschen
Im vielrudrigen Schiffe zum dunkelen Meer hinsteuernd:
Seht das ragende Grab des längst gestorbenen Mannes,
Der einst tapfer im Streit hinsank dem göttlichen Hektor!
Also redet man einst, und mein ist ewiger Nachruhm.

Nachruhm — das ist auch dem germanischen Helden ein Ziel devoutly to be wished: Grípir enthüllt Sigurd eine düstere Zukunft, zugleich aber verweist er ihn auf ein anderes: 'eine Gnade ist gelegt in dein Leben, o Held; ein berühmterer Mann als du wird nimmer das Licht der Sonne erblicken!'[1])

Obige Stichproben rechtfertigen vielleicht den Verfasser, wenn er dem Eingangs geäufserten Wunsche diesen zweiten folgen läfst: es möchten zur vollen Würdigung dieses reichen und dankbaren Stoffes sich recht bald berufene Kräfte finden!

Rudolf Müller (Basel).

Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Publiée par Ernest Lavisse. Paris, Hachette et Cie. 1901.

Von diesem grofs angelegten Werk, dessen ersten Teil wir in den Neuen Jahrbüchern 1901 VII 509 f. angezeigt haben, liegen weiter vor der zweite Teil des zweiten Bandes, in dem Achille Luchaire die Zeit der ersten Capetinger von 987—1137 behandelt, und die beiden Teile des dritten Bandes, in denen Luchaire die Erzählung der Zeit Ludwigs VII., Philipp Augusts und Ludwigs VIII., 1137—1226, und Ch. V. Langlois den Schlufs der Capetingerperiode von 1226—1328 geliefert hat. Der Charakter des Werkes ist derselbe geblieben; es enthält neben der politischen Geschichte die der sozialen, künstlerischen, litterarischen und wissenschaftlichen Entwickelung Frankreichs, entspricht also allen Anforderungen, die heute an eine Nationalgeschichte gestellt werden. Gewaltig hebt Luchaire das Wachstum der feudalen Aristokratie unter den ersten Capetingern hervor; es bilden sich grofse Herrschaften, wahre provinziale Dynastien, welche dem Königtum gegenüber wie Herren

---

[1]) Vgl. Il. IX 632 ff., dazu Germ. 21.
[2]) Vgl. auch Il. XVIII 90 ff.
[3]) Vgl. VI 57 ff. u. XXIV 212 f.
[4]) Vgl. Regm. 26.
[5]) κυανόπρωρος, vgl. *brimdýr blásvǫrt* Helg. Hu. I 51.
[6]) ἁλὸς ἵπποι, vgl. *vágmarar* Regm. 16.

[1]) Grípisspá 53.

Digitized by Google

unabhängiger Staaten erscheinen, die jedem äufseren Einflufs verschlossen sind, vor allem dem des Königs; die Titel 'Grafen des Königs', 'Grafen des Königreichs' kommen in Abgang, weil die feudalen Fürsten nicht einmal mehr dem Namen nach Agenten der Monarchie sein wollen. Was Deutschland später wurde, ein geographischer Begriff, das und wo möglich noch weniger drohte Frankreich im XI. und Anfang des XII. Jahrh. zu werden. Da folgte *le réveil de la royauté*, wie sich Luchaire ausdrückt, unter Ludwig dem Dicken, der seit 1100 thatsächlich, seit 1108 auch dem Titel nach König war. Mit ihm tritt etwas Neues ein, was an die Rolle Preufsens in unserer Geschichte erinnert: die Monarchie beschränkt ihre Thätigkeit auf einen kleineren Raum, zieht sich fast auf den Stand *d'une seigneurie localisée* zurück, gewinnt aber an Kraft, was sie an Oberfläche einbüfst, und erlangt ein Ansehen, das nicht blofs auf der Majestät des Ranges und dem Ruhm der Erinnerungen beruht, sondern auf dem persönlichen Wert, der entwickelten Kraft, den erreichten Erfolgen. Ludwig VI. schafft eine Überlieferung, die nicht mehr abreifst, und leitet die ungeheure Entwicklung ein, welche unter Ludwig XIV. sich vollenden sollte. Unter Philipp August hat die Monarchie besonders grofse Erfolge gehabt; Ludwig IX., eine durchaus konservative Natur, die vor den Rechten anderer eine grofse Achtung hatte, begnügte sich damit, die ihm überlieferten Rechte zu behaupten; aber von ihnen etwas preiszugeben, kam ihm eben bei der Grundrichtung seines Charakters auch nicht in den Sinn. Der Kirche gegenüber war er bekanntlich so wenig der unterwürfige Frömmler, als den die Legende des Klerus ihn hinstellt, wie unser Heinrich II.; das Mittelalter hat überhaupt sehr gut zu unterscheiden verstanden zwischen den Priestern, die die Sakramente verwalteten, und den geistlichen Herren, die oft recht weltlich waren und sich Rechte anmafsten, welche für andere höchst unbequem und anstöfsig waren. So war Ludwig IX. bei aller Demut vor dem Priester als dem Stellvertreter des Heilandes unnachsichtlich gegen den geistlichen Herrscher, der weltliche Rechte an sich reifsen wollte. Wenn wir von Ludwig IX. dank den Berichten Joinvilles uns ein genaues Bild machen können, so ist das Gegenteil der Fall bei Philipp dem Schönen und seinen Söhnen. Wir erfahren von keinem Zeitgenossen etwas Wesentliches über ihre Persönlichkeiten, so dafs die einen der neueren Historiker Philipp für einen grofsen Mann erklären, andere für einen Schwächling, der alles gehen liefs, wie es ging, und den Männern, die sein Vertrauen hatten, es unbedingt bewahrte. *On ne saura jamais qui était Philippe le Bel; ce petit problème est insoluble* (III 2, 119). Unter ihm ward aber Bonifacius VIII. vom Königtum besiegt, das Papsttum nach Avignon verlegt, der Templerorden aufgehoben und beraubt, und Frankreich erhielt die Versammlung der *états généraux*, damit sie dem König gegen den Papst beistehen sollten. Damals schien die Möglichkeit eröffnet, dafs Frankreich ein freies Land würde: wenn diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, so lag der Grund zum Teil darin, dafs die drei Stände sich nicht zu verständigen vermochten; der Adel verabscheute den Klerus und verachtete die Gemeinen, und er ward von den anderen gefürchtet. So blieb dem Königtum notwendigerweise die Führung der zerklüfteten Nation vorbehalten, und daraus erwuchs allmählich im Lauf der Zeit der Absolutismus. Gottlob Egelhaaf.

Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen. Herausgegeben von Erich Brandenburg. Erster Band (bis zum Ende des Jahres 1543). Leipzig, B. G. Teubner 1900.

Erich Brandenburg hat im ersten Bande seines Buches 'Moritz von Sachsen' so vieles Neue beigebracht, dafs man gespannt darauf sein durfte, das geschichtliche Beweismaterial dafür vorgelegt zu erhalten und so zur eigenen Prüfung der Sache befähigt zu werden. Namentlich hat er den Nachweis angetreten, dafs Moritz in der grofsen Krisis des Jahres 1546 noch nicht mit der Selbständigkeit verfahren sei, welche man bisher ihm zutraute, dafs er vielmehr von den Ereignissen sich treiben liefs und namentlich durch König Ferdinands geschickte Manöver halb gegen seinen Willen zur Schilderhebung gegen seinen kurfürstlichen Vetter gedrängt wurde. Brandenburg hat nun im Auftrag der Kgl. sächsischen Kommission für Geschichte es unternommen, die gesamte politische Korrespondenz des Herzogs und späteren Kurfürsten in vier Bänden herauszugeben. Der erste Band liegt, XXIV und 761 Seiten stark, vor und enthält den Briefwechsel der Jahre 1529—1543; vor den Regierungsantritt Moritzens, der am 18. August 1541 erfolgte, fallen 195 Schriftstücke, nach ihm 361. Brandenburg hat alle Schriftstücke von rein örtlichem oder territorialgeschichtlichem Inter-

esso ausgeschieden und nur das aufgenommen, was für die Stellung des Dresdener Hofes zu den grofsen Zeitfragen von Wichtigkeit ist. Überwiegend werden Briefschaften mitgeteilt, die von Moritz ausgehen oder an ihn gerichtet sind; doch werden auch andere berücksichtigt, wenn sie geeignet sind, dem Hauptzweck der Sammlnng zu dienen. Vieles wird im vollen Wortlaut abgedruckt, anderes gekürzt; Kürzungen sind in Kursivschrift, die wörtlichen Wiedergaben in Antiqna gegeben. Mit all dem kann man nur einverstanden sein, und die Umsicht in der Behandlung der Texte wie die Zuverlässigkeit der Arbeit verdienen das höchste Lob. Der ausgezeichnete Eindruck, den Brandenburgs Biographie Moritzens bei dem Leser hinterlassen hat, kaun durch dieses Quellenwerk nur bestätigt und verstärkt werden. Wir können nur zwei Bemerkungen nicht zurückhalten. Einmal sollte unseres Ermessens in der Wiedergabe der Texte noch ein resoluter Schritt weiter gethan und, da nach B.s richtiger Anschauung S. XXI doch ein philologisch genauer Abdruck der Vorlagen nicht am Platze ist, geradeswegs Zeichensetzung und Schreibart der Gegenwart angewandt werden. Dadurch würde die Lesbarkeit der Texte sehr gesteigert werden, und der sozusagen historische Charakter der Schriftstücke würde, soweit etwas daran gelegen ist, durch Beibehaltung der ursprünglichen Ausdrucksweise, an der niemand rüttelt, doch gewahrt bleiben. Es hat wirklich keinen Sinn, das eine Mal *mych*, das andere Mal *mich* zu drucken, und was derart mehr ist. Zweitens verstehen wir nicht, nach welchen Grundsätzen Brandenburg die sprachlich erklärenden Anmerkungen behandelt hat. Das eine Mal wird uns z. B. S. 17 gesagt, dafs *nerichs* = närrisch, *dosch* = deutsch ist; dafs aber *sundeygen* = sündigen ist, was man aus dem Text selbst l. c. schwerer versteht, wird nicht gesagt, und so wird öfters geschwiegen, wo entweder eine Erklärung oder das Zugeständnis von Wert wäre, dafs Brandonburg selbst der Sinn der Stelle nicht zweifellos feststeht. Was heifst z. B. S. 13 *dehn dysze practicken seynt mir meyn leben lang dahn*? was: *ich wil yhn, ab got wyl, mit faren*? In dieser Richtung sähen wir gern beim zweiten Bande eine folgerichtigere und erspriefslichere Praxis angewandt, nnd Brandenburg ist ja ganz der Mann dazu sie zu bethätigen.

Inhaltlich enthält dieser erste Band noch keine Aktenstücke, die anf die grofsen Entscheidungen Licht werfen, an denen Moritz beteiligt war; diese sind ja erst später erfolgt. Aber die Vorbereitung der grofsen Entscheidungen können wir hier doch schon studieren, und für die Kenntnis der Personen fällt reiche Ausbente ab. Welchen Einblick in die damalige Art des sozialen Verkehrs der Geschlechter untereinander und welchen Einblick in die derbe Natur der Herzogin von Rochlitz eröffnet es, wenn wir S. 17 ihre Ergüsse über die Verlobung ihres blödsinnigen Schwagers Friedrich lesen und den cynischen Hohn vernehmen: *Ich habe sorge, wan sey im bet zusammen kummen, werden sey es auf welsch machen; E. L. versted mich wohl. Er west vorwar nich, wo er mit hin sol.* Für Georg v. Carlowitz ist bezeichnend der Brief Nr. 17 vom 17. Okt. 1538, in welchem er den Protestanten zumutet, sie sollen — 17 Jahre nach Worms! — von ihrem Bekenntnis abstehen und sich gegen Kais. Maj. und die übrigen Stände erbieten, 'dafs sie die Reformation leiden wollen nach Mafsgabe der apostolischen Kirche, der vier Konzilien nach den Aposteln und wie es also tausend Jahr nach der Himmelfahrt Christi ist gehalten worden'. Wenn sie das nicht thun wollen, so können sie nicht als Christen geachtet werden; 'es sei Baptist oder Lutherist, wer wider die Kirche handelt, der handelt wider Gottes Ordnung'. Es ist ganz der Standpunkt seines Herrn, des Herzogs Georg, den der Minister hier entwickelt; die Kirche ist nicht römisch, aber katholisch, und von ihr darf man sich schlechterdings nicht losreifsen. Die römischen Neuerungen, die seit dem tausendsten Jahr nach Christi Himmelfahrt eingerissen sind, gedenken Georg und Carlowitz nicht zu verteidigen; auch sie sind wider die wahre apostolische und katholische Kirche; aber für den Angenblick brennt ihnen etwas anderes auf die Nägel: die Eigenwilligkeit der 'Lutheristen', und diese gilt es zu brechen. Der Einflufs von Carlowitz und seinen Gesinnungsgenossen, wenn sie auch seit dem Herrscherwechsel Wasser in ihren Wein schütten mufsten, hat den jungen Herzog auch vermocht, auf das am 24. Okt. 1541 ergangene Ersuchen Johann Friedrichs, er möge den schmalkaldischen Bundestag in Speier beschicken, ablehnend zu antworten: 'sein Vater Heinrich sei bisher dem Bunde nicht beigetreten; er selbst wolle zwar Sachsen und Hessen, falls sie angegriffen würden, treulich beistehen, vermöge sich aber, ehe ein solcher Fall eingetreten sei, nicht zu binden. Nach diesen Grundlinien ist diese Angelegenheit nunmehr richtig zu stellen: Moritz vertrat den

Standpunkt, dafs, trotzdem er und sein Vater 1537 in den Bund aufgenommen waren, doch diese Aufnahme nicht Rechtskraft erlangt habe, weil Heinrichs Leistungen zum Bund und demgemäfs das Mafs seiner Stimmberechtigung nicht geregelt worden waren (s. hierzu Brandenburg, Moritz von Sachsen I 182—184). An dem Schlag gegen Heinrich von Braunschweig hat aber Moritz teilgenommen, und der Vertrag, der hierüber zwischen ihm, Johann Friedrich und Landgraf Philipp am 26. Oktober 1541 in Naumburg zu stande kam, ist als Nr. 228 S. 225—231 erstmals mitgeteilt. Der Herzog wird als Landfriedbrecher in Sachen Goslars bezeichnet und die Pflicht anerkannt, diese dem 'evangelischen Verständnus' angehörige Stadt 'mit göttlicher Hilf zu retten und zu beschirmen'. Der von Moritz vorbehaltene Fall, dafs ein Stand angegriffen sein müsse, wenn er helfen solle, war hier unfraglich gegeben. Der Kurfürst soll zu dem Zweck der Hilfe 8000 niederländische, der Landgraf 6000 oberländische Knechte annehmen; fremde Reiter sollen 2100 geworben werden. Dazu soll das Ganze zur evangelischen Verständnus gehörige Geschütz stofsen; auch soll das Landvolk aufgeboten werden. Will der Schmalkaldische Bund nicht teilnehmen, so werden die drei Fürsten das Werk trotzdem vor sich nehmen, und alles, was gewonnen und erobert wird, soll in drei gleiche Teile geteilt werden. Die Art, wie sich die drei Fürsten so aufserhalb des Bundes eine Politik der freien Hand vorbehalten, ist nach mehrfacher Hinsicht gewifs sehr merkwürdig. Die steigende Entfremdung zwischen den beiden wettinischen Linien tritt in einer Reihe von Aktenstücken deutlich hervor. Wie die kurfürstlichen Reiter im März 1542 Wurzen besetzt haben, schreibt der Herzog seinem Schwiegervater nach Kassel: 'Wir befinden von Tage zu Tage, je länger, je mehr, dafs ihme an unserer Freundschaft nicht soviel als an deme gelegen, wie er sein Land erweitern möcht, ob auch solchs mit unsers lieben Brudern und unserem Schaden geschehen sollte.' Derlei Wahrnehmungen mufsten in Dresden die Stimmung erzeugen, Gleiches, wo sich Gelegenheit bot, mit Gleichem zu vergelten; der meifsnische Adel (der überhaupt nicht protestantisch gesinnt war, noch von Herzog Georgs Tagen her, und in der Verdrängung Julins Pflugs vom Naumburger Bischofsstuhl eine Beleidigung und eine Schmälerung seiner Rechte erblickte) gofs Öl ins Feuer, und so ward allmählich jene Stellungnahme vorbereitet, durch die Moritz den Kurhut, aber auch den grimmigen Hafs aller Evangelischen gewann — Dinge, in deren Einzelheiten uns die kommenden, von uns mit gerechtfertigter Spannung erwarteten Bände einführen werden.

Gottlob Egelhaaf.

H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Zweiter Band. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1901. X, 441 S.

Mit diesem zweiten Bande ist das schon im vorigen Jahrgange S. 651 ff. eingehend besprochene Werk mit erfreulicher Schnelligkeit zum Abschlufs gebracht. Die Vervollkommnung ist auch in dem hier gebotenen, Substantiv, Adjektiv und Pronomen umfassenden zweiten und dem die Partikeln als Satzbindemittel behandelnden dritten Teile nicht geringer als im ersten Bande. Äufserlich wird dies durch die 441 Seiten gegenüber nur 144 der ersten Auflage bewiesen; für die innerliche Vertiefung und Durcharbeitung sprechen namentlich so umsichtige und feinsinnige Ausführungen wie S. 9—29 über Apposition und Attribut, welche die neuesten Zusammenschiebungen wie 'Antrag Kanitz' an einen Faden mit der uralten Wortzusammensetzung anzureihen wissen, oder S. 61 ff. die Begründung, warum Städte- und Ländernamen ohne, Berg-, Flufs- und Waldnamen mit Artikel stehen, S. 91 die Erklärung solch starrer Formen wie 'drei Fafs Wein', S. 147 f. die Entstehung der innerlich unerklärlichen Fügung 'ich fürchte mich' aus 'ich fürchte mir' unter dem Einflufs gehäufter Fügungen der 3. Person 'er fürchtet sich'; S. 199 ff. die Zurückführung der schwachen Adjektivform auf die Substantivierung; S. 283 ff. die Schritt für Schritt fortschreitende Veranschaulichung der Entwickelung der Einordnung aus der Beiordnung im allgemeinen und der Zeit- aus der Raumanschauung, des Folge- und Absichtssatzes aus dem Substantivsatze im besonderen. Wenn man solche Ausführungen mit den entsprechenden Abschnitten bei Erdmann und seinem Fortführer Mensing vergleicht, so kennzeichnet sich das Wesen beider Darstellungsarten deutlich als Entwickelung hier und Registrierung dort.

Doch im allgemeinen war ja die Art unseres Werkes schon beim ersten Bande charakterisiert; die Frage, die dagegen dort noch offen gelassen werden mufste, war die nach der Auskömmlichkeit des Wunderlichschen Systems. Sie wird im wesentlichen bejaht werden können; denn die unlogische Zweiteilung des 3. Teiles in Pronominal-

partikeln und Bindepartikeln, was ja jene auch sind, wird sich leicht in eine Dreiteilung: Bindewörter pronominaler, adverbialer und nominaler Herkunft verwandeln lassen, bei der dann die substantivischen Bindewörter wie 'maſsen', 'weil', 'zumal', die partizipialen wie 'gesetzt', 'während', auch 'sofern', 'obschon', 'obgleich' nicht mehr unter den Tisch zu fallen brauchten. Ebenso wird die Vollständigkeit des deutschen Satzbaues schlieſslich doch auch die Aufnahme der Adverbien und Präpositionen fordern, deren Ausschlieſsung S. 304 doch nur schlecht bemäntelt werden kann.

Im einzelnen vermisse ich die Ausnützung der subjektlosen Schaltsätze, wie sie S. 279 ff. zusammengestellt sind, für die Erklärung des freien Beisatzes oder der nachfolgenden Apposition im Nominativ auch nach obliquem Kasus S. 19; die Behandlung des Genetivs neben dem Possessiv, wie sie S. 147—151 so überzeugend über den Dativ neben diesem geboten wird, und S. 51, wo übrigens versehentlich Ordnungszahlen steht, die andere mundartliche Form 'ein Jährchener' achte (= ein J. oder achte), die doch wohl auf eine andere Erklärung führt. S. 30 ist bei der kurz vorher aufgestellten Forderung der Unzweideutigkeit die Gutheiſsung des letzten Beispiels nicht verständlich, da darin doch sicher eine Zweideutigkeit im Sinne von § 388, 2 meines 'Sprachlebens²' vorliegt, ebenso wie S. 131 die Gleichsetzung des Dativs und Accusativs bei 'nehmen'. S. 157 ist in der Anmerkung aus mitteldeutschen Schildern wie 'Zum drei Rosen' zu viel geschlossen, da sächsisch der Dativ Pluralis allgemein so zusammengezogen wird. Endlich scheint mir die Annahme einer 'Relativfunktion' der Partikel 'und' denn doch gar nicht so irrtümlich, wie S. 408 ohne überzeugenden Beweis behauptet wird; denn es ist ebenso widerspruchsvoll, daſs sich 'und' infolge einer Erweiterung seines Gebrauches in der neueren Sprache in so alte Formeln wie *in elliu diu und es tete* gedrängt haben soll, als daſs 'die Partikel in die Verbindung der pronominalen Bestimmung mit dem übrigen Satze zu einer Zeit eingriff, als das Gefüge noch lockerer war'; denn ohne das Dazwischentreten von 'und' war überhaupt kein Gefüge da!

Doch das sind ein paar dürftige Einzelheiten, die gegenüber der Fülle gediegensten Inhaltes nichts sagen wollen. Bedeutsamer ist ein anderer Wunsch, den ich für eine gewiſs nicht ausbleibende neue Auflage hätte, lediglich behufs bequemeren Schöpfens aus dem reichen Born des Werkes. Es ist eine andere Einrichtung oder wenigstens eine Ergänzung des Registers, das jetzt eine der Inhaltsübersicht vor dem Buche doch recht ähnliche feinste Gliederung des Stoffes ist, aber eigentlich deutlich nur zu dem Kenner des Systems redet; praktisch wirds erst, wenn es die Typen heutiger Fügungen so aufweist, daſs über sie auch gelegentlich schnell einmal Aufschluſs geholt werden kann.

Theodor Matthias.

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Entstehungs- und Bühnengeschichte von Max Herrmann. Nebst einer kritischen Ausgabe des Spiels, sowie Bilder- und Notenbeilagen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1900. VII, 293 S.

Das Buch verdient eine Empfehlung auch an dieser Stelle ebensowohl wegen der methodisch umfassenden Behandlung, die Goethes launigstem Fastnachtsspiel hier zum erstenmal auf dem Hintergrund der gesamten verwandten Litteratur zu teil wird, als wegen der Fingerzeige und Ergebnisse, die es gleichzeitig für die Goetheforschung überhaupt bietet. Als 'voll von Volksliedern' hatte das Spiel ein gleichzeitiger Kritiker bezeichnet. Hier wird dieses Urteil zum erstenmal verständlich, indem die Anregungen und Elemente aufgedeckt werden, die es den in solcher Ausdehnung noch wenig ausgenützten 'Schöneraritäten-' oder Guckkasten-Dichtungen und neben dem wirklichen Jahrmarktstreiben dessen Widerspiegelung in einer bisher überhaupt noch nicht gewürdigten Gattung von Jahrmarktsopern und — zahlreich aufgenommenen — Bildern der Hoch- und Kleinkunst verdankt. Eine vollständige solche Operette ist das Spiel in der zweiten Bearbeitung von 1778 geworden, zu der Auna Amalia unter dieser Bezeichnung die Musik setzte und Herrmann bei der Partitur sieben neue Bänkelsängerstrophen gefunden hat. In der ersten Bearbeitung, die Herrmann für die Auftritte in kürzeren, vorwiegend dreihebigen Versen in den Dezember 1772, für die in vierhebigen Knittelversen in den Februar bis März 1773 setzt, war es weniger und doch auch mehr: ein launiges Weltbild im Spiegel einer Litteraturkomödie, in deren Form zugleich die Fühlung mit der einheimischen Überlieferung und der allgemeinen, verachteten Volkskunst wiedergewonnen war.

Die allgemeinen Beiträge zur Goetheforschung stecken, abgesehen von vielen gelegentlichen Hinweisen auf die Schwächen der sogenannten 'Modellphilologie', die gerade bei unserem Stück allerdings von Wil-

manns und Scherer auf die Spitze getrieben worden war, besonders in den Abschnitten 'Der Einflufs des Hans Sachs' (S. 60—110) und 'Kleine Geheimnisse' (S. 145—161). Zwischen den beiden in der Auffassung des Spieles einander gegenüberstehenden Methoden, der der Goethischen Modellphilologie, die für jede Rolle ein wirkliches Modell nachweisen möchte, und der gegnerischen Düntzers, der jede persönliche Beziehung leugnet, wird in dem zweiten Abschnitte eine mittlere Stellung eingenommen, die im ganzen wohl abgemessen ist; nur die Beziehung des Marktschreiers, zumal der Verse 405—432, auf den Giefsner Professor Chr. Heinr. Schmid hätte der Verf. Scherer und R. M. Werner wohl zugestehen dürfen, und auch für den Zigeunerhauptmann (und seinen Burschen) hoffe ich an anderer Stelle die S. 148 beliebte Deutung auf Käufer widerlegen und ihre Beziehung auf die Kritiker Herder (und Goethe) als zwingend darthun zu können. Die wichtigsten Ergebnisse des anderen Abschnittes sind folgende: Goethe hat von Hans Sachs zwar direkt den Namen 'Schönbartspiel' und gelegentlich die naive Art der Szenenführung und Anachronismen entlehnt, aber schon bei den vielen Zeitwörtern auf -iren ist hanssachsisch nur die Verwendung zu bequemen Reimen, nicht die häufige Anwendung überhaupt, die schon dem jungen Juristen Goethe eignete; ebensowenig beruht die Auslassung des Subjektspronomens in Wahrheit auf Nachahmung des Nürnbergers, und der sogenannte Hans Sachs-Vers Goethes ist in seinem Bau gar nicht hanssachsisch, sondern ganz ähnlich dem karikierten Hans Sachs-Vers oder Knittelvers des Andreas Gryphius.

Der Anhang ermöglicht einen höchst bequemen Vergleich der älteren und der jüngeren Fassung, von einigen Bereicherungen des kritischen Apparats zu schweigen, und auch die Geschichte der Neubearbeitungen für die Bühne (S. 201—231) nebst den Musikproben am Schlusse ist lehrreich und für alle wichtig, die einer Aufführung des Scherzspieles nähertreten wollen, und das könnten schliefslich gar gut auch Deutsch- und Musiklehrer in Gymnasialprimen sein.

Theodor Matthias.

GOETHES SHAKESPEAREFEIER am 14. Oktober 1771

Als einziges litterarisches Zeugnis der durch Herder angeregten Begeisterung und der Verehrung Goethes für Shakespeare in der Strafsburger Zeit hat sich der Aufsatz oder die Rede: 'Zum Shakespeares Tag' erhalten. Die von Goethe selbst unterschriebene Handschrift war lange Zeit im Besitz der Familie F. H. Jacobis und ist, wie in der Sophienausgabe (XXXVIII 286) berichtet wird, im Februar 1890 von Herrn Alexander Posonyi in Wien auf einer Berliner Auktion für 2060 Mk. erworben worden. Der Herausgeber fügt seinem Bericht über die Handschrift hinzu: 'Die Blätter gelten manchen für ein Sendschreiben zum Williams-Tage des Salzmannischen Kreises in Strafsburg, bestimmt am 14. Oktober 1771 als «Andacht liturgischer Lektion» verlesen zu werden — doch wissen wir nicht, ob das neben Lerses schwächlicher Festrede geschah —; vielleicht hat Goethe sie an demselben Tage mit gewissen Änderungen in Frankfurt vorgetragen (vgl. Briefe II 3). Gelangten die Blätter überhaupt nach Strafsburg? Wie kamen sie dann zu Goethe zurück? Oder hat er ein Mundum für sich angefertigt und dies später Jacobi geschenkt?' Diese Fragen lassen sich, wie ich glaube, beantworten.

Das kleine, sehr interessante Dokument jugendlicher Begeisterung Goethes für den grofsen Briten ist schon wiederholt Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen. Scherer (Aus Goethes Frühzeit S. 14), Suphan (Deutsche Rundschau LX 410 [1889]; Vierteljahrsschr. f. Litteraturg. II 464 [1889]), Witkowski (in der Ausgabe der Nationallitteratur) sind der Meinung, dafs die Rede überhaupt nicht in Frankfurt gehalten, sondern wahrscheinlich zum Vorlesen bei der ebenfalls von Goethe für denselben Tag angeregten Feier der Strafsburger Freunde dorthin geschickt worden sei.[1]) Düntzer (Zur Goetheforschung S. 397 ff. 1891) stimmt zwar

[1]) Es ist bisher nicht festgestellt worden, ob der Brief Goethes an Röderer, dem er das Postskriptum beifügte: 'Wenn Sie es als Theolog übers Herz bringen können, so versagen Sie mir Ihre Stimme nicht, da ich bey der Gesellschaft durch Hrn. Jung um einen Ehrentag des edlen Schakspears ansuche', im Jahre 1771 oder 1772 geschrieben ist. In dem ersten Abdruck des Originals (Alsatia S. 29, Colmar 1873) steht über dem Brief (o. O.): am 21. Sept. 177[2]. Die Weimarische Ausgabe der Briefe (II 24) nimmt das Jahr 1772 als gesichert an. Ich möchte darauf aufmerksam machen, dafs der in dem Postskriptum erwähnte Jung-Stilling Strafsburg am 24. März 1772 verlassen hat (vgl. Froitzheim, In Strafsburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776 S. 24). Danach könnte der Brief nicht im September 1772 geschrieben sein.

für Frankfurt, kann sich aber 'die wunderliche Fassung der angeblich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen niedergeschriebenen Ansprache nicht erklären', und Weifsenfels (Goethe im Sturm u. Drang I 470) nimmt an, Goethe habe die Rede in Frankfurt frei gehalten und hinterher aus dem Gedächtnis für die Strafsburger Genossen aufgeschrieben.

Bevor wir auf die Gründe, von denen sich die genannten Litterarhistoriker haben leiten lassen, eingehen, wollen wir erst das anführen, was wir von Goethe selbst über die Feier erfahren.

Zu einem Brief an Herder, der sich damals in Bückeburg befand, vom Herbst 1771 schreibt Goethe folgendes Postskriptum: 'Meine Schwester macht mich noch einmal ansetzen. Ich soll Sie grüfsen, und Sie auf den 14. Oktober invitiren, da Shakespeares Namenstag mit grofsem Pomp hier gefeiert werden wird. Wenigstens sollen Sie im Geiste gegenwärtig sein, und wenn es möglich ist, Ihre Abhandlung[1] auf den Tag einsenden, damit sie einen Theil unsrer Liturgie ausmache.' Und im nächsten, etwas späteren Briefe schreibt er an den Feund: 'Schicken Sie nur Ihre Abhandlung auf den 14. October. Die erste Gesundheit nach dem *Will of all Wills* soll auch Ihnen getrunken werden. Ich habe schon dem Warwickshirer ein schön Publicum zusammen gepredigt, und übersetze Stückchen aus dem Ossian, damit ich auch den aus vollem Herzen verkündigen kann.

Herder hat die erbetene Abhandlung nicht abgesandt. Es lag also die Vermutung nahe, dafs Goethe selbst als Anreger des Festes in die Lücke eingesprungen sei und eben diese Rede, von der wir sprechen, vorgetragen habe. Dagegen ist folgendes geltend gemacht worden: Goethes Aufsatz kann nicht in der Form einer Rede vorgetragen worden sein. Das verbieten die Worte: 'Erwarten Sie nicht, dafs ich viel und ordentlich schreibe', und ferner die Worte: 'Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben'.[2] Ferner pafst die Anrede 'Meine Herren' nicht für das aus Männern und Frauen gemischte Publikum, das man wohl bei Cornelias Anteil an der Feier und nach den Worten Goethes in dem zweiten Brief an Herder voraussetzen müsse. Dagegen liefs sich aber der rhetorische Charakter des Dokuments, abgesehen von den beiden genannten Stellen, nicht ableugnen. So blieb nur die Vermutung, dafs Goethe seinen Aufsatz für die Shakespearefeier in Strafsburg geschrieben, ihn aber zugleich mit den geringen notwendigen Änderungen in Frankfurt als Rede benutzt habe.

Gegen eine solche Absendung nach Strafsburg sprach jedoch ganz abgesehen von der Unsicherheit des Datums des Shakespearefestes in Strafsburg (siehe oben Anm. 1) die Thatsache, dafs bei der dortigen Feier Lerse die Festrede gehalten hat, die erhalten und zum Teil abgedruckt ist in der 'Alsatia' S. 33 ff. (Colmar 1873). In solcher Bedrängnis verstieg man sich sogar zu der Vermutung, dafs Goethe den Aufsatz gar nicht geschrieben habe.

Nun ist uns eine kleine Hilfe gekommen durch die Veröffentlichung eines Auszuges aus dem Haushaltungsbuch des Herrn Rat in den 'Weimarer Festgrüfsen zum 28. August 1899' (Weimar 1899).[1] Unterm 14. Oktober 1771 (S. 89) hat Herr Rat eingetragen: 'Dies Onomasticus Schackspear fl. 6, 24 und Musicis in die onom. Schaksp. 3 fl.' Ruland, der Herausgeber, fügte der Mitteilung die Notiz hinzu: 'Am 14. Oktober beteiligt sich Herr Rat, auf alle Fälle zahlend, an der Shakespearefeier.' Er scheint also anzunehmen, dafs das Fest aufserhalb des Goethischen Hauses stattgefunden und dafs die Kosten dafür durch Beiträge der Teilnehmer aufgebracht worden seien. Dem widerspricht ganz entschieden die Form des Eintrags. Nehmen wir dazu, dafs die Einladung Herders zu der Feier nach dem obigen Brief nicht von Goethe, sondern von Cornelia ausging, so ist wohl erwiesen, dafs die Feier im Hause am Hirschgraben stattgefunden hat. Wir erfahren nun auch,

[1]) Es handelt sich um den 1773 in der Schrift 'Von deutscher Art und Kunst' erschienenen Aufsatz 'Shakespeare'.

[2]) J. Minor (Chronik des Wiener Goethevereins XII 48) erinnert daran, dafs auch Thomasius in der ersten deutschen Vorlesung, die er in Leipzig gehalten hat, gesagt habe: 'Aber, meine Herren, hier hält meine Feder billig inne.' Aber nie und nimmer wird ein Redner, auch wenn er seine Rede abliest, mitten in dem Vortrage sagen: 'Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben.'

[1]) Der Herr Präsident der Goethegesellschaft würde sich gewifs den Dank aller Goethefreunde erwerben, wenn er seinen Auszug aus dem Haushaltungsbuch des Herrn Rat erweitern und das ganze Haushaltungsbuch veröffentlichen wollte. Ich habe es bei meiner Erläuterung von Goethes 'Dichtung und Wahrheit' dankbar empfunden, wie viel Aufklärung und Belehrung uns schon der Auszug aus dem Haushaltungsbuch zu teil werden läfst.

Digitized by Google

dafs ein Teil des Programms musikalischer Natur war. Neben Shakespeare sollte auch der andere Heilige der Strafsburger Freunde, Ossian, gefeiert werden, wie sich aus dem Briefe an Herder ergiebt. Was mit der Bezeichnung des Festes als Liturgie gemeint ist, zeigen am besten die Verse aus Künstlers Morgenlied:

Ich trete vor den Altar hin
Und lese, wie sichs ziemt,
Andacht liturgischer Lektion
Im heiligen Homer.

So war für eine ernste und würdige Feier gesorgt. Dafs auch der gemütliche Teil zu seinem Rechte komme, dazu verhalf des Herrn Rat berühmter Weinkeller. Das erste Hoch soll dem '*Will of all Wills*', das zweite Herder gelten. Aber leider wurde es mit der Hauptnummer des Programms bedenklich. Herder kam nicht und sandte auch seine Abhandlung nicht, wie Suphan meint, weil er mit ihr nicht zufrieden war. Die Feier verschieben wollte der für seine 'Heiligen' begeisterte Jüngling nicht. Hatte er doch für sein Fest den ersten Tag, der in irgend einem Kalender (nicht im Frankfurter) den Namen Wilhelm trug, ausgesucht. So blieb für den Veranstalter der Feier nichts anderes übrig, als selber die versprochene Abhandlung zu schreiben. Er fügte jene beiden oben citierten Stellen ein und las nun das Ganze als eine von einem anderen geschriebene, zur Vorlesung bestimmte Abhandlung, wie er ja sein Leben lang derartiges Versteckspiel liebte, bei dem Feste vor. Auch die Anrede 'meine Herren' macht dann keine Schwierigkeit mehr, weder wenn das Publikum nur aus Goethes Freunden, noch wenn sich Damen, aufser Frau Rat und Cornelia, darunter befanden.

Ebenso leicht beantworten sich nun die Fragen, die der Herausgeber in der Weimarischen Ausgabe gestellt hat und die wir oben citiert haben. Die Blätter sind überhaupt nicht nach Strafsburg gekommen. Goethe hat eine Reinschrift machen lassen und die Halbbogen, 'die sich wie zu brieflicher Versendung gebrochen' vorgefunden haben, an Fritz Jacobi gesandt. Das Original ist ihm anscheinend abhanden gekommen, und schliefslich ist ihm die Erinnerung daran ganz geschwunden. So geschah es, dafs er dieses hochwichtige Zeugnis einer edlen, glühenden Begeisterung nirgends, auch nicht in 'Dichtung und Wahrheit' erwähnt.

Inhaltlich ist ja auch der kleine Aufsatz nicht bedeutend, er ist aber ein unschätzbares litterarisches Dokument.

Wir sprechen mit Recht von der Wiedergeburt und Verjüngung Goethes in der Strafsburger Zeit. Und als ihren geistigen Urheber bezeichnen wir Herder. Aber dafs dieser gewaltige Umschwung wirklich auf die Unterhaltungen in der Krankenstube Herders zurückgeht, dafür haben wir wohl innere Gründe, aber keine schriftliche Überlieferung, und Goethe selbst äufsert sich in Dichtung und Wahrheit merkwürdig kühl darüber. Es sind darum auch Stimmen laut geworden, die diesen Herderschen Einflufs leugnen oder wenigstens ihn nur eingeschränkt anerkennen wollen. Hat nun aber, wie jetzt durch das Haushaltungsbuch des Herrn Rat erwiesen ist, die Shakespearefeier wirklich am 14. Okt. 1771 stattgefunden, und hat Goethe an diesem Tage, wenige Monate nach seiner Rückkehr, diese Rede, die ganz von Herders erst später veröffentlichten Ideen und Anschauungen durchtränkt ist, gehalten, so haben wir einen sicheren Beweis des gewaltigen Einflusses Herders auf den jungen Dichter durch Lehren und Unterredungen in der Strafsburger Zeit. Es wird uns deutlicher, weshalb Herder an dem Schlufs des Aufsatzes, den Goethe vergeblich zu seiner Feier erbeten hatte, ihn apostrophierte mit den Worten: 'Du mein Freund, der Du Dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst, und den ich vor Shakespeares heiligem Bilde mehr als einmal umarmt.' Mögen auch, wie bekannt ist, schon vor Herder andere deutsche Männer die Herrlichkeit des grofsen englischen Dichters gepriesen haben, mögen Herdersche Ideen auch schon von Gerstenberg in den 'Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur' ausgesprochen sein, jedenfalls hat Herder dem jungen Dichter die Augen geöffnet und ihn von der bedingten Anerkennung Shakespeares, wie sie Wieland mit den meisten seiner Zeitgenossen vertrat, zu jener schrankenlosen, fast vergötternden Verehrung geführt, die unsere Blätter atmen, und die der Meister und Lehrer selbst etwas später dämpfen zu müssen glaubte durch die scharfe Kritik Gottfrieds von Berlichingen: 'Shakespeare hat Euch ganz verdorben.'

Karl Heinemann.

ZUR NEUESTEN BEWEGUNG IN DER GRIECHISCHEN METRIK

Von Friedrich Leo

Die Metrik ist vielleicht die einzige Disziplin der klassischen Philologie, die im allgemeinen Bewufstsein ihren Anspruch auf historische Behandlung noch nicht hat durchsetzen können. Man braucht nicht alle Finger einer Hand, um die Ausnahmen herzuzählen; im ganzen kennen die Forscher und Entdecker wie die Kompilatoren auf diesem Gebiet nnr Theorie nnd System, sie begnügen sich die Formen als ein für allemal gegebene zu deuten und einzuordnen und fragen nicht nach Werden und Entwicklung. Man versteht das um so weniger, je genauer man die Ausnahmen ansieht; denn der Weg ist wahrlich in unsern Zeiten deutlich genug gezeigt worden.

Den sichersten Mafsstab geben die jüngsten Kompendien. In dem sehr gescheiten und unterhaltenden 'Traité de métrique grecque' von P. Masqueray (1899) findet sich nicht Wort noch Andeutung von Geschichte der metrischen Formen; in der Neubearbeitung der 'Metrik der Griechen und Römer' von H. Gleditsch (1901) erscheinen in der Übersicht über die neueren metrischen Arbeiten die Namen der um die Deutung der Daktylo-epitriten und Glykoneen verdienten Forscher (S. 81), aber weder wird hier der Mann genannt, dessen Studien auch auf diesem Gebiete den Anfang einer neuen Periode bedeuten noch ist in der Darstellung selbst eine Spur von historischer Auffassung zu erkennen. Die Metrik wehrt sich viel länger dagegen, in den Zusammenhang der Philologie einzutreten, als es die Grammatik vordem gethan hat.

Die Ansicht ist jetzt, vor allem dnrch den Bacchylides von Blafs und Schröders Pindar, allgemein verbreitet, dafs die Metrik in den letzten Zeiten durch die Erkenntnis von der wahren Natur der daktylo-epitritischen und äolischen Formen einen grofsen Schritt vorwärts gethan hat. Ich will gleich bemerken, dafs ich diese Ansicht teile; aber es scheint mir, dafs die den nenen Theorien entgegenstehenden Bedenken von den Begründern der Theorien zu wenig hervorgehoben und von ihren Anhängern zu wenig in Betracht gezogen worden sind. Ich werde auf die Hauptpunkte aufmerksam machen und zeigen, dafs die Bedenken nicht durch systematische, aber vielleicht durch historische Betrachtung zu heben sind.

Dafs die Bezeichnung Daktylo-epitriten, wie sie unantik ist, so anch, wenigstens in ihrer zweiten Hälfte, nicht zntrifft, bezeugt indirekt Arist. Quint. I 14 (S. 35 M.) mit den Worten *σπάνιος ἡ χρῆσις τοῦ ἐπιτρίτου* (wie Heph. S. 43 W. *τὸ βακχειακὸν σπάνιόν ἐστιν*) und die Pindarscholien, die zwar die

daktylischen Kola sehr oft daktylisch, aber die 'epitritischen' nie epitritisch nennen, vielmehr oft, nach ihrer fallenden oder steigenden Form, trochäisch oder iambisch. So erklärt Hephästion S. 52 einen daktylo-epitritischen Vers aus Platons *Ξάντριαι* (*χαῖρε παλαιογόνων ἀνδρῶν θεατῶν ξύλλογε παντοσόφων*): *τὰ μὲν ἑκατέρωθεν δύο δακτυλικά εἰσι πενθημιμερῆ, τὸ δὲ μέσον ἰαμβικόν*, und stellt einen Pindarischen Vers, Frg. 34 (ὅς *καὶ τυπεὶς ἀγνῷ πελέκει τέκετο ξανθὰν Ἀθάναν*), als *ἀντεστραμμένον* neben jenen.[1]) Im wesentlichen aber ist dieses die Auffassung, die bisher gegolten hat, daſs nämlich die Daktylo-epitriten eine Komposition von Kola zeigen, die den beiden verschiedenen Gattungen (rhythmisch ausgedrückt dem *γένος ἴσον* nnd *διπλάσιον*) angehören; und es muſs vor allem festgehalten werden, daſs diese Auffassung ein mindestens ebenso sicheres Fundament in der Überlieferung der antiken Metriker hat wie die nene.

Anderseits liegt eine völlig abweichende Auffassung der Daktylo-epitriten zwar nicht bei Hephästion, aber in den Pindarscholien deutlich vor.[2]) Sie erscheint in den spezifischen termini *ἐνόπλιον* und *προσοδιακόν* für das steigende oder fallende Hauptkolon mit zwei Kürzen in den inneren Senkungen; die so bezeichneten Kola werden oft als ionische analysiert; ferner in der Bestimmung vieler Verse nach ihren Bestandteilen als ionisch, choriambisch, epionisch, epichoriambisch. Die verschiedenen Auffassungen gehen, und zwar ohne ein kenntliches Prinzip, in den metrischen Einleitungen der Pindarscholien durcheinander.[3]) Eine ernstliche Analyse der sich kreuzenden metrischen Theorien

[1]) Vgl. Goodell, Chapters on Greek metric (1901) S. 200. Dazu das *ἐγκωμιολογικόν* (*τὸ ἀντεστραμμένον τούτῳ ἰαμβέλεγος καλεῖται*) Heph. S. 51; vgl. Bergk, Griech. Litt.-Gesch. II 137, Hanssen, Philol. LI 231 ff.

[2]) Blaſs, Fleckeisens Jahrb. 1886 S. 455 ff.; Schröder, Pindar S. 498.

[3]) Es ist vielleicht nicht überflüssig, das in einem beliebigen Beispiel vor Augen zu führen. Die *ἐπῳδός* von Pyth. 1 wird in den Scholien folgendermaſsen analysiert:

1) –⏑⏑–⏑⏑––: *δακτυλικὸν τρίμετρον καταληκτικόν*
2) –⏑–––⏑⏓: *τροχαικὸν δίμετρον καταληκτικόν* (*Εὐριπίδειον*)
3) –⏑⏑–⏑⏑–⏓: *προσοδιακὸν δίμετρον ἀκατάληκτον*
4) –⏑–––⏑⏑–⏑⏑⏓: *τροχαικὴ συζυγία καὶ χοριαμβικὴ καὶ Ἰωνικὴ ἀπ' ἐλάσσονος, καταληκτικόν* (*Πινδαρικὸν ἐκ Σαπφικοῦ*)
5) –⏑–––⏑––: *τροχαικὸν δίμετρον ἀκατάληκτον*
6) –⏑–⏑⏑⏑⏓: *Ἰωνικὸν δίμετρον καταληκτικόν*
7) ––⏑⏑–⏑⏑–––⏑⏓: *σύνθετον ἐκ τοῦ λεγομένου προσοδιακοῦ καὶ ἰαμβικῆς συζυγίας*
8) ⏕⏑–––⏑⏑–: *τροχαικὸν μονόμετρον ἀκατάληκτον καὶ χοριαμβικόν* (*Σαπφικόν*)
9) ⏑⏑–––⏑–: *Ἰωνικὸν δίμετρον ἀπ' ἐλάσσονος καταληκτικόν*
10) –⏑–––⏑⏑–⏑⏑––: *τροχαικὴ συζυγία καὶ χοριαμβικὴ καὶ Ἰωνικὴ ἀπ' ἐλάσσονος* (vgl. 4)
11) ⏑⏑⏑–––⏑––: *τροχαικὸν δίμετρον ἀκατάληκτον*
12) –⏑–––⏑––: *ὁμοίως*
13) –⏑⏑–⏑⏑⏓: *δακτυλικὸν πενθημιμερές*
14) ⏑⏑–––⏑⏑–: *προσοδιακὸν ὃ σύγκειται ἐξ Ἰωνικῆς ἀπ' ἐλάσσονος καὶ χοριαμβικῆς συζυγίας*
15) ⏑⏑⏑–––⏑–⏓: *τροχαικὸν δίμετρον ἀκατάληκτον*.

Ich hebe hervor, daſs 8 + 9 nach der herkömmlichen Messung ein von 2 *ἐπίτριτοι* eingeschlossenes daktylisches Kolon (–⏑⏑–⏑⏑––), 10 dasselbe auf einen *ἐπίτριτος* folgend bedeutet, ferner daſs mit Schröders Analyse (S. 175) übereinstimmen die Kola 3 9 14, zum Teil 4 7 8 10.

wird erst möglich sein, wenn Drachmanns Bearbeitung der Pindarscholien vorliegen wird. Inzwischen kann kein Zweifel sein, dafs die Auffassung der Daktylo-epitriten als Formen des ionischen Mafses in der griechischen metrischen Theorie wohlbezeugt ist.

Zunächst bedeutet diese Überlieferung nur eine Ansicht, die neben der anderen besteht und keinen Zwang oder Beweis in sich trägt. Eine gewisse Überzeugungskraft erhält die Theorie dadurch, dafs sie sich leicht in die Praxis überführen läfst, d. h. dafs die ionische Messung, wie Blafs und Schröder in ihren Ausgaben gezeigt haben, auf die daktylo-epitritischen Gedichte (freilich mit Ausnahmen, auf die ich gleich kommen werde) anwendbar ist. Aber das will nicht viel sagen, denn man kann die ganze Ilias ohne viel weiteres als ionische akatalektische Tetrameter a minore durchskandieren; auch ist zu erwarten, dafs diese Entdeckung demnächst im Ernst gemacht werden wird. Wirkliches Gewicht gewinnt die metrische Überlieferung einmal durch die in daktylo-epitritischen Liedern bei Pindar nnd Bacchylides erscheinenden Formen, die nur ionische Messung zulassen; wie die Dimeter ⏑⏑–– –⏑⏑– (s. o. 14 S. 158 Anm. 3; Bacch. 1) ⏑⏑–– –⏑–– (Ol. 7, 1; vgl. Bacch. 1, 9 170) und ähnliches (Schröder S. 505); znm andern durch die Responsion der verschiedenen Formen des ionischen Mafses gegeneinander. Bei Pindar latitierten die wenigen Beispiele; hei Bacchylides sprangen durch die Autorität der einen Urkunde die verhältnismäfsig zahlreichen ins Auge.[1]) Wenn die Dimeter ––⏑⏑ –⏑⏑– und ––⏑⏑ ––⏑– oder –⏑–– –⏑–– und –⏑–– ⏑⏑–– oder –⏑–– –⏑–– und ⏑⏑–– –⏑–– einander entsprechen, so darf niemand leugnen, dafs man mit der daktylisch-trochäischen Messnng nicht auskommt und dafs ein Zusammenhang mit dem ionischen Mafse vorliegt.

Es ist gar nicht verwunderlich, dafs die Männer, die der verschollenen Überlieferung auf die Spur kamen und sie zu Ehren brachten, in der Anwendung zu weit gegangen sind. Aber der allgemeine Beifall hätte durch die sich aufdrängenden Bedenken einigermafsen gedämpft werden sollen.[2])

Wir ergeben uns (nach Schröders Begehren S. 506) willig der ionischen Messung. Da fällt nun zuerst auf, dafs es vor oder nach einer Senkung von zwei Kürzen keine aufgelösten Hebungen giebt und dafs die Senkungen von zwei Kürzen nicht kontrahiert werden. Auflösung und Kontraktion ist aber dem ionischen Mafs von Natur eigen und nur in den ionici der äolischen Dichter, d. h. in der silbenzählenden Metrik, ausgeschlossen. Wenn man, um das zu erklären, Ursprung oder Ausbildung des Mafses in den Kreis der äolischen Technik verlegen wollte, so würde man durch die 'epitritischen' Metra widerlegt werden, deren Hebungen die Auflösung zulassen. Mit anderen Worten,

[1]) Schröder S. 506; Blafs S. XXXVII; Christ, Ber. der Bayer. Akad. 1898 S. 41 ff.

[2]) Entschiedene Ablehnung habe ich nur in den sehr lesenswerten und für die Interpretation aristoxenischer Sätze wichtigen Chapters on Greek metric von Goodell gefunden. Aber die Polemik (K. VI) läfst den Hauptpunkt, die überlieferte Responsion der anaklastischen Formen, ganz aufser acht. — Ein paar Bemerkungen, die den Kern der Sache treffen, macht A. Körte in der Rezension von Schröders Pindar (Gött. Gel. Anz. 1901 S. 971).

die 'Daktylen' werden als Daktylen, die 'Epitrite' als Trochäen oder Iamben hehandelt, denen die Auflösung zukommt, wie sie den Daktylen nicht zukommt.

Die Auflösung selbst giebt zu weiteren Fragen Anlafs. Die nur sehr selten erscheinende Form –⏑⏑⏑– ist eine Form des fallenden wie des steigenden ionicus; aber die häufigere ⏑⏑⏑–– kann nur dem fallenden angehören, als Auflösung der anaklastischen Form –⏑–⏓. Wenn –⏑–– den steigenden ionicus bedeutet, so ist die erste Kürze durch eine Länge ersetzt, und diese Länge verträgt keine Ersetzung durch 2 Kürzen. So heginnt z. B. das Kolon Pind. Isthm. 5 ep. 6 *λέγε τίνες Κύκνον, τίνες Ἕκτορα πέφνον*, d. h. ⏑⏑⏑–– –⏑⏑– ⏑⏑––, a maiore[1]) und schliefst a minore (ähnlich Pyth. 1 ep. 5), oder Ol. 7 ep. 5 *καὶ παρὰ Κασταλίᾳ πατέρα τε Δαμάγητον ἀδόντα Δίκᾳ*[2]) –⏑⏑– ⏑⏑–⏑ ⏑⏑⏑–– –⏑⏑– ⏑⏑– beginnt und schliefst a minore, hat aber in der Mitte ein herausfallendes Metron a maiore. Sohald man dies zugiebt, ist die ionische Messung entweder unrichtig (wie im zweiten Falle), oder (wie im ersten) nur unter der Voraussetzung richtig, dafs steigende und fallende ionici in demselben Verse verbunden sind.[3])

Die Verbindung ist sonst nicht heispiellos. Zwar in einem und demselben Verse wird man sie schwerlich mit ähnlicher Sicherheit nachweisen können[4]); aber in den Parodien des Aristophanes findet sie sich: Thesm. 129 schliefst das in steigenden ionici gedichtete Lied mit einem fallenden Dimeter, freilich nachdem eine daktylische Periode dazwischen getreten (Wilamowitz, Isyllos S. 158); Ran. 1348 folgt ein fallender Trimeter auf einen steigenden Dimeter (Plaut. Cant. S. 81). Andere sichere Fälle, dafs in einem ionischen Liede fallende Verse oder Kola unter steigenden stehen, weifs ich nicht anzuführen[5]); ich bezweifle, dafs sich viele finden werden. Bei Pindar und Bacchylides aber,

---

[1]) –⏑⏑– ist sonst als anaklastische Form des ionicus a maiore nicht sicher bezeugt, aber ohne Zweifel zulässig.

[2]) Nach den Scholien *δακτυλικὸν πενθημιμερές* und *ἰαμβέλεγος τοῦ πρώτου ἰάμβου λελυμένου*. Es ist das *Πλατωνικόν* des Hephästion (oben S. 158), nach der vulgären Vorstellung ein Epitrit zwischen zwei daktylischen Kola.

[3]) Ol. 11 ep. 3 *Ζεφυρίων Λοκρῶν γενεὰν ἀλέγων* ⏑⏑⏑–– –⏑⏑– ⏑⏑– (Schol. *ἰαμβέλεγος παρὰ τὴν πρώτην συλλαβήν*); Nem. 1 ep. 1 *πολυπόνων ἀνδρῶν, ἐγὼ δ' Ἡρακλέος ἀντέχομαι* ⏑⏑⏑–– –⏑–– –⏑⏑– ⏑⏑– (Schol. *τροχαικὸν δίμετρον ἀκατάληκτον* und *ἑφθημιμερὲς δακτυλικόν*); Isthm. 2 ep. 5 *ταῦτα Νικάσιππ' ἀπόνειμον ὅταν ξεῖνον ἐμὸν ἠθαῖον ἔλθῃς* –⏑–– –⏑⏑– ⏑⏑–– ⏑⏑⏑– –⏑–– (Schol. *Πινδαρικὸν ἐκ Σαπφικοῦ* und *τροχαικὸν δίμετρον*: jenes reicht bis *ὅταν*, s. o. zu Pyth. 1, 4).

[4]) Der Vers *αὔλει Μαριανδυνοῖς καλάμοις κρούων Ἰαστί* (Schol. Aesch. Pers. 917 K., Wilamowitz, Isyllos S. 135) beginnt scheinbar fallend. Anakreon hat keine fallenden ionici (Wilamowitz S. 131), er verwendet Frg. 30 den ithyphallicus, Heph. S. 55; vgl. Plaut. Cant. (Abh. der Gött. Ges. N. F. I 7) S. 44. Soph. El. 825 und 831 ist kein zwingender Anlafs, ein steigendes Metron auf die fallenden folgen zu lassen (Wilamowitz S. 151; Kaibel, El. S. 199). — In den Pindarscholien finden sich solche Analysen, z. B. Ol. 9 ep. 6: *ὁ ᾱ ἰωνικὸς ἀπὸ μείζονος, ὁ β̄ χορίαμβος, ὁ γ̄ ἰωνικὸς ἀπ' ἐλάσσονος*.

[5]) Pind. Frg. 203 ist unsicher; über Simon. 37 Wilamowitz S. 150; Eur. Phoen. 1548 sind zwei fallende Trimeter nach zwei steigenden Pentametern überliefert, Wilamowitz stellt (S. 152) durch Streichung von *ἀφανές* einen dritten steigenden Pentameter her.

Digitized by Google

auch bei den Tragikern, gehört diese Vermischung, sobald man alles unter das ionische Schema zwingt, zu den ganz häufigen Erscheinungen.[1])

Die neue Theorie perhorresciert die 'Anakrusis', aber sie mufs dafür die Hyperkatalexis und auch Brachykatalexis eintauschen. Das sind freilich Begriffe, mit denen die alexandrinische Metrik operiert, aber um uns zu lehren, dafs man nicht von ihren Doktrinen ausgehend observieren, sondern an der Observation ihre Theorien messen soll. Jene Begriffe haben nur dann Geltung, wenn es sich um fixierte, erstarrte Kola handelt, die nach einer auf sie nicht oder nicht mehr anwendbaren metrischen Norm erklärt werden sollen; wie wenn ⏑–⏑–⏑–⏑–⏑ auf die iambische, –⏑–⏑–⏑ auf die trochäische 'Dipodie' zurückgeführt wird. Wo der Dichter lyrische Mafse frei verwendet, kennen die metra, soweit wir ihre Natur wirklich kennen gelernt haben (z. B. die der iambischen und trochäischen Lieder) keine Hyper- oder Brachykatalexis. So auch nicht die ionischen Lieder, die als solche sicher stehen. Hyperkatalexis hat Schröder bei Pindar nur fünfmal angesetzt (er zählt die Fälle in der metrischen Anmerkung S. 298 auf): viermal am Schlufs der Strophe, einmal (Nem. 5) dazu am Anfang der Epodos. Dazu kommt Pyth. 9 str. 2 *σὺν βαθυζώνοισιν ἀγγέλλων* ein hyperkatalektischer Dimeter a minore, Isthm. 3 ep. 1 *ἱπποδρομίᾳ κρατέων, ἀνδρῶν δ' ἀρετάν* ein hyperkatalektischer Trimeter a maiore.[2]) Bei Bacchylides sind die Fälle zahlreicher: am Schlufs der Strophen 8 str. 10 str. 14 ep., am Anfang 9 str., im Innern 8 str. 3; 9 ep. 2 3; 10 str. 2 9 12; 11, 5 und vielleicht 13 ep. 7 (14 ep. 2 3 kann als Pentameter zusammengenommen werden). Über zwei Beispiele einer zu kurzen Katalexis spricht Schröder S. 503 Anm. 35.[3])

---

[1]) Es reicht wohl aus, wenn ich in der Anmerkung Belege zusammenstelle. Im selben Verse (ohne das aufgelöste Metron ⏑⏑⏑––): Pyth. 1 str. 4 *φοίνισσα κυλινδομένα φλὸξ ἐς βαθεῖαν φέρει πόντου πλάκα σὺν πατάγῳ* (katalektischer Hexameter a maiore beginnend, a minore schliefsend: ––⏑⏑ –⏑⏑– ⏒–⏑– –⏑–– –⏑⏑– ⏑⏑–, das 3. Metron ist zweideutig); Pyth. 4 ep. 5 *καὶ μὰν Τιτυὸν βέλος Ἀρτέμιδος θήρευσε κραιπνόν* (akatal. Tetrameter ––⏑⏑ –⏑⏑– ⏑⏑–– –⏑––). Ein fallender Vers beginnt die sonst steigend gebildete Strophe Ol. 8 ep., Pyth. 9 ep., Nem. 8 ep., Isthm. 2 str., Bacch. 8 ep., ein steigender Ol. 3 str.; Pyth. 4 str. hat nur am Schlufs ein fallendes Kolon, nur eins innerhalb der Strophe Ol. 7 str. (4), Isthm. 1 str. (5), Ol. 6 ep. (3 –⏑⏑– ––⏑⏑ –– –⏑–– –⏑–); nur einen sicher steigenden Vers Bacch. 5 str. (5), 10 str. (5), 14 str. (6), ep. (3). In Ol. 6 str. ist nur V. 1 und 5, in Pyth. 4 ep. nur 4 und 5 (s. o.), in Isthm. 5 str. nur 2 und 6 fallend, in Ol. 3 str. nur 1 und 5, in Nem. 5 ep. nur 2 und 6, in Isthm. 1 ep. nur 2 und 3 steigend. Ganz vermischt ist Pyth. 1 ep. (deren metrische Analyse aus den Scholien oben S. 158 Anm. 3 mitgeteilt ist; enthält nach Schröder: 1. 2 min., 3. 4 mai., 5 mai. min., 6 min. 7 mai., 8. 9 min., 10 mai.), Pyth. 12 (1 mai., 2 min., 3 mai., 4 min., 5. 6 mai., 7. 8 min.) Nem. 1 str., Isthm. 3 ep. Ähnlich in der Tragödie, wenn man die ionische Messung anwendet: die Strophe Prom. 885 ff. hat einen fallenden Vers (*καὶ μήτε τῶν πλούτῳ διαθρυπτομένων*) unter lauter steigenden, so Trach. 95, Ai. 178—180, Med. 410 830 976, Andr. 766 7 u. s. w.

[2]) Auch Pyth. 1 str. 2 –⏑–– –⏑⏑– –⏑–– –⏑⏑– ⏑⏑––⏓ tritt hinzu, nur dafs hier auch der den nächsten Vers beginnende Spondeus metrisch undeutlich ist. Vgl. Schröder S. 503 Anm. 35.

[3]) Ol. 6 str. 5 *βωμῷ τε μαντείῳ ταμίας Διὸς ἐν Πίσᾳ* ––⏑– ––⏑⏑ –⏑⏑– ⏑⏓, Nem. 8 ep. 4 ––⏑– ––⏑– ⏑⏓. Diese Schlüsse machen freilich auch sonst Schwierigkeit. V. 5

Endlich will ich nebenher erwähnen, dafs die ionische Messung nicht mehr anwendbar ist, wenn dreimal aufeinander folgende Senkungen durch zwei Kürzen gebildet sind; wenigstens anwendbar nur, indem man den schönrollenden daktylischen Tetrameter durch innere Katalexis bricht (Schröder S. 504).

Wer dem hiermit geschilderten Thatbestand nachdenkt, wird, wie mir scheint, genügende Bedenken finden, um sich wieder nach der alten Messung, die doch auch in der metrischen Tradition Boden hat, umzusehen; zumal wenn er sich von früher her erinnert, dafs mit den alten Daktylen und Epitriten alles in schönster Ordnung ablief. Aber freilich, es giebt keine einfache Rückkehr: wenn man die ungleichen Responsionen bei Pindar hatte ins gleiche rücken können, so giebt es gegenüber den respondierenden Variationen des ionischen Metrums bei Bacchylides keine Ausrede. Und doch sondern sich sonst von lebendigen und beweglichen ionici daktylische Verse unzweideutig ab; man lese nur daraufhin das Duett von Antigone und Ödipus Phoen. 1485—1581 oder das Lied des Agathon mit dem Abschlufs Thesm. 126 f.

Hier ist ein Vorgang kenntlich, der sich definieren läfst, obwohl er der Zeit vorausliegt, aus der unsere ältesten Lieder dieser Gattung stammen. Es ist keine freie und ungehinderte Verwendung des ionischen Mafses, in der sich die Dichter der daktylo-epitritischen Strophen bewegen; nicht eine Freiheit, wie sie den iambischen, trochäischen, dochmischen, anapästischen Liedern des Dramas zu Gebote steht; aber auch nicht ausgeprägte Verse wie die der recitierenden Poesie und der lesbischen Einzellyrik. Bestimmte Kola sind festgelegt, und die Freiheit des Dichters besteht in der Fügung der Kola zu Versen, der so geformten Verse zu Strophen. Die festgelegten Kola finden sich schon bei Alkman (besonders Frg. 25) und in vielen Beispielen, mit geringen Abweichungen, bei Stesichoros (Frg. 26 32 35 37 42 50). Wo die Ausbildung stattgefunden hat lehrt uns, soviel ich sehe, kein sicheres Zeichen; aber wir erkennen, dafs die fertigen Formen in den ersten Zeiten der uns bekannten chorischen Lyrik von einem Centrum zum anderen getragen wurden.

Die Kola sind die uns aus der 'daktylo-epitritischen' Messung bekannten: 'daktylische' und 'epitritische' mit und ohne 'Anakrusis', die epitritischen über viele metra gedehnt, die daktylischen nicht über vier metra hinaus, bis zum 'Choriambus' hinabgehend, die epitritischen bis zum einen katalektischen Metron. Ob man sie nun so nennen mag oder nicht, das wesentliche bleibt: die Daktylen sind daktylisch gebaut, d. h. ohne aufgelöste Hebungen und ohne die aus dem Hexameter (der als Recitationsmafs in ionischer Ausbildung diese Wandlung erlitten hat) in andere Daktylen übergegangene Kontraktion; die Trochäen trochäisch (oder iambisch) nach ionischer Art, d. h. mit aufgelösten

---

derselben Epodos gehört auch dazu: –⏑–– –⏑⏑– ⏑⏑–– ⏑⏓. Das Kolon –⏑⏑–⏑⏓ unter ionici führt Wilamowitz, Isyllos S. 138 zwar an, aber als Aporie. Die Spondeen habe ich berührt (Ol. 6 ep. 3 oben S. 161 Anm. 1); –– ist die legitime Katalexis des fallenden ionicus (so die von Schröder aus Sappho zugezogenen Verse); Anakr. 69 ist ein katalektischer steigender Tetrameter.

Hebungen.[1]) Die einzige Unterscheidung ist die eingehaltene schwere Senkung an zweiter Stelle des Metrons; und diese Unterscheidung ist ja wohl das Zeichen des Ursprungs.

Die 'Anakrusis' darf uns nicht schrecken. Zwar den Ausdruck sollte man vermeiden, nicht nur weil er modern geprägt ist, sondern weil man musikalische termini in metrischen Dingen nicht ohne Not anwenden sollte. Aber die Sache, die G. Hermann bezeichnen wollte, ist eine in der griechischen Metrik ganz sicher stehende Erscheinung. Wo es fest ausgebildete Kola giebt, da giebt es in der Regel die fallende neben der steigenden Form; man weiſs, wie diese Thatsache schon in der antiken Theorie und später oft zur Gleichstellung der Iamben mit den Trochäen, der Anapäste mit den Daktylen verführt hat. Neben *ὅπαζε δὲ νίκην* steht *ὦ τὸν Ἄδωνιν, ὦ Δῆμε καλήν γ' ἔχεις* neben *ὦ τὸν Ἀδώνιον, δέδυκε μὲν ἁ σελάνα* neben *ὄλβιε γάμβρε σοὶ μέν, αὐτὰ δὲ σὺ Καλλιόπα* neben *ἐν δὲ Βατουσιάδης* u. s. w. So beginnt Pindar Ol. 4 ep. mit dem steigenden Kolon –́⏑⏑–⏑–⏑ und dem fallenden –⏑⏑–⏑–⏑, enthält Nem. 4 das steigende ⏓⏓́⏓–⏑⏑–⏑– und das fallende –⏑–⏑⏑–⏑–, Pyth. 2 ep. –⏑–⏑⏑– neben (9) ––́⏑–⏑⏑–, verbindet Euripides Bacch. 877 f. ⏑⏑́⏑⏑–⏑⏑–⏑– und ⏑⏑⏑–⏑⏑–⏑–, Sophokles Oed. R. 1186 f. ⏑–́⏑⏑–⏑– mit –́⏓–⏑⏑–⏑– u. s. w.[2])

In derselben Weise haben Pindar und Bacchylides die steigenden und fallenden Kola beider Arten, wie sie etwa zwei Jahrhunderte früher bereits fixiert vorhanden waren, verwendet. Sie bilden die Strophen nicht direkt aus ionici a minore und a maiore, sondern aus sekundären Gebilden, deren Element der steigende ionicus war, die aber in ihrer erstarrten Form auch fallend gebildet wurden. Die oben ausgesprochenen Bedenken fallen damit sämtlich hin: es giebt keine unmittelbare Verbindung beider Arten des ionischen Metrums und keine Hyperkatalexis mehr; die Kola mit den zwei Kürzen in der Senkung haben ihre Bildungsart überkommen, d. h. sie sind nach genauer Analogie der daktylischen Verse, denen sie ähnlich waren, aufgefaſst und ausgebildet worden.

Aber das Gefühl von dem Ursprung dieser Kola hatte sich nicht verloren: es tritt hervor in den beiden Längen am Schlusse des scheinbar trochäischen Metrons; noch entschiedener aber in der Möglichkeit, die ursprünglichen Bildungselemente sowohl in der Formung einzelner Kola als besonders in der Responsion hervortreten zu lassen, d. h. die anaklastischen Formen des ionischen Metrons in diesen scheinbar daktylischen und trochäischen Kola als gleichwertig zu behandeln (oben S. 159).

Wenn wir nun finden, daſs bei Pindar der ionische Charakter des Maſses sehr selten zur Erscheinung kommt, so selten, daſs die ihn erläuternde metrische Analyse in den Scholien fast unbeachtet bleiben konnte, daſs dagegen Bacchy-

---

[1]) Alkm. 82 *Φρύγιον αὔλησεν μέλος Κερβήσιον* scheint hierher zu gehören.

[2]) Das erste Strophenpaar der Parodos des Prometheus: 1) katalektischer iambischer Oktameter und akatalektischer Dimeter; 2) –⏑⏑–⏑⏑–⏑–– (Schluſskolon der alkäischen Strophe); 3) katalektischer iambischer Heptameter; 4) ⏑–⏑⏑–⏑⏑–⏑–– = 2) steigend (wie Bacchyl. 3, 2).

Digitized by Google

lides in wenigen Gedichten eine hinreichende Menge von Belegen bietet, um die Thatsache selbst der Einrede zu entziehen, so liegt es nahe, diese Gradverschiedenheit aus der ionischen Abkunft des Bacchylides zu erklären. Es hat eine innere Wahrscheinlichkeit, anzunehmen, dafs die ionischen Vertreter der chorischen Lyrik den verdunkelten Zusammenhang dieser Formen mit der von ihrem Stamme ausgebildeten Kunst fester hielten als andere. Vielleicht würde dies noch deutlicher werden, wenn wir Simonides hätten.

Man mufs indessen zugeben, dafs auch bei den ionischen Dichtern sowohl die Kola von spezifisch ionischer Form als auch die anaklastische Responsion eine an sich betrachtet seltene Erscheinung ist. Im attischen Drama ist sie verschwunden. Das läfst sich in doppelter Weise auffassen: entweder ist es der Endpunkt einer spontanen Entwickelung, die allmählich die Zeichen des ionischen Ursprungs dieser Formen getilgt hat; oder die attischen Dichter haben aus Absicht und Willen diese Gattung der lyrischen Form einheitlich, in ihrer entwickelten Doppelgestalt einheitlich gebildet, mit der künstlerischen Energie, die sie durchweg bei der Übernahme des Formenschatzes der dorischen, äolischen und ionischen Metrik bewiesen haben.

Wie dem auch sei, die Daktylo-epitriten des Dramas hat man kein Recht mehr ionisch zu messen, ihre Kola sind fest und bestimmt, die 'daktylischen' rein daktylisch gebildet, fallend und steigend, die 'epitritischen' mit regelmäfsiger Einhaltung der schweren Senkung, sonst trochäisch und iambisch. Heliodors Analyse von drei daktylo-epitritischen Liedern des Aristophanes ist erhalten: er operiert fast nur mit Daktylen, Anapästen, Trochäen und Iamben, gar nicht mit ionici.[1])

Die ionischen Erscheinungen bei Pindar und Bacchylides lehren uns, aus welchen Elementen die Kola der daktylo-epitritischen Verse entstanden sind. Die antiken Metriker wufsten es, und einige von ihnen analysierten die Kola danach. Die ionische Messung der Verse, über die Kola hinaus, bei Pindar und Bacchylides durchzuführen, scheint, wenn man die Geschichte der metrischen Spielart betrachtet, nicht ratsam; besser wäre es, die Kola als solche hervortreten zu lassen. Wenn man jene Messungen auch auf die dramatischen Lieder anwenden wollte, so würde man der deutlich erscheinenden Auffassung der attischen Dichter Gewalt anthun. —

Über die äolischen und glykoneischen Metra werde ich mich kurz fassen, weil da die Dinge viel komplizierter liegen und die meisten Untersuchungen noch zu machen sind. Logaöden nennt Hephästion (S. 25 und 29; vgl. Mar.

[1]) Nub. 457 f.: alle Kola trochäisch, iambisch, anapästisch. Pac. 775 f.: das 2. (u. 4.) *περίοδος προσοδική* ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –, das 5. *ἰαμβέλεγος* – – ⏑ – – | – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –, das 8. und 9. *τινὲς συνάπτουσι καὶ γίνεται ἐγκωμιολογικόν* (– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – | – ⏑ – –) *ὃ καὶ ἄμεινον*, das 10.—12. (– ⏑ ⏑ – ⏑ – –) wird choriambisch erklärt wie von Hephästion (S. 30): mit ihm beginnt die zweite, nicht mehr daktylo-epitritische Periode der Strophe. Die Analyse von Eq. 1263 f. ist schlecht überliefert: das 8. *προσοδικόν* – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – (Thiemann, Heliod. colom. Aristoph. S. 14); die heliodorische Bezeichnung des 3. ist ausgefallen, dafür in den jüngeren Handschriften: *ἐξ ἐπιτρίτου δευτέρου, χοριάμβου καὶ Ἰωνικοῦ ἀπ' ἐλάττονος* (– ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –), wie die entsprechenden Pindarscholien.

Vict. 111, Mar. Pl. 544) die in eine trochäische Syzygie auslaufenden Daktylen und die in einen *βακχεῖος* auslaufenden Anapäste; dieselbe Vorstellung blickt bei dem Metriker von Oxyrhynchos durch[1]); aber Aristides nennt Logaöden die äolischen Daktylen (*τὰ αἰολικὰ καλούμενα* Heph. S. 24), wenn sie *ἐξ ἐλαττόνων τῶν ποδῶν* beginnen (S. 51 52), und die entsprechenden Anapäste, für die allein er auch wenn sie mit *βακχεῖος* schliefsen den Namen zuläfst.[2]) Mit Bezug auf die Glykoneen und die ähnlichen zuerst bei den lesbischen Dichtern erscheinenden Kola, die in der Mitte Senkungen von zwei Kürzen haben, gehen die Theorien der Metriker auseinander. Aristides giebt in Kap. 16 einen schematischen Katalog von 12 zum *ἰαμβικὸν γένος* gehörigen *ῥυθμοὶ σύνθετοι κατὰ περίοδον*, von denen vier einen (zweisilbigen) Trochäus, vier einen Iambus, vier zwei Trochäen (und zwei Iamben) haben. Die *σχήματα* sind keineswegs alle lebendig (z. B. ⏑––⏑–⏑–⏑ oder ⏑–⏑–⏑––⏑), aber sie enthalten die bekannten glykoneischen Formen ⏑–, –⏑, –⏑, ⏑– –⏑, ⏑–, ⏑–, ⏑– ⏑–, –⏑, ⏑–, ⏑– ⏑–, ⏑–, –⏑, ⏑– –⏑, –⏑, ⏑–, ⏑– ⏑–, –⏑, –⏑, ⏑–. Dafs aber der Theorie, der das von Aristides ausgeschriebene Handbnch folgte, keineswegs jeder Glyconeus ohne weiteres solch ein Iambus war, zeigt Aristides selbst, indem er auf der nächsten Seite das Kolon ⏑––⏑⏑–⏑– (*ἄριστον μὲν ὕδωρ ὁ δέ*) als ein *δοχμιακὸν ἐξ ἰάμβου καὶ δακτύλου καὶ παίωνος* erklärt.[3])

In der That versagt die Messung nach zweisilbigen trochäischen und iambischen *πόδες* vor jeder Länge in der Senkung, sei es die den Lesbiern und Anakreon geläufige Form –––⏑⏑–⏑– oder –⏑–⏑⏑––– oder gar –––––⏑⏑– u. s. w. Aristides wendet auch jene Messung gar nicht auf diese Formen an, er behanptet die Identität seiner vierfüfsigen *περίοδοι* mit den Glykoneen gar nicht.

Ein durchgeführtes System des Glyconeus, Phalaeceus, der Asklepiadeen u. s. w. giebt Hephästion Kap. 10 mit Hilfe des Antispasts; es gilt auch für die polyschematistischen Formen (Kap. 16) und für die pindarische Form des sapphischen Hendekasyllabus (⏑––⏑ –⏑⏑– ⏑––), während ihm der sapphische selbst epichoriambisch (–⏑–⏓ –⏑⏑– ⏑––), der alkäische epionisch ist (⏓–⏑– ––⏑⏑ –⏑–), Kap. 14. Die antispastische Erklärung hat auch Heliodor, der Metriker von Oxyrhynchos und, neben anderen Erklärungsarten, die Pindarscholien.

Der Antispast hat in der griechischen Verskunst eine sichere Stelle, an der er aber bisher nicht anerkannt ist: der Choliambns ist ein Trimeter mit antispastischer Anaklasis des letzten Metrons. Wenigstens für die ionische Verskunst ist damit seine Existenz erwiesen und die alexandrinische Metrik gegen den Verdacht geschützt, ihn erfunden zu haben. Es besteht nur die Möglichkeit, dafs sie den vorhandenen auf die äolischen Verse angewendet hat, um die Schwierigkeit der 'Basis' zu lösen.

Die Kritik von Hephästions Analysen kann nur dazu führen, die ganze

[1]) Nachr. der Gött. Ges. 1899 S. 501 f.

[2]) Auf die Anapäste beschränkt die Logaöden auch Atil. Fort. S. 292. Über den Namen Choerob. *ἐξήγ.* S. 72, Schol. Ambr. bei Studemund A. V. S. 141, Schol. Pind. S. 107 B.

[3]) Für Hephästion ist das *δοχμιακὸν* (*ἐξ ἰάμβου καὶ παίωνος* bei Aristides) ein antispastisches *πενθημιμερές* (S. 33).

Digitized by Google

Theorie, wie sie uns in dogmatischer Fassung überliefert wird, mit Misstrauen anzusehen. Das *Φερεκράτειον* ist ihm (S. 33 56) ein antispastisches *ἑφθημιμερές* (–––⏑ ⏑––): vom katalektischen Glyconeus mag das gelten, aber das Musterbeispiel (*ἄνδρες πρόσχετε τὸν νοῦν*) bezeichnet Pherekrates selbst als *σύμπτυκτοι ἀνάπαιστοι*, d. h. als weder 'Pherekrateen' noch ionici, sondern Anapäste, die er, als neue Erfindung, mit Unterdrückung der zweiten Silbe jedes Metrums gebaut hat (–⌴– ⏑⏑⌴– verdoppelt: Plaut. Cant. S. 66 A. 2).[1]) Das *Φαλαίκειον* erklärt Hephästion[2]) als katalektischen Trimeter mit dem Antispast an erster Stelle vor zwei iambischen metra: ⏑⏓–⏑ ⏑–⏑– ⏑––. Wenn wir aber etwas in diesen Dingen wissen, so ist es, dafs dieser Vers ein ionischer Trimeter ist, das heifst (und selbstverständlich nicht anders zu teilen): ⏓⏓– ⏑⏑–⏑–⏑––. Die sapphische Periode *γλυκεῖα μᾶτερ οὔτοι δύναμαι κρέκην τὸν ἱστόν* ist bei Hephästion ein katalektischer Tetrameter mit dem Antispast an zweiter Stelle (⏑–⏑– ⏑––⏑ ⏑–⏑– ⏑––), während das ionische Doppelkolon, mit der doppelten Bildung des Anacreonteum (katalektisch ⏑–⏑– ⏑––) und akatalektisch ⏑⏑–⏑ –⏑––) schon durch die wiederkehrende Diärese sicher indiziert ist (Wilamowitz, Isyllos S. 129; ebenso Bacchyl. 6, 1 2).[3]) Ebenso rein ionisch ist das 'katalektische antispastische Tetrametron' (–––⏑ ⏑––⏑ ⏑––⏑ ⏑––) *κατθνᾴσκει Κυθέρη' ἁβρὸς Ἄδωνις· τί κε θεῖμεν* (d. h. akatalektisch ––– ⏑⏑–– ⏑⏑–– ⏑⏑––).

Dies genügt um zu beweisen, dafs die antispastische Messung wenigstens in ihrer systematischen Durchführung so wenig in der Natur dieser Versarten begründet ist wie die nach zweisilbigen 'Iamben' und 'Trochäen'. Darum sind wir nicht berechtigt, die Systeme einfach zu verwerfen; sie zu beurteilen haben wir noch nicht Beobachtung genug. Was sie uns lehren, ist zunächst eine wichtige negative Thatsache, nämlich dafs die antiken Theoretiker (anders als bei den Daktylo-epitriten) im Glyconeus und den verwandten Versen keine Daktylen finden[4]), vielmehr die Senkungen von zwei Kürzen unter zwei Metra verteilen, während sie den epichoriambischen und epionischen Versen die viersilbigen *πόδες* mit zwei Kürzen in der Senkung zuschreiben.

Die Naivetät, mit der Masqueray und Gleditsch ein antik-modernes System auf solchem Grunde konstruieren, wird wohl nur vorhalten, solange die Einzeluntersuchung nicht durchgeführt ist. Wir sind gerade so weit, dafs die Unzulänglichkeit der bisherigen Auffassung an einzelnen Punkten deutlich geworden ist. Wilamowitz hat aus der Theorie und aus der Imitation des Synesios bewiesen, dafs Sappho selbst das *Φαλαίκειον* als ionischen Trimeter und

---

[1]) Der Scholiast (S. 211 W.) merkt den Widerspruch, verfehlt aber, wie Heph. S. 56 zeigt, die Lösung.

[2]) Der Metriker von Oxyrhynchos (S. 499 f.) teilt ebenso, indem er –––⏑, –⏑–⏑ und ⏑⏑––⏑ gleichmäfsig als erste *διποδία* ansieht.

[3]) Man vgl. den ionischen Trimeter (Heph. 46 f.) ⏑–⏑– ⏑⏑–⏑ –⏑––.

[4]) Vereinzelt ist die oben angeführte Analyse des Aristides ⏑––⏑⏑–⏑– *ἐξ ἰάμβου καὶ δακτύλου καὶ παίωνος* oder Hephästions Bezeichnung des *χοριαμβικὸν πενθημιμερές* (Adonius) als *συνεμπίπτον δακτυλικῷ τῷ εἰς δεύτερον τροχαῖον* (S. 44), was doch eben bedeutet, dafs es keine Daktylen sein sollen.

Digitized by Google

zwar als Zwölfsilbler wie als Elfsilbler angewendet hat; ein lesbisches Beispiel des Zwölfsiblers hat jetzt der Metriker von Oxyrhynchos geboten (*πτέρα δ' ἄγνα παρ' Ἔρωτος Ἀφρόδειτα*: a. a. O. S. 499). H. Weil vor allen hat darauf hingewiesen, daſs die 'polyschematistischen' Formen des Glyconeus sich leicht und einfach (wenn auch nicht alle Variationen gleich einfach) in das iambisch-ionische Metron auflösen: ‒⏑⏑‒ ⏑‒⏑‒ und ‒⏑‒⏑ ‒⏑⏑‒, wie denn auch diese Kola auſser in der lesbischen Metrik, deren silbenzählendes Prinzip das ausschlieſst, aufgelöste Hebung und unterdrückte Senkung zulassen. Demgemäſs wäre die lesbische Form des Glyconeus ⏓⏓‒⏑⏑‒⏑‒ als anaklastische Bildung zu fassen. Endlich verbinden sich die Glykoneen und die spezifisch lesbischen Verse gern mit ionici, wie auch in den Pindarscholien mit Vorliebe Kola der äolischen Lieder als ionici analysiert werden: hervorragende Beispiele sind unter den neugefundenen Liedern der Hymnus des Philodamos (Weil, Bull. de corr. hell. XIX 393), eng verwandt mit dem Liede Ar. Eq. 551 f., das dritte Gedicht des Bacchylides (Wilamowitz, Gött. Gel. Anz. 1898 S. 150); für das *Φαλαίκειον* giebt besonders Bacchylides 17 und 18 bestätigende Verbindungen, daneben 17, 11 die alkäische Form der Verknüpfung zweier Glykoneen mit einem iambischen Metron.

Daraus, daſs eine Messung auf ein Kolon anwendbar ist, folgt nicht, daſs es die ihm von Natur zukommende Messung ist. Auf eine Reihe dieser Bildungen, so die Asklepiadeen, ist die Messung nur anwendbar, wenn man eine sonst nicht im lebendigen Gebrauch vorhandene (die antispastische) Anaklasis annimmt. Kola wie diese: *τὰν πρόσθεν βελέων ἀλκάν* ‒‒‒⏑ ⏑‒‒‒ erscheinen sonst nie als Bildungen ionischen oder iambischen Maſses. Ohne Hyperkatalexis (z. B. in dem steigenden Glyconeus *κλύεις ὦ πολύμοχθ' ἀλᾶτα*) und Brachykatalexis (z. B. *ἁμέρας βλέφαρον, ὦ τὸν Ἀδώνιον*, das Reizianum) ist auch in diesen Kola mit dem Metron nicht auszukommen. Auf die Verbindung mit sicher ionischen Versen ist nicht geraten zu fest zu bauen; denn es kann sehr wohl sein, daſs lesbische Verse, die sich leicht dazu fügten, in der chorischen Lyrik ionisiert und mit ionischen zusammengeordnet worden sind. Diese und ähnliche Erwägungen zeigen, daſs die Beweiskraft der bisher gemachten Beobachtungen nicht ausreicht, die lesbischen Verse als ursprünglich ionisch-iambisch zu erweisen. Das einzige ganz feste Moment ist vorläufig, daſs das *Φαλαίκειον* von alters her ein ionischer Trimeter war.

Freilich zeigt diese Thatsache nach einer bestimmten Richtung. Die Natur des *Φαλαίκειον* konnte ganz deutlich erschlossen werden, weil sich in Sapphos Formen die Beweglichkeit des ionischen Verses erhalten hatte. Alle anderen Bildungen ähnlicher Art wie der von Phalaikos festgelegte Hendekasyllabus, samt dem Glyconeus, gab es in der lesbischen Poesie, soviel wir sehen, nur in einer nach Bau und Silbenzahl festbestimmten, nur durch die 'Basis' in gewissen Kola mannigfaltigen Form. Nicht anders erscheint der Glyconeus bei Anakreon. Frei nach Schema und Silbenbehandlung wird er in steigendem Maſse in der chorischen Lyrik und im Drama. Die Entwickelung ist ganz verschieden von der der Daktylo-epitriten, die im Drama erst ihre Beweglich-

keit verlieren und unwandelbar feste Form erhalten. Man kann schon darum nicht annehmen, dafs die attischen Glykoneen Weiterbildungen der lesbischen sind. Vielmehr mufs es Glykoneen freien Baues gegeben haben, die der uns bekannten lyrischen Poesie vorausliegen. Sie erscheinen nicht in der ionischen Lyrik, weder auf dem Festlande (Anakreon) noch auf den Inseln (Archilochos), auch nicht in den Skolien; durch die ionische Lyrik werden also die freien Formen nicht zu den Attikern gekommen sein. Aber sie erscheinen bei Pindar und Bacchylides (die Auflösungen besonders in 4); aus dem Dithyrambus können sie gekommen sein.

Von derselben Art wie bei den Daktylo-epitriten ist das sich hieraus ergebende Verhältnis der Metra zu den Kola. Hier wie dort hat es, vor der Entwickelung der metrischen Formen, in der Technik der einzelnen Stämme, fest ausgebildete Kola gegeben. Die Verse und Strophen dieser Lieder wurden nicht direkt aus den Metra herausgebildet, sondern aus den mit geringerer Freiheit zu behandelnden Kola. Die Analyse kann darum auch nicht direkt zu den Metra gelangen, am wenigsten darf sie auf bestimmte Metra hin die Kola schematisieren. Aber wenn Lied für Lied analysiert und Form für Form auf der Wanderung durch die Jahrhunderte beobachtet sein wird, so werden sich vermutlich auch die Elemente ergeben, aus denen die Kola einmal erwachsen sind.

G. Hermann hat auch systematisiert, aber auf Grund der umfassendsten Empirie. Seine und Böckhs Schüler haben gleichermafsen an der Beobachtung, vor allem freilich des Hexameters, weitergearbeitet. Auf diesem Boden hätte, dem Geist der neuen philologischen Wissenschaft entsprechend, die Metrik, wie es die Grammatik that, zur historischen Behandlung fortschreiten müssen. Diese Entwickelung hat Westphal unterbrochen. Seine Arbeiten haben manche wichtige Thatsache erschlossen, aber sie ruhen durchaus in willkürlichen und unhistorischen Theorien. Den Bann, unter dem sein Werk Jahrzehnte lang die metrische Arbeit hielt, hat Wilamowitz gelöst, indem er vor allem lehrte, dafs die Verskunst der griechischen Stämme jede für sich in bestimmten poetischen Gattungen ihre Formen entwickelt hat, die dann das attische Drama mit eigner Kunst vereinigte. Von Nachfolge ist noch nicht viel zu spüren, dagegen ist für die Schablone wieder mit Erfolg Geltung beansprucht worden. Mit sicherem Schritte wird die metrische Forschung erst dann weitergehen, wenn jede Arbeit unter dem Bewufstsein steht, dafs die griechische Verskunst, wie die Sprache, ein Teil der Geschichte des griechischen Volkes ist. Es bedarf darüber keines Streites. Wir werden alle der Ansicht sein, dafs es vor allem der Untersuchung bedarf, der Beobachtung unter philologischen, d. h. historischen Gesichtspunkten. Das System aber hat der Forschung nicht vorauszugehen, sondern auf ihre Fortschritte zu warten.

Digitized by Google

DIE ENTWICKELUNG DER RÖMISCHEN TAKTIK

Von Edmund Lammert

(Schlufs)

LOCKERUNG DES PRINZIPS DER STEUERKLASSENORDNUNG

Das politische Problem der Heeresreorganisation, die Beschaffung einer gröfseren Streiterzahl, hatte Servius Tullius durch ein Kompromifs gelöst. Der Kriegsdienst war im Prinzip als ein Recht und eine Pflicht aller freien Bürger anerkannt[1]), aber sowohl für die Zahl des ganzen Heeres als auch für die der Unterabteilungen und Waffengattungen innerhalb desselben war zwischen den einzelnen Steuerklassen ein bestimmtes Verhältnis gesetzlich normiert worden. Die Gesamtkontingente der fünf Klassen von der ersten abwärts verhielten sich zu einander wie 4 : 1 : 1 : 1 : $1\frac{2}{3}$ (1800 : 450 : 450 : 450 : 750); die erste Klasse mufste stets zwei Drittel der Hopliten (1800 unter 2700 Mann), die zweite und dritte je ein Sechstel (450 Mann) derselben, die vierte Klasse stets 450 leichte Hastaten, die fünfte stets 750 Ganzleichte stellen. Dies Verhältnis stand zur Zeit der Einführung sicherlich im Einklang mit den Zahlen der Bevölkerung bezw. der einzelnen Klassen oder war vielmehr durch Landschenkungen und wahrscheinlich nicht ohne gewaltsame Eingriffe in den Besitz der reichen Geschlechter künstlich in Einklang gesetzt worden. Dafs es sich durch die natürliche Entwickelung der Bevölkerung wieder verschieben mufste, hatte man vorausgesehen und deshalb für jedes fünfte Jahr eine Erneuerung des Census angeordnet. Aber dadurch vermochte man nur die Ungerechtigkeiten zu beseitigen, die durch die Veränderung des Besitzstandes der einzelnen Bürger, nicht die, die durch die Veränderung der Kopfzahl der einzelnen Klassen entstanden waren. Dazu hätte es neuer Landverteilungen bedurft; an die regelmäfsige Wiederholung einer so revolutionären Mafsregel war aber selbstverständlich nicht zu denken.

Am härtesten wurde von diesem Mifsverhältnis die erste Klasse getroffen, weil die Zahl der reichen Bauerngutsbesitzer naturgemäfs sich nicht in demselben Mafse wie die gesamte Bürgerschaft vermehren konnte, sondern infolge fortgesetzter Erbteilung nnd Aufkaufs durch die Grofsgrundbesitzer an Zahl eher ab- als zunahm. Während also die anderen Klassen bald viel mehr Leute

[1]) Proletarier und *capite censi* waren nicht grundsätzlich ausgeschlossen, sondern nur dadurch, dafs sie die gesetzliche Bestimmung, sich selbst zu rüsten und zu erhalten, nicht zu erfüllen vermochten. Wenn man, wie es später geschah, sich dazu entschlofs, ihnen auf allgemeine Kosten die Rüstung zu liefern und Sold zu zahlen, stand ihrer Verwendung kein gesetzliches Hindernis im Wege.

Digitized by Google

zählten, als zum Dienst gebraucht wurden, so daſs die einzelnen nur in längeren Zwischenräumen eingezogen zu werden brauchten, lieſs sich dies in der ersten Klasse nur schwer ermöglichen. Hier muſste jeder, wie es das Gesetz vorschrieb, einmal um das andere mit ins Feld ziehen. Zu den Anstrengungen und Schädigungen an Leib und Leben kamen die materiellen Verluste, die mit der Beschaffung des Lebensunterhaltes im Felde und der Abwesenheit von Haus und Hof verbunden waren. Daſs infolgedessen die erste Bürgerklasse unter jedem Kriege schwer zu leiden hatte, ist klar. Gleichwohl konnte sie nicht wünschen, daſs zu ihrer Erleichterung das bestehende Verhältnis durch eine stärkere Heranziehung der nächsten Klassen zum Hoplitendienste geändert würde. Denn diese war für sie gleichbedeutend mit der Aufgabe eines politischen Vorrechtes und einer Schmälerung ihres Ansehens.

Die ärmeren Klassen aber erlitten unter den endlosen Kriegen, die die Republik im ersten Jahrhundert ihres Bestehens zu führen hatte, trotz ihrer verhältnismäſsig geringeren Beteiligung am Dienst so starke materielle Verluste, daſs sie nichts weniger als Lust bezeigten, sich in ausgedehnterem Maſse als bisher zum Dienste einziehen zu lassen.

Da alle Klassen einer Änderung der Heeresverfassung widerstrebten, blieb Generationen hindurch alles beim alten. Aber die allgemeine Unzufriedenheit äuſserte sich in einer schroffen Opposition gegen die Politik der herrschenden Geschlechter und steigerte sich wiederholt bis zur offenen Auflehnung und zur Verweigerung des Kriegsdienstes.

Im Jahre 406[1]) entschloſs sich der Senat zur Einführung der Soldzahlung auf Staatskosten. Dadurch belebte er zunächst die Kriegslust der ärmeren Klassen. Die erste Klasse aber bequemte sich zur Aufgabe ihrer bisherigen Stellung im Heere wahrscheinlich erst, als sie durch den zehnjährigen Krieg gegen Veji gründlich mürbe gemacht und infolge des numerischen Verlustes, den sie an der Allia erlitten hatte, thatsächlich nicht mehr im stande war, ihr Kontingent in der bisherigen Stärke zum Heere zu stellen.

Die erste Änderung braucht durchaus nicht radikal gewesen zu sein. Das alte System, die Aushebung und Bewaffnung des Heeres nach Steuerklassen, blieb im Prinzip bestehen; es wurde nur das Verhältnis, in dem die Steuerklassen im Heere zu einander standen, etwas modifiziert. Den dezimierten Hoplitenabteilungen der ersten Steuerklasse sollte Ersatz zugeführt werden. Zu diesem Zwecke brauchte man nicht alle Klassen in allen Waffenstufen willkürlich und bunt durcheinander zu werfen. Es würde das auch allen Klassen bei dem scharf ausgeprägten Standesgefühl des Volkes wider den Strich gegangen sein. Hätte man einen Bürger fünfter Klasse in die Reihen der Principes einstellen wollen, so würde das die Klassen, über deren Köpfe hinweg der Mann avancieren sollte, nicht weniger als die Abteilung, die ihn aufnehmen sollte, mit Entrüstung erfüllt haben. Es wurde vielmehr nur ein stufenweises Aufrücken einer Klasse hinter der anderen in die nächst höhere

[1]) Liv. IV 59 V 4 VIII 8.

Digitized by Google

Truppenabteilung, d. h. in die Abteilung zugelassen, die bisher nur der nächst höheren Klasse zugestanden hatte. Rechtlichen Anspruch auf dies Aufrücken hatte niemand, das richtete sich nach dem Bedürfnis und nach dem Willen der Heeresleitung; der einzelne Mann konnte auch in die Abteilung wieder eingestellt werden, die seiner Klasse bisher zugekommen war. Die Leute der dritten Klasse konnten ebensogut in den Gliedern der *hastati scutati* mit dem der vierten zusammenkommen, wie mit denen der ersten in den Abteilungen der Principes, die der fünften Klasse als *funditores* mit den hinzugezogenen Proletariern. Die starre Sonderung der Klassen in bestimmten Abteilungen, der Klassencharakter der Abteilungen und Glieder war beseitigt. Es gab auch kein feststehendes Zahlenverhältnis für die Kontingente der einzelnen Klassen mehr. Die unteren Klassen mufsten im allgemeinen stärker bei der Aushebung in Anspruch genommen werden als früher.[1]) Das Verfahren war also folgendes. Lente der zweiten und jedenfalls anch der dritten Klasse wurden, soweit sie gebrancht wurden, neben denen der ersten in die Abteilungen der Principes eingestellt, Leute der vierten rückten in entsprechender Zahl in die beiden Glieder der *hastati scutati*, Leute der fünften in das Glied der *hastati leves* ein, ein anderer Teil derselben Klasse verblieb im Gliede der *iaculatores*, ein dritter in dem der *funditores* und wurde vielleicht durch einige herangezogene Proletarier vervollständigt (vgl. S. 176 f.).

In Bezng auf die Abteilungen der Principes entstand die Frage, ob die in ihnen vereinigten drei Klassen ihre bisher verschieden gestaltete Hoplitenrüstung auch ferner tragen sollten oder nicht. Um den Abteilungen ihren einheitlichen Charakter zu wahren und die Klassen im Interesse der inneren und äufseren Ordnung vollständig miteinander zu verschmelzen, mufste man ihre Rüstung gleichmäfsig gestalten. Man mufste also entweder die zweite und dritte Klasse gleich der ersten zu *clipeati*, oder die erste Klasse gleich den beiden anderen zn *scutati* machen. Da die eherne Rüstung für die weniger bemittelten Lente der zweiten und dritten Klasse zu teuer war, die erste Klasse aber ihres ehernen Waffenschmuckes nicht mit einem Schlage vollständig beraubt werden sollte, machte man alle drei Klassen zu *scutati*, d. h. die erste Klasse mufste anstatt des *clipeus* das *scutum* der zweiten und dritten Klasse annehmen.[2]) Das letztere wurde bei der Gelegenheit auf Veranlassung des

[1]) Nachdem auf diese Weise das Prinzip der Klassentrennung und der bestimmten Klassenkontingente einmal durchbrochen war, war es nur eine Frage der Zeit und des Bedürfnisses, ob die niederen Klassen noch weiter emporgeschoben werden sollten. Man brauchte den armen Lenten der fünften Klasse und den Proletariern nur Hoplitenrüstungen zu liefern, dann stand ihrer Verwendung als *hastati scutati* nichts im Wege. Nur das Standesgefühl der drei oberen, speziell der ersten Klasse hat man augenscheinlich so lange als möglich geschont und sich bemüht, den Principesabteilungen durch Fernhalten der niedersten Klassen einen etwas aristokratischen Charakter zu wahren. Wie man das in der Praxis angefangen hat, wird später gezeigt werden (S. 178 f.).

[2]) Das meint Livius, wenn er (VIII 8) sagt: *Clipeis antea Romani usi sunt; dein postquam stipendiarii facti sunt scuta pro clipeis fecere.* Unter *Romani* sind nicht alle Römer, sondern nur die der ersten Bürgerklasse zu verstehen.

Camillus durch Aufsetzen eines ehernen Randes widerstandsfähiger und zugleich fürs Auge etwas gefälliger gemacht.[1]) Die bisher von den drei Klassen jedenfalls in verschiedener Ausführung getragenen ehernen Helme wurden durch ein gemeinsames neues Modell, einen Helm aus Stahl mit glatter Haube (ohne jeden Zierrat) ersetzt.[2]) Nur ein Vorrecht wurde der ersten Klasse belassen, sie durfte den ehernen Panzer auch fernerhin tragen.[3])

Die vierte Klasse mufste sich nunmehr, soweit sie in die Glieder der *scutati* einrückte, das *scutum*, die fünfte zum Teil die *hasta*, den Wurfspeer und den leichten Schild der *hastati leves* beschaffen. Der bereits früher eingeführte Sold erleichterte ihr das. Derselbe ermöglichte auch den ins Heer eingestellten Proletariern die Beschaffung des Lebensunterhaltes. In so fern würde Livius ganz recht gehabt haben, wenn er mit den Worten *postquam stipendiarii facti sunt* etwa nicht blofs einen äufseren zeitlichen Zusammenhang oder die Zeitfolge, sondern auch einen allerdings mittelbaren inneren Zusammenhang zwischen der Soldzahlung und der allgemeinen Einführung der *scuta* hätte feststellen wollen. Denn ohne Sold hätte man weder der vierten Klasse die Beschaffung der Hoplitenrüstung noch dem Proletarier die Beschaffung der Lebensmittel zumuten können, ohne ein allgemeines Aufrücken der Klassen aber hätte man keine Veranlassung bekommen, der ersten Klasse ihre *clipei* zu nehmen.

Nach Abschaffung der *classis clipeata* haben die Klassen also in der Phalanxabteilung in folgender Ordnung gestanden[4]):

1. [2. 3.] Klasse	1. Glied ————	*principes scutati*	1. Centurionen-kommando
	2. " ————		
	3. " ————		
	4. " ————		
2. 3. [4.] Klasse	5. " ————	*hastati scutati*	2. Centurionen-kommando.
	6. " ————		
4. [5.] Klasse	7. " ————	*hastati (parmati) leves*	
5. Klasse	8. " ————	*classis velata* { *iaculatores*, *funditores* }	
	....		

[1]) Plut. Camill. 40: *τοῖς δὲ θυρεοῖς κύκλῳ περιήρμοσε λεπίδα χαλκῆν, τοῦ ξύλου καθ' αὑτὸ τὰς πληγὰς μὴ στέγοντος.*

[2]) Ebd. 40: *ἐχαλκεύσατο μὲν κράνη τοῖς πλείστοις ὁλοσίδηρα καὶ λεῖα ταῖς περιφερείαις, ὡς ἀπολισθαίνειν ἢ κατάγνυσθαι τὰς μαχαίρας.* Unter den *πλεῖστοι* sind die Hopliten im Gegensatz zu den Leichtbewaffneten zu verstehen. Auf das Jahr 367, in welchem nach Plutarch die Mafsregel getroffen sein soll, ist kein Gewicht zu legen. Die Einführung der Manipelstellung ist wahrscheinlich schon kurz nach 390 erfolgt und mit ihr auch die der neuen Helme. Indessen kann letztere sowohl wie die Verstärkung der Schilde auch eine nachträgliche, ergänzende Mafsregel gewesen sein.

[3]) Pol. VI 23 14. Der Panzer konnte beibehalten werden, weil er unter dem Schilde weniger in die Augen fiel. Ungleiche Schilde würden nicht nur für das Auge störend gewesen sein, sondern auch eine verschiedene Art der Handhabung und Übung und verschiedene Abstände von den Nebenmännern verlangt haben.

[4]) Die in Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen die neu aufgerückten Klassen.

DAS HEER IN MANIPELSTELLUNG

Das taktische Problem der Servischen Reorganisation, Herstellung einer Hoplitenphalanx aus verschieden bewaffneten Leuten, war meisterhaft gelöst worden. Infolge der geschickten Anordnung ihrer Glieder leistete sie im Nahekampfe annähernd dasselbe wie die aus lauter Hopliten bestehende griechische und war auch für den Fernkampf geeignet, der der griechischen ganz unmöglich war. Durch die Einführung der gemischten Phalanxabteilungen hatten die verschiedenartigen Truppengattungen untereinander denselben festen Verband und innerhalb der Phalanx dieselbe Beweglichkeit wie die echte Hoplitenkompagnie gewonnen.

Auch die Vorfrage, ob es überhaupt richtig war, die Phalanx in die römische Taktik einzuführen, kann die Kriegsgeschichte bejahen. Die Phalanx hat ihre grofsen Vorzüge, wenn sie es mit Gegnern zu thun hat, die die Schwächen, an denen sie leidet, nicht ausnützen wollen, weil sie sie selber gebrauchen und sich selber zu den Regeln der Kriegskunst bekennen, auf denen sie beruht, oder nicht ausnützen können, weil es ihnen an Mut oder an taktischem Geschick oder an der geeigneten Bewaffnung oder an allem zusammen gebricht. Zur Zeit des Servius Tullius hatten jedenfalls alle mittelitalischen Volksstämme und Staaten unter dem Einflufs der griechischen Kultur Unteritaliens und der Siege, die die griechische Phalanx vor ihren Augen über die dortige einheimische Bevölkerung davongetragen hatte, die neue Schlachtordnung bereits in ihren Heeren eingeführt oder waren mehr oder weniger im Begriff, zu ihr überzugehen. Dieser Wechsel des taktischen Systems erschien also damals nicht als ein Wagnis, sondern als ein Fortschritt in der Kultur, durch den die Chancen des Krieges für alle kriegführenden Parteien gleich wurden. Und wenn die Römer ihre Kriege immer nur innerhalb des von der griechischen Kultur beherrschten Völkerkreises geführt oder in ihren barbarischen, nicht in der Phalanx kämpfenden Feinden so minderwertige Gegner gefunden hätten wie die Griechen des Mutterlandes in den Persern, würden sie wahrscheinlich wie jene ihre Phalanx ebenfalls bis an das Ende ihrer Herrschaft beibehalten haben. Aber gleich beim ersten Zusammenstofse mit anders kämpfenden Barbaren, den Galliern, bekamen sie einen Denkzettel, der wohl geeignet war, zum Nachdenken über die Licht- und Schattenseiten der verschiedenen Schlachtordnungen anzuregen. Delbrück[1]) schildert anschaulich die Schwierigkeiten, mit denen die Phalanx schon auf ihrem Vormarsche zum Angriff zu kämpfen hat, wie leicht sie zerreifst und Lücken zeigt und umgekehrt sich wieder zusammendrängt, so dafs die Leute ihre Waffen nicht ordentlich gebrauchen können. Das ist indessen dann von geringerem Belang, wenn der Gegner ebenfalls in Phalanxordnung angreift; denn der ist in derselben Lage und kann die Verlegenheiten des andern nicht ausnützen, weil auch er ängstlich darauf halten mufs, dafs seine Linie mög-

[1]) A. a. O. S. 236.

lichst geschlossen bleibt. Viel schlimmer wird die Lage der Phalanx, mag sie auch noch so tadellos marschieren, wenn der Gegner in einzelnen, tiefen Haufen kämpft, sich bald auf einzelne Stellen der Linie, um durchzubrechen, bald auf die Flanken oder in den Rücken wirft, während die Linie seinen einzelnen Bewegungen nicht zu folgen, ihre bedrohten Punkte nicht zu verstärken, ihre geworfenen Teile nicht zu halten vermag und rat- und thatlos abwarten mufs, bis auch an ihre noch unerschüttert stehenden Teile die Reihe des Überranntwerdens kommt. Die Gallier kämpften jedenfalls gleich den Germanen in solchen nach Sippen geordneten Haufen, und die Römer fürchteten ihren ersten ungestümen Anprall ebenso, wie später den der Germanen. Der *dies Alliensis* wird allen sachverständigen Beobachtern die Augen geöffnet und die Überzeugung aufgedrängt haben, dafs gegen die unberechenbaren Angriffe des neuen Feindes nur mit selbständigen, je nach Bedürfnis die Richtung wechselnden Unterabteilungen und gegen die Wucht seines Anpralles nur durch hinhaltende und ermüdende Gefechtsführung mittels Reserven etwas auszuriehten sei.

Thatsächlich finden wir denn auch später die römische Schlachtordnung in der angedeuteten Richtung umgestaltet. Wenn wir annehmen, dafs diese Umgestaltung durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes mit den Galliern veranlafst, also bald nach dem Jahre 390 bewirkt worden ist, so stützt sich diese Vermutung auf die Beobachtung, dafs taktische Reformen in der Regel nach schweren Niederlagen und unter dem Zwang ernster politischer Notstände und Gefahren ins Werk gesetzt werden, und auf die Thatsache, dafs die Niederlage an der Allia die erste schwere war, die die Römer erlitten, und dafs ihnen diese gerade durch einen nicht nach der gewohnten Schablone kämpfenden Feind beigebracht wurde. Überdies deutet auch Livius VIII 8 in den Worten: *Clipeis antea Romani usi sunt; dein postquam stipendiarii facti sunt, scuta pro clipeis fecere; et quod antea phalanges similes Macedonicis, hoc postea manipulatim structa acies coepit esse*, in denen er augenscheinlich die oben erörterte Änderung der Bewaffnung und die Einführung der Manipelstellung parallel zu einander an denselben Zeitpunkt, die Einführung des Soldes, anknüpft, unverkennbar an, dafs er beide Mafsregeln als etwa gleichzeitig betrachtet.

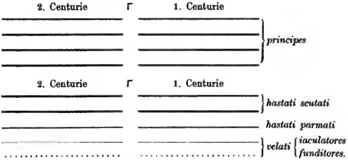
Über die ursprüngliche Beschaffenheit der Manipelstellung haben wir keine Nachricht. Durch den ältesten Bericht, der sich bei Livius (VIII 8) findet, lernen wir sie in der Gestalt kennen, die sie zur Zeit des Latinerkrieges (340) gehabt haben soll. Ein zweiter Bericht findet sich bei Polybios (V 121); er schildert die Manipelstellung in der Gestalt, die sie bis zum Ausbruch des zweiten punischen Krieges angenommen hatte. Wir gehen zunächst auf diese Berichte nicht näher ein, sondern lassen nach den einzelnen Angaben, die sie enthalten, sowie aus den uns bekannten taktischen Grundzahlen und Grundsätzen heraus die Manipelstellung allmählich sich entwickeln.

Die neue Schlachtordnung ist keine Phalanx, d. h. keine zusammenhängende Linie mehr, sondern zwischen den einzelnen Abteilungen, die jetzt teils *manipuli*,

Digitized by Google

teils *pili* heifsen, sind *modica spatia*, d. h. dem Bedürfnis entsprechende Zwischenräume. Aber es stehen auch nicht mehr sämtliche Abteilungen auf einer einzigen Linie nebeneinander, sondern sie sind in mehrere kleinere Linien abgeteilt, die hintereinander stehen. Die Römer nannten diese Ordnung *acies manipulatim exstructa*, eine nach Manipeln oder in einzelnen Manipeln aufgestellte Schlachtordnung. Es ist klar, dafs mit dem Ausdruck nur die taktische Selbständigkeit der einzelnen Abteilungen betont wird und die Zahl der Linien und ihr gegenseitiges Verhältnis nebensächlich ist. Sie können auf einer oder auf mehreren Linien, neben- oder hintereinander stehend, selbständig sein. Da die neue Ordnung von der Phalanx, einer einzigen Linie, ausgegangen ist, so wird sie in ihrem ersten Stadium der Entwickelung auch noch eine einzige Linie gebildet haben, und die taktische Selbständigkeit der Abteilungen wurde lediglich dadurch hergestellt, dafs diese seitwärts voneinander abrückten. Die alte Phalanx zählte deren dreifsig zu 100 Hopliten und 20 bezw. 30 Leichten. Als selbständige Abteilnngen, die hauptsächlich auf ihre eigene Kraft und Widerstandsfähigkeit angewiesen waren, erschienen diese dreifsig zu schwach. Man zog daher je zwei in eine, also die dreifsig in fünfzehn zusammen und nannte den zusammengezogenen neuen Haufen einen *manipulus*, ein mit der Hand zusammengerafftes Bündel. Die ehemaligen Phalanxabteilungen behielten ihre Centurionen und ihre Fahnenträger, aber zum äufseren Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit gemeinsame Fahnen und bildeten folgende neue Gruppen:

Manipulus (1. Stadium)



Manipelstellung (1. Stadium)



Jeder Manipel enthielt zwei Centurien Principes ($2 \times 60 = 120$ Mann), zusammengefafst unter einem gemeinsamen *signum*, und zwei gemischte Centurien, die ebenfalls unter einem gemeinsamen *signum* zusammengestellt waren ($2 \times 30 = 60$ *hastati scutati*, $2 \times 15 = 30$ *hastati parmati*, $2 \times 15 + 2 \times 10 = 50$ *velati* $= 120 + 20$ Mann). Der ganze Manipel zählte also 260 Mann. Da jetzt nicht mehr jede Centurie für sich, sondern immer nur

Digitized by Google

ein Centurienpaar eine Fahne führte, jede Centurie aber ihren Fahnenträger behielt, so dienten die Fahnenträger der zweiten Centurien nnnmehr als Ersatzmänner.[1])

Die Legion bestand nach wie vor aus 60 Centurienkommandos oder Centurien mit 60 Centurionen, auch wieder aus 30 taktischen Einheiten, den 30 Halbmanipeln, aber die Scheidung war aus taktischen Gründen jetzt eine andere. Die selbständig gemachten Manipel bedurften im Kampfe zur Deckung der Zwischenräume einer beweglichen Reserve- oder Unterstützungstruppe. Hierzu wurde das hintere gemischte Centurienpaar bestimmt und deshalb vom vorderen Conturienpaare der Principes um einige Schritte zurückgehalten. So entstanden in der Schlachtordnung zwei Linien, eine vordere und eine hintere, und man konnte eine Linie der Principesmanipel und eine der Hastatenmanipel unterscheiden. Jene erschienen als die eigentliche Angriffslinie, diese als die Reservelinie, und jeden der ursprünglichen Halbmanipel nannte man einfach ebenfalls Manipel. Infolge dieser Loslösung der Principes- von den Hastatenmanipeln konnten die zwei Glieder *hastati scutati* den Principes nicht mehr zur Ergänzung ihrer vier Glieder auf sechs dienen. Die Vierzahl der Glieder war aber weder herkömmlich noch ausreichend. Die weitere Folge war daher, dafs man die Principesmanipel umordnete und in sich auf sechs Glieder stellte. Bei sechs Mann in der Tiefe hatte nunmehr jede Principescenturie 10 Mann, jeder Principesmanipel 20 Mann in der Front. Um Gleichmäfsigkeit in den Fronten aller Centurien und um auch für die 60 *hastati scutati*, die bisher in zwei Gliedern zu 30 Mann gestanden hatten, wenn es die Sechszahl nicht sein konnte, wenigstens die Dreizahl in den Gliedern herzustellen, wurde auch das hintere Centurienpaar in der Front auf 20 Mann verkürzt; die Kopfstärken der zwei Centurien der *scutati* wurden miteinander verschmolzen und die zwei Centurien in drei Halbgliedern zu je 10 Mann wieder hergestellt. Das neue Teilungsprinzip wirkte auf die folgenden Glieder in der Weise weiter, dafs das Glied der *hastati parmati* und das der *iaculatores*, die beiden letzten nnd nur aggregierten Glieder der Phalanx, deren Kopfstärke von je 30 Mann für ein Glied von 20 Mann zu grofs nnd für zwei zu klein war, nunmehr zusammengezogen und ihre 60 Mann in drei Gliedern zu 20 Mann formiert und gleichmäfsig bewaffnet wurden; d. h. in taktischer Beziehung: die *iaculatores* wurden zu *hastati parmati*; in politischer Beziehung: ein Teil der fünften Steuerklasse wurde jetzt abermals, aber in stärkerem Mafse als früher, mit der *hasta* beehrt. Der letzte Teil der fünften Klasse, die bisherigen 20 *funditores*, avancierte zu *iaculatores*, vertauschte die Schleuder mit dem Wurfspeer, nnd zu seinem Ersatz wurde ein Glied von *funditores* aus den Proletariern gebildet. Diese Leute gehörten nicht zu den *classici*, sondern waren *accensi*, aus besonderer Bevorzugung zum Kriegsdienst hinzugeschätzte Leute. Als Soldaten waren sie ohne jede Schutzrüstung wie die *iaculatores* der fünften Klasse, also eben-

[1]) So erklären sich die scheinbar sich widersprechenden Notizen des Varro (De l. l. V 88), dafs jede Centurie einen Fahnenträger, und die des Polybios (VI 24 6), dafs jeder Manipel nur eine Fahne gehabt habe.

falls *velati*, aber im Unterschied von diesen *classici velati* hiefsen sie *accensi velati.*[1])

Da ein Glied von 20 Mann zu jedem der 15 Manipel hinzugekommen war, war der Gesamtbestand der Legion um 300 Mann erhöht worden. Damit war die seit Servius Tullius bestehende Censuszahl von 4200 Mann völlig in Reih und Glied eingestellt, während dies früher nur mit 3900 Mann geschehen und die übrigen 300 Mann auf die Chargierten, Beamten und sonstigen Hilfsmannschaften gerechnet worden waren. Die Normalzahl 4200 war nicht überschritten, sondern nur für die taktische Formation vollständig ausgenützt, weil die Formation das jetzt verlangte und Leute genug vorhanden waren.

Die Manipel hatten jetzt folgende Gestalt (2. Stadium):

		2. Centurie 10 Mann Front	1. Centurie 10 Mann Front	
120 Mann	1. Gl.	———	┌ ———	Prinzipesmanipel 1. 2. 3. Kl.
	2. „	———	———	
	3. „	———	———	
	4. „	———	———	
	5. „	———	———	
	6. „	———	———	

		2. Centurie 10 Mann Front	1. Centurie 10 Mann Front	
120 Mann	1. Gl.	———	┌ ———	*hastati scutati* 2. 3. 4. Kl.
	2. „	———	———	
	3. „	———	———	
	4. „	- - - - -	———	*hastati parmati* 4. u. 5. Kl.
	5. „	———	———	„ „ 5. Kl.
	6. „	———	———	
40 Mann	7. „	- - - - - - - -	- - - - - - - -	*classici velati* 5. Kl.
	8. „	....	....	*accensi* „ *proletarii*

im ganzen 280 Mann.

Die Legion bestand aus:

15 Manipeln *principes*	zu	120 Mann	=	1800 Mann
„ „ *hastati scutati*	„	60 „	=	900 „
„ „ „ *parmati*	„	60 „	=	900 „
„ Abteilungen *iaculatores*	„	20 „	=	300 „
„ „ *funditores*	„	20 „	=	300 „
		im ganzen		4200 Mann.

Manipelstellung im 2. Stadium:

15 14 13 12 11 10 9 8 7 6 5 4 3 2 1



15 *manipuli principum*

15 „ *hastatorum*

15 Abteilungen *velatorum*.

Später machte sich das Bedürfnis geltend, die noch immer wie von Anfang an in erster Linie kämpfenden und die schwersten Verluste erleidenden

[1]) Festus, Epit. S. 369 M. Proletarier als *accensi* schlechthin haben jedenfalls schon früher und auch später als Diener, Schreiber u. dgl. gedient.

Principes, d. h. im allgemeinen die drei oberen Bürgerklassen in ehrenvoller Weise zu entlasten, ohne dafs diesen Feigheit und der Staatsleitung eine geringere Wertschätzung der unteren Klassen zum Vorwurf gemacht werden konnte. Ein naheliegender Ausweg war die Aufstellung des Altersklassenprincipes. Nach heutigen Begriffen erscheint es wunderlich, dafs man es nicht in einfacherer Form in Anwendung gebracht hat. Im Latinerkriege, vielleicht schon zu Camillus' Zeit war die Normalzahl der Legionen von zwei auf vier verdoppelt worden. Diese Gelegenheit hätte man dazu benutzen können, im Feldheere jüngere und ältere Aufgebote nach Art unserer Linie und Landwehr voneinander zu trennen und in gesonderten Legionen zu formieren. Legionen ersten und zweiten Aufgebotes waren aber in Rom unmöglich, da nach feststehendem Herkommen jede Legion ein Heer und jedes Heer der Repräsentant des ganzen kriegstüchtigen Volkes sein mufste. Man mufste also innerhalb jeder einzelnen Legion sämtliche Altersklassen belassen und irgendwie teilen. Nach den konservativen Grundsätzen der römischen Staatsleitung wurde nicht beabsichtigt, das Steuerklassensystem gänzlich zu beseitigen, sondern mit dem neuen irgendwie zu vereinigen. Das liefs sich nur dadurch erzielen, dafs man keins von beiden konsequent durchführte und gewisse Abteilungen in der Praxis vorzugsweise für die drei oberen Klassen reservierte, um die es sich dabei allein handelte. Als Leichtbewaffnete hat überhaupt kein Angehöriger der drei oberen Klassen jemals gedient, das war nach römischen Begriffen ganz undenkbar. Wenn Polybios[1]) sagt, die ärmsten und jüngsten Leute dienen als Leichtbewaffnete, so heifst das: die jüngsten von den ärmsten dienen als Leichtbewaffnete, die älteren avancieren unter die Hopliten; die wohlhabenden Bürger, junge und alte, dienen nur als Hopliten. Durch dies Verfahren war ein Teil des Problems bereits gelöst: die oberen Klassen blieben vom Dienst der Leichtbewaffneten befreit. Es handelte sich also nur um die Verteilung der Steuerklassen auf die Hoplitenabteilungen, die Principes und *hastati scutati*. Die zuletzt genannten galten ihrer geschichtlichen Entwickelung zufolge selbstverständlich als die weniger vornehmen. In diese wurden die jungen Leute der oberen Klassen eingestellt, die zum gröfsten Teil noch als Haussöhne unselbständig (nicht *sui iuris*), noch keine würdevollen Hausvorstände und wirklichen Grundbesitzer waren und sich deshalb ein Zusammenstellen mit den Leuten der niederen Klassen am ehesten gefallen lassen konnten. Dem eigentlichen Zweck der Änderung entsprechend wurden diese den Jungen angewiesenen Hastatenmanipel vor die Principesmanipel gestellt, damit sie nunmehr in erster Linie den Kampf eröffnen konnten. Natürlich konnte man nur die Abteilung der *hastati scutati* hierzu verwenden, denn die *hastati parmati* waren ja keine Hopliten. Man aggregierte ihnen aber eins von den drei jetzt vorhandenen Gliedern der *hastati parmati*, das alte und ursprüngliche, das immer hinter den *scutati* gestanden und zu den Hastaten

[1]) Pol. VI 20: *διαλέγουσι τῶν ἀνδρῶν τοὺς μὲν νεωτάτους καὶ πενιχροτάτους εἰς τοὺς γροσφομάχους.*

mitgezählt hatte, und stellte es ebenfalls vor, so dafs der Hastatenmanipel jetzt in erster Linie mit drei Gliedern wirklicher Hopliten und einem nur aggregierten Gliede leichter Hastaten kämpfte. Das sind die Hastatenmanipel, von denen Livius redet.[1])

Das Mitnehmen des einen Gliedes leichter Hastaten empfahl sich auch aus dem Grunde, weil dadurch der bisherige Manipel in zwei gleiche Hälften geteilt wurde und die hintere Hälfte, die ihren Platz hinter der Phalanx behielt, nach ihrer geschichtlichen Entwickelung — es waren lauter Leute fünfter Klasse — enger zusammengehörte.

Nach dem Prinzip der Halbierung hätten die 15 älteren Jahrgänge sämtlicher Klassen in die Principesmanipel aufgenommen werden müssen. Das wollte man aber gerade vermeiden und diese Manipel für die oberen Klassen reservieren. In der Praxis wird man also folgendes Verfahren eingeschlagen haben. Von einer gesetzlichen Festlegung einer bestimmten Altersgrenze — also in unserem Falle des 16. Dienstjahres — für den Eintritt in die Principesmanipel ist nirgends die Rede, sie hat es niemals gegeben; die Zuweisung der Altersklassen an die Manipel blieb dem diskretionären Ermessen der Behörden überlassen, und auf ein paar Jahre früher oder später kam es bei der Einstellung in die Principesmanipel nicht an. Wenn man beispielsweise die jüngeren Jahrgänge der oberen Klassen anstatt der auf sie fallenden acht Einziehungen nur etwa sechsmal zu den Hastaten und dafür zehnmal in der zweiten Hälfte ihrer Dienstzeit zu den Principes einzog, so würden die oberen Klassen diesen Abteilungen durch ihre überwiegende Masse (10 : 6) einen hinlänglich aristokratischen Charakter aufgeprägt haben, wie ihn Livius offenbar mit den Worten andeutet *insignibus maxime armis.*[2]) Für die Hastatenmanipel schaffte man die Ergänzung aus den niederen Klassen durch entsprechend häufigeres Einziehen von deren jüngeren Jahrgängen und selteneres der älteren. Die stärkere Belastung der oberen Klassen in ihren Principesjahren war ein neuer Übelstand, mit dem die eximierte Stellung der Principesmanipel etwas teuer erkauft wurde. Daher konnte er auf die Dauer nicht bestehen und drängte, wie wir sehen werden, bald zu einer neuen Änderung des Verhältnisses.

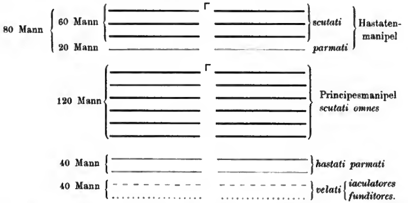
Hinter den Manipeln der Principes stehen nach unserer Darstellung noch vier Glieder Leichte, und zwar zwei Glieder *hastati parmati* und zwei Glieder *velati*; von den beiden letzten ist je ein Glied *iaculatores* und *funditores*. Auf diese Glieder pafst Livius' Bericht nicht, daher werden wir erst unten näher auf sie eingehen.

[1]) Liv. VIII 8, 5: *Prima acies hastati erant, manipuli quindecim, distantes inter se modicum spatium; manipulus leves vicenos milites, aliam turbam scutatorum habebat.* Aus wieviel *scutati* er bestand, sagt er nicht. Aus der oben dargestellten Entwickelung ersieht man, dafs er deren 60 Mann hatte.

[2]) Liv. VIII 8, 6. Auch die weitere Charakterisierung der *principes* stimmt zu unserer Darstellung: *Robustior inde aetas totidem manipulorum, quibus principibus est nomen, hos (hastatos) sequebantur.* Die Stärke eines Principesmanipels giebt Livius ebensowenig an wie die eines Hastatenmanipels. Aus unserer Darstellung ergiebt sich, dafs er zu der Zeit, wo zum Hastatenmanipel 20 leichte Hastaten gehörten, 120 Mann stark war.

Die Manipelstellung bestand jetzt aus 15 Gruppen zu je zwei Manipeln Hopliten (= 30 Manipeln) und vier Gliedern Leichter in je zwei Abteilungen.

Manipelgruppierung im 3. Stadium:



Das Unbefriedigende der so entstandenen Manipelordnung lag, wie gesagt, erstens darin, dafs man den oberen Klassen zwar den Hauptteil der Kampfesarbeit abgenommen oder ihn wenigstens stark mit auf die anderen Klassen verteilt hatte, aber dafür jene in der zweiten Hälfte der Dienstzeit weit mehr als die anderen belastete. Zweitens schien anstatt der bisherigen zwei Hoplitenlinien zur gröfseren Sicherheit noch eine dritte, und drittens eine Verstärkung des etwas schwachen Hastatenmanipels notwendig. Das erreichte man alles mit einem Schlage, indem man die 30 Manipel anstatt in zwei Linien in drei Linien aufstellte und die 15 Gruppen in 10 zusammenzog. Die 1200 Hastaten der ersten Linie ($15 \times 80 = 1200$) wurden eingeteilt in 10 Manipel zu 120 Mann und die bisherigen *parmati* durch Verleihnng des *scutum* in *scutati* umgewandelt; der Manipel der Hastaten bestand also jetzt gleich dem der Principes aus 120 Mann *scutati*. Dementsprechend wurde auch die Zahl der Principesmanipel auf 10 vermindert. Dadurch wurden von der Gesamtzahl der Principes (1800 Mann $= 15 \times 120$) 600 Mann überflüssig, man brauchte jetzt also nur ein Drittel weniger Principes, dies Drittel kam natürlich allein den oberen Klassen zu gute. Zum Ersatz der an der ehemaligen normalen Gesamtzahl von 2700 (jetzt 3000) Hopliten fehlenden 600 wurden die ältesten Jahrgänge der niederen Klassen herangezogen, anstatt der bisherigen zwei Altersklassen also im Prinzip drei nnterschieden und aus dieser dritten Altersklasse eine dritte Linie, die der sog. Triarier in 10 Abteilungen zu 60 Mann formiert. Diese Triarierabteilungen hiefsen aber nicht *manipuli*, sondern *pili*. Dafs die oberen Klassen an diesen Abteilungen nicht mehr beteiligt, also in dem letzten Drittel der gesetzlichen Dienstzeit eximiert wurden[1]), erkennt man deutlich

[1]) Die Eximierung der oberen Klassen hatte bereits zur Zeit des Latinerkrieges einen solchen Grad erreicht, dafs es ihnen selber zu viel wurde, besonders wenn die Aussicht

daraus, dafs bei Livius von einem glänzenden Äufseren kein Wort gesagt, sondern nur hervorgehoben wird, dafs sie alte Soldaten von erprobter Tüchtigkeit waren.[1])

Obwohl es nach der soeben gegebenen Darstellung scheint, als ob die Triarierabteilungen bei Einführung der dritten Altersklasse und der dritten Linie neu errichtet worden seien, kann dies, so paradox es auch klingt, doch nicht der Fall gewesen sein. Dafs ihre Abteilungen den Sondernamen *pili*[2]) statt *manipuli* und als Feldzeichen ein *vexillum*, kein *signum* führen, deutet darauf hin, dafs sie schon lange zuvor, getrennt von den Hoplitenabteilungen, also aufserhalb der eigentlichen Legion stehend, vorhanden und mit diesen Eigenheiten so eng verwachsen gewesen sind, dafs sie sie auch bei ihrer Einfügung in die Legion nicht wieder ablegten nnd sich, wenn nicht durch beide, so doch, wie wir sicher wissen, durch die eine, ihren Namen, für alle Zeiten von den alten Hoplitenabteilnngen der Legion unterschieden. Die 600 alten Hopliten müssen also auf bereits bestehende Abteilungen übertragen, diese früher aber aus irgendwelchen Leichten bestanden haben. Sehen wir nns die nach unserer Darstellung in der Servischen Phalanx vorhandenen Leichten daranfhin an, so finden wir hinter dem Gliede der *hastati parmati* ein Glied *iaculatores*. Dies Glied mufs den Namen *triarii* und das Glied hinter ihm den Namen *rorarii* geführt haben: wie die Glieder der ersten Klasse *clipeati* nach dem Schild, die der zweiten, dritten und vierten Klasse *hastati* nach dem Speer, so werden auch sie neben dem Namen *velati*, der (im Gegensatz zu *scutati*) das Fehlen der Schutzrüstung bezeichnet, auch noch nach ihrer Angriffswaffe benannt worden sein. Wir können also in *triarii* ein altes, verschollenes Wort in der Bedentung von Wurfspeer, und in *rorarii* eins in der Bedeutung von Schlender vermuten.[3]) Dafs die Triarier schon früh vorhanden gewesen und anch aufserhalb der Schlachtordnung verwendet worden sind, bezeugt Dionys.[4]) Anch die *rorarii* sollen Speerwerfer gewesen sein.[5]) Auf der zweiten Stufe der Manipelordnung sind sie das auch geworden, aber nrsprünglich waren

auf Bente auch die Wohlhabenden lockte. Sie sind es, die die Liv. VII 39 f. geschilderte Emeute in Scene setzen und die *lex sacrata militaris* durchsetzen: *ne cuius militis scripti nomen nisi ipso volente deleretur.*

[1]) Liv. VIII 8 8: *Primum vexillum triarios ducebat, veteranum militem spectatae virtutis.*

[2]) Nach ihren Abteilnngen, den *pili* (nicht von *pilum*), heifsen die Triarier auch *pilani*, die vor diesen Abteilungen stehenden Hastaten und Principes *antepilani*. Die *triarii* stehen *sub signis*, d. h. hinter den Feldzeichen der Hastaten und Principes; sie selber haben im Unterschied zu jenen *vexilla*. Als Hopliten führen sie die *hasta*.

[3]) Das Wort *σαυνίον* z. B., das eine Art von Wurfspeer bezeichnete und unseren Triariern von Dionys zugeschrieben wird, würde ebenfalls verschollen sein, wenn es nicht an dieser Stelle von Dionys erwähnt worden wäre. Einen ähnlichen Wurfspeer wie das *σαυνίον*, das angenscheinlich samnitischen Ursprungs ist, und wie das *pilum* könnte ein Wort vom Stamme *ter, tri* (*tero trivi*, *ter-ebra* der Bohrer; Curtius, Griech. Etym. S. 209), und eine Art von Schleuder ein Wort vom Stamme *ros roris*, das aber natürlich mit 'Tau', womit es die Antiqnare in unsinniger Weise erklären, nichts zu thun gehabt haben kann, bezeichnet haben.

[4]) Dion. Hal. VIII 86. [5]) Nonius S. 552 G.

es Schleuderer. Als dritte ähnliche Bildung gesellt sich dazu die Bezeichnung *ferentarii*, die ebenfalls Schleuderer gewesen sein sollen. Dies werden Proletarier (*accensi*) gewesen sein, die vielleicht schon in der alten Phalanx als 'Träger' das neunte oder zehnte Glied bildeten und später (im zweiten Stadium der Manipelstellung) zu *funditores* avancierten.[1]) Danach würden wir für die letzten Glieder der Phalanx, bezw. für die leichten Abteilungen hinter den Manipeln die Namen *triarii, rorarii, ferentarii* bekommen, die auf der zuletzt beschriebenen Stufe der Manipelstellung den (neugeschaffenen) *hastati parmati*, den *iaculatores* oder *classici velati* und den *accensi velati* entsprechen. Durch die Zusammenziehung ihrer 15 Abteilungen in 10 erhöhten sich die Kopfzahlen gleich denen der Hastatenmanipeln; wie diese von 80 Mann auf 120, so kamen die der *triarii* von 40 auf 60, die der *rorarii* und die der *ferentarii* oder *accensi velati* von 20 auf 30. Diese kleineren Abteilungen der Leichten führten jedenfalls schon seit langer Zeit den Namen *pili*.

Den Platz (der taktischen Vorstellung nach die Abteilungen, *pili*) und damit den Namen der Triarier[2]) übernehmen jetzt die ältesten Jahrgänge der Hopliten. Die Mannschaften aber, die bisher als Leichte in diesen Abteilungen gestanden hatten, wurden nunmehr auf die Abteilungen (*pili*) der beiden letzten Arten von Leichten, der *rorarii* und der *ferentarii* (*accensi velati*) verteilt. So kamen diese von je 30 auf je 60 Mann. Dies ist die Formation, die Livius den Triariern, Rorariern und Accensi[3]) in seinem Berichte zuschreibt. Er hat also etwas an und für sich Richtiges in seiner Quelle gelesen, aber in der Gesamtdarstellung der Manipelstellung zwei verschiedene Entwickelungsstufen miteinander konfundiert.[4]) Zu gleicher Zeit kann die Formation der Hastaten- und

[1]) Paul. S. 14 359; Varr. VII 57; Non. S. 356 G.; vgl. Varr. VII 58 und Non. S. 380 G.

[2]) Ganz analog ist, um ein bekanntes Beispiel anzuführen, der preufsische Brauch, das dritte Bataillon eines Regiments noch heute als Füsilierbataillon zu bezeichnen, obwohl die dereinstige spezielle Bewaffnung und Verwendung dieses Bataillons längst in Wegfall gekommen sind. Auch hier haftet der alte Name dauernd an dem Platze, den das Bataillon in der Schlachtordnung einnimmt.

[3]) In Bezug auf Rorarier nnd Accensi sagt Livius VIII 8, 8: *rorarios, minus roboris aetate factisque; tertium accensos, minimae fiduciae manum.* Der militärische Wert der Leute wird hier unverkennbar nach altrömischer Anschauung durch zwei Eigenschaften bestimmt: durch das Dienstalter und durch den bürgerlichen Stand. Die Accensi als Proletarier verdienen selbstverständlich gar kein Vertrauen; sie sind zu Soldaten überhaupt nicht geeignet. Die Rorarier als *classici* sind besser als jene, aber sie sind jünger als die Triarier und daher weniger tüchtig. Sie sind zum Teil auch jünger als die Hastaten, aber auf dieses unklare Verhältnis läfst sich Livius nicht ein. Nämlich diejenigen von ihnen, die nach längerem Dienst bewährt erschienen, avancierten unter die Hastaten, die also aus älteren Jahrgängen der fünften und aus jüngeren Jahrgängen der höheren Klassen gemischt waren. Wenn sie noch weiter avancierten, kamen sie zu den Triariern — nicht zu den Principes; (vgl. oben S. 179). Dafs auch die Accensi avancieren konnten, war nicht ausgeschlossen. Aber aus Livius' Worten ersieht man, dafs der Autor, von dem sie stammen, gegen ihre Zulassung noch ernste Bedenken gehabt hat.

[4]) Die Hauptschuld an seinem Mifsverständnis trug neben dem etwas komplizierten Zahlenschema, das in seiner Quelle jedenfalls ausführlich und richtig aufgestellt war, die verhängnisvolle Vieldeutigkeit des beliebten Ausdruckes *ordo*, womit man die Centurie, den

Principesmanipel und die der drei *pili*, wie er es darstellt, nicht bestanden haben. Das zeigt nicht nur ihr eben dargelegter Entwickelungsgang, sondern auch das unsinnige Ergebnis, zu dem man gelangt, wenn man nach seiner Angabe eine Gesamtrechnung aufstellt:

15	Manipel	Hastaten	zu 80	Mann	= 1200	Mann
15	„	Principes	„ 120	„	= 1800	„
15	Pili	Triarier	„ 60	„	= 900	„
15	„	Rorarier	„ 60	„	= 900	„
15	„	Accensi	„ 60	„	= 900	„
				im ganzen	5700	Mann.

Eine solche Legion kann es niemals gegeben haben. Als es 15 Manipel Hastaten und Principes und 15 *pili* Leichter gab, ist die Kopfstärke der *pili* eine weit geringere gewesen (vgl. oben S. 177). Sie kann erst auf 60 Mann erhöht worden sein, als die Zahl der Manipel und Pili auf 10 vermindert wurde.

Durch die Auflösung von sechs Principesmanipeln (= 12 Centurien) waren zwölf Centurionen überschüssig geworden. Für die an ihrer Statt errichteten *pili* der Triarier von 60 Mann hätte man eigentlich nur je einen, also im Ganzen sechs Centurionen gebraucht, aber die herkömmliche Normalzahl von 60 Centurionen durfte nicht geändert werden; daher gab man gleich den Manipeln auch den kleinen *pili* der Triarier je zwei Centurionen, wie man schon früher die Zahl der Fahnenträger unverändert gelassen hatte, als je zwei Centurien in einen Manipel zusammengezogen wurden (S. 176). Die Halbierung des *pilus* in zwei Centurien war schon geschichtlich gegeben, denn er war wie die Manipel durch Zusammenziehung zweier zwei verschiedenen Centurien angehörigen Abteilungen entstanden.

Manipel und jede beliebige andere Abteilung zu bezeichnen pflegte. Livius vermochte daher aus seiner Quelle nicht klug zu werden. Die Bestimmung des *ordo* als eine Abteilung von 60 Mann mit 2 Centurionen und einem *vexillum* ist unrichtig, wenn man sie, wie er es thut, als allgemein geltend hinstellt, aber richtig, wenn man sie, wie es wohl auch in der Quelle geschah, nur auf die Triarier bezieht. Deren *pilus* (= *ordo*) hatte thatsächlich 60 Mann, 2 Centurien und ein *vexillum* (kein *signum*). Die Notiz verleiht seinem Berichte trotz aller sonstigen Fragwürdigkeit den Stempel geschichtlicher Echtheit. Auch die einleitenden Worte charakterisieren die Entwickelung der Manipelstellung zwar sehr unbestimmmt, aber durchaus richtig. Die Römer haben, nachdem sie im Jahre 406 den Sold eingeführt hatten, die *clipei* (der ersten Klasse) abgeschafft und das *scutum* für alle Hopliten eingeführt; vor derselben Zeit war ihre Schlachtordnung phalanxähnlich, nach dieser Zeit begannen sie mit der Manipelaufstellung (*manipulatim structa acies coepit esse*), das heifst: die Manipelaufstellung ist nicht mit einem Schlage fertig geworden, sondern hat — und das hat unsere Darstellung wohl genügend bestätigt — eine lange Reihe von Entwickelungsstufen durchlaufen (*coepit esse*). Schliefslich wurde sie in eine gröfsere Zahl von *ordines* geteilt. Was mit *ordines* gemeint ist, ist oben gezeigt worden; es sind die *manipuli* und *pili*, die sich allmählich aus den ehemaligen Gliedern der Phalanx entwickelt haben. Delbrück fafst sie als Treffen. Das ist sachlich richtig, denn aus diesen hintereinander stehenden Abteilungen haben sich schliefslich auch die Treffen entwickelt.

Digitized by Google

Die Manipelstellung im 4. Stadium war folgende:

10 Manipel	Hastaten	zu	120	Mann	=	1200	Mann
40 „	Principes	„	120	„	=	1200	„
10 Pili	Triarier	„	60	„	=	600	„
10 „	Rorarier	„	60	„	=	600	„
10 „	Accensi	„	60	„	=	600	„
				im ganzen		4200	Mann.

Wenn Livius seinen Exkurs über die Manipelstellung zeitlich richtig angesetzt hat, dann würde der bisher geschilderte Entwickelungsgang zwischen die Jahre 390 und 340 fallen.

Die letzte Stufe der Manipelstellung, die noch vor dem Jahre 218 erreicht worden sein mufs, ist von Polybios ziemlich klar und ausführlich beschrieben und im Zusammenhang mit unseren bisherigen Ausführungen leicht zu verstehen. Die Normalzahl der Legion, 4200 Mann, besteht noch. Sie kann immer nur um 300 Mann bei den Manipeln und Abteilungen der Leichten vermehrt werden. Das ist die alte Grundzahl, die wir oben bereits (S. 108) festgestellt haben. Die Triarier dürfen (in Rücksicht auf die natürlichen Verlnste der ältesten Jahrgänge) niemals vermehrt werden. Die Ordnung der Hopliten ist noch dieselbe wie die der vorigen Stufe. Nur die Leichtbewaffneten sind reorganisiert. Sämtliche 1200 Mann der Rorarier und Accensi sind gleichförmig gerüstet und in Halbleichte nmgewandelt. Sie haben einen kleinen, runden Lederschild (*parma*), ein Schwert und eine besondere Art von Wurfspeeren (*hasta velitaris*), die wir nicht näher kennen. Die bessere Rüstung befähigt sie auch zum Nahekampfe. Ihre Formation in *pili* zu 60 Mann und ihre Stellung hinter der Schlachtordnung haben sie aufgegeben; sie sind in Abteilungen zu 40 Mann auf die 30 Abteilungen der Hopliten verteilt (aggregiert) und stehen jetzt unmittelbar hinter diesen. Der Manipel steht also noch wie früher mit 20 Mann in der Front und in 6 Gliedern, an die sich 2 Glieder Halbleichter anschliefsen.

Nach Livins heifsen die Halbleichten *velites* und sollen im Jahre 211 zuerst zur Unterstützung der Reiterei eingeführt worden sein.[1]) Bei Zama sind sie bereits in der oben beschriebenen Weise organisiert, die Rorarier und Accensi müssen also vor dieser Zeit abgeschafft worden sein.

Die eigentlichen Leichtbewaffneten, die Schleuderer, werden nnnmehr durch fremde Miettruppen (*auxilia*) ersetzt.

Durch Polybios erhalten wir die erste sichere Nachricht über einen Wechsel, der in der Hoplitenbewaffnung stattgefunden hat. Die Hastaten und Principes führen nicht mehr den Handspeer (*hasta*), sondern einen Wurfspeer,

---

[1]) Liv. XXVI 4. Ihre hier beschriebene Verwendung war ein blofses Experiment, das wie alle dergleichen Kunststücke nur von vorübergehender Bedeutung und Dauer war. Sie scheinen bald darauf einer Umwandelung unterzogen worden zu sein. Ihr Name ist sicherlich ein alter militärischer Terminus, der für uns zum erstenmale auftaucht. Ob er mit *velox* oder *velatus* zusammmenhängt, ist gleichgültig; in beiden Fällen trifft er auf Leichtbewaffnete zu. Livius erwähnt sie übrigens schon früher XXI 55 XXIII 29 XXIV 34.

das *pilum*. Wann es eingeführt worden ist, erfahren wir nicht. Wahrscheinlich ist es ursprünglich in seiner Konstruktion von anderen Spielarten des Wurfspeeres wenig verschieden und nur durch seine ungewöhnliche Länge und Schwere etwas Besonderes gewesen. Da es bereits im Salierlied[1]) erwähnt wird, mufs es eine altrömische Nationalwaffe und neben der *hasta*, der eigentlichen Heereswaffe, ebenfalls im Heere vertreten gewesen sein. Vielleicht ist es die Waffe der ältesten Triarier gewesen. Schon Camillus lehrt nach Plutarch[2]) die Römer, d. h. den Truppenteil, der sie führte, mit ihr den stürmischen Angriff der Gallier parieren. Bei den Hastaten und Principes scheint sie erst nach dem Pyrrhischen Kriege und infolge desselben eingeführt worden zu sein, denn nach Dionys[3]) führen bei Benevent die Principes noch Stofslanzen. Die Gallier führten einen Speer (*gaesum*)[4]), der sowohl zum Wurf als auch zum Stofs geeignet war. In Rücksicht auf ihn ist möglicherweise der Handspeer aufgegeben und der römische Soldat auf sein *pilum* und sein Schwert angewiesen worden. Indessen ist aus Mangel an beglaubigten Thatsachen in Bezug auf diese wichtige Frage über Vermutungen nicht hinauszukommen.

Mit der Abschaffung der Hasta wurde das Schwert, und zwar das zum Nahekampfe besonders geeignete Kurzschwert (spanisches Schwert) zur Hauptwaffe erhoben. Über den Einflufs, den diese Waffe auf die Kampfweise der Römer ausüben mufste, wird später noch zu reden sein.

Die Triarier führen wie früher (S. 181) noch die *hasta*, ein Zeichen, dafs sie immer noch neben den alten Legionshopliten eine Sonderstellung einnehmen.

DIE KOHORTENSTELLUNG

Wie man aus dem Entwickelungsgang der Legion ersehen haben wird, sind die Manipel und Pili mit ihren verschiedenen Waffen nichts weiter als die ausgebildeten und selbständig gewordenen Glieder der alten Phalanx des Servius Tullius und deren dreifsig taktischen Abteilungen. Die in einer solchen Unterabteilung enger vereinigten Gliederteile haben trotz aller taktischen Verschiebungen ihren gegenseitigen Zusammenhang weder ideell noch thatsächlich jemals aufgegeben. Die alte Principescenturie war und blieb die Stammkompagnie, hinter der und vor der die Tochterkompagnien der Hastaten, Triarier, Rorarier u. s. w. ihren ständigen Platz hatten, zu der sie zurückkehrten, wenn sie ausgeschwärmt oder sonst wie verwendet waren, die ihnen entgegen kam, wenn sie Unterstützung nötig hatten[5]), an deren Seite sie auf dem Marsche wie im Lager ihren ständigen Platz hatten. Dafs diese verschiedenen Kompagnien im Kampfe oder zu irgend einem anderen Zwecke mit ihresgleichen, d. h. mit den entsprechenden Kompagnien der anderen Kompagniekomplexe, also Hastaten mit Hastaten, Rorarier mit Rorariern u. s. w. neue Verbände bildeten, löste ihren Zusammenhang mit dem Stamme so wenig, wie heute die

[1]) Fest. S. 205 *pilumnoe poploe*. [2]) Plut. Cam. 40. [3]) Dion. Hal. XX 12.

[4]) Serv. ad Aen. VII 664. Vgl. über die Speere Marquardt, Röm. Staatsv. II 318.

[5]) Wie sich in den heutigen Schlachtlinien jeder ausgeschwärmte Schützenzug auf seine Kompagnie zurückzieht und diese als Unterstützungstruppe ihm folgt.

Vereinigung eines ausgeschwärmten Schützenzuges mit der Schützenlinie der anderen Kompagnien zu seiner Lostrennung von seiner Kompagnie führt. Daher erscheint es auch fast unnatürlich, wenn dieser Kompagniekomplex nicht mit einem zusammenfassenden technischen Ausdruck bezeichnet worden wäre. In der Praxis war ohne einen solchen gar nicht auszukommen. Nach seiner taktischen Vereinigung, man mufs wohl historisch richtiger Wiedervereinigung sagen, hatte er den Namen Kohorte. Denselben Namen wird er auch früher schon gehabt haben; darauf weisen auch verschiedene Andeutungen der Schriftsteller hin.[1])

Dafs diese Kohorten so viele Jahrhunderte hindurch niemals und erst vielleicht seit dem zweiten punischen Kriege bisweilen, aber immerhin selten zu taktischen Einheiten, zu geschlossenen Körpern vereinigt und als solche im Kampfe verwendet worden sind, hat seinen Grund in der Verschiedenheit des bürgerlichen Standes, später auch des Alters und der dadurch bedingten Bewaffnung, eine Verschiedenheit, die jeder Unterabteilung der Kohorte grundsätzlich Anspruch auf eine besondere Behandlung gewährte und besondere taktische Zwecke zuwies. Zwischen Leichten und Schweren war dieser Unterschied in jedem antiken Heere vorhanden, aber im römischen bestand er auch zwischen den Hoplitenabteilungen der Hastaten, Principes nnd Triarier. Die einen sollten angreifen, die anderen nur unterstützen, die dritten als letzter Halt und Stützpunkt dienen. Erst unter dem Zwange der äufsersten Not vereinigten alle Arten von Hopliten ihre Kräfte miteinander zn gemeinsamer Arbeit.

Die trennenden Motive schwächten sich natürlich in der Taktik in demselben Mafse ab, wie die Verschiedenheit des Standes und der Bewaffnung verschwand. Die höheren Klassen waren im zweiten pnnischen Kriege stark dezimiert worden. Man hatte infolgedessen immer tiefer und umfänglicher in die niedere Volksmasse hineingreifen müssen, Stand und Alter immer weniger berücksichtigen können. Es hatte sich allmählich ein Stamm den Krieg berufsmäfsig betreibender Veteranen gebildet, die in der Aussicht auf Sold und Beute jederzeit bereit waren, als Freiwillige einzutreten und die Ausfälle der Aushebung zu decken. Unter diesen Umständen lockte der Kriegsdienst die wohlhabenderen und anständigeren Bürger immer weniger, sie verabscheuten ihn, und die Staatsleitung übte wohl oder übel Konnivenz. Brauchbarer als die widerwilligen 'besseren' Bürger erschienen jetzt die armen Teufel, die nichts zu verlieren hatten und aus der Not eine Tugend machten, die am Kriege wirklich Interesse hatten und guten Willen und Eifer zeigten. Die richtige Konsequenz aus diesen Verhältnissen zog Marius. Er sah von dem hinfällig und zur blofsen Formalität gewordenen Aushebungsmodus gänzlich ab und bildete ein Heer aus lauter Freiwilligen ohne Rücksicht auf Stand und Alter. Seitdem wurde in der Praxis dieses Verfahren zum stehenden Brauch, wenn auch der alte Aushebungsmodus und die allgemeine Dienstpflicht gesetzlich

[1]) Die Stellen findet man bei Marquardt a. a. O. S. 422 385.

fortbestanden, und aus dem Bürgerheere wurde ein Berufsheer. Unter Augustus wurde es schliefslich zu einem stehenden Heere.

Mit dem Einbruch der grofsen Masse in das Heer war jedes Bedürfnis einer gesonderten Verwendung der Abteilungen geschwunden. Auch die Bewaffnung war, wie wir gesehen haben, allmählich immer mehr ausgeglichen worden, innerhalb der Hopliten schon längst und fast gänzlich, zwischen ihnen und den Leichten zuletzt durch die bessere Rüstung der Velites, die schon an der Seite der Hopliten im Nahekampfe mitzufechten vermochten. Marius war es allem Anschein nach, der auch hier den letzten Unterschied beseitigte und die Velites zu Hopliten machte.[1]) Damit scheint eine Annäherung der Hoplitenrüstung an die der leichteren Velites verbunden gewesen zu sein. Seit jener Zeit erscheinen das *pilum* und das *scutum* in den auf uns gekommenen Abbildungen bedeutend leichter. Durch diese Erleichterung ist der römische Einheitssoldat hergestellt, der für den Nahekampf noch vollkommen ausreichte und zugleich auch für den Fernkampf und den Kampf mit Hindernissen wohl geeignet war.

Der letzte Zweck dieser Mafsregeln war die Verschmelzung der verschiedenen Unterabteilungen der Kohorte in einem einzigen taktischen Körper. Dessen bedurfte man jetzt, indem man im Cimbernkriege ähnliche unliebsame Erfahrungen wie dereinst im Gallierkriege, aber aus dem umgekehrten Grunde gemacht hatte. Gegen die Gallier hatte sich die grofse Phalanx als zu schwer und unbehilflich, gegen die Germanen hatten sich die kleinen Manipel als zu schwach und haltlos erwiesen. Man brauchte jetzt stärkere und widerstandsfähigere Haufen, und man verschaffte sie sich in den geschlossenen Kohorten.

Diese bestanden aus drei gleichmäfsig bewaffneten Manipeln zu 200 Mann, geteilt in zwei Centurien zu 100 Mann. Die Manipel standen nicht mehr hinter-, sondern nebeneinander.[2]) Dadurch war ihr verändertes Wesen deutlich zum Ausdruck gebracht. Sie sollten jetzt alle drei in Masse gleichzeitig und ohne jede Bevorzugung in Thätigkeit treten. Mit der traditionellen Normalzahl der Glieder scheint man gebrochen und die Manipel mit 20 Mann, die Kohorte also mit 60 Mann in der Front und 10 Mann (statt 6) nach der Tiefe aufgestellt zu haben. Die Kohorte war also ein schwerer und doch leicht drehbarer und nach jeder Richtung hin verwendbarer Gevierthaufen, die Legion, die jetzt nur noch 10 Abteilungen hatte, trotz einer normalen Kopfstärke von 6000 Mann leichter zu übersehen und zu lenken. Ihre Aufstellung richtete sich nach dem Bedürfnis; eine Normalstellung gab es nicht mehr.

Die Art und Weise, wie das römische Heer auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen zum kämpfen pflegte, wird später besprochen werden.

[1]) Die Velites werden zum letztenmal erwähnt Sall. Iug. 46 und 105.

[2]) Dies ergiebt sich aus der irrtümlichen Auffassung der Manipelstellung bei Zama durch Livius (XXX 33). Dieser glaubt, dafs die Intervalle zwischen den Manipeln dadurch hergestellt worden seien, dafs die Manipel jeder Kohorte auseinander traten.

LUCIAN UND DIE PHILOSOPHENSCHULEN

Von Rudolf Helm

Dafs Lucian niemals ein Philosoph war, ist heute bekannt. Seine ganze Anlage, zur Oberflächlichkeit geneigt, jedem spekulativen Denken abhold, mufste ihn hindern in die Probleme irgend eines Systems gründlich einzudringen. Seine rege Phantasie und die Leichtigkeit litterarischer Produktion im Verein mit einer gewissen Heiterkeit des Gemüts liefsen auch ihm den Kerl, der spekuliert, wie das Tier erscheinen, das vom bösen Geist auf dürrer Heide herumgeführt wird, ohne die schöne grüne Weide ringsum zu beachten; er war im Grunde nichts anderes als ein geschickter und witziger Journalist, voll Übermut und Humor. Wohl schwärmt er für den Platoniker Nigrinus; aber diese Begeisterung war nicht tief, das eigentliche Wesen des Gepriesenen verstand er gewifs nicht, und nur an dem Praktischen blieb er haften. Die von jenem gepredigte Moral rang ihm Bewunderung ab, obwohl sie auch nichts weiter besagte, als dafs der Mensch sein Hoffen und Fürchten, sein Wünschen und Begehren eindämmen müsse, um glücklich zu sein. Auch sonst reizt ihn stets nur die praktische Frage, wie man das Leben sich möglichst heiter gestalten könne. Nur einmal war er nahe daran ein Philosoph zu werden, als er seinen 'Hermotimos' schrieb, das schönste und durchdachteste von allen seinen Werken, mit einer bilderreichen, leicht und darum nicht zum Überdrufs rhetorisch gefärbten Darstellung, mit der köstlichen sokratischen Ironie, weit entfernt von dem sonst bei ihm so häufigen possenhaften Ton der Hanswurstiade. Aber damit ist er im Lager der Skeptiker angelangt und zum Leugner jeder philosophischen Spekulation geworden; die erste Arbeit auf diesem Gebiet ist zugleich seine letzte und mufste es sein, denn sie ist ein Absagebrief an die gesamte Philosophie. Ihr sich zu widmen lag also Lucian sehr fern, ja, in manchen Satiren erscheint er als geschworener Feind aller Philosophen. Aber der Grad seiner Neigung oder Abneigung war doch bei den einzelnen Schulen sehr verschieden. Diese Äufserungen der Anerkennnng und des Hasses in ihrer Gesamtheit zu durchmustern, ist vielleicht nicht ganz ohne Interesse. Man hat Lucian früher öfter als Philosophen ernst genommen; jetzt spricht man wenigstens noch von seinem Kampf mit den Philosophen und bezeichnet seine lustigen Schwänke und satirisch angehauchten Possen als Streitschriften. Man thut ihm damit in den meisten Fällen zu viel Ehre an und fafst seine ganze Schriftstellerei von einem falschen Gesichtspunkt auf. Gerade die Zusammen-

stellung und Prüfung sämtlicher auf Philosophie und Philosophen bezüglichen Stellen wird, wie ich hoffe, die ganze Art seiner Werke ins richtige Licht setzen und seine Stellung zu den Philosophen richtiger hervortreten lassen, als es bisher geschehen ist. Da die Stimmung gegenüber den einzelnen Schulen oft genug das Hauptkriterium in der Frage nach Echtheit oder Unechtheit der Schriften bildet, so wird auch in dieser Hinsicht eine genaue Untersuchung seines Verhältnisses zu den verschiedenen Richtungen der Philosophie vielleicht einige Förderung bringen. Endlich wird es hier und dort möglich sein, seiner Kunst nachzuspüren und sie zu beleuchten. Mag auch die Schätzung, die der Satiriker in unserer Zeit geniefst, nicht sehr grofs sein[1]), als einzig erhaltener Vertreter einer Gattung der griechischen Litteratur, als glänzender Schriftsteller, der wie wenige die Sprache leicht und mit Anmut zu beherrschen weifs, aber auch als phantasievoller Humorist, dem ebensowohl Scherz und Schalkheit wie grimmige Bosheit zu Gebote stehen, verdient er es wohl, dafs man auch seinem inneren Leben eine eingehendere Beachtung schenkt.

Lassen wir die von Lucian erwähnten Philosophen an unserem Auge vorüberziehen, so fällt zunächst auf, dafs die Eleaten in dieser Reihe völlig fehlen, obwohl Xenophanes mit seiner satirischen Bekämpfung des volkstümlichen Polytheismus (s. Fr. 15 Diels bei Clem. Strom. V 110 S. 715 P.) sich wohl geeignet hätte, in seinen Dialogen eine Rolle zu übernehmen. Sonst ist in der 'Lebensversteigerung', wo die berühmtesten Philosophen in einer lustigen Scene, als Lebensarten aufgefafst, zum Verkaufe vorgeführt werden, noch einer vergessen worden, der an anderen Stellen erwähnt wird, Empedokles. Aber viel scheint unser Schriftsteller nicht von ihm zu wissen, falls er ihn nicht etwa dort überging, um Wiederholungen zu vermeiden; denn was sich witzig verwenden liefs, das Verbot des Fleischgenusses, fand schon bei Pythagoras Erwähnung, die Melancholie bei Heraklit. Die beiden Prinzipien des Werdens, 'Liebe' und 'Hafs', hätten allerdings um so eher herangezogen werden können, als Heraklits 'Streit' und 'Harmonie' in jener Schrift nicht ausdrücklich angeführt sind. Aber die Lehre des Empedokles benutzt unser Satiriker überhaupt nicht; nur wegen eines Ereignisses aus seinem Leben zählt er ihn zu den beständigen Requisiten seiner Posse. Seine Selbstverbrennung ist es, die er immer wieder eifrig beleuchtet und deren Folgen er sich phantastisch ausmalt. Bald erscheint der Philosoph in der Unterwelt (Totengespräch 20, 4) voll Asche mit Brandblasen[2]), und Menipp wirft ihm vor, nicht die Melancholie, wie er sage, sondern Ruhmsucht und Dünkel habe ihn in den Ätna getrieben; bald hören wir, dafs ihm auf den Inseln der Seligen der Platz versagt ist, weil man den Versengten trotz seiner Bitten nicht unter den Glück-

[1]) Ich verweise z. B. auf das Urteil von Norden, Antike Kunstprosa S. 394, der mit einer knappen Seite glaubt der Bedeutung Lucians gerecht zu werden.

[2]) *σποδοῦ πλέως* und *ἡμίεφθος* heifst er: das erste steht ebenso Icarom. 13, *περίεφθος* Wahr. Gesch. II 21. Auf derartige Wiederholungen hinzuweisen, ist nicht zwecklos; kann man doch diese Selbstwiederholungen als Argument gegen die Echtheit einzelner Schriften angeführt finden (Joost, De Luciano *φιλομήρῳ*, Lützen 1888, S. 25 ff.).

lichen dulden mag (Wahre Geschichten II 21). Bald wieder weilt er auf dem Monde, wohin ihn der Rauch des Kraters emporgetragen hat, und dort trifft Menipp den verkohlten Philosophen (Icaromenipp 13), als er seine Reise gen Himmel macht. Etwas anders ist die Erwähnung im 'Peregrinus' (1) und in den 'Ausreifsern' (2), wo Empedokles nur als historische Parallele zu dem Kyniker angeführt wird, der sich in Olympia öffentlich verbrannte; dabei wird aber an letzter Stelle rühmend hervorgehoben, dafs er sich in stiller Einsamkeit dem Feuertode geweiht hat, während jener die olympische Festversammlung zu Zeugen des Schauspiels machte.

Reichlicheren Stoff fand die phantastische Posse, wie sie auch in der alten Komödie zu Hause war, an Pythagoras und der Legende, die sich um ihn gewoben hat. Er ist der erste, der in der 'Lebensversteigerung' vorgeführt wird, nachdem Zeus dem Hermes den Auftrag gegeben hat, die Menge zum Kauf der verschiedenen philosophischen Lebensarten herbeizurufen.[1] Ein ganz äufserlicher Scherz, obwohl nicht ganz ohne Bosheit verwandt, ist die Benutzung der Sage von der goldenen Hüfte des Samiers (s. Älian, Var. hist. IV 17). Als er dem Menipp in der Unterwelt begegnet (Totengespr. 20, 3), ist die erste Frage, die er hören mufs, ob die Hüfte auch jetzt noch von Gold sei, und beschämt mufs er es verneinen. Auf der Insel der Seligen erscheint er nach mehrfachem Wandel auf Erden, nnd schon besteht seine ganze rechte Hälfte ans dem edlen Metall (W. Gesch. II 21), doch wohl weil bei jedem nenen Leben das Wunder sich vergröfsert. Wir haben hier also eine treffliche Satire auf das Entstehen und Wachsen des Wunderglanbens. Wenigstens erwähnt wird die Sage im 'Hahn' (18), während sie in der 'Lebensversteigerung' (6) dazu dient, den Schlufseffekt zu erzielen. Wie auf dem Sklavenmarkt die Ware entblöfst und auf ihre körperliche Tüchtigkeit geprüft wird, so läfst der Käufer den Bios sich entkleiden; und gerade der Anblick der goldenen Hüfte versetzt ihn in solches Entzücken, dafs er sich ohne weiteres dazu versteht, unter allen Umständen zuzuschlagen. Dafs Lucian eine solche Äufserlichkeit die Entscheidung bewirken läfst, diese Pointe zeigt ihn recht als durchtriebenen Schalk, der das Wesen der Menschen erkannt hat; wendet sich die Spitze doch weniger gegen den alten Philosophen als gegen die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Menge.

Weit mehr als diese Legende reizt das Geheimnis der Institutionen, die den pythagoreischen Bund zusammenhalten, die witzige Ader des Humoristen. Das Verbot des Schweigens, das die Novizen traf, weist der Käufer (3) weit von sich mit der scherzhaften Bemerkung, er sei doch nicht des Krösus taub-

[1]) Eine Änderung der Überlieferung, wie sie Du Soul und Fritzsche vorgeschlagen haben, ist hier nicht nötig, zumal sie dann auch im folgenden die Änderung der Personenverteilung erfordert. Entweder ist Hermes fortgegangen, um den Befehl des Zeus auszuführen, und kommt dann zurück mit der Meldung: *πολλοὶ συνίασιν*, oder die Menge strömt schon so herbei, und er sagt mit eben den Worten: Es bedarf des Ausrufs nicht erst (*ὥστε χρὴ μὴ διατρίβειν μηδὲ κατέχειν αὐτούς*). Auch im ersten Fall war es der dichterischen Freiheit gestattet, das Weggehen und die Ausführung des Befehls mit Stillschweigen zu übergehen

stummer Sohn. Witziger ist es, wenn Pythagoras selber in Widerspruch zu seinen Geboten gesetzt wird; so staunt Mikyllos (Hahn 4), daſs der Hahn, der des Philosophen Seele zu haben vorgiebt, anstatt zu schweigen, mitten in der Nacht durch Krähen seine Umgebung stört. Mehrfach wird das Verbot des Fleisch- und Bohnenessens verspottet.[1]) Für dieses werden (Lebensverst. 6) allerlei Gründe herausgesucht und, wodurch die Satire um so stärker wird, von dem pythagoreischen Bios selber vorgetragen, die teils obscön, teils albern sind; obscön, wenn die Hülsenfrucht wegen der Ähnlichkeit mit den männlichen Genitalien als heilig bezeichnet wird, albern, wenn sie unantastbar heiſst, weil die Athener mit Bohnen ihre Ämter auslosen. Ja, noch stärker ist die Satire, wenn Pythagoras selbst in einer späteren Periode seines Daseins (Hahn 18) voller Beschämung bekennen muſs, ihm habe nur daran gelegen, durch ungewöhnliche Dinge Aufsehen zu erregen und Leute anzulocken; darum habe er auch den Grund für diese Vorschriften geheim gehalten, damit die Menschen sich darüber den Kopf zerbrechen sollten. Bei dem Reiz, den das Geheimnisvolle solcher Verbote ausübt, und dem Spott, dem es bei der Menge verfällt, lag es für Lucian nahe eine rechte Possenfigur zu schaffen in dem Philosophen, der die von ihm aufgestellten Gesetze selber nicht beobachtet, sobald der Zweck, auf die Masse dadurch zu wirken, nicht mehr vorhanden ist. In der Unterwelt (Totengespr. 20, 3) läſst sich Pythagoras von Menipp aus dessen Ranzen Bohnen geben und gesteht ein, daſs hier andere Gesetze gelten; als Hahn (4) friſst er die verbotene Hülsenfrucht mit der Entschuldigung, daſs jedes Leben seine eigenen Vorschriften habe. Dabei wird das Wort besonders verspottet, das auch Sextus Empiricus anführt (*Πυρρ. ὑποτυπ.* III 224) und das (Geopon. II 358) dem Orpheus zugeschrieben wird: *ἰσόν τοι κυάμους τε φαγεῖν κεφαλάς τε τοκήων* (s. Plutarch, Quaest. conviv. II 3 und sonst); Mikyllos wirft dem Hahn neckend vor, daſs er jetzt ein Verbrechen begangen habe, schlimmer als wenn er seines Vaters Haupt verspeist hätte, und dem Menipp giebt Pythagoras zu, zwischen Bohnen und den Häuptern der Eltern sei doch ein Unterschied.

Von der Lehre dieses Philosopben lockt die Zahlentheorie und die Annahme der Seelenwanderung zu scherzhafter Behandlung. Zwar die erste thut Lucian kurz ab (Icarom. 9) und erwähnt sie nur in der 'Lebensversteigerung' (4) etwas ausführlicher, wo er die mystische Ausdeutung der Zahlen böswillig verwertet, um zu behaupten, für Pythagoras sei 4 gleich 10 (vgl. Zeller, Phil. d. Griech. I 1[5] S. 398), auch die pythagoreische Auffassung von der Gestalt der Körper (Zeller S. 406) und der Harmonie der Welt anführt: viel weiſs er

[1]) Diese Speisegesetze hatten auch schon in der attischen Komödie ihre Verspottung gefunden, so bei Antiphanes (Mein. III 75 87 92 133), in Alexis' Pythagorizusa (Gellius, Noct. Att. IV 11, Mein. III 474 f.), auch wohl in dem gleichnamigen Stück des jüngeren Kratinos. Das Verbot, Beseeltes zu essen, war in den Tarentinern des Alexis (Mein. III 483) persifiiert. Ein Drama Pythagoristes schrieb auch Aristophon, bei dem eine Unterweltscene erzählt war: Pluton schmaust allein mit den Pythagoreern wegen ihrer Frömmigkeit (Mein. III 360 ff.). Die Volkstümlichkeit des komischen Pythagoreers zeigt auch Theokrit XIV 5 ff.

Digitized by Google

damit nicht zu beginnen, wenngleich er auch noch im Vorbeigehen den Schwur bei der Tetraktys streift. Desto häufiger verweilt er bei der Lehre von der Seelenwanderung, die sich ja in der verschiedensten Weise zu komischer Darstellung ausbeuten liefs. Der pythagoreische Bios preist selbst dem Käufer als Hauptbestandteil seines Wissens (Lebensverst. 5) das Wunder: Du bist ein anderer denn du scheinst, in Wahrheit also nicht einfach, sondern doppelt![1]) Natürlich, denn in eines jeden Körper weilt ja die Seele eines anderen. Oft weifs man nicht recht, wie man nun eigentlich den vielnamigen und vielgestaltigen Philosophen anreden soll, der schon so viele Personen auf Erden dargestellt hat (Totengespr. 20, 3; Hahn 20; W. Gesch. II 21). Auf der Insel der Seligen finden wir ihn, wie er gerade ankommt, nachdem er siebenmal in verschiedener Gestalt gelebt hat. Besonders ausgesponnen ist dies Motiv im 'Hahn', von dem ein grofser Teil ja nur der komischen Illustration der Lehre von der Seelenwanderung gewidmet ist.[2]) Das Tier selber erzählt von seinen früheren Lebensperioden, und hier sprudelt der ganze Witz des Verfassers. Er begnügt sich nicht mit der früheren Erscheinungsform des Philosophen als Euphorbos; wie er sich den Homer als Kamel im Baktrerland vorstellt, so läfst er als würdiges Gegenstück den Pythagoras in Gestalt der Aspasia danebentreten. Natürlich drängt sich da dem Mikyllos sofort das Bild auf von der schönen Frau, wie sie weibliche Arbeit treibt, wie sie in des Perikles Armen ruht und ihm Kinder schenkt. Diese Travestie auf den samischen Weisen ist mit rechtem Behagen ausgeführt, wie auch nur hier (19) die Beschuldigung unsittlichen Lebenswandels in der Jugend gegen ihn erhoben wird, um eine spafsige Verbindung zwischen diesem Leben und der späteren Erscheinung als Weib herzustellen.[3]) Gerade die Gegensätze wirken hier erheiternd. Lucian hat darauf besondere Kunst verwendet; das Publikum wird schnell von einer Scene zur anderen gezogen und durch die plötzliche Verwandlung seinen Lachmuskeln keine Ruhe gegönnt. In scharfem Gegensatz zur Aspasia[4]) folgt darum als neue Erscheinungsform der Kyniker Krates; aus

[1]) Verstehen kann ich die Worte nnr, wie sie der Marc. Ω hat: *ἕνα δοκέοντα ἄλλον ὁρεόμενον καὶ ἄλλον ἐόντα* 'während du einheitlich scheinst, sicht man dich als einen anderen denn du bist' (also enthältst du in Wahrheit zwei Personen), oder: 'du scheinst einheitlich, während du doch als ein anderer gesehen wirst und ein anderer bist'.

[2]) Mir ist es unerfindlicb, was W. Schmid, Philol. L 304 zn dem absprechenden Urteil über dieses Werk Lucians bewogen hat. Der phantasievolle Einfall, den unzufriedenen Mikyllos in das Leben anderer hineinsehen zu lassen, erinnert an die Traumgestalten des Mr. Scrooge in Dickens' Weihnachtsabend. Wenn man der Schrift einen Vorwurf machen will, so kann es nur der des Mangels an Einheitlichkeit in der Komposition sein, den man z. B. auch gegen den 'Doppeltverklagten' erheben mufs.

[3]) Wenn irgendwo, so ist es hier klar, wie weit von der Wahrheit die von Du Soul zum Alexand. 4 ausgesprochene Ansicht entfernt ist, dafs dieser Spott nur den Schülern, nicht dem Meister gelte, eine Meinung, die auch Jacob Luc. S. 83 kaum zurückweist.

[4]) Die Erscheinung als Aspasia ist nicht weit entfernt von der Verwandlnng in eine schöne Dirne, die Gell. IV 11 14 berichtet. Vielleicht stammt der Witz schon von Krates, in dessen Sillen ja, worauf Dümmler, Akadem. S. 243 Anm. 1 hinweist, auch der Mikyllos vorkam (Wachsmuth S. 194); das *ἐρίων ξαίνοντα* erinnert dazu in mehr als zufälliger Weise

der Hetäre wird ein Philosoph. Die übrigen Verwandlungen in mannigfache Menschen und Tiere enthalten weniger Witz; die letzte, die sich schon mehrfach wiederholt hat, war die in einen Hahn. Damit ist die Verspottung des Pythagoras selber erschöpft.[1] Aber ein gut Teil der Eigenschaften, die im 'Lügenfreund' (29) dem Pythagoreer Arignot beigelegt werden, sind offenbar von dem Meister entlehnt. Das zeigt sofort die Einführung, wenn er mit langem Haar und würdigem Aussehen geschildert wird[2]), genau entsprechend den Worten Iamblichs (Vit. Pyth. 30) über den Samier. Dieser Pythagoreer wird dann als abergläubisch im höchten Mafse, ja als Zauberer geschildert, der alle Hoffnungen, die der Verständige auf seine Weisheit setzt, täuscht und dem Kreis von gleichartigen Philosophen selbst mit der Erzählung von einer Geisterbeschwörung aufwartet. Und die Wundersucht und der Glaube an übernatürliche Dinge werden ja versteckt der ganzen pythagoreischen Schule vorgeworfen (Lebensverst. 6); der Käufer, der von der goldenen Hüfte so begeistert wird, ist ein Pythagoreer; so gilt der Hieb Lucians dort nicht nur den Menschen im allgemeinen, sondern vor allem dieser Sekte.

Aber neben der Parodie und Verspottung läfst Lucian dem Pythagoras auch Gerechtigkeit widerfahren. Nicht nur dafs der Hahn (21 ff.), der ja seine Seele birgt, über den Wert des Reichtums recht vernünftige Lebensregeln vorträgt und Einfachheit und Mäfsigkeit predigt, dem samischen Philosophen wird auch ausdrücklich ein Leumundszeugnis ausgestellt, das deutlich zeigt, wie weit man aus derartiger Satire auf persönliche Abneigung des Schriftstellers schliefsen darf. Als er in seinem Brief an Celsus den Alexander von Abonuteichos brandmarkt, da wehrt er (3) ganz entschieden dem Vergleiche, den dieser Betrüger zwischen sich und Pythagoras gezogen hatte; er giebt dem Samier den Ehrentitel eines weisen und vortrefflich gesinnten Mannes; und wie er den Ausspruch thut: 'Wenn man alle über Pythagoras verbreiteten Schlechtigkeiten zusammennähme, so würden sie doch nur den kleinsten Teil dessen bilden, was der Lügenprophet verbrochen hat', da hält er es für nötig, zu dem Bedingungssatz seine eigene

---

an das' *ἔρι' ἔξαινες* Luc. Gall. 19. Übrigens brauchte Lucian nicht sehr weit zu gehen, um diese Motive für seine Possen zn finden. Denn dafs die Sophistik und Rhetorik die Lehre von der Seelenwanderung als Fundgrube benutzte, um ihre Themen und Aporien daher zu nehmen, zeigt Lnc. Psendolog. 5, wo erzählt wird, wie der gehöhnte Sophist zu Olympia eine Rede darüber hält, ob Pythagoras von den Athenern mit Recht als Barbar von den elensinischen Mysterien ausgeschlossen worden sei, weil er ja früher Enphorbos gewesen sei.

[1]) Es ist eine geistreiche Vermutung von E. Schwartz, dafs der 'Esel' im Grunde eine Satire anf die Seelenwanderung sei (Fünf Vorträge über den griech. Roman S. 135). Aber weder diese Satire ist über jeden Zweifel erhaben, noch ist es bisher gelungen, die Autorschaft Lucians für dieses Werk zu erweisen. Weder W. Schmidts Behandlung dieser Frage (Philol. L 313 ff.) hat das Rätsel gelöst, noch die neueste phantasievolle von v. Arnim (Wien. Stud. XXII [1900] S. 153 ff.), die nur zeigt, dafs man anch die scheinbar sichersten Indizien anders auffassen kann.

[2]) *ὁ κομήτης ὁ σεμνὸς ἀπὸ τοῦ προσώπου* heifst er, wie bei Iamblich steht: *ἔτι καὶ νῦν ἡ παροιμία τὸν ἐκ Σάμου κομήτην ἐπὶ τῷ σεμνοτάτῳ διακηρύττει.*

Ansicht hinzuzufügen, und sagt: 'die ich kaum für wahr halte'[1]), damit nicht etwa jemand seine Werke so deute, als ob er selber die Verleumdung gegen Pythagoras anerkenne. Rein aus litterarischem Interesse benutzt er seine Person, weil sie genug bietet, was sich vom Standpunkt des Komikers verwerten läfst. Im ganzen ist es eine harmlose phantastische Ausnutzung gegebener Motive. Seine eigene Achtung vor dem Philosophen wird dadurch nicht im mindesten in Frage gestellt.

Sehr wenig weifs Lucian von Heraklit und Demokrit zu sagen, zumal da sie für seine Zeit keine praktische Bedeutung mehr haben; Demokrits Lehre ist von Epikur, Heraklits zum Teil von der Stoa übernommen worden. Bei der schon beobachteten Vorliebe, dnrch drastische Gegenüberstellnng komisch zu wirken[2]), führt er sie beide zusammen vor, wie das längst geschehen war, natürlich in der volkstümlichen Weise, den einen als Weinenden, den anderen als ewig Lachenden, wie sie auch in der Schrift über die Opfer (15) zusammen genannt werden. Demokrit ist in der 'Lebensverst.' (13) mit wenigen Zeilen abgethan. Sein Lachen wird ebenso wie bei Seneca De ira II 6[3]) mit jener eigentümlichen Umwandlung, die es schon bei Sotion (Stob III 20, 53 S. 550 H.) erfahren hat, nicht als die Heiterkeit des nach der *εὐθυμία* strebenden Philosophen, sondern als das Lachen des boshaften Satirikers über die Nichtigkeit alles Irdischen erklärt; es mufs notwendig daraus folgen, dafs — in einem Doppelsinn verstanden — alles *κενόν* ist. So wird die Atomenlehre scherzhaft angeführt[4]), und die Annahme von der Existenz des leeren Raumes, der unbegrenzt ist, der *ἀπειρίη*, giebt Gelegenheit zu einem billigen Wortspiel, wenn der Käufer, verdutzt über den scheinbaren Unsinn, den philosophischen Bios *ἄπειρος* und *κενός* nennt. Das ist einfache Posse ohne jeden satirischen Anflug und ohne ein Zeichen persönlicher Abneigung. An zwei Stellen aber rühmt Lucian den Demokrit mit Bezug auf den Punkt, der ihn auch zu den Epikureern treibt, nämlich die scharfe Kritik des Übernatürlichen und den Skepticismus gegenüber Wundererzählungen aller Art. Der Philosoph erscheint ihm in dieser Hinsicht als Ideal, und wenn er die Thorheit der Menschen entschuldigen will, die einen Alexander von Abonuteichos in gläubiger Dummheit bei seinen Zeichen und Wundern anstaunten, so bekennt er, dafs diese so geschickt inszeniert waren, dafs es eines Demokrit bedurft hätte, um das Lügengewebe aufzudecken (Alex. 17); und im 'Lügenfreund' wird eine Anekdote erzählt (32), wie der Philosoph seine Furchtlosig-

[1]) *οἷς ἔγωγε οὐκ ἂν πεισθείην ὡς ἀληθέσιν οὖσιν.* Eine gewisse Hochschätzung verrät auch 'Ausreifser' 9 ('Fischer' 25).

[2]) So folgt in der 'Lebensverst.' unmittelbar auf den würdigen Pythagoras der schmutzige und rüpelhafte Diogenes, dann wieder der trunkene Geck Aristipp.

[3]) *Adeo nihil illi videbatur serium eorum quae serio gerebantur.*

[4]) Die kurze Zusammenfassung bei Lucian: *κενεὰ δὲ τὰ πάντα καὶ ἀτόμων φορὴ καὶ ἀπειρίη* entspricht völlig der bei Aristot. De caelo III 2, 300^{b} 8: *ἀεὶ κινεῖσθαι τὰ πρῶτα σώματα ἐν τῷ κενῷ καὶ τῷ ἀπείρῳ.* Die Wortwitze, die mit *κενός* und *ἄπειρος* gemacht werden, schmecken ganz deutlich nach der kynischen Quelle (s. Wachsmuth, Sillogr. S. 71).

keit gegenüber allen Gespenstererscheinungen wahrt, weil sie sich fest auf innere Überzeugung gründet.[1])

Das Gegenstück zu dem Lachenden bietet der weinende Heraklit. Lucian spendet ihm im Vorübergehen ein Lob in den 'Ausreifsern' 9 und erwähnt sein Wort von dem Streit als dem Vater aller Dinge (Wie man Geschichte schreiben mufs 2); infolge dieses Ausspruches heifst der Philosoph spafsig ein nicht friedlicher Mann (Icarom. 8). Sonst wird er nur in der 'Lebensversteigerung' (14) behandelt. Die Darstellung, die von ihm gegeben wird, ist eine für die Posse berechnete Verzerrung des Bildes von dem erhabenen Weisen. Sie bezieht sich einmal auf seine Lehre von der Welt, dem beständigen Wandel nnd der Weltverbrennung, dann auf die rätselhafte Dunkelheit seiner im Prophetenton vorgetragenen Aphorismen. Die Unterredung zwischen Käufer und Bios geht aus von dem Weinen des weltflüchtigen Philosophen. Begründet wird dieser Pessimismus genau wie bei Demokrit durch die Auffassung von der Welt, dafs nichts beständig ist und dafs schliefslich der allgemeine Weltbrand hereinbrechen wird. Unmittelbar mit der Unbeständigkeit, dem ewigen Flufs der Dinge wird die Harmonie der Gegensätze verbunden, die selber wechseln und sich vertauschen und in einem fortwährenden Tanze 'auf und ab' sich bewegen.[2]) Für diese harmonische Vereinigung der Gegensätze benutzt Lucian aus Heraklit selber (Fr. 84 Byw.) ein Bild, das komisch erscheinen soll und die ganze Anschaunng herabzuziehen geeignet ist, den Vergleich mit dem Mischtrank. Es schliefsen sich einige Fragen an, die die Dunkelheit der Sprache verhöhnen sollen. So wird die Zeit mit Benutzung einer Heraklitstelle (Fr. 79) als scherzender würfelspielender Knabe, in Streit mit sich und doch in Eintracht, hingestellt.[3]) An Fr. 67: 'Unsterbliche sterblich, Sterbliche nnsterblich' lehnt sich die Antwort an auf die Frage: 'Was sind die Menschen?' 'Sterbliche Götter!' 'Und was die Götter?' 'Unsterbliche Menschen.' Damit ist die Geduld des Käufers erschöpft. Zu derartigen Rätseln ist ein Apoll erforderlich, meint er und wendet sich ab, indem er den Philosophen für melancholisch erklärt. Heraklit wie Demokrit bleiben unverkauft; aber das ist nicht etwa ein Zeichen der Geringschätzung, sondern wie Lucian sich in all den Motiven seines Verkaufes an die Wirklichkeit anzuschliefsen sucht, so auch im Schlufs: philosophische Richtungen, die keine Vertreter mehr haben, die in andere Schulen aufgegangen sind, werden nicht verkauft.[4]) Wenn er es trotz-

[1]) Auch er wie Heraklit wird 'Ausreifser' 9 unter den wahren Anhängern der Philosophie genannt.

[2]) Vgl. *ἄνω κάτω* Fr. 69 Byw., jetzt bei Diels 60; in dem *περιχορεύοντα*, wie mit der besseren Überlieferung zu lesen ist, sieht Fritzsche wohl mit Recht eine Anlehnung an Menipp, der im Symposion einen Tanz erwähnte des Namens *κόσμου ἐκπύρωσις* (Athen. XIV 629 f).

[3]) *διαφερόμενος συμφερόμενος* scheint mir die richtige aus dem Marcian. Ψ, wie aus dem *συνδιαφερόμενος* der Scholiasten zu entnehmende Lesart. Zu vergleichen ist Platon, Symp. S. 187 A: *τὸ ἓν γάρ φησι διαφερόμενον αὐτὸ αὑτῷ ξυμφέρεσθαι.*

[4]) Das ergiebt sich bei jeder unbefangenen Interpretation; wie ich sehe, hat schon J. Vahlen, Ind. lect. Berol. 1882/3 S. 8 darauf hingewiesen, und Bruns, Rh. Mus. XLIII 98 hatte unrecht, diese offenkundige Thatsache zu leugnen.

dem für nötig hielt die beiden Philosophen auftreten zu lassen, so lag das daran, dafs er sich diese in ihrer Zusammenstellung köstlichen Possenfiguren nicht entgehen lassen wollte. Sie wären auch vermifst worden, wenn sie fehlten, weil diese Gegensätze schon populär waren, wie ja auch die Aphorismen des dunkeln Heraklit eine weite Verbreitung gefunden hatten; nur dadurch erklärt sich die ziemlich genaue Anlehnung an Heraklitworte, die uns ermöglicht, mit Leichtigkeit die Beziehungen auf die Originalstellen zu verstehen. An dem Auftreten dieser beiden haben wir aber den sichersten Beweis für das, was der Schriftsteller bezweckte.

Unverkäuflich ist auch aus demselben Grunde Aristipp[1]), den wir hier gleich anfügen; seine hedonistische Lehre ist in die Schule der Epikureer übergegangen, und bei Epikur wird nachher ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dafs er seine Ethik dem trunkenen Kyrenaiker verdanke. Doch mochte ihn Lucian nicht auslassen, weil er so leicht Gelegenheit zu komischer Darstellnng bot. Ein Philosoph als Zecher, Schlemmer und Weichling ist immer eine Figur, die das Lachen herausfordert. Aber die Behandlung ist nicht überall die gleiche; neben boshaften Spitzen und possenhafter Verzerrung leuchtet es an manchen Stellen wie eine Anerkennung durch. So ist es kaum ein Vorwurf, zum mindesten ein sehr harmloser, wenn es von Aristipp heifst, dafs er auf der Insel der Seligen (W. Gesch. II 18) mit Epikur zusammen den ersten Preis davonträgt, weil beide gefällig und freundlich und gute Trinkkumpane sind; das entspricht dem im 'Demonax' (62) angeführten Wort: 'Ich achte den Sokrates, bewundere Diogenes und liebe den Aristipp.' Auf den Aufenthalt des Philosophen am Hofe von Syrakus wird in einer Unterweltszene Bezug genommen (Menipp 13), aber ohne jeden Spott; Aristipp befreit dort den Dionys von der ihm durch Minos schon zndiktierten Strafe, indem er auf die zahlreichen Wohlthaten hinweist, die der Tyrann Gelehrten und Weisen erwiesen habe. Man könnte hier sogar eine gewisse Anerkennung darin sehen, dafs ihm eine besondere Ehre und besonderer Einflufs in der Unterwelt zugeschrieben wird (s. Hirzel, Dialog II 319 Anm. 5). Auch die Szene im 'Doppeltverklagten' (23) spricht nicht zu seinen Ungunsten. Tugend und Schwelgerei führen dort einen Prozefs miteinander um den Philosophen, die eine nimmt ihn nach seinen Thaten und Worten für sich in Anspruch, die

[1]) Es war ein verfehlter Gedanke von Bruns, Rh. Mus. XLIII 88 ff. auf der Suche nach Dialogpaaren auch 'Lebensversteigerung' und 'Fischer' als ein vom Verfasser von vornherein zusammengeplantes Paar zusammenzukoppeln. Dem widerspricht die völlig andere Szenerie, das eine Mal eine Szene, in der Götter auftreten, ohne jede Umrahmung, ohne dafs der Schriftsteller selber irgendwie vorkäme, das andere Mal ein Vorgang, bei dem dieser die Hauptrolle spielt. Und inhaltlich! Wären beide Dialoge zusammen gedacht, so müfste die Entschuldigung im 'Fischer' doch treffen und nicht so entsetzlich lahm sein; denn es ist ja einfache Lüge, dafs Lucian in der 'Lebensversteigerung' nur die lebenden Philosophen habe höhnen wollen. Dann waren Heraklit, Demokrit, Aristipp, auch Sokrates völlig überflüssig. Nein, Lucian mufs selber empfunden haben, dafs diese Verspottung der gesamten Philosophie schlecht aufgenommen werden konnte; darum giebt er mit dieser Lüge in der zweiten Schrift eine gezwungene Ehrenerklärung ab.

andere nach seinem Äufseren, den Kränzen im Haar, dem Purpurkleid und dem Myrrhenduft. Der Rechtsstreit mufs aber vertagt werden, bis in dem ähnlichen zwischen Hedone nnd Stoa um den Dionysios die Entscheidung des Zeus ergangen ist, bei dem die Stoa Revision eingelegt hat. Die Stelle zeigt immerhin ein beachtenswertes Verständnis für Aristipp und in der Anerkennnng seiner Worte und Thaten ein Lob, wie man es bei Lucian erwarten mufs; denn wenn er sich aus den verschiedenen philosophischen Lehren eine Lebensregel aussuchte, so lag ihm sicherlich das Aristippische Wort[1]) nahe: 'Der Lust Herr zu bleiben und sich nicht von ihr knechten zu lassen, ist das Beste, nicht, sie zu meiden.' Boshafter geht Lucian gegen Aristipp vor, wenn er in den 'Totengesprächen' (20, 3) als sein einziges Merkmal den Myrrhenduft angiebt, den er um sich verbreitet. Aber die schlechteste Rolle teilt er ihm in der 'Lebensversteigerung' zu (12), wo der Philosoph wie in der Posse auftritt, in Purpur gekleidet, den Kranz im Haar, und so berauscht, dafs Hermes für ihn antworten mufs, weil er selber 'mit der Zunge stranchelt'; staunend atmet der Käufer den Myrrhenduft und sieht den schwankenden, unsicheren Schritt. Hermes schildert den Feilgebotenen als guten Zechgenossen, der stets für Gelage und Liebeleien Sinn hat, der in der Kochkunst sich zn Hause fühlt. Das stimmt zn der Erwähnung im 'Parasiten' (33)[2]), wo erzählt wird, Dionys habe zu Aristipp täglich seine Köche geschickt, damit sie etwas von ihm lernen sollten. Und dort wie hier wird der Philosoph von Kyrene als Parasit hingestellt, der um des guten Lebens willen bei den Tyrannen in Sizilien seine Freiheit zum Opfer brachte. Endlich fafst Hermes die kyrenäische Lehre zusammen, die darin gipfelt: Man mufs alles verachten, alles benutzen, alles als Qnelle der Lust verwerten, also man mufs das Leben in Zufriedenheit geniefsen, ohne Sklave der Genüsse zu werden. Das konnte Lncian nicht anslassen, weil diese Befreiung des Menschen vom Schicksal und von äufseren Einflüssen ungefähr der Grundsatz war, dem er selber nachlebte und den er sich aus den so verschiedenartigen Lehren der Kyniker und Kyrenaiker als das Gemeinsame heransgesucht hatte.[3]) Aber diese Anerkennung hindert ihn nicht, dem Aristipp in

[1]) Vielleicht konnte allerdings Lucian den Satz: *τὸ κρατεῖν καὶ μὴ ἡττᾶσθαι ἡδονῶν κράτιστον, οὐ τὸ μὴ χρῆσθαι* auch aus Menipp nehmen, über dessen aristippisch gefärbte Moral Hirzel spricht Dial. II 323.

[2]) Inhaltlich sehe ich nichts, was die Schrift als unecht erwiese; diese Satire auf die philosophischen Dialoge — denn so wird das Werk richtig verstanden von Wieland, Jacob, W. Schmid, Hirzel (II 289) — ist durchaus im Geiste Lucians, und das Skeptische darin (vgl. Prächter, Philol. LI 284 ff.) läfst sich auch zu Gunsten der Echtheit geltend machen. Die sprachlichen Beobachtungen Bielers (Progr. Hildesheim 1890) reichen nach meinem Empfinden nicht aus, um die Schrift Lucian abzustreiten. Es genügt auch nicht die anderen Werke Lucians zu vergleichen, sondern man mnfs sich vorhalten, dafs hier Platonisches Vorbild zu Grnnde liegt, was auch sonst bei den chronologischen und Echtheitsfragen viel zn wenig berücksichtigt wird. Richtig erklärt W. Schmid, Atticismus I 424 dadurch das häufige Vorkommen von *γὲ μήν* im Parasiten, wogegen Joost, Festschr. f. Friedländer S. 172 mit Unrecht Einspruch erhebt. Vgl. auch Philodem. Suppl. Sndhaus S. XXIII ff.

[3]) Vgl. Zeller, Phil. d. Griech. II 1[4] S. 372. Beachtenswert ist ja, dafs Teles (21, 15 H.) des Aristipp Wort bentzen kann: *πανταχόθεν ἴση καὶ ὁμοία ἡ εἰς ᾅδου ὁδός.*

jener grofsen philosophischen Posse eine Rolle zu geben, die ihn recht zum Hanswurst des Publikums macht; auch hier bewegt ihn ganz allein der Sinn für das Komische.

Dasselbe lehrt uns die Erwähnung des Anaxagoras, der wegen seines Kampfes gegen die landläufige Vorstellnng der Götter Lucian sympathisch sein mufste. Trotzdem benutzt er seine Person im 'Timon' (10) bei einer possenhaften Szene. Zeus hat nach dem 'Sophisten' Anaxagoras, weil er das Vorhandensein von Göttern leugnete, seinen Blitzstrahl geschlendert; aber Perikles hielt seine Hand schützend über den Philosophen, der Blitz ging fehl und fuhr ins Anakeion; dabei sind am Felsen zwei Zacken abgebrochen, die jetzt erst die kundige Hand des Kyklopen ausbessern mufs. Die kleine Szene gilt mehr der Verspottung der herkömmlichen Anschauung von dem Blitze schleudernden Zeus; und von dessen Standpnnkt aus konnte die erhabene Lehre von dem weltbildenden und weltordnenden Nus nur in einer gewissen Verzerrung vorgebracht werden, ihm konnte Anaxagoras nur als Sophist erschcinen. In Wahrheit liegt also darin von seiten des Schriftstellers ein Lob. Dagegen die Ansicht des Philosophen über die Welt, sein Glaube an die Bewohnbarkeit des Mondes, seine Auffassnng der Sonne als glühender Masse (Diog. Laert. II 8) gehört natürlich in das Studiengebiet, das Lucian verachtet und auf dem er nichts als Widersprüche findet (Icarom. 7).

Auch Sokrates entgeht der Gefahr nicht, als komische Person verwandt zu werden. Schon sein Äufseres forderte ja dazu heraus. Sein kahler Kopf und seine Stumpfnäsigkeit werden witzig in den 'Totengesprächen' vorgebracht (20); da Menipp den Sokrates in der Unterwelt sucht, werden ihm diese Kennzeichen angcgeben, vor allem, damit der Witz gemacht werden kann, dafs diese Merkmale auf alle Toten zutreffen. Was über das Leben des athenischen Philosophen gesagt wird, liegt zum Teil aufserhalb der Satire. So spricht von seiner Thätigkeit als Bildhauer die Paideia in dem Werk aus der sophistischen Periode Lucians, dem 'Traum' (12). Als Meister der Zeichnung und geschicktesten aller Künstler im Nachahmen führen ihn die 'Bilder' (17) ein[1]), wo auch sein Lob der Diotima (Plat. Symp. 201 D ff.) erwähnt wird, wie in der Schrift über den Tanz (25) sein Verkehr mit Aspasia und seine Belehrung durch sie nach Art der im Menexenos geschilderten hervorgehoben wird. Dagegen satirisch wird sein Kampf bei Delion benutzt. Als die Gottlosen gegen die Insel der Seligen heranrücken (W. Gesch. II 23), da zeichnet sich Sokrates auf dem rechten Flügel aus, und zwar weit mehr als zu seinen Lebzeiten bei Delion,

[1]) Die Imagines mit ihrer Anmut und ihrem feinen Verständnis für Kunst (vgl. Blümner, Archäol. Studien zu Luc. Bresl. 1867) dem Lucian zu nehmen, liegt kein Grund vor (vgl. Rothstein, Quaest. Luc. S. 37); ein Ruhmesblatt in seiner Schriftstellerei bilden sie allerdings nicht, und die Verherrlichung der Meretrix eines Wüstlings wie L. Verus, wenn es auch die schöne Smyrnäerin Panthea war, stimmt schlecht zu dem freien Sinn, den Lucian sonst offenbart. Aber dafs er nicht immer im stande war, den Nacken hoch zu halten, beweist ja anch die Übernahme des Amtes in Ägypten. Ein Charakter war Lucian nicht, und Schwartz bezeichnet ihn nicht mit Unrecht (Panly-Wissowa II 1, 1237) als bettelnden syrischen Litteraten.

denn er flieht nicht, sondern hält tapfer stand. Dafür bekommt er auch den Siegespreis, nämlich einen grofsen, schönen Garten in der Vorstadt, wo er eine Totenakademie gründet. Ähnlich wie hier wirft der Parasit (43), um seine Überlegenheit über alle Philosophen zu zeigen, dem Sokrates Feigheit vor, da er als der einzige von allen, der ins Feld zog, doch auch flüchtete und es für geratener hielt, mit Jünglingen zn plaudern, als mit einem Spartaner zu kämpfen. Mehrfach wird die Anklage des Sokrates und sein Tod erwähnt. Ungerecht verleumdet heifst er in der Schrift über die Verleumdung[1]) (29), während der Parasit (56) mit witziger Absicht aus dem Vorhandensein einer Apologie auf eine Schuld schliefst. Die Verurteilung wird von dem Kyniker in der 'Widerlegung des Zeus' (16) als Anklagepunkt gegen Vorsehung und Schicksal angeführt, wie ebenso seine Armut von dem Epikureer im 'Tragischen Zeus' (48). Dagegen wird die Todesart[2]) in nicht gerade geschmackvoller Weise verwendet, um einen komischen Eindruck zu erzielen. Wie Empedokles überall halbverkohlt erscheint, so mufs der athenische Philosoph auch noch in der Unterwelt mit geschwollenen Beinen umhergehen (Totenorakel 18).

Eine komische Figur wird Sokrates aber vor allem durch seine Lust zu reden und jeden in ein Gespräch zu verwickeln, sowie durch seinen Verkehr mit Jünglingen. So hören wir, dafs die Redelust den Alten auch nach seinem Tode nicht verlassen hat und er auch da noch die Unterredungen fortsetzt, die er anf Erden anzuregen pflegte; er plandert mit Nestor und Palamedes (W. Gesch. II 17; Totengespr. 20, 4), anch Odysseus gesellt sich noch zu der Schar (Totenorakel 18), und wenn sonst noch unter den Toten ein Freund von Gesprächen ist. Dabei ist das gewählte Verbum schon danach angethan, den Philosophen lächerlich zu machen.[3]) Geschwätz ist, was er treibt, und Rhadamanthys hat sogar schon gedroht, wenn er damit nicht ein Ende mache, ihn von der Insel der Seligen auszuweisen. Besonders lästig ist an seinen Reden die berühmte Ironie; denn alle überführt er des Irrtums[4]), und besonders diejenigen, denen er zugethan ist (W. Gesch. II 17). Aber diese Sucht zu reden verbindet sich mit der Knabenliebe erst recht zu einem komischen Ganzen. Mit Charmides und Phädros ist Sokrates beisammen, als ihn in der Unterwelt Menipp anfsucht (Totengespr. 20, 6), und er gesteht es zu, dafs er auch hier

---

[1]) So mäfsig die Schrift ist, so ist doch bisher kein objektiver Grund für die Unechtheit gefunden worden. Die Schilderung des Gemäldes von Apelles entspricht durchaus der Weise Lucians. Überhaupt ist es ein völlig falscher Grundsatz, alles Gelungene und Witzige Lucian zuzuschreiben und alles Schulmäfsige und Minderwertige ihm absprechen zu wollen. Dazu hat er zu lange gelebt und zu viel geschrieben, als dafs alles gut sein sollte (vgl. Rothstein, Quaest. Luc. S. 35 f.).

[2]) Erwähnt auch Paras. 57; auch citiert der Parasit (19) ein Wort des Sokrates; das kommt bei der Echtheitsfrage mit in Betracht.

[3]) W. Gesch. II 17: *ἀδολεσχεῖν*, *φλυαρεῖν*; Totengespr. 20, 5: *ληρεῖν*; Par. 43: *ὀαρίζειν*; Lebensverst. 15: *στωμύλος*. Als Schwätzer tritt ja Sokrates schon in der Komödie auf, aufser bei Aristophanes auch bei Eupolis (*τὸν πτωχὸν ἀδολέσχην* Mein. II 553).

[4]) *διελέγχει ἅπαντας*: auch im 'Demonax' (5) wird hervorgehoben, dafs dieser sich von der verletzenden Ironie des Sokrates fernhielt.

noch derselben Kunst nachgeht wie auf Erden und die Schönen bevorzugt. Auf der Insel der Seligen, wo die ganze Szenerie mythischer gehalten ist, sind es Hyakinthos, Narcifs, Hylas, die in seiner Umgebung weilen, und den Hyakinthos scheint er am meisten zu lieben; denn ihn widerlegt er am häufigsten. Hier wird auch die Neigung zu schönen Jünglingen spöttisch in den Schmutz gezogen; denn Sokrates, so heifst es, schwört beständig, dafs dies Verhältnis ein reines sei, aber jedermann hält das für einen Meineid, und Hyakinthos und Narcifs geben es auch zu. Im 'Gastmahl' (39) wird die Liebe zur männlichen Jugend zu einer Abneigung gegen die Ehe und Sokrates so als Gegner der Ehe angeführt. Das Argument der Knabenliebe, das sich komisch am besten verwerten liefs, bildet auch den Hauptstoff für die 'Lebensversteigerung' (15); denn auf die Frage nach seinen Fähigkeiten mufs der Philosoph antworten, dafs er Knabenliebhaber ist, und das wird dann, mit einem recht ironischen Anflug, dahin weiter erläutert, dafs er nur für die Seelen, nicht für die Körper Zuneigung empfindet; als Beweis für seine Selbstüberwindung wird die in Platons Symposion erzählte Episode zwischen ihm und Alkibiades herangezogen.[1])

Sonst wird Sokrates noch mit ein paar Einzelheiten verspottet; so bestärkt er seine Worte mit dem Schwur beim Hund und der Platane[2]), und dem ungläubigen Käufer gegenüber beruft er sich für die Göttlichkeit des Hundes witzig auf Sirios und Kerberos, wie auf die hundsköpfige Gottheit des ägyptischen Anubis (Lebensverst. 16). Der Ausdruck der Bescheidenheit des Sokrates (Plat. Apol. 21 B): 'Ich weifs, dafs ich nichts weifs' wird von Menipp (Totengespr. 20, 5) verspottet, indem dieses Wort in scharfen Gegensatz gestellt wird zu der allgemein herrschenden Ansicht von seiner Weisheit. Nicht witzig, aber tendenziös gefärbt ist das 21. Totengespräch; Menipp läfst sich von Kerberos erzählen, wie der gepriesene Athener den Tod ertragen habe. Die kynische Quelle ist deutlich; es kam darauf an, Diogenes und Menipp an Gleichmut und Seelenruhe noch über Sokrates zu stellen. Deshalb heifst es, er habe im ganzen furchtlos dem Tode ins Auge gesehen, aber sobald er wirklich in den Schlund des Orkus trat und in die Finsternis blickte, da habe er doch geklagt und erst allmählich seine Gelassenheit wieder gewonnen, während die Kyniker wohlgemut aus der Oberwelt schieden.

Ist hier die Anerkennung für Sokrates um einer bestimmten Tendenz willen geschwächt, so wird sie doch an anderen Stellen nicht zurückgehalten. Zwar, dafs Hermes den Sokratischen Bios als gut und verständig, ja, als sehr lauter ausruft (Lebensverst. 15) bedeutet nicht viel, da das ja in den trefflich mit Realismus durchgeführten Ausrufertou dieses Auktionators hineingehört; und ebenso will es nicht viel sagen, wenn in den 'Arten der Liebe' (48) der Kallikratidas den Sokrates mit Berufung auf den pythischen Spruch als den Weisesten aller Menschen bezeichnet; braucht er ihn doch als Autorität

[1]) Dieselbe Episode wird berührt in den 'Liebesarten' 49.

[2]) S. Philostrat, Vit. Apoll. Tyan. S. 257; im 'Icarom.' 9 wird auch die Gans noch hinzugefügt.

für die Verteidigung der Knabenliebe, die er dort unternimmt.[1]) Ähnlich steht es mit demselben Lob, das durch den gleichen Orakelspruch begründet wird, in der Schrift über den Tanz (25)[2]), wo der Philosoph ja auch eine Stütze liefern soll für die Behauptung, dafs die Tanzkunst sehr nützlich sei. Aber ein klares Lob des Sokrates enthält das Wort des Zeus, wodurch er die Dike mahnt, wieder zur Erde zurückzukehren (Doppelverkl. 5): Der Sohn des Sophroniskos hat ja die Gerechtigkeit über alles gelobt und für der Güter höchstes erklärt. Etwas eingeschränkt wird allerdings auch die Bedeutung dieser Bemerkung, wenn ihr dann Dike mit einem gewissen komischen Gegensatz seinen Tod gegenüberhält, der ihm nicht einmal Zeit liefs, dem Asklepios den versprochenen Hahn zu opfern. Als Vertreter der Gerechtigkeit tritt Sokrates auch im 'Fischer' (10) auf. Nach allem äufsert Lucian nicht gerade eine besondere Verehrung für den Philosophen, da ja die Anerkennung im 'Demonax' (58, 62) nur von der Achtung zeugt, die Demonax ihm zollte; er scheint ihm ziemlich kühl gegenüber zu stehen und mehr das Komische an seiner Person herauszufinden. Man mufs aber bedenken, dafs er als Humorist das Lustige suchen mufste, und dafs zu persönlicher Stimmung gegenüber diesem Philosophen kein Anlafs vorlag, da er zu den Zeitgenossen des Satirikers in keinem Verhältnis stand.[3]) So wird Lucian auch sonst noch manches Heitere aus dem Leben des Sokrates

[1]) Mit Recht hebt Hirzel, Dial. II 282 f. das Künstlerische in dieser Schrift hervor, das gut zu Lucian pafst. Die Sage von der Liebe des Jünglings zur Statue der knidischen Aphrodite wird ja auch 'Bilder' 4 erwähnt. Dafs das Thema zeitgemäfs war, zeigt der unter Plutarchs Namen gehende ἐρωτικός, und das sophistische Interesse daran beweist auch der allerdings beträchtlich spätere Achilles Tatius II 35—38. Das Anstöfsige darf man kaum gegen die Echtheit geltend machen, da die Griechen anders darüber dachten. Die Tendenz des Ganzen ist Lucians nicht unwürdig, da ja der geistige Verkehr zwischen Freunden als Ideal hingestellt wird; auch die leise Ironie gegenüber dem unverbesserlichen Weltkind Theomnestos stimmt zu Lucian. Betreffs der Sprache zeigt die vorurteilsfreie Untersuchung von Lauer (Luc. num auctor dialogi Ἔρωτ. existimandus sit. Progr. Köln 1899), der die Unechtheit beweisen will, doch genug, was für Lucian spricht, zumal wenn man den Anschlufs an Platon berücksichtigt; auch Rein, Sprichwörter bei Luc. (Tübing. 1895) S. 100 bringt keine ausreichenden Gegenargumente vor. Nicht unpassend scheint es, wie das C. F. Hermann, Ges. Abhandl. S. 205 gethan hat, die Schrift in die Zeit zu setzen, da Lucian noch der sophistischen Rhetorik nahe stand (vgl. Schmid, Philol. L 303).

[2]) Die Beweise von P. Schulze, Jahrb. f. kl. Phil. 1891 S. 823 ff. für die Unechtheit halte ich für ebensowenig ausreichend wie die von Bieler, Progr. Wilhelmshaven 1894. Sachliche Gründe verfangen hier überhaupt nicht, weil wir nicht Lucians Laune ergründen können. Mit sprachlichen sollte man aber nicht gar zu leichtsinnig umgehen. Was will es z. B. bedeuten, dafs Lucian hier κυκεών im wörtlichen, dagegen in der 'Lebensverst.' im bildlichen Sinne gebraucht, und zwar in einem Heraklitcitat? Als Satire, wie Richard, Lucians Lykinosdial. (Progr. Hamburg 1886) will, möchte ich die Schrift nicht bezeichnen, die gut beobachteten satirischen Stellen entsprechen nur der sokratischen Ironie des Dialogs. Aber ganz ernst darf man sie auch kaum nehmen; am meisten Ähnlichkeit hat sie mit dem 'Parasiten'; der Übermut scheint Lucian getrieben zu haben, einmal zu versuchen, was sich alles beweisen läfst!

[3]) Mangelhaft ist, was Jacob, Charakteristik Lucians S. 76 ff. zur Verteidigung Lucians vorgebracht hat, weil er den Standpunkt des Schriftstellers, der die Posse um ihrer selbst willen sucht, nicht richtig erfafst hatte.

vorgebracht haben; denn wie die Verkaufsszene zu Ende geführt war, entzieht sich unserer Kenntnis, da die Überlieferung eine Lücke aufweist.[1])

Von den Sokratikern wird ein paarmal Äschines gestreift, als Künstler der Darstellung (Liebesarten 17) mit Sokrates zusammen. Mit den meisten der übrigen Philosophen teilt er die Eigenschaft, kein Held im Kriege zu sein, so dafs er dem Parasiten (43) als Beweis dienen kann, dafs seine eigene Kunst, da sie auch tapfere Krieger schaffe, höher stehe als die Philosophie. Mit Aristipp gilt er sogar als Beispiel dafür, dafs auch die Philosophen all ihren beschwerlichen Studien das heitere Leben des Parasiten vorziehen, wenn es ihnen möglich ist; ging doch Äschines mit geschmackvollen Dialogen nach Sizilien, um mit ihrer Hilfe vielleicht dem Dionys bekannt zu werden, und nachdem er dort seinen Miltiades vorgelesen und reichlich Beifall geerntet hatte, liefs er hinfort die sokratischen Gespräche fahren und safs lieber an der gut besetzten Tafel des Tyrannen.

Weiter nimmt neben dem schon besprochenen Aristipp und dem Antisthenes, der später behandelt werden mufs, unter des Sokrates Schülern bei Lucian natürlich Platon eine besondere Stelle ein, um so mehr, als es ja im II. Jahrh. Philosophen gab, die sich durch ihren Namen selber als zu Platons Schule gehörig bezeichneten. Bei diesen zeitgenössischen Sekten mufs man meist die Erwähnung des Stifters und der alten Philosophen scheiden von der Behandlung, die ihre jüngsten Nachfolger bei dem Satiriker erfahren haben. Auch Platon geht bei der allgemeinen Possenreifserei nicht leer aus. Zunächst trifft ihn im 'Parasiten' (43) der gleiche Vorwurf wie die anderen Philosophen, dafs

[1]) Die Handschriften schreiben auch das Folgende (Lebensverst. 18—19) der Unterredung mit Sokrates zu, nur der Parisin. M hat durchweg Platon an dessen Stelle. Beides kann nicht richtig sein. Der erste Abschnitt verhöhnt ausschliefslich Sokratisches, wie die Satire auf die Szene mit Alkibiades zeigt, der folgende dagegen deutlich den Platonischen Staat. Man kann auch nicht sagen, dafs ja nicht die Philosophen selber, sondern ihre βίοι auftreten und infolgedessen eine Vereinigung möglich wäre, um so mehr, da ja auch bei Platon Sokrates es ist, der die Ansichten vom Staat entwickelt. Denn der Schlufs, der auf Platons Reisen nach Sicilien anspielt, ist ganz persönlich auf diesen gemünzt und kann für Sokrates nicht in Betracht kommen. Dazu ist die hervorragende Rolle, die Platon im 'Fischer' spielt, nicht erklärlich, wenn er in der βίων πρᾶσις fehlt; Lucian konnte nicht die Komposition des Ganzen so einrichten, dafs er einen, der garnicht beleidigt war, zur Hauptperson machte, abgesehen davon, dafs ἁλ. 26 Plat. offen unter den persönlich Gekränkten aufgezählt wird. Endlich wäre es an und für sich unbegreiflich, wenn Platon fehlen sollte; werden doch auch sonst die Schüler neben den Meistern genannt. Zu einer Zeit aber, wo sich Apuleius mit Stolz Platonischer Philosoph nannte, konnte der Platonische βίος nicht übergangen werden, weil er von aktuellem Interesse war und gerade diese Richtungen von Lucian besonders behandelt werden. Auch die Worte von Bruns, Rh. Mus. XLIII 91 vermögen nach meiner Ansicht diese Gründe nicht zu entkräften. Man mufs also mit Cobet und Fritzsche, sei es hinter διημάρτανον (c. 17) oder hinter τίνα βιοῖς τὸν τρόπον, eine Lücke annehmen, in der die Unterredung mit dem Sokratischen βίος geschlossen und die mit dem Platonischen begonnen wurde. Auf die Frage nach der Lebensweise des Sokrates liefs sich ja noch manches sagen, und es ist nicht schwer, sich eine komische Darstellung von dem auf der Strafse mit allen redenden oder stundenlang auf einem Fleck stehenden, dabei trinkfesten Alten zu denken.

Digitized by Google

er dem Kriege stets fern blieb. Auch den zweiten teilt er mit Äschines, dafs er am Hof des sizilischen Tyrannen verweilte; das meldet Menipp voller Hohn dem toten Sokrates, um ihm zu zeigen, wie sein Schüler entartet sei (Totengespr. 20, 5); ja, der Parasit (a. a. O.) weifs sogar, dafs es Platon nicht einmal gelungen ist, die übernommene Rolle glücklich durchzuführen, sondern wegen seines eigenen Ungeschicks mufste er Syrakus verlassen; auch sein zweiter Versuch hatte nicht besseren Erfolg, so dafs er dort eine Niederlage erlitt, nicht geringer als die des Nikias.[1]) Doch das sind nebensächliche Motive, die durch das gerade behandelte Argument in der Seele des Satirikers hervorgerufen werden; seinen eigentlichen Stoff findet er für possenartige Darstellungen in Staat und Ideenlehre.

Auf der Insel der Seligen fehlt allein Platon; er hatte sich, wie es hiefs, fern von der Gemeinschaft der anderen eine eigene Stadt gebaut und lebte dort nach den von ihm aufgestellten Gesetzen (W. Gesch. II 17). Fast mit den gleichen Worten[2]) hebt der platonische Bios in der 'Lebensversteigerung' (17) seinen Staat und seine eigene Verfassung als das Wesentlichste seiner Lehre hervor. An beiden Stellen wird die Weibergemeinschaft mit besonderem Nachdruck erwähnt, weil sie sich komisch gut verwerten läfst. Sehr scharf geschieht das in jener Münchhauseniade (W. Gesch. II 9), wenn es heifst: Auf der Insel der Seligen sind die Weiber allen gemein, und keiner mifsgönnt eines seinem Nachbarn; denn darin sind alle so sehr Platoniker wie irgend möglich. In der 'Lebensversteigerung' wird das Gesetz der Frauengemeinschaft als das wichtigste aus der ganzen Verfassung bezeichnet mit einer gewissen formelhaften Feierlichkeit, die sich in der doppelten, sowohl positiven als negativen, Ausdrucksweise genau an die platonische[3]) anschliefst; hier wird aber entsprechend dem burlesken Charakter dieser Szene das Gesetz noch weiter besprochen. Bestimmungen gegen den Ehebruch giebt es nun nicht mehr, das wäre Kleinigkeitskrämerei, und was von den Frauen gilt, gilt selbstverständlich auch in gleicher Weise von schönen Knaben. Ins Praktische umgesetzt sehen wir Platons Vorschrift bei den Ausreifsern, über die die Philosophie sich beklagt (Ausreifs. 18); hier läfst Lucian die Klagende aber ausdrücklich sagen, dafs der lautere Platon in dieser Art sein Gesetz nicht aufgefafst wissen wollte. Anderseits benutzt er im 'Gastmahl' (39) eben dies Gebot, um die Lachmuskeln seiner Leser und Hörer zu reizen; er läfst dort beim Hochzeitsfest den Ion die Knabenliebe empfehlen, oder wenn es denn schon der Ehe mit einem Weibe bedürfe, dann müfste wenigstens Weibergemeinschaft herrschen, 'damit keiner

---

[1]) Nach einer bei Diog. Laert. VI 67 berichteten Anekdote warf schon Diogenes dem Platon vor, dafs er bettelte, aber: *ἄγχι σχὼν κεφαλὴν ἵνα μὴ πευθοίαθ' οἱ ἄλλοι.*

[2]) *Ἐλέγετο καὶ αὐτὸς ἐν τῇ ἀναπλασθείσῃ ὑπ' αὐτοῦ πόλει οἰκεῖν χρώμενος τῇ πολιτείᾳ καὶ τοῖς νόμοις οἷς συνέγραψεν* und: *οἰκῶ μὲν ἐμαυτῷ τινα πόλιν ἀναπλάσας, χρῶμαι δὲ πολιτείᾳ ξένῃ καὶ νόμους νομίζω τοὺς ἐμούς.*

[3]) Bei Platon, Rep. V 457 C: *τὰς γυναῖκας ταύτας τῶν ἀνδρῶν τούτων πάντων πάσας εἶναι κοινάς, ἰδίᾳ δὲ μηδενὶ μηδεμίαν συνοικεῖν*; dem entspricht bei Lucian: *μηδεμίαν αὐτῶν μηδενὸς εἶναι μόνου, παντὶ δὲ μετεῖναι τῷ βουλομένῳ τοῦ γάμου.*

hinfort Anlafs zur Eifersucht habe'. Gerade diese Begründung verhindert erst recht die Worte ernst aufzufassen und pafst mit ihrer Entstellung Platonischer Lehre in den tollen Schwank, den der Satiriker uns in jenen Szenen vor Augen führt.[1])

Neben dem Staat reizt den Humoristen und Satiriker die Ideenlehre (vgl. Icarom. 8), wenn man sie bis in die entferntesten Konsequenzen verfolgt.[2]) Schon die überweltliche Stätte, an der die Ideen nach Platon (s. Phädr. 247 C) existieren, giebt Anlafs zu einem witzigen Oxymoron; auf die Frage: 'Wo befinden sie sich?' antwortet der Bios: 'Nirgends! Denn wenn sie irgendwo (natürlich in dieser Welt) wären, wären sie überhaupt nicht.'[3]) Diese Kunst des Doppeltsehens, die aufser der sinnlichen Erscheinung stets noch die dazugehörige Idee erkennt, die auch im 'Lügenfreund' (16) verhöhnt wird, giebt für den Käufer in der 'Lebensversteigerung' den Ausschlag wie bei Pythagoras die goldene Hüfte. Auch hier lockt gerade, was am meisten verspottet wird, den Käufer an; das ist der Gipfel witziger Satire. Zwei Talente werden bezahlt; natürlich, denn der vornehme Platon, der seine Anhänger unter vornehmen Leuten hat, ist nicht billiger zu haben. Nur vereinzelt findet sich ein Hieb auf Platons Schriftstellerei, wenn Zeus behauptet, seine Altäre seien infolge der Vernachlässigung frostiger als Platons 'Gesetze'.

Dagegen zeigt sich anderseits oft eine gewisse Hochschätzung Platons bei Lucian; hat er ihn doch als Vorbild bei der Abfassung seiner Dialoge verwertet, und zahlreiche Stellen legen von aufmerksamer Lektüre und bewufster Anlehnung an den athenischen Philosophen Zeugnis ab.[4]) Benutzung Platons findet sich sowohl in den sophistischen wie in den satirischen Werken. So wird der weise Platon in dem Proömium 'Über die Dipsaden' (9) angeführt, das Symposion (174 B) im 'Pseudosophisten' (10) citiert. Erwähnt wird er auch im Loblied auf die Fliege, jenem Kabinettstück derartiger Rhetorik, das mit seiner zierlichen Grazie vermutlich hoch über allen ähnlichen Deklamationen steht, wie es die des schwülstigen Fronto über Rauch und Staub oder über die Nachlässigkeit waren; dort wird in scherzhafter Weise dem Verfasser des Phädon vorgeworfen, dafs er in seinem Werk über die Unsterblichkeit der Seele dies kleine Tier übersehen habe. Seine Ansicht über einzelne Tänze (ans Leg. II 654 ff.) wird in der Schrift 'Über den Tanz' wieder-

[1]) Als Feind der Ehe kam Platon auch in der Komödie vor; so bei Philippides (Mein. IV 408): *τὸ Πλάτωνος ἀγαθὸν δ' ἐστὶ τοῦτο . . . μὴ λαμβάνειν γυναῖκα.*

[2]) Vgl. Zeller, Phil. d. Gr. II 1⁴ S. 700 ff. Schon Diogenes soll sich über die *τραπεζότης* und *κυαθότης* Platons lustig gemacht haben (Diog. Laert. VI 2, 53); wir erkennen also anch hier kynisches Vorbild. Selbst die Art der Antwort Platons: *οἷς μὲν γὰρ κύαθος καὶ τράπεζα θεωρεῖται, ὀφθαλμοὺς ἔχεις· ᾧ δὲ τραπεζότης καὶ κυαθότης βλέπεται, νοῦν οὐκ ἔχεις* entspricht den Worten bei Lucian: *τυφλὸς γὰρ εἶ τῆς ψυχῆς τὸν ὀφθαλμόν.*

[3]) Dabei ist vielleicht ein Platonischer Ausdruck parodiert wie Phädr. 245 D: *εἰ γὰρ ἔκ του ἀρχὴ γίγνοιτο, οὐκ ἂν ἐξ ἀρχῆς γίγνοιτο.*

[4]) Diese Nachahmung Platons verdiente wohl eine methodische Untersuchung, zumal sie sowohl für das Verständnis der Schriften, wie für die chronologischen Fragen Anhaltspunkte und Aufschlüsse geben würde.

gegeben (34); die Schätzung einer edlen Körperausbildung, einer harmonischen Ausgestaltung von Leib und Seele wird seiner Meinung entsprechend im 'Anacharsis' vertreten.[1]) Auch die von ihm aufgestellte Dreiteilung der Seele (Tim. 69 D ff.) wird in der Schrift über den Tanz (70) erwähnt. Das Wort: 'Nicht Gott ist schuld, die Schuld trifft den, der sich's erwählt' (Rep. X 617 E) bildet den Schlufs der Schrift über die 'Hausphilosophen' (π. τ. ἐ. μισθῷ συνόντων 42).

Das Skolion aus dem Gorgias (451 E) findet sich in der Verteidigung betreffs des Versehens beim Grufs (6). Im 'Rhetorenlehrer' (26) und im 'Doppeltverklagten' (33) wird das Bild vom dem Flügelwagen des Zeus (Phaedr. 246 E) verwendet, wie überhaupt die Verteidigungsrede gegen den Dialogos mit Platonischen Anspielungen durchsetzt ist.[2]) Der Phädros wird in der sophistischen Rede auf den neuen Saal (περὶ οἴκου 4) mit einem gewissen Wohlbehagen citiert, und in den 'Arten der Liebe' (31 u. 24) wird sein Verfasser ausdrücklich als göttlich reiner Gesinnung (vgl. Ausreifser 18) und voll von Anmut bezeichnet; allerdings liegt hier die Tendenz vor, dafs Kallikratidas an Platon und weiter an Sokrates eine Stütze sucht für die Verherrlichung der Knabenliebe. Etwas zweifelhaft ist auch das Lob im 'Parasiten' (5 und 34), wo er der edle heifst, weil es an der einen Stelle in einen gewissen Gegensatz gebracht ist zu dem mifslungenen Parasitentum des Philosophen auf Sizilien und an der anderen ein Wort aus dem Theätet (178 D) den Beweis liefern mufs, dafs das Parasitenleben auch eine Kunst ist und Überlegung erfordert. Mehr bedeuten schon die Lobsprüche im 'Fischer' (22), wo Platon von den übrigen Philosophen als Vertreter der Anklage ausersehen wird wegen seines hohen Gedankenflugs, des Wohllauts und der Anmut seiner Sprache, seiner Sorgfalt und des Verführerischen seiner Beweise; aber auch dort können die Worte einen Beigeschmack erhalten, weil das Ganze vom Rahmen einer Komödienszene umschlossen ist. Als Musterschriftsteller wird er auch im 'Pseudosophisten' (7 u. 10), im 'Lexiphanes' (22) und im 'Rhetorenlehrer' (9) aufgestellt, mit Demosthenes zusammen, und ironisch wird dem thörichten, nur nach äufserem Wortgeklingel haschenden Schüler abgeraten (Rhetorenl. 17), ja nicht dem frostigen Platon nachzueifern, der auch zum Schlufs (26) ganz deutlich mit seiner Kunst in Gegensatz zu der äufserlichen Künstelei gesetzt wird. Der Beiname des Schönen, den er in der Schrift über die 'Hausphilosophen' (24) hat, selbst wenn man ihn nicht nur auf körperliche Vorzüge beziehen wollte, entbehrt doch einer gewissen Ironie in dem Zusammenhang nicht. Dagegen haben wir eine deutliche Anerkennung in den Worten der Verteidigung betreffs des Versehens beim Grufs (4) aus dem Alter Lucians, wo er von der Platonischen Grufsformel des εὖ πράττειν redet, die so recht den Zusammenhang zwischen dem Handeln des Menschen und seinem Befinden zum Ausdruck bringt, und Platon als bewundernswert und als vertrauenswürdigen Gesetzgeber in diesen Dingen bezeichnet. Den besten aller Philosophen nennt er ihn in

[1]) S. Zeller, Phil. d. Griech. II 1⁴ S. 910. Dafs dabei zugleich kynische Tendenz vorliegt, werden wir später sehen.

[2]) Vgl. Tim. 35 A Gorg. 463 D mit Bis acc. 34.

Digitized by Google

den 'Bildern' (27), wo er auf den Ausspruch hinweist (Rep. VI 501 B; vgl. Lactant. Inst. II 10, 4), dafs die Menschen nach dem Abbild Gottes geformt sind. Die vollkommenste Anerkennung aber enthält der 'Nigrinus', obwohl Platons Name dabei gar nicht genannt ist; denn eine solche Hochschätzung eines Platonikers schliefst die Achtung vor der ganzen Schule und dem Stifter mit ein. Wir sehen also auch bei Platon, dafs es Lucian nicht, wie er selber im 'Fischer' behauptet und wie man ihm nachzusagen pflegt, um die Verhöhnung der lebenden Philosophen zu thun ist; in possenhafter Art zieht er auch die alten heran, nicht weil er sie verachtet oder sie um die Verehrung der Nachwelt kränken will, sondern weil er etwas aus ihrer Lehre oder ihrem Leben zu parodieren oder komisch darzustellen weifs, so dafs es die Lachlust des Publikums zu reizen vermag.

Wir kommen damit zur Behandlung der zeitgenössischen Vertreter dieser Philosophie, der Platoniker. Im 'Nigrinus' zollt Lucian ihnen seine höchste Anerkennung nnd seinen wärmsten Dank. Er ist so ergriffen durch eine Unterredung mit jenem Philosophen, dafs es ihn treibt zu schildern, welche Wandlung er in seinem Innersten erfahren hat, wie er sich aus einem Sklaven zum Freien geworden fühlt (1). Der Gedanke, Reichtum nnd weltliche Güter zu verachten, wie ihn Nigrinus gepredigt (25), hat ihn gepackt und erhoben; mehr noch ringt ihm Bewunderung ab, dafs der Philosoph die Grundsätze, die er lehrt, selber befolgt und mit der Selbstüberwindung bei seiner eigenen Person beginnt; ohne Honorar (26) unterweist er diejenigen, die seinen Unterricht wünschen; allen, die es bedürfen, hilft er, nach weltlichen Gütern strebt er nicht, ja, er verachtet sie und sieht sich nicht als Besitzer des ihm gehörigen Landgutes an, da es ja ein anderer nach ihm sein eigen nennen wird.[1]) In allem ist er für ein mafsvolles, edles Benehmen ein leuchtendes Vorbild. Die Persönlichkeit des Nigrinus war es, die Lucian erst völlig zum Aufgeben seiner sophistischen Laufbahn brachte und in ihm eine Schätzung der Philosophie hervorrief, als er, angewidert von den leeren Floskeln einer inhaltlosen Schönrednerei, in sich und der Welt Umschau hielt nach würdigeren Zielen. Sehr tief ging zwar die Wirkung nicht, wenigstens war sie nicht nachhaltig; aber sie gab doch den Anlafs, dafs er dem Dialog näher trat, als es bisher geschehen war, und wurde dadurch der Ausgangspunkt seiner satirischen Schriftstellerei. Aber die Schwärmerei für Nigrinus, die er mit so warmen Farben geschildert hatte, verhinderte ihn doch nicht die Anhänger seiner Richtung ebenso wie die anderen Philosophen mit der Lauge seines Witzes zu übergiefsen; der Humorist und Satiriker steht über dem Menschen, und wenn er etwas künstlerisch für verwertbar hält, so wird es nicht um irgend einer persönlichen Rücksicht willen ausgeschlossen. Die Platoniker erscheinen ihm später in ihrem unglaublichen Dünkel und Stolz aufgeblasen und ehrgeizig (Hermot. 16), und er bemerkt am Schlufs des 'Hermotimos' (85) ausdrücklich,

[1]) Der gleiche Gedanke kehrt Men. 16 und Charon 17 wieder, auch in dem Epigr. 13 unter Lucians Namen εἰς τύχην. Übrigens übergehe ich die Auffassung, die im 'Nigrinus' eine Verspottung sieht.

dafs er alles, was er gesagt habe, um vom Studium der Philosophie abzuraten, auch gegen den Vertreter der Platonischen Lehre sagen würde. So schnappt denn im 'Fischer' (49, vgl. 43) der Platoniker nicht weniger als die übrigen nach dem goldenen Köder, der ihm hingehalten wird, so dafs selbst Platon es für recht hält, ihn vom Felsen zu stürzen. In zwei Schriften tritt als Muster dieser Schule der stutzerhafte Ion[1]) auf, der in seinem Hochmut wähnt, allein den Meister richtig zu verstehen nnd interpretieren zu können (Lügenfr. 6); aber doch ist er abergläubisch wie die anderen, und wo sich alle mit Beschwörungs- und Zaubergeschichten überbieten, hält auch er nicht mit einer solchen Erzählung zurück (11); er ist fest überzeugt von der Existenz der Dämonen und der Möglichkeit ihrer Austreibung. Dieser Dämonenglaube war ja schon von Xenokrates in die Lehre der Platonischen Schule aufgenommen und auf Stellen Platons wie Symp. 202 E[2]) aufgebaut; in dem wundersüchtigen Zeitalter Lncians, in dem alles Übersinnliche eine grofse Rolle spielte, mufste er besonders Anklang finden und bildet so einen Hauptbestandteil der neuplatonischen Lehre. Aber der freisinnige Syrer kann darin nichts als Aberglauben sehen, und dafs ein Philosoph solchen Ammenmärchen huldigt, erscheint ihm als ein komischer Widerspruch. Derselbe Ion bildet auch eine lächerliche Figur in der Burleske des 'Gastmahls'. Auch hier tritt er sehr pretentiös auf, um sich dann desto mehr dem Gespött auszusetzen. Ehrwürdig und überaus göttlich ist sein Äufseres; die Menge nennt ihn den Kanon, weil man sich nach ihm richten kann, und als er erscheint, erhebt man sich, wie wenn ein Gott käme; so wirkt die Ankunft des bewunderten Philosophen. Damit ist das Stutzerhafte und die vornehme Zurückhaltung köstlich geschildert. Um so komischer wirkt es dann, wenn der Überstolze, der dem Gezänk der anderen absichtlich fernbleibt, doch insofern von ihrer Nachbarschaft profitiert, als er von dem Wein mitgetroffen wird, den Zenothemis über die Gegner verschüttet, nnabsichtlich zwar, aber doch nicht ohne dafs er's verdiente, wie der Erzählende sagt (33). Zu der Aufgeblasenheit steht auch im schroffsten Widerspruch die Albernheit der Rede, die er am Hochzeitstage halten will und die auf eine Verherrlichung der Knabenliebe und Weibergemeinschaft hinausläuft (39), so dafs alle Anwesenden ob dieser Abgeschmacktheit in helles Lachen ausbrechen. Natürlich sucht er bei der Prügelei, die sich dann entspinnt, entsprechend seiner Vornehmheit, unbeteiligt zu bleiben (43); aber in der Finsternis, die entsteht, als Alkidamas die Fackel auslöscht, giebt er — angeblich aus lauter Vorsicht, damit er nicht beim Tumult be-

---

[1]) Dafs der Platoniker als Stutzer eine Komödienfigur war, zeigt Antiphanes (III 17 Mein.) und Ephippus (III 332). Man sieht also, wie wenig es bei diesen Darstellungen auf des Schriftstellers eigenes Urteil ankam. Gerade Platon und seine Anhänger werden nicht selten in der Komödie verspottet.

[2]) *πᾶν τὸ δαιμόνιον μεταξύ ἐστι θεοῦ τε καὶ θνητοῦ . . . ἑρμηνεῦον καὶ διαπορθμεῦον θεοῖς τὰ παρ' ἀνθρώπων καὶ ἀνθρώποις τὰ παρὰ θεῶν, τῶν μὲν τὰς δεήσεις καὶ θυσίας, τῶν δὲ τὰς ἐπιτάξεις τε καὶ ἀμοιβάς.* Ausgeführt ist das in des Apuleius Schrift De deo Socratis. Vgl. Heinze, Xenokrates S. 78 ff.

schädigt werde — dem Rhetor Dionysodor einen kostbaren Becher, den dieser in seinem Ungeschick aus dem Bausch des Gewandes fallen läfst (46). So ist die komische Rolle des Platonikers sorgfältig durchgeführt, man kann nicht sagen zu Gunsten dieser Schule. Der auffällige Gegensatz zwischen Nigrinus und Ion bietet uns den deutlichsten Beweis, dafs keine persönliche Achtung oder Sympathie unseren Schriftsteller davon abhält, die ganze Sekte zum Gegenstand des Gespötts zu machen. Er schafft komische Bilder und nimmt den Stoff, wo sein für das Komische und Witzige aufgeweckter Sinn ihn findet. Insofern er Lebende damit trifft, verläfst er mehr und mehr das Gebiet der Posse und wendet sich der Satire zu, wie sie schon in der alten Komödie zu finden war. Aber auch dabei will er unterhalten, und von einem Kampf ist nicht die Rede, wenn er mit der eingebildeten Überlegenheit des über den Menschen Stehenden gegen die Schwächen seiner Zeitgenossen die Geifsel schwingt.

Unter Platons Nachfolgern fordern aber nicht nur diejenigen, die sich als Platoniker bezeichnen, Lucians Witz heraus, sondern in demselben Mafse die Akademiker, die sich an Karneades anschlossen. Vielleicht ist es beachtenswert, dafs die Prüfung der Philosophen im 'Fischer' (52) mit der Akademie und der Stoa beginnen soll, dann allerdings die Peripatetiker zuerst vorgenommen werden, aber mit der Bemerkung, dafs, wohin man auch gelangen mag, man wenig Kränze, aber viel heifse Eisen brauchen wird, um den Afterphilosophen ein Brandmal auf die Stirn zu drücken. Auch bezeichnen sich die Akademiker als besonders geschickt im Wortstreit — mit dem Doppelsinn von ἐριστικός —, um der zwei Talente habhaft zu werden, die für den in dieser Hinsicht Tüchtigsten ausgesetzt sind (Fischer 43). Aber besonders spottet Lucian über die von Pyrrhon von Elis entlehnte Lehre der neueren Akademie, nach der an Stelle der Gewifsheit die Wahrscheinlichkeit gesetzt und demgemäfs Zurückhaltung des Urteils gepredigt wurde; dafs dies Motiv sich zu komischer Ausführung sehr gut eignete, ist klar, sobald man auch hier nur die äufsersten Konsequenzen dieser Lehre zieht und die Einhaltung des Urteils auf das Handeln überträgt. Das thut der Satiriker reichlich; und in wechselnden Szenen stellt er die Folgen dieser Lehre dar, indem er sie übertreibt und parodiert. So ist es den Akademikern in den 'Wahren Geschichten' (II 18) nicht möglich auf die Insel der Seligen zu kommen; sie möchten wohl, aber halten beständig an sich und sind in Zweifel, gerade wie der Zeus (Icarom. 25), dem zwei Gegner bei ihren entgegengesetzten Gebeten im Fall der Erfüllung die gleichen Opfer versprechen[1]); die Philosophen wissen ja nicht einmal, ob das wirklich eine Insel ist. Das ἐπέχειν führt zu Wortwitzen ähnlicher Verba; so wird den Anhängern dieser Schule das καταλαμβάνειν abgesprochen, aber nicht nur des geistigen Erfassens, sondern auch des Ergreifens mit den Händen; in der 'Lebensversteigerung' (27) bekennt der Skeptiker, er könne alles, nur keinen entlaufenen Sklaven verfolgen, weil er ihn ja nie 'fassen' könne, und

[1]) Bemerkenswert ist an beiden Stellen der gleiche Ausdruck ἐπέχειν und διασκέπτεσθαι.

in den 'Wahren Geschichten' (II 18) wird berichtet, einige der Skeptiker suchten nach der Insel zu gelangen, aber da sie dieselbe nicht 'erreichen' könnten, so kehrten sie auf halbem Wege wieder um. Stellt man sich dies Zaudern vor, so mufs es den Eindruck von Langsamkeit erwecken; so macht Lucian in seinen Schwänken den wahrscheinlich schon bekannten Scherz[1]), diese Philosophen der Faulheit zu zeihen (Lebensv. 27, W. Gesch. II 18). Die Skeptiker erkennen kein Kriterium als Ausschlag gebend an; deshalb erscheint Pyrrhon im 'Doppeltverklagten' (25, vgl. Icarom. 25) überhaupt nicht erst zu dem Prozefs, den die Malkunst gegen ihn angestrengt hat, weil er ihr untren geworden ist (s. Diog. Laert. IX 61); anderseits fürchten sich die Skeptiker vor dem Spruch des Rhadamanthys, weil sie ja durch die Aufhebung jegliches entscheidenden Arguments die Möglichkeit eines gerecht abwägenden Urteils genommen haben (W. Gesch. II 18). Am ergötzlichsten wird die Akademie im 'Doppeltverklagten' (15 ff.) mitgenommen[2]), wo unter den Prozessen sich der zwischen der Akademie und der Trunkenheit um den Polemon befindet (s. Diog. Laert. IV 16). Die Trunkenheit kann ihre Sache natürlich nicht vertreten, da sie kaum auf den Füfsen zu stehen vermag; da wird der Vorschlag gemacht, die Akademie, die ja gewohnt ist, die Dinge stets nach beiden Seiten zu betrachten, solle auch die Gegnerin vertreten, also sowohl für als wider ihre Sache reden, und wirklich schildert sie nun zuerst, wie Polemon ein begeisterter Anhänger der Trunkenheit gewesen und sie selbst ihn dieser entführt hat, so dafs er jetzt nüchtern bis Mittag dasitzt und all das philosophische Zeug schwatzt; dann nimmt sie für sich das Wort, leugnet das gröfsere Anrecht der Methe und zeigt, wie sie ihn gleichsam aus einem Schlaf aufgeweckt und zum verständigen Menschen gemacht hat. In der 'Lebensversteigerung' (27) wird als Vertreter der Skepsis ihr Begründer selber unter der scherzhaften Benennung Pyrrhias verhöhnt. Er zweifelt an allem, an der Existenz des Käufers, wie seiner eigenen Person; er trägt eine Wage, auf der er die Gründe stets abwägt, um zu dem Resultat zu kommen — dafs sie gleich an Gewicht sind, eine treffliche Verspottung der bekannten *ἰσοσθένεια τῶν λόγων*. Sein Grundsatz ist, dafs man nichts weifs und weder durchs Gehör noch durchs Gesicht etwas begreift, so dafs man sich in nichts vom Wurm unterscheidet. Und als er schliefslich gekauft ist, ist er selbst dieses Faktums nicht sicher, bis ihm der Käufer droht, ihm seine Zweifel und seine Gefühllosigkeit zu nehmen, indem er ihn, wie es für den störrischen oder ver-

[1]) Ähnlichkeit hat die Übertragung, die in dem *ἀργὸς λόγος* oder der *ignava ratio* liegt bei Cicero, De fat. 12, 28.

[2]) Was Bruns, Rh. Mus. XLIII 163 aus dieser Szene gefolgert hat, vermag ich nicht zu billigen; da die Akademie hier deutlich zum Narren gemacht wird, so kann auch nicht in ihr eine philosophische Lebensführung dargestellt und als wünschenswert empfohlen sein sollen. Überhaupt hat Bruns bei seinen geistreichen Ausführungen viel zu viel in die von augenblicklicher Laune eingegebenen Szenen hineingeheimnifst. Lucian wollte etwas Komisches liefern. Dazu schlofs er sich an die Komödie des Kratinos an, bei dem die Komodia in der 'Weinflasche' Klage gegen den Dichter erhob, dafs er sich einer anderen Frau, der Methe, hingegeben habe (Mein. II 1 S. 116).

Digitized by Google

brecherischen Sklaven Brauch ist, zu hartem Frohndienst in die Mühle schickt, ganz ähnlich wie Molière in der 'Erzwungenen Heirat' (Sz. 8) den Skeptiker bekehren läfst.

Irgend eine Anerkennung, scheint es, hat Lucian für diese Richtung der Philosophie nicht, und doch hat er sich zu einer Zeit sehr nahe mit den Anschauungen der Skeptiker berührt. Denn der 'Hermotimos' ist nichts anderes als eine Verteidigung der skeptischen Lehre, nnd dafs Lncian derartige Argumente auch sonst in seinen Schriften vorbringt, hat Fritzsche (Ausg. II 2 S. 18) nachgewiesen. Im 'Hermotimos' geht jedenfalls die Übereinstimmnng mit den Skeptikern über das zufällig Mögliche hinaus. Sowohl Fritzsche wie Prächter (Philol. LI 284) haben unwiderleglich gezeigt, wie viel Berührungspunkte zwischen dieser Schrift Lucians und des Sextns Empiricus 'Abrifs der Pyrrhonischen Lehre' bestehen. Es ist auch kanm denkbar, dafs Lucian, wie Fritzsche wollte, etwa aus kynischer Quelle geschöpft habe; die Beweisführung erscheint zu ausgesprochen skeptisch, als dafs sie aus Menipps Werken stammen sollte. Wenigstens möchte man glauben, dafs Lncian Darlegungen der skeptischen Schule zn Rate gezogen hat, ob sie nun von Favorinus oder sonst einem Vertreter dieser Richtung herrührten. Natürlich billigte er diese Lehre nur in so weit, als dadurch nicht die Hemmung jeder praktischen Thätigkeit bedingt war; gerade sie empfiehlt er ja mehrfach, und nach 'Hermotimos' 78 besteht die Tugend in Thaten, d. h. darin, gerecht und weise und tapfer zu handeln; aber schon Arkesilaos hatte gegenüber den Angriffen der Stoiker und Epikureer bestritten, dafs die Anschauung der Skeptiker zur Unthätigkeit führen müsse (Plut. adv. Col. 26, 3 f.). Im 'Gastmahl', das eine witzige Illustration zum 'Hermotimos' ist, werden ausdrücklich die im praktischen Leben stehenden Laien[1]) den Philosophen gegenübergestellt; sie allein bcnehmen sich vernünftig, während die anderen das beständige Schauen in Bücher und Spekulieren von einer gesunden Lebensansicht abzieht. Man mufs zugeben, dafs diese Auffassung bei den Skeptikern wenig Nahrung fand, sondern weit eher dem einseitig praktischen Tugendideal der Kyniker entspricht. Aber wie dem auch sei, die Annäherung an die skeptische Lehre mufste der Verfasser des 'Hermotimos' empfinden; dafs er dennoch sonst kein Wort der Achtung für sie übrig hat, ist bezeichnend. Er war auch hier nur Komiker und hatte nicht die Verpflichtung, die Wirkung der lustigen Szenen zu schwächen, indem er seine eigenen Sympathien dabei zum Ausdruck brachte.

Sind Sokrates und Platon der Spottgeifsel Lucians nicht entgangen, so kann es nicht wundernehmen, dafs auch Aristoteles dran glauben mufs. Aber hier zeigt sich recht, wovon die Witze des Schriftstellers abhängig sind; die ganze Persönlichkeit dieses Philosophen eignete sich nur wenig für die Posse, ihm kann verhältnismäfsig wenig nachgesagt werden, da seine strenge Wissenschaftlichkeit geringe Anhaltspunkte bietet. So wird er neben kürzeren Erwähnungen nur in der 'Lebensversteigerung' vorgeführt, wo er nicht fehlen

[1]) Die Laien werden auch gelobt 'Totenorakel' 4.

konnte (26). Hier wird der billige Scherz gemacht, der zum Verkauf kommende Bios sei doppelt, je nachdem man ihn von aufsen oder innen sieht, mit Bezug auf die doppelte Art der Schriftstellerei, die esoterische, streng wissenschaftliche, und die exoterische, popnläre. Ebenso mäfsig ist die witzige Verwendung der naturwissenschaftlichen Studien des Aristoteles, wenn es heifst, dieser Bios wisse, wie lange die Mücken leben, wie tief der Sonnenstrahl ins Meer dringt, was die Austern für Seelen haben, ja, selbst über die Zeugung und die Bildung der Lebewesen im Mutterleib wisse er Bescheid.[1]) Travestiert werden diese Studien vor allem, weil ans Ende als besonders wichtige Entdeckung die Äufserung des Aristoteles gesetzt wird, dafs der Mensch das einzige Wesen sei[2]), das zu lachen vermag, und das Komische dieser Äufserung dann noch dadurch erhöht wird, dafs als Gegensatz zum Menschen der Esel und als Parallele zum Lachen das Zimmern und Seefahren hinzugefügt wird, für das derselbe Unterschied zwischen Menschen und Eseln sich ergiebt. In der Ethik wird die Annahme der drei Güter vorgebracht (Nicom. Eth. I 8, 2), die in der Seele, im Körper und in äufseren Dingen ihre Grundlage haben. In der 'Lebensversteigerung' (26) findet der Käufer diese Ansicht für einen Menschen angemessen. Dagegen in den 'Totengesprächen' (13, 5 f.) wird Aristoteles deshalb hart mitgenommen, und Alexander macht ihm den Vorwurf, dafs er ihn gelehrt habe, Schönheit, Thatenruhm und Reichtum zu hoch einzuschätzen, nur damit er selber ohne Scheu nehmen konnte. Um eben dieses Verhältnisses willen zu Alexander beruft sich der Parasit (36) auf den Philosophen als einen Vorgänger auch in der Wissenschaft des Parasitentums, gerade wie er in allen übrigen Wissenschaften mafsgebend sei. Dafs er ihn auch unter denen aufzählt, die sich nicht als Kriegshelden hervorgethan haben, ist selbstverständlich. Man sieht, viel Stoff bietet der Stagirite unserem Satiriker für seine lustigen Szenen nicht. Die witzigen Bemerkungen haben zum Teil etwas Gesuchtes und stehen unter dem Zeichen des Zwanges. Dafs er seine Philosophie ebenso ablehnt wie die übrigen (Herm. 85), ist natürlich. Aber der Ausruf des Hermes, so ironisch er auch scheinen mag, enthält doch des wirklichen Lobes genug (Lebensverst. 26); er rühmt an dem peripatetischen Bios, unter dem deutlich die Person des Aristoteles hervorleuchtet, seine Schönheit, seinen Reichtum, seine Vielseitigkeit in allen Wissenschaften, seine Mäfsigkeit, sein anständiges Benehmen, kurz, seine Vornehmheit. Dafs der Preis für ihn zwanzig Minen beträgt, bedeutet allerdings keine Anerkennung, wie wir sahen,

---

[1]) Die Darstellung erinnert an die des Komikers Epikrates (Mein. III 370), die sich gegen Platon richtet: *ἐν γυμνασίοις Ἀκαδημίας ἤκουσα λόγων ἀφάτων ἀτόπων· περὶ γὰρ φύσεως ἀφοριζόμενοι διεχώριζον ζῴων τε βίον δένδρων τε φύσιν λαχάνων τε γένη. κᾆτ' ἐν τούτοις τὴν κολοκύντην ἐξήταζον τίνος ἐστὶ γένους.*

[2]) Arist. *π. ζῴων μορίων* III 10, 673a 8. 28. Vielleicht ist es zu beachten, dafs dieselbe Definition bei Sext. Emp. Pyrrh. Hyp. II 211 wiederkehrt, wenngleich ohne Angabe des Aristoteles als Autor, vielmehr als allgemein üblich; ebenso Poll. VI 200: *οὕτω γὰρ ὁρίζονται τὸν ἄνθρωπον.* Eine Definition des Menschen, die dem Kyniker ebenso Anlafs zum Spott gab, wird Platon zugeschrieben Diog. Laert. VI 40.

sondern giebt einfach den Beweis dafür, wie teuer diese Schule und ihre Vertreter im Gegensatz zu den anderen waren, nicht ganz so teuer wie der vornehme platonische Bios, aber doch weit teurer und seltener als der epikureische und stoische, die für zwei und zwölf Minen abgehen. Gerade die Behandlung des Aristoteles lehrt deutlich, dafs Lucian nicht durch Feindschaft zum Spott bewogen wurde, sondern dafs ihm daran lag komische Szenen zu schaffen und er dabei weit weniger von eigener Sympathie als von künstlerischem Interesse und der Fülle des sich ihm aufdrängenden komisch verwertbaren Stoffes abhing.

Schlimmer ergeht es den Schülern des Stagiriten, den Peripatetikern. Dafs sie nach dem goldenen Köder schnappen, ist ihnen gemein mit den übrigen Philosophen (Fischer 50). Und dafs Kleodem vom Peripatos seines Meisters unwürdig ist, indem er an Wunderkuren und Spukgeschichten glaubt, teilt er ebenso mit den anderen; immerhin wiegt es bei ihm etwas schwerer (Lügenfreund 6 ff.). Aber hauptsächlich die Rolle, die derselbe Kleodem im 'Gastmahl' spielt, erscheint wenig angenehm. Er wird dort (6) gleich als Schwätzer und Zänker eingeführt; schon sein Beiname 'Schwert und Messer' sagt genug. Bei Tisch macht er sich (15) mit dem schönen Weinschenken zu schaffen, den er beständig anlächelt und durch zwei Drachmen zu gewinnen sucht. Durch des Knaben Ungeschick aber fallen die Geldstücke klingend zur Erde, und der Hausherr, der die Sache merkt, läfst einen anderen Schenken antreten, der weniger verführerisch ist. Dann giebt Kleodem (30) durch seine Streitsucht den Anlafs zu allgemeinem Zank und unflätigem Geschimpf, indem er die Stoiker angreift; er platzte ja schon fast vor Ärger, dafs er noch immer keinen Ausgangspunkt fand, mit ihnen anzubändeln. Gut geht's ihm allerdings nicht bei dem Wortgefecht; der Gegner wirft ihm vor, dafs er beim Ehebruch ertappt sei und von dem erbosten Ehemann die ihm gesetzlich zukommende Strafe erfahren habe, ja, dafs er zu einem Giftmord seine Unterstützung gewährt habe. Als man zu Thätlichkeiten übergeht, zeichnet sich der Peripatetiker aus, indem er spuckt und seinen Gegner fast totschlägt; und da der Streit noch weiter geht (45), stöfst er dem Stoiker wirklich ein Auge aus und beifst ihn in die Nase, einem anderen bricht er durch einen Fufstritt ein paar Zähne aus. Ähnlich wird der Peripatetiker Euthydem in der kleinen Szene im 'Hermotimos' (11) geschildert, die Lucian ja später[1]) zum 'Gastmahl' ausgearbeitet hat; auch hier wird seine Streitsucht hervorgehoben, und hier kommt er zum Schlufs am schlechtesten weg, da ihm der Stoiker als beweiskräftigsten

[1]) Die Bemerkung von W. Schmid (Phil. L 308), dafs die Angabe im 'Herm.' 13 für die Frage der Abfassungszeit eine zweifelhafte Grundlage bietet, ist wohl beachtenswert; der Verfasser braucht nicht 40 Jahre alt zu sein, weil er sich, d. h. dem Lykinos, in dem Dialog dieses Alter zuschreibt. Aber mir wird es schwer, mir den 'Herm.' nach dem 'Gastmahl' verfafst zu denken wegen der Szene c. 11 f., die wie ein erster Entwurf zu der umfassenderen im 'Gastmahl' aussieht; und dieses selber kann wegen seiner Art nicht ein Werk aus dem Alter Lucians sein, wozu es Schmid S. 317 zu machen scheint. Für den 'Herm.' kommt die platonische Form des Dialogs hinzu, die, wie ich schon bemerkte, bei den chronologischen Untersuchungen und zum Verständnis der Entwickelung von Lucians Schriftstellerei ein unverächtliches Kriterium bietet.

seiner Gründe den Becher an den Kopf wirft. Doch das ist vielleicht alles poetische Fiktion, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daſs die Darstellung auf wirkliche Persönlichkeiten gemünzt ist, die das Publikum unter der Maske noch erkennen konnte. Dagegen im 'Eunuchen' schlieſst sich der Schriftsteller augenscheinlich an ein wirkliches Faktum an. Einer der beiden peripatetischen Lehrstühle ist durch den Tod des Lehrers frei geworden, und nun streiten sich zwei Bewerber, als ob sie fürs Vaterland kämpften; natürlich! denn sie verachten ja das dritte Gut nicht, das Aristoteles aufgestellt hat, das Geld. Beide suchen sich gegenseitig herunterzureiſsen; schlieſslich erklärt Diokles den Bagoas für unwürdig, den Lehrstuhl einzunehmen, weil er Eunuch sei. Aber dieser beruft sich auf Hermeias, auf einen vor kurzem sehr berühmten akademischen Philosophen, der Eunuch war, auf die Teilnahme der Frauen an der Philosophie, wie der Aspasia, Diotima, bis endlich jemand aus der Corona sich erhebt und mitteilt, Bagoas sei gar kein Eunuch, sondern als er wegen Ehebruchs angeklagt gewesen, habe er zu dieser Ausflucht gegriffen, die er jetzt um der besoldeten Stelle willen gern widerriefe. So läuft denn zum höchsten Ergötzen aller Zuhörer der Streit auf die Notwendigkeit einer körperlichen Untersuchung hinaus, die Umstehenden würzen ihn reichlich mit ihren Zoten, und Lykinos, der das Ganze erzählt, schlieſst mit einer derben Bemerkung, die seine Verachtung jeglicher spekulativen Philosophie zur Schau trägt. Hier haben wir echte Satire, nicht gegen eine bestimmte Richtung, sondern gegen bestimmte Persönlichkeiten, deren Leben und Gesinnung nicht mit den schönen Worten in Einklang steht, die sie verbreiten: an und für sich empfindet Lucian nicht mehr Feindschaft gegen die Schüler vom Peripatos wie etwa gegen Sokrates und Pythagoras.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

CYRIACUS VON ANCONA ALS BEGRÜNDER DER INSCHRIFTENFORSCHUNG

Von Erich Ziebarth

Die gewaltigen Foliobände des Corpus Inscriptionnm Latinarum, von denen nunmehr 26 vollendet vorliegen und nur noch wenige ausstehen, gelten gemeinhin für eine sehr langweilige Lektüre, zu der man nnr, wenn man irgend eine bestimmte Inschrift sucht, seine Zuflucht nimmt. Und doch bieten sie, wenn man sie nur zn lesen versteht, des Interessanten und Anregenden genug. Sie erzählen vom Leben und Treiben des Altertums genauer und intimer als irgend ein anderes Bnch, sie erzählen aber auch von der Geschichte der Wissenschaft der Altertumsforschung. Denn dieses monumentale Werk ist nicht in allen Teilen eine völlig nene Schöpfung, sondern es stellt den Ertrag dar, den man aus allen Arbeiten früherer Forscher für das Gebiet der Inschriftenforschung ziehen kann. Und die Beschäftigung mit den Inschriften ist nicht so neu, wie man annehmen könnte, wenn man sich an jenen berühmten Streit erinnert, den Gottfried Hermann gegen August Böckh über Wert und Zweck der Inschriftensammlnng führte.[1])

Denn wenn wir von den Epigraphikern des Altertums, zu denen anch in gewissem Sinne die Redaktoren der Anthologie Meleagros, Philippos nnd Agathias zn zählen sind[2]), abschen, so ist bekannt, dafs in byzantinischer Zeit in Byzanz selbst epigraphische Studien getrieben wurden, und anch in der Provinz konnten die zu Tage liegenden Urkunden einsichtigen Gelehrten nicht entgehen, wie denn jüngst Spiro mitgeteilt hat, dafs der nm die Philologie hochverdiente Arethas, Erzbischof von Caesarea seit 907, sich an den Rand seines Handexemplars des Pausanias eine Inschrift, die er in Patras abschrieb, notierte.

Etwa nm dieselbe Zeit oder etwas früher legte ein uns dem Namen nach unbekannter frommer Wanderer jene Sammlung stadtrömischer Inschriften an, die unter dem Namen des Anonymus Einsidlensis als erste erhaltene Inschriftensammlung bekannt ist. Doch sie blieb vereinzelt, denn erst drei Jahrhnnderte später hat Cola di Rienzi an dem Studium und Sammeln der römischen Inschriften gelernt, welchen Wert sie hätten zur lebendigen Er-

[1]) Vgl. M. Hoffmann, August Böckh S. 48 f.

[2]) R. Weifshäupl, Die Grabgedichte der griechischen Anthologie (Wien 1889) S. 29 f. und über Arethas: Spiro, Festschrift für Johannes Vahlen S. 137. Die Kenntnis beider Schriften verdanke ich Johannes Geffcken.

Digitized by Google

kenntnis und zur Wiedererweckung des altrömischen Lebens. War sein politisches Wirken ein kurzer Traum, so hat seine Inschriftensammlung, bekannt als Sylloge Signoriliana, die gröfste Verbreitung und Wirkung gefunden, denn nun beginnt, angeregt durch die Wiederauffindung der Sammlung des Einsidlensis und durch den gewaltigen Aufschwung, den die Beschäftigung mit dem Altertum damals überhaupt nahm, die erste Blütezeit der epigraphischen Studien, das Zeitalter des Poggio und Cyriacus von Ancona. Poggio, der vielbeschäftigte Litterat am päpstlichen Hofe, beschränkte sich auf gelegentliches Studium der römischen Steine, denen er wenige aus anderen Städten hinzufügte. Der erste aber, der mit weitem Blick auf dem ganzen Gebiete des Altertums die Zeugnisse und Urkunden zu sammeln unternahm, war der Handlungsgehilfe Ciriaco Pizzecolli in Ancona.[1]) Er ist so recht ein Typus des unternehmenden Italieners. Seine Jugend war unruhig und bot zu fester Erziehung wenig Zeit. Denn schon in seinem neunten Jahre (etwa 1400) nahm ihn sein Grofsvater nach Venedig mit, das er später oft wiedersah und sehr liebte. Auf dem Rückwege über Padua sah er dort auf der Burg lebendige Löwen in einem Zwinger, was der Knabe niemals vergafs. Nach kurzem Schulunterricht setzte es Cyriacus schon vor seinem zwölften Jahre durch, dafs er den Grofsvater wieder auf einer gröfseren Reise begleiten durfte. Es ging nach Neapel auf dem Landwege über Teanum und Suessa, später noch nach Salerno und Calabrien, wo sie in Maida ein Jahr lang blieben und der Knabe den ersten grammatischen Unterricht genofs, der ihn nach einem Jahre befähigte, die lateinische Bibel in das Italienische zu übersetzen. Nach seiner Rückkehr nach Ancona begann er mit vierzehn Jahren im Hause eines reichen Verwandten seine kaufmännische Lehrzeit, die auf sieben Jahre berechnet war. Doch zeigte der junge Lehrling eine derartige Befähigung zum kaufmännischen Rechnungswesen und erwies sich so zuverlässig, dafs sein Prinzipal, der als Patrizier von Ancona viel in städtischen Ehrenämtern beschäftigt war, ihm schon nach zweijähriger Lehrzeit die Leitung seines bedeutenden Geschäftes, wie auch die Verwaltung seines Grundbesitzes überlassen konnte. Nunmehr wufste sich der junge Cyriacus bald ein solches Ansehen in seiner Vaterstadt zu verschaffen, dafs er trotz seiner Jugend auf Empfehlung seines Prinzipals schon zu städtischen Ämtern herangezogen wurde. Nach Ablauf der Lehrzeit hielt es ihn nicht länger in der Heimat, und er unternahm auf dem Schiffe eines Verwandten als *scriba minor* seine erste Ausreise (1412). Die Fahrt ging mit einer Ladung Früchte nach Alexandria und zurück über Rhodos, Chios, wo Cyriacus zum *scriba maior* aufrückte, Samos, Milet, Cypern, Beirut, Messina, Gaeta. Nachdem hier die Ladung gelöscht und eine neue Ladung Kastanien und Haselnüsse eingenommen war, ging es wiederum nach Alexandria und zurück über Ragusa nach Ancona. Auf beiden Reisen hatte er sich so viel erworben, dafs er nunmehr seiner Schwester die Mitgift erhöhen konnte. Nach

[1]) Material zu einer Biographie am reichsten bei G. B. de Rossi, Inscriptiones Christianae II 356—387.

zweijährigem Aufenthalt in Ancona begann er 1416 wieder sein Reiseleben. Die nächste Reise mit einer Ladung Tannen über Messina nach Palermo fand allerdings einen schnellen Abschlufs, indem das Schiff zur Deckung von Schulden des Besitzers dort verkauft wurde. Doch gelang es Cyriacus, nachdem er die Umgebung von Palermo durchstreift hatte, auf einem venetianischen Schiffe über Dalmatien nach Venedig und von da nach Ancona zu gelangen, während seine Schiffsgenossen auf dem Landwege von Neapel aus nach vielen Schwierigkeiten die Heimat erreichten (1417). Schon 1418 aber fand er eine ersehnte Gelegenheit über Gallipoli bis nach Konstantinopel zu gelangen, wo die antiken Bauwerke nicht minder wie der prunkvolle Hof des Kaisers Manuel Paläologos einen grofsen Eindruck auf ihn machten. In der Beschreibung dieser Reise in dem Bruchstück seiner Selbstbiographie erwähnt er schon mehrfach bestimmte Inschriften, die er dort und auf der Rückreise in Pola sah, er begann also schon damals das Studium der Steine.

Es folgt nun ein mehrjähriger Aufenthalt in der Heimat. Den Ruf als gewiegter Kaufmann und Rechner, den Cyriacus schon besafs, bekundet die Thatsache, dafs er nach dem Tode des Florentiner Konsuls zu Ancona von dessen Erben zur Revision der vierzehn Jahre vernachlässigten Hauptbücher desselben berufen wurde und diese schwierige Aufgabe zu allseitiger Zufriedenheit löste. Das Jahr 1421 brachte ihm dann die für seine Zukunft hervorragend wichtige Bekanntschaft mit Gabriel Condulmieri, der als Legat des Papstes in Ancona residierte und es unternahm den Hafen dieser Stadt und das dortige Zollwesen zu bessern. Als obersten Rechnungsbeamten bei diesem schwierigen Werke konnte er keine tüchtigere Kraft als den Cyriacus gewinnen. Dieser aber nahm kraft seines Amtes Veranlassung, die schönste Ruine von Ancona, den Triumphbogen des Trajan, der noch heute von der alten Bedeutung der Stadt zeugt, genau zu untersuchen und seine Dedikationsinschrift zu kopieren, und er hat selbst später geäufsert, dafs dieses antike Denkmal ihm den entscheidenden Anstofs zur Wahl seiner Lebensaufgabe, der Altertumsforschung gegeben habe. Ihr hat er sich von dieser Zeit an planmäfsiger gewidmet. Er begann, nachdem er noch bei einem berühmten Wanderlehrer, Tommaso Seneca [1]), sich im Lateinischen vervollkommnet hatte, mit dem Studium der Monumente in den Nachbarstädten, Rimini und Fano. Wie er es machte, um das allgemeine Interesse für die antiken Denkmäler zu erwecken, darüber besitzen wir eine anschauliche Schilderung aus dem Jahre 1423. Er stieg auf einer Leiter zu dem jedem Besucher von Fano wohlbekannten Arco d'Agosto in die Höhe, kopierte die Weihinschrift [2]) und erklärte sie laut vor allem Volke in einer öffentlichen Versammlung, wobei er sich in gewaltige Begeisterung redete, als ob durch sein Verdienst allein der längst vergessene Ruhm der Stadt wieder auferweckt wäre. Natürlich zog es ihn bald nach Rom, wo er zuerst 1424 als Gast des Condulmieri vierzig Tage lang auf dessen weifsem Zelter Stadt und

[1]) Vgl. Ern. Spadolini, Tommaso Seneca (Nozze Ricci-Conti), Ancona 1898.
[2]) CIL. XI 6218 6219.

Umgegend auf der Suche nach antiken Denkmälern durchstreifte und den Grund zu seinen römischen Sammlungen legte. Auf dem Rückwege nach Ancona berührte er noch Sutri, Viterbo nnd Orvieto, wo er ebenfalls epigraphische Ausbeute fand.

Bald aber bot sich ihm ein neuer erwünschter Anlafs zu längerem Aufenthalt im Auslande (1425—1431), indem das reiche venezianische Haus Contareni, zu dem er verwandtschaftliche Beziehungen hatte, ihn zur Abwickelung kaufmännischer Geschäfte in Cypern engagierte. Die Reise ging über Byzanz, wo er, ein Schiff nach der Levante abwartend, Zeit genug hatte Griechisch zu lernen. Da sich ihm von dem damals grofsen Handelscentrum Chios Fahrgelegenheit nach dem Orient bot, fuhr er dorthin und erwarb sich dort die Freundschaft des Andreolo Giustiniani, eines Mitgliedes jener genuesischen Familie, welche die rciche Mastixinsel als Aktionäre besafsen. Für die Folgezeit wurde so dem Cyriacus diese Insel ein Stützpunkt auf allen seinen Reisen und ein Sammelpunkt der von ihm erworbenen Altertümer. Auf der Weiterreise über Rhodos nach Beirut bot sich ihm dort Gelegenheit zu einem Ausfluge nach Damaskus, endlich aber gelangte er an sein Ziel Cypern, wo er in Leukosia bald die Gunst des Königs Janus sich erwarb und Aufnahme an seinem Hofe fand, auch seine geschäftlichen Aufträge als Vertreter des Hauses Contareni erfolgreich erledigte. Nach einem fast einjährigen Anfenthalte kehrte er über Rhodos nach Chios zurück, um dann eine gröfsere Geschäftsreise nach Thrakien zn unternehmen. Er landete in Gallipoli, verweilte einen Winter in Adrianopel, das damals die Residenz des türkischen Sultans Murad II. war, machte dort Einkäufe an Leder und Teppichen, die er bei nächster Schiffsgelegenheit nach Ancona sandte. Ein weiterer Ausflug führte ihn von da nach Makedonien, wo er Philippi und Saloniki aufsuchte, und er hatte infolge von angeknüpften Handelsbeziehungen noch grofse Pläne zn einer Reise in das Innere von Kleinasien, die bis nach Persien gehen sollte, als ihn 1430 in Adrianopel die Nachricht erreichte, dafs sein Gönner Condulmieri als Eugen IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen habe. Er änderte deshalb alle seine Reisepläne, besuchte nur noch Brussa, Nikäa, Kyzikos, Pergamon, Kyme und eilte dann in die Heimat, beseelt von der Hoffnung, die ihn von nun an immer beherrscht, den neuen Papst für seinen Lieblingsgedanken zu gewinnen, nämlich die Vereinigung der orthodoxen Kirche mit der römischen und die Veranstaltung eines gemeinchristlichen Kreuzzuges gegen die Türken, Probleme, über die er als Kenner des Orients wohl mitsprechen durfte.

Nach Italien zurückgekehrt, sorgte Cyriacus, der schnell zu grofsem Ruhm durch geschäftige Freunde gelangte, für das Bekanntwerden seiner ersten Fnnde, indem er durch Italien reiste und überall als interessanter Reisender den Zugang zu Fürsten und litterarischen Gröfsen zn finden wufste. Zuerst eilte er natürlich nach Rom, um seinen Gönner als Papst zu begrüfsen. Es traf sich glücklich, dafs 1432 Kaiser Sigismnnd in Italien weilte, denn nun konnte Cyriacus ihm nach Siena entgegeneilen, um anch ihn zu begrüfsen. Daneben aber betrieb er von 1432 an mit Eifer seine epigraphischen Studien

Digitized by Google

in Rom, denen wir seine uns in Ableitungen erhaltene Sammlung stadtrömischer Inschriften verdanken. Gröſsere Ausflüge führten ihn zu demselben Zwecke 1433 durch Etrurien und Oberitalien, 1434 nach Campanien und von da nach Ancona zurück. Auch der Ertrag dieser Reisen liegt uns vor. Auch in Neapel wuſste sich Cyriacus bei Hofe einzuführen. Wie er sich nützlich zu machen verstand, lehrt eine von ihm herrührende Beschreibung der Seeschlacht zwischen Alphons von Arragonien und der genuesischen Flotte bei der Insel Ponza im August 1435.

Bis zum Jahre 1435 liegt eine zusammenhängende Erzählung seines Lebens vor in dem Fragmente einer Selbstbiographie, das sein Freund und Landsmann Francesco Scalamonti uns überliefert hat.[1]) Über die späteren Reisen des Cyriacus, welche dem wissenschaftlichen Ertrage nach immer bedeutender wurden bei seinen zunehmenden Kenntnissen und Interessen, müssen wir uns genaue Angaben mühsam zusammensuchen aus zahlreichen Fragmenten seines Tagebuches und seiner Briefe, deren Gesamtausgabe noch aussteht.

Cyriacus war noch zweimal wieder zu längerem Aufenthalt in Griechenland und auf den Inseln, nämlich 1435—1438 und 1443—1447. Die Ausbeute der ersteren Reise können wir noch ziemlich überblicken in dem ersten Stücke seiner *Commentaria*, das gedruckt worden ist, in den *Epigrammata per Illyricum et Graeciam collecta* (Romae 1660) und in den Auszügen aus dem Tagebuch, welche sich 1438 der Erzbischof von Padua bei der Anwesenheit des Cyriacus an seinem Hofe machte.[2]) Es war eine Reihe von Rundreisen, welche ihn von Dalmatien nach Makedonien, Epirus und durch ganz Griechenland führten, wo er überall reiche epigraphische Funde machte.

Cyriacus begann die Reise mit einem Besuche am Hofe des Herzogs Karl II. von Epirus zu Arta und giebt uns interessante Beschreibungen von dem Leben an diesem Hofe, besonders von einer Hofjagd in der Gegend des alten Nikopolis, welche er selbst nach seiner Gewohnheit zum Untersuchen von Inschriftensteinen benutzte. Durch Ätolien gelangte er dann nach Patras und begann hier Ende Februar 1436 seine Reise durch Mittelgriechenland, die wir bis in den Mai genau verfolgen können. Über Naupaktos gelangte er am 21. März nach Delphi, wo er angesichts der gewaltigen Ruinen sechs Tage verweilte, den Apollotempel, das Theater und das Stadion erkannte und beschrieb und etwa ein Dutzend zum Teil sehr wertvolle Urkunden abgeschrieben hat. Das nächste Nachtquartier machte er im Kloster des heiligen Lukas bei Stiris, wo er sich aus theologischen Handschriften Auszüge über die Schicksale der Apostel anfertigte. Über Daulis kam er dann in die böotische Ebene und über Theben am 1. April nach Euböa. Es folgt unmittelbar sein erster Aufenthalt in Athen, dem wir neben zahlreichen wertvollen Angaben über die Ruinen und Inschriften jene berühmte und älteste Parthenonzeichnung, die sich jetzt in Berlin befindet, verdanken. Am 22. April treffen wir unseren Reisenden

[1]) Gedruckt bei Colucci, Antichità Picene XV; über Scalamonti vgl. Zeitschrift Le Marche, Fano 1901, S. 70 f.; E. Spadolini, Il biografo di Ciriaco Pizzecolli.

[2]) Mommsen im Jahrbuch der Kgl. preuſs. Kunstsammlungen 1883.

Digitized by Google

in Korinth, und weiter eilte er über das Kloster Megalospili nach Patras und von da nach Akarnanien zurück, von wo ihn eine lange, ergebnisreiche Landtour durch ganz Dalmatien schliefslich nach Venedig führte.

Im September des folgenden Jahres war er wieder in Patras und unternahm von dort die beschwerliche Reise nach Sparta (14.—24. September) und nach der fränkischen Residenz Mistra, an deren Fufse sich damals die Bewohner angesiedelt hatten. Bei dem in Mistra residierenden Despoten Theodoros II. Paläologos fand er gastliche Aufnahme und konnte in Mufse am anderen Tage in die Ebene hinabsteigen, um die geringen Reste des alten Sparta zu betrachten, unter denen er eine Anzahl Inschriften abschrieb.

Die Freundschaft der letzten Fürsten aus dem Hause der Palälogen, welche durch das unaufhaltsame Vordringen der Türken seit 1424 auf das Despotat Mistra als ihre Hauptprovinz beschränkt waren, hat Cyriacus auch in späteren Jahren sorgfältig gepflegt, und er hat dem letzten von ihnen, der zum Purpur gelangt ist, Konstantin, noch einen Besuch in Mistra abgestattet im Jahre 1448. In dem erhaltenen Stück seines Tagebuches ist dieser zweite Besuch mit dem ersten zusammengeworfen. Wir besitzen aber eine genaue chronologische Angabe in einem Schriftstück, das Cyriacus eigenhändig dem Konstantinos Porphyrogennetos gewidmet hat.[1]) Zu der Datierung auf 1448 stimmt gut, dafs Konstantinos das Despotat Mistra erst 1443 erhielt, und dafs Cyriacus in der Beschreibung eines Besuches der messenischen Orte Korone und Pylos, den er von Mistra aus damals unternahm, bei Pylos eine fränkische Burg besuchte, auf der Johannes Paläologos *pro Spartano principe Constantino praefectus* regierte. Dort in Pylos schrieb er auch eine Inschrift ab *in Gordianum Caesarem*, welche in dem Tagebuche fehlt, aber in dem Strabon-Codex[2]), den er sich 1447 in Konstantinopel gekauft hat, an den Rand der Beschreibung von Pylos notiert ist, wie er auch sonst an dieser Stelle des Tagebuches genaue Bekanntschaft mit Strabon verrät, den er 1438 noch nicht besafs.

Den Höhepunkt seiner antiquarischen Forschung hat aber unstreitig die zweite lange Rundreise gebildet, die ihm Gelegenheit gab, vier Jahre lang von seinen Stützpunkten Chios und Konstantinopel aus die griechischen Inseln und die Küsten von Kleinasien nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, von einem fränkischen Herzogssitz zum anderen zu eilen, überall für die Erhaltung der Altertümer, für Ausgrabungen und Bereicherung seiner eigenen Sammlungen thätig zu sein. Recht anschauliche Bilder aus dieser bedeutendsten Zeit seiner Wirksamkeit geben uns vor allem die erhaltenen Briefe, die meisten gerichtet an Andreolo Giustiniani auf Chios, seinen wirksamsten Gönner und Freund. Wir wollen ihn hier nicht von Stadt zu Stadt begleiten, was möglich wäre, da das Tagebuch dieser Jahre teilweise in ausführlichen Excerpten erhalten

[1]) Gefunden und herausgegeben von Castellani, Revue des études grecques IX (1896) S. 228.

[2]) Vgl. Förster, Rhein. Mus. LI (1896) S. 481.

Digitized by Google

ist, von denen bisher nur Bruchstücke gedruckt sind, sondern nur hervorheben, wo seine Fnnde und Beschreibungen der Antiken von besonderer Bedentung sind.

Wir verdanken dem Cyriacus zunächst genane Beschreibungen der antiken Trümmer und Inschriften von Orten an der thrakischen und kleinasiatischen Küste des Ägäischen Meeres nnd den ihr benachbarten Inseln, so von Kyzikos, dessen herrlicher Zeustempel nach der Beschreibung des Cyriacns (1444) von Th. Reinach rekonstruiert ist (Bulletin de correspond. hellén. 1889), Tenedos, Imbros und besonders von Thasos. Am lehrreichsten zur Beurteilung seiner Verdienste sind Orte, bei denen eine genaue Nachprüfung seiner Angaben durch spätere Forschungsreisende möglich ist, wie bei Thasos, dessen Beschreibnng durch E. Jacobs veröffentlicht worden ist, aber noch der Ergänzung bedarf.[1]) Cyriacus erfreute sich hier der Gastfreundschaft des Francesco Gattilusio, der die Insel als Lehen besafs, und besuchte unter ortskundiger Führnng die antiken Stadtmauern, die Akropolis, das Theater und schrieb zahlreiche Inschriften ab, von denen drei von neueren Reisenden wiedergefunden sind nnd beweisen, wie zuverlässig im allgemeinen seine Abschriften gewesen sind.

Ein Interesse ganz anderer Art bietet sein Besuch auf dem Athos (Ende 1444), da Cyriacus der erste Reisende ist, der genauere Angaben über die dortigen Bibliotheken macht und viele ihm gezeigte Handschriften anfzählt. Auch dieser Teil seines Tagebuches ist noch nicht vollständig herausgegeben.[2])

In den Jahren 1445 und 1446 war er fortwährend auf den Kykladen, Sporaden und an der kleinasiatischen Küste thätig. Von seinen Tagebüchern haben wir hier nichts, nur eine Sammlung von etwa 90 meist griechischen Inschriften, die von dieser Reise stammen, wohl aber geben nns die Reisebriefe über seinen Aufenthalt auf einigen Inseln genauen Aufschlufs. Zu diesen gehört besonders Paros, dessen archäologische Entdeckungsgeschichte von O. Rubensohn in den Athenischen Mitteilungen 1900 ansführlich dargelegt ist, wobei auch die Notizen des Cyriacus, wenn anch unvollständig, gedruckt worden sind.

Der Besuch des Cyriacus auf dieser Insel hatte ganz den Charakter moderner Studienfahrten, zumal er dort einen Herrscher fand, den Herzog Crusino I. Sommaripa († 1462), der wirkliches Interesse für die Untersuchung antiker Ruinen besafs. Cyriacus war zuerst im April 1445 dort, kehrte aber im Dezember noch einmal zurück, da er die parischen Altertümer noch genauer besichtigen wollte. Dabei hatte er die Freude, den Fürsten der Insel selbst bei Ausgrabungen auf der Stätte des Asklepiostempels anzutreffen und legte selbst sofort mit Hand an, so dafs er sich in seinem Tagebnche rühmt, mit grofser Anstrengung eigenhändig Inschriften-Basen von der Mutter Erde losgerissen zu haben. Seine Ausbeute an Inschriften und Skulpturen war denn auch dort eine besonders reichhaltige, und die Wissenschaft verdankt ihm zn-

[1]) Athenische Mitteilungen 1897 S. 113 f.

[2]) Was im Codex Vatic. Lat. 5250 steht, druckte H. Graeven, Centralblatt f. Bibliothekswesen 1899 S. 209 f.

Digitized by Google

verlässige Angaben über die damals noch stehenden Ruinen des genannten Tempels und Zeichnungen der bei den Ausgrabungen gefundenen Sknlpturen, die schon damals einen wertvollen Handelsartikel bildeten. Seine thätige Hilfe wurde auch von dem Herzog belohnt, denn zn einer der Inschriften von Paros, die aus Cyriacus' Tagebüchern excerpiert sind, findet sich die Bemerkung: *in marmarea basi donata Kyriaco.*

Eine andere Insel, über deren Altertümer wir ihm viel verdanken, ist Lesbos. Er landete in Mytilene am 8. März 1446, begab sich sofort zum Herzog Dorino Gattilusio, an dessen Hofe er schon eingeführt war, befragte ihn im Auftrage des Andreolo Giustiniani nach einem Inschriftblock aus Porphyr, dessen Auffindung ihm wohl bekannt geworden war, und nach zwei Marmorköpfen. Einer dieser Köpfe wurde ihm in einer Mauer verbaut gezeigt, der andere sollte dem Giustiniani nach Chios geschickt werden. Den ganzen März aber hat er, wie er im folgenden Briefe meldet, benutzt, nm die Altertümer von Lesbos zu besuchen und zu notieren. In der That sind uns Stücke von der Beschreibung der grofsartigen Thermen auf Lesbos nnd eine Sammlung von lesbischen Inschriften erhalten.

Vor und nach dem Besuche von Lesbos machte Cyriacus Ausflüge an der Küste von Kleinasien, und zwar von dem Hafen Neu-Phokäa aus. Dieser Ort war damals durch seine Alaungruben reich und bevölkert, er gehörte dem Giustiniani von Chios, als deren Regent Francesco Drapperio, ein Genuese, mit dem Cyriacus schon in Byzanz Beziehungen angeknüpft hatte, dort gebot (1437—1447). Mit Drapperio besuchte Cyriacus Magnesia am Sipylos, wo damals gerade der Sultan Amurath II. verweilte, der beide freundlich aufnahm und dem berühmten Reisenden einen Pafs durch alle türkischen Länder verlieh. Bis Sardes und Philadelphia drangen sie weiter im Thale des Hermos vor, und namentlich die Ruinen des Tempels zu Sardes, von dem Cyriacus noch zwölf stehende Säulen sah, werden von ihm genau beschrieben. Von Magnesia besuchten sie anch Pergamon, wo Cyriacus drei Tage verweilte, aber aufser einigen Inschriften nicht viel Bemerkenswertes gefunden zu haben scheint.

Ein anderer Ausflug führte ihn von Samos aus zu Schiffe nach Milet, dessen Ruinen er schon als Jüngling besucht hatte. Den Weg von der damaligen Mäandermündung landeinwärts legte er zu Fnfs znrück. Seine Beschreibnng der Ruinen[1]) ist um so beachtenswerter, als gerade jetzt diese Stadt durch die Ausgrabungen der Berliner Museen dem Schlamme des Mäander wieder abgewonnen wird. Seine Aufmerksamkeit fesselte zunächst das Theater, dessen Mafse er giebt nnd das ihm fast vollständig erhalten scheint. Er sah noch die Wände in die Höhe ragen und in ihnen zwei vollständig erhaltene Thore. Von den Stadtmauern erwähnt er nur ein kleines Stück, ohne zu ahnen, welche Skulpturenschätze in ihnen verborgen lagen. An Kleinfunden notiert er eine Menge Fragmente von Säulen, Statuen, Löwen nnd anderen

[1]) Im Auszuge gedruckt bei Targioni-Tozzetti, Relazioni d'alcuni viaggi in Toscana V (1773) S. 429 f.

Tieren, was gut zu den späteren Funden von Rayet und Wiegand stimmt, aus denen sich ergiebt, dafs 'der Löwe in der Plastik Milets als Machtsymbol eine bedeutende Rolle spielt'.[1]) Auch den See von Milet besuchte Cyriacus und wanderte nach einem Aufenthalt von drei Tagen südlich zum Tempel von Didyma, den er als eines der besterhaltenen Monumente genau zeichnete. Erhalten ist uns leider nur die grofse Weihinschrift der Könige Seleukos und Antiochos, von der er die ersten 21 Zeilen zuerst überliefert hat.

Von seinem Besuche der Ruinen von Ephesos liegt leider eine ausführliche Schilderung nicht vor, doch bezeugt die erhaltene Sammlung von 20 Inschriften von Ephesos, dafs er sich dort ebenfalls genau umgesehen hat.

Anfang 1448 war Cyriacus auf der Rückreise noch im südlichen Peloponnes. Dann ist er in die Heimat zurückgekehrt. Von seinen weiteren Lebensschicksalen ist wenig bekannt, da über sie keinerlei Äufserungen von ihm selbst vorliegen. Gereist ist er auch später noch, und 1452 scheint er noch einmal am Hofe des Sultans Mahomet II., der damals vor Konstantinopel lag, gewesen zu sein. In seiner Heimat aber war er natürlich der grofse Mann, dessen Ruhm ganz Italien erfüllte, und da er als richtiger Reisender niemals bescheiden von sich gedacht hatte, sorgte er auch selbst für die Fortdauer seines Ruhmes, indem er dem Senat seiner Vaterstadt Ancona, wie die handschriftlich erhaltene Lokalchronik des Bartholomeo Alfeo berichtet, ein Buch überreichte, das er aus seinen Tagebüchern zusammengestellt hatte. Bei der feierlichen Übergabe auf dem Rathause soll er noch viel von seinen Reisen erzählt haben, um schliefslich seine Überzeugung auszusprechen, dafs er in allen von ihm gesehenen Teilen der Welt doch eine Stadt wie seine liebe Heimatstadt nicht gefunden habe. Beendet hat er sein thatenreiches Leben vor dem Jahre 1457, und zwar in Cremona, wo ihn der Tod vielleicht auf einer Reise ereilte.

So weit von dem Leben und den Reisen unseres Forschers. Sehen wir nun zu, welchen Ertrag sie für die Wissenschaft ergaben. Cyriacus führte überall ein Reisetagebuch, seine *Commentaria*, in das er alles aufnahm, was ihm irgend von Antiquitäten im weitesten Sinne begegnete. Aus diesem Tagebuche hat er gegen Ende seines Lebens das erwähnte Buch zusammengestellt, das bei einem Brande des Archivs zu Ancona verloren gegangen sein soll. War dies vielleicht nur ein Auszug, so bezeugt ein Anconitaner Pietro Razano, dafs er die ganzen Commentaria in drei grofsen Bänden bald nach dem Tode des Cyriacus gesehen habe. Und zu dieser Nachricht stimmt eine andere, die ich in einer Handschrift zu Göttingen fand, dafs Hieronymus Paullus, der Vorsteher der Vatikanischen Bibliothek († 1497), diese drei Bände in sechs verteilt gesehen habe. Sie waren also bis Ende des XV. Jahrh. vorhanden, uns aber sind sie verloren, und wir müssen uns begnügen, festzustellen, was wir aus ihnen wissen. Ob die erwähnten Bände eine wirkliche Schlufsredaktion des Tagebuchs darstellten, ist sehr zweifelhaft, da Cyriacus mit seinen Schätzen niemals lange zurückhielt, sondern sie sobald als möglich an die Öffentlichkeit

[1]) Wiegand, Jahrb. des Inst. 1901 S. 197.

brachte, indem er sie seinen zahlreichen Freunden mitteilte. Dazu stimmt, dafs der Venetianer Antonius Leonardi in dem Briefe (1457), in dem er den Felix Felicianus auffordert, das Leben des Cyriacus zu beschreiben, erwähnt: *opuscula ab eo edita, quae vagantur.* Das sind Teile der Commentaria, die er unter Sondertiteln, wie *Cycladum monumenta*, vorhanden in Rimini 1464 von der eigenen Hand des Cyriacus geschrieben, *Epigrammata Graeca* u. a. an seine Freunde verschickte. Ein solches opusculum, einen Auszug aus der Sammlung seiner griechischen Inschriften, den er dem Petrus Donatus, Erzbischof von Padua, schenkte, besitzen wir sogar noch im Original. Ebenso sind uns aus seinen Commentarien erhalten die *Epigrammata per Illyricum collecta*, d. h. Inschriften und Berichte im wesentlichen aus Illyrien und Griechenland, und die *Epigrammata Tuscorum et Ligurum*, beide Teile längst gedruckt, doch nicht etwa geordnete Sammlungen enthaltend, sondern lose, oft ungeordnete Tagebuchblätter, wie sie den Herausgebern in die Hände fielen. In ähnlicher Weise war im Jahre 1461 in Florenz eine Sammlung der stadtrömischen Inschriften vorhanden, welche der Markgraf Ludovico von Mantua, der Schüler des Vittorino da Feltre, für sich abschreiben liefs, wie sich aus einem Briefe des Markgrafen an seinen Agenten Vincenzo Scalona in Mailand ergiebt, dessen Kenntnis ich meinem Freunde Prof. Spadolini in Ancona verdanke.[1] Der Markgraf hatte nämlich erfahren, dafs Herzog Francesco Sforza eine ähnliche Handschrift besitze, und läfst diesen nun durch seinen Agenten bitten, die Sammlung nach Mantua zu verleihen, damit für den Markgrafen eine Abschrift angefertigt werde. Um den Herzog der Bitte gefügig zu machen, unterläfst der Markgraf nicht hinzuzufügen, dafs er Inschriften, die etwa dem Mailänder Exemplar fehlten, gleich in einem Nachtrag sammeln lassen wolle. Cyriacus hatte es also durch seine Rundreisen an den Höfen so vorzüglich verstanden, Stimmung für die Epigraphik zu machen, dafs es Modesache für die Fürsten wurde, möglichst grofse Stücke von seinen Sammlungen zn besitzen. Auf solche Weise mögen die kleineren handschriftlich erhaltenen Stücke der Tagebücher und Briefe weiter verbreitet sein, die uns in den Bibliotheken verstreut erhalten sind.

Aus allen diesen Trümmern aber würden wir uns ein annähernd vollständiges Bild von der epigraphischen Thätigkeit des Cyriacus nicht machen können, wenn wir nicht die grofsen handschriftlich erhaltenen Inschriftensammlungen der Männer besäfsen, denen sein Werk noch mehr oder minder vollständig vorlag, und die durch sein Beispiel angeregt wurden zu weiteren Sammlungen. Es sind der Paduaner Arzt Johannes Marcanova, dessen erste Sammlung 1460 abgeschlossen wurde, der Veronenser Felix Felicianus, der seine Sylloge dem bekannten Maler Mantegna 1463 widmet, ein Venetianer, dessen 1602 Nummern umfassende Sammlung uns im Codex Redianus vorliegt, der Prior des Karmelitanerklosters zu Reggio in Oberitalien Michael Fabricius Ferrarinus und um die Wende des Jahrhunderts der Veronenser Mönch, Architekt, Ingenieur und

[1]) Der Brief ist gedruckt im Giornale storico della letteratura italiana XVI (1890) S. 159, worauf mich Herr P. Kristeller aufmerksam machte.

Philologe Jucundus, welcher seine Inschriftensammlung etwa 1492 dem Lorenzo Medici widmete.

Versuchen wir nunmehr, gestützt auf alle diese Quellen, uns ein Bild zu machen von dem Umfange der Thätigkeit des Cyriacus. Aus seiner engeren Heimat, aus Picenum und den angrenzenden Landschaften Samnium und Campanien besitzen wir etwa 56 nachweislich von ihm abgeschriebene Inschriften, doch wird die Zahl erheblich gröfser gewesen sein. Die stadtrömische Sammlung ist uns in späteren Ableitungen erhalten. Ihr Umfang läfst sich etwa auf 400 Inschriften berechnen, die mit einiger Sicherheit ihm zugesprochen werden können. Das klingt wenig gegenüber den bis jetzt 36439 Nummern des Corpus, doch zählte die Sammlung des Poggio nur 71 stadtrömische Inschriften. Aus dem übrigen Mittelitalien liegen nur wenige Nummern vor. Das Hauptgebiet seiner Thätigkeit aber, dessen Epigraphik ohne den Cyriacus und seine Benutzer recht arm aussehen würde, ist Oberitalien, Dalmatien, Griechenland und Nebenländer, wo er im ganzen etwa 1054 lateinische und griechische Inschriften uns überliefert hat.[1])

Bei allem epigraphischen Eifer war aber Cyriacus weit entfernt, den Inschriften sein auschliefsliches Interesse zu widmen, sondern er achtete als echter Sohn seiner Zeit auf jedes Zeugnis vom Altertnm, sei es eine Ruine oder eine Inschrift, ein Kunstwerk oder eine Handschrift, und legte sich auf seinen zahlreichen Reisen eine recht hübsche Sammlung von Antiken an, in der auch mindestens ein Dutzend Handschriften nicht fehlten. Beim Transport der auf den Reisen erworbenen Schätze kamen ihm seine vorzüglichen Handelsbeziehungen zu gute. Schon 1426 sendet er von Rhodos aus auf einem anconitanischen Schiffe eine Venus, einen Dionysoskopf und noch einen Marmorkopf, die von nenen Ausgrabungen stammten, nach Hause. Von derselben Reise brachte er aus Damaskus bronzene Gefäfse mit, die mit Silber und Gold verziert waren, und die sein Biograph Scalamonti in Ancona später bei ihm gesehen hat. Münzen kaufte er öfter, so in Phokäa (1431) Goldmünzen des Philippus, Alexander, Lysimachus, in Perinth (1444) einen Silberdenar des Vespasian, den er einem Freunde schenkte.

Später in der Heimat wufste er dann seine Erzählungen zu erläutern durch Vorlegung solcher Seltenheiten, wie er denn dem neugewählten Papste Eugen IV. 1432 bei seinem ersten Besuche in Rom zwei kostbare Vasen aus indischem Porzellan überreichte und auch sonst mit Geschenken an einflufsreiche Persönlichkeiten nicht kargte.

Von dem Museum in seinem Hause in Ancona habe ich nur feststellen können, dafs nach dem Berichte einer unedierten Chronik von Ancona in Rom über dem Portal des Hauses ein Venustorso angebracht war und dort Jahrzehnte lang verblieben ist, bis ihn ein grofser Herr, entweder Francesco de' Sanseverini oder der Kardinal von Mantua, nachts entführte und dafür 80 Scudi in Gold an die Erben zahlte.

[1]) Die Belege in meiner bald in der Ephemeris epigraphica erscheinenden Arbeit De antiquissimis inscriptionum syllogis.

Ein Kunstwerk, das Cyriacus beschrieben hat, können wir aber heute noch nachweisen. In einer der anschaulichsten Stellen seiner Reisebriefe beschreibt er, wie er am 31. Oktober 1445 auf der Reede vor Kreta an Bord des Kommandoschiffes der venetianischen Flotte bei dem Admiral Joh. Delphinus als Gast verweilte und dieser ihm in der Nacht Münzen und geschnittene Steine vorlegte, die er wohl beim Kreuzen im Ägäischen Meere erworben hatte. Dabei beschreibt Cyriacus genau die Gemme mit der Künstlersignatur des Eutyches, die einen Athenakopf bis zur Brust darstellt. Ob Cyriacus die kostbare Gemme dann selbst besessen hat, ist nicht sicher, fest steht aber, dafs derselbe Stein nach den merkwürdigsten Schicksalen und Besitzwechseln im Jahre 1892 im Kunsthandel für das Berliner Museum erworben worden ist.[1])

Von sonstigen Antiken, die in seinen Besitz gelangten, erwähne ich einen Dionysos aus Rhodos, den er zusammen mit *plebis sacerdotis marmoreum caput* erwarb, also wohl dem Kopf einer Statue eines *ἱερεὺς τοῦ δήμου*, ferner ein Bronzewerk, darstellend einen Vogel, der mit dem Schnabel sich einer Schlange erwehrt, welche ihn mit ihren Windungen zu umschlingen sucht. Diese Bronze wurde von Eingeborenen dem Cyriacus in den Ruinen der Stadt Chrysonea angeboten, mit welchem Namen wahrscheinlich Kyme gemeint ist. Nicht minder sind noch Inschriften vorhanden, die er gefunden und wahrscheinlich selbst mit nach Italien gebracht hat.

Schliefslich läfst sich auch der Bestand seiner Handschriftensammlung einigermafsen feststellen und noch heute erhaltene Exemplare derselben nachweisen. Auf das Kaufen verstand sich ja unser Anconitaner gut. Schon 1425 erwarb er in Chios ein Neues Testament. In Cypern entdeckte er bei Gelegenheit einer Jagd im Gefolge des Königs Janus in einem entlegenen Kloster eine Ilias, und es gelang ihm nach langen Bemühungen sie dem Mönche gegen ein Evangeliar abzunehmen. In einem anderen Kloster erwarb er eine Odyssee, einen Euripides und ein Exemplar des Grammatikers Theodosios. In Adrianopel wufste er aus der türkischen Beute von Saloniki einen Ptolemäos und andere profane und heilige Bücher an sich zu bringen. Im Kloster Megalospili bei Kalabryta schenkte ihm 1436 der Gelehrte Georgios Kantakuzenos einen Herodot und andere Bücher. Nicht minder glücklich war er 1444 auf dem Athos, wo er im Kloster Iwiron in Abwesenheit des Abtes einen Codex der Moralia des Plutarch erwarb, der auch 155 griechische Briefe enthielt. Endlich blieb er 1447 nur deshalb länger in Byzanz, um von einem Griechen einen Strabon zu erwerben. Alle diese Codices und noch andere waren nach seinem Tode in Ancona als *Bibliotheca Kiriaci Anconitani* vorhanden, wie wir durch eine Notiz in einer Pariser Handschrift[2]) wissen, in der eine Art Katalog dieser Bibliothek gegeben wird von einem Anonymus, der in Ancona im Exil gelebt und von dem Enkel des Cyriacus selbst Handschriften erworben hatte. Aufser den genannten Autoren hatte danach Cyriacus noch besessen einen Hesiod, Pindar, Aristides,

[1]) Furtwängler, Die antiken Gemmen Taf. XLIX 11, vgl. Bd. II S. 234 f.

[2]) Vgl. Centralblatt f. Bibliothekswesen IV (1887) S. 187.

Aristophanes, Sophokles, Aristoteles' Ethik und allerlei Bücher über Astrologie und Geometrie. Selbst über die Schicksale einzelner Handschriften aus dieser Bibliothek sind wir unterrichtet, denn den Codex der Moralia des Plutarch, von dessen Verkauf der erwähnte Pariser Anonymus berichtet, hat De Rossi wiedererkannt in dem Codex Vaticanus Graec. n. 1389, auf dessen S. 210—211 sicher derselbe Anonymus, dessen Notiz im Parisinus vorliegt, erzählt, wie er die Handschrift von dem Enkel des Cyriacus gekauft und dabei die ganze Beschreibung der Athosklöster gelesen habe, welche auch die uns erhaltenen Teile des Tagebuchs enthalten; und über den ebenfalls, wenn auch in zwei Teilen, erhaltenen Strabon-Codex liegt sogar schon eine förmliche Monographie vor.[1]) Diese Handschrift ist für die Arbeitsweise des Cyriacus äufserst charakteristisch und ruhmvoll. Er las seine Bücher wirklich, wie wir auch sonst beweisen können, und namentlich der Strabon war ihm sehr willkommen als Bädeker durch Griechenland und Kleinasien; in seinem Handexemplar, das uns in dem Codex 141 der Bibliothek des College von Eton für Buch I—X und in dem Laurentianus XXVIII 15 für Buch XI—XVI noch vorliegt, notierte er sich an elf Stellen Inschriften an den Rand, welche er an den im Text beschriebenen Orten gefunden hatte. Das sind die in der Philologie des XVII. Jahrh. öfter erwähnten Strabonscholien des Cyriacus.

So viel über Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes, dessen Bild sich auch mit persönlichen Zügen belebt bei der Lektüre seiner Briefe. Ihr Stil ist zwar entsetzlich schwülstig und umständlich, aber ihr Inhalt eröffnet einen Blick in jene Zeit der fränkischen Inselherrscher, die um so schöner und glücklicher erscheint, wenn man bedenkt, welch öde Verwüstung alsbald nach der Vernichtung der Frankenreiche durch die Türken zu herrschen begann. Darin ruht eben die Bedeutung des Cyriacus, dafs er uns erhielt, was vor dem Hereinbruch der Türken noch erhalten war. In Italien aber ist ein zweites Verdienst von ihm nicht hoch genug zu schätzen, die Erweckung des Interesses für die antiken Ruinen und die vorbildliche Anlage von umfassenden Inschriftensammlungen, welche zahlreiche Nachfolger direkt angeregt hat.

[1]) Förster, Rhein. Mus. LI (1896) S. 485 ff.

Digitized by Google

KLEINE MITTEILUNGEN

GRAF EBERHARD DER RAUSCHEBART

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
'Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann!
Schlagt drein! die Feinde fliehen!' Er rufts mit Donnerlaut.
Wie rauscht sein Bart im Winde! Hei! wie der Eber haut!

Der letzte Vers dieser Strophe aus Uhlands Döffinger Schlacht soll den bekannten Beinamen, den Eberhard II. von Württemberg trägt, begründen. Kein anderes Gedicht ist so sehr der schwäbischen Scholle entsprossen, in keinem anderen ist Uhland deshalb der volkstümliche Ton so wohl gelungen, wie in dem Romanzencyklus vom Grafen Eberhard dem Rauschebart. Allgemeine Teilnahme hat der Dichter für seinen Helden zu erwecken gewufst, und 'der Greiner', der gefürchtete Gegner seiner fürstlichen Nachbarn, der schwäbischen Städte und der oberdeutschen Ritterbündnisse erscheint geradezu verklärt durch die Treue und Liebe seiner Bauern; aus dem rauflustigen, gegen Kaiser und Reich oft recht unbotmäfsigen Dynasten ist durch den Dichter fast ein deutscher Nationalheld geworden.

Uhlands Quelle sind die *Annales Suevici* von Martin Crusius (ed. 1596 S. 316). Dieser kennt auch schon den Beinamen des Grafen und nennt ihn '*Eberhardum Wirtembergensem, illum Greinerum, Rauschenbartum etiam appellatum.*' Unangefochten hat sich die zweite dieser Bezeichnungen seit drei Jahrhunderten fortgepflanzt, obwohl sie eine kritische Beleuchtung wohl verdient.

Es giebt eine ganze Reihe von Wörtern, in denen die Silbe 'rausch' vorkommt, bei denen indes, worauf mich Herr Oberlehrer Lerch aufmerksam machte, eine Ableitung von rauschen (= mit Getöse sich bewegen) ausgeschlossen ist. Das Rauschgelb, geschwefelter Arsenik, hat seinen Namen von der rotgelben Farbe des Produktes erhalten, und die erste Silbe weist unverkennbar auf das mittellateinische *rossus* oder das italienische *rosso* hin, woraus sie entlehnt ist. Auf denselben Stamm geht sicher auch Almenrausch zurück, die in Süddeutschland gebräuchliche Bezeichnung für die Alpenrose. Das Volk, das seine eigenen Gedanken in dunkle Wörter hineinzulegen liebt, hat eine ganz eigentümliche Deutung sich zurechtgemacht. Nach der Meinung der Almenbewohner habe *Rhododendron hirsutum* jenen Namen deshalb erhalten, weil es gegen eine Krankheit der Rinder, den Rausch, mit Erfolg angewendet werde. Diese Erklärung erscheint schon aus dem Grunde nicht als stichhaltig, weil man der Pflanze den Namen der Krankheit nur dann geben könnte, wenn das Übel durch sie hervorgerufen würde. Sie soll es aber im Gegenteil beseitigen, wie man glaubt.

Die Lexika von Grimm, Weigand, Heyne, Kluge enthalten, was kaum denkbar sein sollte, dieses Wort nicht, nur in Schmellers bayrischem Idiotikon findet es sich mit der Bemerkung: 'Verwandt scheint der letzte Teil dem hochdeutschen Rauschbeere.' Warum dieses Wort in den Wörterbüchern, z. B. bei Weigand, in innere Verbindung mit Brüsch (Mäusedorn) gesetzt und von dem lateinischen *ruscus* wegen der Ähnlichkeit beider Stauden hergeleitet wird, ist nicht recht einzusehen. Viel näher liegt es doch, an denselben Stamm *rossus* zu denken, der in Almenrausch und Rauschgelb wiederkehrt. Die Preiselbeere trägt eben wegen der leuchtend roten Früchte, die von dem dunkelgrünen Blattwerk um so lebhafter sich abheben, die Bezeichnung Rausch- oder Rotbeere.

Bei diesen Analogien liegt es nicht fern, auch in dem Beinamen Eberhards das Wort *rossus* zu suchen, und die Vermutung wird zur Thatsache. In Sattlers Geschichte des Herzogtums Württemberg unter der Regierung der Graven (Ulm 1764) findet sich im zweiten Band (Beilage II) ein um 1480 erschienenes, nur aus fünf Oktavblättern bestehendes Heftchen abgedruckt, eine ganz kurze Zusammenstellung württembergischer Geschichte unter dem Titel: 'Hie werdet etwas gesagt von etlichen alten Geschichten der Herren von Würtemberg.' Eberhard II. wird darin folgendermafsen charakterisiert: 'Und Graf Eberhard, den man hiefs den Gryner oder Russenbart, der safs zu Stuttgart und hat ein wib, ein gräfin von Hennenberg.' In der ältesten Stelle, wo seines Beinamens gedacht wird, erscheint er also nicht als Rauschebart, sondern als Russen- oder Rotbart.

Vielleicht ist es möglich, diese Annahme noch durch andere Thatsachen zu stützen. Die bekannte Stelle aus dem Überfall im

Wildbad, Eberhard habe eine Denkmünze auf seine Rettung schlagen lassen, ist ein Phantasiegebilde des Dichters; eine derartige Medaille existierte nie, und auch andere Münzen, die uns ein Bild von Eberhards Äufserem geben könnten, fehlen im Münzkabinett zu Stuttgart. Wohl aber steht im Chor der Stiftskirche hier sein Standbild. Die fürstlichen Grabsteine, die ursprünglich aufserhalb der Kirche sich befanden, liefs Herzog Ulrich 1535 in den Chor versetzen (Mosapp, Die Stiftskirche in Stuttgart S. 12 ff. 40 ff.), und da sie von der Zeit stark mitgenommen waren, wurden auf Befehl Herzog Ludwigs nach jenen alten Mustern die Standbilder seiner Ahnherren in Stein ausgehauen und an der nördlichen Seite des Kirchenchors aufgestellt. Sie sind ein Werk des Bildhauers Simon Schleer oder Schlör aus Schwäbisch-Hall. Er begann seine Arbeit 1574 und beendete sie 1582.

Ein bei den Bildhauern des ausgehenden Mittelalters beliebtes und auch bei den Grabdenkmälern der schlesischen Piasten oft verwendetes Motiv kehrt bei allen Statuen wieder: ein ruhender Löwe dient den Fürsten als Fufsschemel. In ganzer Figur erblicken wir Eberhard II., vom Scheitel bis zu den Füfsen in Erz gehüllt; eine Kappe in Form einer zugespitzten Halbkugel deckt den Kopf, eine Kragenkapuze von Ringgeflecht legt sich um den Hals, der Körper steckt in einer Plattenrüstung.

Wenn der einfarbig graue Sandstein, aus dem die Standbilder gemeifselt sind, das Äufsere der Persönlichkeiten auch nicht bis ins einzelne wiedergiebt, das läfst er deutlich erkennen, dafs Eberhard einen Vollbart trägt, der nur etwa handbreit unter das Kinn fällt und bei weitem nicht bis an den Saum der Halsbrünne heranreicht. Die Annahme von einem Patriarchenbart, der lang herabhänge und im Winde rausche, findet keine Stütze durch des Greiners Standbild, und neben Kaiser Friedrich I. Barbarossa mufs die deutsche Geschichte noch einen zweiten Rotbart anerkennen, Eberhard den Russenbart.

Paul Scholz (Breslau).

DIE BÜCHSE DER PANDORA

Sag', ist es Pandora? Du sahst sie einmal,
Den Vätern verderblich, den Söhnen zur Qual.
Sie bildet Hephaistos mit prunkendem Schein,
Da webten die Götter Verderben hinein.
Wie glänzt das Gefäfs! O, wie fafst es sich schlank!
So bieten die Himmel berauschenden Trank.
Was birgt wohl das Zaudern? Verwegene That.
Das Lächeln, das Neigen, was birgt es? Verrat.
Die heiligen Blicke? Vernichtenden Scherz.
Der göttliche Busen? Ein hündisches Herz.

In diesen Worten des Phileros bei Goethe ist der Nachklang Hesiodischer Verse nicht unbemerkt geblieben. Wie Zeus befiehlt (*ἐν δὲ θέμεν κύνεόν τε νόον καὶ ἐπίκλοπον ἦθος* W. u. T. 67), so führt es Hermes dort V. 77 ff. aus: *ἐν δ' ἄρα οἱ στήθεσσι διάκτορος Ἀργεϊφόντης ψεύδεά θ' αἱμυλίους τε λόγους καὶ ἐπίκλοπον ἦθος τεῦξε.* Den verhängnisvollen *πίθος*, 'des irdenen Gefäfses hohe Wohlgestalt', denkt sich Goethe als 'geheimnisreiche Mitgift', von Pandora selbst herbeigebracht. In der nur andeutungsweise berichtenden Erzählung Hesiods steht davon nichts; dort handelt es sich um ein gewaltiges Vorratsfafs von der bekannten in der Erde ruhenden Form, wie sie seit uralten Zeiten in Griechenland und anderwärts in Gebrauch waren, in Attika sogar als Särge gedient haben, auf Vasenbildern mit der Sage von den Danaiden, Eurystheus, Pholos u. s. w. vorkommen und jedem, der im Süden gereist ist, aus eigener Anschauung erinnerlich sind. Ein solcher *πίθος* 'fafst sich' nicht 'schlank', wie Phileros sagt, Epimeleia damit vergleichend; noch viel weniger entspricht er unserer sprichwörtlich gefestigten Vorstellung von der 'Pandorabüchse'.

Die gelehrte Altertumsforscherin Jane E. Harrison hat neulich in einem Aufsatz des Journal of Hellenic studies (XX 1900 S. 99 ff.) als älteste Stelle, wo von der '*pyxis Pandorae*' die Rede sei, des Lilius Gyraldus 'Historiarum deorum syntagma' (Ausg. 1580) bezeichnet. Wahrscheinlich läfst sich der Irrtum noch etwas früher belegen (Gyraldus † 1552); entstanden scheint er mir jedenfalls lediglich durch Verwechslung mit Psyche, die auf der Venus Geheifs in einer *pyxis* Schönheit von Proserpina holen soll und ebenfalls das Behältnis öffnet, worin '*infernus somnus ac vere Stygius, qui statim coperculo revelatus invadit eam crassaque soporis nebula cunctis eius membris perfunditur*' u. s. w. (Apul. Met. VI 21).

Johannes Ilberg.

NEUE BÜCHER ZUR GRIECHISCHEN GESCHICHTE

Von Adolf Bauer

Die wissenschaftliche Forschung über die Geschichte Griechenlands beginnt aus dem Stadium des Sammelns und Vorbereitens des Stoffes herauszutreten; seit einiger Zeit schon mehren sich die zusammenfassenden und darstellenden Werke. Eine Anzahl solcher jüngst erschienener Bücher soll hier besprochen und deren wichtigste neue Ergebnisse mitgeteilt werden; selbst in dieser Beschränkung wird jedoch Vollständigkeit nicht erreichbar sein.

Eduard Meyer[1]) entlastete den dritten Band seiner Geschichte des Altertums, der fast ausschliefslich griechische Geschichte von ca. 500—448 und 446 v. Chr. enthält, durch den vorher erschienenen zweiten Band seiner Forschungen zur alten Geschichte. Die darin enthaltenen Untersuchungen betreffen Plutarchs Kimonbiographie, die attische Finanzgeschichte des V. Jahrh., die Wehrmacht, Bevölkerungsziffer und Bodenkultur Attikas. Je ein Abschnitt ist ferner Herodot und Thukydides gewidmet, und den Beschlufs bilden chronologische Forschungen zur Feststellung der Regierungszeit der persischen und spartanischen Könige sowie Exkurse zur Rechtfertigung einzelner in dem zweiten Bande der Gesch. d. Altert. enthaltener Ansichten. Von den 'Forschungen' soll daher zuerst und hernach von dem neuen Bande des Hauptwerkes die Rede sein.

Die Untersuchung über Plutarchs Kimon beginnt mit einer Analyse der über die Schlacht am Eurymedon erhaltenen Berichte (Thuk. I 100, Diod. XI 60—62 aus Ephoros, Plut. Kim. 12, 13 aus Kallisthenes mit Zusätzen). E. Meyer bezeichnet mit Recht den Schlachtbericht des Ephoros als verkehrt und wertlos, dagegen bietet der des Kallisthenes, den B. Niese in dieser Ztschr. (1899 S. 428) ebenfalls als wertlos bezeichnet hatte, nach E. Meyers Darlegungen eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis.

Die Irrtümer in der Schlachtbeschreibung des Ephoros entspringen nach des Verf. überzeugenden Ausführungen daraus, dafs dieser Autor das bei Diod. XI 62 mitgeteilte, Kimons Kämpfe 449 v. Chr. angehende Epigramm fälschlich

[1]) Eduard Meyer, Forschungen zur alten Geschichte II. Zur Geschichte des V. Jahrh. v. Chr. Halle, Niemeyer 1899, VIII und 554 S. 8°. Ders., Geschichte des Altertums III. Das Perserreich und die Griechen. 1. Hälfte. Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. Stuttgart, Cottas Nachfolger 1901, VIII und 691 S. 8°. Inzwischen ist auch der IV. Band dieses Werkes erschienen, der den Gegenstand bis 404 v. Chr. weiterführt.

auf die Eurymedonschlacht bezog. Dieses Epigramm wurde in zwei Untersuchungen über Echtheit und Alter der als Simonideisch bezeichneten Dichtungen jüngst als unecht ausgeschieden (v. Wilamowitz, Nachr. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Gött. 1897 S. 317; B. Keil, Hermes XX 344). In seiner, wenn auch irrigen Verwertung durch Ephoros sieht daher E. Meyer den Beweis, dafs beide Forscher fehlgriffen. Die Echtheit, aber nur die der vier ersten Verse dieses Gedichtes, ist inzwischen von E. Schwartz (Hermes XXXV 118) und Kalinka (Tit. Asiae min. I 47) verteidigt worden; beide halten jedoch im Gegensatz zu E. Meyer daran fest, dafs die Verse 1—4 auf die Schlacht am Eurymedon gedichtet seien; die Verse 5—8 sollen aber später fingiert und hinzugefügt worden sein. Solche Erweiterungen haben v. Wilamowitz (a. a. O.) und A. Wilhelm (Jahresh. des k. k. arch. Inst. II 221) allerdings nachgewiesen. Aber ich sehe nicht ein, wie man den engen Zusammenhang des Schlachtberichtes bei Ephoros-Diodor auch mit den Versen 5—8 des Epigrammes, den E. Meyer betont — man vergleiche insbesondere die S. 11 angeführte Stelle aus der Leocratea — bestreiten kann. Man müfste also annehmen, dafs die Erweiterung des ursprünglichen Gedichtes noch im V. oder spätestens Anfang des IV. Jahrh. stattgefunden habe. Da mir dies unwahrscheinlich ist und ich E. Meyers Versuch alle 8 Verse auf die Ereignisse des Jahres 449 v. Chr. zu beziehen ebenfalls nicht für gelungen halte, so scheint mir eine andere Lösung nötig. Ich finde sie in der Annahme, dafs in dem bei Diodor erhaltenen Epigramm die Texte zweier verschiedener Inschriften kontaminiert vorliegen. Die beiden ersten Distichen bildeten ursprünglich die Inschrift eines anläfslich der Schlacht am Eurymedon gestifteten Weihgeschenkes, die beiden folgenden gehörten einer Grabschrift auf die Gefallenen von 449 v. Chr. an. Dieses Paar begann ursprünglich mit *Οἵδε ποτ' ἐν Κύπρῳ* oder ähnlich und wurde erst bei der Kontaminierung mit *γὰρ* an das vorangehende angeschlossen Es pafst als Grabschrift vorzüglich für das von Pausanias I 29, 13 erwähnte Denkmal der *πλεύσαντες ἐς Κύπρον ὁμοῦ Κίμωνι*, das von dem 29, 14 erwähnten Denkmal der am Eurymedon Gefallenen verschieden ist. E. Meyer nimmt an, dafs auch deren Grabinschrift in der Anthologie VII 285 erhalten sei, hat jedoch Keil durch seine Begründung nicht davon überzeugt. Mit Recht aber wird von beiden Seiten betont, dafs man an die Friedhofspoesie der Athener nicht mit rigorosen Forderungen herantreten solle; sie enthielt neben Schönem und Gelungenem auch Verfehltes und sehr viel Konventionelles. Die moderne, von einem falschen Klassizismus ausgehende Entrüstung über 'elende' Grabgedichte wie z. B. das des Pythion aus Megara erschien mir immer unbegreiflich; solche Naivetäten und solch unfreiwillige Komik sind vielmehr wertvolle Zeugnisse griechischer Menschlichkeit.

Aus dieser und den folgenden Untersuchungen der Nachrichten über Kimons Jugend, Charakter, Familie und Feldzüge gewinnt E. Meyer das Ergebnis, dafs weder Plutarch noch Cornelius Nepos sich selbst aus den citierten Autoren den Stoff zusammengetragen haben, sondern dafs beide von einer älteren, Ephoros, Kallisthenes und die Atthiden verarbeitenden Litteratur ab-

hängig sind; bei Plutarch läfst sich einiges mit Sicherheit auf Didymos als direkte Vorlage zurückführen. Aus eigener Lektüre fügte Plutarch nur wenig hinzu, Nepos hat beispielsweise aus seiner Thukydideslektüre mehr beigebracht als Plutarch. Dies Verfahren beider Autoren ist im Wesen der Biographie begründet; diese will nicht Geschichte bieten, sondern setzt deren Kenntnis bei den Lesern voraus.

In diesen Abschnitten begründet E. Meyer auch seine chronologischen Ansätze für die Geschichte der Pentekontaëtie. Er setzt den Sturz des Areopag in die Zeit, da Kimon in Messenien im Felde stand, und seine Ostrakisierung 461 v. Chr., Themistokles' Ostrakismos 471 v. Chr., Pausanias' Aufenthalt in Byzanz 478—471 v. Chr. Aus der Anekdote des Ion (Plut. Kim. 9) darf nach dem Verf. eine abermalige Eroberung von Sestos und Byzanz durch die Athener unter Kimons Führung nicht erschlossen werden u. s. w. In der Behandlung dieser schwierigen Fragen trifft E. Meyer mit den Darlegungen, die zuletzt v. Wilamowitz (Aristoteles und Athen II. Bd.) geboten hatte, vielfach zusammen; in den eben erwähnten Einzelheiten ist er jedoch zu anderen Ergebnissen gekommen als dieser Forscher, und einige seiner Aufstellungen sind inzwischen wiederum von B. Keil (Anonymus Argentinensis, Strafsburg, Trübner 1902) bestritten worden. Trotz des Zuwachses an Nachrichten über diese Periode der attischen Geschichte, den die jüngste Zeit gebracht hat, konnte also selbst in ganz elementaren Punkten eine Einigung noch nicht erzielt werden.

In einem folgenden Abschnitt fafst E. Meyer nochmals die Gründe zusammen, die für den Abschlufs eines Abkommens zwischen Athen und dem Perserkönig im Jahre 449 v. Chr. sprechen. Dieses war zwar kein feierlich beschworener Friede und für Athen kein ruhmreicher Erfolg, wozu es später gestempelt wurde, es gewährte aber Perikles für die Durchführung seiner Politik in Griechenland freie Hand. In dem Abschnitt über die Kreiseinteilung des attischen Reiches seit 443/2 weist der Verf. auf das zeitliche Zusammentreffen dieser Neuerung mit dem Ostrakismos des älteren Thukydides hin; beides hängt aber auch ursächlich zusammen, die Kimonische Politik unterliegt nun endgültig der Perikleischen, die durch das Abkommen mit Persien freigewordenen Bundesgelder werden nun zum Besten der Hauptstadt verwendet. Ihre Übertragung nach Athen erfolgte der Angabe des Strafsburger Papyrus zufolge nicht 454/3, sondern erst 450/49, sie rückt also näher an die Provinzialeinteilung heran, als man bisher glaubte. Sophokles war, als der entscheidende Schritt geschah, der Athens Herrschaft in aller Form bedeutete, Vorsitzender der Hellenotamien und wurde zwei Jahre darnach zum Strategen gegen Samos gewählt. Sehr treffend hebt E. Meyer hervor, dafs er also für seine Zeitgenossen ein Staatsmann war, dem die Musen die Gabe verliehen hatten, auch als Dichter Grofses zu leisten, dafs es daher verkehrt sei, ihn als Dichter aufzufassen, der in Politik dilettierte. Mit Thukydides verhält es sich nicht anders; auch er galt seiner Zeit nicht, wie wir ihn anzusehn gewohnt sind, in erster Linie als Geschichtschreiber, sondern als Stratege und Militär. Sophokles und Thukydides sind somit auch als Staatsmänner und nicht als Litteraten über-

zeugte Anhänger des Perikles und seiner Politik, Herodot dagegen gesellt sich als Litterat aus Kleinasien ihrem Kreise zu.

In dem Abschnitt über die attischen Finanzen wird der Volksbeschlufs des Kallias CIA I 32 eingehend behandelt und seine Abfassung auf 434/3 v. Chr. bestimmt. Dadurch wurde die Anlage eines Reichsschatzes verordnet, dessen Bildung jedoch nicht zu stande kam, weil der Ausbruch der korkyräischen Händel und des Peloponnesischen Krieges dazwischen trat. Die für die Interpretation dieses Textes wichtige Annahme, dafs auf der Rückseite des Steines die unmittelbare Fortsetzung des Beschlusses der Vorderseite geboten werde, hat A. Wilhelm bei einer Revision des Originales, die zahlreiche Verbesserungen und Vervollständigungen der bisherigen Lesungen ergab, bestätigt gefunden (Anz. d. Wien. Akad. 1901 St. XVIII). Die Anfänge der grofsen im Schatze der Athena angehäuften Geldsummen reichen nach E. Meyers Darlegungen in die Zeiten der Adelsherrschaft und der Tyrannen zurück; von den 7000—8000 Talenten, die in den fünfziger Jahren des V. Jahrh. vorhanden waren, standen, von der eisernen Reserve von 1000 Talenten abgesehen, im Jahre 421 v. Chr. nur mehr 700—800 zur Verfügung. Diese finanzielle Ebbe gehört daher mit zu den Gründen, dafs der Frieden des Nikias abgeschlossen wurde.

Um die Leistungen Athens richtig beurteilen zu können, ist es von gröfster Wichtigkeit, die Stärke seiner wehrfähigen Mannschaft und die daraus abzuschätzende Zahl der Bevölkerung festzustellen. In dieser Hinsicht ist E. Meyer zu dem Ergebnis gekommen, dafs an der Angabe des Thukydides für das Jahr 431 v. Chr. nicht zu rütteln sei. Athens Feldarmee zählte ebenso wie die Besatzungstruppe rund 13000, im ganzen also 26000 Mann Hopliten aus den drei ersten Klassen; hinzukommen 2500 Mann als Garnisonen im Bundesgebiet, 1000 Reiter, 1800 Schützen zu Pferd und zu Fufs. Von diesen waren nur die Schützen Theten, die übrigens nur als Ruderer zum Kriegsdienst herangezogen wurden. Die Gesamtzahl der wehrfähigen Athener in den drei oberen Klassen vom 18. Jahre aufwärts berechnet der Verf. auf ca. 35500, die der Theten von derselben Altersgrenze an auf ca. 20000, somit rund 55500 Bürger, was eine Gesamtbevölkerung von 170000 Seelen ergiebt, zu denen noch 40000 Metöken zu rechnen sind. Als Maximum der im V. Jahrh. anzunehmenden Sklavenzahl, für deren Berechnung allerdings sichere Anhaltspunkte fehlen, vermutet der Verf. 150000, so dafs die Gesamtbevölkerung Athens und Attikas etwa 350000 Seelen betragen hätte. Der Peloponnesische Krieg und die Pest räumten unter der Bürgerschaft furchtbar auf, 412 betrug sie nur mehr 20000, nach dessen Ende gar nur 9—10000 Köpfe. Nur für zwei Drittel dieser Bevölkerung konnten Attika und das attische Kleruchenland das erforderliche Getreide liefern, der Rest mufste durch Import gedeckt werden.

Fafst man die Ergebnisse beider Untersuchungen zusammen, so zeigt sich, dafs Athen weder finanzkräftig genug, noch seine Wehrmacht stark genug war, um die politische Aufgabe zu lösen, die es sich seit dem Ende der Perserkriege gestellt hatte. Die demokratische Eifersucht, mit der das Bürger-

recht gehütet und auf Attika beschränkt wurde, schlofs hier jene stetige, mit den wachsenden militärischen Aufgaben Schritt haltende Zunahme der Wehrmacht aus, die Rom durch die Einrichtung der Landtribus mindestens bis ins Zeitalter der Punischen Kriege und dann wieder seit Cäsar durch die Erstreckung des Bürgerrechtes auf die Provinzen bewirkte.

Aus den Herodot betreffenden Untersuchungen hebe ich folgendes besonders hervor. Verschiedene Anhaltspunkte sprechen dafür, dafs Herodot von Thurioi bald wieder nach Athen zurückgekehrt ist; sein Werk spiegelt daher die Stimmungen und Anschauungen wieder, die in Athen kurz vor und beim Ausbruch des Peloponnesischen Krieges herrschten, wie E. Meyer sehr treffend an zahlreichen Einzelheiten nachweist. Herodot hat ferner als überzeugter Anhänger der Politik des Perikles geschrieben. Wie aus jedem bedeutenden Geschichtswerk spricht also auch aus dem seinigen eine entschiedene politische Gesinnung zu uns, ohne dafs wir es deshalb als Tendenzschrift zu bezeichnen berechtigt wären. Trotz seines redlichen Strebens nach Wahrheit konnte sich aber Herodot dem Einflufs tendenziöser attischer Überlieferungen aus den Anfangsjahren des Peloponnesischen Krieges nicht entziehen; deshalb bietet er so viele Korinth gehässig beurteilende, Spartas Verhalten in den Perserkriegen ironisierende und Argos geflissentlich entschuldigende Nachrichten. Mit gleicher Gehässigkeit wird in dieser von Herodot benutzten attischen Tradition Themistokles' Andenken verfolgt, dagegen werden die Alkmeoniden und Perikles entschuldigt und verherrlicht. Als Quellen Herodots lassen sich ferner noch nachweisen die Leichenreden — ein originalattisches Produkt, das nicht erst Gorgias aufgebracht hat —, ein Verzeichnis der Völkerschaften im Heere des Xerxes und eine Beschreibung ihrer Tracht und Bewaffnung, sowie Erzählungen, wie sie von berufsmäfsigen Geschichtenerzählern vorgetragen wurden, von denen viele Herodot in nachweislich jüngerer, bereits rationalisierter Fassung zukamen.

Zu den letzten gehört nach E. Meyer auch die Geschichte von dem grofsen Bauernmädchen Phye, die als Athena verkleidet auf einem Wagen Peisistratos aus seiner ersten Verbannung nach Athen zurückführt. Der Verf. hält es für undenkbar, dafs in einer ernstlich gläubigen Zeit ernste Männer eine solche Farce in Szene gesetzt und damit ihren Zweck erreicht hätten; er erklärt die Geschichte nicht zu glauben, auch wenn zehn Augenzeugen angeführt würden, die sie bestätigten. Herodots Erzählung gilt ihm daher als ein Beispiel des schönsten Rationalismus einer älteren Version, derzufolge die Göttin Athena selbst den Tyrannen nach Athen zurückgeführt hätte. Bekanntlich berichtet Herodot weiterhin, dafs Peisistratos, nach abermaliger Verbannung zum zweitenmale zurückkehrend, seine Gegner in einer Schlacht beim Heiligtum der Athena Pallenis besiegte und dann in die Stadt einzog. Mit J. Beloch ist auch E. Meyer der Ansicht, dafs diese beiden Erzählungen (von Athena und Phye) lediglich Varianten, und zwar die erste eine poetische und dann mythisch gefafste, die zweite eine rationalistische Umdeutung der ersten seien, und dafs sie auf denselben Vorgang wie der historische Bericht über den siegreichen Einzug

nach der Schlacht von Pallene sich beziehen. Beide Forscher nehmen daher an, dafs Peisistratos nur einmal aus Athen vertrieben und nur einmal aus der Verbannung zurückgekehrt sei. Diese bestechenden Kombinationen nnd die daran geknüpfte Folgerung halte ich für falsch.

Gerade die Naivetät und Gläubigkeit des attischen Volkes, von der die Erzählung Herodots Zeugnis giebt, und deren kluge Ausnützung durch den Machthaber und seinen Anhang sprechen für deren Richtigkeit. Es ist doch nicht unerhört, dafs fromme, einfältige Bauern und Bürger, insbesondere Südländer, durch einen geschickt inszenierten Theatercoup beim hellen Tage sich täuschen lassen. Warum sollen die Bauern der Diakria, die alljährlich die Epiphanie des Dionysos festlich begingen, und die kleinen Bürgersleute in Athen, die zu dem Dreizackmal des Poseidon auf der Burg andächtig wallfahrteten, nicht an eine geschickt in Szene gesetzte Epiphanie der Göttin Athena zu Gunsten des Peisistratos geglaubt haben? Ist dies wirklich so viel merkwürdiger als die Reinigung von Delos auf Grund alter Orakel, die ebenfalls Peisistratos ins Werk setzte (Thuk. III 104)? Dies war gleichfalls eine ernsthafte politische Aktion, um Athens Einflufs im Ägäischen Meere zur Geltung zu bringen; ihr Veranstalter hat aber doch sicherlich die Orakel nur zum Vorwand genommen, und der uns kindisch erscheinenden religiösen Motivierung sich bedient, weil er ihrer Wirkung auf die glänbige Masse sicher sein konnte. Noch im Winter 426/5 v. Chr. konnte diese Farce in derselben Form wiederholt werden. E. Meyer, der die Geschichte bei Herodot zehn Augenzeugen nicht glauben will, konstruiert aber gleichwohl Beloch folgend einen Rationalisten, der das Gelingen dieser Farce in Athen für möglich und glaubhaft gehalten haben mufs, da er sonst die Göttin nicht durch das Bauernmädchen ersetzt haben würde. Denn dieser erst nach der Vertreibung der Peisistratiden berichtende Erzähler kann doch nicht an die Stelle einer wunderbaren, ihm unglaublichen Geschichte eine andere gänzlich unmögliche gesetzt haben, derzufolge Peisistratos die Athener betrogen hätte. Wir haben es also hier keineswegs mit einer späteren Rationalisierung zu thun, sondern diese beiden Versionen sind gleich alt; an der offiziellen hielt die gutgläubige Menge lange fest, die Eingeweihten kannten von Anfang den wahren Sachverhalt, wie ihn die zweite, sich erst allmählich durchsetzende, dann aber die offizielle verdrängende Version berichtet.

Damit fallen aber auch die Folgerungen. Der Annahme einer blofs einmaligen Verbannung des Peisistratos widerspricht, wie E. Meyer selbst zugiebt, dafs auch nach Eliminierung der Geschichte der Athena-Phye als thatsächlich von der ersten Rückkehr immer noch die Verbindung zwischen Peisistratos und Megakles übrig bleibt. Sie trug denn auch zu dem Gelingen des auf die gläubigen Massen berechneten theatralischen Einzuges bei: Herodot stellt diesen I 60 als gemeinsam ausgeheckten Plan der beiden hin. Dazu kommt, dafs in den von Aristoteles benutzten Atthiden die zweimalige Rückkehr des Peisistratos zu verschiedenen Jahren verzeichnet stand. Wenn die beiden Erzählungen blofse Varianten des historischen Berichtes über die Schlacht von Pallene wären,

wie Beloch und E. Meyer annehmen, aus deren Kombination eine erste und zweite Rückkehr des Tyrannen entstanden ist, so würde ich ihre Anführung in umgekehrter Reihenfolge erwarten, um mit wirksamer Steigerung die dauernde Aufrichtung der Tyrannis durch das schliefsliche Eingreifen der Göttin zu motivieren. Auch ist es endlich nicht gerade leicht zu verstehen, wie aus einem Bericht über eine siegreiche Schlacht und den darauffolgenden Einzug in Athen eine Erzählung des Inhaltes entstehen soll, Peisistratos wurde von Athena auf einem Wagen, also friedlich, auf die Burg zurückgeführt. Aristoteles, der *'Αθ. πολ.* 14, 4 die Geschichte von Phye als *ἀρχαίως καὶ λίαν ἁπλῶς* bezeichnet, urteilte also richtiger als der kleinasiatische Rationalist Herodot, der zwar diese angebliche Rationalisierung einer älteren Version *πρῆγμα εὐηθέστατον ὡς ἐγὼ εὑρίσκω* nennt, die Thatsache aber nicht bezweifelt hat. Das Urteil über diese Einzelheit ist für die Ansicht wesentlich, die wir uns von der Geistesverfassung der leitenden Politiker und der Masse des Volkes zur Zeit der Tyrannen bilden. Ich glaube mit E. Meyer übereinzustimmen, dafs den adeligen Politikern jener Zeit solche Vorurteilslosigkeit in religiösen Dingen zuzutrauen ist, und dafs das Volk im damaligen Athen in seinen Anschauungen befangen und, verglichen mit den Griechen in Kleinasien, rückständig war. Beides zusammengenommen läfst mir aber das Gelingen des Truges und daher die zweimalige Verbannung des Peisistratos durchaus glaublich erscheinen.

Uns mutet die Weltanschauung Herodots, über die E. Meyer in einem folgenden Abschnitt handelt, altväterisch und konservativ an, für Athen war sie um ihres rationalistischen Einschlages willen neu. Denn Herodot ist, wie E. Meyer gezeigt hat, Vertreter eines Empirismus, der sich über den Rationalismus und dessen apriorische Postulate erhebt, er ist Empirist, auch wo er von dem direkten Eingreifen der Götter in die Geschichte und der Untrüglichkeit der Orakel spricht. Seine Auffassung der Götter ist durchaus volkstümlich: sie handeln nicht nach ethischen Normen, sondern nach Willkür, wie es ihnen gefällt, und der Mensch hat sich darein zu finden. Diese Anschauungsweise war also dem perikleischen Athen eigentümlich, und Herodot wie Sophokles sind also auch in dieser Hinsicht dessen Repräsentanten. Zu der seltsamen Mischung von Gläubigkeit und Rationalismus bei Herodot hat gewifs der Umstand beigetragen, dafs er aus der geistigen Atmosphäre Kleinasiens nach dem hellenischen Mutterland, speziell nach Athen versetzt wurde, wo der fromme alte Glaube durch den wundersamen Ausgang und Fortgang des grofsen Krieges eben erst wieder gefestigt worden war.

Aus dem Abschnitt über Thukydides hebe ich vor allem hervor, dafs darin die Ullrichsche Hypothese von der selbständigen Ausarbeitung des Archidamischen Krieges mit all ihren Varianten verworfen wird. Darin, dafs Ullrichs Hypothese sich jetzt noch ziemlich allgemeiner Anerkennung erfreut, erkennt E. Meyer einen Beweis, wie wenig Beachtung die philologische Forschung der Fundamentalfrage geschenkt hat, ob das erste Buch die Ursachen des Archidamischen oder des Peloponnesischen Krieges darlege, ob das Werk von Anfang unter der Anschauung geschrieben sei, dafs der Krieg von 431—404 eine

Einheit bildet, oder ob diese Einsicht dem Schriftsteller erst allmählig gekommen ist.

Bei abermaliger Betrachtung aller Stellen in den vier ersten Büchern, die den zehnjährigen Krieg zur Voraussetzung haben sollen, oder die nach Kirchhoff dem Thukydides erst später bekannt gewordene Materialien enthalten, bleibt eine einzige (IV 48) übrig, an der versehentlich eine Bezugnahme auf den Archidamischen Krieg stehen geblieben ist. Von der dessen Erzählnng mit dem folgenden verbindenden Partie des V. Buches mufs ferner zugegeben werden, dafs sie infolge einer Zwangslage des Autors nicht glücklich komponiert ist. Im übrigen ist aber das Werk einheitlich und erst nach dem Ende des Krieges in die uns vorliegende Form gebracht. E. Meyers folgende Betrachtungen über dessen Ausbruch gipfeln in dem Nachweis, dafs die Furcht Spartas vor dem stetigen Machtzuwachs Athens nur nach 404 und nicht nach dem Nikiasfrieden oder noch früher als die wahre Ursache des Krieges angesehen werden konnte. Eine eingehende Analyse der Ereignisse von Pylos und Sphakteria beweist dem Verfasser ferner dasselbe, die Auslassungen und Mängel der Bücher V—VIII aber, die als Beweise für deren Nichtvollendung angeführt werden, beruhen auf irriger Beurteilung der historischen Kunst des Thukydides. Insbesondere die Reden, von denen die Leichenrede und die letzte Rede des Perikles näher besprochen werden, beweisen gleichfalls die Abfassung nach 404 v. Chr.

Ich habe bisher zu den Anhängern der Ullrichschen Hypothese gehört, gestehe aber, dafs sie mir nach diesen Auseinandersetzungen nicht mehr haltbar erscheint. Auch bei anderen antiken Autoren (Herodot, Aristoteles '*Αϑ. πολ.*) hat sich allmählich gezeigt, dafs es besser ist, sich mit einigen kleinen Unebenheiten ihrer Werke abzufinden, statt künstliche, mehr Schwierigkeiten erzeugende als vorhandene beseitigende Hypothesen aufzustellen. E. Meyers Thukydides betreffende Darlegungen bieten zusammen mit I. Bruns' Litterarischem Porträt einen vorläufigen Ersatz für jenen historischen Kommentar zu diesem Schriftsteller, der klar zu legen hätte, weshalb Thukydides so darstellt, wie er es thut, weshalb er eine Rede an einer bestimmten Stelle einlegt, warum er es an einer anderen unterläfst, warum er einmal die direkte, einmal die indirekte Form wählt.

Ein folgender Abschnitt befafst sich mit dem VIII. Bnch, das besonders handgreifliche Spuren der Unvollendetheit an sich tragen soll. Es wird gezeigt, dafs weder das Fehlen der Reden, noch die angeblich darin enthaltenen doppelten Relationen dies beweisen. Auch die jüngst auf Aristoteles '*Αϑ. πολ.* gestützten, gegen die Thnkydideische Darstellung der Revolntion der Vierhundert gerichteten Vorwürfe fallen nach E. Meyer in nichts zusammen. Von einem an sich sehr gleichgültigen Irrtum abgesehen, schildert vielmehr Thukydides dieses Ereignis richtig nnd mit wirklich historischem Verständnis, während Aristoteles trotz der Benutzung der Urknnden, oder vielmehr deshalb, weil er meinte, Urkunden reichten hin, um ein authentisches Bild der Ereignisse zu geben, Irrtümer vortrug. Getäuscht durch die Urkunden läfst er nämlich die

Ereignisse sich in gesetzlichen Formen vollziehen, während Thnkydides seinen Blick als Historiker dadurch beweist, dafs er den revolutionären Gewaltstreich als solchen erkannt hat. U. Köhler (Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1900 S. 803) hat gegen diese Auffassung E. Meyers neuestens Einwände erhoben. Ich verstehe nicht, wie man die Aristotelische Darstellung festhalten kann. Indem Aristoteles die Angaben der Urkunden mit Thukydides verband, widerspricht er gerade an einem entscheidenden Pnnkte sich selbst. Kap. 29, 5 heifst es, 5000 sollen Bürger sein, und ihre Liste soll ein Hunderterausschufs aufstellen, nach Kap. 30 wählen diese 5000 — die also doch existiert haben müssen — einen Hunderterausschufs für den Verfassungsentwurf, und Kap. 32 heifst es nochmals 'die von den 5000 gewählten Hundert'. Dann aber nach Kap. 30, 3 sollen auf einmal konform mit Thukydides die 5000 λόγῳ μόνον bestanden haben, in Wahrheit die 400 alles gemacht haben. Aristoteles ist also doch zweifellos der widerspruchsvollen Überlieferung nicht ganz Herr geworden. Freilich beweist dieser Defekt seiner Darstellung nicht die Richtigkeit der Thukydideischen Auffassung, aber für diese spricht, dafs Thukydides die bei Aristoteles benutzten Urkunden gekannt hat — was Köhler freilich ohne Gründe bestreitet —, dafs er aber daneben auch noch Informationen von Teilnehmern der Ereignisse hatte, also über ein reichhaltigeres Material verfügte und zu den Akten die für den Historiker unentbehrliche Ergänzung durch zeitgenössische Berichte heranziehen konnte.

Von einer Wiedergabe des Inhaltes der lehrreichen chronologischen Untersuchungen mufs ich hier ebenso absehen wie von den zahlreichen Exkursen dieses Bandes; die Einzelforschungen, die er enthält, gehören zu dem Wertvollsten, was aus jüngster Zeit über griechische Geschichte vorliegt.

E. Meyer verbindet aber mit der Begabung und der umfassenden Kenntnis, die für die Forschung notwendig ist, auch das Talent anschaulicher Darstellung. Davon bietet der dritte Band seiner Geschichte des Altertums eine neue glänzende Probe. Die volle Vertrautheit mit den orientalischen Geschichtsqnellen befähigte ihn vor allem in dem ersten 'Der Orient unter der Herrschaft der Perser' betitelten Buche ein Gesamtbild des Achämenidenreiches zu entwerfen, wie wir es bisher noch nicht besessen haben. Dadurch wird zum erstenmale deutlich gemacht, welch grofsen Fortschritt die persische Reichsorganisation gegenüber den älteren orientalischen Despotien bezeichnet, wie grofsartig die Leistnngen des Kyros und Dareios sind. Ein besonderer Abschnitt ist dem Judentum gewidmet, dessen eigenartige Entwickelung durch die religiöse Toleranz der Perserherrschaft ermöglicht wurde. Das zweite Buch, dem ein Abschnitt über die griechische Quellenkunde bis auf Philipp von Makedonien vorausgeschickt wird, enthält in sieben Abschnitten die Geschichte der Perserkriege von 490 bis zum Dreifsigjährigen Frieden. Die Kämpfe der Westgriechen gegen Karthager und Etrusker werden darin zugleich mit den Ereignissen im eigentlichen Hellas behandelt. E. Meyer betont, dafs die Angriffe der Perser und der Karthager nicht zufällig zu gleicher Zeit stattfanden, sondern, wie schon Ephoros gewufst hat, das Ergebnis eines Einverständnisses der

beiden Grofsmächte waren. Der Sieg der Hellenen auf beiden Kriegsschauplätzen stellte ihnen die Aufgabe, nun ihrerseits ein grofses Reich zu schaffen. Das Mifslingen dieser Versuche im Osten wie im Westen ist in der zweiten Hälfte dieses Bandes dargestellt, der als vierter des Gesamtwerkes bereits vorliegt und die Buch- nnd Paragraphenabteilnng des dritten fortsetzt, jedoch den in Aussicht genommenen Endpnnkt ebenfalls nicht erreicht, sondern nur die griechische Geschichte bis zum Jahre 404 v. Chr. enthält. Erst mit der Mitte des vierten Jahrhunderts ist, wie E. Meyer bemerkt, in der Geschichte der Mittelmeervölker wiederum ein gleich bedeutsamer Einschnitt erreicht wie mit dem Beginne des fünften. Damals ging die politische Führung an die weiter nördlich sefshaften, später in die Mittelmeerkultur eingetretenen Makedonier und Römer, an jene rascher, an diese allmählicher über.

In jener Periode der alten Geschichte, die durch diese Grenzpunkte bezeichnet wird, haben die Griechen auf politischem und geistigem Gebiet das Hervorragendste geleistet. Ihre Schöpfungen auf beiden Gebieten stehen aber in so engem Zusammenhang, dafs eine wirklich historische Betrachtung auch beide zusammenfassen mufs. Die Kriege dieser Zeit, ihre wirtschaftlichen und politischen Wirkungen, vor allem die Entwickelung der Demokratie, sind nicht zu verstehen, wenn nicht zugleich der vollständige Umschwung dargestellt wird, der sich in Folge des Sieges über die Perser in der Religion, im Geistesleben und in der Weltanschauung der Griechen vollzogen hat. Aufschlufs darüber bieten insbesondere die Dichter, von denen daher Pindar und Äschylos in dem vierten Bande ausführlich besprochen sind.

Es ist gegenwärtig schon keine ganz leichte Aufgabe, über den Wust widersprechender Meinungen sich zu erheben, eine wirklich einheitliche und lebendige Anschauung auch nur über die Überlieferung des V. Jahrhunderts zu gewinnen und anderen zu vermitteln. E. Meyer hat daher in dem einleitenden, die Quellen der griechischen Geschichte bis auf Philipps Zeit behandelnden Abschnitt, auf den Forschungen anderer und seinen eigenen Untersuchungen aufbauend, vor allem dieser Aufgabe sich unterzogen und zugleich in wenigen charakteristischen Strichen den Entwickelungsgang der neueren griechischen Geschichtschreibung vorzüglich gekennzeichnet. Der unhistorische Standpunkt des Groteschen Liberalismns gilt ihm ebenso als endgültig überwunden wie die ästhetische und unpolitische Betrachtnngsweise von E. Curtius. Rankes Abrifs in der Weltgeschichte bezeichnet er wie J. Burckhardts Griechische Kulturgeschichte als Werke, die der Forscher unwillig bei Seite wirft, und er gedenkt dann vor allem der grofsen Verdienste, die v. Wilamowitz mehr als irgend ein anderer Lebender für die Erschliefsung eines tieferen und lebensvolleren Verständnisses des Griechentums und seiner Geschichte erzielt hat.

Die folgende Darstellung der 54 Jahre griechischer Geschichte seit dem Siege der Athener bei Marathon nnd dem Siege der sizilischen Griechen an der Himera umfafst rund 400 Seiten. Sie enthält gleichwohl nicht mehr, als ihrer alle anderen weltgeschichtlichen Perioden überragenden Bedeutung gemäfs ist, mag man den Mafsstab für diese Schätzung von den Ereignissen und Er-

rungenschaften selbst oder von ihrer Wirknng auf die Folgezeit nehmen. Ein wirkliches Verständnis dieser in ihrer Art einzigen Zeit war ferner ohne wiederholtes Zurückgreifen anf schon im zweiten Bande Besprochenes nnd ohne Vorgreifen auf später erst zn Besprechendes nicht zu gewinnen. Dazu kommt, dafs Veränderungen und nene Erscheinnngen im geistigen Leben eines Volkes nur durch diese Art der Betrachtung als im steten Flusse befindlich dargestellt werden können. Die Leser werden daher E. Meyer Dank dafür wissen, dafs er in diesem Bande manche Gedankenreihen wiederholt und weiter ausgeführt hat, die bereits in dem vorhergehenden angesponnen waren.

Im Mittelpunkte der Geschichte Athens während der Perserkriege steht als der gröfste Staatsmann und das gewaltigste Genie Themistokles, den im ganzen Altertum richtig zu würdigen allein Thukydides grofs genug war. Dafs die Spartaner ihn mit schnöden Beschuldigungen verfolgten, ist begreiflich, er war ihr fnrchtbarster politischer Gegner; dafs aber Neid, Mifsgunst und Furcht vor der nnheimlichen Gröfse des Mannes zn seiner Verurteilung führten, bezeichnet E. Meyer mit Recht als das gröfste politische Verbrechen des Demos von Athen. Es war nötig, dafs dies wieder einmal besonders nachdrücklich ausgesprochen wurde, da die gehässige Tradition bei Herodot und die kurzsichtige Beurteilung des Staatsmannes in der philosophischen Litteratur der Griechen zahlreiche Anhänger hat und nenestens noch der Vorwurf hinzugekommen war, dafs er eine faule Paschaexistenz in Magnesia bevorzugt habe. In der Umwandelung des Archontates in ein Losamt 487/6 sieht E. Meyer die einschneidenste Verfassungsänderung des V. Jahrh., weil dadurch die letzte athenische Magistratur ihres Einflusses verlustig ging, die wirklich noch eine Macht hatte. Als Urheber dieser Mafsregel gilt ihm Themistokles, der aber nicht deshalb den Staat demokratisierte, weil er ein radikaler Demokrat war, sondern weil er zur Schaffung der athenischen Seemacht keinen anderen Weg sah und weil er die für die Machtstellung des Staates unentbehrlich hielt. Wie jedem grofsen Staatsmann war auch dem Themistokles die Verfassung nicht Zweck, sondern nur ein Mittel, und als Zweck des Staates galt ihm die Bethätigung seiner Macht. Durch die Leutseligkeit des Kimon hat sich E. Meyer nicht täuschen lassen und seine Politik verurteilt, wie sie es verdient. Vortrefflich ist ferner auseinandergesetzt, dafs gerade die extreme Demokratie mit ihrem durch alle erdenklichen Schranken eingeengten, jährlich wechselnden Beamtenstand und mit ihrem gänzlichen Mangel jeder politischen Tradition und jeder Initiative der führenden Vertrauensmänner am allerwenigsten entbehren kann. Die Auffassung der Alten, die die Geschichte Athens als die einer Serie von Demagogen darstellt, ist also doch berechtigt. Gerade in der extremen Demokratie, die allen Bürgern völlig gleiches Recht einräumt, giebt es keine Politik der Masse, sondern hier lenken erst recht Individuen die Geschicke des Staates. Die exceptionelle Stellung des Perikles erklärt sich E. Meyer daraus, dafs er als der erkorene Vertrauensmann des Volkes zugleich kontinuierlich wiedergewählter Oberstratege war. Ihm dieses Amt so oft zu übertragen, als das Volk es wollte, war die Möglichkeit vorhanden. Eine der zehn Strategenstellen wurde, wie

E. Meyer annimmt, durch Wahl aus dem gesamten Volke besetzt, während für die neun übrigen die Wahl auf die Phylen beschränkt war. Diese Einrichtung erschliefst der Verf. daraus, dafs in den uns vollständig bekannten Strategenkollegien eine Phyle nicht, eine andere dagegen zweimal vertreten ist.

Sowie die radikale Demokratie in Wirklichkeit doch keine Massenherrschaft ist, so verträgt sie sich auch ganz vortrefflich mit den Interessen der Kapitalisten; mit Recht betont E. Meyer, dafs in Athen die Kapitalisten zu ihren überzeugtesten Anhängern gehören. Unter der extremen Demokratie hat die kapitalistische Entwickelung der athenischen Gesellschaft infolge des zunehmenden Verkehrs und der Fabrikation die gröfsten und uneingeschränktesten Fortschritte machen können.

Das grofse Problem endlich, nach dessen Lösung im V. Jahrh. die beiden sonst so gründlich verschiedenen Mächte Judentum und Griechentum gerungen haben, ist das Verhältnis und die Stellung des Individuums zur Gesamtheit, znm Staat und zur Religion. Der Emancipation des Individuums stellt sich in Judäa die Kirche, in Hellas der Staat entgegen. Allein auch in Hellas gab es Ansätze zur Bildung einer Kirche, und ein Sieg der Perser hätte wohl die Folge gehabt, dafs auch hier mit Hilfe der geistlichen Autorität entsprechend den Überlieferungen der politischen Reichspolitik wäre regiert worden. Dadurch, dafs die persische Entscheidung zu Gunsten der Hellenen fiel, wurde also verhindert, dafs die griechische Kultur, gleich der orientalischen, in der Religion anfing, einem freien geistigen Leben wurde die Bahn eröffnet. Der Ausgang der Perserkriege bewirkte aber zunächst durch seine die ganze Nation erschütternden Ereignisse eine Kräftigung des alten religiösen Glaubens; zunächst wird zwischen dem Gewissen des Einzelnen und den geltenden Satzungen des Staates und der Religion noch einmal ein vermittelnder Weg gefunden, aber schon die nächste Generation greift das Problem wieder mit Entschiedenheit auf und tritt für das Recht des Individuums ein im Gegensatz zur Tradition, zum Staat, zur Religion und zum Sittengesetz.

Mit demselben weiten Blick und tiefen Verständnis für politische, religiöse und wirtschaftliche Erscheinnngen, mit dem gleichen feinen Sinn für dichterische Schöpfungen wie in den Abschnitten über die Perserkriege wird am Schlusse dieses Bandes das sizilische und unteritalische Griechentum charakterisiert und die eigenartige Entwickelung geschildert, die Massalia, Kyrene und die karthagische Handelsmacht genommen haben.

Die volle Herrschaft über den Stoff verführt den Verf. nirgends, sich in blofsen Aperçus zu ergehen; erschöpfend und vollständig verläuft die Darstellung, getragen von einer wohlthuenden Wärme der Empfindung, die jedoch den ruhigen und klaren Blick nirgends trübt. E. Meyer wird der Gröfse der Hellenen gerechter als deren Panegyriker, er bringt die unendliche Mannigfaltigkeit der Zeiten und Menschen anschaulicher zur Darstellung als bisher. Bei aller Entschiedenheit des Urteils ist er sich dennoch der Grenzen stets bewufst, die jeder menschlichen Erkenntnis gezogen sind. 'Die Einseitigkeiten, die Abhängigkeit von ephemeren Erscheinungen der Gegenwart, die zweifellos

auch unserer Auffassung anhaften, wird erst eine spätere Generation richtig zn erkennen vermögen; dafs wir in politischen Fragen unparteiischer geworden und dadurch zu einem richtigeren und umfassenderen historischen Urteil gelangt sind, wird schwerlich in Abrede gestellt werden können.'

Von dem Werke dieses Gelehrten, der wie wenige der Lebenden so allseitige Studien angestellt hat, dafs er sich als selbständiger Forscher mit J. Oppert über den Text susischer Keilinschriften, mit den Assyriologen über die babylonischen Kontrakttäfelchen, mit Wellhausen nnd anderen Kritikern des alten Testamentes über Esra, Nehemia, das Estherbuch und die nachexilische Entwickelung bei den Juden, mit den klassischen Philologen über die Entstehung des Thukydideischen Geschichtswerkes auseinanderzusetzen vermag, wende ich mich zu einem anderen, ebenfalls die griechische Geschichte behandelnden Buche, dessen Verfasser erklärt, dafs es ihm nicht in den Sinn kommen konnte, für seine weltgeschichtliche Betrachtungsweise auch nur zu der monographischen Litteratur, geschweige denn zu den Quellen herabzusteigen. So Kurt Breysig[1]) im Vorwort zu seiner Kulturgeschichte der Neuzeit, der im II. Band 1. Hälfte das Altertum ebenso ausführlich wie Chamberlain in seinen 'Grundlagen des XIX. Jahrh.' als Vorstufe der Nenzeit behandelt.

K. Breysig unterscheidet drei Formen der historischen Arbeit, die durch ihr Verhältnis zum Stoff bestimmt werden: die Monographien, die das Nachrichtenmaterial zurechtrichten nnd intensiv bearbeiten, die Bücher gröfseren Umfanges, die eine Nationalgeschichte eines halben oder ganzen Jahrhunderts oder einen einzelnen Kulturzweig für einen längeren Zeitraum zusammenfassen und den ganzen Forschnngs- und Nachrichtenbestand beherrschen, endlich eine dritte Reihe historischer Werke, zu denen J. v. Müller, Schlosser, L. Rankes Weltgeschichte zählen, die noch weiter greifen und sich als nniversalgeschichtliche Versuche darstellen. Sieht man von den für die Einteilung minder wesentlichen quantitativen Verschiedenheiten ab, so bleibt in der That das Verhältnis der Schriftsteller zu dem historischen Stoff mafsgebend. Nach Breysigs eigener Distinktion beherrschen diesen die Gruppen I und II, Gruppe III dagegen nicht. Dies ist aber auch gar nicht nötig, weil dafür die Gruppen I und II genügend vorgearbeitet haben, und weil nicht einzusehen ist, weshalb nicht darstellende, von den tüchtigsten Gelehrten verfafste Bücher als Fundament einer höheren Betrachtungsweise verwendbar sein sollen. Die bisherigen Vertreter der dritten Gruppe haben allerdings dieses Zugeständnis nicht gemacht, sie dürften auch mit dieser Charakterisierung ihrer Arbeiten kaum einverstanden sein, denn sie würden bestreiten, dafs eine historische Arbeit, die von vornherein auf selbständige Kenntnisnahme des Stoffes Verzicht leistet, überhaupt als wissenschaftlich gelten dürfe. Arbeiten, die anf den Forschungen

[1]) Kurt Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit, vergleichende Entwickelungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens. I. Bd. Aufgaben und Mafsstäbe einer allgemeinen Geschichtsforschung. II. Bd. Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. 1. Hälfte: Urzeit, Griechen, Römer. Berlin, Bondi 1900, 1901, XXXV u. 291, XXII u. 518 S. 8°.

anderer ruhen, bezeichnet man als Kompilationen, mochten deren Verf. noch so geschickt und geistreich zu Werke gehen, mochte man ihnen auch für noch so viele Anregung dankbar sein. Damit soll gesagt sein, dafs ihre Verf. notwendig über Dinge sprechen müssen, die sie nicht von Grund auf kennen, und dafs in solchen Büchern neben den ursprünglichen Vermittlern der Nachrichten notwendig noch eine oder mehrere spätere Individualitäten zu Worte kommen, die bei der Urteilsbildung auszuschliefsen sind, wie das erste und oberste Grundgesetz aller historischen Kritik lehrt. Aus diesem Grunde gelten Kompilationen als unwissenschaftlich. K. Breysig sagt überdies selbst in diesem Bande über die empirische oder, wie er sie mit Vorliebe nennt, die beschreibende Geschichtswissenschaft so viel Nachteiliges, er stellt den geistigen Horizont ihrer Vertreter so eng dar, dafs man nicht begreift, woher er den Mut nahm, eingestandenermafsen auf einige Bücher gestützt, die solche Forscher geschrieben haben, seine eigene deduktive Darstellung aufzubauen.

Es fragt sich also, weshalb der Verf. ein solches Odium auf sich nimmt, welcher Seite seiner Darstellung die Kraftersparnis zu gute kam, die erzielt wurde, welche Fortschritte durch diesen Verzicht auf eines der Grundgesetze historischer und überhaupt aller Forschung erzielt worden sind. Um diese Fragen zu beantworten, ist es nötig, kurz auf den ersten Band des Werkes einzugehen.

Breysig ist der Ansicht, die Geschichtswissenschaft habe lange unter der Täuschung gelitten, die zeitliche Aufeinanderfolge der Ereignisse sei an sich eine Ordnung des Stoffes, deshalb sei sie durch zwei Jahrtausende bei der Beschreibung stehen geblieben, um so mehr, da sich ihr in der Betonung der Kausalität auch ein inneres Band von selbst darbot. Eine systematische Forschung, die ernstlich diesen Namen verdient, begann in der Historie erst im XVIII. Jahrh. Erst von da an zerlegte man alles Geschehen auch in materiell gespaltene Entwickelungsreihen, erst von da an bildete man wie in den übrigen systematischen Wissenschaften Typen, fand man Abstraktionen, stellte man Gesetze auf und überbrückte man durch Hypothesen und deduktive Schlufsfolgerungen die Lücken der Erkenntnis. Jetzt erst wurde sich die Geschichtswissenschaft ihrer wahren Aufgabe bewufst: der Königin aller Wissenschaften, der Philosophie, brauchbares, weil systematisch verwendbares Material zu liefern. Dieser ihrer wahren Aufgabe will auch der Verf. dienen, deshalb hat er einen Band mit methodologischen Erörterungen geschrieben, um, wie dies jetzt Sitte ist, durch eine neue Definition zu zeigen, was die Geschichtswissenschaft eigentlich ist oder sein sollte. Sie heifst Sozialgeschichte.

Die Sozialgeschichte stellt natürlich, trotz verschiedener Komplimente, die K. Breysig der empirischen Forschung macht, doch ein Höheres als diese dar. Ausdrücklich wird gesagt, dafs sie richtiger verfährt als jede andere (S. 16), dafs sie allein die Gesamtheit der Bethätigungen des handelnden Lebens der Völker umfafst (S. 18), dafs sie allein den systematischen Wissenschaften ihr Einteilungsprinzip und objektive Mafsstäbe entnimmt. Das soziale oder, wenn man will, das sittliche Verhalten der Menschen untereinander, auf seine letzte

und allgemeinste Formel gebracht, kann allein den Stoff historischer Betrachtung bilden. In der Begründung des Satzes, dafs alle Erscheinungen des sozialen und geistigen Lebens in die Betrachtung einbezogen werden müssen, geht K. Breysig von einer durchaus nicht neuen These aus, verallgemeinert aber diese Forderung in einer fast Schwindel erregenden Weise. Diese These lautet, dafs das wichtigste Ziel aller historischen Erkenntnis das Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft ist, dafs es Zeiten giebt, in denen der Individualismus vorherrscht, andere, in denen die associativen Tendenzen überwiegen. Das haben aber auch die 'beschreibenden' Historiker schon erkannt; Mommsen sagt dasselbe, wenn er bemerkt, dafs alles historische Leben sich als ein Kampf zwischen Freiheit und Notwendigkeit darstelle. E. Meyer spricht in seiner Geschichte des Altertums, der K. Breysig Lob spendet, von der strengen Konvention, die im griechischen Mittelalter herrschte, von der genossenschaftlichen Gliederung des damaligen Staates und von deren Zersprengung durch die Emanzipation des Individuums gerade genug, um zu zeigen, dafs es auch bei den 'beschreibenden' Forschern nicht an solchen höheren Gesichtspunkten fehlt, und dafs auch sie der Königin der Wissenschaften und den systematisierenden Historikern Brauchbares liefern. K. Breysig aber ist von der seltsamen Vorstellung beherrscht, als ob es irgend eine ernsthaft zu nehmende historische Arbeit gäbe, die nicht etwas von dem enthalten würde, was er Systematik nennt, als ob philosophische Disziplinierung jemals für den Historiker als entbehrlich gegolten hätte. Auch die meisten der Forderungen, die er an die Historiker stellt, sind keineswegs neu. Thukydides hat bereits Typen geschaffen, Aristoteles hat Verfassungstypen gezeichnet und seine Betrachtung in materiell verschiedene Entwickelungsreihen gespalten; Breysig selbst anerkennt dies, wo er im zweiten Bande des Aristoteles Verdienste um die Systematik hervorhebt. Und hat nicht Platon eine aus der Psychologie gewonnene Systematik auf den Staat übertragen? Wo bleiben also die fast 2000 Jahre beschreibender Geschichtswissenschaft?

Die Systematik, sagt der Verf., hat den Rahmen, die Geschichte dessen Füllung zu liefern. Zugegeben, was ich bestreite, dafs die Rollen so zu verteilen sind, so kann doch die systematische Forschung, weil sie eingestandenermafsen sich mit dem Stoff nicht näher zu befassen vermag, diesen Rahmen doch wieder nur aus der beschreibenden Geschichtswissenschaft gewinnen. Mehr als einmal hat sich überdies gezeigt, dafs der Rahmen, den die Systematiker lieferten, zu dem Bilde nicht passen wollte, das die Geschichtswissenschaft aus den Quellen erarbeitete. Wenn auch die Historie der Philosophie viel schuldet, so hat sie doch gerade dann die gröfsten Fortschritte erzielt, wenn sie sich von philosophischer Systematik frei gemacht und auf eigene Füfse gestellt hat. Sehr häufig mufs denn auch der Verf. — was für historischen Sinn und für historische Schulung spricht — in diesem Bande darauf aufmerksam machen, dafs seine systematischen Distinktionen der Wirklichkeit nicht entsprechen, dafs sie nur mit zahlreichen Einschränkungen (Klauseln) Gültigkeit haben, dafs sie nur die gegensätzlichen Pole einer Linie darstellen, auf der unendlich viele

Übergangsformen liegen. Wenn also selbst ein so überzeugter Systematiker auf Schritt und Tritt den Eindruck gewinnt, dafs die Rechnung nicht stimmt, was die Empiriker gern bestätigen werden, so begreift man den stets wiederholten Tadel nicht, dafs die beschreibende Geschichte nur eine unübersichtliche Masse von Einzelerscheinungen biete. Man staunt ferner über den systematischen Fanatismus des Verf., der überzeugt ist (S. 204), die Geschichtschreibung werde in absehbarer Zeit zu den Mitteln tabellarischer, zahlenmäfsiger, ja selbst graphischer Darstellungen greifen — was übrigens schon da war —, der es aber auch für möglich hält, dafs die Geschichte ihre Ergebnisse in Formeln kleiden werde wie die Chemie — was allerdings noch nicht da war. Nach K. Breysig fehlt dazu nur noch eine schärfere Bestimmung der psychologischen Begriffe. In der Charakteristik der Männer des Empirismus und in der schroffen Entgegenstellung empirischer und deduktiver Forschung geht der Verf. soweit, zu behaupten (S. 240), dafs die konsequent empirischen Naturforscher allen Gesetzen der natürlichen Entwickelung ihr Anathem entgegenschleudern. Aber es giebt doch eine nicht kleine Zahl von Empirikern, die zwar an einer natürlichen Entwickelung festhalten, sich aber nicht vermessen, alle ihre Gesetze zu formulieren, die gewisse Erscheinungen kennen, deren Erklärung durch die bisher aufgestellten nicht gegeben werden kann.

Der Verf. ist darauf gefafst, dafs seine systematische Betrachtungsweise von seiten empirischer Forscher Angriffen ausgesetzt sein werde. Er tritt daher solchen Einwänden entgegen und lehnt u. a. S. 245 einen Vorwurf empirischer Polemik gegen die vornehmlich deduktiv verfahrende Forschung durch einen Vergleich ab. Der allgemeinen Arbeit werde vorgeworfen, sie stelle eine Einzelheit ganz falsch dar: in der Regel sei es die, über die der Ankläger speziell unterrichtet ist. Dabei hat weder der Angegriffene noch der Beschwerdeführer Unrecht, sondern nur der Gesichtswinkel oder die Entfernung der Betrachtung ist verschieden. Die Luftschiffer berichten, dafs aus grofser Entfernung die Städte wie rötlich-braune Flecken aussehen. Wenn nun jemand, der auf dem Dach seines Hauses ein Gärtchen hat, behaupten wollte, dies müsse von oben grün aussehen, so würde man lächeln; über viele ebenso unbegründete und im einzelnen ebenso berechtigte Einwürfe gegen wissenschaftliche Theorien lächele man aber nicht. In dieser Beweisführung hat eine kleine Verschiebung des Sachverhaltes stattgefunden, wie dies bei der Anwendung von Gleichnissen oft der Fall ist. Solange die Luftschiffer blofs versichern, dafs die Städte wie braune Flecke aussehen, ist es thöricht ihre Aussage zu bezweifeln, der Widerspruch ist aber dann berechtigt, wenn sie behaupten, die Städte sind braune Flecke, oder wenn sie so hoch über den Wolken schweben, dafs sie überhaupt nichts mehr wahrnehmen. Das thun aber deduktive Forscher sehr häufig. K. Breysig sagt z. B. S. 208: 'Die griechische Wissenschaft trachtet in ihren Anfängen nicht der Praxis zu dienen, sie richtet sich auch nicht auf irgendwelche metaphysische Probleme.' In diesem Falle ist der deduktive Forscher so weit von dem Objekte entfernt, dafs er die praktische Nutzanwendung, die Thukydides sogar von seinem Ge-

schichtswerk erwartet, nicht mehr ausnimmt, dafs er die Metaphysik, die in der ionischen Philosophie steckt, nicht mehr zu sehen vermag. Darum stellt er diese Thatsachen in Abrede, und dagegen mufs Widerspruch erhoben werden. Nicht anders ist es mit der Behauptung S. 126, dafs die Erforschung der Zustandsschilderungen bei Homer nur einen sehr geringen Ertrag gegeben hätte; diesem Satz widerspricht der Verf. selbst II 1 S. 32, wenn er sagt, dafs die sozialen Zustände durch die Homerischen Gedichte zwar nicht historisch, aber immerhin nicht nnsicher belenchtet würden. Das gleiche gilt von dem Satz S. 72, dafs es internationale Stände und Klassen im Altertum nicht gegeben habe. S. 86 heifst es ebenso bestimmt, dafs die Demokratie (wie die konstitutionelle Monarchie) aller Zeiten ans dem Streben des Einzelnen entsprungen sei, sich der Macht des Staates zu entziehen, und dafs in dieser Verfassung prinzipiell das Bestreben verfolgt werde, den Einzelnen gegen die Macht des Staates sicher zn stellen. Im Altertum mindestens, das den Menschen als *ζῷον πολιτικόν* definiert, ist der Staatsgedanke so lebendig und mächtig, dafs auch die entschiedensten Demokraten nie daran dachten, sich der Macht des Staates zu entziehen oder sich vor ihr sicher zu stellen, sondern sie wollten solche Veränderungen seiner Einrichtung herbeiführen, die ihnen einen Anteil an dieser Macht sicherten. Eine den Staat negierende Tendenz liegt der antiken Demokratie ferne, anch wo sie von sozialen Antrieben ausgeht. Der Satz ist aber richtig, wenn man an Stelle des Einzelnen und des Staates die Masse der politisch Rechtlosen und die Herrschaft des Adels setzt; freilich ist es dann um die systematische Antithese geschehen: Neigung des Einzelnen sich dem Staat nnterzuordnen ist der Ursprung des Absolutismus; das Streben der Einzelnen sich ihm zu entziehen führt zur Demokratie (konstitntionellen Monarchie).

Die Sozialgeschichte, wie sie der Verf. definiert, ist nichts als eine etwas anders gerichtete, universeller gefafste Kultnrgeschichte; ein neuer Name tritt an die Stelle eines anderen durch vorherrschenden Dilettantismus in Mifskredit geratenen. Die zur Begründung der Sozialgeschichte vorgebrachten Darlegungen enthalten zwei wertvolle Zugeständnisse. Der Verf. bedauert, dafs er den ganz grofsen Menschen im Rahmen dieser Betrachtungsweise nicht mehr Rücksicht nnd Raum habe gönnen dürfen, und mit zarter Scheu bemerkt er, dafs es unendlich schwierig sei, Individuen zu kennzeichnen. Die Anschauung, dafs die Massenerscheinungen die Hauptsache und die Individnen die Nebensache seien, scheint also wenigstens teilweise überwunden, allein die ebenso irrige Vorstellung besteht noch fort, dafs eine wissenschaftliche Erkenntnis der grofsen Zusammenhänge, der Erscheinungen in der Tiefe des Stromes geschichtlichen Lebens, eine Systematik ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit möglich, dagegen eine lebendige Anschanung des einzelnen Menschen kaum oder nicht zu gewinnen sei. K. Breysig sagt ferner (S. XXI), man könne keinem Menschen zumuten Kunstnrteile nachzusprechen, weshalb er sich begnüge nur über solche Kunstwerke sich zu äufsern, die er aus eigener Anschauung kenne. Hier erwacht also plötzlich das historische Gewissen des Verf., angesichts der Kunst empfindet er das Bedürfnis, zu den Quellen niederzusteigen und zu diesen ein

selbständiges Verhältnis zu gewinnen. Nun begreift man erst recht nicht, dafs er kurz vorher für andere Gebiete der Sozialgeschichte ein gleich intimes Verhältnis zum Stoff für unnötig erklären konnte. Es ist doch nicht minder bedenklich, politische, litterarische oder sonstige Urteile darstellenden Werken hervorragender Forscher nachzusprechen. Je hervorragender aber das anerkannte Buch ist, auf das eine systematische Betrachtung aufgebaut wird, desto mehr fremdes Urteil wird notwendig aus der Vorlage in diese übergehen.

Wie die Mehrzahl der methodischen Erörterungen läuft auch diese im letzten Ende darauf hinaus, welche Erscheinungen aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des historischen Lebens vorzugsweise zu berücksichtigen seien, um die wissenschaftliche Erkenntnis zu fördern. Warum aber solche Unterschiede, deren Überlegung wohl Nutzen bringen kann, immer gleich dahin treiben müssen, ein neues System zu bereiten, weshalb die nach diesem System verfahrende Wissenschaft einen neuen Namen bekommen mufs und weshalb dieser Täufling dann mehr oder minder deutlich als die einzig wahre und höchste Geschichtswissenschaft den älteren minderwertigen Geschwistern an die Seite gestellt werden mufs, vermag ich nicht einzusehen.

Das vorzüglich geschriebene, von Geist und weitem Blick zeugende Buch K. Breysigs bietet also Anlafs zu energischem Widerspruch. Soweit dieser Sachliches betrifft, hat er sich im Rahmen wissenschaftlicher Polemik zu halten. Durch eine persönliche Bemerkung fordert jedoch der Verf. eine darüber hinausgehende Kritik heraus. Er anerkennt S. XIV, dafs jeder allgemeinen Arbeit bestimmte, unübersteigbare Schranken gesetzt sind, und dafs auch, wer ein Leben daran setzen wollte, nur eine fragmentarische Leistung zu Wege brächte, fügt jedoch hinzu, dafs dies aus guten Gründen seine Absicht nicht sei. Wenn eine Kulturgeschichte der Neuzeit, deren erste Bände Altertum und Mittelalter mit umfassen, nicht mehr als eine Lebensarbeit gilt, dann ist es freilich selbstverständlich, dafs die Sozialgeschichte lediglich ihre Kunsturteile direkt aus der Betrachtung der Kunstwerke schöpft, und dafs sie im übrigen zu dem Stoff kein näheres, unmittelbares Verhältnis haben kann. Dieser Fehler liegt dann aber an der zu kurz bemessenen Arbeitszeit, und es ist unberechtigt, in der Definition der Wissenschaft daraus eine Tugend zu machen.

Der zweite Band enthält die Sozialgeschichte der Griechen und Römer. Der Verf. hat für nötig erachtet, diese sehr ausführlich darzustellen, obwohl er eine Kulturgeschichte des XIX. Jahrh. schreibt, er will auch im Altertum allen Seiten des geschichtlichen Lebens die gleich eingehende Aufmerksamkeit zu teil werden lassen. Es verdient Anerkennung und zeugt von bedeutendem Talent, dafs dieser Band so geraten ist. Er enthält aber auch im einzelnen zahlreiche Fehlgriffe. In dessen Einleitung finden sich vorerst Bemerkungen darüber, dafs die Benennungen Altertum, Mittelalter und Neuzeit nicht chronologisch, sondern als entwickelungsgeschichtliche Termini zu verwenden seien. Demgemäfs teilt der Verf. die griechische Geschichte in drei Perioden: 1500 bis 750 (Altertum und frühes Mittelalter), 750—500 (spätes Mittelalter), 500 bis 338 (griechische Neuzeit), 338—30 v. Chr. (hellenistischer Epilog der grie-

chischen Geschichte). Die Beobachtung, dafs das Altertum ähnliche Entwickelungsstufen durchgemacht hat wie die in der allgemeinen Geschichte Altertum, Mittelalter und Neuzeit genannten, ist nicht neu, und es ist auch bekannt, dafs diese Entwickelungsstufen an verschiedenen Orten gleichzeitig nebeneinander vorkommen. Dafs z. B. die Türkei im modernen Europa ein rückständig in älteren Zuständen verharrender Staat neben anderen höher entwickelten sei, ist auch aufserhalb der wissenschaftlichen Kreise ein Gemeinplatz. Anch die Bezeichnnng griechisches Mittelalter ist schon geläufig. Th. Bergk, dann E. Meyer, Beloch, Pöhlmann nnd andere verwenden sie als entwickelungsgeschichtlichen Terminns. K. Breysig hat diesen Gebrauch also nur erweitert und als Systematiker konseqnent durchgeführt. Die Grenzen, die diese entwickelungsgeschichtlichen Perioden bei ihm voneinander scheiden, sind die längst bekannten Epochenjahre der griechischen Geschichte. Die letzte der gebrauchten Benennungen (hellenistischer Epilog) ist angenscheinlich einer Verlegenheit entsprungen, denn man erwartet, dafs die Neuzeit den Schlufs bilden werde. Es liefse sich auch ungezwungen vieles dafür geltend machen, gerade die Periode von 338—30 v. Chr. die griechische Neuzeit zu nennen: so z. B. die makedonisch-hellenistischen 'Flächenstaaten', der Weltverkehr dieser Zeit, ihre Fortschritte in der Technik nnd in den Wissenschaften, deren Spezialisierung u. dgl. Diese Erwartung wird nur deshalb nicht erfüllt, weil in Breysigs Einteilung die Bezeichnung Neuzeit schon für die vorhergehende Periode, die meiner Meinung nach weniger Analogien bietet, verbrancht war. Es lohnt sich aber nicht, darüber ernsthaft zu streiten, was berechtigter ist; dieser Hinweis genügt, um zu erkennen, welch geringen Wert für die wissenschaftliche Erkenntnis solche systematischen Analogien haben, sie sind ein Notbehelf wie jede andere Zerlegung des mannigfaltigen und ununterbrochenen Verlaufes der Geschichte, der überall nur mit pädagogischen Gründen und im Hinblick auf eine bessere Übersicht gerechtfertigt werden kann.

Diese blendend geschriebene Darstellung der griechischen Geschichte verläuft vor allem in einem steten Kampf zwischen der Mannigfaltigkeit der Thatsachen und dem Streben des Verf. darin systematische Einheit und Gesetzmäfsigkeit nachzuweisen. Sie enthält vieles längst Bekannte, nur in neuer Ausdrucksweise vorgetragen. Manches tritt in ein schärferes Licht, anderes wird aber durch die sozialgeschichtliche Terminologie auch in ein falsches oder doch nicht in helleres Licht gerückt. Ich kann z. B. nicht finden, dafs das Verständnis der mykenischen Zeit durch die sozialgeschichtliche Parallele mit der Epoche der Merovinger und Karolinger gefördert wird. Das sind Aperçus, aber nicht wissenschaftlich wertvolle Sätze; der Verf. sah sich selbst genötigt, sie mit den Worten 'so verschieden die Verhältnisse sonst sein mögen' einzuleiten. Durch solches halbes nnd ganzes Aufheben der meisten Aufstellungen in diesem Bnche mittelst nachfolgender Einschränknngen spricht der Historiker K. Breysig dem Systematiker das Urteil.

An einer anderen Stelle erörtert der Verf. das Problem, weshalb die Tyrannis bei den Griechen so kurz gedauert habe, und kompliziert es dadurch,

Digitized by Google

dafs er dabei von den italienischen Stadtstaaten der Renaissance ausgeht, in denen die Tyrannis allmählich in die absolute erbliche Monarchie überging. Er mufs daher die Frage aufwerfen, warum sich in Griechenland die Schicksale der Tyrannis anders gestalteten, und findet dafür drei Gründe: ihre Neuheit, den Gegensatz der Aristokratie und den der besitzenden Schichten des Bürgerstandes. Dazu kommt ein von Breysig allerdings grundsätzlich ausgeschaltetes, darum aber nicht minder wichtiges, schon von Aristoteles betontes, persönliches und allgemein menschliches Moment: das zum Mifsbrauch der Gewalt treibende Selbstgefühl der im Besitze der Macht aufgewachsenen Tyrannensöhne. Eine Erscheinung der griechischen Geschichte wird also in dieser Auseinandersetzung vorerst an einem fremdartigen Mafsstab gemessen und nicht aus ihren besonderen, sondern aus anderswoher geholten Voraussetzungen erklärt. Die Analogie und vergleichende Betrachtungsweise, die, nebenher zur Verdeutlichung verwendet, in der Historie sehr wertvoll sind, werden trotz aller Einschränkungen bei K. Breysig das herrschende Prinzip, nach dem die Thatsachen gemeistert und für das System zurechtgemacht werden.

Ein Beispiel dafür, dafs dieses von dem Verf. hochgepriesene Verfahren vollständig versagt, bieten die Gründe, die K. Breysig zur Erklärung der rascheren Entwickelung in der Geschichte des Altertums vorbringt. Die Griechen und Römer haben nach seinen vergleichenden Beobachtungen die zwischen Altertum und Neuzeit liegenden sozialgeschichtlichen Entwickelungsstadien viel rascher durchlaufen als die neueren germanisch-romanischen Völker (II 319 und 518). Dafür liegt der letzte Grund in ihrem Land und dessen Klima: 'Nicht an der Demokratie oder der Sittenlosigkeit, nicht an dem Unglauben der geistigen Führer oder an dem allzuhoch gespannten Persönlichkeits- und Absonderungstrieb der Massen ist das hellenische Volk zu Grunde gegangen, sondern am Süden.' Was also einst, Winckelmanns Gedanken erweiternd, Th. Buckle als einzigen Grund aller Kulturentwickelung bezeichnet hatte, was als überwunden und als unzulängliche Erklärung galt, tritt bei K. Breysig wieder hervor. Ägypten fügt sich dieser Norm freilich nicht, es bildet eingestandenermafsen eine Ausnahme — 'vermutlich auch aus geographischen und anderen, noch stärkeren Gründen', die jedoch dem Leser vorenthalten werden. Das eine wirkt so überzeugend wie das andere, und rätselhaft wie diese Ausnahme ist auch, warum die 'Treibhaustemperatur' des südlichen Klimas das rasche Wachstum und Sterben in Griechenland so viel früher, in Italien erst so viel später bewirkt hat. Diese natürlichen Gründe haben also gar nicht so gleichmäfsig gewirkt, wie zu erwarten wäre, es kann ihnen daher auch nicht entscheidende Bedeutung zukommen. Im geschichtlichen Leben sind sowohl zahlreiche andere Kräfte stärker als die aus der Lage, Gestalt und klimatischen Beschaffenheit des Schauplatzes wirkenden, als auch sind Blüte und Verfall ganzer Nationen immer das Ergebnis einer Fülle von Wirkungen und Gegenwirkungen, sie lassen sich nicht auf eine einfache Formel zurückführen.

Digitized by Google

In der Darstellung von Solons Gesetzen kommt ferner bei K. Breysig dem System zu Liebe der demokratische Grundgedanke zu kurz. Dieses gestattet nämlich erst bei Kleisthenes von Demokratie zu sprechen. Ein Mifsverständnis enthält, was S. 87/88 über Wahl und Losung gesagt ist; die daraus gezogenen Folgerungen über den eminent demokratischen Charakter der Bule samt dem Seitenblick anf die Gegenwart sind daher irrig. Nicht unter den Angehörigen einer Phyle, 'die sich zur Annahme eines Mandates bereit erklärten', entschied das Los, sondern es wurde eine gröfsere Zahl von Kanditaten gewählt, aus denen dann die Buleuten ausgelost wurden.

Die Abschnitte über bildende Kunst, in denen, wie schon bemerkt wurde, Breysig aus selbständiger Kenntnis des Stoffes schöpft, möchte ich zwar am wenigsten in diesem von Anmerkungen fast gänzlich unbeschwerten Buche missen, allein es mufs doch gesagt werden, dafs sie im Vergleiche zu dem der politischen Geschichte eingeränmten einen unverhältnismäfsig grofsen Raum einnehmen. Dafs die Komödie, wie S. 192 behauptet wird, ihrem Wesen nach dem Realismus für immer verschrieben sei, ist nicht richtig. Weder die Karikaturen, die sie von der Wirklichkeit giebt, noch die märchenhaften Stoffe, zu denen sie nicht nur in Griechenland greift, sind realistisch, und auch die Kunst Menanders stilisiert. Für Thukydides findet der Verf. (S. 244) zwar manches Wort der Anerkennung nnd Bewunderung, aber er hebt anch grofse Mängel hervor. Seine künstlerischen Neigungen, seine ästhetische Richtung, die Vorliebe für Einzelthatsachen und für die einzelnen Handelnden haben ihn, nach K. Breysig, gehindert, zu ordnender kausaler oder gar begrifflich gestützter, mit einem Wort, zur systematischen Geschichtschreibung vorzudringen, nach den Strömungen in der Tiefe forscht er ebensowenig wie die deskriptive Geschichtschreibung späterer Zeiten. So lautet, befreit von den folgenden und vorangehenden Klauseln, das unverzeihliche Urteil des Verf. über Thukydides. Die Wiederholung der trotz Christs Litteraturgeschichte albernen Fabel (S. 111) von der Tochter des Thukydides, die das nachgelassene Werk ihres Vaters bearbeitete, ist dagegen harmlos, obwohl aus ihr eine irrige Nutzanwendung auf die Stellung der Frau im V. Jahrh. v. Chr. gemacht wird.

Im selben Mafse, wie Thnkydides herabgedrückt wird, erscheint Aristoteles als Historiker gehoben; er ist der erste, der eine begrifflich geordnete und entwickelnde Geschichte geschrieben hat, und dazu kam er nicht als Geschichtsforscher, sondern als Systematiker. Nur eine Beschränktheit des Aristotelischen Standpunktes wird später zugegeben: dafs er über die Grenzen des Stadtstaates nicht hinaussah; im übrigen sieht aber der Verf. anch in der Darstellung des V. Jahrh. in der 'Αϑ. πολ. nur den Fortschritt von der deskriptiven zur entwickelnden Geschichtschreibung, und er ist sogar so genügsam zu sagen (S. 270—274), dafs man aus diesem Werk sich ein vollständiges Bild der inneren Entwickelung des athenischen Staatswesens machen könne. Für zwei Jahrtausende ist dieser erste Versuch entwickelnde Geschichte zu schreiben, der Aristoteles neben Darwin stellt, der einzige geblieben. Ich vermisse hierzu eine unentbehrliche Ergänzung: dafs nämlich in der 'Αϑ. πολ. von der bei

Digitized by Google

K. Breysig mit Recht so gerühmten Glanzzeit der attischen Geschichte des V. Jahrh. ein einseitiges, verzerrtes Bild erzeugt wird, dafs der Systematiker Aristoteles Athens Gröfse nicht gewürdigt hat. Ich würde noch hinzufügen, dafs der 'deskriptive' Historiker Thukydides in mehr als einem Einzelfall tieferen historischen Blick bewährt hat als Aristoteles, wenn ich damit nicht schon in das Bereich der Quellen selbst käme, deren Hereinziehung Breysigs Buch gegenüber ungerecht wäre.

Das unhistorische Urteil des Aristoteles über Athen im V. Jahrh. ist durch die Anschauungen Platons beeinflufst. Diesen Zusammenhang hat der Verf. zwar erkannt, aber doch gelegentlich an Stellen übersehen, wo darauf Rücksicht zu nehmen war. Auf S. 306 z. B. wird ein ganz allgemeiner Einflufs des griechischen Staates auf Kunst und Wissenschaft angenommen, der bewirkte, dafs Kunst und Wissenschaft dieselbe starke Staatsgesinnung atmeten, von der das politische Leben beseelt war. Das trifft aber für Athen nicht zu, wo die überwiegende Mehrzahl der Vertreter der Wissenschaft sich gerade gegen den Staat wendete, an dessen Formen sie politisch denken gelernt hatte, so Platon und ihm folgend auch Aristoteles. Die Staatslehre des Aristoteles zeigt gewifs im Vergleich zu Platon einen viel empirischeren Zug, allein dafür ist kein Beweis, was der Verf. S. 264 geltend macht, dafs Aristoteles erst im VII. Buche den Idealstaat behandelt. Aristoteles ist vielmehr auch darin Platoniker oder vielmehr überhaupt griechischer Staatslehrer, dafs er den Idealstaat als die Krönung des wissenschaftlichen Aufbaues der Politik betrachtet; darum behandelt er, und nicht weil er weniger Gewicht darauf legte, den Idealstaat im letzten Bnche. Dafs die theoretische Forschung über den Staat weit ins V. Jahrh. zurückreicht, dafs Platon nicht der erste ist, wie S. 255 behauptet wird, der das Leben des Staates zum Objekt eingehender wissenschaftlicher Beschäftigung gemacht hat, pafst zwar nicht in das System Breysigs, ist aber darum nicht minder Thatsache. Ebenso zweifellos ist, dafs Platon nicht der erste war, der die Begriffe der Aristokratie, Oligarchie, Demokratie und Tyrannis gebraucht hat (S. 260). Nach der Ansicht des Verf. darf man erst in der griechischen Neuzeit von einem griechischen Staatensystem sprechen (S. 339), ein solches gab es aber, im kleineren Mafsstabe natürlich, schon zur Zeit der Tyrannis. Wenn ferner die göttliche Verehrung Alexanders und seiner Nachfolger als persische Einwirkung bezeichnet wird, so ist das nicht richtig, die vorbereitenden Stadien dieser Erscheinung liegen vielmehr auf griechischem Boden. Die Proskynesis hat damit nichts zu thun, sie ist nicht aus der Vorstellung von der Göttlichkeit des Königs geflossen, denn die Perserkönige galten immer nur als Menschen, sondern sie ist lediglich ein Bestandteil des Hofceremoniells.

K. Breysig hat auf S. 248 in einer Darlegung über die griechische Medizin sehr anschaulich gezeigt, welch verhängnisvolle Irrwege eine rein begrifflich aufbauende Wissenschaft ohne die Unterlage der Erfahrung geht. Eine Bemerkung auf S. 203 zeigt ferner, dafs ihm die Verwandtschaft seines eigenen geschichtsphilosophischen Versuches mit der Lehre des Empedokles nicht ent-

Digitized by Google

gangen ist. 'Diese überkühnen und farbensatten Weltbilder der ionischen Naturphilosophie bewundern wir, wir wissen aber auch, dafs sie auf einer zu schmalen Grundlage von Erfahrungsthatsachen ruhten, dafs diese Konstruktionen und Systeme vor der Fülle der Thatsachen nicht standgehalten haben.' Auch die 'einfachere und bescheidenere Formel für die Analogien von Welt- und Menschheitsgeschehen', die der Verf. zu vermuten wagte, wird dem Schicksal aller Formeln nicht entgehen. Von der Empirie und Induktion, die im XIX. Jahrh. die Geschichtswissenschaft beherrschte, wendet sich der Verf. mit kühnem Griff der deduktiven und konstruierenden Richtung zu, die im griechischen Mittelalter bereits hervorragende Vertreter gehabt hatte. So liefert er ungewollt den Beweis, dafs die heterogensten Erscheinungen unvermittelt nebeneinander stehen, und dafs deren unendliche Mannigfaltigkeit der Systematik von K. Breysigs Sozialgeschichte aufs entschiedenste widerspricht, die er allein als im höheren Sinne wissenschaftlich anerkennt und als das Endziel der Geschichte bezeichnet. Als Vorbereitung für die Kulturgeschichte des XIX. Jahrh., wie sie der Verf. sich vorstellt, mag dieser Band vortrefflich sein, das kann ich nicht einschätzen; betrachtet man, wozu die Ausführlichkeit der Darstellung berechtigt, was er über die Griechen bietet, an und für sich, so mufs man urteilen, dafs er vieles Verfehlte enthält und auf unhaltbarer Grundlage beruht.

(Schlufs folgt)

Digitized by Google

BEITRÄGE ZUR CHARAKTERISTIK OVIDS[1])

Von Michael Pokrowskij

Die litterarische Thätigkeit Ovids kann man mit einem Kaleidoskop vergleichen, in dem ein und dieselben Elemente in den verschiedensten, zuweilen sehr scharfsinnigen, Kombinationen erscheinen. Der Dichter hat uns Werke hinterlassen, die auf den ersten Blick zu verschiedenen Litteratnrgattungen zu gehören scheinen: Liebeselegien, Liebesbriefe, didaktische Traktate über die Liebe, epische Gedichte ätiologischen Charakters (Metamorphosen und Fasten). Indes darf man das enge Band nicht aufser acht lassen, das alle diese Schöpfungen eint. Es ist schon a priori für jeden verständlich, der eine Vorstellung von der Elegie und überhaupt von der Litteraturrichtung der Alexandriner hat. Amores und Heroides sind im Grunde dieselbe Ars amatoria, nur natürlich nicht in der Theorie, sondern sozusagen in der Praxis. Der Hang des Elegikers zur Ätiologie entspricht den litterarischen Forderungen der Alexandriner, und von ihren römischen Nachahmern hatte schon Properz, begeistert durch Kallimachos, neben lyrischen Werken in einigen Gedichten des letzten Buches etwas von der Art der Fasti gegeben.

Wenn wir die Beziehungen der Werke Ovids zu einander einer Analyse bis ins Einzelne unterziehen, so gewinnen wir die sichere Überzeugung, dafs auch nicht eines von ihnen etwas ganz Isoliertes darstellt, dafs sie vielmehr alle innerlich verbnnden sind durch die Gemeinsamkeit der Stoffe nnd Motive nnd die Einheit der Richtung. Es wäre möglich darzuthun, dafs schon in den Amores die Hauptsujets der folgenden Schöpfnngen Ovids angedeutet sind. Sogar die Epistulae, dieses auf den ersten Bliek so eigenartige Genre, haben viele Berührungspunkte nicht nur mit den Amores und der Ars amatoria, sondern auch mit den Metamorphosen und den Fasten.

So z. B. bildet eine Parallele zum XI. Brief (Brief der Canace an ihren Bruder Macareus, den sie liebt) die Liebe und der Brief der Byblis an ihren Bruder Caunus in den Metamorphosen (IX 453); anderseits ist die Episode von Byblis nicht zu trennen von der Episode von Myrrha, die ihren Vater liebt (Met. X 297). Und die eine wie die andere Episode haben ebenso wie der Brief der Canace dieselbe Art der nnerlaubten Liebe zum Gegenstand wie der Brief der Phaedra an ihren Stiefsohn Hippolyt.

[1]) Aus der russischen Zeitschrift des Ministeriums für Volksaufklärung, 1901 Nr. 7, übersetzt von Prof. Dr. Erich Berneker in Prag.

Charakteristisch ist ferner, dafs Ovid ein und dasselbe Sujet auf verschiedene Arten zu behandeln liebte: so beschäftigte er sich z. B. mit Medea sowohl in den Heroiden als in den Metamorphosen als in einer besonderen Tragödie, die nicht auf uns gekommen ist. Oder nehmen wir den Mythus von Ariadne: der erste Teil ist ausgeführt in den Briefen (X), der zweite in der Ars amatoria (I 527), der dritte in den Fasti (III 459) u. s. w.

Dabei ist Ovid trotz der grofsen Originalität seines geschmeidigen sophistischen Geistes, trotz seiner wunderbaren Gabe, dem Leser längstbekannte Gegenstände in neuen, unerwarteten Kombinationen, mit eigenartigen Nüancen in ihrer Beleuchtung vorzuführen[1]), doch — vielleicht unwissentlich — sklavisch abhängig von der alexandrinischen Richtung. Die Schablonenhaftigkeit in der Auswahl der Motive geht nur zu häufig bis ins Absurde oder ist zum mindesten geeignet dem aufmerksamen Leser ein Lächeln abzunötigen.

So schildert Ovid an zwei Stellen der Fasti den Anbruch der Nacht im Tone der Alexandriner, z. B. des Apollonios von Rhodos (Argon. III 749: *οὐδὲ κυνῶν ὑλακὴ ἔτ' ἀνὰ πτόλιν, οὐ θρόος ἦεν ἠχήεις*) — vgl. Varro Atac.: *De-*

[1]) Bei diesem Anlafs ist es vielleicht nicht ohne Interesse, das eigenartige Verhältnis Ovids zu Properz zu betrachten, namentlich in dem Bestreben, den Mythen, Bildern und Vergleichen, die er von Properz entlehnt, eine andere Beleuchtung zu geben. So wird bei letzterem (II 22, 25) der Mythus von Jupiter und Alkmene zum Beweis dafür angeführt, dafs die Liebe den Liebhaber nicht ermüdet: nachdem er zwei Nächte mit Alkmene verbracht hat, kehrt Jupiter zu seinen Donnerkeilen zurück, ohne im geringsten geschwächt zu sein. Ovid (Amor. I 13, 45) wendet es anders: Jupiter verlängert die Nacht des Stelldicheins mit Alkmene, um seltener die Morgenröte zu sehen, die die Liebesstunden kürzt. In derselben Elegie sagt Properz, indem er den angeführten Gedanken entwickelt, dafs Hektor aus den Armen der Andromache unermüdet in den Krieg zog und die Griechen in Schrecken setzte. Bei Ovid (Amor. I 9, 37) wird dieser Gegenstand angeführt zur Bekräftigung des Gedankens, dafs Liebe und Kriegsdienst verwandt seien: aus den Armen der Andromache zieht Hektor in den Kampf, und seine Frau ist es, die ihm den Helm reicht. Oder Properz spricht z. B. (IV 5, 5) von der *lena* und schreibt ihr die Fähigkeit zu, den keuschen Hippolyt verliebt zu machen Bei Ovid figuriert Hippolyt in anderem Zusammenhang: jede Jungfrau oder jede Frau hat ihre Reize (Amor II 4, 31) - - *ut taceam de me, qui causa tangor ab omni, illic Hippolytum pone, Priapus erit.* In der dritten Elegie des II. Buches (V. 35) begeistert sich Properz an Cynthia und hört auf sich zu wundern, dafs ein Krieg zwischen Europa und Asien um einer Frau willen entbrannte: *Nunc, Pari, tu sapiens et tu, Menelae, fuisti, tu quia poscebas, tu quia lentus eras.* Diese Verse ahmt Ovid deutlich Ars amat. III 253 nach, nur dafs er ihnen eine andere Beleuchtung giebt: seine Lehren sind an gewöhnliche Frauen, schöne und unschöne, gerichtet; so hat er natürlich keinen Grund, die berühmten mythologischen Schönheiten wie Helena zu lehren, *quam non stulte, Menelae, reposcis, tu, quoque non stulte, Troice raptor, habes.* Ich neige dazu, in ähnlichen Fällen hauptsächlich das Streben zu sehen, das Motiv anders zu beleuchten, als es beim Vorbild der Fall ist. Wenigstens ist die gleiche Tendenz Ovids Catull gegenüber völlig deutlich. Das berühmte *odi et amo*, mit dem der letztere in tragischer Einfachheit und Kraft seinen schweren seelischen Zwiespalt ausdrückt, parodiert Ovid mehr als einmal, nicht ohne Beimischung von Raisonnement. 'Ich bin leichtsinnig', sagt er in der bekannten 4. Elegie des II. Buches, 'mich ziehen alle Arten von Schönheiten an, doch was soll ich thun? *Odi nec possum cupiens non esse quod odi*'. Vgl. Amor. III 11, 34: *Luctantur pectusque leve in contraria tendunt hac amor, hac odium; sed, puto, vincit amor*; Amor. III 11, 39: *Tunc amo, tunc odi frustra, quod amare necesse est.*

Digitized by Google

sierant latrare canes urbesque silebant, omnia noctis erant placida composta quiete; hierher gehört auch die klassische Schilderung der Nacht in Vergils Äneis IV 522 (*Nox erat*...) — nämlich Fast. V 429:

> *Nox ubi iam media est, somnosque silentia praebent,*
> *Et canis et variae conticuistis aves.*

Die Erwähnnng der Hunde schadet in diesem Zusammenhang der Sache nicht, dafür wirkt sie etwas komisch in der Erzählung, wie Ceres auf der Suche nach ihrer Tochter den Gipfel des Ätna ersteigt (Fast. IV 489: *Iam color unus inest rebus, tenebrisque teguntur omnia, iam vigiles conticuere canes*). Wächterhunde am Gipfel des Ätna! Jedenfalls ein seltsames Detail.

Nicht weniger interessant ist folgendes: das Mitleid offenbart sich nach dem Geschmack der alexandrinischen Poesie in Thränen. Erschöpft von der Wanderung und tief erschüttert durch den Raub der Proserpina, rührt Ceres dnrch ihre Erzählung den eleusinischen Greis Celeus und seine kleine Tochter zu Thränen (Fast. IV 523). Im vorliegenden Falle läfst sich gegen ein solches Detail nichts einwenden; doch zweifellos wirkt es verwunderlich in der Erzählung, wie des Tarquinius Sohn Sextus, nachdem er sich der Geifselung unterzogen, arglistig im Lager der Gabiner erscheint, und wie die gabinischen Soldaten, znerst geneigt ihn zu töten, beim Anblick der Striemen auf seinem Rücken in Thränen ausbrechen (Fast. II 699)!

Versuchen wir nun diesen Gesichtspnnkt auf gröfsere Abschnitte und ganze Werke Ovids anzuwenden.

Viel interessantes Material bieten in dieser Hinsicht die Heroiden, in welchen Ovid entschieden mit Gemeinplätzen Mifsbrauch treibt.[1])

Am Kopfe einiger Briefe begegnet ein und dasselbe Spiel mit den Bedeutungen von *salus* (Rettung — Grufs)[2]), z. B. IV: *Qua, nisi tu dederis, caritura est ipsa salute*, XV: *Hanc tibi mitto salutem, quae tribui sola te mihi dante potest;* XVIII: *Quam mihi misisti verbis, Leandre, salutem, ut possim missam rebus habere, veni.* Dieses Spiel mit den Bedeutungen wiederholt Ovid in der Episode von Byblis (Met. IX 530: *Quam nisi tu dederis, non est habitura salutem, hanc tibi mittit amans*) und, was merkwürdig ist, in den Werken aus der Verbannung (z. B. Trist. V 13, Ex Ponto I 10), d. h. in solchen Schöpfungen, in denen man angesichts der eigentümlichen Lage des Autors weniger Schablonenhaftigkeit erwarten sollte.

Viele Heldinnen erinnern in gleicher Weise ihre Helden an die Thränenflecken, oder daran, dafs sie schreiben, während sie das Schwert schon an den Busen gesetzt haben. Bei der Mehrzahl von ihnen ist die Furcht vor der Nebenbuhlerin entwickelt, bisweilen auch eine grundlose. So fürchtet Penelope,

---

[1]) Vgl. Ribbeck, Gesch. d. röm. Dichtung II 239.

[2]) Dasselbe bemerken wir im Pseudolus des Plautus V. 41: *Phoenicium Calidoro amatori suo . . . salutem impertit et salutem ex te expetit.* Etwas Ähnliches liegt bei den Griechen beim Verbum *χαίρειν* vor, z. B. Anthol. Palat. Epigr. erot. 8: *῾Ρουφῖνος τῇ ᾿μῇ γλυκερωτάτῃ ᾿Ελπίδι πολλὰ χαίρειν, εἰ χαίρειν χωρὶς ἐμοῦ δύναται.*

Ulysses habe sie verraten und mache sich über sie mit der neuen Gebieterin lustig (I 77: *Forsitan et narres, quam sit tibi rustica coniunx*), oder ist zum mindesten darüber bekümmert, daſs er sie, von seinen Irrfahrten zurückgekehrt, alt und wenig interessant finden würde. Medea fürchtet ebenso, daſs Iason sich spöttisch über sie gegenüber der neuen Genossin äuſsern könnte.[1]) Dieselben Besorgnisse äuſsert auch Phyllis: ihr Demophoon kehrt lange nicht zurück, vielleicht ist er in neuen Liebesbanden und hat seine Phyllis vergessen. Dido ist geneigt zu denken, ihr Äneas werde nicht nur ein neues Land, sondern auch einen neuen Gegenstand für seine Liebe finden. Helena sieht schon bevor sie sich mit Paris einläſst die Möglichkeit eines Verrats voraus. Sogar Hero, deren Verehrer Leander um ein Stelldichein mit ihr den Hellespont durchschwamm, quält sich mit dem Gedanken, ob nicht ihren Leander ein neues Verhältnis am anderen Ufer zurückhalte.

Eine ganze Anzahl von Heldinnen, von Penelope an, malt sich voller Entsetzen die Bilder der Kämpfe aus, an denen ihre Helden teilnehmen, und verwünschen im Ton der Elegie den Krieg überhaupt. Hermione, Phädra u. a. berufen sich auf einen eigentümlichen Atavismus der Liebe. Viele Heldinnen erinnern sich daran, wie ihre treulosen Helden bei der Trennung von ihnen weinten. So weinte Paris beim Abschied von Helena, Iason beim Abschied von Hypsipyle (VI 58), Demophoon beim Abschied von Phyllis (II 51). Önone wie Medea sind bekümmert, daſs gegen die Liebe kein Heilkraut hilft.

Deianira und Medea zählen genau die Thaten ihrer Helden Herkules und Iason auf; einen kurzen Überblick über die Thaten desselben Iason giebt auch Hypsipyle, die er ebenfalls verriet. Überhaupt ist die Ähnlichkeit in den Motiven leicht zu finden in solchen 'Briefen', die denselben Helden gemein haben. Vgl. z. B. Önone und Helena, deren Held Paris war. Önone beruft sich, indem sie eine Parallele zwischen sich und ihrer Rivalin Helena zieht, darauf, daſs Helena mehrfach geraubt wurde, folglich sich der Entführung leicht zugänglich zeigte: *Quae totiens rapta est, praebuit ipsa rapi* (V 132). Paris beruft sich im Brief an Helena gleichfalls auf diese Entführungen, erklärt sie jedoch aus der ungewöhnlichen Schönheit der Heldin (XV 147). Endlich erwähnt Helena selbst diesen Punkt und bittet, daraus keine Schlüsse auf ihren Leichtsinn zu ziehen (XVI 22): *Rapta semel videor bis quoque digna rapi?*[2])

Die gleichen Motive begegnen auch in solchen Briefen, deren Heldinnen annähernd das gleiche Schicksal hatten und sich in ähnlichen Lagen befanden, z. B. Heldinnen, die Trojaner lieben. So ist Önone, die Paris, wie Dido, die Äneas liebt, empört, daſs man sie feindlich behandle: sie sei doch nicht mit den Danaern gekommen, Troja zu zerstören (V 148, VII 163)! Die Ähnlichkeit der Lage von Dido und Phyllis läſst auch ihre Briefe auſserordentlich ähnlich werden, wobei ich in anderem Zusammenhang zeigen könnte, daſs

[1]) Vgl. Ariadne in den Fasti III 491: *Praecipue cupiam celari Thesea, ne te consortem culpae gaudeat esse suae.*

[2]) Vgl. Ariadne in den Fasti III 489: *Ne sciat hoc quisquam tacitisque doloribus utar, ne totiens falli digna fuisse puter.*

Phyllis der Vergilischen Dido näher steht als der Dido Ovids. Ferner sind einander aufserordentlich ähnlich Penelope, Laodamia und zum Teil auch die junge Hero.

Indem wir uns gestatten, den Rahmen dieser Beobachtungen etwas zu erweitern, möchten wir noch die überraschende Ähnlichkeit von Betrachtungen nnd Erwägungen bei Phädra, Byblis und Myrrha feststellen. Phädra rechtfertigt ihre Liebe zum Stiefsohn durch die Berufung auf Jupiter, der seine leibliche Schwester zur Frau habe: dadurch habe Jupiter gezeigt, dafs die *pietas* im Grunde genommen das sei, was den Menschen gefalle (IV 133: *Iuppiter esse pium statuit, quodcumque iuvaret, et fas omne facit fratre marita soror*). Ähnliche Gedanken spricht Byblis aus, die ihren Bruder liebt (Met. IX 497: *Di nempe suas habuere sorores. Sic Saturnus Opim, iunctam tibi sanguine duxit, Oceanus Tethyn, Iunonem rector Olympi*). Myrrha, die ihren Vater liebt, will in dieser Liebe gleichfalls kein Verbrechen sehen und möchte sich eine moralische Stütze aus dem Leben der Tiere und solcher Völker suchen, *in quibus et nato genetrix et nata parenti iungitur, et pietas geminato crescit amore* (Met. X 332).

In dieser Beziehung sind vielleicht noch lehrreicher Ovids Gedichte aus der Verbannung.

Als Catull wirkliche Episoden aus seinen Beziehungen zu Lesbia beschrieb, da streifte er fast gänzlich die gekünstelte und schwerfällige alexandrinische Gelehrsamkeit ab nnd begann sich einer kraftvollen und aufserordentlich einfachen Sprache zu bedienen, ohne jedes rhetorische und mythologische Beiwerk. Nicht so Ovid. Für ihn war seine Verbannnng etwas Grausig-Unwahrscheinliches und Unerwartetes. In den ganzen zehn Jahren seiner Verbannung konnte er sich mit ihr nicht abfinden, obschon er sich der gröfsten Achtung der örtlichen und benachbarten Bevölkerung erfreute und sogar Verse in getischer Sprache schrieb. Die Trauer und der Gram, die ihn verzehrten, hätten ein ausgezeichnetes Material für wahrhaft lyrische Gedichte abgeben können, doch bei Ovid verbleichen geradezu die Töne der echten Lyrik vor dem künstlichen und schablonenhaften Flittergold, das er seinen früheren Werken entlehnt.

Wir machten schon auf einen typischen Fall von Berührung der späteren Werke Ovids mit seinen Heroides aufmerksam. Da es nicht nötig ist, in diesem Zusammenhang auf die schwierige Frage betreffs des Verhältnisses der früheren nnd späteren Gedichte unseres Autors näher einzugehen, wollen wir uns nnr auf einige ähnliche Fälle beschränken.

So fürchtet in einem späteren Gedicht (Trist. III 14, 46 ff.) Ovid, in seinen Schriften könnten ausländische, pontische Wörter begegnen: das erinnert etwas an die Besorgnis der Ausländerin Briseis, dafs ihre Sprechweise nicht rein sei (Her. III). Wegen der Reminiscenzen aus den Heroides ist ein anderes Gedicht (Trist. III 10) interessant: der Anblick des zugefrorenen Hellespont bringt Ovid auf den Gedanken, dafs, wenn es so zu seinen Zeiten gewesen, Leander zum Stelldichein mit Hero eilend nicht ertrunken sein würde; die Armut der Natur und das Fehlen der Äpfel führt Ovid zur Erwägung, dafs

hier Acontius nichts gehabt hätte, um Cydippe seine Liebeserklärung zu schreiben.

Selbst die einleitenden Verse zu den Tristia mit dem Thema, dafs das Buch in die Stadt dringen würde, zu der seinem Verfasser der Zutritt verwehrt sei (*Sine me, liber, ibis in urbem; ei mihi, quod domino non licet ire tuo*), sind wie ein Nachklang eines der Scherzgedichte in den Amores (III 8): seine Verse lobt Corinna und nimmt sie an, während sie vor ihm die Thüre schliefst: *Quo licuit libris, non licet ire mihi.*

Einst liebte Ovid zu schreiben, die Poesie sei nützlich in der Liebe, einst pflegte er die Schönen zn überreden, ihre Liebe den Dichtern nicht zn versagen, die ihnen dafür die Unsterblichkeit schenkten; jetzt (Pont. IV 8) schreibt er, die Poesie sei ans demselben Grunde den Herrschern von Nutzen, und bittet darauf gestützt den Cäsar um Gnade.

Einst behauptete er nach anderen Lyrikern, z. B. Catull, er sei bereit, der Dame seines Herzens bis in die Syrten nnd die Charybdis zu folgen (Amor. II 16, 21); jetzt ist er bereit, ebenfalls nach den Syrten und der Charybdis zn eilen, nur um Tomi zn verlassen (Pont. IV 14, 9).

In der Ars amatoria und den Remedia amoris erschien eine bemerkenswerte sophistische Erwägung: wenn die Dame schwärzer ist als illyrisches Pech, so mufs sich ihr Verehrer sie einfach als brünett vorstellen; umgekehrt, wenn sie einfach brünett ist, mufs er sie schwarz finden (Ars II 658, Remed. 327). Jetzt tritt dieses illyrische Pech schon in anderem Zusammenhang auf (Pont. IV 14, 43): er, Ovid, sei reines Herzens und ohne Bosheit; wenn er jetzt schwärzer würde als illyrisches Pech, so würde er dann selbst kein Recht haben seine ergebenen Frennde anzngreifen.

In der Ars amatoria hiefs es, dafs Freundschaft in heutigen Zeiten ein leerer Klang sei (I 740), dafs es jetzt keine solchen Freunde mehr gebe, als es Thesens und Pirithous, Orest und Pylades waren; daher dürfe man seine Herzensgeheimnisse nicht einmal den Freunden enthüllen (*Non est hostis metuendus amanti: quos credis fidos, effuge, tutus eris*). Dasselbe Thema, und zwar mit den gleichen Beispielen, wird auch in den Gedichten aus der Verbannung angeschlagen, z. B. Pont. II 3, 8: *Vulgus amicitias utilitate probat. Cura, quid expediat, prius est, quam quid sit honestum.* Die wenigen Freunde, die ihn nicht verrieten, vergleicht er jetzt sehr oft mit dem antiken Thesens und Pirithous u. a. (Trist. I 3, 66; I 5, 19; I 9; V 4, 25; Pont. II 3, 41; 4, 21).

Bekannt ist die interessante These in der Ars amatoria: die falschen Damen solle man mit ihren eigenen Waffen schlagen (I 645: *fallite fallentes*), nnd den Rittern wird zum Scherz empfohlen, nach dem Beispiel der Tyrannen Busiris und Phalaris zu verfahren. Diese beschäftigen den Dichter auch in der Verbannung, doch wieder in anderem Zusammenhang. Nun vergleicht er mit ihnen einen der Bedrücker seiner Familie in Rom (Trist. III 11, 39) nnd ruft mit einer gewissen Tragikomik aus: er, der Dichter, sei doch nicht in Sicilien; warum behandele man ihn denn wie ein sicilischer Tyrann? (V. 55: *Quid mihi cum Siculis inter Scythiamque Getasque?*) In einem anderen Gedicht

(Pont. III 6, 41) muntert er einen seiner schüchternen römischen Freunde auf, indem er ihn überredet, seine Bekanntschaft mit dem Vertriebenen doch nicht zu leugnen: Augustus sei kein Busiris und kein Phalaris.

Ziemlich komisch wirkt die Versicherung in den Trist. IV 7, der Dichter sei eher im stande an die allerseltsamsten mythologischen Verwandlungen zu glauben (Anspielung auf die Metamorphosen) als daran, dafs sich ein Freund ihm gegenüber geändert haben sollte.

Bekannt sind die Scherze Ovids über das elegische Distichon: es hinkt, und das verleiht ihm Schönheit; der Dichter selbst ist nicht so schön wie seine Liebste, indes: *aptari magnis inferiora licet* (Amor. II 17, 14). Venus hat sich mit dem hinkenden Vulkan gepaart, in der Elegie pafst der heroische Vers trefflich zu dem mit dem kürzeren Fufs — dem Pentameter. Selbst die Göttin der Elegie wird hinkend dargestellt, *et pedibus vitium causa decoris erat* (Amor. III 1, 10). Etwas ähnliches begegnet auch in den Gedichten aus der Verbannung, z. B. Trist. III 1, 10: *Clauda quod alterno subsidunt carmina versu, vel pedis hoc ratio, vel via longa facit*; Pont. IV 5: *Ite, leves elegi, ... longa via est, nec vos pedibus proceditis aequis.*

LUCRETIA BEI OVID

Die oben dargelegten Erwägungen müssen uns den Schlüssel geben zum Verständnis gröfserer Abschnitte aus den Fasten und den Metamorphosen. Verweilen wir bei dem Abschnitt *Regifugium* in den Fasten II 685—852, dessen Grundlage die Episode von der Vergewaltigung und dem Selbstmord der Lucretia bildet. Das hauptsächliche methodologische Interesse erregen zwei Punkte dieses Abschnittes: erstens die Art, wie der lyrische Dichter mit der historischen Erzählung, mit der historischen Folgerichtigkeit umgeht; zweitens die Bearbeitung des Romanstoffes.

Wie auch an anderen Stellen der Fasten, benutzt Ovid deutlich Livius; doch als Lyriker zeigt er sich durchaus nicht besorgt um die Folgerichtigkeit der Erzählung, sondern richtet sein Hauptaugenmerk nur auf einige Einzelheiten. So ist die Erzählung von dem Vorzeichen, vom Rate des delphischen Apollo und von der List des Brutus (V. 711—720) so kurz, so schlecht mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden verbunden, dafs bei der Lektüre uns unwillkürlich die bekannten Worte Horazens in den Sinn kommen: *brevis esse laboro, obscurus fio.*

In der vorausgehenden Erzählung von der Einnahme Gabiis und der List des Sextus nehmen unwesentliche Einzelheiten den breitesten Raum ein. Die Begegnung des durchgeprügelten und waffenlosen Sextus mit den Feinden geht, wie es scheint, beim Schweigen der Nacht und bei Mondschein vor sich; durch die kurze Rede des Sextus gerührt, brechen die gabinischen Soldaten in Thränen aus! Nicht minder charakteristisch sind die Verhandlungen von Sextus' Boten mit Tarquinius beschrieben. Bei Livius (I 54) und Dionys von Halikarnafs (IV 56) führt Tarquinius den Boten in den Garten und schlägt dort die Mohnköpfe herunter. Ovid verweilt eingehend (obwohl das für den

Gang der Erzählung durchaus nicht wesentlich ist) bei der Beschreibung des Gartens und stellt ihn sich vor erfüllt von Düften und mit einem Bach von sanft plätscherndem Wasser; im Einklang damit haben sich bei ihm die Mohnköpfe in Lilien verwandelt. Auf solche Weise ist ein Idealgarten entstanden im Geschmack der Georgica (IV 32: *irriguumque bibant violaria fontem*), obwohl ein solcher Garten natürlich mehr für Liebende als für diplomatische Verhandlungen passen würde.

Die Episode von Lucretia ist bei Ovid nichts anderes als eine scharfsinnige Verknüpfung schablonenmäfsiger erotischer Motive, wobei in der Gestalt der Heldin nichts Römisches übrig geblieben ist, nichts, das dem Typus der altrömischen Matrone gliche.

Lucretia fertigt ihrem Manne den Kriegsmantel, wie Arethusa bei Properz (vgl. Alcyone und Ceyx in den Metam. XI 573); sie ist so weiblich, dafs auch ihre Stimme zart und klagend[1]) ist. Wie die Mehrzahl der elegischen und speziell der Ovidischen Heldinnen fürchtet sie den Krieg wie den Tod (V. 753 f.: *Mens abit et morior, quotiens pugnantis imago me subit, et gelidum pectora frigus habet*) — vgl. Penelope Her. I 22: *Quisquis erat castris iugulatus Achivis, frigidius glacie pectus amantis erat*), Laodamia (Her. XIII 51: *Sed timeo, quotiens subiit miserabile bellum*), Deianira (Her. IX 36: *Torqueor, infesto ne vir ab hoste cadat*). Ebenso schreckt sie die Kühnheit ihres Gatten, wie z. B. Penelope (V. 41: *Ausus es, o nimium nimiumque oblite tuorum, Thracia nocturno tangere castra dolo*), Laodamia (V. 96: *Di faciant, ne tu strenuus esse velis*). Ardea ist ihr, obschon es am Ende die Römer mit Lorbeeren bekränzt, ebenso verhafst wie z. B. Troja der Penelope (Her. I 13: *Troia iacet certe Danais invisa puellis: vix Priamus tanti totaque Troia fuit*).

Es ist begreiflich, dafs eine so schwache und zarte Heldin nicht umhin kann in Weinen auszubrechen, wenn ihr Erinnerungen und traurige Gedanken kommen; so ergiebt sich ein malerischer, wenn auch schablonenhafter Kontrast zwischen ihrer Trauer und der freudigen Überraschung — dem Erscheinen des Gatten (V. 759: *'Pone metum, venio!' coniunx ait, illa revixit deque viri collo dulce pependit onus*; vgl. etwas Ähnliches in der Episode von Bacchus und Ariadne Fast. III 509: *Occupat amplexu, lacrimasque per oscula siccat*).

Aufserdem senkt Lucretia das Haupt (eine für den Elegiker sehr reizvolle Pose, vgl. Amor. II 4, 13: *Sive aliqua est oculos in se deiecta modestos, uror et insidiae sunt pudor iste meae*), weint und erscheint in diesem Augenblick besonders schön (V. 755 ff.):

Desinit in lacrimas, intentaque fila remittit,
In gremio voltum deposuitque suum.
Hoc ipsum decuit: lacrimae decuere pudicae.

---

[1]) So verstehe ich *tenui sono* in V. 744. Vgl. Ovid, Met. XIV 427: *Illic cum lacrimis ipso modulata dolore verba sono tenui maerens fundebat, ut olim carmina iam moriens canit exsequialia cygnus*; I 708: *Dumque ibi suspirat, motos in arundine ventos effecisse sonum tenuem similemque querenti*; Tibull. I 3, 60: *Aves tenui gutture dulce sonant.*

Dies ist ein traditionelles Elegikermotiv, das bei Ovid sehr häufig begegnet, z. B. Met. IV 229 (Leucothea erblickt unerwartet den sie liebenden Jupiter: *Et colus et fusus digitis cecidere remissis; ipse timor decuit*), IV 330 (der junge Daphnis errötet bei der Liebeserklärung der Nymphe Salmacis: *sed et erubuisse decebat*), I 530 (Daphne verschönt sich aus Furcht vor dem sie verfolgenden Apollo: *auctaque forma fuga*), Fast. V 608 (Europa fürchtet sich, auf dem Jupiter-Stier zu reiten, und wird dadurch noch verführerischer: *et timor ipse novi causa decoris erat*), Met. IV 672 (Andromeda ist für Perseus besonders reizvoll durch ihre Pose: sie ist an den Felsen geschmiedet, ihr Haar ist aufgelöst und aus ihren Augen strömen Thränen. Dies ist sogar kanonisiert in der Ars amatoria III 291: *et lacrimae prosunt* und weiter V. 429: 'Was konnte Andromeda weniger erhoffen, als dafs sie durch ihre Thränen jemandem gefallen könnte? Bei der Beerdigung des ersten Gatten sucht man häufig den zweiten. Der Frau steht es gut, die Haare aufzulösen und das Weinen nicht zu hemmen') u. s. w.

Die Leidenschaft des Sextus für Lucretia ist beim Schöpfer der Ars amatoria zu einem ganzen Roman gewachsen. Zuerst ist Sextus getroffen, doch bevor er sich Rechenschaft von seinem Gefühl giebt, durchdringt ihn *caecus amor* (genau ebenso Perseus beim ersten Anblick der reizenden Andromeda: *trahit inscius ignes et stupet*, Met. IV 675); erst dann verliebt er sich endgültig in Lucretia, als er sie verlassen mufs. Also die Sache geht vor sich nach den Regeln und Beobachtungen der Ars amatoria, vgl. II 353: *Phyllida Demophoon praesens moderatius ussit; exarsit velis acrius illa datis*; vgl. ebenso Her. XVIII 14 (Brief des Acontius): *auctaque flamma mora*. Endlich entschliefst er sich zum Äufsersten und ruft aus: *Audent s forsque deusque iuvat!* (Vgl. Ars I 608 und dieselben Ausrufe bei den energischen *jeunes premiers* der Komödie.)

Was fesselt den Sextus? Vor allem die idyllische Schönheit und die abwechslungsreichen Posen der hinter dem Spinnrad sitzenden Lucretia (V. 771: *Sic sedit, sic culta fuit, sic stamina nevit, neglectae collo sic iacuere comae*).

Bei Ovid ist im Gegensatz zu Livius nicht das wichtig, dafs Lucretia spinnt und ihre Häuslichkeit offenbart, sondern dafs sie sich dabei in einer sympathischen Szenerie befindet. Man kann nicht umhin in dieser Szenerie des Vorgangs die Einflüsse der hellenistischen Poesie zu sehen, und wirklich finden wir dieses Motiv sowohl in der Elegie als in der Komödie — vgl. Tibull I 3, 83 f.; Ovid, Heroid. XVIII (Hero) 45 f.; Terent. Hautontim. 275 f. u. s. w. Die einzelnen Eigenschaften der Lucretia fallen gänzlich mit denen der elegischen Heldinnen zusammen: es zieren sie *niveusque color flavique capilli* (V. 763), wie z. B. Cydippe (Her. XIX 55); hinzugefügt sei, dafs auch das Geständnis des Acontius, des Verehrers der Cydippe, sich sogar in der Form mit der Charakteristik der Stimmung des Sextus berührt.

Dafs Lucretia als Blondine erscheint, ist völlig begreiflich — vgl. Önone (Her. V 122), Europa (Fast. V 609), Ceres (Met. VI 118), Minerva (Fast. VI 652) u. a.

Digitized by Google

Weiter bemerkt Sextns, dafs in der Schönheit Lncretias nichts Künstliches ist (V. 764: *Quique aderat nulla factus ab arte decor*) — folglich ist Lncretia hier als die ideale *ingénue* der Elegie und Komödie dargestellt. Vgl. besonders Terent. Phorm. 104: *Virgo pulchra, et quo magis diceres, nil aderat adiumenti ad pulchritudinem, capillus passus, nudus pes, ipsa horrida, lacrumae, vestitus turpis; ut, ni vis boni in ipsa inesset forma, haec formam exstinguerent.*

Die Stellnng Lncretias im Schlafgemach, als Sextus zu ihr hineintritt, ist ebenso beschrieben wie z. B. die Stellung der mythologischen Heldinnen — der Philomela, vergewaltigt vom Gatten ihrer Schwester Tereus (Met. VI 427: *Illa tremit velut agna pavens, quae saucia cani ore excussa lupi nondum sibi tuta videtur*), und der Callisto, die sich erfolglos gegen Jupiter wehrt (Met. II 436: *Illa quidem pugnat, sed quae superare puella quisve Iovem poterat superum?*) — vgl. Fast. II 799: *Sed tremit ut quondam stabulis deprensa relictis parva sub infesto cum iacet agna lupo. Quid faciat? pugnet? vincetur femina pugnans.*

Im höchsten Mafse charakteristisch ist das Benehmen der Ovidischen Lncretia vor dem Selbstmord. Obwohl ihr der Dichter einen *animum virilem* zuschreibt, ist sie doch ebenso graziös und weiblich wie in der Szene hinter der Spindel: lange schweigt sie, verhüllt vor Scham ihr Gesicht mit einem Tuch, aus ihren Augen strömen die ganze Zeit über Thränen; einige Male versucht sie zu sprechen, doch sie schämt sich; endlich erzählt sie nur ein wenig, ohne die Augen zu erheben[1]), doch das Ende erzählen kann sie nicht, sie beginnt von nenem zu weinen und errötet. Das ist eine Kopie der Ovidischen Myrrha (einer fremden, nicht römischen Heldin), die sich schämt ihrer Amme die Liebe znm Vater zu gestehen (Met. X 389: *Muta silet virgo terramque immota tuetur*, 420: *Conataque saepe fateri, saepe tenet vocem pudibundaque vestibus ora texit et 'o', dixit, 'felicem coniuge matrem!' Hactenus, et gemuit*).

Endlich ist es interessant, wie Lncretia selbst im Angenblick des Todes

[1]) Die Verse 823—824 (*Ter conata loqui ter destitit, ausaque quarto non oculos ideo sustulit illa suos*) bedürfen einiger Erläuterung. Peter versteht *ideo* im Sinne von '*ad loquendum*', doch das ist sonderbar: um zn sprechen, brancht sie nicht die Augen zn erheben. Diesem *ideo* mufs man eine cansale und dazu emphatische Bedentung beilegen, und das Participium *ausa* mufs man als Verkürzung eines Koncessivsatzes auffassen, dann erhält man folgenden Sinn: 'Obwohl sie sich anch entschlofs zu sprechen, so erhob sie doch nur deshalb, weil sie sich entschlofs zu sprechen, noch nicht die Augen', d. h. der Entschlufs zu sprechen rief bei ihr noch nicht den Entschlufs hervor, ihren Partner anzublicken. Solchen Gebrauch von *ideo* und *idcirco* im negativen Satz finden wir ziemlich häufig, z. B. bei Cicer. Balb. 35: *Populus se nusquam obligavit; neque ideo est Gaditanorum causa deterior: gravissimis enim et plurimis rebus est fulta.* Tac. Hist. I 75: *Ita promissis simul ac minis temptabantur, neque ideo praetorianorum fides mutata.* Ovid. Fast. VI 428: *Cetera iam pridem didici puerilibus annis, non tamen idcirco praetereunda mihi.* Met. VIII 742: *Non tamen idcirco ferrum Triopeius illa abstinuit;* XI 448: *Multaque respondit, timidum solantia pectus, nec tamen idcirco causam probat.* Caes. Bell. civ. I 42, 2: *Afranius Petreiusque . . . copias . . . producunt et proelio lacessunt, neque idcirco Caesar opus intermittit.*

besorgt ist eine schöne und anständige Pose einzunehmen, im Gegensatz zum Vater und Gatten (V. 833):

Tunc quoque, iam moriens, ne non procumbat honeste,
Respicit; haec etiam cura cadentis erat.
Ecce super corpus, communia damna gementes,
Obliti decoris virque paterque iacent.

Das ist die Polyxena des Euripides (Hec. 569), die *πολλὴν πρόνοιαν εἶχεν εὐσχήμων πεσεῖν* — vgl. die Nachahmung Ovids in Met. XIII 479: *Tunc quoque cura fuit partes velare tegendas, cum caderet, castique decus servare pudoris.*[1]) Hinzugefügt sei, dafs diese theatralische Pose bei den Römern am Ende der Republik zur Zeit des Imperium sehr populär war: bei Sneton, Iul. Caes. 82 lesen wir, dafs der sterbende Cäsar um die Schönheit seiner Pose besorgt war; Plinius, Epist. VI 11, 9 berichtet dasselbe von einer Vestalin aus den Zeiten Domitians (vgl. die Bem. des alten Kommentators der Fasti Gierig).

Die analysierte Episode von Lucretia schien uns schon deshalb nicht ohne Interesse, weil man sich wenig mit ihr beschäftigt hat. Gewöhnlich lesen wir darüber bei den Kritikern, dafs viele Einzelheiten derselben *figmenta poetica* seien, und selbst Ribbeck (Gesch. d. röm. Dichtung II 278) beschränkt sich auf die Bemerkung, dafs in dieser Episode 'die edle Figur der Lucretia selbständig herausgebildet sei'. Doch die Analyse der einzelnen Elemente dieses Abschnitts hat gezeigt, dafs diese Erfindungen des Dichters nicht zufällige sind, dafs in ihnen die hellenisierende Richtung zu Tage tritt, in der unser Dichter gewohnt ist zu schreiben; als seine Selbständigkeit ergiebt sich im letzten Grunde nur das, dafs er sich ausgetüftelt hat, aus der von Livius so prächtig charakterisierten typischen römischen Matrone ein junges, sehr sympathisches Dämchen von griechischem Zuschnitt zu machen. Dies ist eine höchst bemerkenswerte Thatsache. Denn nicht allein Ovid gab einer römischen Überlieferung griechische Färbung, sondern schon vor ihm schuf Properz ans dem gleichen Grunde, nämlich infolge der von ihm angenommenen alexandrinischen Richtung, einen ganzen Roman aus der römischen Überlieferung von Tarpeja, wobei er sich mit einem griechischen Elegiker Simylos berührte (citiert von Plutarch in der Biographie des Romulus Kap. 17). Die Tarpeja bei Properz (IV 4) leitet nicht Eigennntz, sondern Liebe zum schönen Feinde Tatius; so ist die römische Legende nach der Schablone der griechischen Legende von Scylla umgeformt, die den Feind ihres Vaterlandes Minos liebt, worauf anch Properz selbst (V. 39—40) anspielt.

[1]) Die Episoden von Lucretia in den Fasten und Polyxena in den Metamorphosen zeigen auch andere Übereinstimmungen. Lucretia wird V. 847 *animi matrona virilis* genannt, im Einklang damit ist V. 841 von ihrem *fortis cruor* die Rede. Vgl. die Charakteristik der Polyxena Met. XIII 451: *fortis et infelix et plus quam femina virgo*; Met. XIII 457: *Utere iamdudum generoso sanguine, dixit*; Fast. II 839: *stillantemque tenens generoso sanguine cultrum.*

LUCIAN UND DIE PHILOSOPHENSCHULEN

Von Rudolf Helm

(Fortsetzung)

Es bleiben die drei zu Lucians Zeit bedeutendsten philosophischen Sekten, die der Epikureer, der Stoiker und der Kyniker. Von diesen werden die Epikureer am seltensten behandelt und manchmal nur mit einer einfachen Erwähnung abgethan. Das liegt zum Teil an der Übereinstimmung unseres Schriftstellers mit ihrer Ethik; sie konnte ihm nicht komisch erscheinen, aufser wo sie übertrieben wurde, und so bot sie für diese possenhaften Szenen wenig Stoff. Epikur gilt als der Mann, der an der Freude sich freut und das Vergnügen über alles schätzt (Versehen beim Grufs 6); so werden auch seine Anhänger, wenn ihr Hauptmerkmal hervorgehoben werden soll, als heiter und die Behaglichkeit liebend bezeichnet (Hermot. 16); sie tragen den ersten Preis davon, weil sie angenehm und umgänglich sind und gute Trinkkumpane (W. Gesch. II 18). Auch in der 'Lebensversteigerung' (19) wird diese Seite des Epikureismus hervorgehoben; der Bios wird sofort Schüler des Aristipp genannt und als seine Speise Süfsigkeiten und Feigen erwähnt, wie auch im 'Fischer' (43) der Epikureer sich sogleich nach dem Kuchen und der Feigenmarmelade drängt.[1]) Witzig behauptet der Parasit (11), Epikur habe die hedonistische Lehre nur aus dem Parasitenleben entlehnt, ohne sie doch ganz durchzuführen; denn dadurch, dafs er Studien treibe über Erde und Welt und Elemente, belästige er sich selbst, zeige also, dafs er gar nicht wirklich nach jenem ruhigen Genufs strebe, den der Parasit erzielt. Im ganzen hat Lucian über die von Epikur gelehrte Lebensweise in jener Philosophenposse um so weniger zu sagen, als ja Aristipp schon vorher behandelt war. Auch für die atomistische Lehre war jetzt, nachdem Demokrit damit verspottet war, kein Raum mehr vorhanden; sie ist damit abgethan, dafs auf Epikurs Abhängigkeit von dem Abderiten hingewiesen wird. So ist nur die theologische Anschauung dieses Philosophen übrig, welche die Götter in ewiger Ruhe aufserhalb dieser unruhigen Welt denkt, unbekümmert um das Schicksal der Erde und der

[1]) Die hedonistische Lehre aufs Essen zu beziehen, war ein alter Witz der Komödie (Mein. IV 481 532), wie sie auch sonst derb realistisch aufgefafst wird (Baton Mein. IV 500 502).

Digitized by Google

Menschen. Diese 'gottlose' Auffassung giebt Lucian mehrmals Anlafs zu witzigen Bemerkungen, obwohl er ja die darin liegende Freigeisterei teilt. So bemerkt er in der 'Lebensversteigerung' (19), diese Gottlosigkeit sei das einzige, was Epikur noch zu Aristipp und Demokrit hinzugebracht habe. Im 'Doppeltverklagten' (2) citiert Zeus selber Epikurs Ansicht und fürchtet, sie könnte sich Bahn brechen und dazu führen, dafs die Menschen den Himmlischen keine Verehrung mehr zollen. In 'Des Zeus Widerlegung' wird neben der stoischen auch die epikureische Götteranschauung lächerlich gemacht (vgl. Bruns, Rhein. Mus. XLIV 380 f.); wenn dort Zeus sagt (7/8), man ehre die Götter nicht, um eine Gegengabe zu erhalten, sondern einfach weil man in ihnen das Bessere, das ewige, leidlose Dasein achte, so vertritt er damit epikureische Lehre.[1]) Der Kyniker aber verspottet ihn, indem er an den lahmen Hephaistos, den angeschmiedeten Prometheus, den Sklavendienste verrichtenden Apollo und ähnliches erinnert. Damit ist alles erschöpft, was sich etwa auf Epikur selber beziehen liefse; es sind lauter harmlose Witzchen. Dem gegenüber hat Lucian ausdrücklich dem Epikur als dem Kämpfer gegen allen Aber- und Wunderglauben zusammen mit Demokrit und Metrodor ein ehrendes Denkmal gesetzt im 'Alexander' (17 und noch deutlicher 25), wo er ihn verherrlicht als den Mann, der die Natur der Dinge erkannt hat und allein die Wahrheit weifs; so ist es nicht auffällig, dafs diese Schrift, die ja gegen religiöse Betrügereien gerichtet ist, zum Schlufs (61) eine Art von Apotheose des Epikur bringt, die uns an die Lucrezischen Verse erinnert: er ist in Wahrheit heilig und göttlich, er hat allein das Richtige erkannt und gelehrt, er ward ein Befreier aller, die mit ihm zusammenkamen. Man mufs jedoch bedenken, dafs ein gut Teil dieser Begeisterung dem Umstand auf Rechnung zu setzen ist, dafs der Adressat jener Schrift ein Epikureer war.

Auch die Schüler Epikurs kommen verhältnismäfsig glimpflich davon. Im 'Icaromenipp' (16 u. 26) wird zwar der meineidige Hermodor erwähnt, der für 1000 Drachmen falsch schwört; man möchte fast glauben, dafs sich das auf ein stadtbekanntes Ereignis bezieht. Im 'Gastmahl' (9) ist der 'Priester' Hermon, der der epikureischen Lehre folgt, allerdings auch eine komische Figur. Aber gegenüber dem Stoiker zeichnet er sich dadurch aus, dafs er bei dem eitlen Streit um den Platz als der Verständigere nachgiebt, wie auch im 'Tragischen Zeus' (35 ff.) der Epikureer der Vornehmere ist, der es vermeidet zu schmähen und die gemeinen Waffen des Gegners zu gebrauchen. Dafs er dann (Gastmahl 30) in den Streit des Peripatetikers mit dem Stoiker eingreift, ist bei der zwischen der epikureischen und stoischen Schule bestehenden Abneigung selbstverständlich; aber bezeichnend für Lucians Stellung scheint

---

[1]) Vgl. Philod. *π. εὐσεβ.* col. 110 S. 128 (Gomp.): *Ἐπίκουρος ... προσεύχεσθαι ... οἰκεῖον εἶναι ... φησίν, οὐχ ὡς λυπουμένων τῶν θεῶν εἰ μὴ ποιήσομεν, ἀλλὰ κατὰ τὴν ἐπίνοιαν τῶν ὑπερβαλλουσῶν δυνάμει καὶ σπουδαιότητι φύσεων.* Vgl. Sen. De benef. IV 19, 3 4; Zeller, Phil. d. Gr. III 1³, 430 ff. Der Satz in Kap. 8: *τὸ ἀίδιον τοῦτο καὶ ἄπειρον εὔδαιμον ἡμῖν ἐστι* giebt ja deutlich die beiden wesentlichsten Merkmale der epikureischen Götter.

doch erstens, dafs der dem Hermon gemachte Vorwurf sofort durch seine Fassung zeigt, dafs er nicht erwiesen ist; der Priester soll Gold von den Locken der Dioskuren entwandt haben, aber die Bestrafung, die ihn dafür erwartet, liegt noch in der Zukunft. Sodann beteiligt sich der Epikureer nicht an dem Schimpfen. Nachdem er eine witzige Bemerkung gemacht hat, schweigt er, sobald die Unterhaltung unflätig wird; und als er von dem Stoiker mit Wein begossen wird, beugt er sich ruhig vor, um die Flüssigkeit abtriefen zu lassen, und ruft nur die Anwesenden zu Zeugen an für das, was ihm widerfahren ist (33). Zum Schlufs allerdings läfst er sich mit dem Stoiker in eine Prügelei ein, weil dieser ihm seine Portion Geflügel, die etwas fetter zu sein scheint, fortnehmen will (43 ff.); das ist dieselbe lustige Verspottung der Schlemmerei, die in der 'Lebensversteigerung' vorkommt und in dieser Posse unmöglich fehlen durfte. Der Epikureer zeigt sich aber auch in dieser Lage wieder als der Überlegene; obwohl selber arg zugerichtet, zeigt er dem schwer stöhnenden Schüler der Stoa, dafs Schmerz und Leid doch kein Adiaphoron ist. So scheint es, als ob Lucian den Epikureer in dieser Burleske, die keine philosophische Richtung verschonen will, doch mit einer gewissen Vorliebe behandelt hat. Beachtenswert ist deshalb vielleicht auch, dafs er die Epikureer nicht namentlich anführt, wo er seine Deduktionen im 'Hermotimos' (85) zusammenfafst. Ziemlich deutlich zeigt er jedenfalls seine Sympathie für die epikureische Lebensauffassung gegenüber der stoischen im 'Doppeltverklagten' (20 ff.), wo er den Prozefs der Stoa gegen die Hedone um den Dionysios vorbringt; Epikur spricht für die Hedone und führt aus, dafs der eigene Körper des Dionysios gleichsam gegen die Stoa philosophiert und ihn bei einer Krankheit belehrt habe, dafs er ein Mensch und für Lust wie Schmerz empfindlich sei; darauf wird die Hedone mit allen Stimmen freigesprochen. Und wie die epikureische Ethik hier von Lucian vertreten wird gegenüber der stoischen, so folgt er der Theologie zum Teil im 'Tragischen Zeus'. Schon im Beginn der Streit der Götter um den Platz, den jeder bei der Beratung einnehmen soll, und die damit gegebene Verhöhnung des Volksglaubens ist durchaus im Sinne Epikurs, der ja sagte, gottlos sei es nicht, die Götter der Menge zu vernichten, sondern sie nach den Anschauungen der Menge sich vorzustellen (Diog. Laert. X 123; Usener, Epic. S. 60, 7). Nicht minder teilt Lucian den Zweifel an der göttlichen Vorsehung. In dem Disput zwischen dem Stoiker und dem Epikureer, der die zweite Hälfte des 'Tragischen Zeus' einnimmt, läfst er den Damis glänzend die thörichten Argumente des Stoikers Timokles widerlegen, und selbst der schöne Vergleich mit dem Steuermann, der nötig ist, um das Schiff durch die Wogen zu bringen, wird umgestürzt durch den ruhigen Einwand des Freigeistes, dafs der Mangel an Ordnung und Gerechtigkeit auf Erden nicht auf einen besonderen Lenker des Weltenschiffes schliefsen lasse. Lachend geht Damis endlich davon, weil es nicht möglich ist, mit dem schimpfenden Verfechter der stoischen Lehre sachlich zu disputieren. Es leuchtet danach ein, dafs Lucian, wenngleich er der wissenschaftlichen Spekulation dieser Schule völlig fremd gegenübersteht, doch manchen Sätzen der Epikureer eine gewisse

Sympathie[1]) entgegenbringt. Aber dennoch entgehen auch sie nicht völlig der Spottlust des Satirikers; und was von ihrer Lehre durch Übertreibung zu possenartiger Darstellung sich ausbeuten liefs, das wird ohne Rücksicht herangezogen.

Am schlimmsten unter allen philosophischen Schulen ergeht es der Stoa bei Lucian. Das zeigt schon das Wohlbehagen, mit dem er sich in der 'Lebensversteigerung' über den chrysippischen Bios ausläfst. Hier ist auch der eigentliche Chrysipp so wenig zum Ausdruck gekommen, dafs man sich jeden beliebigen Stoiker an seiner Stelle denken könnte. Es ist deshalb kaum möglich, zwischen den Stiftern und Mehrern der Schule und ihren späteren Anhängern zu scheiden. Chrysipp, Zeno und Kleanthes werden von dem Epikureer im 'Gastmahl' (30) verspottet wegen der edlen Früchte, die sie in ihrer Schule grofs gezogen haben, und wenn dabei Chrysipp der Edle und Zeno der Bewunderte genannt wird, so ist das Ironie. Als Freund der Freiheit wird Chrysipp in der Schrift über die 'Hausphilosophen' (24) angeführt, um das Benehmen des Stoikers, der sich in die Knechtschaft begiebt, erst recht zu brandmarken. Die Ehrenbezeichnung 'frostig' erhalten seine Syllogismen zusammen mit Platons Gesetzen im 'Icaromenipp' (24). Witzig wird seine Ansicht benutzt, dafs die Mehrzahl der Menschen Thoren und Verrückte seien (s. Diog. Laert. VII 1, 24; Eus. Praep. ev. VI 8, 13), die des Heiltrankes aus Nieswurz bedürfen; der chrysippische Bios (Lebensv. 23) verlangt als ein Hauptererfordernis von dem Käufer diesen dreimaligen Trank. Weit witziger aber ist es, wenn dem gröfsten der stoischen Philosophen selber zugemutet wird, erst zum viertenmal[2]) die heilende Arzenei zu nehmen, ehe er auf der Insel der Seligen Aufnahme finden kann, da für ihn selbst drei Mal nicht genügen (W. Gesch. II 18). Der Name des Chrysipp wird wegen seiner Zusammensetzung mit χρυσός zu einem Witz verwendet in den 'Ausreifsern' (31), ebenso wie dort Kleanthes gehöhnt wird, weil er sich erhängt habe, wobei vielleicht eine Verwechselung mit Zeno vorliegt (Diog. Laert. VII 28). Dieser wird vom Parasiten (43) wegen des Mangels jeglicher kriegerischen Thätigkeit erwähnt. Gelobt werden also die Häupter der Stoa nirgends, falls man nicht die Erwähnung Chrysipps neben Platon und Aristoteles (Über den Tanz 2)

---

[1]) Dafs er zu Epikureern in freundschaftlichem Verhältnis stand, zeigt der Adressat der Schrift über Alex. v. A., Celsus, sowie Kap. 43 dieser Schrift (Thimme, Phil. XLIX 510). Von einem wirklichen Anschlufs an die epikureische Philosophie kann nach dem oben Ausgeführten aber keine Rede sein.

[2]) Offenbar liegt in der Zahl eine Anspielung auf irgend eine bekannte Anekdote oder ein bekanntes Wort (vgl. Hermot. 86), in dem die Dreizahl gegeben war, wie es ja auch bei Petron. 88 heifst: *Chrysippus, ut ad inventionem sufficeret, ter elleboro animum detersit*; dadurch gewinnt auch das *'tribus Anticyris'* Hor. Ars poet. 300 eine besondere Bedeutung, mehr, als wenn man nur mit Pascal, Studi sugli scritt. lat. S. 128 die geographische Beziehung auf die drei Orte des Namens (s. Maafs, Gött. Gel. Anz. 1890 S. 344/5) darin sehen will. Von Karneades berichten Gell. Noct. Att. XVII 15, 1 und Plin. Nat. hist. XXV 52 die Thatsache, dafs er sich durch einen solchen Trank gekräftigt habe, um gegen Zeno zu schreiben (für eine Disputation mit Chrysipp [!] Val. Max. VIII 7 ext. 5).

schon als Lob auffassen will, nur einmal wird dieser größte der Stoiker ohne Hintergedanken als 'der Edle' bezeichnet (Fischer 51), wo nach der Tendenz der Schrift die Notwendigkeit vorlag, auch dieser philosophischen Richtung eine Ehrenerklärung abzugeben. Zahllos sind dem gegenüber und von ausgesuchter Bosheit die Spitzen, die Lucian sowohl gegen die Lehre der stoischen Schule wie gegen das Leben ihrer Anhänger in seine Schwänke gemischt hat.

Die Musterstelle dafür ist die Anekdote im 'Hermotimos' (81), in der alles zusammengefaſst ist. Als der Lehrer den Schüler ums Honorar mahnt, tritt sein Oheim, ein nüchterner, verständiger Bauer, auf und sagt: 'Worte hast du uns verkauft; warum sollen wir dir dafür bezahlen, da du ja noch genau dasselbe besitzest wie früher! Im übrigen ist der Junge durch dich um nichts besser geworden, hat er doch jüngst meines Nachbarn Tochter vergewaltigt und seine Mutter geschlagen. Hochmut, Jähzorn, Frechheit sind schlimmer geworden seit vorigem Jahre. Was nützen all die weisen Schlüsse, was die Kunstausdrücke wie ἕξις und σχέσις und dgl. Von Gott sagt er gar, daſs er nicht im Himmel sei, sondern alles durchdringe, auch Holz und Stein. Und wenn man ihn fragt, wozu er das treibe, so bringt er solche Dummheiten vor wie: Ich will allein reich und König sein.' Damit ist in kurzem die stoische Logik, die stoische Theologie und die stoische Sittenlehre in den Staub gezogen.

Über die logischen und grammatischen Studien macht sich Lucian zunächst lustig, wie überhaupt über die gesamte Menge der von den Stoikern geprägten Termini technici. In der Erkenntnislehre bietet dabei die begriffliche Vorstellung, φαντασία καταληπτική (Diog. Laert. VII 54), ihm einen Angriffspunkt; mit ihr läſst er die Stoiker um sich werfen, um ihre eigene Überlegenheit zu zeigen; sie spricht der chrysippische Bios dem Käufer ab, weil er seine Termini nicht begreift (Lebensv. 21, vgl. Hermot. 82), und ebenso Hetoimokles im 'Gastmahl' (22) dem Hausherrn, weil dieser so wenig zwischen Gut und Schlecht zu scheiden weiſs, daſs er andere eingeladen, aber ihn selbst übergangen hat. Dann werden die grammatisch-logischen Fragen, denen die Stoiker sich widmeten, verspottet, so der von ihnen konstruierte Unterschied zwischen ἕξις und σχέσις (Hermot. 81, Gastmahl 23), besonders aber die Untersuchung der Urteile, wie ja die Axiomata (s. Diog. Laert. VII 65) im allgemeinen unter den überflüssigen Ballast gerechnet werden (Hermot. 82). Hier zieht Lucian alle Register seines Witzes auf; er zeigt, wie die Stoiker sich bei jeder Gelegenheit mit ihrem Wissen brüsten, und recht komisch wirkt das, wenn es so zur Unzeit geschieht wie bei dem totkranken Philosophen im 'Hahn' (11), der in der Tischunterhaltung dem neben ihm sitzenden Schuster als erstes auseinandersetzt, daſs zwei Verneinungen eine Bejahung ergeben. Der Unterschied zwischen σύμβαμα und παρασύμβαμα (dem Zeitwort, das den Nominativ, und dem, das einen anderen Kasus erfordert, um einen Satz zu bilden) erscheint dem chrysippischen Bios (Lebensv. 21) besonders geeignet den Käufer zu dupieren; und hier zeigt sich ein Hohn des Satirikers, den wir bisher nicht beobachtet haben als höchstens in weit milderer Form bei Pythagoras: er läſst

den Stoiker selber seine Weisheit persiflieren, indem er ihn die Erklärung abgeben läfst, bei einem lahmen Menschen, der sich den lahmen Fufs wund stöfst, sei die Lahmheit das *σύμβαμα*, die Wunde dagegen ein *παρασύμβαμα*. Nicht genug kann der Satiriker sich thun, die Untersuchungen der Schlüsse zu verhöhnen. In jener oben erwähnten Anekdote tadelt der Oheim, dafs der Neffe als grofse Neuigkeit aus dem Unterricht die Erkenntnis nach Hause bringe, dafs, wenn es Tag sei, es nicht Nacht sein könne (Herm. 81), und diese Weisheit hält auch der kranke Thesmopolis für ein interessantes Tischgespräch gegenüber dem ungebildeten Mikyllos (Hahn 11); der Satz bildet aber ein Musterbeispiel der Schule.[1]) Den *ἀναπόδεικτος* (Diog. Laert. VII 79), den Schlufs, der keines Beweises bedarf, benutzt der chrysippische Bios als drohende Waffe (Lebensv. 24), und die Stoa im Streit gegen Epikur ist überzeugt damit zu siegen (Doppeltverkl. 22). Auch die Aporien, welche die Stoiker nach dem Muster der Megariker und Sophisten aufzustellen pflegten, um an ihnen den Scharfsinn zu üben und sie aufzulösen, bieten für Schwänke einen guten Stoff. So bezeichnet der Bios (22) die Wortschlingen[2]) als seine Wehr, mit der er alle Menschen zum Schweigen bringt, und dann trägt er die berühmten Aporien vor von dem Krokodil, das ein Kind gefangen hat und dem Vater verspricht es loszulassen, wenn dieser richtig seine Absicht errät, von dem Erntenden, dem *κυριεύων*, der Elektra, die den Orest kennt und doch nicht kennt, dem Verhüllten, der von seinem Sohn gekannt und doch nicht gekannt wird. Gerade das Milieu, in das die stoische Weisheit oftmals gebracht wird, erhöht durch den Gegensatz die Komik. So ist es besonders spafsig, wenn auch jener Bauernjunge seinen Anverwandten täglich bei Tisch von dem Krokodil erzählt (Herm. 81) oder ihnen, um sich als würdigen Zögling seiner Schule zu beweisen, Hörner andrechselt mit dem gefährlichsten aller Schlüsse, indem er einfach folgert: Was du nicht verloren hast, hast du; Hörner aber hast du nicht verloren, also hast du Hörner (Diog. Laert. VII 187), und ebenso komisch ist es, wenn Thesmopolis mit diesem 'Gehörnten' seinem einfältigen Tischnachbarn imponiert (Hahn 11).[3]) Hetoimokles fügt noch den Sorites hinzu (Gastmahl 23). Erhöht wird die Komik dieser Schlüsse dadurch, dafs, was durch sie gefolgert ist, nun auch als Wirklichkeit aufgefafst wird; so bei der Verwendung des 'Gehörnten'; so verwandelt auch der chrysippische Bios (25) als ein zweiter Perseus seinen Käufer durch einen falschen Kettenschlufs in einen Stein und dann, da er sich schon wie Niobe vorkommt, auf seine Bitten wieder zurück. Derartige Kunststücke wurden gewifs öfter von den Stoikern den

[1]) Diog. Laert. VII 78 (*ψεῦδός ἐστι τὸ ἡμέρα ἐστὶ καὶ νὺξ ἐστι· ἡμέρα δέ ἐστιν· οὐκ ἄρα νὺξ ἐστιν*) zeigt die Verwendung dieses Beispiels.

[2]) *τὰς τῶν λόγων πλεκτάνας*, so auch Herm. 82: *οὐκ οἶδ' ὅπως περιπλέκων τὸν λόγον*, Icarom. 29: *λόγων λαβυρίνθους*; deshalb hat der Stoiker im Gastmahl 6 den Beinamen *Λαβύρινθος*.

[3]) Man beachte die Übereinstimmung an beiden Stellen: *ἐνίοτε δὲ καὶ κέρατα ἡμῖν ὁ γενναῖος ἀναφλύει* und *ἐνίοτε δὲ καὶ κέρατα ἔφασκεν εἶναί μοι.*

Digitized by Google

Laien gegenüber angewandt, um ihnen die geistige Überlegenheit zu zeigen und Schweigen und Verlegenheit zu erwirken (ἀπορία καὶ σιωπή, Lebensv. 24). Um so mehr fordert es deshalb den Spott des Satirikers heraus, wenn die Stoiker selbst mangelhafte Schlüsse bilden. Dahin gehört der Beweis der Gottheit, der zu denen ex consensu gentium gehört (s. Sext. Emp. Adv. math. IX 123 ff.) und mit dem Zeno zugeschriebenen (a. a. O. 133) sich berührt, nämlich die Folgerung aus dem Vorhandensein von Altären auf die Existenz der Götter (Herm. 70). Sehr witzig läfst Lucian im 'Tragischen Zeus' (51) diesen Syllogismus den Schlufs der Disputation zwischen Stoiker und Epikureer bilden, indem er dadurch recht die Inferiorität des Stoikers vor Augen führt, wie er auch vorher dessen dialektische Fähigkeit als nicht eben grofs hinstellt. Auch der Schlufs, mit dem der chrysippische Bios (24) seine Berechtigung nachweist, Honorar zu nehmen, ist eine Parodie auf die stoische Schulübung. Lucian selber hält mit den Kynikern all diesen Wortkram für überflüssig, und wenn Diogenes dem Polydeukes (Totengespr. 1, 2) den Auftrag an die Philosophen mitgiebt, sie möchten aufhören, einander Hörner wachsen zu lassen und Krokodile zu schaffen, so ist das seine eigene Meinung auch. Das alles erscheint ihm wie ein Geschwätz; darum nennt er Chrysipps Syllogismen langweilig oder frostig (Icarom. 24).

Wie über die Logik der Stoiker, so macht sich unser Satiriker auch von Herzen über ihre Theologie und ihren Vorsehungsglauben lustig. Der Pantheismus wird von dem Oheim des jungen Stoikers (Herm. 81) mit unter den Dummheiten aufgezählt, die man in der Stoa lernt. Ganz ausführlich aber wird stoische Religion und stoische Theodicee im 'Tragischen Zeus' (35 ff.) verspottet, der das Gewand der menippischen Satire am deutlichsten trägt. Die Ordnung in der Welt, die Gleichmäfsigkeit der Bahnen von Sonne und Mond, die stete Wiederkehr der Jahreszeiten (s. Sext. Emp. Adv. math. IX 75 ff. Cic. De nat. deor. II 5, 15), das alles scheint dem Timokles ein Beweis der Vorsehung zu sein. Als er damit nicht durchdringt, beruft er sich auf die Dichter, zuerst Homer. Das ist echt stoisch; auch Chrysipp liebte es, aus Homer die Richtigkeit seiner Ansicht, wie z. B. vom Verhängnis, zu beweisen (Eus. Praep. ev. VI 6, 1; Gercke, Fleckeis. Jahrb. Suppl. XIV 758 Index s. v. Homerus). Aber der Gegner zeigt, wie unmoralisch viele Verse des alten Epos über die Götter sind, und dafs gerade sie durchaus nicht dazu angethan sind, die Menschen Glauben zu lehren. Noch lächerlicher erscheint der Stoiker, wenn er selbst den aufgeklärten Euripides unter seinen Zeugen citieren will. Auch die Berufung auf die allgemeine Übereinstimmung der Völker in dieser Hinsicht verfängt bei dem Epikureer nicht; denn er zeigt die ungeheure Verschiedenheit, die in der Ansicht von der Gottheit unter den einzelnen Völkern besteht, so dafs sogar Krokodile, Rinder und Affen verehrt werden. Es folgt der thörichte Beweis aus dem Vorhandensein der Orakel (vgl. Sext. Emp. Adv. math. IX 132, Cic. De nat. deor. II 5, 12), deren falsche Sprüche natürlich sofort zur Widerlegung dienen können. Das ganze Orakelwesen hat Lucian ja schon im ersten Teil so köstlich verspottet, wo Apoll sich weigert die Zukunft vorherzusagen,

Digitized by Google

weil er seinen Orakelapparat nicht zur Hand hat, und dann, durch die Bitten der übrigen endlich veranlafst, das unverständlichste Kauderwelsch weissagt (Kap. 20 u. 31). Hier wird in anderer Form dies Argument zur Satire gegen die Stoiker gewandt. Nicht gröfseren Erfolg hat Timokles, als er es mit dem Vergleich vom Schiff und Steuermann versucht, seine Meinung zu verfechten; der Steuermann, so wendet Damis ein, ordnet doch nur an, was nützlich und notwendig ist, auf Erden dagegen geschieht viel, was unverständig, unbegreiflich und ungerecht ist. Da bringt der Stoiker als letzte Hilfe seinen Syllogismus von den Altären und wird von dem Gegner dafür ungeheuer verlacht, so dafs er schimpfend die Disputation abbricht. Ebenso ist gegen die stoische Ansicht vom Fatum die 'Widerlegung des Zeus' geschrieben[1]), wo der Angriff dem Kyniker in den Mund gelegt wird. Kyniskos fragt bei Zeus selber an, wie eigentlich das Verhältnis der Götter zur Moira sich gestalte, da es ihm völlig unklar sei. Wie Zeus bekennt, dafs auch sie dem Verhängnis unterworfen sind, fragt der Spötter, wozu man dann den Göttern opfert, wenn sie machtlos sind. Zeus nimmt für seine Verteidigung sogar seine Zuflucht zu der epikureischen Auffassung der Götter als Ideale, die um ihrer Glückseligkeit willen verehrt werden, er wird aber auch damit widerlegt. Noch schwieriger wird die Frage, als der Name der Vorsehung berührt wird, über deren Stellung neben Schicksal und Moiren der Göttervater sich weigert Auskunft zu geben. Kyniskos kann in den Bewohnern des Olymps höchstens Diener des Schicksals sehen, dessen Freiheit selber übrigens auch sehr zweifelhaft sei.[2]) Zeus greift das auf und meint, wenigstens durch Orakelgeben und Vorherverkünden der Zukunft verdienten er und die Seinen die Verehrung der Menschen; das ist dasselbe Argument, das wir soeben im 'Tragischen Zeus' fanden und das ja fürs Dasein der Götter einen Beweis liefern sollte. Aber auch dies verfängt nicht; die Orakel sind zweideutig, und nutzlos ist es, die Zukunft vorauszuwissen, da man sie nicht ändern kann. Die Götter sind also nichts als Werkzeuge des Schicksals, sie gleichen nur dem Bohrer oder Beil in der Hand des Zimmermanns. Doch Kyniskos geht noch weiter. Warum läfst das Schicksal Räuber und Übelthäter so oft frei umhergehen, während der Blitz in die schuldlose Eiche fährt, warum blieben Phokion und Aristides arm, und Kallias und Alkibiades waren überreich, warum wurde Sokrates den Schergen übergeben und Meletos nicht? Zeus verweist zum Trost auf das Leben nach dem Tode, in dem die Guten den Lohn und die Bösen die Strafe erhalten werden. Aber den Zweifler will das Jenseits wenig kümmern, da aus dieser Erde seine Freuden quellen. Doch um den Zeus zu überführen, nimmt er einmal die Wahrheit jenes Gerichtes in der Unterwelt an; dann drängt sich ja die Frage auf: Wofür wird der Gute belohnt und der Böse gezüchtigt? War's denn nicht

[1]) Schon Croiset, Lucien S. 223 ff., nach ihm Bruns, Rh. Mus. XLIV 374 ff., hat mit Recht hervorgehoben, dafs die Verhöhnung der Götter sich gegen die Stoa richtet.

[2]) Gell. VII 2, 3 sagt von Chrysipp: *εἱμαρμένην esse dicit φυσικήν τινα σύνταξιν τῶν ὅλων ἐξ ἀιδίου τῶν ἑτέρων τοῖς ἑτέροις ἐπακολουθούντων.*

des Schicksals Wille, was ihn zum Handeln trieb?[1]) Damit ist der Gott geschlagen. Hier sind in geschickter und unterhaltender Form all die Bedenken vorgebracht, die den Zweifler gegenüber der stoischen Auffassung erfüllen müssen, der Widerspruch zwischen Verhängnis und Vorsehnng, zwischen der Annahme von der Vollkommenheit der Welt und dem Vorhandensein von Übeln und Ungerechtigkeit, der Widerspruch zwischen der göttlichen Notwendigkeit und der Freiheit des menschlichen Willens[2]), der Kompromifs zwischen geistiger Gottesanschauung und Volksreligion. Das Verhältnis von Schicksal und freiem Willen wird auch in den 'Totengesprächen' verhöhnt. Im 30. Dialog fragt der Räuber Sostratos, der in den Pyriphlegethon geworfen werden soll, ob er freiwillig gehandelt hat oder die Moire ihm auch seine Handlungsweise zngesponnen hat. Minos mufs zugeben, dafs jener nur gethan hat, was das Schicksal ihm aufgetragen hat. Da zeigt der Verurteilte weiter, dafs man den Herrn beschuldigt, der einen Mord befiehlt, nicht den Diener, der ihn ausführt, dafs man dem Herrn dankt, der Gold schickt, nicht dem Diener, der es bringt, dafs also nicht er, sondern die Moire bestraft werden mufs. Minos sieht das ein und läfst ihn frei. Ähnlich wird im 19. Gespräch diese innere Unfreiheit des Menschen und die notwendige Verknüpfung von Ursache und Wirkung gezeigt und schliefslich der Moira die Schnld für das Unglück des Protesilaos zngeschoben. Der so früh Gestorbene verfolgt die Helena als diejenige, die sein Leid veranlafst habe. Menelaos meint, er solle lieber Paris verantwortlich machen; der wälzt die Schuld auf den Eros. Aiakos aber rechtfertigt diesen und klagt den Ehrgeiz des Protesilaos an, der ihn trieb zuerst an Feindes Land zu springen und so dem Tod in die Arme warf. Da empfindet Protesilaos, dafs die Moire schuld hat und ihm von Anfang an dieses Los zugesponnen war.

Aber auch die Moral der Stoiker, ihre Auffassung vom Menschen, die Hervorhebung des wahren Weisen verfällt dem Spott des Satirikers. Ihre Bücher über die Pflichten gelten mit unter dem unnützen Kram (Herm. 82), und mit boshaftem Witz läfst Lucian den totkranken Stoiker, der sich doch zum Festmahl schleppt, damit ihm nichts entgehe, mit einem Doppelsinn sagen: Man mufs das, was sich für einen gebührt, nicht lassen, zumal als Philosoph (Hahn 10). Die Einteilung der Dinge in Güter, Übel und Adiaphora oder nach der milderen Ansicht die Einteilung der gleichgültigen Dinge in solche, die wünschenswert (*προηγμένα*), die verwerflich sind (*ἀποπροηγμένα*) und die in der Mitte stehen, also im engeren Sinne Adiaphora sind, giebt mehrfach Anlafs zur Satire, schon wegen der dadurch geprägten Termini, die dem gewöhnlichen Sterblichen nicht ohne weiteres bekannt sind und infolge dessen bei ihm Staunen hervorrufen. So giebt der chrysippische Bios (21) gleich auf die Frage, ob er denn nicht

[1]) Diesen selben Einwurf macht der Kyniker Oinomaos (Eus. Praep. ev. VI 7, 36 260[b]); dafs für das Ganze Lucian ein kynisches Vorbild vorlag, wird man Bruns (Rh. Mus. XLIV S. 382 ff.) gewifs zugeben.

[2]) Diesen Widerspruch hebt Kleanthes sehr naiv auf, wenn er sagt Hymn. 15 f.: *οὐδέ τι γίγνεται ἔργον ἐπὶ χθονὶ σοῦ δίχα, δαῖμον, πλὴν ὁπόσα ῥέζουσι κακοὶ σφετέρῃσιν ἀνοίαις.*

erzürnt sei, dafs man ihn verkaufe, zur Antwort: 'Durchans nicht; denn darin sehe ich nur ein Adiaphoron'; und als der Käufer das nicht versteht, fügt er gleich noch, um ihm zu imponieren, die anderen beiden Termini hinzu. Auch im Streit der Stoa mit Epikur (Doppeltverkl. 22) sncht jene den Gegner mit Hilfe dieser Schlagworte zu überwinden. Die Tugend ist für den Stoiker das einzige Gut; deshalb führt er sie auch bei Lucian beständig im Munde, wie der Offizier der Komödie seine erdichteten Heldenthaten, und bildet so eine echte Possenfigur. Auch Hermotimos (2) setzt in dem satirisch angehauchten Dialog ausführlich auseinander, wie die Tugend so weit und der Weg, der zu ihr führt, so lang, steil und rauh ist und den Wanderer viel Schweifs kostet. In den possenhaften Werken wird diese Phrase erst recht verwendet. So haben die Stoiker (W. Gesch. II 18) noch nicht auf der Insel der Seligen ankommen können, weil sie den steilen Pfad der Tugend noch erklimmen. Unter den Themen, mit denen der arme Mikyllos, der so gern sich allein dem ungewöhnlichen Genufs eines vornehmen Festmahls hingäbe, bei Tisch gepeinigt wird (Hahn 11), befindet sich auch, wie er scherzhaft erzählt, eine gewisse Tugend, von der sein gelehrter Nachbar beständig faselt. Schliefslich konnte sich der Satiriker natürlich das bekannte, auch von Lucilius (1172 L.) und Horaz (Sat. I 3, 124 II 7) verspottete stoische Paradoxon nicht entgehen lassen, nach welchem der stoische Philosoph allein weise, schön, reich, König u. s. w. ist. Der chrysippische Bios (20) wird mit dieser Empfehlung sofort von Hermes angepriesen, und der Käufer zieht dann natürlich den Schlufs, dafs der stoische Philosoph, weil er alles allein weifs, auch allein Koch und Schuster und Zimmermann ist. So hatte ja vielleicht schon Chrysipp (s. Kiefsling zu Hor. Sat. I 3, 124) die Thatsache, dafs der Weise vermöge seines theoretischen Wissens zu jedem Handwerk befähigt sei, ausgedrückt. Dadurch, dafs der Käufer hier die Folgerung zieht, wird es komischer. Auch im Hermotimos (16) ist es ein Ausdruck köstlicher Ironie, dafs dem blöden Schüler dies als das Verlockendste an der stoischen Philosophie erscheint, dafs die Stoiker alles verstehen und wer ihren Weg wandelt, allein König, reich, weise und alles zusammen ist; und noch spafsiger wirkt dieses selbstbewufste Paradoxon im Munde des grünen Jungen, der seinen bäurischen Anverwandten gegenüber damit prahlt, dafs er selbst diese Stufen erreichen wird, während sie nur Sklaven und Auswurf sind (Herm. 81). Die gesamten Studien der Stoiker und all ihre litterarische Thätigkeit wird zusammen in der 'Lebensversteigerung' (23) lächerlich gemacht; der chrysippische Bios hält es für unumgänglich notwendig, in feingeschriebenen Büchern zu studieren, Scholien zu sammeln und sich mit Solöcismen und unpassenden Wörtern vollzustopfen; unter den unpassenden Wörtern mögen manche der stoischen Termini gemeint sein. Die Solöcismen aber beziehen sich auf die etwas nachlässige Redeweise der Stoiker (s. Ritter-Preller[8] S. 392); von Zeno wird ja berichtet, er habe die sorgfältigen rhetorischen Ausarbeitungen alexandrinischer Münze verglichen, die schön und rund, jedoch deshalb um nichts besser sei (Diog. Laert. VII 18). Aber Lucian verzerrt die Sache absichtlich wie der Komiker, indem er aus der zugelassenen

Digitized by Google

Gleichgültigkeit gegen die äufsere Form eine empfohlene Verachtung derselben macht. Deshalb stellt er auch den Stoiker bei der Disputation im 'Tragischen Zeus' (27) als einen so ungeschickten Redner hin, der halb barbarisch spricht.

Diese Verspottung der stoischen Lehre, die einen so breiten Raum einnimmt gegenüber den anderen Philosophenschulen, entspricht immerhin im ganzen noch der Art, wie auch platonische Ausführungen lächerlich gemacht werden, wenngleich die wiederholte Benutzung desselben Motivs kurz hintereinander auffällt. Man dürfte deshalb vielleicht noch nicht daraus auf eine besondere Abneigung des Verfassers gegen die Stoa schliefsen, die ihm ja selbstverständlich am meisten Stoff bieten mufste, weil sie ihm am häufigsten entgegentrat. Aber zweifellos wird es, dafs Lucian gegen die Stoiker eine starke Antipathie hatte, weit stärker als gegen die übrigen Philosophen, wenn man sieht, wie er das Leben derselben verhöhnt und mit Vorliebe sie zu Possenfiguren macht. Schon ihr Äufseres bietet ja Anlafs dazu, sie als komische Persönlichkeiten aufzufassen. Entsprechend dem Meister Zeno, dessen Herbheit im Gesichtsausdruck und dessen in Falten zusammengezogene Stirn charakteristisch waren (Diog. Laert. VII 16), mühen sich alle möglichst finster auszusehen; das geschorene Haupthaar erhöht den unfreundlichen Eindruck (Lebensverst. 20, Hermot. 18). Diesem Äufsern entspricht der Hochmut, mit dem sie sich über die anderen Menschen erhaben dünken. Ganz charakteristisch ist dafür das Benehmen des dummen Bauernjungen (Herm. 81), bei dem dieser Dünkel der Haupterfolg des philosophischen Unterrichts ist. Auch der Philosoph, der in den 'Totengesprächen' (10, 8) erscheint, trägt diese Selbstüberschätzung zur Schau, so dafs ihm Hermes erst gebieten mufs, sie nebst den anderen Lastern zurückzulassen.

Erst recht komisch wirkt der Gegensatz, den zu diesem stolzen, finsteren Aussehen das Leben der Stoiker bildet; denn ihr ganzes Auftreten ist nach Lucians Darstellung nur Heuchelei. Ihr Leben will naturgemäfs sein; aber der Stoiker schnappt nach dem Goldköder nicht minder als die anderen Philosophen (Fischer 51); er nennt ja Chrysipp seinen Meister, und dessen Name hat mit dem Golde zu thun. Ums Honorar zu streiten ist das charakteristische Vergehen der Stoiker (Icarom. 16, Gastmahl 32, Herm. 9); und gerade ein Vertreter der Stoa wird in der Schrift über die 'Hansphilosophen' (33 f.) als abschreckendes Beispiel hingestellt, um zu zeigen, in welche Lage man durch das Bestreben nach leichtem Gelderwerb kommen kann. Der chrysippische Bios rechnet gar den Reichtum zu einem der Natur entsprechenden Leben und beweist (Lebensv. 23) durch einen Syllogismus, der die stoischen Studien parodiert, dafs der stoische Lehrer Wucherhandwerk treiben und aufs Honorar erpicht sein mufs, dafs es sich für ihn schickt ein Gniphon — offenbar der Name eines stadtbekannten Blutsaugers — und ein Zinsenschnitzler zu sein. Das ist stark gepfefferte Kost; die Ziele der Stoiker werden in ihr gerades Gegenteil verkehrt und so von ihrem würdigsten Vertreter vorgetragen, für alle Unbefangenen und Gegner dieser Richtung gewifs ein Grund sich vor

Lachen auszuschütten, für sie selber aber eine giftige Bosheit, die über das Maſs des Possenhaften weit hinausgeht.

Auſser der Habsucht schreibt Lucian diesen Philosophen recht im Gegensatz zu ihrem angeblichen Streben nach völliger Seelenruhe eine Neigung znm Zorn und eine ungeheure Zanksucht zu. Dem Schüler, der das Honorar nicht rechtzeitig bezahlt, beiſst der wütende Lehrer fast die Nase ab, und schreiend und schimpfend erleichtert er sein Herz (Herm. 9). Wo ein Stoiker mit einem Andersgläubigen zusammenkommt, beginnt er den Streit, und wenn der Gegner ihm nicht die Richtigkeit seiner Behauptungen einräumen will, so wirft er ihm, was er gerade findet, an den Kopf, um das Gewicht seiner Gründe zu erhöhen (Herm. 12). Als beim Gastmahl des Aristainetos der Epikureer erscheint, sehen ihn die Stoiker sofort argwöhnisch an und strafen ihn mit Verachtung (Gastmahl 6); dann zankt Zenothemis mit ihm um den Platz und droht fortzugehen, falls jener über ihm sitzen sollte. Derselbe Zenothemis beginnt, als er die Stoa durch einen unwürdigen Vertreter erniedrigt sieht, um ihre Würde wieder zu heben, ein verleumderisches Geschimpf gegen die anderen Philosophen, wofür er allerdings von dem nicht minder streitlustigen Peripatetiker den Vorwurf hinnehmen muſs, daſs er sein eigenes Weib verkuppelt, einen Meineid geschworen habe, Wucher treibe und was dergleichen mehr (32); endlich gieſst er im Zorn seinen Becher über die Gegner aus. In vorgerückterer Stunde schreitet er aus noch unedleren Motiven zu Thätlichkeiten (43 f.). Wie eine stoische Disputation aussieht, erfahren wir zur Genüge aus dem 'Tragischen Zeus'; Timokles fährt dort sofort auf seinen Gegner los (34), indem er ihn einen verruchten Menschen und Tempelräuber nennt, bis ihn der Epikureer Damis bittet das Schimpfen zu lassen. Eine Weile nur vermag er's; als er in dem Wortstreit gar zu sehr den Kürzeren zieht, da ersetzt er die Bedeutung seiner Argumente wieder durch die Macht seiner Stimme und unflätiges Gezeter und überschüttet den Damis mit einer solchen Flut von Beschnldigungen, daſs ihre Unwahrheit ganz offenbar ist. Doch nicht nur gegen seine Gegner geht der Stoiker in dieser Weise vor, sondern selbst gegen seine Schulgenossen läſst er seinem Neide frei die Zügel schieſsen. So äuſsert sich, weil er nicht eingeladen ist, Hetoimokles in der gehässigsten Art über seine beiden eingeladenen Kollegen Zenothemis und Diphilos und wirft ihnen Unwissenheit vor; ja, den letzten, der des Hausherrn Sohn unterrichtet, verleumdet er noch besonders, indem er ihm allerlei unlautere Absichten unterschiebt, und läſst dabei doch dentlich als Grund zu dieser Schmähung durchblicken, daſs jener ihm schon zwei Schüler entzogen hat (Gastmahl 23 ff.).

Die Unsittlichkeit, die hier ein Stoiker dem anderen böswillig vorwirft, wird auch sonst von Lucian den Stoikern zur Last gelegt. So wird im 'Timon' (55) geschildert, wie sehr der Ausgang des Tages znm Anfang im Widerspruch steht.[1]) Anch in den 'Totengesprächen' (10, 11) nennt Menipp

[1]) Daſs der Philosoph ein Stoiker ist (s. Fritzsche zu Tim. Kap. 54), lehrt der Wortlaut; er erscheint τὸ σχῆμα εὐσταλὴς καὶ κόσμιος τὸ βάδισμα καὶ σωφρονικὸς τὴν ἀναβολήν, womit man die Schilderung des Stoikers Herm. 18 vergleichen muſs: ἄχρι ἂν

für den dort auftretenden toten Philosophen[1]) als Hauptgrund zur Klage, dafs er nicht mehr zur Nachtzeit, das Haupt in den Mantel gedrückt, in allen Freudenhäusern herumlaufen und am Morgen den Jungen für seine Weisheit Geld abnehmen kann. Selene wüfste manches (Icarom. 21) von diesen sittenstrengen und finster blickenden Herren zu berichten, wenn sie von ihrem nächtlichen Treiben den Schleier lüften wollte.

Mit der Unsittlichkeit geht Schlemmerei und Völlerei[2]) Hand in Hand; der Philosoph, der morgens so emsig von Tugend redet, spricht nachher nicht weniger emsig dem Becher zu, als ob er auf dessen Boden die Tugend fände (Tim. 54, Herm. 11). Im 'Gastmahl' wird dieses Laster der Stoiker uns mehrfach vor Augen geführt. Zenothemis stiehlt Speisen und giebt sie heimlich seinem Sklaven zum Aufbewahren (11), offenbar um am nächsten Tage noch etwas von dem vorzüglichen Schmause zu haben. Und als das Geflügel serviert wird, für jeden ein ganzes Tier, nimmt er dem Epikureer seine Portion, weil sie ihm etwas fetter zu sein scheint, und prügelt sich darum (43). Auch sein Schulgefährte Diphilos ist nicht besser als er; denn er will die Portion, die für seinen schon fortgegangenen Schüler bestimmt war, sich auch noch aneignen und liefert sogar den Dienern deshalb eine Schlacht, bei welcher der aufgetragene Vogel hin- und hergezerrt wird wie der Leichnam des Patroklos (42). Niedrigste Parasitengesinnung verrät Hetoimokles (22—7); trotzdem er seinem Diener verboten hat, falls man ihm etwas mitgeben sollte, irgend welche Speisen anzunehmen, zeigt er ganz deutlich, dafs es nicht nur gekränkter Stolz ist, der aus ihm spricht; er hebt ja selbst hervor, wie er sich um die Einladung bemüht hat, indem er den Hausherrn zweimal ansprach, um sich be-

εὐσταλὴς ἡ ἀναβολή und *χρὴ ἀπὸ σχημάτων καὶ βαδισμάτων ... διαγιγνώσκειν τοὺς ἀρίστους*, auch am Anfang: *ἑώρων γὰρ αὐτοὺς κοσμίως βαδίζοντας, ἀναβεβλημένους εὐσταλῶς*, endlich *ὁ κοσμιώτατος Δίφιλος* Gastm. 36. Diese Sorgfalt der Kleidung und des Ganges, sowie der Unterricht in der Morgenstunde wie im 'Herm.' spricht ganz entschieden gegen einen Kyniker, wenn sonst auch die Erwähnung der Tugend den Gedanken an einen solchen zuliefse; aber auch bei dem *μυρία ὅσα περὶ ἀρετῆς διεξιὼν καὶ τῶν ἡδονῇ χαιρόντων κατηγορῶν* mufs man sich an die Rolle erinnern, die der Stoiker und seine Tugend in 'Herm.' 2, 'Hahn' 11, 'Wahr. Gesch.' II 18 spielt. Bielers Einwände Progr. Hildesh. 1891 S. 5 Anm. 2 sind den klaren Worten Lucians gegenüber nicht stichhaltig; den Ranzen kann der Philosoph auch eigens zu dem Zweck mitgebracht haben, um Timons Gold forttragen zu können. Allenfalls könnte man an eine Verschmelzung stoischer und kynischer Züge denken; aber der Stoiker liefert die Hauptmasse. Sollte diese kleine Unklarheit durch die Benutzung eines Vorbildes aus der Komödie entstanden sein, in das Lucian die Zeichnung des Stoikers mit groben Strichen hineingetragen hat? Charakterähnlichkeit zeigt z. B. der Philosoph Fragm. com. Mein. IV 511, über den die Hetäre sich beklagt und den sie schildert: *πώγων' ἔχοντι καὶ τρίβωνα καὶ λόγον*.

[1]) Auch dieser kennzeichnet sich als Stoiker durch die *ἐρωτήσεις ἀπόρους καὶ λόγους ἀκανθώδεις καὶ ἐννοίας πολυπλόκους* (8), die Lucian ja besonders verhöhnt, dann auch durch die Hervorhebung des Honorarnehmens (11); auch dafs nicht nur der Bart, sondern auch die Augenbrauen des Scheermessers bedürfen (9), zeigt ja das *σκυθρωπόν*. Auch unter den Philosophen, die Pan öfter Gelegenheit hat heimlich von seiner Grotte aus zu belauschen (Doppeltverkl. 11), sind vermutlich die Stoiker zum wenigsten miteinbegriffen.

[2]) *ἡδυπάθεια, τρυφή, μαλακία* 'Totengespr.' 10, 8.

Digitized by Google

merkbar zu machen (24), und verteidigt sich mit dem Beispiel der Artemis, die auch zürnte, weil sie allein von den Göttern durch Oineus nicht zum Opferschmaus eingeladen war. Das widerwärtigste Bild dieses philosophischen Schmarotzertums bietet im 'Hahn' (10 f.) der altersschwache Thesmopolis, der aus Angst, ihm könne etwas von dem Mahle entgehen, blafs und geschwollen, hustend und ächzend, dafs es niemand neben ihm aushalten kann, von vier Sklaven getragen zum Feste kommt. Lucian sucht das mit den krassesten Farben zu zeichnen; darum läfst er, um dies Gebaren um so lächerlicher hinzustellen, den liebenswürdigen Wirt sogleich versichern, er würde ihm, auch wenn er nicht erschienen wäre, die Gerichte des Festessens ins Haus gesandt haben.

Im ganzen erscheinen die Stoiker fast überall als Heuchler; keiner von ihnen erreicht, was er als Ziel angiebt, erhaben zu sein über Leid und Lust, über Zorn und Neid, keinem gelingt es den Reichtum zu verachten und das Ideal menschlicher Glückseligkeit zu finden (Herm. 76)[1]); nicht einmal dem Aberglauben sind sie weniger verfallen als die übrigen (Lügenfr. 7 9 24). Der ungeheure Widerspruch zwischen dem, was sie zu erstreben behaupten, und ihrem Wandel wird im 'Timon', im 'Gastmahl', in den 'Totengesprächen', im 'Hermotimos' hervorgehoben. Aber, was nicht ohne Bedeutung zu sein scheint, der stoische Philosoph ist für Lucian der Typus des Afterphilosophen, und auch wo er nur einen beliebigen Vertreter der philosophischen Studien als komische Figur aufstellen will, wählt er den Jünger der Stoa zur Zielscheibe seiner Satire. Der 'Hermotimos', der gegen alle Philosophie sich wendet, zeigt doch am Stoiker den Mifserfolg philosophischer Bemühungen. Wo im 'Timon' unter den Heuchlern und Schmeichlern auch ein Philosoph auftreten sollte, kennzeichnet Lucian diesen durch die bestimmten Charakteristika als Anhänger Chrysipps. Wo in den 'Totengesprächen' jede andere Richtung ebensogut hätte darthun können, dafs sie Menipp gegenüber sich kläglich ausnimmt, hat er es doch für ratsam befunden, den langbärtigen, finsterblickenden Stoiker herauszunehmen, um zu zeigen, welch eine Jammerrolle er im Tode spielt. Auch in der Schrift über die 'Hausphilosophen' (33/4) wird gerade an dem Stoiker sehr drastisch gezeigt, in wie unangenehme Lage ein Philosoph im Hause des Vornehmen geraten kann; und im 'Hahn' ist der genufssüchtige Philosoph, der um keinen Preis ein gutes Essen versäumen möchte, wieder ein Stoiker, obwohl die Wahl des Epikureers so nahe lag. Man könnte sagen, dafs sich das ergab, weil die Stoiker den gröfsten Bestandteil aller Anhänger der Philosophie bildeten, und Lucian selber bringt auf diese Vermutung, wenn er den Hermotimos (16) sagen läfst, er habe gefunden, dafs die meisten sich zur Stoa wandten. Das zeigt ja auch der Schlufs des Handels in der 'Lebensversteigerung' (25), der zugleich einen deutlichen Beweis liefert, wie der Schriftsteller

[1]) Vgl. auch 80: *ὀργίλος, μικρολόγος, φιλόνικος, φιλήδονος*. Dieser letzte Vorwurf bestätigt, dafs wirklich 'Totengespr.' 10 nur der Stoiker gemeint ist, während man sonst bei der *ἡδυπάθεια* und *τρυφή* im Verein mit den übrigen Fehlern an eine Kombination sämtlicher Philosophen denken könnte.

Digitized by Google

bei diesen Erfindungen das Gefühl für die realistischen Verhältnisse hatte; er läfst ihn für 12 Minen verkaufen, nicht eben teuer, wie das selbstverständlich ist bei einem Gegenstand, den sich nicht wenige aneignen; denn gleich darauf heifst es, dafs nicht einer, sondern viele den chrysippischen Bios kaufen, lauter kräftige Leute, die zu dem Erntenden passen, wie mit einem Witz auf den bekannten Syllogismus gesagt wird, vermutlich mit Bezug auf die Verbreitung des Stoicismus im Römertum. Aber ganz genügt diese Erklärung nicht für die hervortretende Gehässigkeit gegen die Stoa. Schon die Verspottung der Lehre zeigt einen anderen Charakter als die bei den anderen Schulen. Da wird in komischer Weise etwas wirklich Gegebenes ausgenutzt; die Knabenliebe des Sokrates, die Weibergemeinschaft des Platon, die Entschlufslosigkeit der Skeptiker hatten in gewissem Grade eine realistische Unterlage. Hier dagegen wird die Lehre sofort in ihr Gegenteil verkehrt; es wird verlangt, Wucher zu treiben und hohe Honorare zu nehmen, was von der stoischen Lehre natürlich fern ab lag. Hier ist also kein Witz, sondern Bosheit, und es ist vielleicht kein Zufall, dafs Chrysipp in dem 'Fischer' verhältnismäfsig so wenig hervortritt, weil für ihn am allerwenigsten die Entschuldigung passen konnte, dafs die alten Philosophen nicht verunglimpft sein sollten, sondern nur ihre unwürdigen Epigonen, während doch die ganze Posse ausdrücklich an Chrysipps Person geknüpft ist; unter der Masse der übrigen konnte auch er dann unbemerkt mit unterschlüpfen. Auch ist zu beachten, worauf wir schon oben Gewicht gelegt haben, dafs Lucian sich gar nicht genug thun kann, bei Verhöhnung der Stoiker selbst unmittelbar hintereinander dasselbe Motiv zu wiederholen. Am bezeichnendsten scheint mir das 'Gastmahl'. Jede Schule ist nur einmal vertreten, die stoische dagegen dreimal! Dafs zwei Stoiker zugegen sind, könnte man mit der gröfseren Anzahl dieser Philosophen überhaupt begründen; dafs beide in gleicher Weise karikiert sind, nicht ebenso. Und auch das genügte dem Satiriker noch nicht. Auch der nicht eingeladene und darüber erboste Philosoph, der so recht zeigt, dafs die Philosophie niedrige Gesinnung nicht zu veredeln vermag, mufste ein Stoiker sein. Danach scheint es zweifellos, dafs Lucian eine ganz besondere Abneigung, ja Gehässigkeit gegen die Stoa und ihre Anhänger empfand[1]), zumal er, wie wir sahen, auch an den Stiftern nichts zu rühmen weifs. Hier könnte man vielleicht von einem Kampf reden; denn das sind nicht mehr heitere Bilder, die nur den Zweck haben, das Publikum zu belustigen, das ist bissige Satire mit der bewufsten Absicht, gerade diese

[1]) Gerade diese besondere Abneigung ist interessant, weil sie zur Zeit sich äufserte, als ein Stoiker auf dem römischen Throne safs; denn dafs aus der Verdammung der Philosophie ein Anhaltspunkt für die Abfassungszeit der betreffenden Schriften zu gewinnen sei, diese Vermutung wird, wie ich glaube, jetzt auch W. Schmid nicht mehr aufrecht erhalten (s. Philol. L 305). Was sagte denn Fronto direkt dem Kaiser über den Unwert aller Philosophie! Würde der milde Mark Aurel sich da um den syrischen Vielschreiber gekümmert haben, als ob es sich bei der Philosophie um eine Staatsaktion handelte? Die besten der Satiren müssen von dem Vierzigjährigen 160—70 verfafst sein; nach 180 sie ansetzen hiefse von der Entwickelung eines Menschen eine merkwürdige Anschauung haben.

Digitized by Google

philosophische Richtung in den Augen der Welt gründlich zu diskreditieren. Nur ein Stoiker hat Gnade in seinen Augen gefunden, Epiktet; ihn nennt er in der Schrift 'Gegen den Ungebildeten' (13) einen bewundernswerten Greis und gesteht ihm Weisheit zu. Das ist ungefähr dieselbe Ausnahmestellung, die unter den Sophisten und Rhetoren Herodes Atticus einnimmt, den er einen durch Bildung und Würde hervorragenden Mann nennt (Peregr. 19, s. Schol.), während die übrigen für ihn Heuchler und innerlich ungebildete Menschen sind. Aber gerade diese Hervorhebung des Epiktet ist bezeichnend; sie gilt nicht dem reinen Stoiker, sondern dem Philosophen, der dem theoretischen Wissen nur noch geringen Wert beilegt, der die Logik und Naturwissenschaft verschmäht, der das Hauptgewicht der Philosophie in der Moral sieht, den Willen der Natur zu erkennen und ihr zu folgen (Zeller III 1^3 742 ff.), der endlich sein Ideal ausdrücklich in der Form des Kynismus vor Augen führt (III 22, IV 8, 30).

(Schlufs folgt)

Digitized by Google

DIE VOLKSAUSGABE VON SYBELS BEGRÜNDUNG DES DEUTSCHEN REICHES DURCH WILHELM I.[1])

Von Gustav Wolf

Nicht mit Unrecht hat man schon vor zwölf Jahren Sybels Begründung des Deutschen Reichs mit Pufendorfs Kommentaren zur Geschichte des grofsen Kurfürsten und Friedrichs des Grofsen *Histoire de mon temps* zusammen genannt. Stand doch allen drei Männern neben der aktenmäfsigen Überlieferung ein reicher Schatz persönlicher Erlebnisse und die Möglichkeit mündlichen Meinungsaustausches zu Gebote. Und wie Pufendorf und Friedrich der Grofse bis zum heutigen Tage unsere Gesamtansichten bestimmt haben, so wird auch dem Werke Sybels eine bleibende Tragweite beschieden sein. Dennoch darf man über der Ähnlichkeit dieser litterarischen Erscheinungen die Besonderheit nicht aufser Auge lassen. Auch für Pufendorf bildet die Darstellung der modernsten brandenburgischen Geschichte den Abschlufs einer arbeitsreichen Laufbahn. Aber die grofse Zukunft des preufsischen Staates hat er schwerlich erkannt. Sein Severinus da Monzambano, der die damaligen Reichszustände geifselt, endet mit ganz anderen, viel oberflächlicheren Reformvorschlägen als mit dem der Kräftigung des entstehenden norddeutschen Territorialstaates. Und wenn Pufendorf auch seine Kenntnisse auf der geschichtlichen Erfahrung aufbaute, so liegt doch seine eigentliche Bedeutung nicht in der Geschichtschreibung, sondern in der Rechtswissenschaft und in seinen für Zeitgenossen und Nachwelt fruchtbaren politischen Ideen. Für Friedrich den Grofsen bestand ein engerer Zusammenhang zwischen seiner geschichtschreibenden Thätigkeit und seinem ganzen Lebenswerke. Einmal sind es ja die eigenen Leistungen, die der König schildert, ferner aber beherrscht ihn vielfach, besonders in seiner *Histoire de la guerre de sept ans*, die Tendenz, die persönlichen Erfahrungen durch die Niederschrift für seine Nachfolger nutzbar zu machen, welche leicht

[1]) H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preufsischen Staatsakten. Volksausgabe. Sieben Bände. München und Berlin, R. Oldenbourg 1901. — Der Entschlufs der Verlagsbuchhandlung von R. Oldenbourg, von Sybels Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. eine Volksausgabe zu billigcrem Preise zu veranstalten und das Werk damit einem gröfseren Publikum zugänglich zu machen, rechtfertigt wohl den Versuch einer nochmaligen Würdigung dieses Werkes, besonders weil jetzt der Kritiker weniger als beim ersten Erscheinen die mitgeteilten Einzelheiten und Neuigkeiten wie vielmehr den Gesamtcharakter, namentlich auch die ganze Stellung innerhalb verwandter, zum Teil erst später erschienener Litteratur ins Auge fassen wird.

Digitized by Google

auf den gleichen Kriegsschauplätzen mit dem gleichen Gegner wieder kämpfen konnten. Von Pufendorf nnd von Sybel unterscheidet er sich aber wesentlich durch die Art der Archivbenntzung. Deutet auch seine Vorrede zur *Histoire de mon temps* die Absicht an, sich streng auf aktenmäfsigem Boden zu bewegen, so läfst sich doch aus einzelnen Spuren erkennen, dafs Friedrich in seinen Anfragen und Instruktionen stets ganz konkrete Punkte bezeichnet, nach denen in den Archiven geforscht werden soll, dafs der König sich also schon tief in seine Aufgabe hineingelebt hat. Seine Aktenbenutzung ist demnach keine grundsätzlich durchgehende, sondern gelegentliche, dort eingreifend, wo der Autor die Vergangenheit nicht mehr durch scharfes Nachdenken ans seinem Erinnerungsvermögen genügend rekonstruieren zu können glaubt. Es bestehen mithin wesentliche Unterschiede, die wir uns vergegenwärtigen müssen, um Sybels wissenschaftliche Bedeutung richtig zu würdigen.

Vielleicht thäte man besser, das letzte Werk Sybels neben dem letzten Werke Rankes zu nennen. Dafs der Lehrer wie der Schüler nach vollendetem siebzigstem Lebensjahre noch die Kraft zu derartigen produktiven Leistungen besafsen, hat von jeher das allgemeine Staunen erregt. Das Geheimnis dieser Schaffensfreude und dieses Schaffenkönnens ist aber recht eigentlich in der Thatsache zu suchen, dafs Rankes Weltgeschichte wie Sybels Begründung des Deutschen Reiches das Schlufsergebnis eines reichen Forscherlebens ziehen und die aus langen Jahren gewonnenen persönlichen Anschauungen gleichsam testamentarisch zusammenfassen.

Ranke hatte einst angefangen, 'die Mär der Weltgeschichte anfznfinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwickelungen unseres Geschlechtes, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte nnd ihr Wesen anzusehen ist; alle die Thaten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edlen, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen nnd festznhalten'. Wir sehen: schon in seinen Anfängen wird er von universalen Ideen geleitet, die philosophischen nnd historischen Probleme, denen bereits der junge Forscher nachgeht, gehören zu den höchsten der gesamten Menschheit. Diesem Gedanken, auf der Basis gesicherter, durch indnktive Forschung gewonnener Resultate ohne willkürliche Konstruktionen zur Erkenntnis der letzten Ursachen alles historischen Geschehens zu gelangen, ist Ranke zeitlebens treu geblieben. In keinem seiner Werke fehlt der Zusammenhang zwischen Endziel und Thema ganz. Die Entwickelung vollzieht sich für ihn besonders in den Geschichten der Nationen, aber nicht nur der Nationen: wie sich aus Rankes Grundanschauung sein unbegrenztes Interesse für alle möglichen Perioden und Staaten von selbst ergab, so sehen wir auch in den Beziehnngen, welche er vermöge seines ausgedehnten Studiums zwischen oft örtlich und zeitlich weit entlegenen Faktoren erkannte, Rankes wesentliche Bedentung. Er konnte mit Recht im ursprünglichen Entwurfe zum ersten Bande seiner Weltgeschichte sagen: 'Es ist nicht ein Werk der letzten Jahre, was ich vorlege; es beruht auf den Arbeiten meines gauzen Lebens.'

Digitized by Google

Auf den ersten Blick wird es auffallen, wenn wir mit Rankes Weltgeschichte ein Buch in Parallele setzen, das aufser einer Einleitung noch kein Menschenalter deutscher Geschichte behandelt. In der That erklärt sich dieses Auffallende rasch aus der verschiedenen Persönlichkeit der beiden Autoren. Rankes Laufbahn als Historiker wird am Anfang und am Schlufs durch folgende Aussprüche bezeichnet: 'zu zeigen, wie es eigentlich gewesen' und 'Nur kritisch erforschte Geschichte kann als Geschichte gelten'. Auch Sybel bekennt sich durchaus als Rankes Schüler; aber wie er schon als Doktorand die These verteidigte, man müsse Geschichte *cum ira et cum studio* schreiben, so erklärt er in der Vorrede seines letzten Werkes: 'An keiner Stelle meines Buches habe ich meine preufsischeu und nationalliberalen Überzengungen zu verleugnen gesucht.' Aus den reifen Mannesjahren aber entsprang das Wort: 'Nur eine grofse Zeit kann grofse Historiker haben.' Man erkennt in diesen Aussprüchen Rankes und Sybels den Abstand zweier Generationen oder, um mich Schmollers Ausführungen anznschliefsen: 'An die Stelle der weltbürgerlichen Humanität trat dentscher Patriotismus, an die Stelle einer philosophisch-ästhetischen eine politisch-verfassungsgeschichtliche Atmosphäre ... Nicht mehr Abwendung von der Gegenwart, sondern Leben in ihr und Wirken auf sie mufste die Losung der jüngeren Generation werden. Auch die, welche wie Duncker und Droysen noch ganz mit der Philosophie begannen, wendeten sich bald der realistischen Erfassung der historischen Thatsachen zu.'

Für die Häusser nnd Sybel und Treitschke resultierten aber aus solcher Verschiebung des Standpunktes nicht allein neue Ansichten, sondern auch Forscheraufgaben. Wer Vaterlandsgefühl und historisches Verständnis für identisch ansieht, wer gar eine bestimmte, sich ihm aus dem Gang der Dinge ergebende Weltanschauung als die normale betrachtet, der mufs naturgemäfs aus diesen Ursachen den Antrieb eigener wissenschaftlicher Pläne erhalten. Droysens Preufsische Politik, Häussers und Treitschkes Deutsche Geschichten sind Produkte dieser Übereinstimmung zwischen wissenschaftlichen und praktisch-politischen Auffassungen, und auch Sybels Geschichtswerke fallen unter die gleiche Kategorie.

Es ist bekannt, dafs die gröfste Arbeitsleistung Sybels, die fünfbändige Geschichte der Revolntionszeit, von Hans ans ein Produkt bestimmter national-politischer Erwägungen ist. Als sich in die deutschen und konstitutionellen Bestrebungen der Märztage ein sehr radikal-kommunistischer Geist mischte, da kam er — so erzählt uns Sybel selbst in seinen Pariser Studien[1]) — auf den Gedanken, in einer kleinen Abhandlung und Broschüre dem Volke zu erzählen, in welches Elend die grofse französische Revolntion gerade die niederen Klassen durch ihre kommunistischen Tendenzen gestürzt hätte. Nun war aber von den ökonomischen Katastrophen der grofsen Revolution ein deutliches nnd haltbares Bild nicht zu gewinnen ohne eine allseitige Kenntnis jener vielbewegten Jahre. So vertiefte sich der Gelehrte immer mehr in die äufseren und inneren Zu-

[1]) Abgedruckt in Sybels Vorträgen und Abhandlungen (Historische Bibliothek Bd. III).

Digitized by Google

sammenhänge, drang immer weiter in den umfassenden gedruckten und ungedruckten Quellenstoff ein. Und indem er an seinem Ausgangspunkte festhielt, zu zeigen, dafs eine liberale Staatsverfassung nur unter Wahrung einer geordneten Staatsgewalt möglich ist und das Gaukelspiel von der Volkssonveränität notwendig in den Abgrund führt, zeichnete er als erster den historischen Verlauf der Revolution.

Wie Rankes Römische Päpste, so wird auch Sybels Geschichte der Revolutionszeit stets als diejenige Leistung angesehen werden, mit deren Hilfe wir uns vor allem die wissenschaftliche Eigenart des in der Blüte seiner Jahre stehenden Gelehrten vergegenwärtigen können. Aber wenn wir den natürlichen Abschlufs der Rankeschen Muse nicht in den Päpsten, sondern in der Weltgeschichte zu erblicken haben, so gravitierten auch Sybels Interessen in ihrem Endziel nach einer ganz anderen Richtung als nach einer Darstellung der Zeit von der Eröffnung der französischen Generalstände bis zum Frieden von Lüneville. Sybel selbst hat einmal als das Wesen der neueren deutschen Geschichtschreibung bezeichnet: 'Vergangenheit und Gegenwart verbindend erhob sich die Vorstellung der Nationalität als einer grofsen, die einzelnen Menschen umfassenden, durch die Zeitalter hindurchwachsenden Persönlichkeit. Man lernte die sonst getrennten Gebiete des Rechtes und der Sprache, der Religion und der Sitte, des Staates und der Kirche als zusammengehörige Äufserungen dieses einen grofsen Volkslebens begreifen: man lernte die Gegenwart auffassen als das letzte Glied einer geschlossenen tausendjährigen Kette, die Vergangenheit als die sprofsende Wurzel des gegenwärtigen Daseins.' Welches andere Motto läfst sich denken für das ganze wissenschaftliche Streben Sybels vom Anfang bis zum Ende? Die gegebene Aufgabe eines Historikers, der den ältesten und modernsten Erscheinungen des deutschen Lebens mit gleicher Sorgfalt und mit derselben Anteilnahme nachgegangen war, der, Geschichtschreiber und Politiker in einer Person, die beiderseitigen Berufspflichten als eine natürliche Harmonie seines Daseinszweckes auffafste, war eine grofse Deutsche Geschichte.

In der That hat sich Sybel lange mit einem derartigen Plane getragen, und er hatte bereits über die Abfassung einer mehrbändigen Deutschen Geschichte einen Verlagsvertrag abgeschlossen. Dieser ist später auf das heutige Buch über die Begründung des Deutschen Reiches umgeschrieben worden. So nimmt letzteres demnach die ursprünglich der Deutschen Geschichte zugedachte Stelle des Facits der Sybelschen Thätigkeit ein. Diese von Sybels altem Verleger in dessen Nekrolog erwähnte Episode verdient mehr Beachtung, als ihr seither geschenkt worden ist. Wir erkennen aus ihr die ganze Tendenz des Geschichtschreibers.

Man mufs also der Würdigung des vorliegenden Werkes die Frage zu Grunde legen: was waren die Anschauungen des Autors über den allgemeinen Verlauf der deutschen Geschichte, was würde uns dieser in seinem nicht ausgeführten Werke zu sagen gehabt haben? Um eine solche Frage zu beantworten, dafür haben wir verschiedene Anhaltspunkte. Ganz abgesehen davon, dafs er in seinen verschiedenen Schriften wichtige Fragen aus verschiedenen Zeitepochen bearbeitet

Digitized by Google

hat, so hat Sybel in seinen Reden und Abhandlungen wiederholt Probleme behandelt, deren Erörterung in einer Deutschen Geschichte einen hervorragenden Platz eingenommen hätte; ich erwähne nur 'Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte', 'Über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung', 'Die christlich-germanische Staatslehre', 'Über die Entwickelung der absoluten Monarchie in Preufsen', 'Die deutsche Nation und das Kaiserreich', 'Was wir von Frankreich lernen können', 'Das neue Deutschland und Frankreich'. Aufserdem aber ist auch in der Begründung des Deutschen Reiches das ursprüngliche Projekt einer zusammenhängenden vaterländischen Geschichte nicht spurlos untergegangen. Die Einleitung des ersten Bandes, welcher das Motto *Rerum cognoscere causas* trägt, enthält, allerdings für die ältesten Zeiten aufs äufserste zusammengedrängt, einen kurzen Überblick über die deutsche Entwickelung seit fast zwei Jahrtausenden.

Bei ihrem Eintritt in die Geschichte stehen die Germanen, nach Sybels Annahme, auf einer recht niedrigen Stufe politischer Entwickelung. Als die gröfste staatliche Einheit sieht Sybel die *civitas* an. Die Folge dieses Zerfallens in kleine und lockere Verbände ist der Wechsel, die Unruhe, der Unfleifs im Ackerbau, der Wandertrieb und die häufigen Konflikte zwischen einzelnen Ständen und Gruppen. Erst als Cäsar die Rheinlinie und Augustus die Donaulinie gegen Überflutungen germanischer Einwanderer sicherten, sahen die in ihre Schranken zurückgewiesenen Deutschen sich zur ökonomischeren Ausnutzung ihres Gebietes gezwungen. Die Notwendigkeit hauszuhalten öffnete zwei Persönlichkeiten, welche ihre Volksgenossen straffer organisieren wollten, die Bahn. Es war kein zufälliges Zusammentreffen, dafs Marbod und Armin, welche in Rom als Geiseln des Augustus den Wert der dortigen Staatseinrichtungen und zugleich das Ziel der dortigen Politik kennen gelernt hatten, nach ihrer Rückkehr diese Erfahrungen nach der Seite der Abwehr wie nach der Seite eines festeren Aneinanderschlusses zwischen Fürst und Unterthanen benutzten. So wurden sie die ersten, die eine Art römischer Militärmonarchie in Deutschland einrichteten, und zugleich die ersten, die dem Vordringen der Gegner Halt geboten. Und die teils friedliche, teils kriegerische Auseinandersetzung zwischen Römern und Germanen vollzieht sich nun in der Weise, dafs letztere unter Erhaltung und Weiterentwickelung ihrer Eigenart sich der Staatsidee der ersteren unterwarfen und politische Anschauungen römischen Gepräges annahmen. Es geschieht die Trennung von Staatsrecht und Privatrecht, ohne dafs freilich alle Schichten des nationalen Daseins von solchen Tendenzen ergriffen und durchdrungen werden; die Herrschaft der Könige, welche in der Völkerwanderung auftauchen, erscheint nirgends als die Fortsetzung einer früheren nationalen Gewalt, sondern als das Zusammenwirken von Kriegserfolgen und von einer bewufsten Anlehnung an römische Überlieferungen oder gar an römische Bestallungen; je nach den verschiedenen Stämmen und Ländern ist die Zertrümmerung der alten Volksverbände mehr oder minder gründlich. Ein Hindernis für eine vollständige Übernahme altrömischer Staatsanschauungen erwuchs aber den Germanen im Christentum. Die neue Religion, welche den

Digitized by Google

Anspruch erhob, die allein berechtigte in der Welt zu sein, stellte den Staatsobrigkeiten Aufgaben, die sich ihnen vom nüchternen politischen Standpunkte aus nicht aufgedrängt haben würden. Eine christliche Herrschaft hatte nach der allmählich ausgebildeten religiösen Idee die Pflicht, dem kirchlichen Glauben den Sieg über die ganze Welt zu sichern, sowohl im Inneren antikirchliche Bestrebungen niederringen als auch nach aufsen die Lehre von der Erlösung ausbreiten zu helfen. Der dadurch geschaffene Gegensatz zwischen einer schrankenlos ausgedehnten Eroberungspolitik und weisem Mafshalten mochte in einem Weltreich wie dem römischen noch nicht so klaffend hervortreten. Als jedoch Karl der Grofse mit der Kaiserkrone zugleich die Mission der letzten Imperatoren als Beistand der christlichen Kirche übernahm und jede nationale Eigentümlichkeit im christlichen Weltgedanken aufgelöst werden sollte, war eine unnatürliche Entwickelung eingeleitet. Sybel sagt von diesem Gebilde: 'Es war mehr und weniger als ein Staat. Es war mehr, denn es war Staat und Kirche zugleich, ein Gottesreich unter zwei Häuptern, einem kriegerischen und einem priesterlichen Monarchen. Es war weniger, denn in dem Eifer für immer weitere Eroberung und für immer festere Rechtgläubigkeit schrumpften ihm das Interesse und die Mittel für die elementaren Aufgaben der Politik zusammen. Es überliefs die wichtigsten Pflichten des Staates, seine Thätigkeit in der Rechtspflege, der Verwaltung, dem Heerwesen in stets wachsendem Mafse lokalen Machthabern oder Gemeinden.' Die Folge aber war, dafs das Kaisertum sowohl von den Fürsten als auch von den Päpsten teils abhängig wurde, teils mit ihnen kämpfen mufste. Zuletzt aber unterlagen Sachsen, Salier und Hohenstanfen, nachdem Deutschland gegen ihre Herrscherpläne immer gleichgiltiger geworden war. Nördlich der Alpen versandete jedes nationale Gemeingefühl, und nur die grofsen Kolonisationen im Osten, im Ordenslande Preufsen wie im heutigen Österreich, tragen den Stempel eines Zusammenwirkens deutscher Stämme. Mit der Reformation wäre noch einmal eine nationale Erneuerung des Kaisertums möglich gewesen; jedoch Karl V. war deutschen Namens, aber spanischen Sinnes, durch den Augsburger Religionsfrieden kam das Ergebnis des für die nationale Einheit hoffnungsreich begonnenen Streites ganz ausschliefslich den partikularen Gewalten zu gute, und der Partikularismus ergriff vollständig Besitz vom deutschen Boden und deutschen Geiste, während Reichsgewalt und nationale Gesinnung auf Null herabgesunken waren. Von nun an war die Frage nach Deutschlands Zukunft eine Frage der Fortentwickelung der partikularen Gewalten, und sie gestaltete sich mit dem Emporkommen Preufsens zum Dualismus der beiden gröfsten deutschen Staaten. Wenn sich dabei die Wagschale mehr und mehr zu gunsten der Hohenzollern senkte, so trug zunächst der innere Zustand der habsburgischen Länder hierzu bei: die fortdauernde Verschmelzung mit der römischen Kirche, die damit gegebene Vorzugsstellung des Klerus, der den Herrschern dafür mit seinem Beistand zur Unterwerfung des Volkes diente, der Mangel an innerer Stärke, namentlich durch die Vorherrschaft des Adels und den lockeren Zusammenhang der einzelnen Kronländer, das ungünstige Zahlenverhältnis zwischen den Deutschen

Digitized by Google

und anderen Nationalitäten, besonders anch die Neigung der Fürsten, aus ihren deutschen Rechtstiteln und Besitzungen für ihre italienische Machtstellnng Opfer zu bringen. So kam es mehr und mehr sowohl geistig als auch politisch zu einer Entfremdung zwischen dem Erzhause und den gesamten Ansichten und Interessen der Nation. Die preufsische Entwickelung war dagegen die umgekehrte. Der Gründer des jungen Staates, der Grofse Kurfürst, hatte vor seinem Regierungsantritte in Holland das Bild eines freien und kräftigen Gemeinsinnes, eines mit der Befriedigung der Gesamtinteressen stehenden und fallenden Herrschergeschlechtes, eines hochentwickelten geistigen Zustandes gesehen; verboten ihm auch die heimischen Verhältnisse die allseitige Ausnutzung dieser Eindrücke, so verkörpert doch seine Regierung die zielbewufste Idee, die Sache des Volkes und nicht der eigenen Person zu führen, zwar vor allem Macht zn gründen nnd die inneren und äufseren Hindernisse dieser Machtgründung zu besiegen, zugleich aber damit für die Staatszwecke als solche und für die Grundlage nnd Bedingung jedes Gedeihens zu sorgen. Entsprechend den wechselnden Konstellationen und Individualitäten der einzelnen Könige gestaltete sich zwar das Facit der verschiedenen Regierungen verschieden, mehr und mehr aber und namentlich durch die Persönlichkeit Friedrichs des Grofsen bildete sich als Aufgabe des vollkommenen Staates 'die Herstellnng eines fruchtbaren Ausgleichs zwischen dem Rechte und der Macbt des Ganzen und der Freiheit und dem Wohlgefühl des Einzelnen' aus. Friedrich II. leitete den Staat nnmerklich aus dem gemeinnützigen Absolutismus in den liberalen Verfassungsstaat hinüber; denn unter ihm und durch ihn gewann das Bürgertnm an materiellem Wohlstand wie an geistiger Bildung und konnte an den Neuschöpfungen in Knnst, Wissenschaft und Litteratnr sich beteiligen, dnrch welche Deutscbland in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. seine achtunggebietende Stellung in Europa gewann. Die auf Friedrich II. folgenden Regierungen waren allerdings den erweiterten Berufspflichten, die sich ans dieser Entwickelung ergaben, nicht gewachsen nnd berücksichtigten deren Resultate nur ungenügend; als aber in Jena und Tilsit das alte Regiment Preufsens zusammenbrach, war die Weiterentwickelung und Durchführung der liberalen Grundsätze Friedrichs des Grofsen eine Notwendigkeit geworden. Die Armee Scharnhorsts, die Organisationen Steins, die Befreiungskriege beruhen auf der freien, bewufsten, ganzen Hingabe aller preufsischen Bewohner; durch die Ereignisse und Einrichtungen der ersten 15 Jahre des XIX. Jahrh. wurde die Aufnahme des gesamten, auch des aufserhalb Preufsens entstandenen deutschen geistigen und wissenschaftlichen Lebens in die gesnnde staatliche Organisation Preufsens besiegelt, und die Notwendigkeit, diese Verschmelzung festzuhalten und noch inniger zu machen, lebte als fruchtbare Tradition der Befreiungskriege in der öffentlichen Meinung fort. Die deutsche Bundesakte, die im Gegensatz zu Steins und Hardenbergs Wünschen nach einem starken Reichsregiment nur eine lose Zentralisation herbeiführte, war wohl eine bittere Enttäuschung für die national empfindenden Zeitgenossen und namentlich auch nicht ausreichend für die damaligen nationalen Bedürfnisse, erwies sich aber

Digitized by Google

gerade dadurch als eine wichtige Stütze der 1815 gegebenen Entwickelung, dafs sie weniger als eine kräftige gesamtdeutsche Bundesorganisation den preufsischen Einigungsgedanken hindernd in den Weg treten konnte. Auch bewirkte die auf dem Wiener Kongrefs vorgenommene Gebietsregulierung, durch welche Preufsen an Stelle der polnischen Provinzen die geschlossenen Rheinlande gewann und damit die natürliche Schutzwehr gegen westeuropäische Offensivbestrebungen erhielt, Österreich dagegen mit dem endgiltigen Verluste seiner elsässischen und schwäbischen Besitzungen seine ohnehin gering gewordenen Interessen am Oberrhein fast ganz verlor, dafs Preufsen in seine deutsche Rolle durch die Gleichheit der Interessen ebenso sehr hinein- als Österreich durch die Divergenz herauswuchs. Durch die Thatsache, dafs Metternich auch aufserhalb des Donaustaates in den nächsten Jahrzehnten eine mafsgebende Stellung unter den deutschen Politikern einnahm, wurde die Entwickelnng nur verlangsamt, nicht hinausgeschoben. Doch auch jetzt deuteten die Ausbreitung des Zollvereines, einzelne Anschauungen des von den verschiedenartigsten Motiven beherrschten Friedrich Wilhelm IV., die wachsende Agitation der Liberalen die Richtschnur der künftigen Gestaltung an.

Das ist in kurzen Strichen skizziert Sybels Ansicht vom Gesamtverlauf der deutschen Geschichte. Von gewissen Übertreibungen, welchen einige Historiker seiner Zeit erlegen sind, hält er sich fern. Er ist zu sehr Realist und zu tief eingedrungen in die Motive der verschiedenen Personen, um zu verkennen, dafs die Hohenzollern und Habsburger erst allmählich und unbewufst in ihre historische Stellung hineingewachsen sind, dafs weder der Grofse Kurfürst noch Friedrich der Grofse eine deutschnationale, von partikularistischen Gesichtspunkten befreite Politik getrieben haben. Aber auch er unterwirft die einzelnen Zeiträume und Strömungen der deutschen Entwickelung keiner isolierten, sondern einer zusammenfassenden Betrachtung. Ihm ist das nationale Bewufstsein der Deutschen, im Gegensatze zu dem ihnen angeborenen Partikularismus, ein 'Erzeugnis der fortschreitenden Bildung'; die Bildung eines dentschen Nationalstaates das Resultat eines 'langen pädagogischen Prozesses auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete'; was der deutschen Entwickelung so grofse Umwege gekostet hat, war die Thatsache, dafs dieser Bildungsprozefs für das deutsche Volk lange Zeit sich so ungünstig wie möglich gestaltet hat, dafs Staat und Religion, Litteratur und Volkswirtschaft auf Deutschlands Heranbildung zur Nation so ungünstig wie möglich einwirkten. Man kann solche Gedankengänge auch in Sybels streng wissenschaftlichen Schriften über die verschiedensten Themata, so in der Entstehung des deutschen Königtums oder in der Geschichte der Kreuzzüge wahrnehmen; sie hätten durch die geplante Deutsche Geschichte von Tacitus bis zu Bismarck den roten Faden gebildet. Und es ist unschwer zu erkennen, dafs, wie das Werk über die Begründung des Reiches an Stelle des ursprünglichen Projektes getreten ist, im vorliegenden Buche diese Gesichtspunkte für die Anlage, Auswahl, Gruppierung und Darstellung mafsgebend gewesen sind, dafs man sich diese Gesichtspunkte

Digitized by Google

vergegenwärtigen mufs, um die gesamten und einzelnen Ausführungen aus den Motiven des Urhebers heraus zu würdigen.

Schon äufserlich knüpft Sybel durch die Vorrede sein jetziges Werk an seine frühere Geschichte der Revolutionszeit an. Beide könnten unter dem Motto Vom alten zum neuen Reich zusammengefafst werden: sie sind bestimmt, den Zerfall und den Wiederaufbau zu schildern und stehen in einem gegenseitigen engen Konnex. Dafs die Schilderung der Ereignisse von den Befreiungskriegen bis zu den Märztagen stark verkürzt erscheint, spricht nicht gegen diese Behauptung. Denn wenn Treitschke, der uns ja ebenfalls die Entwickelung von der Auflösung des alten bis zur Herstellung des neuen Reiches erzählen wollte, für die erste Generation des deutschen Bundes allein vier starke Bände brauchte, so hängt dies mit der viel umfassenderen Behandlung seines Themas, namentlich mit seinem Streben nach Einfügung der Geistesgeschichte in den Rahmen der Darstellung zusammen. Wer Wissenschaft, Kunst und Litteratur, Handel und Gewerbe, Staat und Kirche in ihrer Wechselwirkung uns vorführen wollte, mufste uns zu jenen grundlegenden Leistungen der zwanziger und dreifsiger Jahre auf dem Gebiete der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte geleiten, welche zunächst in engeren Kreisen ihre Bedeutung besafsen, darüber hinaus aber mit der Zeit ihren mittelbaren Einflufs ausübten. Sybel, dem es ja vor allem um die Ausbeute seines authentischen Materiales der diplomatischen Korrespondenzen zu thun war, fafste seine Aufgabe natürlich viel enger. Er konnte uns ebensowenig die gesamten Eindrücke und Erfahrungen, unter denen die Männer in und nach den Befreiungskriegen ihre Lehrjahre durchlebten, vor Augen stellen, wie er uns die grofse Geistesarbeit und pädagogische Thätigkeit geschildert hat, welche eine Reihe der hervorragendsten politischen und wissenschaftlichen Denker der Nation nach dem Fehlschlag ihrer 1848 gehegten Hoffnungen in Wort und Schrift ausgeübt haben. Dazu kommt, dafs entsprechend seinen vorzugsweise preufsischen Papieren und der engeren Begrenzung seines Gegenstandes Sybel weit weniger als Treitschke die inneren Verhältnisse der übrigen deutschen Staaten behandeln konnte. Die Kämpfe, welche in Baden und in anderen Landtagen um wichtige konstitutionelle Verfassungsfragen und modernere Staatseinrichtungen ausgefochten wurden und welche einen grofsen Teil der politischen deutschen Geschichte von 1815 bis 1840 ausmachen, gehörten in eine Darstellung, die auf breitem Hintergrunde schildern wollte, wie alle einzelnen Elemente und Vorgänge aus Deutschland wieder ein Volk gemacht haben; ein Historiker, der nach den preufsischen Akten uns die preufsischen Mitarbeiter am politischen Einigungswerke vorzuführen hatte, bedurfte einer eingehenden Berücksichtigung der aufserpreufsischen Vorgänge in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur gelegentlich. Sybels Hauptinteresse konzentriert sich für diese Epoche auf die Schilderung, wie die vorwärts strebenden nationalen Ideen damals von den politischen Obrigkeiten gehemmt wurden, aber in den Gemütern vorläufig ohne revolutionären Beigeschmack fortlebten.

Diese Würdigung der von den Befreiungskriegen herstammenden und nur

Digitized by Google

schlummernden nationalen Ideen ist es nun auch, welche Sybel nach seinem kursorischen Überblick über die Jahre 1815—1848 veranlafst, den Ereignissen von 1848 und 1849 eine gröfsere Teilnahme zu widmen. In dieser Teilnahme unterscheidet sich der Historiker wesentlich von Bismarck. Letzterer dachte bekanntlieh nicht eben hoch von jenen Parlamentariern, die 'eine Verfassung für Dentschland, für das gesamte deutsche Reich' schaffen wollten und hierzu Beruf und Vollmacht in der Souveränität der Nation fanden. Wie er selbst nicht nach Frankfurt gezogen ist, so hat er auch in den Gedanken und Erinnerungen den damaligen Versuchen einer Neuschöpfung Deutschlands nur einen bescheidenen Platz eingeräumt. Es ist nicht nur das eigene schon 1848 vorhandene Interesse am parlamentarischen Leben, es sind nicht nur die persönlichen Beziehungen des Verfassers zu geistes- und stimmungsverwandten Mitgliedern der Nationalversammlung, welche Sybel zu einer anderen Stellungnahme bewogen haben. Dem praktischen Staatsmann, der die Entwickelung Preufsens als das persönliche Produkt der Dynastie der Hohenzollern auffafste und darum nicht über den Kopf des Königs hinweg handeln wollte, dem überdies ein derartiges aus dem Volke heraus entspringendes Unternehmen ohne Leitung seitens der Regierungen und handelnden Politiker sowohl von vornherein als auch nachträglich für utopisch galt, erschienen die Strömungen und Bestrebnngen der Märztage in einem anderen Lichte als dem reflektierenden Gelehrten, welcher die Begründung des Deutschen Reiches als den Schlufsstein einer zweitausendjährigen Entwickelung und das Ergebnis eines 'pädagogischen Prozesses' ansah. Sybel überschreibt den Abschnitt, den er diesen Dingen widmet: 'Erster Versuch der deutschen Einheit', und er charakterisiert die Bedeutung der Debatten in der Paulskirche, dafs den Deputierten ihre Fehler durch die Verhältnisse aufgedrängt worden, ihre Ziele aber zu bleibenden Richtpunkten für Dentschlands Zukunft geworden seien; präziser noch bezeichnet er zwei Seiten später die geschichtliche Stellung des Frankfurter Parlamentes, dafs es reich an Geist, Talent und idealem Streben gewesen, aber noch nicht die nötige methodische Schulung in der praktischen Politik erlangt habe. Es sind also für Sybel die damaligen Bemühungen um ein geordnetes Reich mehr als ein hoffnungsloser und darum verpuffter Anlauf. Sie scheiterten besonders deshalb, weil die Zeit zu positiven Erfolgen noch nicht gekommen war; aber indem sie der Zukunft den Weg wiesen und auf das Volk ihren Eindruck nicht verfehlten, indem sie Männer aus Dentschlands verschiedenen Landstrichen in gemeinsamem patriotischem Streben vereinigten, bildeten sie die nnentbehrliche Vorstufe zu den künftigen Ereignissen. 'Die Richtung, welche die Nationalversammlung dem vaterländischen Sinne gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament, trotz aller Irrtümer über die Mittel, mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: die Freiheit im Innern, die Einheit nach aufsen' — das sind die Schlufssätze Sybels über jene Frankfurter Tage.

Infolge ähnlicher Ursachen besteht auch, abgesehen vom Parlament in der

Digitized by Google

Paulskirche, eine ziemliche Differenz zwischen Bismarck nnd Sybel in der Bewertung der damaligen Ereignisse. Die Gedanken und Erinnerungen knüpfen in der Schilderung der Märztage an Bismarcks persönliche Erlebnisse und die persönliche Königstreue des Autors an; erst als im folgenden Kapitel die auswärtige Politik einen breiteren Raum gewinnt nnd vom Dreikönigsbündnis und den Ursachen der Olmützer Niederlage die Rede ist, finden sich zahlreichere Erörterungen von grundsätzlicher Tragweite. Sybel dagegen geht von vornherein davon aus, dafs die vormärzlichen Zustände allgemein für unhaltbar angesehen wurden, dafs sich die auf Friedrich Wilhelm IV. gesetzten Erwartungen des Volkes nicht erfüllt hätten, dafs eine französische Revolution spätestens mit dem Tode Louis Philipps in der Luft lag und von einem solchen Losbruch auch der Umschwung der deutschen Geschicke erwartet wurde. Der Historiker der Revolutionszeit besitzt eine lebendigere Anschauung von der elementaren Gewalt, von der wuchtigen Tragweite der damaligen Bewegungen; er sieht den dauernden Wert solcher Explosionen darin, dafs die durch latente Unzufriedenheit gebundenen Elemente aus ihrem unnatürlichen Zustande befreit und entwickelungsfähig gemacht werden. Inmitten der Gährung und des oft wenig anmutenden Verlaufes der Dinge erkennt er also einen gewissen berechtigten Kern.

Sosehr sich Sybel infolge seiner archivalischen Vorlagen, namentlich auch was die quantitative Behandlnng des Stoffes betrifft, in seinem ganzen Werke vorzugsweise mit den diplomatischen Verhandlungen beschäftigt und demgemäfs auch ausführlichere Mitteilungen über die Vorgeschichte von Olmütz, über die Dresdner Konferenzen nnd über ähnliche Dinge macht, so darf man darüber nicht vergessen, dafs es die oben erwähnten Erwägungen allgemeinhistorischer Natur sind, welche den die grofsen Zusammenhänge der gesamten deutschen Geschichte überdenkenden Verfasser in seiner Darstellung bestimmt haben. Gewifs gehören die Auseinandersetzungen der verwickelten schleswigholsteinschen Frage, die verschiedenen preufsischen und deutschen Reformpläne sowohl wegen des dargebotenen neuen Stoffes als auch wegen der aufserordentlichen Klarheit der Erzählung objektiv zu den wertvollsten Partien des ganzen Werkes; wer die subjektiven Ansichten des Historikers stndieren nnd aus ihnen das Buch verstehen will, wird aber vielfach einen anderen Mafsstab anzulegen haben.

Aus diesen Gründen ist anch wesentlich das Übergehen oder kurze Streifen von Dingen zu erklären, deren Erörterung sich dem Autor weder von seinem persönlichen Standpunkte aus noch auch durch sein Aktenmaterial aufdrängte. So wird eines der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1848, das Verschwinden des durch mehr als 30 Jahre vielbewunderten und allgemein respektierten österreichischen Staatskanzlers, nur ganz flüchtig erwähnt, geschweige denn aus seinen Ursachen erklärt. Wie Sybel an Metternichs vormärzlichem Regiment fast ausschliefslich die negativen Seiten, die Hemmung der liberalen und nationalen Bestrebungen hervorhebt, die positiven Erwägungen und das Milieu dieses Politikers aber so gut wie völlig übergeht, so erfahren wir aus der Begründung

Digitized by Google

des Deutschen Reiches nichts von den Wiener Hofverhältnissen, die von langer Hand den Sturz des Ministers vorbereiteten, und ebensowenig von der grofsen Umwälzung, welche Österreich in seinem Inneren 1848 durchmachen mufste. Ottokar Lorenz hat in seinem Buche 'Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts' (Berlin 1896) bei verschiedenen Gelegenheiten, teilweise gegen Sybel polemisierend, auf den bisher wenig berücksichtigten Wechsel der Dinge im Donaureiche aufmerksam gemacht. Er konstatiert für 1848 das Untergehen des alten österreichischen Hausstaates, welcher allein durch die Kunst der Metternichschen Politik während der ganzen ersten Hälfte des XIX. Jahrh. erhalten worden war, und den Beginn eines neuen Österreichs, das mit dem alten nur noch den Namen und die Dynastie gemein hat. Mag auch in diesen Ausführungen manche Übertreibung stecken, die Auffassung, dafs insbesondere der moderne Konstitutionsstaat sich nach verschiedener Hinsicht anders bethätigen mufste als der frühere absolutistisch-patriarchalische, kann nicht abgelehnt werden. Metternich, welcher vor allem die populäre Erhebung in Deutschland zurückhalten wollte, war gerade dadurch angewiesen, mit den ihm entgegenkommenden herrschenden Kreisen zu paktieren, namentlich auch das vormärzliche Preufsen nicht vor den Kopf zu stofsen. Anders wurde dies, als nach dem Zusammenbruch der Metternichschen Ära in der allgemeinen Verwirrung der Wunsch nach einem starken Regimente sich regte, und als dann gar mit der neuen Verfassung Elemente zu Einflufs kamen, die nicht einmal untereinander, geschweige denn mit den Reichsdeutschen hinreichende Fühlung besafsen und durch die Gewalt der Dinge zum Emporkommen des Slaventums führten. Der Gedanke, durch entschiedenes Auftreten und kühne Pläne auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich Ansehen zu verschaffen, die mannigfaltigen autochthonen Interessen der einzelnen österreichischen Volksgruppen und Volksstämme, später ein leises Ahnen der Deutschösterreicher, dafs sie nur durch eine grofsdeutsche Politik und durch Festhalten der Monarchie am Bunde vor der slavischen und magyarischen Überflutung sich schützen konnten, veranlafste die Schwarzenberg und Buol und Schmerling zu ganz anderen Erwägungen als Metternich. Dafs Bismarck in Frankfurt als preufsischer Gesandter einem unerwartet feindlichen Geist des Bundespräsidiums begegnete und die Notwendigkeit eines kriegerischen Zusammenstofses mehr und mehr aus der Individualität der österreichischen Machthaber ableiten lernte, bedeutet keineswegs nur eine Berichtigung früherer Irrtümer und Erkenntnis einer besseren Wahrheit, sondern ergab sich aus dem veränderten Kurse der habsburgischen Interessen vor und nach den Märztagen.

Wenn ohne eine klare Anschauung und Erforschung dieser Dinge die Vorgeschichte von 1866 in vielen Stücken rätselhaft bleiben mufs, so ist es selbstverständlich, dafs derartige Erörterungen an sich in ein Buch über die Begründung des Deutschen Reiches gehören würden. Aber es handelt sich um Erscheinungen, welche mehr negativ als positiv zur Wiederherstellung der Einheit beigetragen haben und demgemäfs einem Forscher, der letztere als das Resultat eines langen pädagogischen Prozesses auffafst, als eine minderwertige Episode gelten.

Digitized by Google

Auch andere Lücken sind ähnlich zu erklären. Was vom Umschwunge des österreichischen Verhaltens zu Preufsen gesagt wurde, gilt bis zu einem gewissen Grade natürlich auch von anderen deutschen Territorien, besonders den Mittelstaaten. Es ist nicht nur ein persönliches Zusammentreffen, wenn in den Märztagen eine Reihe Staatsmänner emporgekommen sind, die bis in die Zeit von 1866 ihre Heimatpolitik in preufsenfeindlichem Sinne bestimmt haben. Von einer solchen Tendenz war in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. bei weitem nicht in dem Mafse die Rede. Solange die Hofburg auf eine gute Beziehung zu Berlin Wert legte, war es naturgemäfs, dafs sich zunächst die beiden deutschen Grofsmächte verständigten und Meinungsverschiedenheiten ohne Zwischenträger ausglichen. Mit dem Augenblicke, wo dieses Einvernehmen aufhörte, wo jede Partei nach möglichst grofsem und starkem Anhange in Deutschland suchte, waren den anderen Bundesstaaten zum guten Teile neue Aufgaben gestellt. Man spricht viel von der Grofsmannssucht Beusts und anderer gleichzeitiger Minister; aber dieses Mifsverhältnis zwischen beanspruchter Rolle und partikularistischer Machtfülle beruht doch sachlich besonders darauf, dafs durch die begleitenden Nebenumstände den einzelnen Staaten und ihren Ministern in der gesamtdeutschen Frage, die ja nicht blofs eine national beschränkte Wichtigkeit für die Diplomaten hatte, ein so grofser Anteil an der Lösung der Aufgabe eingeräumt und dadurch zugleich das auswärtige Ressort über die in solchen Einzelstaaten natürliche Bedeutung gegenüber der inneren Verwaltung hinausgewachsen war. Ebenso sehen wir die einzelnen deutschen Fürsten wohl gewürdigt, insofern sie als geistige oder politische Mitarbeiter zur Errichtung des deutschen Gebändes beisteuern konnten; eine ihrer gesamten Erziehung, ihren Richtungen und Ideen nachgehende Charakteristik, wie man sie an sich in einem Werke über die fünfziger und sechziger Jahre von allen damals mafsgebenden Persönlichkeiten erwarten sollte, findet man nicht bei Sybel. Kein Zweifel, dafs der Verfasser auch in dieser Richtung uns erheblich mehr hätte bieten können, wenn er gewollt hätte. Gehörte er doch zur berühmten Tafelrunde König Maximilians II. von Bayern und stand während eines Teiles jener Jahre, die er in seinem Buche schildert, inmitten der Münchener Gesellschaft, Beziehungen zu den verschiedensten Kreisen und mit einer Reihe hervorragender Persönlichkeiten unterhaltend. Auch ohne bayrische Akten und ohne indiskrete Weiterverbreitung zufällig erfahrener Geheimnisse hätte er uns ein farbenreiches Bild der damaligen Menschen und Anschauungen in München bieten können. Für Sachsen liegen uns seit Jahren die Memoiren zweier damaliger Minister, Friesens 'Erinnerungen' und Beusts 'Aus dreiviertel Jahrhunderten' vor, und wenn auch Hassels Werk 'Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen' erst nach Sybels Tode zu erscheinen begann, so besafsen wir doch in Falkensteins Schrift eine wenigstens skizzenhafte Beschreibung des Königs Johann, welche teilweise auf autobiographischem Materiale fufste. Und wenn Sybel in seiner Vorrede sagt: 'Um die Benutzung anderer Archive habe ich mich aus dem einfachen Grunde nicht bemüht, dafs für die Gewährung eines solchen Gesuches nicht die mindeste Aussicht vorhanden war', so galt

Digitized by Google

diese Motivierung doch nicht uneingeschränkt für die Provinzen Hannover und Hessen-Nassau, mit deren Einverleibung eine Masse Material in preufsischen Besitz gekommen war. Aber alle diese Probleme, so unentbehrlich ihre Behandlung bei einer erschöpfenden, vielseitigen Kritik der ganzen Zeitverhältnisse gewesen wäre, pafsten nicht in den von Sybel aufgestellten Rahmen oder verschwanden wenigstens an Bedeutung für das positive Endergebnis der deutschen Entwickelung hinter anderen, dem Antor zudem durch seine Archivalien näher liegenden Fragen.

Unwillkürlich drängt sich in diesem Zusammenhange dem Leser noch eine andere Eigentümlichkeit der Sybelschen Darstellungsweise auf. Ein Hauptcharakteristikum der Deutschen Geschichte Treitschkes ist bekanntlich sein farbenreiches, anschauliches Bild, welches er von allen ihm begegnenden Personen und Zuständen zu entwerfen weifs. Die Neigung zur lebendigen Darstellung seiner Eindrücke hat diesen Historiker ja oft zu Schilderungen geführt, die scharfen Widerspruch herausgefordert und ihm den Vorwurf der Einseitigkeit — wie Schmoller in seinem mehrfach erwähnten Nekrolog treffend hervorhebt, weit mehr als billig — eingetragen haben. Auch bei Sybel stofsen wir, was sich auch von einem so gewiegten Menschenkenner nicht anders erwarten läfst, auf ausgezeichnete Porträts bedeutender Zeitgenossen. Die Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., Bismarcks und Delbrücks, Heinrichs von Gagern und Josefs von Radowitz gehören zum besten, was auf diesem Gebiete geleistet worden, und sind mit sichtlichem Interesse, mit dem Bestreben, in das Geheimnis des individuellen menschlichen Wollens, Fühlens und Handelns einzudringen, entworfen. Aber wenn man die Menge der gebotenen und der ergriffenen Gelegenheiten zu solchen Schildernngen vergleicht, dann erhebt sich Sybels Darstellung doch relativ selten zu derartigen plastischen Schilderungen, die auf den Leser einen bleibenden Eindruck hinterlassen. In der Regel und selbst bei Männern, die, wie Roon und Moltke, eine erste Stellung unter den Mitbegründern des Deutschen Reiches einnehmen, oder die, wie Dahlmann, an anderer Stelle vom Verfasser zum Gegenstand liebevoller Betrachtung gemacht worden sind, begnügt sich Sybel mit Skizzen und Andeutungen, die dem Benutzer die für dem Zusammenhang der Erzählung erforderlichen Kenntnisse einzelner Eigenschaften der betreffenden Personen vermitteln. Auf diese Weise gewinnt Sybels ganzes Werk namentlich im Gegensatz zn Treitschke einen nüchternen, glatten, scheinbar objektiveren Anstrich. Es würde falsch sein, den verschiedenen Ton der beiden Geschichtsbücher ausschliefslich auf das abweichende Temperament ihrer Verfasser zurückzuführen; das ganze Arbeitsprogramm, das ja in seiner Eigenart indirekt allerdings auch die Besonderheit Treitschkes und Sybels wiederspiegelt, bedang, dafs in einem Falle uns umfassende biographische Charakterbilder, im anderen die für die Entwickelung des historischen Gesamtverlaufes entscheidenden einzelnen Züge der mitwirkenden Personen vorzugsweise geschildert wurden.

Von zwei Seiten ist neuerdings dargelegt worden, welche Bedeutung der Krimkrieg für die europäische Konstellation und damit auch für die Einigung

Digitized by Google

Deutschlands und Italiens gehabt hat. Kraus bezeichnet in seinem kürzlich erschienenen Essai über Cavour[1]) ihn als 'das gröfste Ereignis, welches die Wendung der europäischen Politik einleitete'[2]), und Friedjung datiert von der Schaukelpolitik Buols, welche die auf Allianzen beruhende Machtstellung der Habsburger zerstörte, die Vereinsamung Österreichs, die erst die Bahn zu den Ereignissen von 1859 und 1866 eröffnet habe.[3]) Beide Gelehrte begegnen sich also in der Anschauung, dafs zu jenem Umschlag, der Ende der fünfziger Jahre durch die neue Ära in Preufsen und den Krieg zwischen Österreich, Frankreich und Piemont sich offenbarte, schon damals der Grund gelegt wurde, und dafs deshalb die Tragweite des Krimkrieges nicht ausschliefslich im Zurückdrängen des seit dem Brande von Moskau vorherrschenden russischen Einflusses zu suchen ist. Das sind unzweifelhaft wichtige Gesichtspunkte, welche in einem Geschichtswerk, dem die Darstellung der Errichtung des Deutschen Reiches Selbstzweck ist, berücksichtigt werden müfsten. Sybel ist in der Behandlung des Krimkrieges, obgleich dieser noch nicht in die Regierung Wilhelms I. fällt, weit ausführlicher als Friedjung oder gar Kraus. Dafs Sybel in seiner Erzählung einen oberflächlicheren politischen Blick bekunde, dafs er nicht die verschiedenen Tendenzen und Schattierungen, namentlich im Kreise der preufsischen Politiker, erkannt habe, wird niemand behaupten. Aber anderseits wird kein Benutzer bei der Lektüre der betreffenden Abschnitte im Zweifel sein, dafs es dem Autor wesentlich um stoffliche Mitteilungen zu thun gewesen ist, dafs es ihm nach der ganzen Erfassung seines Themas ferngelegen hat, Konsequenzen wie Kraus oder Friedjung zu ziehen. Denn die Veränderungen, die der Krimkrieg in den Verhältnissen der Grofsmächte hervorrief, waren wohl wesentliche Begleiterscheinungen und zum Teil sogar wichtige Voraussetzungen für das Gelingen des preufsischen Einigungswerkes, aber als wirksame Bestandteile jenes pädagogischen Prozesses auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete, welcher die Deutschen aus dem Partikularismus zum Znsammenschlufs führte, können sie nicht angesehen werden.

Lorenz spielt in seinen 'Staatsmännern nnd Geschichtschreibern des neunzehnten Jahrhunderts' (S. 158 ff.) die Gerlachschen Denkwürdigkeiten gegen Sybel aus; er tadelt, dafs letzterer ein einseitiges Quellenmaterial benutzt, dafs er 'auf unbedeutende Bureaukraten geschworen', dafs er darum das Bild des Hoflebens Friedrich Wilhelms IV. in der Zeit der Reaktion verzeichnet habe. Nun enthalten die Denkwürdigkeiten Gerlachs sicher manche Bereicherung unseres Wissens; dadurch, dafs uns die Tagebücher in die Ideengänge und die Motive ihres Verfassers, in die einzelnen persönlichen Beziehungen am Hofe des Königs lebendig einführen, gewinnen wir an vielen Stellen ein zutreffenderes und, wie sich aus der Beschaffenheit jeder derartigen subjektiven Quelle ergiebt, auch ein die Partei Gerlach vielfach gerechter darstellendes Bild wie ehedem. Aber auch hier mufs man sagen, dafs die Erweiterung nnseres

[1]) F. X. Kraus, Die Erhebung Italiens im XIX. Jahrh. (Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Fr. Kampers, S. Merkle und M. Spahn) Mainz 1902.

[2]) Ebenda S. 67. [3]) Der Kampf um die Vorherrschaft Deutschlands S. 9 f.

Wissens jenseits der letzten Ziele liegt, die sich Sybel für seine 'Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.' gesteckt hatte, und dafs weder die Rücksicht anf stoffliche Mitteilungen aus den preufsischen Staatsakten noch auch sein ganzes Programm eine derartige Erforschung der einzelnen Vorgänge innerhalb der Kamarilla erheischt hätte.

Wir sind damit an die Schwelle derjenigen Epoche gelangt, die nach dem Titel des Werkes die eigentliche Anfgabe für Sybels Darstellung bildet. Es ist selbstverständlich, dafs mit dem Beginne der nenen Ära nnd noch mehr mit dem Amtsantritte Bismarcks als preufsischen Ministerpräsidenten die Abweichungen, die sich aus einer isolierten Behandlung jener Jahre und der besonderen Arbeits- und Denkweise Sybels ergeben würden, nicht mehr so eklatant hervortreten. Denn einmal besafs der Autor durch seine archivalische Vorlage eine viel gebundenere Marschroute als für die früheren Zeiten und war zu wenigstens relativ gröfserer Vollständigkeit genötigt, anderseits standen jetzt Männer im Vordergrunde, die in weit höherem Mafse mit ihrer ganzen Person für das Einigungswerk thätig waren, so dafs kaum eine halbwegs wichtige Erscheinung des politischen Staatswesens in Preufsen völlig aufser Acht gelassen werden konnte. Aber auch abgesehen von dem, was oben über die durch das ganze Werk zerstreuten Charakteristiken gesagt worden ist, fehlt es von nun an ebenfalls nicht an Partien, in denen Sybels prinzipielle Auswahl znm Vorschein kommt.

Da sehen wir zunächst den Autor diejenigen Fragen, die er als an der Peripherie seines Forschungskreises gelegen schon bisher nur so weit als zum Verständnis des Ganzen nötig heranzog, wohl genauer und öfter als früher behandeln, aber doch auch jetzt in ihrer Erörterung als Mittel und nicht als Selbstzweck anschauen. So fehlt z. B. eine psychologische Würdigung Kaiser Franz Josefs so gut wie ganz. Auch die Zerfahrenheit unter den österreichischen Staatsmännern, der grundsätzliche Gegensatz zwischen Schmerling und Rechberg, das häufige Schwanken der habsburgischen Politik in der Wahl der einzelnen Wege und im Grade der Energie, die Rolle, welche eine Reihe unverantwortlicher Ratgeber gespielt haben, tritt in konkreten Fällen, die dem Verfasser zur Schilderung oblagen, häufig genug hervor, und alle diese Faktoren werden auch als Ursachen ihrer Folgen richtig erkannt; aber nirgends hat Sybel ein detailliertes Bild dieser verwirrten Wiener Verhältnisse in der Weise entworfen, dafs man sehen könnte: es ist ihm um eine erschöpfende Würdigung dieser Dinge, es ist ihm um eine vollständige Orientierung der Leser über das ganze Wesen der damaligen österreichischen Staatsleitung zn thun. Vielleicht noch charakteristischer ist, in wie hohem Grade in den Bänden IV—VI die Schilderung der auswärtigen Politik und des preufsischen Militärkonflikts überwiegt. Selbst für Preufsen, geschweige denn für die dentschen Mittelstaaten, dringt der Erzähler nicht tiefer ein in die mannigfachen Probleme der Justiz, der inneren Verwaltung, des Handels und der Gewerbe, des Kirchen- und Schulwesens, die damals so viele tüchtige Männer der verschiedenen Gegenden und Bevölkerungsschichten bewegten. Würde Treitschke

Digitized by Google

seine Deutsche Geschichte bis in diese Zeit heruntergeführt haben, so hätten alle diese Erörterungen in seinem Werke einen breiten Raum beansprucht. Denn bei diesen Gelegenheiten sind einmal sachlich eine Menge Kontroversen teils aufgetaucht und verhandelt, teils für beschränkte Staatsgebiete bereits gelöst worden, die dann die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches in ihrem Geiste bestimmt haben. Zweitens aber haben eine Anzahl hervorragender Mitarbeiter an der Reichsgründung in solchen Problemen und in den früheren Stadien ihrer Entstehnng und Weiterverfolgung ihren persönlichen Standpunkt gebildet und verdanken dieser Bildung ihre Teilnahme an den ganzen Ereignissen. Auch hier wird niemand behaupten, daſs Sybel von diesem Zusammenhange nichts gewuſst oder die Bedeutung derartiger Momente unterschätzt habe. Als diese Materien die breiten Schichten deutscher Politiker beschäftigten, war ja der Verfasser ein hervorragendes Mitglied des preuſsischen Abgeordnetenhauses und hatte überdies nach verschiedenen deutschen Einzelstaaten hinreichende Beziehungen, die ihn über den Charakter der dortigen Gesetzgebungen aufzuklären vermochten. Vielmehr verrät auch hier Auswahl und Gruppierung des Stoffes den Historiker, der die jüngste Vergangenheit als Endresultat einer langen Entwickelung schildert, dem die an sich keineswegs unbedeutenden Grundbedingungen für das Gelingen des Werkes als minder wesentlich innerhalb des Gesamtverlaufs der deutschen Geschichte erscheinen.

Mit diesen ganzen Anschauungen Sybels steht es auch im Einklang, daſs er mit dem Herbste des Jahres 1866 das Deutsche Reich als gegründet ansieht. Schon damals, in einem Artikel der *Revue des deux mondes*, hat der Verfasser im Siege von Sadowa den endgiltigen Untergang der überlieferten Politik der mittelalterlichen Imperatoren erblickt, welche, wie wir erwähnten, nach der Meinung des Historikers Deutschland so viele Wunden geschlagen, und als deren letzten Vertreter in der lebendigen Verneinung der nationalen Berechtigungen er Kaiser Franz Josef bezeichnete. Als er dann fünf Jahre später in der *Fortnightly Review* über Natur und Entwickelungsbedingungen des Deutschen Reiches handelte, da hat er die wiederaufgerichtete Kaiserwürde mehr als eine äuſserliche Krönung des Gebäudes angeschaut und in der ihm besonders am Herzen liegenden Richtung einer straffen Zentralisation das Reich eher als einen Rückschritt gegenüber dem Norddeutschen Bunde betrachtet. Und demgemäſs kann man auch sagen: die eigentliche Aufgabe der Darstellung konzentriert sich anf die ersten fünf Bände des Geschichtswerkes. Band VI und VII nehmen mehr die Stellung eines Anhanges, eines Nachtrages ein. Sie unterscheiden sich von ihren Vorgängern nicht bloſs dadurch, daſs sie nicht mehr mit den Akten des auswärtigen Amtes gearbeitet werden konnten und der Verfasser auſser persönlichen Erinnerungen auf bereitwillige Mitteilungen von Tagebüchern und Korrespondenzen beteiligter Personen und auf Auskünfte von Freunden angewiesen war. Das mag die eine oder die andere Angabe als anfechtbar oder auch als minder zuverlässig erscheinen lassen, mag vielleicht sogar den gesamten dauernden Quellenwert der letzten Bände gegenüber den früheren beeinträchtigen: was die Darstellung der Jahre von 1866—1870 von

Digitized by Google

der bisherigen abhebt, ist, wie es Sybel selbst bezeichnet, 'die Natur des Gegenstandes'. Das Interesse dieses Historikers widmet sich weit weniger der Vorbereitung des Ringens mit Napoleon als vielmehr der wohnlichen Einrichtung des Baues, dessen Mauern seit Königgrätz feststanden. So beherrschen auch ganz andere Fragen die gesamte Erzählung: die Verhandlungen des Norddeutschen Reichstages und des Zollparlamentes, die Gedanken, die hierbei über die zukünftige Weiterentwickelung der Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung und über die Eingliederung der Südstaaten geäufsert wurden, fesseln den Verfasser in erster Linie. Der Deutsch-französische Krieg nimmt daher nach Sybel nicht die Stelle ein, welche ihm viele andere Zeitgenossen zuschreiben: er ist nicht zur Herstellung, sondern zur Verteidigung der nationalen Einheit geführt worden. Von seinem Standpunkte ganz folgerichtig schliefst Sybel den siebenten Band, der die Ereignisse bis zum Juli 1870 erzählt: 'Frankreich ging für eine alte Ehrenstellung, Deutschland für sein junges Dasein in den Kampf.' Es galt nicht ein neues Dasein zu schaffen, sondern für das vier Jahre alte Dasein einzutreten.

So umspannt mithin alle sieben Bände die Klammer einer einheitlichen Komposition, einer Komposition, die ihre Motive der Betrachtung des gesamten Verlaufes der deutschen Geschichte verdankt und ihren Autor wiederum befähigt, in jeder Epoche vaterländischer Entwickelung, mit der er sich beschäftigt, seiner Ansicht verwandte leitende Gesichtspunkte herauszufinden. Man mag an sich solche Anschauungen richtig oder unrichtig, einseitig oder vollkommen zutreffend finden, die bleibende historiographische Bedeutung dieses Zusammenfallens politischer und wissenschaftlicher Erwägungen beruht darauf, dafs eine ganze Generation hervorragender Geschichtschreiber aus ihrem Standpunkt die Kraft gewonnen hat, über einen örtlich und zeitlich eng begrenzten Horizont hinauszublicken und nach Ideen zu suchen, die weit auseinanderliegende Zwischenräume sich nähern halfen. Wenn an sich das von Ranke gegebene Beispiel einer zugleich empirischen und doch von grofser Auffassung getragenen Historie Gefahr lief, von unbegabteren Schülern in Gestalt öden Spezialistentums nachgeahmt zu werden, und wenn dadurch die deutsche Geschichtswissenschaft alsbald den Boden in der Nation, ihren Einflufs auf die allgemeine Bildung verloren hätte, so wurde gerade durch diese Reihe politischer Historiker in noch ausgedehnterer Weise als durch Ranke die Kenntnis geschichtlicher Thatsachen und das Interesse für geschichtliche Studien Gemeingut der weitesten Kreise. Dafs derjenige, den Ranke als seinen bedeutendsten Schüler bezeichnet, dazu gelangt ist, mit solchen Mafsstäben und Ansichten die Darstellung seiner eigenen, für die Entwickelung Deutschlands so epochemachenden Zeit zu unternehmen, darin liegt der dauernde Wert des Sybelschen Buches begründet. Man wird in einigen Jahrzehnten das Facit der jüngsten deutschen Geschichte etwas anders ziehen als heute, man wird auch mit Hilfe des neuen Materials manche Punkte, die man heute kaum der Erörterung für würdig hält, schärfer ins Auge fassen und hierdurch einen tieferen psychologischen Einblick in die Erwägungen der handelnden Personen gewinnen,

Digitized by Google

man wird Licht und Schatten gerechter verteilen und namentlich die unterlegene Partei, aus deren Reihen verhältnismäfsig noch wenig authentische Aufschlüsse vorliegen, milder kritisieren. Durch keine neuen Kunstwerke und durch keine neuen wissenschaftlichen Ergebnisse kann aus der Welt geschafft werden, dafs wir in Sybels Begründnng des Deutschen Reiches ein Bild vor nns haben, wie sich ein zugleich politisch und wissenschaftlich thätiger Denker seine Zeit als das natürliche Endergebnis einer langen Entwickelung ausmalte und damit die Auffassung weiter Kreise ausdrückte. So können wir doch Sybels Werk als einen Ersatz für die ungeschrieben gebliebene Deutsche Geschichte, als das Vermächtnis seiner Ansichten über Deutschlands Ausbildung anschauen.

Derartige Leistnngen müssen als Werke aus einem Gusse betrachtet, sie können nicht mit dem Mafsstab eines jede Einzelheit beurteilenden Rezensenten kritisiert werden. Es ist deshalb ebenso natürlich wie psychologisch gerechtfertigt, dafs Sybel durch die mannigfaltigen Angriffe, die er schon zu seinen Lebzeiten erfuhr, nicht veranlafst worden ist, Wesentliches an seinen Ausführungen zu ändern. Ich habe darum auch oben die Gedankengänge so wiedergegeben, wie sie sich teils wörtlich, teils inhaltlich bei Sybel finden, ohne sie meinerseits voll zu vertreten oder ihnen zu widersprechen. In einer Hinsicht urteilen wir allerdings bereits heute etwas anders als diejenige Generation, die an den geschilderten Ereignissen mitlebend und mitkämpfend teilnahm. Schon Maurenbrecher, der doch fast ganz auf Sybels Schultern stand und auch warm seinen Ansichten beipflichtete, macht im Vorwort seiner Begründung des Deutschen Reiches einen bezeichnenden Vorbehalt. Ihm erscheint der schliefsliche Ausgang des Ringens nach der Wiedervereinigung nicht in der Weise wie seinem Lehrer als das einzige natürliche Produkt der vorherigen Entwickelung; die Herstellung des Hohenzollernreiches ist ihm nur eine von verschiedenen von Haus aus möglichen Eventualitäten, und zwar keineswegs die ursprünglich wahrscheinlichste. Und es ist klar, dafs damit die Ausbildung von Anschauungen eingeleitet ist, die ein unbefangeneres Eindringen in den Geist der verschiedenen Parteilager, namentlich auch eine freiere Würdigung aller für die Zeitverhältnisse mafsgebenden Nebenumstände ermöglicht. Wer die Ereignisse als das nicht von vornherein gegebene Resultat miteinander ringender Kräfte und Gegenströmungen betrachtet, wird nicht so leicht dazu gelangen, die eine oder andere Bestrebung als die positive oder negative, als die berechtigte oder unberechtigte aufzufassen, wie der, welcher den Zoll patriotisch-nationaler Gesinnung oder feste Werturteile zum Mafsstab wählt. Mit solchen Erwägungen ist aber weit mehr ein Programm für künftige geschichtliche Forschungen aufgestellt, als dafs man deshalb befugt wäre, ein von bestimmten Vorstellungen beherrschtes monumentales Werk zu tadeln.

Digitized by Google

WILHELM HERTZ

Ein Gedenkwort

Von Wolfgang Golther

Wilhelm Hertz wurde am 24. September 1835 in Stuttgart geboren. Sein Vater, ein Landschaftsgärtner, starb, als der Knabe eben erst 6 Jahre alt geworden war. Seine Mutter, eine Försterstochter, war schon bei Wilhelms Geburt gestorben. Den Eltern hat der Dichter später tief empfundene Worte gewidmet. Von linden Blumen und Waldesrauschen sind seine Gedichte auch erfüllt:

Mein Vater war ein Gärtner;
Der pflag der Blumen lind.
Der freite im tiefen Tanne
Des Försters blondes Kind.

Durch meine Wiegenträume,
Da schwang sich mancher Aar,
Da rauschten dunkle Föhren
Und Quellen kühl und klar.

Durch meine Wiegenträume
Ging würzig warme Luft,
Ging Bienengesumm und Gezwitscher,
Lerchjubel und Rosenduft.

Wie sollt' es dem nicht maien
Im Herzen allezeit,
Dem Tannenfraun und Rosenfeen
Die Wiege so gefeit?

Und holdes Maſs zu lehren
Das glückgeborene Kind,
Bracht ihm die Mutter den Eichzweig,
Der Vater die Blumen lind.

Und wie er am Grabe der Mutter stand, da überkam ihn bereits die todesernste Tristanstimmung:

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfing dich selbst die ewge Nacht;
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Wie aus des Keims verwesten Spalten
Ein Schöſsling treibt mit grünem Laub,
So steh' ich mächtig festgehalten,
O Mutter, über deinem Staub!

Nie hat mir deines Auges Schimmer
Der Kindheit Dämmerung erhellt,
Und fremd und tot blieb mir für immer,
Was mir das Nächste auf der Welt.

Nie hat mich klar auf dunklen Wegen
Dein jugendschönes Bild umschwebt;
Doch deines Opfertodes Segen,
Das schönste ist's, das in mir lebt.

Ein tötlich Glück, ein selges Schmerzen,
Das einst das Herz der Mutter brach,
Verklärt wirkt's in des Sohnes Herzen
Als Weihekraft der Dichtung nach.

Digitized by Google

Wilhelm Hertz wurde im grofselterlichen Hause erzogen. Er durchlief die ersten sieben Klassen der Stuttgarter Realanstalt und kam im Alter von 16 Jahren auf den Bergheimer Hof, unterhalb der Solitude, um die Landwirtschaft zu erlernen. In dieser ländlichen Umgebung wurden seine ersten dichterischen Versuche angeregt, dramatische Märchenspiele, von denen nichts bekannt wurde. Seine Neigung zum landwirtschaftlichen Beruf war aber so gering, dafs er bald wieder nach Stuttgart zurückkehrte, wo er ins Obergymnasium eintrat und mit 20 Jahren die Reifeprüfung ablegte. 1855 bezog er die Landeshochschule in Tübingen, um Philosophie und Ästhetik zu treiben. Bald aber wandte er sich unter W. L. Holland und A. v. Keller litterargeschichtlichen Studien zu. Aus dem persönlichen Umgang mit Uhland erwuchs ihm reichste und nachhaltigste Förderung. Hier sah Hertz sein Vorbild, dem er als Forscher und Dichter nachstrebte. Nach drei Jahren promovierte Hertz mit einer unveröffentlichten Schrift 'Über die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter'. Von Mai bis August 1859 war Hertz Leutnant auf Kriegsdauer in Ulm, als das württembergische Heer bereit gestellt wurde. Im Herbst 1859 siedelte er nach München über. Er trat dort in den Münchener Dichterkreis ein und blieb dessen Mitgliedern, insbesondere Geibel und Heyse, in treuer, lebenslanger Freundschaft verbunden. Zugleich setzte er seine gelehrten Studien fort, bei denen er in Konrad Hofmann, dem Münchener Germanisten und Romanisten, einen Anreger und Führer fand. 1860 bereiste er England, Schottland und Frankreich, 1865 Italien zu Studienzwecken. 1862 wurde er Privatdozent für deutsche Sprache und Litteratur an der Münchener Hochschule. 1869 wurde ihm die Professur für deutsche und allgemeine Litteraturgeschichte an der technischen Hochschule zunächst im aufserordentlichen, 1878 im ordentlichen Amt übertragen. 1885 wurde er zum aufserordentlichen, 1890 zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt, 1892 mit der Ritterschaft des Maximiliansordens ausgezeichnet.

Über seine Lehrthätigkeit kann ich nicht aus eigener Erfahrung berichten. Man rühmte an seinem Vortrag klare, schöne Form, treffliche Übersetzungsproben aus altdeutschen und altfranzösischen Gedichten, die er zu erwähnen hatte. Als Privatdozent an der Münchener Hochschule las er über höfische Epik, Parzival, Tristan, deutsche Heldensage, Nibelungenlied, Gudrun, Beowulf, über Walther von der Vogelweide, über gotische, angelsächsische und historische deutsche Grammatik. An der technischen Hochschule zwang die Rücksicht auf die Zuhörer zur Einschränkung des Lehrgebietes. Die neuere deutsche und allgemeine Litteraturgeschichte gab Hertz bald an jüngere Amtsgenossen ab. Seine gewöhnliche gröfsere Vorlesung behandelte die altdeutsche Litteraturgeschichte. Daneben las er noch über deutsche Mythen- und Sagenwelt, Walther, Nibelungenlied, historische deutsche Grammatik. Mit den Kandidaten fürs Reallehramt hielt er Übungen über altdeutsche Texte. An der Universität hätte Hertz viel mehr seine Vorlesungen mit seinen wissenschaftlichen Forschungen in unmittelbarem, belebendem Zusammenhang halten können, während den Hörern des Polytechnikums doch nur allgemeine Dinge vor-

Digitized by Google

getragen werden durften. Als M. Bernays 1891 vom Lehramt für neuere deutsche Litteraturgeschichte zurücktrat, hätte Hertz noch einmal zur Universität zurückkehren können. Doch trug er Bedenken, in vorgerücktem Alter das seiner wissenschaftlichen Thätigkeit doch ferner liegende Arbeitsgebiet ganz neu zu übernehmen. Er war und blieb vom Zauber mittelalterlicher Sage umsponnen und wollte auch als Lehrer nicht davon lassen. So trugen auch die äufseren Umstände dazu bei, dafs er der aus tief innerer Neigung erwählten Thätigkeit nie untreu wurde.

Hertz lebte 28 Jahre lang in glücklicher kinderloser Ehe. Er hielt sich fern von der Öffentlichkeit und lauten Geselligkeit, sprach in Gesellschaft wenig und thaute nur langsam auf. Jüngeren Fachgenossen kam er mit grofser Freundlichkeit entgegen und suchte sie nach Kräften zu fördern. Er war ein stiller, sinniger Mann, der am liebsten ungestört seinen Gedanken nachhing und sich am Frieden seiner Häuslichkeit erfreute. So schrieb er 1889:

Stets, wenn ich heim Heimgang sehe
  Unsres Herdes Rauch,
Rührt mich deine liebe Nähe
  Wie ein Frühlingshauch.

Trieb mich einst durch's Weltgedränge
  Flüchtges Traumgebild,
Hier in dieser trauten Enge
  Atm' ich tiefgestillt.

Ob es auch an Schätzen fehle,
  Reich ist nur, wer liebt,
Wem sich eine reine Seele
  Voll und treu ergiebt.

Gleich den Selgen abgeschieden
  Ruhn wir holdgesellt;
Fernherauf in unsern Frieden
  Tost die Qual der Welt.

Wär' uns noch ein Wunsch geblieben,
  Wär's das eine Wort:
Weile, Zeit, wie unser Lieben! —
  Doch sie gleitet fort.

Was auch kommt, wie sollt' ich zagen
  Hand in Hand mit dir?
Alles, alles will ich tragen,
  Bleibst nur du bei mir!

In den letzten Jahren verbrachte Hertz die Sommermonate auf einem kleinen Landhäuschen über Ammerland am Würmsee. Dort beschlofs er im September 1901 seine letzte gröfsere Arbeit, die dritte Ausgabe des Tristan. Nach kurzer, aber schwerer Krankheit starb Wilhelm Hertz am 7. Januar 1902.

Will man für die Gesamtleistungen von Wilhelm Hertz einen sicheren und richtigen Mafsstab gewinnen, so mufs sein Wirken mit dem seines einzigen wahren Meisters und Lehrers, Ludwig Uhlands verglichen werden. Bei beiden vereinigt sich der Dichter und Forscher in einer einheitlichen künstlerischen Persönlichkeit. Eine so glückliche Verschmelzung beider Eigenschaften ist überaus selten. Aber dabei dürfen auch die Unterschiede nicht übersehen werden: Uhland bewährt stille Milde und Sinnigkeit, Hertz grofse Leidenschaft. Minneschilderungen, wie sie Hertz in seinen Jugendgedichten und Epen mit glühender Farbenpracht und leuchtender Schönheit entfaltet, liegen Uhland ganz fern. Darum ward Hertz auch der Dichter des Tristan, in dem seine poetische Kraft am herrlichsten aufleuchtet, während Uhland auf den Tristan niemals sich näher einliefs. Ganz irrig ist der Versuch, Wilhelm Hertz irgend einem litterarischen Kreis, der sog. Münchener Dichterschule an-

zugliedern. Denn erstens weisen die unter diesem Namen vereinigten Litteraten gar keine durchgreifenden gemeinsamen Merkmale auf, und zweitens hat Hertz wohl an ihren Zusammenkünften sich beteiligt, aber als Dichter und Forscher durchaus selbständig sich entwickelt.

Die Arbeiten von Wilhelm Hertz zerfallen in drei Hauptgruppen: gelehrte Schriften, Erneuerungen altfranzösischer und altdeutscher Gedichte, eigene poetische Schöpfungen. Diese ganze umfangreiche Thätigkeit bewegt sich auf dem Gebiete der germanischen, romanischen und allgemein vergleichenden Sagenkunde sowie der mittelalterlichen Litteraturgeschichte. Da das Schaffen des Gelehrten und Dichters einheitlich ist, so läfst sich die Trennung in die drei Gruppen mehr nur äufserlich durchführen, je nach dem Leserkreis, für den eine Arbeit zunächst geschrieben ist, oder nach der Form, in der sie verfafst ist. So ist z. B. im Spielmannsbuch, Tristan und Parzival eine gewaltige wissenschaftliche Arbeit in Einleitung und Anmerkungen beigefügt. Auch die rein poetischen Werke setzen tiefgründige Quellenstudien voraus und geben ebensoviel Belehrung wie künstlerischen Genufs. Am leichtesten ist die Gruppe der gelehrten Schriften besonders auszuscheiden. Wie Uhland hat sich auch Hertz sein Gebiet, wie es seiner inneren Neigung entsprach, abgegrenzt. Kritische Textausgaben, grammatische oder metrische Abhandlungen haben beide nicht verfafst. Nicht der Form, sondern dem Inhalt war ihre Forschung gewidmet. Dabei bewähren beide denselben scharfen und tiefen Blick fürs Wesentliche. Sie nehmen den Gegenstand ganz und gar in ihre klare Seele auf und wissen das Geschaute aufs anschaulichste zu schildern.

1862 erschien die erste gelehrte Schrift, mit der Hertz die wissenschaftliche Laufbahn betrat, die über den Werwolf. Die Arbeit verzeichnet zunächst alle den Gegenstand bisher betreffenden Abhandlungen und führt dann wohlgesichtet eine Fülle von Werwolfsagen der indogermanischen, vornehmlich slavischen Völker vor. Hertz hielt mehrmals gemeinverständliche Vorträge, die teils so, wie sie gehalten wurden, wie z. B. der über den ritterlichen Frauendienst (1864) und der über die Walküren (1866), zum Abdruck kamen, gewöhnlich aber mit reichhaltigen Anmerkungen versehen als wissenschaftliche Abhandlungen oder als Bücher erschienen. Die Vorträge über die Nibelungensage 1877, über Parzival und den Gral 1881, über Beowulf 1884 bewähren den sicheren Meister, der auf Grund genauester wissenschaftlicher Kenntnisse den Inhalt aufs anschaulichste darstellt, einen trefflichen Überblick über den augenblicklichen Stand der Forschung bietet und feinsinnige eigene Bemerkungen einflicht, ganz so wie es Uhland in seinen sagengeschichtlichen Vorlesungen und Schriften machte. Ein Vortrag aus dem Frühjahr 1871 wuchs zu einem schönen, umfangreichen Buch an: Deutsche Sage im Elsafs. Hertz unternahm es hier mit vaterländischer Begeisterung, die deutsche Volkssage und damit das deutsche Volkstum den Elsässern im neuen Reich zum Bewufstsein zu bringen, indem er die Entwickelung der Sage in der keltischen, römischen und germanischen Zeit, die Götter- und Heldensagen und die geschichtlichen Sagen bis zum Ende des XVII. Jahrh. darstellte.

Digitized by Google

'Ich habe versucht, dem Leser ein flüchtiges Bild altdeutscher Mythologie und Sage im Spiegel des elsässischen Volksglaubens zu zeigen. Fast überall, wo wir mit dem Stabe des Forschers an die Trümmer der Vorzeit pochten, gab es vollen deutschen Klang.' Das mit vielen vortrefflichen gelehrten Anmerkungen ausgestattete Buch ist ein schönes Beispiel landschaftlicher und geschichtlicher Sagenbehandlung. Für seine schwäbische Heimat schrieb Hertz eine ähnliche, wenn auch etwas begrenztere Abhandlung in der Mythologie der schwäbischen Volkssage, 1884.

In der Abhandlung über den Namen Lorelei, 1886, stellte Hertz die Etymologie fest: *lorelei* von mhd. *lûr* = elbisches Wesen, Alb und *leie* = der Felsen, also Albfelsen, Ort wo Elbe hausen. Lurlei, der Ortsname, wurde von den Romantikern, von Clemens Brentano, der die Sage zuerst einführte, als Personenname mifsverstanden. Die letzten gelehrten Schriften behandeln die morgenländische Sage, so die 1883 erschienene Arbeit über die Rätsel der Königin von Saba, die der weise Salomo löste. Ausgehend von einem Teppichbild des XVI. Jahrh. verfolgte er die hier dargestellte Sage in ihrer Wirkung aufs Abendland. Endlich trat Aristoteles, wie ihn die Alexanderdichtungen des Mittelalters als Erzieher und Berater des Welteroberers schildern, in den Mittelpunkt seiner Forschungen. Drei Beiträge zu den Schriften der Münchener Akademie der Wissenschaften, Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters 1890, die Sage vom Giftmädchen 1893, Aristoteles bei den Parsen 1899 sind Vorarbeiten zu einem geplanten Buch über Aristoteles im Mittelalter, das, etwa wie Comparetti die mittelalterliche Sagengeschichte des Virgil, die mittelalterlichen Vorstellungen und Geschichten von Aristoteles im grofsen Zusammenhang behandelt hätte. Zur Schöpfung einer eigentlichen Aristotelessage kam es freilich nicht. Aristoteles nahm eben die typischen Züge des weisen Lehrmeisters an. Aber er steht in loser Verbindung mit allerlei selbständigen Sagen, die an und für sich wichtig sind, so z. B. mit Alexanders Fahrt zum Paradiese und mit der Geschichte von dem wunderschönen Mädchen, das von Kind auf mit Schlangengift genährt worden war, so dafs sich seine Natur in die Natur der Schlangen verwandelt hatte. Mit staunenswerter Belesenheit untersucht Hertz in seinen Aristotelesschriften gerade diese unabhängigen Sagen nach Ursprung und Verbreitung im Morgen- und Abendlande. So zeigt sich Hertz nicht nur als Meister germanischer und romanischer, sondern auch vergleichender Sagenkunde, deren vielverschlungenen Pfaden er mit unermüdlicher Ausdauer nachspürt.

Auf den verstorbenen Münchener Germanisten und Romanisten Konrad Hofmann, seinen alten Lehrer, hielt Wilhelm Hertz in der Akademie die Gedächtnisrede, die der wissenschaftlichen und persönlichen Eigenart Hofmanns vollauf gerecht wird.

Die Übersetzung altdeutscher und altfranzösischer Werke ins Neudeutsche ist eine eigene Kunst, die nur wenige verstehen. Dichterisches Vermögen und gelehrtes Wissen müssen dabei zusammenwirken, um eine einheitliche künstlerische Leistung zu erzielen. Wilhelm Hertz baut seine Verse

Digitized by Google

und Reime durchaus nach modernen Regeln: Rhythmus, Wortwahl und Satzfügung sind neuhochdeutsch, nirgends zeigt sich eine Spur von steifer, lebloser Nachahmung der alten Quellen, nirgends jene unleidliche Mischsprache und Mischmetrik, die Simrock in seinen Übersetzungen anwendet. Die Bearbeitungen alter Vorlagen lesen sich in der Form, die Hertz ihnen verlieh, wie ursprüngliche nhd. Gedichte. Die Feinfühligkeit des modernen Dichters vermag trotz dieser echten Erneuerung doch den naiven Hauch der Quellen zu wahren. Die Texte, die Hertz bearbeitet, beherrscht er mit gründlichem philologischem Verständnis. Auch bei freierer Wendung weifs er doch den Sinn der alten Gedichte stets genau zu treffen. In formaler Hinsicht sind diese Bearbeitungen kaum von jemand sonst erreicht, nirgends übertroffen. Der Bearbeiter mittelalterlicher Quellen wird aber auch zu mancherlei Kürzungen sich entschliefsen müssen, um einen reinen dichterischen Eindruck auf den heutigen Leser zu machen. Hier nun das rechte Mafs zu halten, ist Sache des Gefühls. Wilhelm Hertz hat sich auch dabei meisterhaft bewährt. Nichts Wesentliches ist gefallen, nur das, was zeitlich, örtlich oder persönlich so beschränkt ist, dafs es doch nur im Original selbst verstanden und gewürdigt werden kann. Man vergleiche nur einmal z. B. die ebenfalls hochbedeutende, unverkürzte Tristanübersetzung von Hermann Kurz mit der von Wilhelm Hertz, um unmittelbar zu empfinden, dafs in der Gestalt, die Hertz Gottfrieds Gedicht verlieh, sein unvergänglicher Gehalt gerettet ist. Dafs Hertz die Aufgabe immer von neuem durchdachte, beweist der Umstand, dafs in der zweiten Auflage am Schlnsse des Gedichtes ein Stück wieder eingestellt wurde, das für die dichterische Wirkung unentbehrlich ist und in der ersten Auflage etwas vorschnell gestrichen worden war.

1861 übersetzte Hertz die *Chanson de Roland*. Den französischen Zehnsilbler mit stumpfen oder klingenden Assonanzen am Ende und Cäsur in der Mitte ersetzte Hertz dnrch fünffüfsige reimlose Jambenzeilen. Dadurch konnte der Wortlaut des Originals ziemlich getreu, ohne die deutsche Sprache zu vergewaltigen, beibehalten werden. Die philologische Sorgfalt zeigt sich darin, dafs Konrad Hofmanns Textkritik für viele zweifelhafte Stellen des damals noch ziemlich mangelhaft herausgegebenen altfranzösischen Gedichtes benutzt wurde. Aber der Inhalt dcr Chanson stand dem deutschen Bearbeiter doch nicht so nahe wie andere Erzeugnisse der altfranzösischen Litteratur, an denen seine Übersetzungskunst sich immer mehr vervollkommnete. Die altfranzösischen Versnovellen, die kurzen Geschichten in achtsilbigen Reimpaaren, die ihren Stoff von überall her, aus Märchen, Schwänken und Volkssagen der Franzosen und Bretonen schöpften, wirken neben den weitschweifigen, zerfahrenen, abenteuerlichen Ritterromanen, in denen wir nur allzu häufig einen leitenden Grundgedanken und einheitliche Handlung vermissen, in ihrer anspruchslosen Anmut überaus günstig. Unter den wenigen uns bekannten Verfassernamen glänzt der einer Frau als der berühmteste hervor. Sie nennt sich Marie de France, war eine Edeldame aus Frankreich, lebte und dichtete in der zweiten Hälfte des XII. Jahrh. in England. Die von ihr erhaltenen Gedichte übersetzte Hertz 1862. Eigenartig

steht die *Chantefable* (Singemäre) von Aucassin und Nicolette in der französischen Dichtung des ausgehenden XII. Jahrh. Der unbekannte Verfasser erzählt in anmutiger Natürlichkeit die Liebesgeschichte des jungen Grafen Aucassin (arab. Al Kâsim) und der Nicolette. So einzig wie die Stimmnng des Werkes ist auch seine äufsere Form, welche zwischen gesungenen Versen und gesprochener Prosa abwechselt nnd zwar so, dafs die Erzählung auch in den eingeschalteten Versen fortschreitet. Hertz verdeutschte diese Erzählnng 1865. Die ganze Gattung der altfranzösischen Versnovelle bringt das prächtige Spielmannsbuch (1886 und 1900) zur Anschaunng. Hertz stellte ein Buch znsammen, wie es etwa ein normannischer *parleor* des XIII. Jahrh. bei sich führen mochte. Zuerst kommen bretonische Feen- und Elbensagen, dann Novellen, Schwänke, Legenden, endlich die erwähnte *Chantefable*, die hier neben einigen Gedichten der Marie de France wiederholt wird. Die Vorlagen sind bis auf kleine wohlberechtigte Kürzungen getreu und sehr anmutig wiedergegeben. Hertz legte die besten Textausgaben mit sorgsam prüfendem Blick zu Grunde.

Wie sehr sich das philologische Verständnis vertiefte und die Übersetzungskunst verfeinerte, lehrt ein Vergleich der Novellen der Marie de France in der 1862 erschienenen Verdeutschung mit der Fassung im Spielmannsbuch. Nur wenige Verse sind unverändert belassen, fast alle sind verbessert. Das Spielmannsbuch giebt ein vollständiges nnmittelbares Bild der altfranzösischen Novelle, deren Wesen an ihren schönsten, am meisten charakteristischen Vertretern gezeigt ist. Aber auch unsere Kenntnisse bereichert Hertz, indem er uns in die farbenhelle Welt mitten hinein versetzt, auf deren Hintergrund diese Gedichte sich abheben. Dadurch wird der künstlerische Genufs und das Verständnis wesentlich gefördert. Wissenschaftliche Abhandlungen in gemeinfafslicher, geschmackvoller Form zu geben, wird dem deutschen Gelehrten, der mit Vorliebe in ungeniefsbarem Stil und schwerfälliger Form für die Zunft schreibt, nicht so leicht wie etwa dem Franzosen. Hertz beweist, dafs man gründliche, gediegene, auf breitester, streng wissenschaftlicher Grundlage ruhende Abhandlungen auch recht wohl in klarer, abgerundeter Darstellung bieten kann. Die meisterhafte Einleitung belehrt über die Spielleute, die ältesten französischen Novellen, die bretonischen Feen. Aus diesen drei Abschnitten, die mit reichhaltigen, ihren Gegenstand erschöpfenden Anmerkungen am Schlufs des Bandes versehen sind, erfahren wir alles, was zur Würdigung der Denkmäler selbst vonnöten ist. Ebenso sind den einzelnen Novellen ausführliche litterarhistorische nnd sachliche Erläuterungen beigefügt. Die Einleitung umfafst in der zweiten Auflage 70, die Texte 244, die Anmerkungen 139 Seiten. Genau so ist auch der Tristan und Parzival eingerichtet. Der Text tritt ohne jede Zuthat dem Leser unmittelbar vor Augen, er wirkt ganz für sich. Wo man aber das Bedürfnis hat, über Einzelheiten sich zu unterrichten, findet man rasch und beqnem alles Nötige. Die gelehrten Anmerkungen, die oft zu kleinen wissenschaftlichen Ausläufen anwachsen, sind meisterhaft kurz und klar, bündig und docb erschöpfend. Sie enthalten auch alle Verweise zn selbständigem Weiterforschen.

Digitized by Google

Die Verteilung der gelehrten Zusätze auf Anmerkungen und Einleitung, ihre übersichtliche Anordnung, verrät einen wahrhaft künstlerischen Blick. Die Bücher sind dem Laien und dem Gelehrten gleich nützlich und willkommen. Sie enthalten die Ergebnisse der Wissenschaft, die Früchte mühsamer Einzelforschung. Auch hier vereinigt sich Forscher und Dichter in einer einheitlichen, künstlerischen Persönlichkeit. Die gelehrten Zugaben zum Rolandslied, Marie de France, Aucassin waren noch recht dürftig, im Spielmannsbuch, Tristan und Parzival sind sie ein wesentlicher, wertvoller Bestandteil geworden und sichern diesen Büchern eine ganz hervorragende, allgemein anerkannte wissenschaftliche Bedeutung.

Um die grofse Arbeit, die Hertz am Tristan that, voll zu würdigen, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der Sage werfen. Kelten und Franzosen haben gleichermafsen bei ihrer Entstehung mitgearbeitet. Unter den bretonischen Sagenerzählern, den sog. *conteurs bretons* entstand in der ersten Hälfte des XII. Jahrh. die Liebesmär von Tristan und Isolde. Diese Fahrenden bretonischer Herkunft trugen ihre Geschichten in französischer Sprache schlicht und kunstlos, wahrscheinlich in Prosa, an den Burgen und Höfen Frankreichs vor. Ihre Stoffe griff von 1150 an der berühmte Schöpfer des Artusromans in Versen, Crestien von Troyes auf. Er ward auch der erste Tristandichter, der den herrlichen Stoff für die Kunstdichtung gewann. Leider ist dieser älteste französische Tristan verloren. Doch können wir uns einigermafsen aus Nachahmungen eine Vorstellung von seinem Inhalt machen. Josef Bédier hat in seiner schönen Neudichtung '*Le roman de Tristan*' (Paris 1900, deutsche Übersetzung von Zeitler, Leipzig 1901) die Grundzüge und Umrisse der Handlung, die etwa das älteste Tristangedicht darstellte, sehr anschaulich wiedergegeben. Um 1180 schuf ein grofser anglonormannischer Dichter namens Tomas die klassische Form des Tristanepos, in dem er die Handlung von aufsen nach innen verlegte und mit lyrischer Begabung die seelischen Vorgänge in den Vordergrund rückte. Leider ist auch von diesem wundervollen Gedicht nur wenig auf uns gekommen, eine Anzahl von Bruchstücken aus dem letzten Drittel des Ganzen und der tief ergreifende Schlufs. Um 1210 übersetzte Gottfried von Strafsburg das Gedicht des Tomas. Gottfried und Tomas sind kongeniale Naturen, im Fühlen und Denken und in den äufseren Kunstmitteln. Viel gerühmt ist Gottfrieds edle, klare Sprache, seine nach Hartmanns von Aue Vorbild vollendete Verskunst, die das volle und reine Ausströmen des Gedankeninhalts ermöglichen. Zweifellos wirkt das Gedicht in Gottfrieds Fassung noch gewaltiger; je reiner und lauterer Form und Fassung, desto heller leuchtet der Gedanke. Beide Dichter, der Franzose und der Deutsche, thaten ihr Bestes. Gröfser ist die That des Tomas, der den Rohstoff zum edlen Kunstgebild umschuf. Aber herrlicher glänzt der Goldhort der Sage, die doppelte Läuterung erfuhr, bei Gottfried. Hertz charakterisiert Gottfrieds Gedicht so: 'Auch Gottfried hielt, dem lyrischen Hange seiner Zeit entsprechend, die inneren Vorgänge für anziehender als die äufseren und ging daher vor allem auf die psychologische Motivierung aus. An-

geregt durch die besonnene Stoffgliederung, die Seelenanalyse und nicht zum mindesten durch die mit Gedanken ballspielende Beredsamkeit des französischen Meisters griff Gottfried dieses Werk von neuem an, indem er auf weitere Säuberung des Zusammenhangs bedacht war, aus eigner Herzenserfahrung mit den Seelenmalereien des Originals wetteiferte und über das ganze Gedicht jenen Hauch schwärmerischer Weichheit, süfsester Zärtlichkeit, jene Musik der Gefühle ergofs, die nur im Wohllaut der Worte ihresgleichen hat. Gottfried hat die Tristansage durch den Zanber seines Stiles auf den höchsten dichterischen Ausdruck gebracht und ihr das glänzende Gepräge seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart aufgedrückt. Das ist es, was ihn zu einem der ersten Meister unserer mittelalterlichen Dichtung macht.' Gottfried starb, als er sein Werk ungefähr zu zwei Dritteln vollendet hatte. Seine mittelalterlichen Fortsetzer waren der Aufgabe nicht gewachsen. Auch war keinem von ihnen Gottfrieds Vorlage, Tomas zugänglich. So flickten sie nach anderen minderwertigen französischen Quellen, die mit Gottfrieds Darstellung oft in Widerspruch gerieten, einen Schlufs an, der ungeheuer abfiel. Erst im XIX. Jahrh. ward die Anfgabe nen anfgenommen, 1844 von Hermann Kurz, 1877 von Wilhelm Hertz. Kurz übertrug Gottfrieds Gedicht vollständig, den Schlufs fügte er aus eigener Erfindnng mit Benutzung von Immermanns Entwurf an. Das Tomasgedicht kannte er nicht. Bei aller Anerkennung der grofsen poetischen Kraft dieses Schlnsses mufs doch eingestanden werden, dafs er mit Tomas-Gottfried ebensowenig in Einklang steht als die mittelalterlichen Fortsetzer. Die höchste Läuterung erfuhr das Gedicht des Tomas und Gottfried erst dnrch Wilhelm Hertz. Seine Grundsätze bei der Bearbeitung deutet er selbst so an: 'Es galt mir hierbei vor allem, dem Gebildeten von heute einen möglichst frischen und reinen Eindruck des Gedichtes zu gewähren, und diesen Zweck schien mir eine freie, aber pietätvolle Bearbeitung eher zu erreichen als eine philologisch treue Übersetzung vom ersten bis zum letzten Wort. Die nächste Anfgabe war, zu kürzen, d. h. Nebensächliches, das den unmittelbaren Genufs beeinträchtigen konnte, auszuscheiden.' Dabei verfuhr Hertz so feinfühlig und geschickt, dafs nur Unwesentliches und Störendes wegfiel und das Kunstwerk selbst in seinem nnvergänglichen Gehalt in reiner Klarheit uns entgegenlenchtet. Wenn Gottfried nach dem Zeitbrauch das Gedicht des Tomas noch mit allerlei stilistischen Umschweifen beschwerte, so that Hertz das Gegenteil davon: er reinigte das Tristanepos von allen Schnörkeln und Umständlichkeiten und brachte dadnrch zu voller Wirkung, was Tomas und Gottfried einst gewollt und geschaffen. Um endlich nichts Unfertiges zu geben, fügte Hertz zwei Abschnitte aus Tomas an: Tristans Vermählung mit der weifshändigen Isolde und den Liebestod. Somit erscheint hier zum erstenmale ein einheitliches, wenn auch nicht lückenloses, so doch in der Hauptsache abgeschlossenes deutsches Tristanepos. Da Gottfried und Tomas kongeniale Naturen sind, Wilhelm Hertz ihnen ebenbürtig ist und beide nach derselben Weise behandelt, so ist nnn wirklich so weit als möglich vollendet, was Gottfried wollte. Da des Tomas Werk verloren ging und Gottfrieds Ge-

Digitized by Google

dicht nicht fertig wurde, so ist Wilhelm Hertz für uns wirklich der grofse Neuschöpfer des Tristanepos, nicht blofs der geschickte und geschmackvolle Bearbeiter eines mhd. Gedichtes. Die reichhaltigen gelehrten Anmerkungen enthalten die Ergebnisse der ganzen, ausgedehnten Tristanforschung und einen sehr wertvollen Kommentar zu Gottfrieds Gedicht. Von Auflage zu Auflage haben sie an Umfang und Bedeutung zugenommen. Im Spielmannsbuch und Tristan hat die Übersetzungskunst von Wilhelm Hertz ihre gröfsten Erfolge erreicht.

Bei Wolframs Parzival war die Aufgabe einer Erneuerung mit aufsergewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft. Wolframs Stil ist sehr eigenartig, durchaus persönlich, mit wunderlichen Eigenschaften und viel unverständlicher Gelehrsamkeit und Dunkelheit, worüber schon die Zeitgenossen klagten, behaftet. Die schriftstellerische Perönlichkeit Wolframs kann mau nur am mhd. Text selbst kennen lernen, sie spottet jeder Übertragung. Aber das Gedicht von Parzival und dem Gral erregt doch die Teilnahme der weitesten Kreise, und eine Übersetzung, die einen poetischen Gesamteindruck gewährte, war sehr zu wünschen. Der Bearbeiter mufs mit kundiger Hand die vielen Aus- und Anwüchse entfernen, um den Sageninhalt um so klarer hervortreten zu lassen. Man mufs wohl oder übel Wolframs Persönlichkeit etwas zurückdrängen, um Parzival und den Gral ins Licht zu rücken. Das wufste und wollte Hertz: 'wenn ich daher den Versuch wagte, den alten Dichter meinen Zeitgenossen näher zu bringen, so blieb mir nichts anderes übrig, als ihn, der in seiner Sprache nicht nachgebildet werden kann, in meine Sprache zu übersetzen'. Vogt hat in den Jahrbüchern III 1899, S. 133—153 bei seiner eingehenden Besprechung hervorgehoben, dafs Gottfried von Strafsburg, der Gegner von Wolframs Stil und Darstellung, an diesem Parzival kaum noch etwas auszusetzen gehabt hätte. Ich meine, wir müssen das loben; ein anderes Verfahren war aus künstlerischen Rücksichten unmöglich und hätte nur zu einem unerträglichen Mischstil geführt.

Die gelehrten Zusätze bestehen in der schönen Abhandlung über die Sage von Parzival und dem Gral und in den Anmerkungen, die wieder einen ganzen Sachkommentar enthalten. Wenn wir im Parzival die grofsartige Einheit des Tristan vermissen, so werden wir durch die bunte Farbenpracht der überaus anschaulichen Schildereien entschädigt. Hertz beschreibt diese Seite der Dichtung so: 'Welch eine Fülle von Bildern ist in den Riesenteppich dieses Gedichtes eingewebt, glühend in buntester Farbenpracht! Auf der einen Seite die weltliche Ritterschaft des Königs Artus mit ihren Freudenfesten auf lichter Flur, mit Frauendienst und Abenteuerfahrt; auf der anderen der geistliche Ritterorden des Grales mit seiner bei aller Herrlichkeit trauerdüsteren Burg in einsamer Waldwildnis. Daneben Klinschors Wunderland mit dem Zauberapparat der Ritterromane, mit Wunderbett und Zauberspiegel und auf Erlösung harrenden gefangenen Königinnen. Hier die gastliche Burg des Gurnemanz, wo liebliche Mägdlein den jungen Fremdling im rosenüberschütteten Bade mit linden Händen pflegen; dort Trevrizents stille Waldklause, wo es

Digitized by Google

keine andere Bewirtung giebt als Wurzeln und Quellwasser und ernste, heilige Gespräche. Hier die holde, unschuldige Kondwiramur, die nachts hilfeflehend an ihres Gastes Bette kniet, zwei Thränen auf den Wangen, eine dritte am Kinn; dort die verbitterte, herrische Orgeluse, die eine grausame Freude daran findet, ihre Werber gegen ihren Feind ins Verderben zu jagen; die schuldlos leidende Jeschute auf strauchelnder Mähre im zerrissenen und nur durch Knoten zusammenhängenden Kleid, durch das ihr schwanweifser Leib schimmert, und daneben die üppige Königstochter Antikonie, die sich von dem kecken Gawan im Sturm erobern läfst und den Störern ihrer Schäferstunde die schweren Schachfiguren an die Köpfe wirft; das reizende kleine Fräulein Obilot, das im Trotze gegen seine grofse Schwester den unbekannten Gawan zum Ritter wählt, aber um ein Abzeichen in Verlegenheit kommt, da sie nichts als Puppen hat, schliefslich ihm ihren Ärmel schickt, den der Sieger ganz zerhauen aus dem Kampfe zurückbringt, worauf sie ihn triumphierend wieder an ihren blanken Arm streift — und mitten in diesem Gewühle die bezaubernde Gestalt des jungen Parzival, mit der Feenschönheit seiner Ahnfrau, der freudigen Heldenkraft seines Vaters und dem treuen Herzen seiner Mutter, ohne alle Frage die liebenswürdigste Gestalt der ganzen Ritterdichtung. Er trägt wie kein anderer in der konventionellen höfischen Welt die unverkünstelten Züge reiner, rührender Menschlichkeit, und seine Familienliebe hat nur im Volksepos, nirgends aber in der adeligen Kunstdichtung ihresgleichen. Es ist ein Hauptvorzug der Komposition, dafs wir ihn auch in der grofsen Gawanepisode nie ganz aus den Augen verlieren, dafs er immer wieder im Hintergrunde der Handlung bedeutsam auftaucht, um uns mitten im Gewirre der zufälligen Abenteuer das feste Ziel der Dichtung ins Gedächtnis zu rufen.'

Über Wolframs dichterische Persönlichkeit schreibt Hertz: 'Wolfram beherrscht den fremden Stoff mit überlegenem Geiste und drückt ihm das scharfe Gepräge seiner Persönlichkeit auf. Kein anderer Dichter des deutschen Mittelalters ist so sicher schon aus wenigen Versen zu erkennen wie Wolfram. Mit der zartesten Empfindung verbindet er einen überraschenden Gedankenreichtum und Tiefsinn, der sich seine eigene Sprache schafft. Mit Bewufstsein strebt er nach Selbständigkeit des Ausdruckes auch auf die Gefahr hin, dafs dieser nicht selten dunkel und gesucht barock erscheine. Er erzählt lebendig und liebevoll; aber doch umspielt seine Lippen gar häufig ein schelmisches Lächeln; leicht hingeworfene Scherzreden verraten uns, dafs er allezeit über seinem Stoffe steht und seine Individualität seinem Werke nicht opfern will. Stellt er doch selbst seine Ritterwürde höher als seinen Dichterruhm, die That höher als das Wort, den Mann höher als den Dichter. Wenn auf der einen Seite dieses Vordrängen seiner Persönlichkeit seinem Epos im ästhetischen Sinne Eintrag that, so entschädigt uns dafür auf der anderen Seite der Reichtum und die Originalität dieser Persönlichkeit. Es ist ein ganzer Mann des deutschen Mittelalters voll Gottesfurcht und Weltfreudigkeit, der uns aus dem Parzivalgedicht mit frischen, geistvollen Augen anblickt, kein weltflüchtiger Asket, kein Glaubensfanatiker, sondern ein Mann des Lebens mit hellem Kopf und

Digitized by Google

warmem Herzen, der für alle menschlichen Regungen, hohe und niedere, empfänglich ist.'

Als sittlicher Grundgedanke waltet im Parzival wie in deutscher Heldensage die Treue. Damit hat Wolfram die französische Rittermäre im deutschen Geist gestaltet. Aber nichts Asketisches, nichts Mystisches liegt in Wolframs ritterlichem Herzen. 'Das ist des Menschenlebens höchstes Ziel, dafs man sich des Himmels Huld verdiene, ohne den Freuden der Erde den Rücken zu kehren. Hoch über der mönchischen Gralritterschaft thront Parzival im Arme treuer Liebe.'

Anmerknngen und Einleitung berühren manche wissenschaftlich tiefgreifende Frage, zu der Hertz eine bestimmte Stellung einnimmt. Ich kann hier nichts mehr daraus anführen und verweise auf Vogt a. a. O., der eine Hauptfrage, die nach der unmittelbaren französischen Vorlage Wolframs, eingehend erörtert.

Endlich besitzen wir von Hertz noch zwei kleine stabreimende Übersetzungen, Beowulfs Tod aus dem Angelsächsischen und König Eiriks Ehrenlied aus dem Altnordischen, worin auch im Neuhochdeutschen die Regeln des alten epischen Stabverses sorgsam eingehalten sind.

Überblickt man diese ganze vorzügliche Übersetzer- und Bearbeiterthätigkeit, so passen darauf die Worte der Marie de France, die Hertz also verdeutscht:

Und darum nun gedenk ich wieder
Der lieben oft gehörten Lieder,
Die Sänger in vergangnen Tagen
Ersonnen und durchs Land getragen,
Damit, was Schönes einst geschehen,
Im Geiste möge fortbestehen.
Ich weifs, kein Ohr ist für sie taub,
Sie zu vergessen dünkt mich Raub.
Drum hab ich Reim und Vers erdacht
Und oftmals emsig drob gewacht.

Als Vermittler alten Sagenguts an die Gegenwart, dafs es dem modernen Menschen wahren Kunstgenufs bereitet, ragt Hertz über alle anderen, die sich damit abgemüht haben, weit hinaus. Der unvergängliche Gehalt der alten Quellen ist damit für die Gegenwart gerettet. Altes Gold und Edelgestein ist von Schutt und Schlacken so gereinigt, dafs es hell und freudig dem heutigen Beschauer entgegenblinkt. Eine Feinfühligkeit, die nur inniger Artverwandtschaft entspringen kann, befähigt einzig zu solcher Arbeit, zu der sich wohl manche herandrängen, aber nur wenige berufen sind. Eine Zeit, die die gewaltigen Dramen Richard Wagners verstehen lernte, mufs einem Wilhelm Hertz doppelt dankbar sein, der uns auch die alten Gedichte, insbesondere Tristan und Parzival, künstlerisch eindrucksvoll wieder aufleben liefs.

Wilhelm Hertz begann seine dichterische Thätigkeit zuerst mit dramatischen Versuchen, von denen aber nichts veröffentlicht wurde, auch nicht der Ezzelin, der 1857 in München bei einer Preisbewerbung lobend erwähnt wurde.

Die Gedichtsammlung von 1859 gewährt den ersten Einblick in sein poetisches Schaffen. Zwei Gruppen treten uns entgegen: Lyrisches und Episches. Die lyrischen Gedichte zeigen jugendlich romantische Regungen und klingen an Vorbilder, Mörike, Geibel, ja sogar an Heine an. Aber sie bewähren auch schon Selbständigkeit, tiefe Empfindung, Anschaulichkeit und grofsen Stimmungszauber. Vor allem treten blühende Natur- und glühende Minneschilderungen hervor. Eine Gruppe von Gedichten in antiken Mafsen folgt den Spuren von Goethes römischen Elegien und schwelgt mit voller Unbefangenheit im Anblick der natürlichen Schönheit. In den Gesammelten Dichtungen 1900 sind nicht alle lyrischen Gedichte aufgenommen. Neue kamen nur in geringer Anzahl hinzu. Neigung und Begabung hatten den Dichter zur epischen Dichtung gewiesen. Die Balladen und Romanzen, die germanische Helden- und Volkssagen behandeln, lehnen sich auch in der bevorzugten Strophenform, dem Hildebrandston, an Uhlands Vorbild an. Besonders gelungen scheint mir das Karalied, das den beiden Helgiliedern der Edda ein drittes im Original verlorenes in schöner Ergänzung zur Seite stellt. Seine Meisterschaft bekundete der Dichter bereits 1859 mit dem Epos von Lanzelot und Ginevra. Ein bestimmtes mittelalterliches Gedicht hat nicht vorgelegen, nur die allgemeinen Umrisse sind den Quellen entnommen, Ausführung und die meisten Einzelheiten sind neu und eigentümlich. Das Gedicht wird nicht nach Gebühr gewürdigt, obwohl es in jeder Hinsicht unsere Bewunderung verdient. Wilhelm Hertz macht hier den Versuch, den Gedanken der Tristansage neu und selbständig zu gestalten, indem die Liebenden sich zu überwinden, zu entsagen trachten, ihre Liebe am Ende als sündhaft empfinden und zu besiegen suchen. Ganz ähnlich hat auch Crestien, der erste Tristandichter, im Cligés eine solche Umgestaltnng des Tristanproblems unternommen. Crestiens Lancelot erinnert natürlich ebenso im ganzen wie im einzelnen an den Tristan. Aber der Versuch kann nicht glücken. Gerade da, wo der Liebe das Daseinsrecht bestritten wird, wirkt die Handlnng matt und unwahr. Und gerade hier werfen die Benrteiler, von denen übrigens keiner den Zusammenhang mit dem Tristan zu ahnen scheint, einzelne Schwächen vor. König Arthur ist nach dem Vorbild Markes gezeichnet, die ihm vermählte Königin Ginevra ist Isolde, Lanzelot ist Tristan. Die Rolle des eifersüchtigen Verräters und tückisch lauernden Feindes ist Mordred zngeteilt. Beim Maifest erblickt Lanzelot die heifsgeliebte Königin Ginevra,

> Die strahlend in der Franen Schar
> Des Festes Frühlingsfürstin war.

Am anderen Tag reitet Arthnr auf Mordreds Rat zum Jagen, Lanzelot bleibt als Beschützer der Damen zurück. Im dritten Gesang wird die Zusammenkunft des Paares geschildert:

> O Liebesnacht! In selgem Schweigen
> Durchwandelst du den Sternenreigen.
> Dn fällst des Tages neidsche Schranken,
> Versenkst im Fühlen die Gedanken;

Du sühnst manch freudenlos Geschick
Mit einem Wonnenaugenblick
Und spendest ungemessen
Dein trunkenes Vergessen!
O Liebesnacht! In deiner Hut
Des Lebens tiefst Geheimnis ruht.
Du tränkst den Keim im Erdenschofse;
Du sprengst die grüne Haft der Rose
Und hüllst verschämter Wangen Schein
In deine keuschen Schatten ein!

Die bangen Ahnungen der Liebenden werden wahr. Mordred erscheint mit Mannen am Gemach, um Lanzelot gefangen zu nehmen. Der Ritter schmettert seine Feinde nieder. Aber er mufs allein fliehen, Ginevra weigert sich, Arthurs Zorn zu weichen.

O glücklich Weh! O selges Scheiden!
Nun schau' es offen alle Welt,
Wie mich dein Arm umfangen hält!
Hier endet meines Lebens Lauf,
Die Hoffnung und die Furcht hört auf,
Und aller Zwang, der mich umwoben,
Ist wie ein schwüler Traum zerstoben.
Leb wohl, und fliehe rasch von hier!
Mein Liebessegen zieht mit dir,
Und mag das Bild glückselger Zeiten
Dich durch die öde Welt geleiten!
Noch küss' ich dich, noch fass' ich dich,
Und jetzt auf ewig lass' ich dich!

Die wie Isolde im alten Roman zum Feuertod verurteilte Königin befreit und entführt Lanzelot. Auch Tristan rettet so Isolde. Auf seiner Burg, wo er mit Ginevra weilt, wird Lanzelot von Arthur belagert. Wie froh und freudig bewegt weifs Hertz den Kampf zu besingen:

Hei, morgenfrischer Heldenkampf
Im Blütenregen und Waldesdampf!
Der Wind ist kühl, die Luft ist blau,
Auf Helm und Harnisch glänzt der Thau.
Die Rosse schnauben die Wiesen entlang
Und wiehern in den Drommetenklang;
Schwertschwingende Kämpen Mann an Mann
Tummeln sich zwischen den Bäumen im Tann,
Und die Wangen glühn, und die Herzen schlagen
In wildem, kräftigem Behagen.
O süfser Tod in früher Stund
Auf duftig weichem Fichtengrund!
Wo klare Bächlein murmelnd springen,
Das Herz in tiefen Schlummer singen,
Und draufsen vor der Waldesnacht
Der Lerche Siegeslied erwacht.

Der wunde König Arthur findet auf Lanzelots Schloſs Pflege, der Ritter zieht freiwillig zur Sühne seiner Schuld ins Elend, Ginevra bleibt bei Arthur zurück. Die letzten Gesänge berichten von Mordreds Verrat an Arthur, wie er das Reich seines Herrn und Königs an sich reiſst, und von der Rachesehlacht, aus der ein Schiff den sterbenden König ins Feenland Avalon entführt. Ginevra ist im Kloster, Lanzelot lebt in einer Einsiedlerklause am Waldesrand. Mordred, dem Untergang entronnen, führt das Leben des Ächters im Walde. Er verwundet die Königin tötlich, als sie dem Irrenden an der Klosterpforte Labung reicht. Durch Mordred selbst, der dem vermeintlichen Klausner beichtet, erfährt Lanzelot die Unthat und den Aufenthalt der Königin, die in Sterbensnot darniederliegt. Er rächt sich an Mordred, empfängt aber selber im Kampf die Todeswunde.

Ginevra liegt im Lauschen;
Die Frühlingsstürme rauschen.
Ihr Herz mit flücht'gen Flügelschlägen
Strebt dem geliebten Freund entgegen.
Die Seele zaudert im Entschwehen;
Die Sehnsucht zieht sie noch ins Leben. —
Da trabt ein Roſs vom Bergeshang,
Und eine Stimme hallt im Gang —
Ginevra horcht von Nacht umstrickt:
Er ist's! er ist's! — Ihr Herz erschrickt;
Ihr Herz steht still. — Es ist geschehen:
Sie soll sein Antlitz nimmer sehen.

Er tritt erbebend in die Kammer;
Lang steht er fern in stummem Jammer.
Dann naht er still und neigt sich dicht
Auf ihr entschlafnes Angesicht.
Von seinem Herzen sinkt die Hand,
Das Blut durchströmt sein Festgewand.
Sein Auge schwelgt an ihrem Bild,
Er kost ihr Haupt und lächelt mild,
Er küſst sie leis und lächelt wieder —
Und sterbend sinkt er zu ihr nieder.

Sie ruhn im heilgen Liebesbund
Die bleichen Schläfer Mund an Mund,
Und Friede glänzt auf ihren Wangen,
Und Friede hält ihr Herz umfangen.
Still heimlich liegt das Brautgemach;
Doch drauſsen wird's im Garten wach.
Der Frühling weckt sein Lustgesinde,
Am Fenster flattern Laubgewinde,
Und ferne singt im grünen Tann
Ein Vöglein hell den Morgen an.

Digitized by Google

So waltet im ganzen Gedicht Tristanzauber und Tristanstimmung, wennschon die äufsere Handlung sehr vereinfacht ist, Vorgeschichte, Liebestrank und andere äufseren Umstände fehlen. Aber in der Hauptsache herrscht volle Übereinstimmung. Wilhelm Hertz schlug in diesem ersten Epos den Grundton an, der seine anderen Schöpfungen durchklingt und ihn zum Vollender des Tristanepos befähigte, die von lyrischer Empfindung durchwehte Erzählungsweise. Liebesmären sind ja auch nur als lyrische Epen denkbar. Sprache, Ausdrucksvermögen, Vers- und Reimkunst sind bereits in Lanzelot und Ginevra hochvollendet.

Schalkhaften Humor entfaltet Hertz aufs glücklichste in seinen nächsten kleinen Gedichten, Hugdietrichs Brautfahrt 1863 und Heinrich von Schwaben 1867. Hugdietrich ist eine köstliche, sehr freie Umdichtung der Einleitung des mhd. Gedichts von Wolfdietrich. Hugdietrich gewinnt durch List die in einem Turme streng bewachte Hildeburg, Walgunds von Salneck Tochter, zum Weib. Als Mädchen verkleidet, unter dem Namen Hildegund verschafft der junge Held sich Zutritt zum Turm. Ausgezeichnet ist die Szene, da die Königin Liebgart, Hildeburgs Mutter, ihren vertrauensseligen, von Hildegund entzückten Eheherrn über deren wahre Art belehrt. Mit wenigen kurzen Zügen sind die handelnden Personen eigenartig nnd lebensvoll gezeichnet. Heinrich von Schwaben behandelt ein im Mittelalter oft erzähltes Motiv. Heinrich, der Sohn des schwäbischen Herzogs Luitpold, soll nach dem Spruche der Sterne Konrads des Saliers Nachfolger auf dem Kaiserstuhle werden. Der Blutbefehl des Kaisers, der das neugeborene Kind beiseite schaffen lassen will, wird vereitelt. Im Walde wächst der junge Heinrich heran und tritt als Jüngling vor Konrad, der heftig erschrickt. Er entsendet den Junker als Brautwerber für den byzantinischen Prinzen nach Nürnberg zu seiner Tochter Agnes. Diese vertauscht listig des schlafenden Boten Brief mit einem anderen des Inhalts, Heinrich sei ihr zum Gemahl bestimmt. So wird Heinrich der Eidam des Kaisers, der gewähren mufs, was er nicht mehr ändern kann. Wenn auch die Erzählung selbst unwahrscheinliche Züge enthält, so ist die Schilderung doch zart und anmutig und von einem gewissen Heimatgefühl durchweht.

Aber die Krone der eigenen Dichtungen von Wilhelm Hertz ist das Klostermärchen vom Bruder Rausch, die wunderlieblichste Blüte deutscher Volkssage. Der Inhalt des kleinen, zehn kurze Abenteuer umfassenden Gedichtes, dessen Vorlage, das niederdeutsche Reimgedicht vom Broder Rusche aus dem XV. Jahrh., nur sehr wenig von der köstlichen Neudichtung enthält, ist überaus einfach. Ein Alb, Bruder Rausch, entschlief zur Zeit, da das Christentum in Deutschland einzog, in einer Höhle. Nach 700 Jahren wacht der elbische Wicht in einer ihm fremden neuen Welt auf. Er verdingt sich zuerst bei den Mönchen eines Bettelklösterleins, versucht dann als Wechselbalg bei einer jungen Förstersfrau unterzukommen, dient hernach auf einem Bauernhof, wandert hierauf zur Stadt zu Professoren und Studenten und eilt schliesslich, müde dieser ganzen undankbaren Menschenwelt, hinaus aufs freie Feld, wo er von seinesgleichen über den Wandel der Zeiten belehrt wird. Da folgt

er dem wohlgemeinten Ruf des Guardians des Klosters, zu dem er zurückkehrt, und wird ein Teufelchen. So macht auch der heidnische Alb Frieden mit der Kirche, um ungestört, wenn auch unter veränderten Umständen, fortbestehen zu können. Das Büchlein ist von tiefsinnigem, goldenem Humor gewürzt; aber die leise Klage der deutschen Volkssage über die treulose Menschenwelt klingt überall hindurch. Die einzelnen Bilder, die den Wicht in den verschiedensten Lebenslagen zeigen, sind von unvergleichlicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Fast alle Züge des deutschen Elbenglaubens fanden wirkungsvolle Verwendung. Aber auch tiefe Fragen, das Verhältnis des deutschen Heidentums zur christlichen Kirche, werden angerührt. Auf die den Alb umgebende Menschenwelt fallen treffende Schlaglichter. Und all dieser staunenswerte Reichtum fügt sich zwanglos in den Rahmen einer schwankhaften Reimerei. Meisterhaft ist auch die Sprache dieser Dichtung, zumal im Gegensatz zur leidenschaftlich bewegten und tragisch ernsten des Tristan.

Ganz besonders glückten die Szenen im Kloster, dessen Brüderschaft uns ungemein lebendig vor Augen tritt. Auf der einen Seite der welterfahrene, gelehrte und kluge Guardian Irminold, auf der anderen die Herde der geistesarmen Mönche, aus denen wiederum einige besonders hervorgehoben sind. Mit wenig Strichen ist ein farbenhelles, plastisches Bild einer jeden Persönlichkeit gegeben. Rausch schafft den armen Mönchen ein herrliches Freudenleben und eröffnet ihnen eine Welt ungeahnter Wonnen und Wunder. Am Sonnwendabend hält gar Frau Minne ihren Einzug, als der Wicht die Zauberfiedel streicht. In der Schilderung des Albleichs und seiner alles bezaubernden Wirkung erreicht die Dichtung einen unbeschreiblichen Höhepunkt. Und dann am nächsten Morgen Regen und Genibel! In dieser öden, jämmerlichen Stimmung erhebt sich die Gewissensqual der sündigen Mönche, es kommt zu nächtlicher Schlägerei, die Bruder Rausch in gerechtem Zorne über den schnöden Undank schürt. Aber er mufs nun auch das Kloster verlassen und bei anderen Menschen sein Heil versuchen. Wahrhaft ergreifend wirkt es, wenn Bruder Rausch mit seinem Vetter Mummhart, dem Feuermann, das wilde Heer vorbeiziehen sieht und aus dem Schicksal der Grofsen Trost für sein eigen Unglück schöpft:

Sieh, raunte Mummhart, dieses war
Dereinst Walhallas Heldenschaar.
Und denkst du noch der Wolkenfraun?
Wie war es herrlich anzuschaun,
Wenn sie, den Helm im Goldgelock,
Mit Speer und Schild und Waffenrock,
In siegreich königlichen Sitten
Zum Walfeld durch die Lüfte ritten!
Erkennst du sie, den Stolz der Lieder,
In diesem Hexentrosse wieder?
Und kennst du den vergrämten Mann,
Der dort im Fuchshut trabt voran?
Der Alte auf dem magern Schimmel,
Dereinst der höchste Herr im Himmel

Durchirrt er nun, entthront, verdammt,
Sein treulos Volk. Was ihn umflammt,
Das ist der Hölle Feuerschein;
Beim Satan zieht er aus und ein.
Er, den von Ehrfurcht ganz verzagt
Wir einst kaum anzuschaun gewagt,
Der Gott der Helden und der Dichter,
Der führt nun dieses Schandgelichter!

Da tröstet sich Bruder Rausch beim Gedanken, unter der Herrschaft des Christentums auch ein Teufelchen werden zu müssen, weil er bei diesem Beruf nicht blofs geduldet, sondern sogar sehr beachtet wird. Und so ist ja auch wirklich viel vom heidnischen Elbenglauben unter leichter Teufelsmaske ungekränkt am Leben geblieben.

Um Wilhelm Hertz stand nur ein kleiner Kreis derer, die ihn wirklich kannten und, das ist gleichbedeutend, verehrten. Aber sein Ansehen ist im steten Wachsen, und seine Werke werden immer mehr geschätzt werden. Wilhelm Hertz war nie Modedichter, umsonst quälen sich die Litterarhistoriker, ihn irgendwo einzureihen und einer 'Richtung' oder 'Schule' anzugliedern. Er war eben ein Meister, ein echter Künstler, dessen Werke in sich abgeschlossen und abgerundet dastehen und zum festen, dauernden Bestand der deutschen Dichtung gehören.

VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN VON WILHELM HERTZ

I. Gelehrte Schriften

Der Werwolf, Beitrag zur Sagengeschichte. Stuttgart 1862.

Über den ritterlichen Frauendienst. Im 'Heimgarten', herausgegeben von Herm. Schmid, München 1864 Nr. 689 701 721.

Die Walküren. Im Morgenblatt der Bayerischen Zeitung 1866 Nr. 114 116 117.

Deutsche Sage im Elsafs. Stuttgart 1872.

Die Nibelungensage. Vortrag. Berlin 1877.

Die Sage von Parzival und dem Gral. Nord und Süd, Juli 1881; Sonderausgabe Breslau 1882. Neudruck im Parzival 1898.

Die Rätsel der Königin von Saba. In der Zeitschrift für deutsches Altertum XXVII 1—33. 1883.

Beowulf. Vortrag. Nord und Süd, Mai 1884.

Mythologie der schwäbischen Volkssage. Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, herausgegeben vom Kgl. statistisch-topographischen Bureau II 1 130. Stuttgart 1884.

Über den Namen Lorelei. Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissenschaften 1886, II 217.

Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters. In den Abhandlungen der Münchener Akademie XIX, I. 1890.

Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann. München 1892.

Die Sage vom Giftmädchen. In den Abhandlungen der Münchener Akademie XX, I, 1893.

Aristoteles bei den Parsen. In den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1899, II 475.

II. Übersetzungen

Das Rolandslied, das älteste französische Epos. Stuttgart 1861.

Marie de France, poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen. Stuttgart 1862.

Aucassin und Nicolette, ein altfranzösischer Roman. Wien 1865.

Tristan und Isolde von Gottfried von Strafsburg, neu bearbeitet und nach den altfranzösischen Tristanfragmenten des Trouvere Tomas ergänzt. Stuttgart 1877. 3. Aufl. 1901.

Beowulfs Kampf mit dem Drachen, aus dem Angelsächsischen. Im Schwäbischen Dichterbuch, herausgegeben von Paulus und Weitbrecht, Stuttgart 1883, 85.

Spielmannsbuch, Novellen in Versen aus dem XII. und XIII. Jahrh. Stuttgart 1886. 2. Aufl. 1900.

Parzival von Wolfram von Eschenbach. Stuttgart 1898.

III. Dichtungen

Gedichte. Hamburg 1859.

Lanzelot und Ginevra, ein episches Gedicht in zehn Gesängen. Hamburg 1860.

Hugdietrichs Brautfahrt, ein episches Gedicht, Stuttgart 1863. 3. Aufl. 1880. Prachtausgabe mit Bildern von A. v. Werner, Stuttgart o. J.

Heinrich von Schwaben, eine deutsche Kaisersage. Stuttgart 1867, 2. Aufl. 1868.

Bruder Rausch, ein Klostermärchen. Stuttgart 1881. 4. Aufl. mit Buchschmuck von Franz Stassen, Stuttgart und Berlin 1902.

Gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1900.

Digitized by Google

DIE GRUNDBEGRIFFE DER KASUS UND MODI

(Mit Beziehung auf Morris, Prinzipien der lateinischen Syntax)

Von Berthold Delbrück

Vor kurzem ist zur Jubelfeier der Universität Newhaven, die in philologischen Kreisen einen so guten Klang hat, eine Schrift von E. P. Morris erschienen (*On Principles and Methods in Latin Syntax*, New York und London 1901), welche gewifs die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf sich lenken wird. Um zu den Erörterungen, die sie wahrscheinlich hervorrufen wird, auch meinerseits einen Beitrag zu liefern, möchte ich im folgenden zunächst mit einigen Worten zu dem Standpunkt des Verfassers Stellung nehmen nnd sodann (was mir die Hauptsache ist) die Frage nach den Grundbegriffen der Kasus und Modi einer erneuten Betrachtung unterziehen.

Morris, der den Latinisten als Verfasser einer Schrift über den Subjunktiv bei Plautus bekannt ist (*The subjunctive in independent sentences in Plautus*, American Journal of Philology XVIII), fühlt sich in entschiedenem Gegensatz gegen die vergleichende Behandlung der Moduslehre, die durch meine Schrift über den Konjunktiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen (Halle 1871) eingeleitet worden ist und in Amerika hervorragende Vertreter gefunden hat. Nach der Meinung des Verfassers hat diese Richtung das Verdienst, an die Stelle der logischen Betrachtung die psychologische gesetzt zu haben, aber sie hat, ohne dessen selbst recht inne zn werden, aus der logischen Zeit die Grnndbegriffe der Flexionsformen mit herübergenommen, deren ausschliefsliche Pflege für sie verhängnisvoll geworden ist. Man geht — so meint der Verfasser — von der falschen Ansicht aus, dafs jede Flexionsform eine ursprüngliche Bedeutnng gehabt haben müsse, fafst diese nur zu leicht als ein Ding (*entity*) auf, während sie doch nur eine Abstraktion ist, schreibt diesem Dinge eine Fähigkeit sich zu entwickeln zu und leitet aus dem ganz vagen allgemeinen Grundbegriff gewisse ebenfalls ganz vage Unterbegriffe ab, die nicht dazu geeignet sind, die unendliche Mannigfaltigkeit des Gegebenen irgendwie verständlich zu machen. So ist es gekommen, dafs diese hoffnungsvoll begonnene Forschung in Unfruchtbarkeit geendet hat (*This loose genetic method tends to substitute vague phrases and vague references to an Indo-European origin for precise knowledge. The method is becoming barren of results* S. 34). Ähnlich wie mit den Modi verhält es sich mit den anderen Flexionsformen, z. B. den Kasus, obgleich Morris über diese so bestimmte Ansichten nicht gewonnen hat. Will man nun zu einer lebendigeren Auffassung und solideren Behand-

lung gelangen, so mufs man mit der psychologischen Grundlegung Ernst machen. Was der Verf. darüber zu sagen hat, läfst sich in der Kürze so zusammenfassen. Wenn man sich darüber klar werden will, was sich in dem Inneren eines Sprechenden vor und bei dem Sprechen ereignet, so wendet man sich am besten nicht an jemand, dessen Vorstellungsverlauf durch ein Gespräch mit anderen unterbrochen und abgelenkt wird, sondern an einen sich selbst überlassenen Menschen, etwa einen einsamen Denker. An diesem aber läfst sich etwa folgendes beobachten. Zunächst löst sich eine Gesamtvorstellnng, welche den Gegenstand mit allem Zubehör in sich fafst, von der übrigen Masse des Vorhandenen ab, so dafs sie eine relative Selbständigkeit erhält. Dann wird bei gesteigerter Aufmerksamkeit das Einzelne innerhalb der Gesamtvorstellung dentlicher, sie zerlegt sich in einzelne Bestandteile, die aber nicht scharf von dem Ganzen abgesondert werden, sondern mit ihm associiert sind. Ist die innere Arbeit so weit gediehen, so erfolgt die Äufserung durch die mit den Einzelvorstellungen associierten Worte. Was in der Seele gleichzeitig vorhanden war, wird durch die Reihe der aufeinander folgenden Worte successiv geäufsert. Da nun aber auf eine Gesamtvorstellung immer wieder eine andere folgt und nur eine beschränkte Anzahl von Vorstellungen dentlich im Bewufstsein stehen kann, so findet nach dem Aussprechen wieder eine Rückbildung statt. Die deutlichen Bilder der Einzelvorstellungen verblassen, nnd von der Gesamtvorstellung bleibt im Gedächtnis nur ein verschwommenes Bild zurück, ähnlich wie es vor der Zerlegung war. Diese Auseinandersetzungen berühren sich, wie auch der Verfasser bemerkt, nahe mit den Ausführungen von Wundt, dessen Völkerspychologie Morris gerade noch einsehen konnte. Wie Wundt legt auch Morris entscheidenden Wert auf die Erkenntnis, dafs die Gesamtvorstellnng nicht etwa aus den Einzelvorstellungen zusammengesetzt, sondern in sie zerlegt wird. Die Einheit ist das Ursprüngliche, und die Zerlegung folgt nach. Verhält sich das nun so, so ergeben sich wichtige Folgerungen für die Behandlung der Syntax. Der Satz, welcher ja eine Gesamtvorstellung zum Ausdruck bringt, kommt durch eine Analyse der Gesamtvorstellung zu stande, und alles in ihm, was die Worte miteinander verbindet, ist Zeichen einer ursprünglichen Einheit, nicht ein Mittel aus vorher vorhandenen Stücken eine Einheit zu bilden. Man darf deshalb auch diese Mittel (wozu ja die Flexionsendungen gehören) nicht als für sich bestehende Dinge isolierend betrachten, sondern mufs sie als Ausdruck der von Anfang an vorhandenen Einheitsbeziehungen der Gruppe zu verstehen snchen. Ein Kasus z. B. in verschiedenen Schattierungen seiner Anwendung stellt nicht die Entwickelung eines Substantivsuffixes mit fest umschriebener Urbedeutung vor, sondern entsteht immer wieder neu durch das Zusammenwirken aller in einer Gruppe vorhandenen Kräfte. Um die Bedeutung eines Kasus richtig zu verstehen, mufs man vor allen Dingen die materielle Bedeutung der Wörter berücksichtigen, in denen er erscheint. Ein Ablativus loci kann nur von Substantiven lokaler Bedeutung, ein Ablativus temporis nur von Zeitbegriffen gebildet werden u. s. w. Ebenso verhält es sich mit den Modi, bei deren Verständnis die Bedeutung des Verbums,

Digitized by Google

die Person, der Numerus, die Satzart eine viel gröfsere Rolle spielen als alle etwaigen Grundbegriffe. Oder, um es in des Verfassers eigenen Worten zu sagen: 'Es ist augenscheinlich, dafs die verschiedenen Bedeutungen eines Modus nicht in der Modusendung enthalten sind; es ist nicht der Subjunktiv, der diese Bedeutungen oder einige von ihnen dem Satze verleiht, sondern, im grofsen und ganzen gesprochen (*roughly speaking*), der Satz, welcher sie dem Subjunktiv verleiht. Wer sich die Sache umgekehrt vorstellt, verdreht das ganze Verhältnis des Denkens zum Sprechen' (S. 80). Aber nicht blofs die psychologische Erwägung, sondern auch die Beobachtung des Thatsächlichen mufs zu demselben Ergebnis führen. Wenn die Flexionsformen von Anfang an dazu bestimmt gewesen wären, gewisse feste und gleichbleibende Beziehungen auszudrücken, so würden sie einfacher, gleichmäfsiger und durchsichtiger sein, als sie sind. Das gilt noch für die uns bekannten Zeiten, in denen doch die Analogie unzweifelhaft schon sehr stark im ausgleichenden Sinne gewirkt hat. Wie viel gröfser mag die Unregelmäfsigkeit und Mannigfaltigkeit erst in den ältesten Zeiten gewesen sein! '*The condition of things which must be taken as the starting-point of functional evolution is a condition of irregularity and make-shift. Syntax must presuppose a variety of forms, some of definite and individual meaning, some of varied and shifting application; the function of these forms did not fit together into a system, but overlapped and duplicated one another and at the same time left gaps unfilled by any form*' (S. 56). Mufs man aus diesem Thatbestand nicht schliefsen, dafs die Gleichmäfsigkeit des Gebrauches der einzelnen Flexionsformen, welche ja bis zu einem gewissen Grade vorhanden ist, nicht der Erfolg einer ursprünglichen Anlage, sondern eines langen und mühseligen Ausgleichs ist? Die Flexionsformen haben — das ist der Grundgedanke von Morris — ihre Bedeutungen nicht durch immanente Entwickelung fester Grundbegriffe, sondern auf dem Wege der Adaptation erhalten. Mit dieser Erkenntnis hängt dann weiter die Begrenzung des Arbeitsfeldes zusammen. Morris hält sich von der vergleichenden Behandlung fern, er beschränkt sich absichtlich auf eine einzelne Sprache, innerhalb deren sich nach seiner Ansicht die Entwickelungsgesetze vollkommen genügend beobachten lassen. Dieses Verfahren hat, wie er meint, den Vorteil, dafs der Forscher auf dem sicheren Boden der Erfahrung stehen bleibt.

So weit der Standpunkt von Morris. Wenn es gestattet ist, hier sogleich einige Bedenken vorzubringen, so möchte ich zunächst bemerken, dafs Morris sich von der vergleichenden Syntax, wie sie jetzt ist, eine unzutreffende Vorstellung macht. Ob man früher auf die Grundbegriffe einen übertriebenen Wert gelegt hat, will ich nicht untersuchen; dafs es jetzt nicht der Fall ist, ist sicher, wie sich jeder überzeugen kann, der z. B. die Griechische Syntax von Brugmann studiert. Ein gewichtigerer Einwand ergiebt sich, wenn wir den Begriff der Adaptation, wie er in der Sprachwissenschaft verwendet wird, etwas genauer betrachten. So viel ich weifs, taucht derselbe zuerst bei A. Ludwig auf, und zwar in dessen Streitschrift Agglutination oder Adaptation (Prag 1873), welche sich an die frühere Schrift über den Infinitiv im Veda anschliefst. Ich

Digitized by Google

habe über die in diesen Büchern niedergelegte Adaptationstheorie in meiner Einleitung in das Sprachstudium, 3. Aufl. S. 78 ff. gesprochen und führe hier, indem ich auf diese Darstellung verweise, nur folgendes aus. Ludwig geht von der Thatsache aus, dafs im Altindischen eine Flexionsendung im Gebiete des Verbums eine weitere Bedeutung zeigen kann als etwa im Griechischen, so z. B. das mediale *-e*, das im Perfektum und einigen Praesentia dem griechischen *-μαι* und *-ται* zusammengenommen entspricht. Ähnliches glaubt er auch in anderen Fällen zu finden und gelangt, indem er diese wirklichen oder vermeintlichen Thatsachen zu Schlüssen auf den früheren Allgemeinzustand benutzt, zu der Ansicht, dafs einstmals die Ausgänge der Verbalformen (die sogenannten Flexionsendungen) gar keine Beziehung zu der Vorstellung von Personen, Numeri u. s. w. hatten. Die Flexionsformen stellten nur den Gedanken der Verbalhandlung vor, waren also das, was wir, wenn wir einen viel späteren Sprachzustand als Analogie herbeiziehen, Infinitive nennen können. Ebenso war es auf dem Gebiete der Nomina. Die Ausgänge von Wörtern, welche wir Kasusendungen nennen, hatten ursprünglich mit den uns geläufigen Kasusbedeutungen gar nichts zu thun, waren vielmehr stammbildende Suffixe. Ein Unterschied zwischen Stammbildung und Flexion war ursprünglich nicht vorhanden. Die sogenannten Flexionssuffixe sind nichts als Stammausgänge, welchen man auf dem Wege immer fortschreitender Adaptation gewisse Bedeutungen allmählich beigelegt hat. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Ausgänge hatte mit den syntaktischen Verhältnissen nichts zu thun, sie war rein demonstrativ. Erst als nach und nach das Bedürfnis nach dem Ausdruck syntaktischer Verhältnisse erwachte, benutzte man die in grofser Mannigfaltigkeit vorhandenen Stammausgänge zum Ausdruck dieser Verhältnisse. Es kann also selbstverständlich keinen Grundbegriff einer grammatischen Form geben, wenn man unter diesem die Bedeutung versteht, welche eine Form bei ihrer Entstehung hatte. Denn ein solcher Moment der Entstehung läfst sich nach Ludwigs Anschauungen für die einzelne Form überhaupt nicht fixieren, die Gesamtheit der grammatischen Formen aber geht im letzten Grunde auf Demonstration zurück. Es wird vielleicht nützlich sein, zu besserem Verständnis noch einige Sätze des Verfassers selbst anzuführen: 'mit dem allmählichen werden der formen stellten sich naturgemäfs zwei erscheinungen ein, welche die angelpunkte der syntax wurden, von der man sagen mufs, dafs sie früher garnicht bestand, anders als in phraseologie: es ist die bezeichnung der grammatischen abhängigkeit und der grammatischen übereinstimmung oder grammatischen sub- und coordination. es war natürlich, dafs, wo zwischen aufsdrücken eine beziehung bestand, man sich bestrebte, derselben aufsdruck zu leihen, der die verschiedenheit oder identität des verhältnisses mehrerer aufsdrücke einem andern gegenüber kennzeichnen konnte. difs hatte weiter auch zur folge, dafs sich ein gewisses bedürfnis nach sog. grammatischen endungen herausbildete, die blofse stammbildung allmählich entweder ganz perhorresciert ward, oder auf ein specielles bedeutungsfeld beschränkt, den schein einer flektierten form annahm' (Inf. S. 26).

Digitized by Google

Es ist hier nicht meine Aufgabe diese Aufstellungen zu kritisieren. Ich stelle nur wiederholt fest, dafs Ludwig Grundbegriffe der Flexionsformen überhaupt nicht anerkennt. Wie stellt sich nun Morris zu dieser Konsequenz der Adaptationstheorie? Man sollte meinen, er müsse sie seiner ganzen Anschauung nach unterschreiben. Ich kann darüber etwas Bestimmtes nicht sagen, weil ich nicht weifs, ob ich seine darauf bezüglichen Ausführungen, z. B. S. 66, ganz richtig verstehe. So teile ich denn nur mit, dafs er sich hinsichtlich der Kasus reserviert verhält, für die indogermanischen Modi Grundbegriffe nicht aufstellt, wohl aber für den lateinischen Subjunktiv, der nach ihm den Sinn der Begehrung hat (*The subjunctive is in general a mode of desire* S. 76, wozu man 92 vergleiche). Dafs in dieser Aufstellung eines Grundbegriffes für eine einzelne Sprache ein Fehler der Methode liegt, wird hoffentlich klar werden, wenn ich nun zum Einzelnen übergehe.

DIE KASUS

Ich knüpfe an die Kritik an, welche Morris an der bisherigen Behandlung des Ablativ, insbesondere seines instrumentalen Bestandteils übt. Es sei, so führt er S. 69 aus, vollkommen klar, dafs der einzige Unterschied zwischen dem Ablativ der Zeit und dem des Raumes in den Substantiven beruhe, von denen der Kasus gebildet wird, *die hora* nnd *calendis* könnten nicht Ablative des Raumes und *mensa Athenis* nicht Ablative der Zeit sein. Ebenso habe der Ablativ der Ursache seinen Grund nur in der materiellen Bedeutung von Substantiven wie *fiducia gaudium suspicio imprudentia* u. s. w. Man kann also im allgemeinen sagen: es ist in vielen Fällen allein die Bedeutung der Nomina, welche nns befähigt, die funktionellen Unterschiede im Kasusgebrauch zu machen, z. B. in *gladio occisus* einen Instrumentalis, in *foro occisus* einen Lokativ, in *nocte occisus* einen Ablativ der Zeit zu unterscheiden (S. 71). Da nun also klar ist, dafs nnr solche Worte einen Instrumentalis haben können, welche ein Instrument bezeichnen, so fällt die Hypothese eines indogermanischen Instrumentalis mit einer an alle Nomina anhängbaren Endung als unnötig hinweg (S. 73). Dazu nehme man noch folgende Worte: 'Man mufs annehmen, dafs die Wortbedeutung das bestimmende Element ist, indem es *die* zu einem Ausdruck der Zeitbeziehung macht, *humi* znm Ausdruck eines Ortes und *gladio* eines Mittels. Die Funktion ist, jedenfalls zum Teil, beschränkt und bestimmt durch die Bedeutung des Stammes, und insofern dies der Fall ist, ist die Trennung von Wortbedeutung nnd Funktion unmöglich' (S. 201). Ich erlaube mir, zur Vergleichung daneben zu stellen, was ich über den Kasus ausgeführt habe, den die europäischen Grammatiker von einer seiner Anwendungen ausgehend Instrumentalis getauft haben. Im Jahre 1867 habe ich behauptet, dafs sein Grundbegriff der des Zusammenseins (also nicht des Mittels) sei (Abl. Loc. Instr. S. 59), nnd im Jahre 1888 habe ich in meiner Altindischen Syntax S. 122 folgendes ausgeführt: 'In den Instrumentalis tritt derjenige Begriff, welcher mit dem in Thätigkeit befindlichen Hauptbegriff zusammen ist. Aus dieser Grundbedeutung lassen sich die sämtlichen Verwendungen des Instrumentalis ab-

Digitized by Google

leiten. Ist der Begriff ein solcher, welcher als Begleiter gedacht werden kann, z. B. eine Person, und ist das Verbum ein solches, neben welchem ein Begleiter denkbar ist, z. B. gehen, so sprechen wir von dem sociativen Instrumentalis, z. B. *dēvō devēbhir ā gamat* = der Gott komme mit den Göttern her. Ist dagegen der Begriff ein solcher, welcher als Mittel gedacht werden kann, und das Verbum ein solches, welches eine Ergänzung durch einen derartigen Begriff verträgt, so sprechen wir von einem Instrumentalis des Mittels, z. B. *juhvā́ juhōti* = er giefst mit dem Löffel. Natürlich kann unter Umständen auch eine Person als Mittel gedacht werden, es genügt also nicht das Vorhandensein eines Personalbegriffs, um den Sociativ hervortreten zu lassen, sondern es mufs ein besonders geartetes Nomen und ein besonders geartetes Verbum zusammenkommen, damit der Begriff der Gemeinschaft hervorspringt, und ebenso verhält es sich mit dem Begriff des Mittels. In einer anderen Lage wieder entsteht der Instrumentalis des Grundes, und endlich, wenn ein einen Zeit- oder Raumbegriff bezeichnendes Nomen mit einem passenden Verbum zusammenkommt, entsteht der Instrumentalis der Erstrecknng über Raum und Zeit. Das, was wir verschiedene Nuancen des Instrumentalbegriffes nennen, entsteht also aus der verschiedenartigen Sachbedeutung des in Frage kommenden Nomens und Verbums.' Dazu sei noch bemerkt, dafs mein Ausdruck bei der Formnlierung des Grundbegriffes vielleicht etwas abstrakt ist, gemeint aber ist etwas ganz Anschauliches. Unsere Handlungen sind oft so beschaffen, dafs neben dem Hauptträger noch irgend ein Wesen (Person oder Ding) beteiligt ist, z. B. als Begleiter oder als Mittel, und dieses, was auch dabei ist, tritt in denjenigen Kasus, den wir uns gewöhnt haben Instrumentalis zu nennen, den wir aber besser Sociativ nennen würden. Wie stellt sich nun hiernach die Rechnnng zwischen Morris und mir? Ich hoffe, zu meinen Gunsten. Denn ich habe, wie Morris es verlangt, auf die Bedeutung der Substantive gebührende Rücksicht genommen, habe aber, was mir ein Vorteil zu sein scheint, nicht diese ausschliefslich in Betracht gezogen, sondern aufserdem auch die Bedeutung der Verba, die bei Morris zu sehr zurücktreten, und ebenso den Grundbegriff, von dem man bei Morris nicht recht sieht, ob er eigentlich ein Begriff mit Inhalt oder nur ein leeres Gehäuse ist.

Hiermit komme ich dann zu der Frage nach dem Wesen und Wert der Grundbegriffe, die wir für die Kasus aufstellen. Ich beginne mit einer Analyse des neuhochdeutschen Genitivs. Innerhalb dessen, was die historische Grammatik zu diesem Kasus zu rechnen hat, scheiden sich zunächst die erstarrten Bildungen ab, wie *flugs, teils, falls, rings, behufs, rechts, allerhand, rechter Hand, aller Orten, Tags, Nachts,* u. s. w. Sie werden nicht mehr als genitivisch empfunden. Man gebraucht sie, weil man sie einzeln gelernt hat. In einigen Fällen hat sich das *s* als produktiv erwiesen, z. B. in *Nachts, allerseits,* aber nicht weil es als Genitivzeichen, sondern weil es als adverbiell empfunden wurde. Jetzt scheint die Weiterübertragung des *s* nicht mehr vorzukommen. So sagen wir z. B. *Tags, Nachts, Mittags, Vor-* und *Nachmittags, Abends, Sonntags* u. s. w., *Winters, Sommers* aber *Frühlings* und *Herbstes* brauchen wir nicht. Dagegen

sind neue Bildungen noch möglich mit *-seits, -wärts, -weise,* die als Suffixe gefühlt werden. An die erstarrten Formen schliefsen sich die formelhaften Wendungen. Dahin gehört es, wenn ein bestimmtes Verbum mit dem Genitiv eines einzigen Substantivums verbunden erscheint, z. B. *Landes verweisen* (nicht: *Reiches*), *seiner Wege gehen,* wo nicht etwa *fahren* oder *reiten* gesagt werden kann, und auch *Weg* nicht durch ein ähnliches Wort ersetzt werden kann (denn das Goethesche *lafst jeden seines Pfades gehen* ist kühn), *leichten Kaufes davonkommen* u. ähnl. Manchmal ist eine leichte Variation möglich. So kann man neben *eines Kindes genesen* auch *eines Knäbleins* sagen, aber nicht *einer Krankheit.* Einige Belege für die formelhafte Verbindung mit Adjektiven sind: *voll süfsen Weines,* was bei uns nur noch als Citat gebraucht wird (in *voll Freude* u. s. w. wird das Substantivum als kasuslos gefühlt); *er ist der Rede in hohem Grade mächtig, war seiner Sinne nicht mächtig,* während wir *wie wurdet ihr der Burgen mächtig?* (Schiller) nicht mehr sagen können; *ich bin meiner Sache gewifs,* aber nicht etwa: *dieser Nachricht; er wird seines Lebens nicht froh,* wozu wohl noch einige negative Wendungen kommen, z. B. *er ist seines Reichtums nie recht froh geworden,* während *ich bin deines Kommens froh* nicht mehr üblich ist. So ist wohl auch *fähig* hauptsächlich in negativem Sätzen mit dem Genitiv zu gebrauchen und das Wielandsche *neuer Eindrücke fähig* veraltet. In solchen formelhaften Verbindungen, die sich in grofsen Massen anführen liefsen, wird der Genitiv zwar noch als Kasus gefühlt, aber er ist aus der eingelebten Verbindung mit einem bestimmten Verbum, Adjektivum, Substantivum, die gedächtnismäfsig aufgenommen wird, nicht mehr loszulösen, so dafs nie oder kaum ein Genitiv eines anderen Wortes an die Stelle dieses einen treten kann. Die dritte Gruppe ist die der freien oder, wie man auch sagen könnte, beweglichen Verbindungen. Innerhalb dieser sind wieder mehrere Unterfälle zu unterscheiden. Am geringsten ist die Beweglichkeit, wenn das eine Glied fest ist. Das findet z. B. statt bei *bedürfen,* an dessen Stelle in unserer jetzigen Sprache kein anderes Verbum von ähnlicher Bedeutung treten kann, während die Genitive wechseln können, wenn ihre mögliche Anzahl auch an sich nicht sehr grofs ist. Etwas lockerer ist die Verbindung, wenn beide Glieder in gewissen Grenzen beweglich sind, wie wenn z. B. statt und neben *anklagen* auch *beschuldigen, zeihen, bezichtigen, überführen* liegt, woneben auch innerhalb gewisser Grenzen stets neue Genitive auftreten können, z. B. von Wörtern für Strafthaten, die etwa im Laufe der gesellschaftlichen Entwickelung besonders benannt werden. Endlich am freiesten sind solche Verbindungeu, bei denen in beiden Gliedern immer wieder ein neues Wort auftreten kann, z. B. *die Belagerung der Stadt.* In allen hier genannten Fällen freier Verbindung geht die Sache bei dem Einzelnen offenbar so vor sich, dafs er einige Verbindungen durch das Gedächtnis aufnimmt und im Falle auftauchenden Bedürfnisses nach dem gelernten Muster Neues bildet. Dabei wird er sich aber den hier genannten Unterfällen gegenüber etwas verschieden verhalten. Wenn man sagt: *ich beschuldige ihn unlauterer Konkurrenz,* so hat man nur an die Stelle eines früher gebrauchten Wortes für ein Verbrechen, z. B. *des Diebstahls,* ein anderes

Digitized by Google

von verwandter sachlicher Bedeutung gesetzt; um aber eine neue Verbindung eines Wortes auf *-ung* mit einem Genitiv zu schaffen, kann wohl eine Association lediglich nach der grammatischen Funktion der Wörter genügen. Denn ich nehme an, dafs wir im Sprechen ein dunkles Gefühl davon haben, dafs *der Stadt* zu *Belagerung* in demselben grammatischen Verhältnis steht wie *die Stadt* zu *belagern*. Ähnlich dürfte es sich mit den Typen des partitiven, possessiven Genitivs u. s. w. verhalten. Wir haben also in unserem jetzigen Sprachgefühl durchaus keine Empfindung für die Gesamtbedeutung des Genitivs, sondern nur einen Sinn für seine Rolle in gewissen Verbindungen. Diese Spezialbedeutungen aber haften — darin stimme ich mit Morris ganz überein — für unser Gefühl nicht an dem Genitiv selbst, sondern stammen aus dem Totaleindruck, den die Gruppe macht. Wir würden z. B. *der Stadt* nicht als eine Art von Objektsgenitiv empfinden, wenn wir *Belagerung* nicht als eine Verbalableitung fühlten. Die Form des Genitivs (oder vielmehr die Formen desselben, die teils an dem Substantivum teils am Artikel hervortreten) ist für uns etwas Äufserliches. Wir wenden sie an, weil die von uns gelernten Musterwendungen, nach denen wir weitere Ausdrücke bilden, sie enthielten. Man kann also nicht behaupten, dafs für unsere Empfindung die Form das Ganze des Kasusgebrauches zusammenhalte. Gehen wir nun von der neuhochdeutschen Schriftsprache, wo der Genitiv zwar noch viel lebendiger als in den Mundarten, aber doch nicht mehr sehr fern vom Erlöschen ist, zu einer indogermanischen Sprache, in welcher er noch völlig lebendig ist, etwa dem vedischen Sanskrit, so finden wir ein etwas, aber auch nur etwas anderes Bild. Im Altindischen (vgl. meine Altindische Syntax S. 151ff.) giebt es — das ist der Hauptunterschied — ganz wenige erstarrte Genitive. Wie es sich mit den formelhaften Wendungen verhält, läfst sich bei einer toten Sprache nicht genau sagen, ich glaube aber, dafs sie ebenfalls sehr viel seltener waren als bei uns. Der Genitiv zeigt also überwiegend freie Verbindungen. Wir teilen sie ein nach den sogenannten regierenden Wörtern, unterscheiden also den Genitiv bei Substantiven, Verben, Adjektiven, Adverbien. In der ersten Klasse sonderten sich für das Sprachgefühl ähnliche Gruppen ab, wie es bei uns geschieht, aber dafs etwa der Inder im Gegensatz zu uns ein sicheres Gefühl für die Bedeutung des Genitivs neben Substantiven gehabt habe, läfst sich nicht annehmen. Wäre das der Fall gewesen, so würde uns die reine Aufteilung nicht so unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Bei dem Genitiv neben Verben empfindet man wohl gelegentlich ein partitives Verhältnis, also ein solches, wie es sich auch neben Substantiven zeigen kann, nämlich bei den Verben *essen*, *trinken*, *geben*, *schenken*, *opfern*, *erlangen*, *erbitten* (ähnlich wie im älteren Deutsch), sonst aber erscheint die Verbindung eines Genitivs mit einem Verbum lediglich historisch bedingt, also vom Standpunkte der Bedeutungslehre aus zufällig. Der Genitiv neben Adjektiven und Adverbien läfst sich allenfalls aus den beiden eben genannten Massen ableiten. Es bleiben also für die vedische Zeit mindestens zwei grofse Gruppen übrig, die sich für das Sprachgefühl nicht zu einer Einheit verbinden und in sich selbst isolierte Abteilungen enthalten. Ungefähr so wie es im Altindischen war, wird es in der Grund-

Digitized by Google

sprache gewesen sein, d. h. in demjenigen Durchschnitt der Ursprache, der sich als unmittelbare Frucht unserer Vergleichung ergiebt. An dieser Stelle möchte nun unsere Kombination einsetzen, und wir müſsten versuchen, ob auf diesem Wege eine ältere einheitliche Anschauung zu ermitteln ist. Das ist bei dem Genitiv bis jetzt nicht gelungen. Günstiger steht es bei anderen Kasus, z. B. dem Ablativ. Der Ablativ im Altindischen (vgl. meine Altind. Synt. 106ff.) findet sich neben Verben, welche bedeuten *weggehen*, *hervorgehen*, und deren Kausativa, *erhalten*, *kaufen*, *gieſsen* (aus einem Gefäſse), *lösen*, *trennen*, zu denen sich lokale Adjektiva ähnlicher Bedeutung gesellen. Eine zweite Gruppe bilden diejenigen Verben, bei denen das Verhältnis nicht lokal erscheint, nämlich *schützen* und *sich fürchten*, eine dritte der Ablativ bei dem Komparativ und eine vierte der der Folge, z. B. *tásmād* 'deshalb'. Es leuchtet nun ein, daſs sich die übrigen Gruppen ungezwungen aus der ersten herleiten lassen. Die Sprechenden waren, so nehme ich an, gewohnt, den Ablativ neben gewissen Verben der Bewegung zu gebrauchen. Ein solches Verbum der Bewegung war auch *zurückschrecken von* (oder, wie wir sagen, *vor*) *etwas*. Der Ablativ wurde neben diesem Verbum der Bewegung angewendet wie neben den anderen und blieb mit ihm verbunden, auch als die Sprechenden anfingen, in dem Verbum mehr die Stimmung als die Handlung vorzustellen, was bei fortschreitender Verinnerlichung der Auffassung immer mehr geschah. Selbstverständlich stellte sich dann die gleiche Verbindung auch neben solchen Verben ein, die etwa von Anfang an nur die Stimmung, nicht die Handlung ausdrückten, und so war ein neuer Typus des Ablativgebrauchs entstanden, dessen Zusammenhang mit dem ursprünglichen sehr bald nicht mehr empfunden wurde. Ähnlich ging es bei den anderen Typen. So wurde z. B. der Gegenstand, der mit einem anderen verglichen wird, anfangs als der Punkt betrachtet, von dem der Unterschied ausgeht, dann aber wurde der Ablativ bei dem Komparativ von dem Separativ losgelöst und als eigener Typus empfunden. Fasse ich nun die Erfahrungen, die in einem sehr ungünstigen und einem sehr günstigen Objekt, dem Genitiv und dem Ablativ, gemacht worden sind, zusammen, so möchte ich sagen: In den Einzelsprachen findet sich nichts als einzelne Gebrauchstypen, bei denen der Sinn des Kasus sich ganz aus der Situation zu ergeben scheint. Von einer Grundbedeutung des Kasus hat der Sprechende nicht das geringste Bewuſstsein. Betreffs der Gebrauchstypen aber findet sich in den verschiedenen Schichten einer Sprache ein erheblicher Unterschied. In den (vom Standpunkte der Gegenwart aus gesprochen) jüngeren Perioden wird die Zahl der erstarrten und der formelhaften Verbindungen gröſser sein, in den älteren die der freien auſserordentlich überwiegen. Vergleichen wir nun die in den ältesten für uns erreichbaren Schichten der Einzelsprachen vorliegenden Anwendungstypen, so können wir mit erheblicher Wahrscheinlichkeit für jeden Kasus seine hauptsächlichsten indogermanischen Anwendungstypen erschlieſsen, z. B. den Genitiv bei Verben des Verfügens, den partitiven, subjektiven, objektiven Genitiv, den Ablativ bei Verben der Bewegung, bei Komparativen u. s. w. Von diesen indogermanischen Typen aus steigt nun unsere Betrachtung abwärts und aufwärts.

Digitized by Google

Sie sind einerseits die Gebilde, von denen die Syntax der Einzelsprachen auszugehen hat (innerhalb deren man also einen Grundbegriff nicht aufstellen kann), anderseits versuchen wir von ihnen aus rückwärts zu wenigeren Gruppen oder zu einer Einheit zu gelangen. Diese Operation, welche sich naturgemäfs nicht auf die Überlieferung, sondern lediglich auf die durch philologische und psychologische Studien geschulte wissenschaftliche Phantasie stützt, ist nicht notwendig, und wer sich bei den mehreren Typen beruhigen will, kann von ihr absehen. Aber nicht selten, z. B. bei dem Ablativ, liegen die Typen einander so nahe, dafs es eigensinnig wäre, die Einheit nicht zu suchen. Es versteht sich von selbst, dafs diese Aufstellungen, welche ja allein auf tastenden Rückschlüssen beruhen, nur einen beschränkten Grad von Sicherheit besitzen, und man darf sich nicht wundern, wenn sie gelegentlich wieder etwas abweichend gefafst werden. Wie nun diese Grundbegriffe, mögen sie einfach oder mehrgliedrig sein, in die Form hineingekommen sein mögen, ob in der Weise wie Bopp es sich dachte, oder wie Ludwig es sich denkt, oder auf andere Art, das werden wir schwerlich je ermitteln können. Es ist eben hier so wie überall: wir gelangen mit unseren Erkenntnissen nicht zu dem Anfang aller Dinge, sondern bleiben irgendwo in der Mitte stehen.

DIE MODI

Auch in diesem Falle knüpfe ich an eine Kritik von Morris an, und zwar an diejenige, welche er S. 10 f. meiner oben erwähnten Arbeit über den Konjunktiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen gewidmet hat. Es versteht sich, dafs ich mich jetzt nicht mehr zu allem bekenne, was ich vor mehr als dreifsig Jahren geschrieben habe. Mein Vertrauen, dafs es gelingen könne, vorgeschichtliche Zustände mit Sicherheit zu erschliefsen und wohl gar den Sinn zu ergründen, den die grammatischen Formen bei ihrer Entstehung hatten, ist seitdem sehr viel geringer geworden. Ich lege deshalb jetzt viel mehr Wert auf die in den Sprachen zu beobachtenden Gebrauchstypen als auf die erschlossenen indogermanischen Grundbegriffe und habe nichts dagegen, wenn jemand, wie z. B. Brugmann in seiner Griechischen Grammatik thut, von der Aufstellung von Grundbegriffen für den Optativ und Konjunktiv absieht.[1]) Macht man aber innerhalb der Grenzen der hierbei überhaupt zu erreichenden Wahrscheinlichkeit den Versuch sie aufzustellen, so wird man, wie ich glaube, ungefähr zu dem gelangen, was ich 1871 behauptet habe. Das sei im folgenden zunächst an dem Optativ gezeigt. Es handelt sich dabei in erster Linie um das Gebiet, auf welchem die Grundbegriffe zu suchen sind. Von diesem natte ich alle Nebensätze ausgeschlossen, weil sie erst im Laufe der Zeit aus Hauptsätzen enstanden seien, und Morris stimmt mir bei. Das Verfahren ist für den Optativ um so unbedenklicher, als er im Rigveda (den ich hier überall als Aus-

---

[1]) In dieser Weise habe ich mich auf dem Philologentage in Dresden ausgesprochen, sah mich aber damals durch die Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit veranlafst, mich auf den hier angedeuteten negativen Teil zu beschränken. Den positiven gestatte ich mir in dem Obenstehenden zu geben.

Digitized by Google

gangspunkt nehme) wesentlich bei Hauptsätzen vorkommt. So habe ich z. B. dort über 150 Optative von *as* 'sein' in Hauptsätzen und nur 7 in Nebensätzen gefunden. Anders urteilt Morris über zwei andere Einschränkungen, die ich vorgenommen habe. Ich habe damals auch die Fragesätze und die negativen Sätze ansgeschlossen, und zwar, was die Fragesätze betrifft, mit der Motivierung, dafs allein die Nichtfragesätze den regelmäfsigen Ablanf der Vorstellungen zeigten, während die Frage mit einer Stockung verbunden sei, und dafs man deshalb annehmen dürfe, in den Nichtfragesätzen den ältesten Znstand vorzufinden. Dagegen wendet Morris ein, dafs Fragen nnd Ausrufe gewifs in der menschlichen Gesellschaft nicht jünger seien als die Aussagen, ja dafs man die letzteren sogar als weniger natürlich und primitiv bezeichnen könne. Ich gebe ihm darin recht und bin der Ansicht, dafs ich statt 'älter' vielmehr 'einfacher' hätte sagen sollen. Mit dieser Abänderung aber halte ich an meiner alten Ansicht fest. Es scheint mir unzweifelhaft, dafs eine Begehrung (nnd diese findet auch Morris in den Modi ausgesprochen) sich ungehemmter da in ihrer eigentlichen Natur zeigt, wo sie nicht mit einer Äufserung der Frage kreuzt. Was sodann die negativen Sätze betrifft, so kommt *mā́* (μή) im Veda nur mit einer einzigen Optativform vor, für die Verbindung mit *ná* aber habe ich nur acht Stellen gefunden, welche ich Altind. Synt. S. 337 mitgeteilt habe. Ich bin jetzt, abweichend von meiner dort ausgesprochenen Auffassung, im Einklang mit Grafsmann der Ansicht, dafs der Optativ in diesem Falle potential aufzufassen sei, und da ich nun den Potential zwar für sehr alt, aber für nicht so primitiv als den wünschenden Optativ halte (wie sich gleich zeigen wird), so glaube ich zn der Vermutung berechtigt zu sein, dafs der Optativ anfänglich nur in positiven Sätzen vorkam. Eine weitere Einschränkung hatte ich nach den Personen vorgenommen. Ich liefs nur die erste Person gelten, weil bei den anderen, wo noch ein zweiter oder dritter hinzutritt, die Lage nicht so einfach sei, und zog von den ersten Personen, aus einem ähnlichen Grunde, nur die des Singularis heran. Was Morris dagegen sagt, ist besser bei dem Konjunktiv zu erwähnen; an dieser Stelle scheint es mir richtiger, die Thatsachen des Veda zu befragen, wobei im voraus zu bemerken ist, dafs es für den Optativ auf die Unterscheidung zwischen Singular und Plural nicht ankommt. Denn während im Konjunktiv ein deutlicher Unterschied des Sinnes hervorspringt, weicht die Erste Pluralis des Optativs von der Ersten Singularis nur darin ab, dafs sie den vereinigten Wunsch von mehreren ausspricht. Im Veda nun überwiegt die erste Person erheblich. Um eine Vorstellung von dem Verhältnis zu geben, teile ich mit, dafs nach den Angaben von Avery im zehnten Bande des *Journal of American Oriental Society* sich das Vorkommen der Optative vom Präsensstamme so verteilt: erste Personen 457 Stellen (darunter Sing. 31, Dual 2, Plnr. 424), zweite 27, dritte 128. Nun beruhen diese Verhältnisse natürlich zum Teil anf Zufall, z. B. das häufige Vorkommen des Plurals auf dem Zufall, dafs Sänger und Opferer gewöhnlich im Chor sprechen, aber manches beruht sicher nicht darauf, z. B. das Zurücktreten der zweiten Person (18 Sing., 5 Dual, 4 Plur.). Im Veda werden unausgesetzt, in vielen Tausenden von Versen, Auf-

Digitized by Google

forderungen und Bitten an Personen gerichtet, warum geschieht das so gut wie nie durch den Optativ? Das begreift sich, wenn man den Unterschied zwischen Optativ und Imperativ recht erwägt. Über die Bedeutung des Imperativs habe ich mich (vgl. Synt. II 358) so geäufsert: 'Die Aufgabe des Imperativs war es, andere zu Handlungen anzuregen, und zwar geschah das in der ältesten Zeit nur durch positive Äufserungen. Der Imperativ dient nicht etwa ursprünglich dem Befehle, sondern ebensogut dem Verlangen, der Bitte. Er durchläuft die ganze Skala der an einen anderen gerichteten Begehrungen.' Der Optativ aber richtet sich nicht an einen anderen, er will nicht anregen, er spricht die Stimmung des Redenden aus. Diese Stimmung kann natürlich auch in Bezug auf einen dritten geäufsert werden, findet aber ihren Hauptausdruck in der ersten Person. Somit dürfte es doch wohl nicht unrichtig sein, wenn man den Grundbegriff des Optativs in der ersten Person und innerhalb der nicht fragenden und nicht negativen Sätze aufsucht. Als solchen betrachte ich den Wunsch, der in der ungeheuren Überzahl aller Stellen des Veda unzweideutig hervortritt. Daneben giebt es eine kleine Zahl von Stellen, in denen man damit nicht auskommt, nämlich (abgesehen von dem präskriptiven Gebrauch, über den hier nicht zu handeln ist) einen Optativ in Nachsätzen von Bedingungsperioden folgender Art: 'wenn ich wie du, o Indra, über viel Geld verfügte (*íçīya*), so würde mein Freund reich sein' (*syāt*), und sodann in einigen unabhängigen Sätzen, nämlich (wenn mir keiner entgangen ist) in: 'ein Freund, der spendet, übertrifft (*abhí syāt*) den, der nicht spendet'; 'Nachkommenschaft und Rosse erlangt (*á dadhīta*), wer euch verehrt; er vermehrt (*pr̂ñcīta*) seine Herrschaft, siegt (Ind.) mit Hilfe von Fürsten'. Dazu noch zwei zweifelhafte Stellen (vgl. Altind. Synt. S. 334). Ich habe diesen potentialen Optativ, wie man ihn in Ermangelung einer bessern Bezeichnung nennt, früher aus dem Wunsch abgeleitet, bin dann wieder zweifelhaft geworden und habe endlich (vgl. Synt. II 369) gemeint, er sei doch wohl aus dem Wunsch entstanden. Ich will jetzt erklären, worauf dieses 'doch wohl' beruht. Es handelt sich zunächst um die Nachsätze von Bedingungsperioden. Zur Erläuterung bediene ich mich eines neuhochdeutschen Beispieles, wie *wäre ich reich, (so) wäre ich glücklich.* Damit eine solche Äufserung zu stande kommt, mufs zuerst eine Vorstellungsmasse vorhanden sein, aus welcher die beiden Wünsche *wäre ich glücklich, wäre ich reich* auftauchen. Die Reihenfolge kann auch die umgekehrte sein, es kommt darauf nicht an, da die beiden Wünsche parallel und beinahe nur noch ein einziger sind; es könnte ja auch die Form gewählt werden: *wäre ich reich, glücklich.* Bei stärkerer Aufmerksamkeit und genauerer Analyse kommt nun bald die Thatsache zum Bewufstsein, dafs das Glück sich an den Reichtum anschliefsen würde. Der Wunsch, *wäre ich reich*, mufs vorhergehen, der andere schliefst sich an, die Reihenfolge kann nicht mehr umgedreht werden. Darauf verschmelzen die beiden zusammengehörigen Sätze zu einer Einheit (welche nun eine Einheit höherer Ordnung ist als die unbewufste in der ersten Gesamtvorstellung), und infolgedessen verlieren die beiden Sätze ihre Selbständigkeit. Dabei verändert sich ihr Aussagecharakter. Der erste wird der Ausdruck einer

Annahme (Voraussetzung), der zweite der einer Folge. Die Sprachform aber verändert sich nicht, sondern bleibt dieselbe, wie sie zu den Zeiten des Wunsches war. So wird der Optativ im Nachsatze befähigt zum Ausdruck dessen, was unter einer gewissen Bedingung eintreten würde. Dabei ist die Beziehung zwischen den beiden Gedanken nicht etwa irgendwie zweifelhaft, sondern der Sprechende ist überzeugt, daſs gegebenen Falls die Folge eintreten wird, aber die ganze, beide Sätze umfassende Aussage, mit allen in ihr enthaltenen Gefühlen, schwebt in der Sphäre der Annahme. Diese Annahme bezog sich zunächst auf etwas Gewünschtes, es kann aber nach dem einmal vorhandenen Muster auch der Ausdruck für Unerwünschtes nachgebildet werden, z. B. *wäre ich arm, so wäre ich unglücklich*, und so entsteht der Gedanke der bloſsen Verbindung einer Folge mit einer angenommenen Grundlage. Dazu sei noch bemerkt, daſs man diese leisen Veränderungen nicht bloſs an einem Einzelnen, sondern in der redenden Gesellschaft vor sich gehend zu denken hat. Hiernach ist nun auch zu sagen, was der potentiale Optativ des Nachsatzes noch mit dem Wunsche gemein hat. Er teilt mit ihm die Zugehörigkeit zum Bereiche der Phantasie und die Beziehung auf die Zukunft, verloren aber ist durch die Verbindung mit einem anderen Gedankenkomplex der Schwung des unabhängig aufstrebenden Wunsches oder, wie ich mich 1871 ausgedrückt habe: die subjektive Erregung des Sprechenden ist schwächer geworden. An diese Nachsätze von Bedingungsperioden schlieſsen sich nun die optativischen Hauptsätze an, bei denen eine unausgesprochene Bedingung mehr oder weniger deutlich vorschwebt. Das ist einleuchtend bei Sätzen wie: *Ich soll drei Mark bezahlen? Da wäre ich aber dumm* (nämlich wenn ich das thäte); *das wäre das letzte, was ich thäte* (wenn ich zu wählen hätte); *ich wäre bald umgefallen* (wenn ich mich nicht gehalten hätte). Ebenso, wenn man den Hörer spannen will, z. B. *ich könnte wohl etwas sagen* (wenn ich wollte), oder wenn man bescheidentlich nicht weiſs, ob man es wagen darf sich zu äuſsern, z. B. *ich hätte eine Bitte*, oder *ich dächte doch, dagegen wäre nichts einzuwenden*. Schon ferner liegt die Bedingtheit unserem Bewuſstsein in Sätzen wie *das fiele mir gerade ein* (ursprünglich wohl: das würde mir nicht ins Gedächtnis kommen, auch wenn ich mich darum bemühte), am fernsten in solchen Sätzen, die etwas wirklich Eingetretenes ausdrücken, z. B. *da wären wir ja*, *das hätten wir also erreicht*. Der Konjunktiv drückt in diesem Falle (wie Schiepek, Satzbau der Egerländer Mundart I 171 sagt), den Versuch aus, selbst angesichts der vollendeten Thatsache den Eintritt derselben von einem nachträglichen Vorbehalte abhängig erscheinen zu lassen. In anderen Worten: man war vor der Äuſserung in zweifelnder Stimmung, sagte sich z. B. *ich würde den Gipfel kaum erreichen, auch wenn ich alle Kräfte anstrengte*, diese Stimmung wirkt noch in dem Augenblick des Anlangens nach, und man giebt aus Vorsicht selbst dem Ausdruck für die unzweifelhafte Thatsache die Form der Bedingtheit. So erinnere ich mich, daſs jemand nach einem schwer erkämpften Wahlsieg angesichts der unzweifelhaften Zahlen sagte: *So hätten* (nicht *haben*) *wir also gesiegt*. (Man vergleiche hierzu auſser Schiepek auch Weise, Syntax der Altenburger Mundart S. 96, dem ich einige Beispiele

Digitized by Google

entnommen habe, und die dort angeführte Litteratur.) Ebenso wie diesen deutschen, erkläre ich nun auch den Potentialis des Veda. Ich glaube aber, dafs es im alten Sanskrit noch eine zweite Quelle für den sog. Potentialis giebt, nämlich den konzessiven Optativ. Ich habe Altind. Synt. S. 336 aus der alten Prosa Sätze wie den folgenden beigebracht. Es wird in Bezug auf die Benutzung von Grashalmen bei dem Ritual gesagt: 'es kann einer sein (Opt.), es können auch drei sein' (Opt.). Das sind eigentlich zwei präskriptive Optative (ein Typus, der natürlich auf den wünschenden zurückgeht), da aber jede Äufserung durch die Rücksicht auf die andere ihre Ausschliefslichkeit verliert, so kommt in jede die Vorstellung des Zugeständnisses, der Möglichkeit hinein. Ich verfolge nicht weiter, ob sich dasselbe im Griechischen findet, und fühle mich auch nicht vorbereitet, in die Diskussion über den lateinischen Potentialis einzugreifen, die neuerdings zwischen Elmer, Bennet, Gildersleeve, Hale, Dittmar geführt worden ist (vgl. American Journal of Philology XIX 231, Berliner Philologische Wochenschrift 1902 Nr. 8 und Morris S. 94). Ich wollte weiter nichts nachweisen, als dafs meine 1871 ausgesprochene Ansicht, der Potentialis sei aus dem Optativ unter Verringerung der subjektiven Erregung des Sprechenden abzuleiten, nicht unwahrscheinlich ist. Es entgeht mir nicht, dafs Brugmann in seiner Griechischen Grammatik die entgegengesetzte Entwickelung für wahrscheinlicher hält. Ich halte aber meine Ansicht für natürlicher, weil die Lage der Überlieferung für sie spricht. Das Verhältnis des Vorkommens im Veda wäre auffällig, wenn im Indogermanischen der potentiale Ausdruck der frühere gewesen wäre. Mit dieser Auseinandersetzung wolle man nun die Kritik von Morris vergleichen. Es heifst bei ihm: 'Die Gruppierung der Ausdrücke der Begehrung nach der Intensität derselben bringt Dinge zusammen, welche in einem System associiert sein mögen, aber nicht in unserer thatsächlichen psychologischen Erfahrung. In der Erfahrung verbinden wir unsere Wünsche zu Gruppen, entsprechend den gewünschten Dingen. Jagen Fischen Segeln Lesen Studieren Denken Essen Trinken Ruhen Rauchen Zimmern Gärtnern Kesselflicken — zu solchen Gruppen associieren sich unsere Wünsche in unserem Innern, sei es in der Form von Anweisung oder Einräumung oder Aufforderung an andere oder mit Beziehung auf unsere eigenen Handlungen. Und diese Richtungen der Association sind es, welche Analogien und Assimilationen entstehen lassen, und sie sind es deshalb, welche die fruchtbaren Richtungen der syntaktischen Forschung angeben. Das Abbiegen von diesem Felde der Untersuchung zu der Einteilung nach der Intensität des Willens und Wunsches ist der ernsthafte Fehler des Buches.' Ich kann nicht finden, dafs in diesen Worten eine richtige Beurteilung meines Verfahrens enthalten ist, welches heute wenigstens im Prinzip noch dasselbe ist wie 1871. Gewifs kommen solche Associationen vor, wie Morris sie beschreibt. Aber auch was ich behaupte, beruht auf Beobachtung seelischer Vorgänge, und ob solche Beobachtungen sich fruchtbar erweisen, darüber werden andere vielleicht anders urteilen als Morris.

Ich komme nun zum Konjunktiv. Dabei handelt es sich zunächst um

Digitized by Google

sein Verhältnis zum Optativ. Um eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, wie sich Konjunktiv und Optativ im Veda unterscheiden, habe ich Altind. Synt. S. 302 ff. eine eingehende Vergleichung des Gebrauches der ersten Personen vorgenommen und bin zu dem Ergebnis gekommen, dafs gewisse Verba überwiegend im Konjunktiv, andere überwiegend im Optativ auftreten, und dafs die erste Person des Konjunktivs wesentlich dann vorkommt, wenn die Erreichung des Begehrten als in der Machtsphäre des Sprechenden liegend angesehen wird, die erste Person des Optativs dagegen, wenn etwas derartiges nicht ausgedrückt ist. Dabei sind also, wie Morris es wünscht, die Bedeutungen der Verba berücksichtigt worden. Man wolle aber wohl im Auge behalten, dafs es sich hierbei nicht etwa um einen Modus handelt, aus dem sich nach der Bedeutung der Verba Gruppen absondern, sondern dafs zwei formell deutlich geschiedene Modi vorhanden sind. Es kommt also nichts weiter zu Tage als eine naheliegende Beziehung zwischen der Bedeutung der Modi und der Verba. Für die zweiten und dritten Personen läfst sich feststellen, dafs einerseits der futurische Konjunktiv und anderseits der präskriptive Optativ einen Typus darstellen, der so abgegrenzt ist, dafs eine Verwechselung ausgeschlossen ist. Wo dagegen eine auf einen einzelnen Fall bezügliche Begehrung ausgesprochen wird, kann der Fall eintreten, dafs wir keinen rechten Unterschied zwischen Konjunktiv und Optativ empfinden. Denn die Lage ist oft so gestaltet, dafs ebensowohl eine Aufforderung (Konj.), als eine Bitte (Opt.) am Platze ist. Von diesen Fällen abgesehen, ist die Unterscheidung zwischen Konjunktiv und Optativ auch im Veda deutlicher, als man bisweilen angenommen hat. Schwieriger ist die Abgrenzung gegen das Futurum (vgl. Synt. II 243 ff.). Es kann nicht geleugnet werden, dafs es möglich ist, an sehr vielen Stellen den Konjunktiv futurisch zu übersetzen, aber es giebt auch genug Stellen, an denen es unnatürlich wäre, z. B. 'sitze nieder (Imper.) o Hotar an deinem Sitze verständig, bringe (Imper.) das Opfer an den Ort der Gutthat, mit den Göttern verkehrend sollst du hier sie mit Havis verehren (Konj.), hohe Lebenskraft Agni verleih (Injunktiv) dem Opferer' Rigveda III 29, 8 (Ludwigs Übersetzung) oder: 'hier verehre (Imper.) den hohen Varuna, bete an (Imper.) den verständigen Hüter der unsterblichen Welt, er verleihe (Konj.) uns dreipanzerigen Schutz, schützt ihr uns (Imper.), Himmel und Erde in eurem Schofse' VIII 42, 2 (ebenfalls Ludwig). Ein unbefangener Leser wird, wie ich glaube, manchmal im Zweifel sein, wie er genau übersetzen soll, manchmal auch den Eindruck empfangen, dafs eine Häufung des Ausdrucks am Platze sei, also z. B. *ásat* zu übersetzen sei durch 'soll und wird' ('wie die Götter befehlen, so soll und wird es sein'); im ganzen aber wird sich ihm entschieden die Beobachtung aufdrängen, dafs bei dem Konjunktiv die Vorstellung der Absicht viel kräftiger hervortritt als bei dem Futurum. Wollte man Matthäus 12, 18. 19: 'Ich will meinen Geist auf ihn legen und er soll den Heiden das Gericht verkündigen. Er wird nicht zanken noch schreien' in die vedische Sprache übersetzen, so würde man zwei Konjunktive (bez. Imperative) und ein Futurum gebrauchen. Der positiven Aufstellung eines Grundbegriffes scheint eine formale Schwierigkeit entgegenzustehen, welche

Brugmann, Griech. Gr.[3] S. 499 in die Worte fafst, von einem einheitlichen Grundbegriff des Konjunktivs dürfe angesichts der in diesem Modns hervortretenden morphologischen Verschiedenheiten nicht die Rede sein. Indessen könnten sehr wohl die langvokaligen Formen den kurzvokaligen nachgebildet sein und diese den ursprünglichen einheitlichen Typus darstellen. Im Gebrauch finden wir, wie bemerkt, zwei Typen: den wollenden (volitiven) und den futurischen (prospektiven). Den Willen hatte ich in der oft erwähnten Schrift in der ersten Person Sing. gefunden und den Begriff des Willens im Sinne der Herbartischen Philosophie als eine Begehrung mit der Voraussicht der Erreichung definiert. Dagegen wendet sich nun Morris in folgender Ausführung: 'In dem Ausgehen von der ersten Person liegt, soweit es den Konjunktiv und den Willen angeht, eine mifsgegriffene (*mistaken*) Annahme. Die Lage, in welcher jemand seinen Willen in Bezug auf seine eigene Handlung ausdrückt, ist verhältnismäfsig selten und künstlich, aufser wenn der Wille die Form der Bestimmung (Determination) annimmt, welche gewöhnlich durch ein Futurum ausgedrückt wird. Der Wille, in dem etwas unglücklichen Sinne, in dem dieses Wort im Englischen von Philologen gebraucht wird, wird am natürlichsten gefühlt und ausgedrückt in Bezug auf andere Personen als den Sprechenden.' Das ist offenbar gesprochen vom Standpunkt eines englisch Redenden, der an sein *shall* in der ersten Person gewöhnt ist, im Deutschen aber ist ein Satz wie *ich will dir etwas sagen* durchans natürlich. Von diesem Standpunkt aus ist also gegen das Ausgehen von der ersten Person nichts einzuwenden, vielleicht aber von einem anderen, den Morris nicht erwähnen konnte. Bei dem Optativ fanden wir die erste Person durchaus im Übergewicht, bei dem Konjunktiv ist das nicht der Fall. Denn nach Averys Zusammenstellnngen findet sich im Veda der Konjnnktiv vom Präsensstamme in der ersten Persou an 179 Stellen (39 Sing., 21 Dual, 119 Plur.), die zweite an 173, die dritte an 497 (424 Sing., 16 Dual, 57 Plur.). Nun bedeuten freilich diese Zahlen für den Konjunktiv nicht so viel wie für den Optativ, denn der Konjunktiv kommt überwiegend in Nebensätzen vor, wo die Bedeutung schon abgeleitet ist; man möchte also, um eine bessere Grundlage zu haben, das Verhältnis in unabhängigen Sätzen feststellen, was ich nicht gethan habe. Es ist mir aber wahrscheinlich, dafs auch in diesen das Verhältnis für die erste Person ungünstiger sein wird als bei dem Optativ. Wer also ganz vorsichtig sein will, kann sagen, in der ersten Person erscheine ein Wille, ein Entschlufs, eine Absicht des Sprechenden, in der zweiten und dritten ein Sollen des Trägers der Verbalhandlung. Ich sehe aber nicht ein, warum man dafür nicht zusammenfassend sagen soll, der Konjunktiv sei in seiner einen Abteilung volitiv. Wie könnte sich nun diese mit der prospektiven vereinigen? An sich sind zwei Auffassungen möglich. Man kann, wenn man nur die psychologische Möglichkeit in Betracht zieht, den fnturischen Sinn zu Grunde legen, denn ein *du wirst das hübsch bleiben lassen* wirkt ja auch auffordernd. Diese Auffassung ist aber im vorliegenden Falle nnwahrscheinlich. Denn das Indogermanische besafs schon ein Futurum, die Form mit *s*, welche im Arisch-Baltischen vorliegt und

Digitized by Google

welche doch auch in dem griechischen Futurum steckt. Ich glaube also, dafs man von der volitiven Bedeutung ausgehen mufs, dafs also der Konjunktiv in derselben Weise futurisch geworden ist wie etwa das englische *shall*, über das Mätzner, Englische Gramm. II 89 ff. gehandelt hat. Wie ist nun diese Entwickelung zu verstehen, oder, in meiner früheren Ausdrucksweise: wie hat man sich das Ermatten der psychischen Erregung zu denken? Das kann man sich auch am Neuhochdeutschen deutlich machen. Wir sagen *jemand soll etwas thun*, wenn wir ausdrücken wollen, dafs er durch den Willen eines anderen bestimmt sei, z. B. *der Junge soll Militär werden*. Wenn nun aber der Wollende nur ganz undeutlich vorgestellt wird, dann geht auch der Gedanke der Bestimmung fast verloren, z. B. wenn wir sagen: *Ich denke, es soll heute noch gutes Wetter werden*. Hier ist also die 'subjektive Erregung' verringert, weil das Wort *sollen* auf einen Vorgang übertragen wird, bei dem der Natur der Sache nach nichts von der Einwirkung eines Wollenden beobachtet werden kann, so dafs die Wahl des Hilfsverbums nur subjektiv berechtigt erscheint. Eine solche Wendung kann nun von einem anderen weiter gegeben werden, der die Sache ganz nüchtern und prosaisch ansieht, und dieser braucht zwar noch nachahmend das Wort *sollen*, versteht aber darunter nichts als *werden*. Hiernach halte ich es auch jetzt noch für erlaubt, das Wollen als den Grundbegriff des Konjunktivs aufzustellen, es ist aber immer wieder darauf hinzuweisen, dafs dieser Begriff durch Zusammenstellung und gedankliche Bearbeitung des Gegebenen gewonnen ist, also auf dem Wege des Rückschlusses; was im Anfang aller Dinge vorhanden war, wissen wir nicht. Es ist möglich, dafs sich der Konjunktiv im empfundenen Gegensatz gegen den Indikativ entwickelt hat. In dieser Hinsicht habe ich dem, was ich Konjunktiv und Optativ S. 14 ausgeführt habe, kaum etwas hinzuzufügen.

Es ist vielleicht nützlich, wenn ich an diesen Versuch, meine eigenen Aufstellungen zu rechtfertigen, einige zusammenfassende Bemerkungen gegen das Verfahren von Morris anschliefse. Morris sucht den Grundbegriff des Subjunktivs aus dem Lateinischen zu gewinnen. Das halte ich für grundsätzlich verkehrt. In den einzelnen Sprachen finden sich nur Gebrauchstypen, die Sprechenden haben aber regelmäfsig keine Vorstellung von einer diesen Typen zu Grunde liegenden Einheit. Für den vorliegenden Fall kommt noch hinzu, dafs der lateinische Subjunktiv historisch betrachtet gar keine Einheit ist, da doch nicht bezweifelt werden kann, dafs in ihm der indogermanische Konjunktiv und Optativ, vielleicht auch der Injunktiv stecke. Trotzdem stellt Morris für ihn den Grundbegriff der Begehrung auf. Allerdings wird er diesen nicht in dem Sinne meiner historischen Grundbegriffe verstanden wissen wollen, sondern nur als eine logische Zusammenfassung. Dann sehe ich aber seine Berechtigung erst recht nicht ein. Dieser Begriff der Begehrung nun wird nach Morris wesentlich modifiziert durch die Satzarten, die Bedeutung der Verba, die ganze Umgebung, in welcher die einzelnen Formen erscheinen. Was unter der Umgestaltung durch die Satzarten zu verstehen ist, sei an dem Beispiel der Fragesätze gezeigt, über die Morris S. 81 handelt. Es heifst da-

selbst: 'Eine Form wie *faciam dicam* wird nur selten in nichtfragenden Sätzen gebraucht, weil in solchen Sätzen der Sprechende, der Wollende und der Handelnde alle in einer Person vereinigt sind; das ist eine seltene Lage, und wenn sie vorkommt, ist die Kraft des Snbjunktivs stets beträchtlich verändert. Aber in Fragen fragt der Sprechende mit Rücksicht auf den Wunsch des Hörers, der Sprechende und der Handelnde sind eins, aber die Begehrung wird von einer anderen Person, dem Hörer gefühlt. Die Frage *quid faciam* bedeutet eigentlich (*in its fullest expansion*): Was verlangst du, dafs ich thue? Diese Lage ist gewöhnlich und natürlich und sie begünstigt den Gebrauch der Subjunktivformen. In solchen Fragen kommen deshalb die direkteren und gewöhnlicheren Bedeutungen (*the more direct und usual meanings*) wieder zum Vorschein (*reappear*), so dafs *faciam* in Fragen thatsächlich eher dem *facias* als dem *faciam* in Nichtfragesätzen entspricht.' Dagegen habe ich einzuwenden, dafs die Situation, welche bei der ersten Sing. des Konjunktivs in Nichtfragesätzen vorliegt, nur dann allenfalls als nicht natürlich bezeichnet werden kann, wenn man in ihr eine Selbstaufforderung sieht. Das trifft aber nur für wenige Fälle zu (vgl. Altind. Synt. S. 306). Dagegen ist es ganz natürlich, wenn ich meinen Willen ausspreche und danach handle. Eine solche Willenserklärung kann nur dem ungewöhnlich erscheinen, der mit Morris die unnatürliche Aufstellung von drei Personen, einem *willer*, einem *speaker* und einem *actor* vornimmt. Es handelt sich aber gar nicht um drei Personen, auch nicht um eine Dreieinigkeit, sondern um einen einzelnen, der seinen Willen ausspricht und dann oder auch gleichzeitig handelt. Ebensowenig kann ich der Art zustimmen, wie Morris den Begriff Begehrung handhabt. Eine Begehrung ist eine Stimmung eines bestimmten Menschen, nicht etwas für sich Bestehendes, was bald an dem einen, bald an dem anderen Menschen zum Vorschein kommen kann. Ich finde, dafs Morris sich in diesem Falle eben jener falschen Verdinglichung eines Begriffes schuldig macht, die er sonst an anderen tadelt. Über den zweiten Punkt, nämlich den Wert, welcher der materiellen Bedeutung der Verba beizulegen ist, habe ich mich bereits oben geäufsert. Ein dritter Punkt ist der Einflufs der Umgebung auf den Sinn einer Form. Auch darüber sei eine bezeichnende Stelle mitgeteilt (S. 92): 'Der Wunsch ist von anderen Ausdrucksformen der Begehrung weder durch eine scharfe Grenzlinie noch durch einen wesentlichen Unterschied in der Art der empfundenen Begehrung getrennt. Es scheint ganz sicher, dafs, wenn das Griechische und das Sanskrit nicht einen zweiten Modus entwickelt hätten, nnd wenn dieser Modus nicht nach einer seiner am meisten auf der Hand liegenden Funktionen Optativ genannt worden wäre, die scharfe Scheidung, welche gewöhnlich zwischen Wille und Wunsch gemacht wird, keinen Platz in der Syntax haben würde. Eine Wendung wie *quod habes ne habeas et illud quod nunc non habes habeas velim* (Plaut. Trin. 351) ist ein Wunsch, aber *quod agis ne agas* würde kein Optativ sein, nnd manche Ausdrücke des Begehrens liegen in dem Grenzgebiet zwischen Wille und Wunsch. Die Unterscheidung, soweit eine solche gemacht werden kann, liegt in dem Gegenstand der Begehrung und in den Umständen. Darauf

beruht anch die Unterscheidung zwischen anderen Ausdrücken der Begehrung, zwischen Befehl nnd Bitte, Forderung nnd Erlaubnis. Wenn es allein steht, wie es in der Unterhaltung könnte, ist *venias* ganz unbestimmt (*undefined*), nur im Lichte weiterer Kenntnis der Natur des Kommenden und der Zustände (*circumstances*) des Sprechenden und Handelnden ist es möglich zu sagen, ob *venias* ein Befehl oder eine Bitte oder eine Erlaubnis ist. Es ist nicht nötig zu entscheiden, ob der begehrte Gegenstand nnd die Umstände die Ursache der Verschiedenheit in der Art der Begehrung sind, sie sind jedenfalls die stete Begleitung und die Erkennungszeichen (*criteria*), durch welche die Art der Begehrung bestimmt wird.' Ich tadle an dieser Darstellung die undeutliche Stellung gegenüber den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung, bin ferner der Meinung, dafs es ein undefiniertes *venias* nicht giebt, stimme aber in anderer Beziehung zu. Ich würde sagen: in der indogermanischen Zeit, wo es zwei Modi gab, war an den Formen derselben die Natur der Begehrung mit hinreichender Dentlichkeit erkennbar, im Lateinischen aber, wo die beiden Modi zusammengeflossen sind, mufs man diese Natur an der Umgebung der Form erkennen. Was ich aber nicht billigen kann, ist, dafs Morris überall den Sinn der Form in einer einzelnen Stelle an den allgemeinen Begriff der Begehrung anknüpft, also die Zwischenstufen, die wir anderen aufstellen, die Gebrauchstypen, wie ich sage, ganz vernachlässigt, ja auf das entschiedenste bekämpft. Überall in seiner Schrift tritt hervor, dafs er die Aufstellung von Unterabteilungen des Subjnnktivs wie den deliberativen, anticipatorischen u. s. w., mit denen wir operieren, für einen der schlimmsten Fehler der gegenwärtigen Forschung hält. Und darin scheint er mir grundsätzlich zu irren. Ich werfe die Frage auf, wie es kommt, dafs wir in Sätzen wie *wäre ich nur erst zu Hause! wenn ich doch wieder zu Hause wäre* den Konjunktiv des Präteritums brauchen und nicht etwa den Indikativ oder den Konjunktiv des Präsens, und beantworte diese Frage so: Ein Kind spricht zuerst einen oder mehrere solche Sätze nach, und bildet nach ihnen andere, die die gleiche Verbalform oder die entsprechende eines der Bedeutung nach naheliegenden Verbums enthalten. Aus allen diesen Konjunktiven, die innerlich verbunden sind, bildet sich eine undeutliche Gemeinvorstellung von dem, was der Grammatiker Konjunktiv nennt, mit gewissen äufseren und innereu Merkmalen. Zu den inneren Merkmalen gehört in diesem Falle der Wunsch mit dem Gefühl, dafs augenblicklich nichts daraus werden kann. Wo nun dieses Gefühl zugleich mit einer gewissen Gedankenkonstellation auftritt, stellt sich jedesmal der Konjunktiv des Präteritums ein. Nicht er allein natürlich, sondern auch die Umgebung, nämlich die Partikeln, die Stellung u. s. w. Aber der Modus spielt dabei eine hervorragende Rolle, denn die Partikeln (*wenn*, *nur*, *erst*, *doch*) können allenfalls fehlen, der Konjunktiv Praeteriti aber ist unvermeidlich. Man kann nie sagen *sei* oder *war*. Ich verstehe also unter einem Gebrauchstypus des Konjunktivs die Thatsache, dafs eine eingelebte Verbindung dieses Modus mit einer bestimmten Gedanken- und Gefühlskonstellation vorhanden ist. Solchen psychischen Thatsachen sollen wir nachspüren. Wie weit wir dabei im einzelnen Fall das Richtige treffen,

Digitized by Google

ist eine Sache für sich. Man soll aber diese Typen nicht, wie es Morris thut, geringschätzen.

So viel diese zum Teil an Morris angeknüpften, zum Teil gegen ihn gerichteten Bemerkungen. Ich möchte aber zum Schlufs nicht unterlassen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dafs das besprochene Buch eine Frucht ernsten Studiums und aufrichtiger Liebe zur Wahrheit ist, das viel Gutes enthält. Das Studium desselben wird auch insofern nützlich sein, als es uns in eindringlicher Weise die Wahrheit zum Bewufstsein bringt, dafs unsere Hypothesen keine Thatsachen und unsere Abstraktionen keine Dinge sind.

NEUE BÜCHER ZUR GRIECHISCHEN GESCHICHTE

Von Adolf Bauer

(Schlufs)

Zur griechischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in dem beschränkteren Wortsinne, den diese Bezeichnung bisher hatte, liegen drei zusammenfassende Arbeiten vor. R. Pöhlmann[1]) hat dem ersten Bande seiner Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus nunmehr den zweiten folgen lassen. Er enthält zunächst eine Anzahl von Abschnitten, die noch zu dem Thema des ersten Bandes gehören. An die dort in vier Kapiteln behandelten Organisationspläne zum Aufbau einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung, d. h. die Staatsideale des Phaleas, Platon, Aristoteles und Zenon, schliefst sich das erste dieses Bandes: 'Die soziale Utopie im Gewande der Dichtung.' Der Inhalt desselben ist den Lesern dieser Zeitschrift aus dem Aufsatze des Verf. 'Die soziale Dichtung der Griechen' (1898 I 23, 88, 186 ff.) bekannt; er berührt sich aber auch mit einem anderen: 'Das romantische Element im Kommunismus und Sozialismus der Griechen', der zuerst in v. Sybels Historischer Zeitschrift und dann wieder in des Verf. gesammelten Abhandlungen (Aus Altertum und Gegenwart S. 195 ff.) erschienen ist.

Es bleibt sonach das sechste, 'Die soziale Demokratie' betitelte Kapitel zu besprechen, mit dem der Verf. aus dem Bereiche der Theorien und der Bücher in das des politischen Lebens der Griechen tritt. Dieses ist für das Verständnis aller Theorien und Staatsromane so unentbehrlich, dafs mir auch jetzt noch statt der von Pöhlmann gewählten Reihenfolge die umgekehrte besser geschienen hätte. Bücher und Praxis stehen hier nicht in dem Verhältnis wie Quellenübersicht und Geschichtserzählung zu einander, sondern die Theorien sind aus der Praxis und der Beobachtung des politischen Lebens abgeleitet, sie sind die Frucht des Nachdenkens über die bestehenden Staatsformen, wie dies Pöhlmann selbst richtig hervorhebt. Der griechische Stadtstaat ist in erster Linie die Geburtsstätte der Demokratie und dann erst, was der Verf. erst vorausstellte, dann aber selbst in die zweite Linie rückte (S. 107), auch die Geburtsstätte des Sozialismus. Die sozialistischen Bestrebungen sind auch nicht auf den Stadtstaat und die Demokratien beschränkt; dafs z. B. der Staatssozia-

[1]) R. Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. II. Bd. München, Beck 1901, XI und 617 S. 8°.

lismus Spartas auf dem Boden des Stadtstaates erwachsen sei, mufs ich bestreiten. Richtig betont dagegen Pöhlmann, dafs die griechische Vorstellung von der Allmacht des Staates sowohl in den Erzählungen über die Gesetzgeber als in den Forderungen der Beseitigung ihrer Notlage heischenden Masse zum Ausdruck kommt.

Das folgende, die kapitalistische Umwandelung des alten Adelsstaates behandelnde Kapitel berührt sich in seinem Inhalt mit dem in der früher genannten Sammlung veröffentlichten, zuerst in v. Sybels Historischer Zeitschrift erschienenen Aufsatz: 'Aus dem hellenischen Mittelalter.' Diese Darlegungen, die das Erwachen der Opposition gegen eine im Kapitalismus denaturierte Adelsherrschaft zum Inhalt haben, beruhen vorzugsweise auf Hesiod und Theognis und leiten zu der Darstellung der agrarischen Kämpfe im VI. Jahrh. hinüber.

In dieser Auseinandersetzung wird treffend hervorgehoben, wie viel Solon der monarchischen Reformpolitik der Pisistratiden zu thun übrig liefs, und dafs ihnen ein Hauptverdienst an jener Hebung des Mittelstandes in Attika zukommt, der die Blüte der Demokratie im V. Jahrh. ermöglichte. Daran hat aber auch die erfolgreiche äufsere Politik der Pisistratiden einen sehr wesentlichen Anteil, der jedoch in Pöhlmanns die inneren Vorgänge ausschliefslich berücksichtigendem Buche nicht genug zur Geltung kommt.

Der folgende, 'Die Ausbildung des Kapitalismus' betitelte Abschnitt verwertet ebenfalls Darlegungen des Verf., die in einem älteren, in der Sybelschen Zeitschrift erschienenen Aufsatz enthalten sind. Der kapitalistische Zug in der Entwickelung des ausgehenden V. und des IV. Jahrh., sowie der fabrikmäfsige Betrieb des Gewerbes wird darin durch zahlreiche bezeichnende und beweiskräftige Thatsachen dargethan. Ebenso wird auseinandergesetzt, dafs die kapitalistische Minderheit in der Demokratie keineswegs wehrlos war, dafs sie sich vielmehr unter dieser Verfassung sehr wohl fühlte. Das in Griechenland geduldete arge Mifsverhältnis zwischen der grofsen Zahl der Stimmberechtigten und einer kleinen für die Beschlufsfähigkeit ausreichenden Zahl der wirklich Anwesenden, das den Kapitalisten die Beeinflussung der Abstimmung erleichterte, ist durch die Inschriften von Magnesia am Mäander noch deutlicher geworden. Hier genügte weniger als ein Sechstel aller Stimmberechtigten zur Fassung gültiger Beschlüsse (600 als Minimum gegenüber der höchsten überlieferten Zahl von 4673 Stimmen). In dem folgenden Abschnitt wird der Widerspruch zwischen der wirtschaftlichen und der politischen Entwickelung der Demokratie, der in diesem Einflufs des Kapitales sich zu erkennen giebt, noch eingehender ausgeführt. Die Wirkungen, die die neuerliche Zunahme des Kapitalismus auf die arbeitenden Klassen übte, die sozialistischen Strömungen, die dadurch abermals erzeugt wurden, werden hierauf in einem Abschnitt dargethan, dessen Ausführungen sich um die von Pöhlmann dem Xenophon abgesprochene Schrift von den Einkünften gruppieren.

Für die Darstellung des Kampfes gegen die Reichen in der Demokratie liefern besonders die Redner reiches Material. Das systematische Hineintragen des Klassengegensatzes in die Justiz mit all seinen Schattenseiten tritt

Digitized by Google

aus ihren Angaben am stärksten hervor. Ein folgender Abschnitt fafst unter dem Titel 'Die ökonomische Ergänzung des politischen Prinzips' die Forderungen der Masse zusammen und lehrt als deren Ansicht die Auffassung kennen, nach der der Staat eine Aktiengesellschaft ist, von der jeder Teilnehmer eine Dividende zu beziehen den Anspruch hat. Pöhlmann bezeichnet dies als die letzte Konsequenz radikal sozialistischer Anschauungen und als ein Symptom speziell des IV. Jahrh. Allein dabei ist übersehen, dafs die solchen Forderungen zu Grunde liegende Anschauung schon der Demokratie des beginnenden V. Jahrh. nicbt fremd war, wie die Verteilung der Überschüsse aus den laurischen Silbergruben und der Verzicht auf diese nach Themistokles' Antrag lehrt.

Die Ausführungen über die sozialrevolutionären Projekte der extremen Demokratie, für die das Theater und speziell die Komödie das meiste lehren, geben dem Verf. auch Anlafs, sich über das Verhältnis des Liberalismus zur extremen Demokratie und zum Sozialismus zu äufsern. Er sieht ein tragisches Verhängnis des bürgerlicben Liberalismus darin, dafs die Masse, indem sie sich seiner bemächtigt, über dessen Grundprinzip hinausgeht, demzufolge die Verschiedenheit der Leistungen das Mafs der dem Einzelnen zukommenden Lebensgüter bestimmen soll; der sozialdemokratische Gedanke gilt ihm daher auch nicht als eine Frucht des Liberalismus an und für sich, sondern als Konsequenz eines extremen Liberalismus.

In dem Schlufsabschnitt: 'Der allgemeine Verlauf der sozialen Revolution' nehmen die Vorgänge in Sparta den gröfsten Raum ein; sie bilden die letzte und bestüberlieferte Phase dieses Kampfes. Vorher gehen Darlegungen, die aus der Schrift des Äneas und aus Angaben bei Thnkydides sozialgeschichtliche Folgerungen ziehen, und in diesem Abschnitt werden auch die sizilischen in die Militärdiktatur ausmündenden Klassenkämpfe behandelt. Die Plutarchische Überlieferung über Agis und Kleomenes, die Nachrichten über Chilon und Nabis werden darin einer mafslose Übertreibnng erweisenden Kritik unterzogen, und dann wird eine einläfslicbe Darstellung der Vorgänge in Sparta geboten, die zu dem Besten zählt, was dieser Band bietet. Treffend wird insbesondere hervorgehoben, dafs sowohl das Entstehen makedonischer Parteien als auch das Streben der Begüterten, an Rom einen Rückhalt zu finden, durch die sozialen Gegensätze des IV.—II. Jahrh. in Griechenland mit veranlafst waren; die Nachrichten aus dem II. Jahrh. über Arbeiter- und Sklavenanfstände auf Delos, in Attika, in Makedonien und in Pergamon, sowie die Zustände in Griechenland vor dem Verlust der politischen Unabhängigkeit zeigen ebensowohl die Fortdauer und Verschärfung des sozialen Kampfes wie dessen vernichtende Wirkung auf die Nation und die Unerfüllbarkeit der Forderungen nach sozialer Gleichheit.

Während E. Meyer und Pöhlmann in der wirtschaftlichen Entwickelung der Griechen seit dem V. Jahrh. Erscheinungen beobachtet habeu, die sie veranlassen, von einer grofskapitalistischen Entwickelung und von dem Ersatz der kleingewerblichen Thätigkeit durch industrielle Betriebe zu sprechen, hatte schon J. Beloch in seiner Griechischen Geschichte stets sehr nachdrücklich die

Digitized by Google

im Vergleich zur Gegenwart verhältnismäfsige Unbedeutendheit dieser Erscheinungen bei den Griechen betont. Bei Beloch tritt also schon einigermafsen das Bestreben zu Tage, gegen solche Vergleichungen der modernen wirtschaftlichen Entwickelung mit der bei den Griechen durch Hervorheben der quantitativen Verschiedenheiten Einsprache zu erheben. Weit entschiedener stellen sich dazu zwei Monographien in Gegensatz, deren kurze Besprechung hier folgen soll.

P. Guiraud[1]) behandelt die Lage der arbeitenden Bevölkerung, die Verteilung der freien und der Sklavenarbeit, das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern und die Löhne. Er stellt die berechtigte Forderung, die aus den verschiedenen Perioden vorliegenden Nachrichten zu scheiden, hält sich jedoch in der Praxis nicht immer daran. Man wird z. B. dem Verf. gerne glauben, dafs die Einwanderung der Nordstämme nicht eine einmalige Überflutung von Hellas, sondern eine '*infiltration lente*' gewesen ist, aber die Angabe des Pausanias, dafs die dorische Wanderung mindestens drei Generationen gedauert habe, ist doch kein Beweis dafür. Die einleitenden Abschnitte über das Handwerk in mykenischer und homerischer Zeit, in denen eine starke Beeinflussung der Griechen durch die Phönikier und den Orient angenommen wird, bieten naturgemäfs wenig Neues und viel Zweifelhaftes. Dafs der Beginn einer auf den Export bedachten Industrie erst ins VIII. Jahrh. und die Emanzipierung der Griechen von dem phönikischen Import ebenfalls erst in diese Zeit gesetzt wird, ist angesichts dessen, was man jetzt über den Export der mykenischen Zeit weifs, nicht mehr haltbar, wie denn überhaupt der durch die Wanderungen verursachte Zusammenbruch einer schon erreichten hohen Kulturstufe und das darauf folgende neuerliche Einsetzen primitiver Zustände in Guirauds Darstellung gar nicht zur Geltung kommt; der Verf. nimmt vielmehr eine mit der primitiven Kultur von Hissarlik und Thera beginnende, konstant ansteigende, durch die Aristokratie und Tyrannis besonders geförderte Entwickelung des Handwerkes an.

Ein folgender Abschnitt zeigt, dafs Geringschätzung der Handarbeit und des auf sie gegründeten Erwerbes erst in der philosophischen Litteratur des IV. Jahrh. zu beobachten und den älteren Zeiten fremd ist; davon mufs viel entschiedener, als es der Verf. gethan hat, die Zeit der Herrschaft des grundbesitzenden, kriegslustigen Adels in Griechenland ausgenommen werden. Ein nächster Abschnitt stellt die allmählich sehr weit getriebene Teilung der Arbeit dar, er schliefst aber trotz der zahlreich angeführten für eine solche sprechenden Thatsachen doch mit dem Eingeständnis, dafs das Mafs dieser Arbeitsteilung in der griechischen Industrie nicht bekannt sei. Hausindustrie und öffentliches Gewerbe, freie Wahl der Beschäftigung und mehrere Generationen umfassende Künstlerfamilien finden sich in Griechenland nebeneinander, korporativer Zusammenschlufs der einzelnen Gewerbe ist dagegen so wenig zu beobachten als

[1]) P. Guiraud, La main-d'oeuvre industrielle dans l'ancienne Grèce. Paris 1900. Biblioth. de la Faculté des lettres de l'Université de Paris vol. XII.

Digitized by Google

Monopole; es finden sich nur gelegentliche Begünstigungen, die vom Staate anderen Staaten oder Privaten gewährt werden, ebenso läfst sich der Staat nur gelegentlich die Fürsorge für einzelne Gewerbe und Indnstrien angelegen sein. Guiraud meint endlich, dafs die Griechen Schutzzölle im allgemeinen vermieden und nur in Kriegszeiten wirkliche Handelssperren verhängt hätten. Das ist aber doch nicht ganz zutreffend; denn das Gesetz, wonach die Sitophylakes kein Getreideschiff früher aus dem Hafen von Athen ausfahren lassen durften, ehe es ein Drittel seiner Ladung auf dem Markt von Athen gelöscht hatte, und verschiedene Ausfuhrverbote zeigen doch, dafs der Staat zn sehr energischen Mitteln griff. Sie beziehen sich freilich nicht auf Handwerk nnd Industrie, sondern auf den Handel, und ich würde daher dies nicht anführen, wenn nicht der Verf. durch die Erwähnung der Handelssperren von der gewerblichen Arbeit, die dadurch nur indirekt und im geringen Mafse betroffen wurde, selbst auf den Handel mit landwirtschaftlichen Produkten übergegangen wäre.

Der Verf. behandelt hierauf die Nachrichten, die über die Arbeit auf Bestellnng und Vorrat, über Unternehmer, Stück- und Accordarbeit vorliegen, worüber besonders aus den Inschriften zahlreiche Einzelheiten vorgebracht werden. Eine Grofsindustrie spricht Guiraud den Griechen ab, da die höchste Arbeiterziffer einer Fabrik, von der wir Kenntnis haben, sich auf nur 120 Sklaven belaufe und erst die Maschine, die die Handarbeit verdrängte, den Grofsbetrieb ermögliche. Ebenso bestreitet der Verf., dafs es Grofskapitalisten gegeben habe, weil diese sich nirgends um die Ausführung grofser öffentlicher Arbeiten bewarben; die an sich nicht sehr grofsen Vermögen in Griechenland, von denen wir Kenntnis haben, gingen überdies zu rasch wieder verloren, um im Wirtschaftsleben wirklich ins Gewicht fallen, weshalb denn auch Genossenschaften von Unternehmern kaum eine Rolle spielen und vorwiegend einzelne als Unternehmer begegnen. Folgerichtig bestreitet Guiraud auch, dafs die Kleinbetriebe unter der Konkurrenz einer Grofsindnstrie jemals zu leiden gehabt hätten.

Die folgenden Kapitel handeln von den Sklaven und der Sklavenarbeit, von den Freigelassenen und der freien Arbeit sowohl Fremder als Einheimischer, endlich von den Löhnen nnd Arbeitsverhältnissen der Arbeiter, wiederum mit dankenswertem Eingehen auf die zahlreichen Nachrichten, die hierüber die Inschriften geboten haben. Die starke Reduktion der überlieferten Zahlen der Sklaven, die Beloch befürwortet hat, betrachtet Gnirand nicht als zulässig. Die Berechnnngen, die der Verf. über das Verhältnis der freien und der Sklavenarbeit anstellt, bestätigen, dafs diese weit billiger kam als jene. Die Masse der Sklaven im IV. Jahrh. und deren billigere Arbeitsleistnng sind also unbestrittene Thatsachen, gleichwohl giebt Guirand nicht zn, dafs von einer nachteiligen Konkurrenz der von Sklaven betriebenen Fabrikarbeit mit dem freien Kleingewerbe gesprochen werde. Diese Ansicht gehört also nicht zu denen, *que les esprits aventureux énoncent sans trop savoir pourquoi, et qui ne résistent pas à l'examen*, wer sie vertritt, will nicht wirtschaftliche Erscheinungen der Gegenwart um jeden Preis in der Vergangenheit wiederfinden,

sondern man ist zu dieser Anschauung gelangt, weil sich der Blick für ökonomische Erscheinungen in der Vergangenheit geschärft hat.

In dem Abschnitt über die Sklavenarbeit hat Guiraud einen wesentlichen, von E. Meyer in dem Aufsatz: 'Die Sklaverei im Altertum' hervorgehobenen Unterschied in der Verwendung der Sklaven gar nicht berücksichtigt. Die Sklaven hatten bis ins V. Jahrh. die Stellung unserer Dienstboten, von da ab in immer steigendem Mafse die der Fabrikarbeiter der Gegenwart; wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dafs auch die Landwirtschaft fabrikmäfsig mit einer zahlreichen Sklavenschaft betrieben wird, die z. B. auf Sizilien das Hauptkontingent bei den Sklavenaufständen stellt. Dafs die Arbeit der Freien, der Metöken und Bürger bis ins V. Jahrh. überwiegt, dafs, wie Guiraud im 10. Kapitel mit Recht betont, die Vorstellung falsch ist, als ob nur die Sklaven gearbeitet und die Bürger von der Sklavenarbeit gelebt hätten, ist richtig, aber es sind auch gerade freie bürgerliche Arbeiter, die darüber Klage führen, dafs ihnen durch die billigere Arbeit der Sklaven in den Fabriken das Brod genommen werde.

Guiraud nimmt auf die neueren deutschen Forschungen über den Gegenstand seines Buches keine Rücksicht, H. Francotte[1]) dagegen befindet sich in seinem auf weit ausgedehnterem Material und eindringlicherer Forschung ruhenden Werke in bewufstem und beabsichtigtem Gegensatz zu jenen. Die Hauptthese, die er darin zu erweisen sucht, ist, dafs es natürlich im griechischen Altertum sowohl eine Industrie als auch einen hochentwickelten Handel gegeben habe, dafs also die Ansicht von Rodbertus und Bücher, derzufolge die Oikenwirtschaft im Altertum vorherrscht, modifiziert werden müsse, dafs hingegen die Industrie als sozialer Faktor selbst in ihren Centren nur eine geringe Bedeutung hatte; er trifft also in der Hauptsache mit Guiraud durchaus zusammen. In wohlüberlegter Anordnung und nach den verschiedensten Gesichtspunkten führt Francotte in aufserordentlicher Reichhaltigkeit die antiken Angaben, das inschriftliche Material ganz besonders vollständig, vor. Das Endergebnis, zu dem der Verf. kommt, lautet: die seit dem V. Jahrh. erfolgende Zunahme des Handels und bis zu einem gewissen Mafse auch der Industrie darf nicht so pessimistisch beurteilt werden, wie es den antiken Theoretikern folgend die meisten neueren Forscher thun; die Vermögen jener Zeit waren nicht enorm, die Ungleichheit der Besitzverteilung keineswegs beunruhigend, Platon und Aristoteles übertreiben, das IV. Jahrh. weist im Gegenteil bessere ökonomische Verhältnisse auf als die vorangehenden. Dagegen die Grundbesitzeroligarchien des VIII. und VII. Jahrh. hatten wirklich unerträgliche Mifsverhältnisse geschaffen, die in dem die Arbeit verachtenden spartanischen Staatswesen stabilisiert wurden und dort im III. Jahrh. zu den Reformen des Agis und Kleomenes getrieben haben; Athen, Korinth und andere Handelsstädte aber, die die Arbeit zu Ehren brachten, beseitigten jene Mifsstände, und hier konnten im Gegensatz zu Sparta Handel

[1]) H. Francotte, L'industrie dans la Grèce ancienne. Bruxelles 1900 et 1901. 2 vols. 343, 376 S. 8°. Bibliothèque de la Faculté de philosophie et lettres de l'Université de Liége. Fasc. VII et VIII.

Digitized by Google

und Industrie ihre wohlthätige Wirkung üben; dafs hier abermals starke soziale Differenzierungen entstanden seien, die mit Erscheinungen der Gegenwart vergleichbar wären, bestreitet der Verf. entschieden.

Eines ist darin richtig betont, und es ist zuzugeben, dafs dies bisher vielleicht hier und da verkannt wurde: die aufserordentliche Zunahme des Handels und Verkehrs in Griechenland seit dem VI. Jahrh. bedeutet ebenso wie die industrielle Ausgestaltung des Gewerbes einen Fortschritt. Damit geht aber auch eine neuerliche ökonomische Zerklüftung Hand in Hand. Diese giebt der Verf. deshalb nicht zu, weil sie, absolut betrachtet, den neuestens zum Vergleich herangezogenen modernen Verhältnissen nicht entspricht. Das ist ebenfalls richtig und in so fern also auch der Refrain aller Kapitel dieses Werkes zutreffend: die Industrie im alten Griechenland spielt thatsächlich nicht dieselbe Rolle wie in der ökonomischen Entwickelung der Gegenwart. Wie Francotte wiederholt betont, war ferner der Handel verhältnismäfsig ein viel bedeutenderer Faktor im griechischen Wirtschaftsleben als die Indnstrie. Mufs man also auch zugeben, dafs die als 'Fabriken' bezeichneten antiken Betriebe mit dem Mafs von heute gemessen höchstens als gröfsere Werkstätten von Gewerbetreibenden gelten können, so kann ich doch nur wiederholen, dafs es nicht auf die absolute Gröfse der Vermögen, des Geldumsatzes, der Arbeiterzahlen u. s. w. ankommt, sondern auf die Wirkungen, die durch diese Änderungen auf die wirtschaftlichen Zustände geübt worden sind. Diese Wirkungen lassen aber den kapitalistischen Charakter der damaligen Gesellschaft und daneben eine starke Verarmung der Massen erkennen; dafür enthält Pöhlmanns früher besprochenes Buch zahlreiche Nachweise, dessen zweiter Band allerdings dem Verf. noch nicht zugänglich war. Wir dürfen also mit der eben hervorgehobenen Einschränkung dennoch wie von Handelsstaaten, so auch von einer Industrie und von dem Kapitalismus im griechischen Altertum sprechen.

Das vierte Kapitel (I 327) beginnt mit dem sehr wahren Satz, dafs die blofsen Lohnziffern gar nichts lehren, dafs man vielmehr wissen müsse, was der Arbeiter sich dafür beschaffen konnte. Ich wundere mich daher, dafs Francotte meinen Einwand gegen Beloch, es komme nicht auf die Millionenziffer der grofsen Vermögen, sondern auf die Wirkungen an, die diese Vermögen im sozialen Leben hervorgerufen haben, S. 126 mit der recht billigen Exemplifikation auf den Negerkönig abzulehnen versncht, der viele Muscheln besitzt.

Francotte folgt in dem die athenische Bevölkerungsstatistik betreffenden Abschnitt J. Beloch, dessen Darlegungen jetzt durch E. Meyer im zweiten Bande seiner Forschungen überholt sind. Er rechnet daher insbesondere eine viel zu niedrige Ziffer für die Theten. Daraus darf also nicht auf die geringe Entwickelung der Industrie geschlossen werden. Die mykenische Kultur gilt dem Verf. im Gegensatz zu Guirand als griechisch, er spricht aber dieser Zeit den Handel nahezn ganz ab und meint, das Meer sei damals nur selten befahren worden, setzt aber dennoch, E. Meyer folgend, die erste Auswanderung nach Kleinasien schon in mykenische Zeit. Die Nachricht des Plinius über die Arbeitsteilung bei der Anfertigung von Kandelabern, die der Verf. I 92 als

einen Beweis für den primitiven Stand der Industrie anführt, beweist das gerade Gegenteil. Delos ferner kann freilich niemals ein gröfseres Centrum industrieller Thätigkeit gewesen sein, aber gerade der dortige Handelsverkehr, der sich nicht auf Naturprodukte beschränkt, beweist die Ausdehnung der griechischen Industrie oder, wenn man lieber will, eines industriell sich entwickelnden Gewerbes. Dagegen ist dem Verf. zuzugeben, dafs in römischer Zeit mit dem Wachstum des Verkehrsgebietes auch der Handel und die Industrie gegen das V. und IV. Jahrh. sehr erheblich zugenommen haben. An vielen Stellen beruft sich Francotte auf die Komödie, um zu beweisen, dafs die Griechen im Landleben, in der Bewirtschaftung eines kleinen Gütchens den Gipfelpunkt eines glücklichen und erstrebenswerten Daseins gesehen hätten, und will daraus folgern, dafs in einer Gesellschaft, die solchen Idealen sowohl im Leben anhing, als auch sie in ihrer Staatslehre zu verwirklichen suchte, der Ackerbau die erste und daher die Industrie keine Rolle gespielt habe (I 151 199). Das gerade Gegenteil ist richtig. Diese dichterische Verherrlichung des Landlebens weist schon an und für sich auf eine gegenteilige Entwickelung der Wirklichkeit, die agrarischen Forderungen und Einrichtungen der Staatslehrer ferner sollen frühere, bessere Zustände wiederherstellen, die also zur Zeit dieser Reformvorschläge nicht mehr vorhanden waren. Es fehlt aber auch nicht an direkten Zeugnissen: der Kriegsplan des Perikles ignoriert die attische Landbevölkerung ganz und gar und ist nur denkbar in einem Staat, dessen Politiker ausschliefslich die Interessen der Stadt berücksichtigen und für die das Landvolk nichts bedeutet; die Periode des vorherrschenden Ackerbaues war also zur Zeit des Peloponnesischen Krieges bereits vollständig überwunden. Francotte hebt ferner hervor, dafs unter der arbeitenden Klasse die Fremden zahlreich vertreten sind und folgert daraus, dafs man eine blühende Industrie gewifs nicht in den Händen der Fremden gelassen hätte, dafs es daher eine solche nicht gegeben haben könne. Auch diese Argumentation halte ich nicht für richtig; diese Erscheinung hat vielmehr andere Ursachen. Es widersprach dem Selbstgefühl des Bürgers, das Francotte ja mit Recht häufig betont, mit Sklaven gemeinsam zu arbeiten, und ferner arbeitete der Fremde billiger als der Einheimische.

Bücher und anderen Forschern folgend nennt Francotte die bei den Griechen auf die geschlossene Hauswirtschaft folgende Form des Wirtschaftslebens die Stadtwirtschaft; er betrachtet sie zwar als eine Erweiterung des Oikos, aber immer noch als einen in sich ebenso geschlossenen wirtschaftlichen Typus wie diesen. Das ist aber nur für die politischen Verhältnisse richtig, für die wirtschaftlichen gilt es überall dort, wo der Handel Eingang gefunden hatte, nicht. Der rege Handel und Verkehr in den meisten Städten des östlichen Hellas beweist, dafs sie wirtschaftlich durchaus nicht voneinander unabhängig waren, was Francotte übrigens selbst zugiebt und nur dahin beschränkt, dafs der Handel die Eigenproduktion ergänzend gewirkt habe. Büchers Behauptung verkennt, wie all solche Systematik, die realen Verhältnisse; im V., ja noch im IV. Jahrh. haben in Griechenland die verschiedenartigsten Typen

nebeneinander bestanden, der Westen ist im allgemeinen rückständig geblieben, der Osten höher entwickelt, und im Verhältnis zu dem Westen darf man von griechischen Industriestädten im Osten sprechen.

Die Anordnung des Stoffes bringt es ferner mit sich, dafs Francotte in späteren Abschnitten auf bereits berührte Erscheinungen nochmals zurückkommt. Dabei werden Einwendungen, die sich von einem entgegengesetzten Standpunkte aus gegen die Darlegungen des Verf. ergeben, später wiederholt von ihm selbst berücksichtigt. So wird z. B. I 211 ff. das Überwiegen der Fremden bei den Bauten in Epidauros, Delphi, Delos und Eleusis sehr nachdrücklich hervorgehoben und daraus der oben erwähnte Schlufs gezogen, dafs die Industrie keine grofse Rolle gespielt habe und als minder einträglich den Fremden überlassen worden sei. Im II. Bd. S. 83 kommt Francotte darauf zurück, und hier wird ganz richtig betont, dafs diese Orte natürlich als *cités peu importantes* für ihre grofsen Bauten auf fremde Arbeit angewiesen waren; dadurch wird aber die Schlufsfolgerung im ersten Bande hinfällig. Ebenso giebt der Verf. I 292 zu, dafs sehr weitgehende Teilung der Arbeit für den fabrikmäfsigen Betrieb charakteristisch sei; gleichwohl finden wir an einer bereits erwähnten früheren Stelle eine Nachricht des Plinius, die davon Zeugnis ablegt, im gerade entgegengesetzten Sinne verwertet.

Einen Lohn von zwei Drachmen täglich betrachtet Francotte als hinreichend; er findet, dafs dessen Empfänger sich fast in behaglichen Verhältnissen befanden; aus dieser verhältnismäfsigen Höhe der Löhne schliefst er ferner, dafs das Arbeitsangebot gering, und daraus wieder, dafs selbst in Athen die ökonomische Entwickelung nicht vorgeschritten genug war, um zahlreichen industriellen Arbeitern hinreichenden Verdienst zu gewähren. Ebenso kommt Francotte zu dem Schlusse, dafs in Athen kleine Betriebe einträglicher waren als grofse. Er stützt diesen Satz damit, dafs die Sklaven des Timarchos täglich 2 Obolen, also 24% ihres Kaufwertes eintrugen, dagegen in der Messerfabrik des Vaters des Demosthenes per Kopf nur über 15% verdienten. Über diese mit Hilfe moderner statistischer Werte über Volksernährung angestellten Berechnungen kann ich nicht urteilen. Wenn aber Francotte das Theorikon als Ersatz für die Diobelie betrachtet, so wiederholt er damit eine weit verbreitete irrige Ansicht; zwischen Theorikon und Diobelie besteht kein Zusammenhang.

Es ist nicht möglich, die grofse Zahl von Einzelheiten, die in diesen beiden Bänden erörtert sind, auch nur aufzuzählen; in dieser Reichhaltigkeit liegt ihr bleibender Wert. Er wird dadurch nicht beeinträchtigt, dafs, wie ich glaube, das Gesamtergebnis nicht aufrecht bleiben kann. Das an sich berechtigte Streben der hier und da vorhandenen Überschätzung der ökonomischen Entwickelung bei den Griechen entgegenzutreten, hat zur Übertreibung nach der anderen Seite geführt. Dem Eingehen auf die 'realen Thatsachen', die Francotte in so reichem Mafse den modernen Lehren entgegenstellt, darf sich die künftige Forschung nicht entziehen, wenn auch viele darunter zu vereinzelt, zu unsicher und in ihrem Ursprung zu wenig bekannt sind, um daraus zuverlässige Folgerungen zu ziehen. Frisches Korn auf die Mühle gebracht zu haben, bleibt ein

Digitized by Google

grofses Verdienst dieser beiden Bände. Den Fragen, die Francotte aufwirft, darf die Sozialgeschichte nicht mehr aus dem Wege gehen, sie sind in deren bisherigen Behandlungen ungebührlich vernachlässigt worden.

Auch zur griechischen Kriegsgeschichte liegt ein darstellendes Werk von Hans Delbrück[1]) vor. Die Untersuchungen über die Perserkriege, über die militärischen Leistungen des Perikles, Kleon und Thukydides, die Delbrück früher veröffentlicht hatte, sind längst als hervorragende Förderung unserer Erkenntnis durch Verbindung einer fachmännisch-militärischen Sachkritik mit philologischer und historischer Beherrschung des Stoffes anerkannt. Auch in dem vorliegenden Buch setzt der Verf. mit den Perserkriegen ein, da für die vorhergehende Zeit das Material zu einer fruchtbaren Kritik mindestens vom militärischen Standpunkte aus nicht hinreicht. Erst über die Perserkriege liegt eine Überlieferung vor, die so viele Angaben über die Bewaffnung und die Stärke der Heere, über ihre Fechtweise, über den Verlauf und die Örtlichkeit der Feldzüge und Schlachten enthält, dafs die strategischen und taktischen Vorgänge sich in der Hauptsache mit Sicherheit feststellen lassen.

Diese verhältnismäfsige Reichhaltigkeit der Überlieferung schliefst jedoch nicht aus, dafs selbst über sehr wichtige Punkte Meinungsverschiedenheiten bestehen. Eine solche betrifft vor allem die Zahl der Wehrfähigen, die Athen zu stellen vermochte, und eine zweite bezieht sich auf das Zahlenverhältnis der Griechen und Barbaren in den Perserkriegen. Jede Untersuchung darüber mufs, wie Delbrück mit Recht betont, von den Angaben des Thukydides über die Stärke der attischen Feldarmee und Landwehr im Jahre 431 v. Chr. ausgehen. In deren Interpretation steht Delbrück mit Beloch auf der einen, v. Wilamowitz, E. Meyer und andere, deren Ansicht ich teile, auf der anderen Seite; es ist daher zu bedauern, dafs Delbrück sich mit seinen Gegnern nicht auseinandergesetzt hat. Nicht ganz 29000 Wehrfähigen, die Delbrück errechnet, stehen 50—60000 nach der anderen Ansicht gegenüber, darunter allein 26000 Hopliten, von denen aber nur die Hälfte als Feldarmee in Betracht kam. Das aus dieser Stelle bei Thukydides für Athen gewonnene Ergebnis bildet den Mafsstab für die übrigen Gemeinwesen, über die uns kein so reiches Material erhalten ist; darin liegt die prinzipielle Bedeutung dieser Streitfrage.

Auch in der zweiten, das Stärkeverhältnis der Griechen und Perser betreffenden Streitfrage vermag ich Delbrücks Ergebnisse nicht für richtig zu halten. Die Perser sollen etwa gleich stark wie ihre Gegner gewesen sein, aber die überlieferten Zahlen der griechischen Aufgebote sind nach Delbrücks Ansicht ebenfalls noch zu reduzieren. Die Unsinnigkeit der von Herodot aus volkstümlicher Tradition geschöpften Angaben hat Delbrück überzeugend auch an solchen Stellen erwiesen, wo sie nicht so handgreiflich falsch sind wie in der Erzählung des Xerxeszuges. Durchaus treffend hat er ferner die verschiedene Kampfesweise, deren Vor- und Nachteile auf der einen wie auf

[1]) H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. I. Teil: Das Altertum. Berlin, Stilke 1900.

Digitized by Google

der anderen Seite dargestellt und die strategischen Leistungen der Führer mit scharfem Blick für das Wesentliche geschildert. Infolge seiner Unterschätzung der persischen Armeen und Flotten ist aber aus dem weltgeschichtlich bedeutsamen Entscheidungskampf eine wichtige und zweifellos beglaubigte Thatsache eliminiert: der Sieg einer besser qualifizierten, höher stehenden Minderheit über die ungelenken, zum Teile qualitativ ganz inferioren Massen, die der in der Kultur zurückgebliebene Orient in die Wagschale warf und wirft. Gewiſs übertreibt die griechische Überlieferung maſslos; dies auf Schritt und Tritt auch für spätere Zeiten erwiesen zu haben, bleibt Delbrücks Verdienst; allein eine Übermacht der Barbarenheere ist die notwendige Voraussetzung solcher Übertreibungen, sie konnten anders nicht entstehen. In dieser Überzeugung kann mich die reichhaltige und selbst die bestinformierten Persönlichkeiten heranziehende Kasuistik von Irrtümern in Zahlen und Schätzungen groſser Truppenmassen nicht irre machen, die der Verf. bietet. Die Legende über die Perserkriege ist nicht so zu stande gekommen, daſs die gröſsere Quantität als faſslichere Kategorie an Stelle der besseren Qualität einer Minderzahl persischer Berufssoldaten gesetzt wurde, sondern wie der Verlauf aller Schlachten zwischen Griechen und Persern von Marathon bis Gaugamela lehrt, sind die Griechen und Makedonier, obschon jene aus reinen Bürgeraufgeboten und diese aus einer wehrhaften Bauernschaft und einem reisigen Adel bestanden, qualitativ bessere Soldaten als die Perser gewesen, in deren Heeren neben einzelnen Eliteabteilungen stets eine Überzahl minderwertiger Truppen und Schiffe sich befand.

In der ausgezeichneten Darstellung der Schlacht von Marathon, in der dem Feldherrntalent des Miltiades die volle Bewunderung des sachkundigen Kritikers zu Teil wird, weist Delbrück noch einmal nach, daſs der acht Stadien lange Lauf der griechischen Hopliten eine Fabel ist, und widerlegt die von philologischer wie von militärischer Seite gegen diese seine Behauptung vorgebrachten Einwände. Treffend behandelt Delbrück hierauf die Schlachten von Thermopylä, Artemision, Salamis und Platää; im Anschluſs an diese Auseinandersetzungen hat E. Meyer in dem früher besprochenen Bande seiner Geschichte des Altertums die innerpolitischen Einflüsse auf den Wechsel in dem griechischen Kriegsplan in den Jahren 480 und 479 noch schärfer dargethan, der sich in Athen in dem Zurücktreten des Themistokles äuſserlich zu erkennen giebt. Auf eine Darstellung des Verlaufes der Schlacht von Salamis hat Delbrück Verzicht geleistet, er hält die uns erhaltene Überlieferung dazu nicht für geeignet; ich habe versucht (Jahreshefte d. k. k. archäol. Instit. IV 1901 S. 90 ff.) zu zeigen, daſs dies doch möglich ist, und bin dabei über den Hergang der Schlacht auch zu anderen Ergebnissen gelangt als E. Meyer in seiner später erschienenen Darstellung.

Es folgen dann bei Delbrück vortreffliche Darlegungen über die Taktik der Griechen auf der Höhe ihrer militärischen Entwickelung und über die Strategie des Perikles, hierauf über die durch das Söldnerwesen bewirkte Verfeinerung der Hoplitentaktik. Mit diesen Fortschritten gehen die in einem

folgenden Abschnitte zusammengefafsten ersten theoretischen Versuche des Xenophon und Äneas parallel. Eine prinzipielle Neuerung brachte aber erst die Reform des Epameinondas, die aufgenommen und weitergebildet wurde durch Philipp nnd Alexander, dessen Feldzüge und Hauptschlachten wiederum wie die der Perserkriege einer eingehenden Besprechung unterzogen werden. Kurz wird dann noch die Zeit der Diadochen behandelt. Zu Delbrücks Behandlung der Schlacht von Sellasia, sowie zu den später im Zusammenhang der römischen Kriegsgeschichte vorgebrachten Darlegungen über die Abstände und Fechtweise der makedonischen Phalanx sind zwei Untersuchungen von J. Kromayer heranzuziehen, deren eine (Wochenschr. f. kl. Philol. 1901 Sp. 131 ff. Anz. des Jahrbuches des kais. deutsch. arch. Instit. 1901) auf Grund einer Aufnahme des Schlachtfeldes die Trefflichkeit des Berichtes des Polybios darthut, während die andere (Hermes XXXV 216) die vielerörterte Stelle über die Abstände richtig dahin deutet, dafs in der normalen Stellung die Abstände 3 Fufs gegen Vorder- und Nebenmann betrugen (den Mann eingerechnet), und dafs Polybios bereits dafür die Homerstelle zum Vergleich angezogen hat. Daneben gab es auch eine Formation mit Abständen von 6 Fufs als lockere Marschordnung und eine gedrängtere Formation mit Abständen von nur 1,5 Fufs, jedoch nur als Verteidigungsstellung, in der nicht marschiert werden konnte. Delbrücks Buch ist für das eindringlichere Verständnis des antiken Kriegswesens unentbehrlich, es räumt gründlich mit zahlreichen in der Litteratur seit dem Altertum immer wiederholten, konventionell gewordenen Fabeln auf und wirkt auch dort anregend und förderlich, wo der Verf., meines Erachtens, mit der antiken Tradition zu streng ins Gericht gegangen ist.

Jüngst hat sich den genannten Büchern eine neue Zeitschrift zugesellt, die der Geschichte der Griechen gleichfalls ihr Augenmerk zuwendet. Es sind dies die von C. F. Lehmann in Verbindung mit anderen herausgegebenen 'Beiträge zur alten Geschichte', von denen bis nun der erste Band vorliegt (Leipzig, Dieterich 1902).

Unter den bisher erschienenen Aufsätzen bietet der von Kornemann eine wertvolle Untersuchung zur Geschichte der antiken Herrscherkulte (S. 51—146). Der Verf. hebt den für das Verständnis dieser Erscheinung sehr wichtigen Unterschied hervor, dafs zuerst die Unterthanen dem Herrscher göttliche Verehrung darbrachten, die dieser blofs duldete, und dafs daraus sich erst allmählich der Staatskultus entwickelte und später erst die Herrscher solche Ehrungen forderten. Kornemann zeigt ferner die Beziehungen auf, die die Herrscherkulte der Diadochenzeit zum griechischen Heroendienst haben und erkennt in dem von Alexander d. Gr. für Hephästion eingerichteten Kult deren Vorbild; diese Kulte beschränken sich eben deshalb zunächst auf die göttliche Verehrung verstorbener Vorgänger, halten sich also noch innerhalb des griechischen Vorstellungskreises. Der erste Schritt darüber hinaus ist in Ägypten von Ptolemäos II. gethan und eine Annäherung an das orientalische Gottkönigtum vollzogen worden, indem unter der Form der Verehrung der Geschwistergottheiten Ptolemäos sich selbst dem Kulte seiner verstorbenen

Schwester Arsinoe zugesellte. Derselben Orientalisierung ist auch der Seleukidenkultus anheimgefallen. Sowohl in Ägypten als in Syrien findet dann der Ausbau dieser Einrichtung im Sinne orientalischer Anschauungen statt. In Makedonien dagegen haben diese Neuerungen nicht Aufnahme gefunden, während die Pergamener, die in politischer Hinsicht ein Kompromifs dynastischer und republikanischer Staatsformen schufen, auch im Herrscherkult eine Mittel stellung einnehmen: sie beschränken sich auf die Vergötterung verstorbener Fürsten von Staats wegen. Kornemann zeigt schliefslich, wie aus dem hellenistischen Osten diese Anschauungen in Rom Eingang gefunden haben.

Im zweiten Hefte giebt Hiller v. Gaertringen, frühere Darlegungen ausführend und durch neugefundenes Material ergänzend, ein lehrreiches Bild der Götterkulte von Thera. Erst seine Ausgrabungen auf dem Messavuno, der Stelle der alten Stadt, verstatteten es, die Besonderheiten der Göttervorstellungen in einem dorischen Gemeinwesen zu kennzeichnen. Sie verbinden sich hier mit Besonderheiten in der Anlage der Kultstätten, die aus der Lage des Felsennestes sich erklären, von dem aus einst Kyrene besiedelt werden konnte. Dadurch, dafs es von den Ptolemäern als ein Stützpunkt ihrer Herrschaftsansprüche im Ägäischen Meere erkoren wurde, hielten hier wie auf Delos fremde, ägyptische Kulte ihren Einzug, deren Spuren ein zweiter Abschnitt dieser Abhandlung nachgeht. Ferner wird auch des theräischen Totenkultus gedacht, über den die Veröffentlichungen der dem zweiten Bande des Monumentalwerkes 'Thera' vorbehaltenen Funde aus den Nekropolen der Insel noch weitere Aufschlüsse bringen werden. Mit einem Überblick über die Entwickelung seit der Einführung des Christentums und die kirchlichen Bauten und Besitzverhältnisse der Gegenwart schliefst der Verf. — Kürzere Beiträge über den Krieg des Pyrrhos und die Schlachten von Andros und Kos, welch letztere ins Jahr 258—256 v. Chr. gesetzt wird, bietet J. Beloch in demselben Hefte dieser Zeitschrift.

Das dritte, den ersten Band abschliefsende Heft enthält einen Aufsatz J. Belochs über die attische Archontenliste im III. Jahrh., die mit Hilfe des Endes der Liste Diodors und der bei Dionysius von Halikarnafs erhaltenen Serie sowie mit Benutzung aller vereinzelten inschriftlichen Angaben entworfen wird. Zur Kontrolle ihrer aus den Inschriften durch Kombinationen gewonnenen Bestandteile verwendet der Verf. zwei Hilfsmittel. Das eine hat Fergusons Entdeckung (The Athenian Archons of the third and second centuries before Christ, Cornell studies in classical Philology 1899) kennen gelehrt: seit 352/1 bis zum Ende des Lamischen Krieges folgen die Ratsschreiber in der offiziellen Reihenfolge der Phylen Jahr für Jahr aufeinander; wenn also das Demotikon des Ratsschreibers in einem Präscript erhalten ist, so ist dadurch die Stellung des mit ihm amtierenden Archons innerhalb eines Zeitraumes von zwölf Jahren qualifiziert. Das zweite dieser Hilfsmittel findet Beloch in der kalendarischen Qualität der Jahre und in dem damaligen 19jährigen Schaltcyklus der Athener. Die Monats- und Prytaniendaten der Präscripte gestatten, wo sie erhalten sind, festzustellen, ob das Jahr ein Gemein- oder ein Schalt-

jahr war; in dem 19jährigen Cyklus dürfen ferner niemals zwei Schaltjahre und nie mehr als zwei Gemeinjahre unmittelbar aufeinander folgen. Die aus den vereinzelt oder nur in kleinen Gruppen überlieferten Archontennamen kombinierte Liste mufs also auch dieser durch den Schaltcyklus geforderten Probe genügen. Das Material ist gegenwärtig so reich, dafs es unter Anwendnng dieser beiden Kontrollmafsregeln für ganz feststehende Ergebnisse ausreichend erscheint. Mit Recht betont jedoch Beloch, dafs dennoch Zurückhaltung geboten ist, da unzweifelhaft in dem in Rede stehenden Zeitraum infolge der politischen Umwälzungen ausnahmsweise von der offiziellen Reihenfolge der Phylen bei Besetzung der Ratsschreiberstellen abgegangen und ebenso der Schaltcyklus durch ausnahmsweise den Kalender betreffende Anordnungen gestört wurde. Die beiden Kontrollmittel haben also nur eine bedingte und keine absolute Beweiskraft, und deshalb mufs im einzelnen die Liste noch als unsicher gelten, da zwischen verschiedenen Möglichkeiten die Entscheidung offen bleibt. Die methodisch und übersichtlich geführte Abhandlung eignet sich vorzüglich zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand dieser verwickelten Frage und bezeichnet durch den Nachweis der Lücken, die noch auszufüllen bleiben, einen Fortschritt gegenüber den allzu zuversichtlich konstruierten Listen, die bisher aufgestellt wurden.

Auf die Erwähnung der λαοί und in römischer Zeit der Laographie in den Papyri gründet P. H. Meyer die Ansicht, dafs nicht nur in Syrien unter den Seleukiden, wie Rostowzew in einem anderen Aufsatz der Beiträge, auf eine Inschrift gestützt, angenommen hatte, sondern auch in Ägypten schon seit der Ptolemäerzeit dem römischen Kolonat entsprechende Einrichtungen bestanden haben, die unabhängig voneinander entstanden sind. Mit der historischen Geographie des Gebietes zwischen Zeugma, Edessa und Thapsakos beschäftigt sich eine Abhandlung von Regling. Wie in den drei vorliegenden, reichhaltigen und ergebnisreichen Lieferungen dieser neuen Zeitschrift, so werden auch in den folgenden den Mitteilungen der Herausgeber zufolge wichtige und interessante Fragen der griechischen Geschichte von berufener Seite behandelt werden.

Digitized by Google

LUCIAN UND DIE PHILOSOPHENSCHULEN

Von Rudolf Helm

(Schlufs)

Es bleibt uns die kynische Richtung, die Lucian an zahllosen Stellen nennt, satirisch beleuchtet, aber auch benutzt und verteidigt; doch ist die Satire im ganzen von jener Art, die einfach historische Momente benutzt. Als Vertreter der Kyniker gilt Diogenes in der 'Lebensversteigerung' (7), der ja den gänzlich unattischen Zug des Mangels an jeglicher Urbanität unter sie gebracht hat, einen Zug, der sich zu komischer Darstellung besonders eignet. Gleich das Äufsere, der Schmutz, die nackte Schulter, das Ränzel ist charakteristisch; er sieht aus, dafs man ihn gerade nur als Gartenarbeiter oder zum Wassertragen benutzen möchte. Weiter gehört zu der Ausrüstung Mantel und Stock, die der Käufer witzig mit des Herakles Löwenhaut und Keule vergleicht, da ja Herakles das Ideal des kynischen Lebens ist (8). Der Ausstattung entspricht Nahrung und Lebensweise (9). Schwelgerei ist verbannt, ein mühseliges Leben gefordert. Kein Geld oder Gut soll den Weisen ans Dasein knüpfen; was er besitzt, soll er ins Meer werfen, wie auch Diogenes dem Krates geraten hatte nach Angabe des Diokles (Diog. Laert. VI 87). Auch kein irdisches Band soll ihn fesseln, Ehe, Kinder, Vaterland für ihn nicht existieren. Darum macht sich Lucian den Scherz in den 'Wahren Geschichten' (II 18) den Diogenes darzustellen, wie er sich so weit geändert, dafs er die Lais geheiratet hat; den Anlafs für diese Fiktion bot offenbar die Erzählung (Athen. XIII 588[b e]), dafs sich die Hetäre Lais dem Kyniker freiwillig hingegeben habe. An keinen Freund soll der Weise sich halten (10), damit er Herr über alle bleibt; so hatte auch Menipp den Diogenes bei dessen Verkauf sagen lassen: er verstehe über Menschen zu herrschen (Diog. Laert. VI 29). Überall soll der Bettler zu Hause sein, er ist Kosmopolit (8); genau so hatte sich schon Diogenes selber bezeichnet (Diog. Laert. VI 63). Keine menschliche Wohnung braucht er, zum Aufenthalt dient ihm ein Grabmal, ein Turm oder auch ein Fafs, wie das ja von dem Weisen von Sinope erzählt wurde (Diog. Laert. VI 23). Ob er Sklave ist, ob frei, verschlägt ihm nichts; von Diogenes heifst es ja, dafs er es würdig ertrug, als er in die Sklaverei verkauft wurde (Diog. Laert. VI 30 74), und auch Menipp war Sklave (VI 99). In dem Ranzen sind Feigbohnen, die einfache Speise des Kynikers, die schon Diogenes genofs (Diog. Laert. VI 48). Geifselschläge oder körperliche Unbilden soll er nicht empfinden oder, wie mit

Digitized by Google

Parodierung[1]) einer Euripidesstelle gesagt wird, die Zunge soll sie nicht fühlen, nur das Herz. Scham und Zartgefühl sollen fehlen, und über nichts soll der Kyniker erröten; selbst im Liebesgenufs soll er keine Scheu kennen, jede Art ist recht und die einfachste und billigste am meisten. Auch das schliefst sich ja nur an die bekannten Erzählungen von Diogenes nnd den Kynikern an.[2]) Es dient dazu, die Genüsse lächerlich zu machen, und gegen die Knechtschaft, in der die Menschen sich den Leidenschaften gegenüber befinden, wollen ja diese praktischen Philosophen anstreben. Sie wollen Befreier der Menschen und Ärzte gegen Leidenschaften sein (8) und wie ihr Vorbild Herakles das menschliche Leben reinigen. So bezeichnet deshalb auch Klotho in der 'Niederfahrt' (7) den Kyniker als Aufseher und Arzt für die menschlichen Vergehen. Dazn gehört es, dafs sie jedem seine Sünde offen ins Gesicht sagen; sie sind also Propheten der Wahrheit und des Freimuts. Gab doch Diogenes (Diog. Laert. VI 69) die *παρρησία* als das beste Gut auf Erden aus. Die Kyniker halten sich für verpflichtet, jedem seine Fehler vorzuwerfen, sei er ein Privatmann oder ein König; man erzählte von Diogenes selber solche Beispiele offenherziger Rede vor Tyrannen (Diog. Laert. VI 50). Schonungslos und streng müssen die Weisen drauf gehen; je gehässiger und barbarischer ihre Stimme klingt, je mehr sie dem Hunde gleichen, um so besser; Schimpfen und Schmähen gehört bei ihnen zum Handwerk (Lebensverst. 10). Das klingt wie eine Übertreibung; aber auch dafür fand Lucian schon den Beleg in einem alten Wort; der Philosoph von Sinope soll ja Bellen und Beifsen für seine Eigenschaften erklärt haben (Diog. Laert. VI 60). Wissenschaft[3]) braucht der kynische Weise nicht zu treiben (Lebensverst. 11); selbst der Ungebildete kann deshalb leicht zu Ruhm gelangen. Und endlich, wenn ihm das Leben zur Last geworden ist, so darf er ihm freiwillig ein Ende machen (10), wie es heifst, indem er einen rohen Polypen oder Tintenfisch verschlingt. Dafs Diogenes versucht habe, rohes Fleisch zu essen, berichtet Diog. Laert. VI 34, und über seinen Tod war die eine Legende neben anderen verbreitet, dafs er an einer Krankheit gestorben sei, die er sich durch das Verzehren eines rohen Polypen zngezogen habe (Diog. Laert. VI 76); anch dafs seine Anhänger vermuteten, der Meister sei freiwillig aus dem Leben geschieden, wird erzählt (Diog. Laert. VI 77). Wir sehen, dafs die Zeichnung der bizarren Kapuziner des Altertums, wie sie Lucian in dem Bios des Diogenes entwirft, durchaus

[1]) Die Parodierung einer Dichterstelle legt die Vermutung kynischen Vorbildes nahe (s. Wachsmuth, Sillogr. S. 70).

[2]) Diog. Laert. VI 69: *εἰώθει δὲ πάντα ποιεῖν ἐν τῷ μέσῳ, καὶ τὰ Δήμητρος καὶ τὰ Ἀφροδίτης*. S. Zeller II 1 S. 322 Anm. 1, S. 327 Anm. 2.

[3]) Was die *ὀπισθόγραφοι βίβλοι* (Lebensverst. 9) bedeuten sollen, ist dabei nicht gauz klar. Jede Litteratur verschmähen ja die Kyniker durchaus nicht (s. Zeller II 1⁴ S. 290); haben sie sich doch selbst litterarisch bethätigt. Dafs sie sich keine Prachtbände leisten konnten und aus Sparsamkeit doppelt beschriebene Rollen benutzten (Dziatzko, Antik. Buchwesen S. 153), ist selbstverständlich. Jedenfalls ist hier ein Widerspruch in der Schilderung Lucians; auch im 'Fischer' 44 wird im Ranzen des Kynikers ein Buch erwartet, also doch irgendwelche Lektüre, und wäre es auch nur populärer Diatriben, vorausgesetzt.

Digitized by Google

nicht auffällig ist, nichts besonders Verhöhnendes hat, sondern sich einfach an die gegebenen Thatsachen anschliefst und nur im Rahmen des Ganzen belustigend wirkt. Kaum hier und da, wie in dem Hinweis auf das Haschen nach Ruhm (10), das bei dieser Schule selbst für den Ungebildeten so sehr erleichtert sei, findet sich eine etwas boshafte Spitze, damit doch auch die kynische Richtung nicht zu kurz komme. Wenn dann der kynische Bios für zwei Obolen verkauft wird (11), so ist auch das keine Entehrung, sondern entsprechend der beobachteten Methode, sich bei diesen Verhältnissen an die Wirklichkeit anzuschliefsen, mufste der Satiriker die Bettler, die sich aus der niedrigsten Schicht des Volkes rekrutieren, so niedrig bewerten. Auch sonst werden die Kyniker nach dieser Charakteristik behandelt. So ist der in der 'Niederfahrt' (7) Auftretende gestorben, nachdem er das Mahl der Hekate, Eier von den Reinigungsopfern und einen rohen Tintenfisch verzehrt hat (vgl. Totengespr. 1, 1; 22, 3); dafs man selbst aus dem Heiligtum etwas nehmen dürfe, erklärte Diogenes (Diog. Laert. VI 73); hier soll die einfache Lebensart bezeichnet werden, die nichts als Speise verachtet[1]), selbst nicht was am Dreiweg liegt. Diogenes selber sehen wir im 'Totenorakel' (18), rücklings hingelagert, mit rauher und unfrenndlicher Stimme singen und lachen und diejenigen verhöhnen, die über den Verlust des Lebens klagen. Selbst wenn der Herophilos (Icarom. 16) im Hurenhaus weilt, ist das mit den Traditionen seiner Schule wohl vereinbar[2]), die ja keine Askese, sondern die möglichst einfache Befriedigung aller Bedürfnisse will. Selbst der Alkidamas im 'Gastmahl', eine so komische Person er auch ist, kann nicht in allem als verhöhnt bezeichnet werden[3]); die Kyniker wollen sich ja ausdrücklich in Widerspruch zu der gewöhnlichen gesellschaftlichen Ordnung setzen. Dafs er ungeladen kommt (12), entspricht der taktlosen Nichtachtung des Anstandsgefühls, soweit es nicht durch das platonische Vorbild (Symp. 174 A ff.) veranlafst war. Selbst beim Essen schmäht er auf die Verächter der Tugend, auf das überflüssige Silber und Gold bei Tafel, bis ihm der Hausherr den Mnnd stopft, indem er ihm einen grofsen Becher reichen läfst; da flegelt er sich auf der Erde hin, halbnackt, den Ellenbogen aufgestützt, so recht ein Abbild des Herakles bei Pholos, wie er von den Malern dargestellt wird (14). Noch mehr setzt er jede gesellschaftliche Form aufser acht, als er der Braut zutrinkt (16) und, wie man ihn deshalb verlacht, den übrigen zuruft: 'Wenn sie nicht meinen Becher annimmt, wird sie niemals einen solchen Sohn bekommen, wie ich bin an Körper und Geist', und zum Beweise entblöfst er seinen Leib, soweit es irgend zulässig. Da ihn die Gegner verhöhnen, will er mit dem Stock auf sie losgehen. Eine gewisse Lust, was der Kyniker an und für sich Komisches bot, zur Satire noch mehr auszubeuten, zeigt Lucian allerdings auch hier. Verstummt der Alkidamas zunächst eine Weile, weil man ihm zu trinken giebt, so beschwichtigt

[1]) Dafs darin keine Schmähung liegt, zeigt schon J. Vahlen, Ind. lect. Berol. 1882/3 S. 7.

[2]) Die Belege bei Zeller II 1⁴ S. 322 Anm. 1.

[3]) So urteilt im ganzen mit Recht schon Hirzel, Dial. II 313.

Digitized by Google

das zweite Mal seinen Grimm der Kuchen, der hereingebracht wird. Dafs er mit dem Possenmacher ringt (19), entspricht ganz dem kynischen Niveau; aber dafs der Schriftsteller ihn unterliegen läfst, verrät doch eine gewisse Malice. Natürlich wird der Kyniker dargestellt, wie er inmitten der Hochzeitsgesellschaft seine Bedürfnisse verrichtet (35); das sollte ja für die verfeinerte Gesellschaft ein Schlag ins Gesicht sein. Bei dem Kampf (43) beteiligt er sich besonders, so dafs er als das allergröfste Unheil bezeichnet wird; nur der Umstand, dafs sein Stock zerbricht, rettet viele. Schliefslich löscht er das Licht aus und benutzt die allgemeine Verwirrung, um sich an die Flötenspielerin zu machen, sie zu entkleiden und zu vergewaltigen. Man mufs zugestehen, dafs hier eine Satire unverkennbar ist; die Flegelhaftigkeit und das unflätige Benehmen, das der Kyniker sucht, regt die Phantasie des Schriftstellers zu weiterer komischer Ausgestaltung an, wie er ja grundsätzlich keine Richtung im 'Gastmahl' verschont hat. Es wiegt auch nicht viel schwerer, dafs im 'Fischer' (44) die Kyniker auch unter den Heuchlern sich finden; denn jede Philosophenschule mufs dort unwürdige Vertreter stellen, wie es sie selbstverständlich überall gab und unter denen, die aus der Hefe des Volkes stammten, erst recht geben mufste. So findet man dort im Ranzen des Kynikers Gold und Myrrhen, ja selbst einen Spiegel und Würfel, nnd Diogenes leugnet jede Verwandtschaft mit dieser Art von Anhängern (48). Viel kann auch der Tadel nicht gelten, der am Schlufs des Icaromenipp (30 ff.) ausgesprochen ist, da er gemeinsam gegen alle Philosophen von Zeus erhoben wird an einer etwas parodierenden Stelle; die Kyniker sind hier sogar die einzigen, die nicht bei Namen genannt sind, und wenn sie auch unter den Unbeschuhten und Schmutzigen, die im kalten Wasser baden, deutlich gezeichnet sind, so schwebt doch bei dem, was über sie gesagt wird, stets der Gedanke an alle Philosophen vor, wie der Anschlufs[1]) in Kap. 32 klar verrät; und selbst was dort von den Kynikern gesagt wird, enthält des Tadelnden wenig aufser dem einen Vorwurf, dafs sie sich um jeden Schlemmer und Wüstling kümmern, um ihn zu schmähen, aber um einen kranken Freund und Gefährten nicht, was ja mit der beabsichtigten Vereinzelung des Kynikers zusammenhängt.

Kann man in diesen Ausführungen zum mindesten weder eine besondere Zuneigung Lucians noch eine Abneigung gegen die kynische Richtung erkennen, so zeigen allerdings andere Stellen eine deutliche Antipathie, aber nicht gegen die Richtung überhaupt, sondern nur gegen einzelne Personen. Dahin gehört zunächst die Schmähschrift 'Vom Tode des Peregrinus'. Bernays hat in seinem scharfsinnigen Büchlein 'Lukian und die Kyniker' zweifellos dargethan, dafs die Vorwürfe, die Lucian diesem Propheten macht, durch absichtliche boshafte Gehässigkeit eingegeben sind und ihre Wahrheit überall nur auf sehr schwacher Grundlage ruht. Der Kult, der diesem Führer der Schule dargebracht wurde, die ungeheuere Übertreibung, die ihn aus dem Menschlichen herauszuheben versuchte, reizte Lucians Freisinn; und was er von Pythagoreern und Platonikern

[1]) *οἱ δὲ δὴ Ἐπικούρειοι αὐτῶν λεγόμενοι.*

sich nicht gefallen lassen wollte, das wollte er erst recht nicht den Kynikern zugestehen, deren ganzem Wesen eine solche Verehrung aufs gröbste widersprach (s. Bernays S. 34); es scheint ja nach Kap. 28, wo der Unbekannte die Vermutung ausspricht, die Schüler des Toten würden bald von seinen Wunderthaten zu erzählen wissen und ihm eine Orakelstätte und ein Heiligtum gründen, als ob dies post eventum gesagt sei und so der Grimm Lucians eine gewisse Berechtigung hatte. Dafs auf dem Marktplatz seiner Vaterstadt schon 177 eine weissagende Bildsäule des Peregrinus stand, berichtet in der That Athenagoras (Pro Christ. 26). Was dem Peregrinus an Unsittlichkeit und Verbrechen vorgeworfen wird, mufs durchweg als unerwiesen und zweifelhaft erscheinen (s. Bernays S. 52 ff.; Zeller, Vorträge II 175 f.); dafs er von den Christen zu den Kynikern überging, ist bei der nahen Verwandtschaft beider durchaus begreiflich und ihm daraus kein Vorwurf zu machen (Bernays S. 36);[1]) dafs er freiwillig aus dem Leben schied, entsprach ja, wie wir sahen, der Auffassung der Kyniker. Aber das Haschen nach Ruhm[2]) dabei mifsfiel Lucian, oder wohl noch mehr die Anerkennung seitens der Anhänger. Man kann diese Schrift weder als gegen die kynische Lehre gerichtet betrachten, die ja darin überhaupt nicht besonders berührt wird, noch auch gegen die Kyniker im allgemeinen; die Schmähschrift richtet sich gegen Peregrinus, gegen seine Schulgenossen aber nur, insoweit sie das Gebaren desselben verherrlichen. Vielleicht aber war der Groll gegen Peregrinus auch nicht von Anfang an der gleiche. Es scheint im allgemeinen als ausgemacht[3]) zu gelten, dafs die 'Ausreifser' auf die Schrift vom Tode des Peregrinus gefolgt seien und hier der Angriff gegen die Kyniker verstärkt werde, weil sie gegen jene Schrift gar zu lebhaft Einspruch erhoben hatten. Ich sehe nicht, dafs man irgendwelche Gründe dafür angeführt hätte. Auch nicht die leiseste Andeutung findet sich, dafs die Schrift über Peregrinus den Anlafs gegeben hätte für die Abfassung der 'Ausreifser', und deshalb ist die Parallele mit 'Lebensversteigerung' und 'Fischer' ganz verfehlt. Im Gegenteil scheint mir die Art, wie Lucian in den 'Ausreifsern' vom Peregrinus spricht, durchaus dafür zu zeugen, dafs er diesem zunächst viel gleichgültiger, ja mit einer gewissen kühlen Achtung gegenüberstand. Man mufs sich einmal die ungeheuren Vorwürfe des Vatermords, Ehebruchs, dann all der Lächerlichkeit vergegenwärtigen und nun zu den 'Ausreifsern' übergehen. Da fragt Apollo im Anfang, ob es denn wahr sei, dafs sich ein Greis im Olympia verbrannt habe, kein schlechter Gaukler in solchen Dingen. Zeus bestätigt es und bedauert, dafs es geschehen ist. 'War denn

[1]) Anch der Vorwurf der Furcht, den Lucian dem Peregrinus macht, ist boshaft erfunden. Dafs der Philosoph mit voller Absicht den Termin der Selbstverbrennung hinausschob, bis das Fest der Olympien vorüber war, zeigt Zielinski, Philol. LV 579 f.

[2]) *κενόδοξος* Kap. 25, *τὸ φιλόδοξον* Kap. 38. Dafs es mit dieser *κενοδοξία* nicht so arg war, beweist ja am besten die Thatsache, dafs Peregrinus erst die Mehrzahl der Festteilnehmer sich zerstreuen liefs.

[3]) Bernays, Luk. n. d. Kyn. S. 50; Bruns, Rh. M. XLIII 183; Fritzsche, Luc. II 2 S. 238; Joost, Festsschr. f. Friedländer S. 166.

der Alte so gut und verdiente so wenig, im Feuer umzukommen?' fragt Apoll, und darauf antwortet Zeus: 'Vielleicht auch das! Aber mich quälte besonders der Geruch von dem verbrannten Menschenfett!' Apollo wundert sich über den Grund, weshalb sich der Mensch ins Feuer gestürzt habe, doch Zeus verweist ihn auf das Beispiel des Empedokles und will dann etwas von der Rechtfertigung vorbringen, die Peregrinus selber für seine Handlung in Olympia vorgetragen habe. Er kommt aber nicht dazu, weil die Philosophie erscheint. In all diesen Worten ist mit Ausnahme des einen 'Gaukler'[1]) kein einziges Wort der Schmähung, ja Zeus giebt, wenn auch gleichgültig, zu, dafs der Alte den Feuertod nicht verdient hatte. Kein Wort weiter von der falschen Ruhmsucht, die ihn dazu getrieben hätte, kein Wort von der Albernheit, die Lucian in der anderen Schrift im ganzen Benehmen des Peregrinus sieht! Als dann die Philosophie von den Brahmanen berichtet und deren freiwilligem Feuertod (6/7), bei dem sie weder Miene noch Haltung verändern, da bemerkt Zeus, etwas Ähnliches habe er ja zu Olympia gesehen, wieder ohne ein einziges Wörtchen des Tadels fallen zu lassen, und auch die Philosophie, die erzählt, sie habe vor der Menge von falschen Philosophen nicht nach Olympia gelangen und infolgedessen das Schauspiel nicht sehen können, findet keinen Ausdruck des Unwillens. Wir müssen in dieser Darstellung zuerst die halbe Anerkennung des Zeus beachten[2]), sodann die Gleichstellung mit Empedokles, die noch ohne jede Andeutung des Unterschiedes im Betragen beider vorgeführt wird, während Peregr. Kap. 1 dieser Gegensatz hervorgehoben wird.[3]) Auch dafs der Vergleich mit Herakles und den anderen Zeussöhnen, den wir Peregr. Kap. 4/5 finden, in den 'Ausreifsern' noch nicht gemacht wird, ist bemerkenswert; es scheint, als hätte Lucian dort mehr ausgeführt, was er hier erst begonnen hat. Ganz ungleich aber ist in beiden Schriften die Behandlung beim Vergleich mit den Brahmanen;[4]) an unserer Stelle wird ausdrücklich die Ähnlichkeit der Todesart zugegeben, ohne dafs Zeus die bei den Brahmanen im Tode beobachtete

[1]) Dies *θαυματοποιός*, entnommen aus den Reden der Bewunderer des Peregrinus, ist ein leiser Tadel im Munde Lucians oder seiner Personen. Dafs die Handlungsweise des Peregrinus als *θαυματοποιεῖν* von seinen Verehrern bezeichnet wurde, zeigt Per. 21.

[2]) Kap. 1: *ΆΠ.: οὕτω χρηστὸς ὁ γέρων ἦν καὶ ἀνάξιος ἐν πυρὶ ἀπολωλέναι; ΖΕΤΣ: καὶ τοῦτο μὲν ἴσως.* Die letzten Worte ironisch zu fassen, so dafs sie das Gegenteil bedeuten, scheint mir unzulässig, da kein Mensch die Ironie merken kann. Nach einem Pamphlet wie die Schrift auf Peregrinus ist, wäre der Ausdruck keinesfalls scharf genug.

[3]) *δραπ.* 2: *τοῦτο μὲν οὐκ ἂν . . . φθάνοις καὶ Ἐμπεδοκλεῖ πρὸ αὐτοῦ ἐγκαλῶν, ὃς ἐς τοὺς κρατῆρας ἥλατο καὶ αὐτὸς ἐν Σικελίᾳ.* Peregrin. 1: *καὶ νῦν ἐκεῖνος ἀπηνθράκωταί σοι ὁ βέλτιστος κατὰ τὸν Ἐμπεδοκλέα, παρ' ὅσον ὁ μὲν κἂν διαλαθεῖν ἐπειράθη ἐμβαλὼν ἑαυτὸν εἰς τοὺς κρατῆρας, ὁ δὲ γεννάδας οὗτος τὴν πολυανθρωποτάτην τῶν Ἑλληνικῶν πανηγύρεων τηρήσας πυρὰν ὅτι μεγίστην νήσας ἐνεπήδησεν.*

[4]) *δραπ.* 7: *ΖΕΤΣ: τοὺς γυμνοσοφιστὰς λέγεις. ἀκούω γοῦν τά τε ἄλλα περὶ αὐτῶν καὶ ὅτι ἐπὶ πυρὰν μεγίστην ἀναβάντες ἀνέχονται καιόμενοι οὐδὲν τοῦ σχήματος ἢ τῆς καθέδρας ἐκτρέποντες. ἀλλ' οὐ μέγα τοῦτο· ἔναγχος γοῦν καὶ Ὀλυμπίασι τὸ ὅμοιον ἐγὼ εἶδον γενόμενον.* Peregr. 25: *ἐκεῖνοι γὰρ . . . ἐπειδὰν νήσωσι (τὴν πυράν), πλησίον παριστάντες ἀκίνητοι ἀνέχονται παροπτώμενοι, εἶτ' ἐπιβάντες κατὰ σχῆμα καίονται οὐδ' ὅσον ἐκτρέψαντες τῆς κατακλίσεως. οὗτος δὲ τί μέγα, εἰ ἐμπεσὼν τεθνήξεται συναρπασθεὶς ὑπὸ τοῦ πυρός;*

Digitized by Google

Würde und Ruhe dem Peregrinus abspräche, in jener Schrift dagegen findet Lucian oder der Unbekannte eine wesentliche Verschiedenheit zum Nachteil des Peregrinus. Wir haben also in den 'Ausreifsern' noch etwa den Eindruck von Peregrinus, den uns die übrigen Nachrichten über ihn geben. So erscheint er als ernster, strenger Mann, sowohl in der Anekdote im 'Demonax' (21) wie bei Gellius VIII 3 und vor allem XII 11, wo sein Ernst und seine Würde gepriesen und seine zahlreichen edlen und nützlichen Aussprüche gerühmt werden; und auch das Wort bei Tatian (Ad Graec. 25) zeigt ihn als einen Mann, der selbst den Kynikern ihren unsinnigen Dünkel vorhielt.[1]) Mir scheint danach, dafs Lucian zunächst den Peregrinus durchaus nicht mit den feindlichen Augen ansah wie später, sondern mit einer gewissen Gleichgültigkeit, aber ohne der Achtung, die ihm allgemein gezollt wurde, zu nahe zu treten. So war's auch noch unmittelbar nach dem Tode desselben, und damals schrieb er die 'Ausreifser', die unmittelbar an das Ereignis in Olympia anknüpfen. Erst der übertriebene Kult mit dem Toten, der die Bildsäule sogar zum Orakel machte, veranlafste ihn, denselben in den grellsten Farben zu zeichnen und zu verleumden[2]), und zugleich mit ihm auch seinen Verteidiger Theagenes, dem er ebenso eine Vernachlässigung kynischer Lehre und sogar Wucher vorwirft; damals, also einige Jahre nach der Selbstverbrennung, verfafste er die Schrift voller Gift und Geifer, die als Pamphlet des Satirikers unwert ist. Für die Beurteilung der kynischen Richtung überhaupt durch Lucian ergiebt sich aus diesem Streit nichts; verteidigt er ja doch im Grunde kynische Anschauung gegen Kyniker selber.

Ebenso läfst sich ein Angriff gegen sogenannte Kyniker in den 'Ausreifsern' nicht leugnen, wohl aber gegen kynische Lehre. Zwar tadelt die Philosophie auch hier zunächst im allgemeinen die gesamten modernen Afterphilosophen, die eine Stelle einnehmen zwischen Philosophen und Laien; aber wenn von denen die Rede ist, die Dreistigkeit und Unverschämtheit zu Hilfe nehmen und im Schmähen sich üben (13), die Mantel, Ranzen und Stab tragen (14) und belfern und schimpfen, so sind die imitierten Kyniker deutlich gezeichnet. Dann allerdings thut der Schriftsteller wieder so, als habe er von allen Philosophen gesprochen, und hebt aus der gesamten Masse (16) die Nachfolger des Diogenes, Krates und Autisthenes noch besonders heraus. Hin und wieder scheint es, als seien auch ferner die Stoiker noch mit einbegriffen;[3])

---

[1]) *κατὰ . . . τὸν Πρωτέα σκυτοδέψου μὲν χρῄζοντες διὰ τὴν πήραν, ὑφάντου δὲ διὰ τὸ ἱμάτιον καὶ διὰ τὸ ξύλον δρυοτόμου, διὰ δὲ τὴν γαστριμαργίαν τῶν πλουτούντων καὶ ὀψοποιοῦ.* Den Schlufs mit Bernays für einen höhnischen Zusatz Tatians zu halten, sehe ich keinen Grund; es ist ein spottender Ausspruch des Kynikers.

[2]) Wenn er im 'Peregr.' (43) sagt, er habe schon früher sich abfällig über Peregrinus geäufsert, so war das nur ganz privatim geschehen, oder es ist überhaupt Fiktion, um gröfsere Wahrscheinlichkeit für das ganze Pamphlet zu erwecken. Auch die im Kap. 2 geschilderte Mifsbilligung kann sehr wohl erst nachher so aufgebauscht sein, wie ja der komische Vergleich einen gewissen Zweifel an der Wahrheit der Thatsache, wenigstens in dieser Weise, wachruft.

[3]) Z. B. Kap. 18: *μάλα σεμνοὶ καὶ σκυθρωποὶ τὰ ἔξω.*

aber die Erwähnung der Wolfsbohnen zeigt uns wieder das kynische Kolorit, und endlich heifst es, dafs diese Afterphilosophen Krates und Antisthenes und Diogenes Valet sagen, sobald sie genug zusammengebettelt haben. Eigentümlich ist, dafs der Name der Kyniker selber eigentlich nur an der einen Stelle (Kap. 16) genannt wird in der Umschreibung, 'die sich unter dem Zeichen des Hundes ordnen', so dafs mehrfach eine gewisse Verallgemeinerung erreicht wird, die vermutlich beabsichtigt war. Im folgenden zeigt es sich mehr und mehr, dafs unter den Afterphilosophen besonders drei unwürdige Vertreter des Kynismus gemeint sind, entlaufene Sklaven, die unter dem Deckmantel der Philosophie allerlei Schandthaten ausüben, ein Weib entführt haben und Platons Lehre von der Frauengemeinschaft ins Praktische übertragen; sie sind in Attika nicht zu finden, das ist zu arm für sie, sondern in Thracien. Dort werden sie abgefafst und alle drei — Kantharos, Myropnus, Lekythion heifsen sie — gründlich entlarvt; die beiden letzten werden ihren Herren wieder zugeführt, der erste aber soll, gegeifselt und gerupft, nackt mit gebundenen Füfsen auf dem schneeigen Haemus ausgesetzt werden. Die drei Namen haben sämtlich Bezug auf Schwelgerei und Weichlichkeit und könnten deshalb wohl typisch sein für unwürdige Kyniker; aber es ist nicht unmöglich, dafs der Erzählung eine wirkliche Thatsache zu Grunde liegt. Doch das steht fest: nicht weil sie Kyniker s i n d, werden diese drei verspottet, sondern weil sie es v o r g e b e n. Also nicht die kynische Richtung, sondern der Auswurf der Menschheit, der sich an sie anheftet, wird verhöhnt. Das hat Lucian ja auch sehr deutlich zum Ausdruck gebracht durch das Lob, das er für die Stifter der kynischen Sekte einflicht (11).

Wir sahen schon (S. 278), dafs der einzige von Lucian gepriesene Stoiker den Kynikern ungeheuer nahe steht und gerade deshalb eine Ausnahmestellung in der Wertschätzung einnehmen konnte. Wir haben aber auch sonst zahllose Beweise, dafs unser Schriftsteller der kynischen Philosophie wohlwollend gegenüberstand, und selbst wo er zu tadeln fand, scheint es, als gehe er schonend vor. Im 'Hermotimos' (85) werden die Kyniker nicht genannt, was bei ihrer Abneigung gegen Spekulation begreiflich ist; selbst im 'Icaromenipp' (31) wird doch wenigstens ihr Name nicht genannt. Die alten Kyniker werden wiederholt gepriesen[1]), wenn sie auch, was der Parasit an ihnen scherzhaft zu tadeln hat (43), keine Krieger waren. In einer erhabenen Stelle der Totengespräche (11, 3) rühmen sich Diogenes und Krates, keinen Neid je empfunden zu haben; sie hätten ja, jener von Antisthenes, dieser von Diogenes selber geerbt, was not that, was herrlicher ist als das ganze Perserreich, nämlich Weisheit, Genügsamkeit, Wahrheit, Freimut und Freiheitsgefühl. Und in den 'Ausreifsern' (11) sind es diese drei Philosophen und Menipp, welche die Philosophie bewegen, noch länger auf Erden zu bleiben; hier wird ihnen also vor allen anderen philosophischen Richtungen eine besondere Ehre zu teil. Diogenes und Menipp werden anerkannt in den 'Totengesprächen' (21, 2), weil sie allein

[1]) S. Vahlen, Ind. lect. Berol. 1882/3 S. 4 ff.

Digitized by Google

keine Todesfurcht gekannt haben, sondern entsprechend ihrem Leben auch gestorben sind. Deshalb spottet auch Diogenes noch in der Unterwelt über diejenigen, die den Verlust des Lebens beklagen (Menipp 18). Bei der Vergleichung mit Mausolos nimmt Diogenes die höhere Stelle ein (Totengespr. 24, 3); denn er hat, weil er als echter Mann gelebt hat, bei den Besten einen Ruf hinterlassen, der groſsartiger und fester gegründet ist als das herrliche Grabmal. Menipp wird von Hermes (Totengespr. 10, 2) als bester der Männer angeredet und erhält in Charons Kahn bei der Überfahrt den Vorsitz neben dem Steuermann, damit er alle übersehen kann; sein Freiheitsbewuſstsein und sein Freimut, seine Kummerlosigkeit und seine Heiterkeit finden bei Hermes volle Anerkennung (10, 9), und er steht dort am Eingang zur Unterwelt so recht im Gegensatz zu allen anderen Philosophen; er hilft ja den stoischen Philosophen scheren und für die Überfahrt vorbereiten, die ihm selber ohne weiteres gestattet ist. Mit einer Anerkennung des Menipp schlieſst auch die spaſsige Szene, in der Charon umsonst seinen Obolos als Fährlohn erbittet; Hermes stellt den Kyniker vor als den freien Mann, der sich um nichts bekümmert (22, 3). Doch nicht nur die alten Häupter der Schule erhalten so ein deutliches Lob, auch die gesamte Sekte in ihrem unbenannten Vertreter Kyniskos in der 'Niederfahrt'. Dieses 'Hündlein' hilft (4) dem Hermes, den am Eingang zur Unterwelt wieder entlaufenen Tyrannen einzufangen, wofür der Gott dem Edlen dankt; er steht also über den Menschen. Noch deutlicher wird das bei der folgenden Gerichtsszene (23 ff.). Hier klagt das 'Hündlein' den Tyrannen an; vorher muſs jedoch seine eigene Aburteilung stattgefunden haben. Aber niemand erhebt Klage wider den Kyniker. Doch das genügt nicht, er muſs zeigen, daſs er auf seinem Körper keine Brandmale hat; jede böse That hinterläſst nämlich ein unsichtbares Mal, das nur der Richter der Unterwelt erkennt. Der Kyniker wird nun rein befunden bis auf drei oder vier Male, aber — und das ist besonders charakteristisch für Lucians Schätzung der kynischen Lehre — so war er nicht von Anfang an; viele Spuren ehemaliger Brandmale, die fast verschwunden sind, lassen sich noch feststellen. Der Angeklagte erklärt das; zuerst war er wegen seines Mangels an Bildung böse und erhielt infolgedessen zahlreiche Zeichen seiner Schandthaten; seit er aber begonnen Philosophie zu treiben, reinigte er seine Seele wieder; also der Anhänger kynischer Lehre hat sich selbst erzogen und gebessert, und Rhadamanthys schickt ihn zum Lohn dafür auf die Insel der Seligen. Kann man noch ein stärkeres Zeugnis für die Hochachtung Lucians gegenüber den Kynikern verlangen?[1])

Wenn man die angeführten Belege für eine Verherrlichung dieser philosophischen Richtung betrachtet, so wird man auch von inhaltlichem Stand-

[1]) Man kann nicht einwenden, daſs die kynische Quelle, die Lucian bei diesen Schriften hatte, diese Schätzung der kynischen Lehre nahe legte; denn so einfältig war unser Schriftsteller doch wohl nicht, daſs er derartige Stellen mit übernommen hätte, wenn sie nicht zur Zeit der Abfassung seiner eigenen Ansicht entsprochen hätten.

Digitized by Google

punkt[1]) nichts gegen die Echtheit des Dialogs 'Der Kyniker' sagen können, der eine Rechtfertigung des kynischen Lebens enthält. Dort weist der Kyniker dem Lykinos gegenüber nach, dafs die einfache Kleidung, dafs der Bart, dafs die schlichte Lebensweise das Naturgemäfse und nicht er zu tadeln sei, sondern diejenigen, die so viel Sorgfalt auf gleichgültige Dinge verwenden und sich selber damit überflüssige Mühe und überflüssigen Kummer verursachen. Die Szenerie ist nicht weiter ausgearbeitet, Lykinos erklärt zum Schlufs seine Meinung gar nicht.[2]) Das Ganze hat noch so wenig künstlerische Form wie der Nigrinus. Es hat auch noch nichts Humoristisches oder Satirisches, genau wie jene Schrift; das kann indessen unmöglich für einen Beweis der Unechtheit gelten. Den Stil hat Hirzel richtig als den rhetorischen erkannt, der noch ein Überbleibsel der früheren Periode ist; er entspricht völlig dem im Nigrinus[3]), wie auch die geringe Ausarbeitung des Dialogs bei beiden Schriften gleich ist. Aber auch der Inhalt ist aufserordentlich ähnlich. Was Lucian

[1]) Auch Bruns, Rh. M. XLIII 175 betrachtet 'Demonax' und 'Kyniker' als die Darstellung der Lebensbilder von echten Philosophen, die der Entlarvung der Schlechten als natürliches Äqnivalent gegenübergestellt ist.

[2]) So erinnert der Schlufs an die platonische Art, die anch im 'Anacharsis' sich zeigt. Als Moment für die Unechtheit darf man das (mit P. Schnlze, Progr. Dessan 1891 S. 6/7) unmöglich benutzen, ohne eine petitio principii zu begehen.

[3]) Die vielen Anaphern wie *ἔχειν* 5, *τὰ δὲ* 7, *πόσων* 8, *σκόπει* 8, *ποτὲ δὲ* 18 finden sich ebenso im 'Nigrinus', so *φίλος* 15, *πᾶσαι* 16, *τὸν δὲ* 20, *πόσα* 22, die zahlreichen Teilungen mit *μέν* und *δέ*, wie *τοῦτο μέν*, *τοῦτο δὲ* 5 sind ebenso im 'Nigrinns' 16 18 28 vorhanden, Aufzählungen wie 17 oder 18 auch 'Nigr.' 20 25 26. Bernays redet von einer 'Kahlheit' des Stils im 'Kyniker' (S. 105); das beruht auf einem Verkennen der Absicht des Schriftstellers. Der Stil ist in so fern durchaus nicht kahl, als er Bilder bringt. Das Bild von dem grofsen Gastmahl, das Gott den Menschen giebt, ist durchans schön (6/7). Der Vergleich des von Begierden und Leidenschaften gelenkten Menschen mit dem schwachen Reiter, der dem Willen seines Pferdes anheimgegeben ist (18), oder mit dem vom Sturzbach Fortgerissenen ist ein trefflicher Schmuck der Darstellung. Dazu kommt der Hinweis auf Herakles, Theseus, Chiron, der die Ausführung belebt. Anch die Erwähnung der Eriphyle (8) scheint mir echt zu sein; denn gerade die Ansdrucksweise pafst in den Stil, den ich nicht als kahl, sondern als beabsichtigt naiv bezeichnen möchte. Es redet ein Kyniker, ein Mann aus dem Volke; das sollen wir merken. Darum findet die Aneinanderreihnng mehrerer Gedanken durch *καὶ* oder sonst in einfachster Weise statt; darum werden dieselben Worte wiederholt in *τί δεῖ λέγειν* am Schlufs des Satzes und *τί δὲ δεῖ λέγειν* am Anfang der nächsten (9/10) oder *ἄθλιον μὲν . . . πολὺ δὲ ἀθλιώτερον* (5). Anch eine gewisse gesuchte Umständlichkeit gehört dazu wie 10: *εἴ τις ἀνθ' ἁμάξης ἐθέλοι τῇ κλίνῃ καθάπερ ἁμάξῃ χρήσασθαι.* Ganz charakteristisch ist die Wiederholung desselben Gedankens zur Bekräftigung wie in 11 das *οὐ πρὸς τοῦτο γέγονεν* und in 19 die ganz volkstümliche Wiederaufnahme: *προσίασι δὲ οἱ κομψότατοι καὶ ἐπιεικέστατοι καὶ ἀρετῆς ἐπιθυμοῦντες· οὗτοι μάλιστά μοι προσίασι, τοῖς γὰρ τοιούτοις ἐγὼ χαίρω ξυνών.* Man kann also ganz dentlich neben dem Rhetorischen eine gewisse Ethopoeie erkennen. Darum lehnt der Kyniker hier auch eine bestimmte Kenntnis der Sage von Eriphyle ab und erwähnt sie nur mit einem 'Ich glaube, so war es ja wohl'. Was Fritzsche aufser dem Stil gegen die Echtheit des 'Kynikers' vorbringt (II 2, 235 f.) bedarf keiner Widerlegung, der Stil aber erklärt sich durch die Absicht des Schriftstellers. Sonstige sprachliche Besonderheiten, wie Bieler, Progr. Hildesh. 1891 sie aufsucht, können nach meinem Empfinden gar nichts beweisen. Wohl jeder der Lucianischen Dialoge wird einen Ausdruck enthalten, der sich in

Digitized by Google

damals für platonisch hielt oder was ihm wenigstens allein Achtung vor dem Platoniker abgewann, ist ja gerade die einfache Lebensweise, und die ist durchaus kynisch; es wird dort (14 f.) gelehrt, den Reichtum zu verachten und der Natur entsprechend zu leben, denn wer das nicht thut, 'der kostet nicht die Freiheit, der kennt nicht die Offenheit der Rede, der schaut die Wahrheit nicht', alles kynische Güter. Dafs all die scheinbaren Genüsse so kurz sind und in Wahrheit so viel Mühe verursachen, wird im 'Nigrinus' 33 und im 'Kyniker' 8 gleichmäfsig hervorgehoben, nnd die Sucht der Menschen, gerade das ihnen nahe Liegende und Einfache dem Fernen und schwer Erreichbaren hintanzusetzen, wird 'Nigrinus' 31 und 'Kyniker' 8 und 17 in ganz ähnlicher Weise besprochen. Ist es ein Wunder, dafs Lucian, sobald er erkannt hatte, dafs sein im 'Nigrinus' gezeichnetes Ideal eigentlich von den Kynikern völlig vertreten werde, dies in einer eigenen Schrift zum Ausdrnck brachte? Dafs er dabei sich als den Überzengten hinstellt, ist doch nicht so auffallend, da er ja auch im 'Nigrinus' sich als den Belehrten vorführt; unmöglich konnte er die Rolle des Kynikers selbst übernehmen, da er kein Kyniker war und auch zu wenig Selbstüberwindnng nnd Selbstentäufserung besafs, um es jemals anders als in dem aristippisch gefärbten Sinne Menipps sein zu wollen, ohne die äufseren Abzeichen. Man könnte vermnten, dafs erst diese für den Kynismns in ihm erwachte Begeisterung ihn auf die Benutzung kynischer Schriftstellerei gebracht hat. Denn seine ersten Dialoge, wie die Meeresdialoge[1]), zeigen doch noch sehr stark sophistisches Interesse, während Humor oder Satire noch fehlen.

Aber aufser dem 'Kyniker' hat Lncian noch eine andere Verherrlichung der kynischen Richtung geschrieben, den 'Demonax', der nicht weniger dem Verdammungsurteil anheimgefallen ist. Und doch kann man gerade aus der dort gegebenen Charakteristik entnehmen, was Lncian dazu veranlassen konnte, das Leben des Demonax zu schildern; er fand in ihm das kynische Ideal, wie es ihm selber zusagte, nicht in jener abschreckenden Strenge und mit gesuchter Häfslichkeit, sondern in einer milderen Form, die der Bildung nicht entbehrte. Demonax vereinte attische Anmut mit der Einfachheit kynischer Lebensweise, er vereinte die Natur des Sokrates und des Diogenes in einer Person.[2]) Dafs in dieser Schrift die Sammlung der witzigen Aussprüche des Demonax einen so bedeutenden Raum einnimmt, ist entschuldbar, weil ja diese treffenden Antworten ein Stück des kynischen Wesens ausmachen.[3]) Anch

den anderen nicht wiederfindet, und zu verschiedener Zeit, von verschiedenen Gesichtspunkten aus wird auch der Stil verschieden. (Vgl. Wendland, Quaest. Muson., Berl. 1886, S. 18; Hirzel, Dialog II 311).

[1]) Joost, Festschrift f. Friedländer S. 174 will sie zu den späteren, von Lucian etwa in den Fünfzigen verfafsten Dialogen rechnen, die sprachlichen Gründe, die er anführt, passen aber, soweit ich sehe, ebensogut zu einer frühen Abfassungszeit. Als Vorstufe für die satirischen Werke betrachtet auch Hirzel diese Dialoge (II 295).

[2]) *πρᾶος καὶ ἥμερος καὶ φαιδρός* Kap. 9.

[3]) Nur hier könnten (mit P. Schulze, Progr. Dessau 1891 S. 7 f.) Interpolationen vorliegen — ich sage nicht, dafs sie vorliegen, aber die lockere Form der Sammlung ermöglichte leicht das Einschieben einzelner Apophthegmen. Im übrigen sind die Inter-

Digitized by Google

eine Darstellung vom Leben des Naturmenschen Sostratos durch Lucian (Demon. 1) erscheint von den hier entwickelten Gesichtspunkten aus wohl keine Unmöglichkeit mehr; die Tendenz war eben, zu zeigen, wie nützlich ein der Natur entsprechendes Leben sei. Durch seinen Aufenthalt unter freiem Himmel, das Schlafen auf der Erde und Sich-Ernähren von dem, was das Gebirge ihm darbot, zeigte er sich auch als eine Art Kyniker. Die Gründe, die man gegen die Echtheit des Demonax vorgebracht hat, sind nur subjektiver Natur. Dafs uns die Schrift über Sostratos nicht erhalten ist, kann kein Argument dagegen bieten, so wenig wie die Erwähnung des Peregrinus (21), ohne dafs der Schriftsteller die Gelegenheit benutzt hätte, dem Philosophen einen Fnfstritt zu versetzen. Für die Aufzählung der Apophthegmen mufs man etwa an die Herzählung der Orakelsprüche im 'Alexander von Abonuteichos' denken. Aus der Verehrung des Verfassers aber für die kynische Lehre, die Bernays (S. 104) wohl hauptsächlich zu seinem Verdammungsurteil geführt hat, darf man wider Lucians Autorschaft nichts folgern.

Diese Verehrung zeigt sich auch in der kynischen Tendenz, die mehreren Schriften Lucians zu grunde liegt. Am deutlichsten sieht man das in den 'Totengesprächen'. Mit einer gewissen Absicht ist das erste Gespräch an den Anfang gestellt, weil es sofort eine Verspottung des gesamten menschlichen Treibens und der irdischen Güter bietet; die Reichen werden verhöhnt (1, 1 und 3), Schönheit wird als vergängliches Gut hingestellt (1, 3, wie dann später in 18 und 25); menschliche Weisheit, wie sie bei den Philosophen sich offenbart, wird als überflüssiges Zeug bezeichnet (1, 2), und endlich wird den Armen das Evangelium gepredigt: Weinet nicht, denn die Reichen sind vor dem Angesicht des Todes um nichts besser denn ihr (1, 4). Hochmut und Thorheit der Reichen bilden oftmals das Objekt der Satire; so wird den Begüterten und Schlemmern in 2 ein *γνῶθι σαυτόν* vorgehalten, wie sie auch im 'Totenorakel' 12 als besonders für die Strafen in der Unterwelt prädestiniert bezeichnet werden. Wenn dem Mikyllos im 'Hahn' das Unglück des Reichtums vorgeführt wird, so sahen wir, dafs diese Person wahrscheinlich auf kynisches Vorbild zurückzuführen ist (Hirzel, Dial. II 325, 2; Dümmler, Akadem. S. 243, 1). Wie alle menschliche Pracht und Herrlichkeit im Tode vergeht, das lehrt auch sehr deutlich Gespräch 10, wo jeder den unnützen Ballast ablegen mufs, ehe er sich in Charons Kahn begiebt. Das ist die Lehre der Weltentsagung und Bedürfnislosigkeit, wie sie uns noch aus den Resten der Reden des Wanderpredigers Teles (vgl. IV A Hense) entgegentritt. Dazu gehört auch die Selbstgenügsamkeit und Zufriedenheit, die derselbe Teles (II) vertreten hat; sie wird am Schlufs von Gespräch 26 mit den vernünftigen Worten aus-

---

polationstheorien von Schwarz und Thieme eitel Phantasien. Neuerdings neigt Leo, obwohl zweifelnd (Die griech.-röm. Biographie S. 83) dazu, das Verdammungsurteil von Bekker und Bernays zu bestätigen: ihn bewegt vor allem die Form der Vita, die nicht dem Sophisten entspricht. Man mnfs aber bedenken, dafs Lncian den Demonax im Alter geschrieben hat, und dafs von Reisen und dergl. bei diesem Philosophen nichts zu sagen war, also nur seine Apophthegmata übrig blieben.

Digitized by Google

gesprochen: Man mufs verständig sein und sich mit dem zufrieden geben, was einen trifft, und nichts für unerträglich halten. So empfiehlt auch Tiresias im 'Totenorakel' (21) das Leben des Laien als bestes, mit dem Prinzip, stets sich mit dem Vorhandenen zu begnügen, lachend an allem vorüberzugehen und sich für nichts zu ereifern. Die kynische Lehre von der Nichtigkeit des Lebens, das nur einem leeren Schauspiel gleicht, bei dem die Mitwirkenden zum Schlufs sämtlich ihre Masken abgeben müssen[1]), mitunter auch schon während der Vorstellung wechseln, wird ziemlich breit im 'Totenorakel' 16 (vgl. Schiff 46) ausgeführt; die Kyniker liebten derartige Vergleiche für das Leben, so mit einem Gastmahl (Teles 11, 3 H.), mit einer Festversammlung (10, 13), mit einem Kriegsdienst (41, 12)[2]), und wenn Seneca Ep. 76, 31 und 80, 7 das Bild von dem Leben als Mimus im einzelnen ausführt, so geht auch dieser Vergleich höchstwahrscheinlich schon auf kynische Quellen zurück. Aber weiter! Auch in der Verspottung der volkstümlichen Mythologie, des Orakelwesens und der Götterlegenden fand Lucian bei den Kynikern seine Vorbilder und vertrat somit kynische Tendenz. Die zahlreichen in den Himmelssaal aufgenommenen Gottheiten geben im 'Tragischen Zeus' und in der 'Götterversammlung' den Anlafs zum Spott. Der vergötterte Herakles mit seinem Scheinkörper in der Unterwelt wird 'Totengespräch' 16 verhöhnt; es ist nicht unmöglich, dafs der Spott des Diogenes auf Herkules, von dem Tertullian Ad nat. I 10 (79, 23 R.) zu berichten weifs, das letzte Vorbild war für die Satire auf das eigentümliche Zwillingsbrüderpaar, das in der einen Person des Herakles steckt. Daneben ist es der sinnlos durstende Tantalos — er kann ja doch nicht noch einmal sterben — und der Tiresias, der eine Zeit lang Weibergestalt gehabt hat, die zur Satire reizen (Totengespr. 17 28); noch mehr natürlich die Legenden von Alexanders Geburt und seine Vergöttlichung (13 14). Wie der Kyniker keinen Tempel besucht und kein Opfer darbringt (Iulian. Or. VI 199 B 200 A) und um nichts zu beten weifs, so kritisiert Lucian die Thorheit der Opfer in einer eigenen Schrift (Über die Opfer) und stellt sich selbst als Lykinos im 'Schiff' (46) als wunschlos hin. Nichts ist bezeichnender, als dafs er in 'Des Zeus Widerlegung' den Kyniskos zum Sprecher macht, um die Verkehrtheiten der stoischen und epikureischen Götteranschauung aufzudecken; der Kyniskos spricht dabei des Schriftstellers eigenste Ansicht aus. Dafs die Verspottung der Philosophenschulen auf kynisches Vorbild zurückgeht[3]), haben wir schon

[1]) Dasselbe Bild wird auch von den Philosophen gebraucht, die Zeus (Icarom. 29) den tragischen Schauspielern vergleicht, denen man nur Masken und Goldgewand zu nehmen braucht, damit nichts übrig bleibt als ein armseliges Menschlein, das sich für sieben Drachmen verdungen hat. Im 'Fischer' (32) heifst es sogar, dafs man nach Abnahme des äufseren Schmuckes einen Affen findet.

[2]) Vgl. Praechter, Hierokles der Stoiker, Register S. 157.

[3]) Natürlich spricht auch die Einwirkung der Komödie mit, deren Einflufs auf Lucian wohl noch eingehender dargestellt werden könnte, als es bisher geschehen ist. Wenn das Lob der Laien bei ihm so hervorgehoben wird (s. S. 179), so scheint das nur ein Nachklang zu sein der Komikerworte (Mein. IV 405): *τούς γε φιλοσόφους ἐν τοῖς λόγοις φρονοῦντας εὑρίσκω μόνον, ἐν τοῖσι δ' ἔργοις ὄντας ἀνοήτους ὁρῶ.*

mehrfach hervorgehoben; sind uns auch keine derartigen Werke der Kyniker erhalten, so haben wir doch in den Sillen des Timon, die ihrerseits jenen nachgebildet sind (Wachsmuth S. 65 ff.), einen deutlichen Beweis dafür, wie die Streitsucht der Philosophen untereinander den Gegenstand der Satire abgab, und auch Varro, der 'römische Kyniker', läſst uns ja die Art der Verhöhnung der dogmatischen Philosophen in den kynischen Schriften noch ahnen. Es ist bezeichnend, daſs die beiden Werke, in denen auf die Widersprüche der Philosophen untereinander, aber auch den Gegensatz zwischen ihrer Lehre und ihrem Leben hingewiesen wird, bei Lucian gerade mit dem Namen Menipps verbunden sind. Im 'Icaromenipp' (5—9) werden die verschiedenen metaphysischen Ansichten zusammengestellt, und Elemente, Atome, leerer Raum, Materie, Ideen u. s. w. erscheinen dem Menipp als ein solches Chaos, auch die theologischen Anschauungen so verschieden, die meteorologischen zum Teil so seltsam, daſs er daraus den Grund zu seiner Himmelfahrt herleitet, um sich bei Zeus Rats zu erholen. Damit schwimmt Lucian völlig im Fahrwasser der Kyniker (Wachsmuth, Sillogr. S. 80); handelt es sich doch im Grunde um den Beweis für den Satz, den Varro so scharf ausspricht: *Postremo nemo aegrotus quicquam somniat tam infandum quod non aliquis dicat philosophus.* Ähnlich werden im 'Totenorakel' (4—6) die ethischen Lehren[1]) nebeneinander gestellt, deren völlige Verschiedenheit, zumal sie alle im Tone der vollsten Überzeugung vorgetragen werden, den Menipp veranlaſst, den Gang in die Unterwelt zum Seher Tiresias zu wagen. Ganz offen dokumentiert Lucian hier seine Abhängigkeit, indem er dem Menipp in beiden Werken die Hauptrolle zuschreibt. Daſs das 'Totenorakel' auf Menipps 'Nekyia' zurückgeht, ist ebenso wahrscheinlich, wie daſs in der 'Lebensversteigerung' der 'Verkauf des Diogenes' (Diog. Laert. VI 29) benutzt ist oder die Anregung gegeben hat. Für das 'Gastmahl' existierte das gleichnamige Werk Menipps als Vorbild[2]) (Athen. XIV 629 f); dessen Briefe, die nach der Fiktion die Götter zum Absender hatten, werden für die 'Kronosbriefe' Lucians der erste Anstoſs gewesen sein; daſs sie es auch für die 'Götterdialoge' waren (s. Susemihl, Alex. Litt.-Gesch. I 45), erscheint mir bei dem Fehlen jeglicher brieflichen Form in diesen sehr zweifelhaft.

[1]) Schon diese Ungleichheit bei der sonstigen Übereinstimmung spricht für die Echtheit beider Werke; denn diese gegenseitige Ergänzung wäre doch sehr auffällig für den Nachahmer, verständlich für den Autor selber, der auf diese Weise, wenn er auch die gleichen Mittel benutzt, doch eine gewisse Variation in die Motive bringt. Die Verteidigung von Hirzel, Dial. II 318 ist in so weit sicher richtig. Nur glaube ich, daſs der Icaromenipp zuerst geschrieben ist und die Nekyomanteia mit ihrer Übergehung der metaphysischen und naturphilosophischen Ansichten und Besprechung der Ethik die Ergänzung bildet. Es ist nicht nötig, daſs der Icaromenipp zur Unterscheidung vom Menipp so genannt ist, da solche scherzhaften Doppelnamen im Wesen der menippischen Satire liegen (z. B. Ödipothyestes bei Varro). Die Zeitbestimmung für den Icaromenipp bei Fritzsche ist nicht überzeugend, noch weniger, was Wasmannsdorf vermutet, Luc. scripta quae ad Menippum spectant, Diss. Jena 1874, S. 32.

[2]) Wenn bei Lucian auch der Kyniker mitgenommen wird, so spricht das nicht dagegen, wie Hirzel richtig bemerkt Dial. II 313. Daſs die Kyniker auch ihre Brüder nicht ausnehmen vom Spott, sahen wir ja auch bei Peregrinus (Tat. Ad Graec. Kap. 25).

Eine Schrift verlangt hier noch eine besondere Erörterung, weil die kynische Tendenz, die in diesem Fall allerdings echt griechisch ist und mit der allgemeinen Auffassung übereinstimmt, darin gänzlich verkannt oder an falscher Stelle gesucht ist, der 'Anarcharsis'. Nach der jetzt geläufigen Ansicht[1]) wäre in diesem Dialog die Person des Anacharsis, der die gymnastischen Übungen der Griechen verspottet, der Vertreter kynischer Anschauung, übernommen aus einem alten kynischen Dialog. Aber die Beweise dafür zeigen nach meinem Empfinden eine Lücke, in so fern das, was der Skythe sagt, und sein Standpunkt überhaupt kynisch sein soll. Denn erstens wiesen die Kyniker, darin Sokrates folgend, gar nicht jede Übung im Gymnasium ab (vgl. Norden, Jahrb. f. Phil. Suppl. XVII 298 ff.), sondern sie verlangten nur eine richtige Schätzung der Leibesübungen und wandten sich gegen die berufsmäfsigen Athleten, wie man etwa heutzutage den Radsport für sehr nützlich, aber die berufsmäfsigen Radler, die in den Rennen auftreten, für sehr unnütze Menschen halten kann. Nur diese Berufsathleten werden von den Kynikern verspottet, so von Diogenes in dem Witzwort, in dem auf die Muskelfülle hingewiesen wird (Diog. Laert. VI 49), so auch bei Lucian 'Totengespräche' 10, 'Charon' 8.[2]) Nur ein solcher Berufsathlet heifst 'dick' und 'fleischig'. Dafs dagegen auch die Kyniker Gymnastik trieben, lehrt uns vor allem das Wort des Antisthenes (Joh. Damasc. Stob. Mein. IV S. 198, 16): 'Diejenigen, die tüchtige Männer werden wollen, müssen sowohl den Körper in den Gymnasien üben, wie auch die Seele erziehen', und nicht minder Diogenes, der (Diog. Laert. VI 30) seine Schüler körperliche Übungen treiben liefs, aber nicht in Athletenweise, sondern um einer gesunden Gesichtsfarbe und des Wohlbefindens willen.[3]) Der Anacharsis bei Lucian aber will von jeglicher Übung im Gymnasium nichts wissen, sie erscheinen ihm alle unnütz und lächerlich. Zweitens aber spottet der Skythe in unserem Dialog darüber, dafs die Jünglinge im Kampfe Schläge erhalten und in jeder Weise vom Gegner mifshandelt werden; auch verhöhnt er die Geifselungen der Lakonen. Das widerspricht völlig der Ansicht der Kyniker, da sie weder den Schmerz (s. Lebensverst. 9) noch die Mifshandlung überhaupt beachteten. Von Diogenes wie von Krates (Diog. Laert. VI 33, 89) wird erzählt, wie sie offenbare Kränkung mit Gleichmut aufnahmen. Ja, die Kyniker pflegten vielmehr, um sich gegen den Schmerz abzuhärten, fast mönchische Selbstpeinigung vorzunehmen, wie von Diogenes berichtet wird, dafs er sich im Sommer im heifsen Sande wälzte und im Winter Marmorstatuen umarmte, um sich gegen Frost und Hitze unempfindlich zu machen (Diog. Laert. VI 23).[4]) Auch in späterer Zeit waren derartige Kraftproben gerade bei ihnen nichts Ungewöhn-

[1]) S. Hirzel, Dialog II 285 nach R. Heinze, Philol. L 458 ff.

[2]) *ὁ ἐκ Κρότωνος ἀθλητής. ἐπικροτοῦσι δὲ κτλ.* scheint übrigens ein echt kynisches Wortspiel zu sein.

[3]) *ἐρυθήματος χάριν καὶ εὐεξίας.*

[4]) Deshalb verspottet ja auch Philemon (Mein. IV 53), dafs er zur Abhärtung im Sommer einen dicken Mantel, im Winter aber Lumpen trage.

liches; behielten doch nach Cassius Dio (LXXVII 19) die Kaiser Severus und Caracalla den Kyniker Antiochus in ihrem Feldlager, damit er durch seine Ausdauer gegenüber der grimmen Kälte den Soldaten zum Vorbild diente. Deshalb vertritt nicht Anacharsis, sondern Solon in dem Lucianischen Dialog den kynischen Standpunkt; er hebt wiederholt hervor, dafs diese Gymnastik die Körper stählt[1]), stellt aber diese Kräftigung in deutlichen Gegensatz zu dem Athletentum, indem er die Jünglinge, die so geübt sind, als jeder faulen und glänzenden Fleischigkeit wie jeder blassen Magerkeit bar bezeichnet[2]), weil die Leibesübungen alle schlechten Stoffe ausscheiden, wie die Worfschaufel die Spreu vom Weizen sondert. Und wie Diogenes bei seinen Zöglingen eine frische Farbe und Wohlbefinden erzielen will, so hebt Solon eben diesen Erfolg für die jungen Leute durch solche Übungen hervor.[3]) Als ein besonderer Zweck der Gymnastik erscheint ihm die Abhärtung gegen die Witterung; man mufs dahin kommen, dafs man weder bei Sonnenglut sich schlecht fühlt, noch bei Kälte abfällt[4]), dafs man nicht vor Schweifs vergeht und keucht, selbst wenn die Mittagssonne noch so sehr brennt (Kap. 25), dafs weder Hitze noch Frost dem Körper schädlich sind (Kap. 26); das wird Solon nicht müde auseinanderzusetzen. Das ist aber gerade das Ziel, das die Kyniker erstreben. Und — was am bezeichnendsten ist — als ein anderer Diogenes erweist sich Solon sogleich durch die That und zeigt, wie weit er es infolge dieser Übungen im Gymnasium gebracht hat; Anacharsis hält die Glut der Mittagssonne, die seinen blofsen Kopf trifft, nicht aus und bittet in den Schatten zu treten, aber Solon, obwohl ein alter Mann, wird nicht im geringsten durch die Hitze belästigt, was bei jenem die höchste Verwunderung erregt (Kap. 16); da erklärt der Grieche die Abhärtung als Folge der von Anacharsis verspotteten Leibesübungen. Es wird aber auch von Solon nicht das Hauptgewicht auf die körperliche Ausbildung gelegt, sondern wie die Kyniker in der Tugend das Endziel sahen, so giebt er mit Nachdruck als letztes Streben das an, dafs die Bürger gut an Seele und stark an Leib werden[5]) (Kap. 20). Also wird in dem ganzen Dialog die kynische Tendenz von Lucian nicht bekämpft, sondern vertreten; nicht Anacharsis spricht für sie, sondern Solon. Wenn das Ganze scheinbar ohne Erfolg endet — einen gewissen Erfolg schliefsen ja die Worte des Anacharsis am Schlufs, dafs er sich die Sache noch einmal ruhig überlegen wolle, doch ein —, so liegt das an dem platonischen Vorbild[6]), das ja in der ganzen Szenerie sich hier noch deutlicher zeigt, als in irgend einem

[1]) Kap. 6: *ἀκμὴν οὐ μικρὰν ἐπάγει τοῖς σώμασιν.* Kap. 24: *δυσπαθέστερα γὰρ καὶ καρτερώτερα τὰ σώματα γίγνονται αὐτοῖς διαπονούμενα.*

[2]) Kap. 25: *οὐ πολυσαρκίαν ἀργὸν καὶ λευκὴν ἢ ἀσαρκίαν μετὰ ὠχρότητος ἐπιδεικνυμένους* und bald darauf: *οὔτε ῥικνοὶ καὶ κατεσκληκότες οὔτε περιπληθεῖς ἐς βάρος.*

[3]) Dem *ἐρύθημα* und der *εὐεξία* entsprechen genau die gewählten Ausdrücke Kap. 25: *ὑπέρυθροι* (Kap. 33 *ἐρυθριῶντες*) und *τοσαύτης εὐεξίας ἀπολαύοντες.*

[4]) Kap. 24: *ὡς μήτε θάλπος δυσχεραίνειν μήτε πρὸς κρύος ἀπαγορεύειν.*

[5]) *ὅπως οἱ πολῖται ἀγαθοὶ μὲν τὰς ψυχάς, ἰσχυροὶ δὲ τὰ σώματα γίγνοιντο*; auch Kap. 21 wird die seelische Ausbildung besonders herausgestrichen.

[6]) S. Croiset, Essai sur la vie de Lucien S. 50; W. Schmid, Philol. L 300 Anm. 2.

anderen Dialoge Lucians; ähnlich endet z. B. mit scheinbarem Mifserfolg und mit einer Verabredung für den nächsten Tag der 'Laches'; Ähnlichkeit hat auch der Schlufs des 'Kratylos'.

Wenn sonst Zweifel waren betreffs der Abhängigkeit Lucians von den Kynikern, so sagt er selber offen im 'Doppeltverklagten' (33)[1]), dafs Menipp sein litterarisches Vorbild ist; aber diese Zusammengehörigkeit ist nicht nur eine litterarische, sonst hätte er nicht die Kyniker zu Trägern seines Gedankens gemacht. Wir sehen also, dafs Lucian dieser philosophischen Richtung besonders zugethan war, und der Grund leuchtet auch ein: weil sie sich fern hielt von allem Dogmatischen und jeder Spekulation; das Negative und Auflösende der kynischen Lehre sagte ihm zu. Mit den Epikureern fühlte er sich eins, soweit sie mit den Kynikern übereinstimmten, d. h. in der Vernichtung der Volksreligion; aber ihre Atomenlehre ist ihm zuwider; mit den Kynikern kann er immer gehen, da sie sich über alles hinwegsetzen und über dem Leben stehen. Nur ihre Auswüchse verwirft er; und wenn unter dem Schein kynischen Wandels allerlei Schwindel verübt wird, oder wenn die kynische Lehre von ihren eigenen Anhängern aufs gröblichste verletzt wird, indem man Kult mit Toten treibt, dann versendet er seine giftigen Pfeile auch gegen diese Übelthäter, aber er selber erscheint dabei in gewissem Sinne als kynischer Prophet. So ist es kein Wunder, dafs er auch den Demonax noch in höherem Alter schrieb, selbst wenn die 'Ansreifser' nnd der 'Peregrinus' vorhergegangen waren; ja im Gegenteil, der Anlafs zu dieser Schrift wird um so klarer: den falschen Anhängern sollte das Bild des wahren Kynikers gegenübergestellt werden. Auf jeden Fall war also die Vorliebe Lucians für die kynische Lehre eine sehr anhaltende und tiefe.[2])

Lucian war kein Philosoph und hatte auch keine Neigung einer zu werden; er war nur oberflächlich mit einzelnen Thatsachen und Lehren vertraut, die er nach dem Vorbild der Komödie und der Kyniker witzig verwenden konnte; das zeigt nnsere Untersuchung ganz klar. Den meisten Schulen steht er mit voller Gleichgültigkeit, einzelnen Persönlichkeiten mit lauer Anerkennung gegenüber, was ihn nicht hindert, auch über sie zu spötteln, nur um komische Darstellungen zu schaffen und einen Lacherfolg zu erzielen. Nur mit zwei Schulen hat er eine etwas nähere Berührung, und einer dritten begegnet er mit starrer Feindschaft; die Stoiker verfolgt er nicht mehr mit dem Scherz des Humoristen, sondern mit dem beifsenden Spott, den Epikureern zollt er teilweise Beifall, völlig steht er nur auf dem Boden der Kyniker, eben weil sie

[1]) Ebenso auch 'Fischer' 26. Ob Bruns (Rh. M. XLIII 93) mit Recht aus dem verallgemeinernden Ausdruck dort schliefst, dafs die Philosophen im 'Fischer' selber die 'Lebensversteigerung' nur als letztes nnd frechstes Produkt einer ganzen Reihe von Schriften gleicher Tendenz ansehen, erscheint mir zweifelhaft. Der Sprecher Diogenes giebt jedenfalls keinen Anhalt zu dieser Annahme, da er sonst nicht verspottet ist.

[2]) Es wäre schön, wenn damit ein für allemal die Fabel von dem Hafs Lucians gegen den Kynismns abgethan wäre, die seit Bernays immer noch in einzelnen Köpfen spukt und als Argument gegen die Echtheit mancher Schriften herhalten mufs.

Digitized by Google

am wenigsten Philosophen sind. Seine eigene philosophische Richtung, wenn man davon bei ihm reden darf, war auf die Dauer nicht die epikureische, wie öfter behauptet wird, weil der Alexander an einen Anhänger dieser Schule gerichtet ist und ein einseitiges Lob ihres Stifters enthält, sondern ein gemilderter Kynismus. Dafs er deshalb nicht wirklich zum Kyniker wurde und die äufseren Abzeichen desselben annahm, wird kaum Wunder nehmen bei einer so wenig tiefen Natur, wie Lucian es war. Für diesen Mangel an Festigkeit legen ja auch die Schwankungen Zeugnis ab, denen er in seinem Leben unterworfen war. Seine ganze Entwickelung als Litterat hängt von seiner Stellung zur Philosophie ab. Als er des Lebens als Wanderredner satt war, machte ein Platoniker zuerst auf ihn Eindruck; es ist nicht unwahrscheinlich, dafs ihn das dem platonischen Dialoge, den er als rhetorisches Vorbild schon benutzt hatte, erst nahe brachte und ihn auf das Zwiegespräch überhaupt führte, dem er zunächst noch öfter eine Verwendung gab im Sinne der bisher von ihm getriebenen Sophistik. Die Platoniker fesselten ihn nicht; er erkannte, dafs das, was er an Nigrinus bewundert hatte, kynisches Ideal war. So kam er zu den Kynikern, und hier fand er die litterarische Gattung, für die er sich besonders eignete und in der er hinfort zu Hause war; es erging ihm ähnlich wie unserem Humoristen Reuter, dafs er erst spät erkannte, für welches Gebiet er eigentlich geschaffen sei. Diese Benutzung des kynischen Vorbildes aber wurde auch der Wegweiser für seine weitere Entwickelung; sie brachte es mit sich, dafs er die gesamten Philosophenschulen[1]) in den Kreis seiner possenhaften Darstellungen zog, nicht um sie zu bekämpfen — dazu war er selber zu wenig Philosoph —, sondern um das Publikum zu unterhalten. Nur die Stoiker heben sich ihm mehr und mehr aus dem Rahmen der übrigen heraus, so dafs er ihnen mit ätzendem Hohn begegnet. Dadurch wird er allmählich zum Satiriker, wo er anfangs nur Humorist war. Je mehr er sich in diesem Fahrwasser wohl fühlte, um so weiter schritt er und endete so als Pamphletist. Dem entsprechend geht er auch von feiner Ironie durch Witze und Schwänke zu Gehässigkeit und Verleumdung vor. Seine platonischen Dialoge, wenn man sie wegen der Nachahmung der Form so nennen kann, sind entweder ernst gehalten oder doch erst allmählich leise ironisch gefärbt. Durch das Vorbild der Menippischen Schriften wurde er zu den possenartigen Darstellungen geführt, die ihn auf der Höhe seines Könnens zeigen; mit übermütiger Laune und phantasievoller Erfindungsgabe vereint er kluge Berechnung, wie aufs Publikum zu wirken sei. Sobald einmal die satirische Ader in ihm erwacht war, verliefs er auch den einseitigen Stoff, den ihm die Philosophen boten, und behandelte die Rhetorik, die Historiographie oder so allgemeine Themen wie den ungebildeten Bücherfreund und die für Honorar gedungenen Hausphilo-

[1]) Es ist beachtenswert, dafs selbst in einer Schrift wie dem 'Lügenfreund' Lucian die Philosophen zu Trägern des Gesprächs macht, wo es sich doch nur darum handelte, ähnlich wie im 'Toxaris' einen Rahmen für seine Novellen zu finden. Dafs er dies Werk, das mit den Milesiaca Ähnlichkeit hat, benutzt, um die Philosophen zu streifen, ist bezeichnend.

Digitized by Google

sophen.[1]) Bei diesen letzten zeigt er sich schon nicht mehr in der Fülle seiner Kraft; man fühlt sich nicht nur durch die Ähnlichkeit der Schilderung an den deklamierenden Juvenal erinnert. So versiegt der Witz allmählich, und die Schriften gegen Peregrinus[2]) und Alexander zeigen mehr einen verleumderischen Polterer als den kunstvoll erfindenden Satiriker; Scherz und Humor sind verschwunden, und nur die Grobheit der Invektive ist geblieben. Das empfand Lucian selbst, als er im Alter noch einmal zur sophistischen Rezitation zurückkehrte. Dafs diese einzelnen Perioden seiner litterarischen Thätigkeit scharf geschieden sind, ist nicht notwendig; er konnte wohl aus der einen noch einmal in die andere zurückgreifen. Immerhin liegt die innere Entwickelung des Schriftstellers im ganzen klar vor uns, auch wenn die Sisyphusarbeit nie gelingen sollte, im einzelnen die Abfassungszeit seiner Werke zu bestimmen.

[1]) Beide Schriften denke ich mir nicht vor den siebziger Jahren des II. Jahrhunderts geschrieben; für die zweite s. Hofmann, Krit. Untersuch. zu Luc., Nürnberg 1894, S. 34.

[2]) Dafs auch der 'Peregrinus' erst in die siebziger Jahre zu setzen ist, wird wahrscheinlich durch das, was wir oben über sein Verhältnis zu den 'Ausreifsern' gesagt haben.



JUTURNA
UND DIE AUSGRABUNGEN AUF DEM RÖMISCHEN FORUM

Von Ludwig Deubner

Dionys von Halikarnafs[1]) erzählt im Anschlufs an die Beschreibung der Schlacht beim See Regillus, in der die Latiner nach hartnäckigem Kampfe von den Römern geschlagen wurden, folgende wunderbare Geschichte. In dieser Schlacht, heifst es, seien dem Diktator Postumius und seinem Gefolge zwei Reiter erschienen, an Schönheit und Körpergröfse weit alle Sterblichen überragend, den ersten Flaum im jugendlichen Antlitz, voran der römischen Reiterei, mit ihren Lanzen die Widerstand leistenden Latiner bedrängend und sie vor sich hertreibend in wilder Flucht. Und als die Schlacht mit dem Siege über die Feinde und der Einnahme ihres Lagers am späten Abend ihr Ende gefunden, seien auf dem römischen Forum gleichermafsen zwei Jünglinge gesehen worden in kriegerischer Rüstung, von aufsergewöhnlicher Gröfse und Schönheit und gleichen Alters, die Spuren eines wilden Kampfes auf den erhitzten Gesichtern und an der Leine geführt die schweifstriefenden Rosse. Die hätten sie angebunden und mit dem Quellwasser gewaschen, das bei dem Heiligtum der Vesta aufsprudelnd einen kleinen tief liegenden Teich bildet, und das Volk hätte sich um sie gedrängt und nach dem Schicksal des Heeres gefragt, und sie hätten ihnen von dem Kampfe erzählt, wie es geschehen sei, und dafs der Sieg auf ihrer Seite. Dann wären sie vom Forum gegangen und verschwunden, und keines Menschen Auge hätte sie wiedergesehen trotz aller Bemühungen des Stadtpräfekten. Und als dann am folgenden Tage der Senat vom Diktator den Bericht über die Schlacht und die Epiphanie der Dämonen erhalten habe, da hätten sie erkannt, dafs die Götter selbst ihnen erschienen seien, und wären

[1]) Ant. VI 13.

Digitized by Google

inne geworden, dafs es die Dioskuren, die Gottessöhne waren. An diese unglaubliche nnd wunderbare Epiphanie der Dämonen — so fährt der Historiker fort — erinnert in Rom mancherlei: so der Tempel der Dioskuren, den die Stadt auf dem Forum an der Stelle baute, wo die Götter gesehen wurden, die Quelle daneben, die als ihr Eigentum gilt und heilig gehalten wird bis auf diesen Tag, und reiche Opfer, die das Volk alljährlich durch seine obersten Priester darbringen läfst an den Iden des Juli, dem Tage, da der Krieg beendet ward; aufser dem allen aber der nach dem Opfer stattfindende Aufzug der Ritter, die im Purpurgewande, den Olivenkranz im Haar, vom Heiligtum des Mars aufserhalb der Stadt durch die Strafsen Roms und über das Forum ziehen bis hin zu dem Tempel der Dioskuren.

Das ist eine echte, rechte Kultlegende mit Epiphanie und Tempelgründung, Opfereinsetzung und festlicher Prozession, und gewifs eine der schönsten. Göttersöhne sind jung, schön und grofs, das sind weit verbreitete typische Züge; sie erscheinen urplötzlich vor dem staunenden Auge, und ebenso plötzlich sind sie verschwunden: man weifs nicht von wannen sie kommen und wohin sie fahren. Florus[1]) fügt in seinem Bericht über jene Schlacht hinzu, die Dioskuren seien auf weifsen Rossen erschienen, vorbeisausend wie zwei Gestirne: dies mit besonderer Beziehung auf eine festgewordene Typik der Dioskurengestalten.[2]) Ein genrehaftes Motiv hat sich angesponnen: Sueton im Leben des Nero Kap. 1 und Plutarch in dem des Ämilius Paulus Kap. 25 berichten uns, dafs die Dioskuren an der Quelle dem ersten, der ihnen begegnete, den Auftrag gaben, den Sieg der Römer dem Senat und Volk zu melden, und zum Zeichen, dafs sie wahr gesprochen, den schwarzen Bart jenes Mannes durch Berührung in einen rötlichen verwandelten, was ihm den Namen Ahenobarbus, Erzbart, Rotbart, eintrug. Ein genrehaftes Motiv, und doch nicht loszulösen von der Vorstellung, dafs zur Epiphanie der Gottheit ein Wunder gehört. Nicht anders ist es zu verstehen, wenn Valerius Maximus[3]) in der Übertragung der ganzen Legende auf die Schlacht von Pydna erzählt, dafs die Thür des Dioskurentempels offen stand, ohne von Menschenhand berührt zu sein.

Bei eben diesem Valerius Maximus finden wir auch den Namen der Quelle angegeben, an der die Dioskuren ihre Rosse wuschen, und gleicherweise in dem Parallelbericht des Florus[4]): es ist der sogenannte *lacus Iuturnae*, das Bassin der Juturna.

Es ist begreiflich, dafs die Sage von den ritterlichen Götterzwillingen, die im Fluge die Siegesbotschaft bringen, noch weitere Anwendung gefunden hat.

[1]) Epit. I 5, 4.

[2]) Die hier und weiter unten angeführten Züge sind schon bei den lakonischen Dioskuren ausgebildet. Von Interesse ist in dieser Hinsicht die Erzählung des Paus. IV 27, 1 ff., auf die mich Usener aufmerksam macht. Zwei schöne Jünglinge, Panormos und Gonippos aus Andania, begeben sich zu Rofs, in weifsem Chiton und purpurner Chlamys, den Pilos auf dem Kopf und den Speer in der Hand, in das lacedämonische Lager, wo gerade ein Fest der Dioskuren gefeiert wird. Man betet sie an, und sie benutzen die Gelegenheit, ein Gemetzel unter den Feinden anzurichten.

[3]) I 8, 1. [4]) Epit. I 28, 14 f.

So wird sie von Florus[1]) und Plinius[2]) mit Anknüpfung an die Cimbernschlacht bei Vercellae erzählt und von Cassius Dio mit Bezug auf die Schlacht bei Pharsalus. Und wieder begiebt sich ein Wunder[3]): nicht nur, dafs vor der Schlacht Blitze in das Lager des Pompejus schlagen und über dem Wallgraben des Cäsar ein Feuerzeichen in der Luft erscheint nnd in den des Feindes niederfährt, sondern zu Pergamon erhebt sich im Tempel des Dionysos ein Lärmen von Tympanen und Zymbeln, zu Tralles wächst eine Palme auf in dem Tempel der Nike, und das Götterbild selbst wendet sich nach dem Standbild des Cäsar um; in Syrien aber verkünden zwei Jünglinge den Ausgang der Schlacht und verschwinden dann plötzlich. Freilich ist hier nicht die Epiphanie der Grund eines Wunders, sondern selbst ein solches; hier ist es der Entscheidungskampf um die Herrschaft über die Erde, der die Gemüter in äufserste Spannung und Erregung setzt; darum werden die Götter in den Tempeln unruhig: der Weltgeist hält den Atem an.

Es thut dem religionsgeschichtlichen Werte der zu Beginn vorgeführten Kultlegende keinen Eintrag, dafs sie in einigen Zügen vorgebildet ist durch die Sage vom wunderthätigen Eingreifen der Dioskuren im Kampfe der Lokrer gegen die Krotoniaten.[4]) Sie ist nicht Zng um Zug jener nachgebildet, wie Wissowa noch neuerdings hat drucken lassen[5]), vielmehr in sehr wesentlichen Punkten verschieden. Das Gemeinsame beschränkt sich darauf, dafs die Dioskuren auch als Bundesgenossen der Lokrer in der Schlacht an ihren Flügeln erscheinen, schon durch ihre Bewaffnung sich vom übrigen Heere unterscheidend, von aufsergewöhnlicher Gröfse, auf weifsen Rossen und im Purpurgewande; sie verschwinden, als die Schlacht zu Ende ist. Die Kunde vom Siege dringt am selben Tage nach Korinth, Athen und Sparta, ein Motiv, das auch in dieser Weise selbständig häufig begegnet und znsammenhängt mit der Ausbildung der personifizierten Fama und verwandter Gestalten. Im übrigen wird von den Lokrern erzählt, dafs sie vor dem Kampfe nach Sparta reisten und um Hilfe baten; die Spartaner wollten nicht nein sagen und halfen sich damit, dafs sie den Lokrern ihre Dioskuren als Bundesgenossen anboten. Die Gesandten waren es zufrieden, opferten unter günstigen Vorzeichen, richteten den Göttern auf ihrem Schiffe ein Lectisternium her und fuhren gutes Mutes in die Heimat. Sie holen sich ihre Götter, zu den Römern kommen sie von selbst. Das Bedeutsame für den römischen Kult liegt gerade in der Erzählung von ihrer Epiphanie auf dem Forum der Stadt und in ihrer Anknüpfung an den Quellkult der Juturna, und damit kommen wir zu unserem eigentlichen Thema.

Was uns die litterarische Überlieferung an Nachrichten über die Quelle der Juturna aufbehalten hat, ist überans dürftig. Durch die Kultlegende des Dioskurenheiligtums war ihre Existenz an der Nordecke des Palatin gesichert. Es ist möglich, dafs der Name von einer Quelle in der Nähe des Flusses

[1]) Epit. I 38, 20. [2]) N. h. VII 86. [3]) Cass. Dio XLI 61.
[4]) Die Hauptstelle bei Trogus-Justin XX 2 3, vgl. Diodor VIII 32.
[5]) Religion und Kultus der Römer (München 1902) S. 216, 7.

Numicus, nicht weit von der latinischen Stadt Lavinium, nach Rom übertragen wurde, wenigstens spricht Servius in seinem Äneis-Kommentar von jener heilkräftigen Quelle und fügt hinzu, die Römer hätten sich das beim Opfer nötige Wasser von dorther geholt und der in ihr wirkend gedachten Gottheit geopfert, um keinen Wassermangel zu leiden.[1]) Jedenfalls ist der Kult der römischen Quelle uralt. Dafs er nicht unbedeutend war, konnte man daraus schliefsen, dafs Cicero[2]) von Statuen spricht, die beim *lacus* der Juturna standen, und dafs Properz, als er seinen Freund Tullus zur Rückkehr in die Heimat bestimmen will und zu diesem Zwecke die Schönheiten Italiens preist, unter den Gewässern neben einander die Seen von Albano und Nemi nennt und das heilkräftige Wasser, von dem das Rofs des Pollux trank: *Albanus lacus et socia Nemorensis ab unda potaque Pollucis nympha salubris equo.*[3])

Nach dem ersten Punischen Kriege erhielt die Quellnymphe einen Tempel auf dem Marsfelde, den der Konsul Q. Lutatius Catulus gelobt hatte.[4]) Am 11. Januar, vermutlich dem Jahrestage einer Restauration durch Augustus, feierte man in Rom die Juturnalia, ein Fest, an dem sich ganz besonders die Wassertechniker beteiligten.[5])

Damit ist unsere Kenntnis vorläufig am Ende, denn was wir sonst hören, ist Poesie und ein Stück genealogisierender Spekulation. Vergil hat im letzten Buche der Äneis Juturna als die Schwester des Turnus eingeführt: Juno sendet sie hinab von den Höhen des Mons Albanus in das Schlachtgetümmel, Turnus und den Rutulern beizustehen; 'Nymphe' wird sie auch hier angeredet und Herrin der Seen und rauschenden Ströme genannt (134 ff.). Sie feuert die mutlosen Scharen zum Kampfe an und sendet ihnen vom Himmel ein günstiges Vorzeichen (222 ff.); als Äneas den Turnus sucht, stöfst sie den Lenker ihres Bruders vom Wagen, ergreift selbst die Zügel und jagt rastlosen Laufes bald hier- bald dorthin über das Schlachtfeld, um Turnus den Blicken des troischen Helden zu entziehen (468 ff.). Aber es ist umsonst: Dira, die Todesfurie, erscheint in Gestalt eines kleinen Unglücksvogels zum Zeichen, dafs das Schicksal des Bruders besiegelt ist; Juturna verhüllt seufzend ihr Haupt mit dem bläulichen Schleier und verbirgt sich in der Tiefe des Stromes (843 ff.).

Vergil deutet kurz ein Liebesverhältnis an zwischen Juturna und Juppiter (140 f.). Ovid[6]) hat das aufgegriffen und zu einem hübschen Märchen ausgestaltet: Juppiter stellt, von Liebesqualen gefoltert, der schönen Nymphe nach; aber sie flüchtet vor ihm und birgt sich im Haselgebüsch oder in den Wasserfluten. Da ruft der Göttervater die Najaden zusammen und bittet um ihre Hilfe. Aber Lara, die vorwitzige, warnt Juturna und hinterbringt den Vorfall der Juno. Juppiter ergrimmt, reifst der Schwätzerin die Zunge aus und sendet sie unter Merkurs Geleit in die Unterwelt; sie wird Mutter der Laren.

Eine versprengte Notiz hat uns Arnobius in seiner Polemik gegen die

[1]) Serv. Aen. XII 139. [2]) Pro Cluentio 36, 101.
[3]) Prop. III 22, 25 f. [4]) Serv. a. a. O.
[5]) Ov. Fast. I 463; Serv. a. a. O. Aust, De aedibus sacris S. 45.
[6]) Fast. II 583 ff.

heidnische Götterwelt erhalten[1]): dort heifst Juturna die Tochter des Volturnus und gebiert dem Janus einen Sohn Fontus, eine durchsichtige und späte Genealogie: die römische Religion kannte kein Eltern- und Kindesverhältnis.

Die litterarischen Quellen versiegen. Aber das Wasser der Juturna sprudelt wie ehedem aus dem Boden hervor zwischen den drei Säulen des Castor-

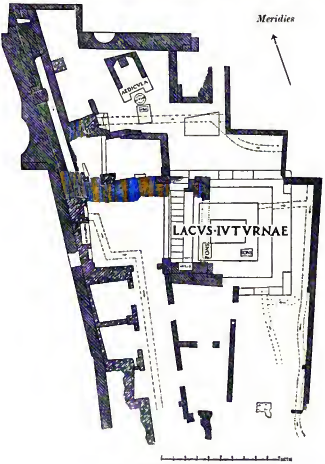


Fig 1 nach Notizie Fig 13

tempels und dem Herde der Vesta: die Ausgrabungen der letzten Jahre haben auch den *lacus Iuturnae* wieder ans Licht gebracht. Freilich ist sein Wasser heute nicht mehr trinkbar.

Mit der Quelle sind auch die Räumlichkeiten aufgedeckt worden, die sie umgaben, und die Reste der Götterbilder, die dort ihre Verehrung genossen.

[1]) Adv. nat. III 29.

Wir wollen eine kurze Wanderung durch die Ruinen des Heiligtums unternehmen und aus den Trümmern eine Vorstellung zu gewinnen suchen von einem Stück alten Götterglaubens.

Die Resultate der Ausgrabungen sind in einem zusammenfassenden Berichte der *Notizie degli scavi* von Boni, dem derzeitigen Leiter der Forumsarbeiten, niedergelegt worden, unter Beigabe ausführlicher Pläne und zahlreicher Abbildungen.[1]) An diesen Bericht schliefse ich mich im folgenden an.

Wir betreten den Bezirk an der Nordostecke.[2]) Hier fallen zur Linken zwei trapezförmige Räume ins Auge, von denen der zweite mit einer Tonnenwölbung überdeckt ist; bei dem ersten ist diese heruntergestürzt, aber der Ansatz kenntlich. Wir haben die Substruktion einer Rampe vor uns, die langsam ansteigend

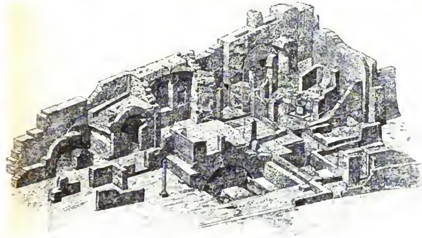


Fig. 2 nach Notizie Fig. 14

zu der Höhe des Palatin hinaufführte. Die Anlage, die in die Zeit der ausgehenden Republik fällt, bestand also aus einer Reihe paralleler Quermauern von zunehmender Höhe; über diese wölbte man die Tonnen, die eine Seitenfront von Bogen bildeten, so, dafs das rechte Ende eines jeden Bogens höher auflag als das linke und zugleich ebensohoch wie das linke des folgenden Bogens; auf diese Bogen endlich kam die langsam ansteigende schiefe Ebene zu liegen. Die Quermauern sind aus *opus incertum*, jenem rohesten, aus Steinbrocken bestehendem Baumaterial, das man nach aufsen mit Stuck zu verkleiden pflegte; die Wölbung ist aus Tuffblöcken hergestellt, die Zwickel sind wiederum mit *opus incertum* gefüllt. Das zurückliegende Ende der tragenden Quermauern und der entsprechende Teil des Gewölbes wird von einer Mauer

[1]) Notizie degli scavi 1901 S. 41—144. Dieser Publikation sind auch unsere Abbildungen entnommen bis auf die Kopfleiste und Fig. 6, die nach neuen, von Amelung freundlichst besorgten Photographien hergestellt sind.

[2]) Links unten auf dem Plan Fig. 1. Vgl. Fig. 2.

Digitized by Google

der Kaiserzeit geschnitten, deren Richtung um 8 Grad von der der Rampe abweicht. Der Bogenfront sind Bogen aus Ziegelsteinen addossiert, die auf Pilastern von gleichem Material ruhen; sie berühren also mit ihrer Innenseite die Tuffbogenfront der Gewölbe. Der Fuſs der Rampe ist zerstört, das linke Auflager des ersten Bogens ist noch vorhanden; auch hier ist ein trapezoider Raum erkennbar.

An die beiden zu Anfang betrachteten Räume schlieſst sich nach Süden ein Zimmer von gröſseren Dimensionen, ungefähr $5\frac{1}{2}$ m im Geviert. Es war bedeckt mit einem Kreuzgewölbe, dessen Stützmauern 3,47 m vom Boden aufstanden. In der Mitte der Hinterwand befindet sich eine bedeutende Nische, von zwei kleineren Nischen flankiert; unten der Rest eines Marmorsockels, dessen Länge der Nischenbreite entspricht; er war somit bestimmt als dekorativer Abschluſs zu dienen. Eine Thür der Nordwand leitet in den Korridor, der an der Front der Rampenbogen vorbeiführt, ihr linker Pfeiler weist Spuren von Marmorbekleidung auf. Die Südwand ist groſsenteils durch die Fundamentmauern der Kirche S. Maria Liberatrice zerstört, die nunmehr ihrerseits den Ausgrabungen zum Opfer gefallen ist. Das Zimmer ist bedeckt mit einem Paviment aus *opus spicatum*, so genannt nach seiner Ähnlichkeit mit einem Ährenmuster, darüber legte man später Ziegelfliesen, die noch jetzt den gröſsten Teil des Bodens bekleiden. Dieses Zimmer ist dadurch entstanden, daſs man zwei Rampengewölbe und die dazwischen liegende Quermauer rasierte. Weiter südwärts sind die letzten kümmerlichen Spuren der Rampensubstruktionen sichtbar, auch hier haben die Fundamente der Kirche nichts mehr übrig gelassen.

Südlich von dem soeben erwähnten groſsen Zimmer findet sich ein anderes, etwa halb so groſs wie jenes. Es hatte eine Thür in der Südwand, die später zugemauert wurde. Der Boden war mit demselben Paviment von Ziegelfliesen gedeckt wie der des benachbarten Zimmers; ein Ziegel trägt den Stempel des ausgehenden II. Jahrh.

In dem schon erwähnten Korridor, der die Rampenfront entlang läuft, fand man drei Pavimente übereinander: zu unterst das *opus spicatum*, darüber die Ziegelfliesen, endlich zu oberst rohes Mosaik: schwarze Figuren auf weiſsem Grund. Man erkennt maritime Szenen, ein Boot mit einem Ruderer, Felsen, Fische, einen Wasservogel, Andeutung des Wassers durch horizontale Linien, einen zweiten Ruderer mit Petasos auf dem Kopf und den Rest eines Sternes.

Von diesem Korridor führen zwei Thüren im Westen in je ein Zimmer. Das südliche von ihnen ist seinerseits durch eine Thür im Westen mit einem weiteren Raum verbunden. Diese Thür war durch eine Säule in zwei Teile geteilt, der nördliche wurde später durch eine Mauer geschlossen. Die Säule hat einen kanellierten Schaft aus schwarzem Marmor und ruht auf einer weiſsen Marmorbasis, der ein Travertinblock als Grundlage dient. In der Mitte des südlichen, an den Korridor angrenzenden Zimmers fanden sich Reste eines hübschen Mosaiks auf weiſsem Grunde mit schwarzer Einkantung, gemustert durch quadratisch eingesetzte schwarze Steinchen mit einem Abstand von 0,11 m. In dem Erdgeröll, das den Fundamentmauern der zwei Zimmer am Korridor

addossiert war, fand man aufser Lampen, geringen Schmuckgegenständen, Vasenscherben lokaler, unteritalischer und aretinischer Fabrik auch das Fragment eines Terracotta-Antefixes mit grinsender Medusenfratze.

Wir begeben uns in die Südostecke des Heiligtums: hier lenkt sogleich ein kleines Bauwerk unsere Aufmerksamkeit auf sich, die Ädicula oder Kapelle der Juturna, offenbar dazu bestimmt, das Kultbild der Quellgottheit aufzunehmen. Sie besteht aus Cella und Pronaos. Ihr Grundrifs hat die Form eines Trapezes, weil die südliche Hinterwand mit den Seitenwänden keine rechten, sondern mit der östlichen einen spitzen, mit der westlichen einen stumpfen Winkel bildet; man hat den schiefen Eindruck dadurch zu mildern gesucht, dafs man an der Westseite den Bewurf in einer Stärke von 0,06 m auftrug, während er an der Ostecke nur eine solche von 0,015 m erreicht. Die Rückwand der Cella ist nischenartig, prismatisch ausgestaltet; vor ihrer Mitte befindet sich eine quadratische Aufmauerung aus Ziegeln, die Basis des Kultbildes. Der Pronaos springt um $^3/_4$ m vor, eine Marmorschwelle trennt ihn von der Cella. Seine Frontaxe weicht von der der Cellathür um 3 Grad ab. Auch ist die Innenseite der Anten nicht rechtwinklig zum Stylobat, sondern bildet rechts einen Winkel von 96, links einen solchen von 97 Grad. Auf der Oberfläche des Stylobats sind zwei Marmorplatten erhalten, er war auch an der Front und an den Seiten mit Marmor bekleidet. Aus demselben Material ist die Dekoration, die sich um die Basis des Pronaos herumzieht. Auf den Anten liegen zwei grofse Travertinquadern, auf dem Stylobat standen zwei Säulen. Die attische Basis auf der linken Seite ist nicht *in situ* gefunden, aber mit Wahrscheinlichkeit an diese Stelle gesetzt worden. Das Epistyl der Ädicula war stückweise verbaut, an verschiedenen Stellen; die linke Ecke ist erhalten, und man erkennt die Einarbeitung für die vortretende Blume des anstofsenden Kapitells. Der Fries enthält die Eintiefungen für die Bronzelettern der Inschrift IVTVRNAI · S. Die Oberfläche des Frieses ist mit dem Pickhammer bearbeitet, wohl um die Spuren einer früheren Inschrift zu tilgen, von der einige Klammerlöcher herzurühren scheinen.

Vor der Ädicula steht die schöne Brunnenmündung, das Puteal. Der in die Tiefe gehende Brunnenschacht, aus Splittern, Steinbrocken und zerstofsenen Scherben gebaut, hat senkrechte Wände, die ein achteckiges Prisma bilden, mit Seiten von 25—30 cm Breite und einem Radius von 30 cm. Die Tiefe beträgt 3,80 m. Das Innere des Puteals ist cylindrisch. Der aufsen konische Schaft, eingeschlossen von schön ornamentierter Basis und Rand, trägt die ihrem Charakter nach auf Augusteische Zeit weisende Inschrift *M. Barbatius Pollio aed(ilis) cur(ulis) Iuturnai sacrum rest(ituit). puteal.* Die Buchstaben *rest* sind getilgt und kaum mehr zu sehen, sie sind wie das Wort *puteal* ein Zusatz etwa des II. Jahrh.[1]) Das Puteal stand ursprünglich in der Axe der Ädicula, wurde aber später, wie es scheint, ein wenig seitlich verschoben, um die Aufschrift gemäfs einer neuen Orientierung in andere Frontlinie zu bringen. Diese

[1]) Dies und die genauere Datierung der übrigen Inschrift nach einer freundlichen Mitteilung Hülsens.

Digitized by Google

neue Orientierung, die sich in der ersten Kaiserzeit durchsetzte, hat auch die übrigen disharmonischen Verhältnisse der Ädicula mit verschuldet. Nach ihr richtet sich vor allem der gleich zu besprechende *lacus*, der eben darum in dieser Gestalt jünger sein mufs als das Puteal. Die Brunnenmündung war ursprünglich für einen Aufzug berechnet, daher auch die beträchtliche Höhe von nahe an 1 m. Es kam eine Zeit, wo man das nicht mehr bequem fand, wo man begann die Eimer direkt an Stricken hinunterzulassen. Damals legte man die grofse Marmorplatte vor das Puteal, damals bekleidete man die Basis des Puteals mit *opus Signinum* (gestofsenen Scherben mit Kalk verbunden), so genannt nach der Stadt Signia, heute Segni, in Latium, damals grub man wohl auch von neuem in den oberen Rand die Inschrift *M. Barbatius Pollio aed. cur. Iuturnai sacrum.* Von der eifrigen Benutzung, deren sich der Brunnen auch unter also veränderten Umständen erfreute, zeugen die Furchen, die die Stricke im Rande des Puteals zurückgelassen haben, und die Beobachtung, dafs die Marmorplatte stark abgetreten ist. Die Reliefdarstellung eines vor dem Puteal liegend aufgefundenen, nun wieder aufgestellten Altars (s. Fig. 3) zeigt einen Krieger in voller Rüstung und eine weibliche Figur in Chiton und Mantel mit dem Szepter im Arm zu seiner Rechten, die mit lebhafter Gestikulation auf ihn einzureden scheint: Turnus und Juturna, die Gestalten des Vergilischen Epos.



Fig. 3 nach Notizie Fig. 36

Wir wenden uns endlich zum sogenannten *lacus*. Ein rechteckiges Bassin, 5,13 m lang, 5,04 m breit und 2,12 m tief. Es ist umgeben von Reticulatmauerwerk, das eine Art umlaufende Bank bildet, und diese Bank wird ihrerseits auf drei Seiten, im W. N. und S. durch Mauern aus *opus incertum*, mit Resten einer auflagernden Travertinstufe, begrenzt. Die Westmauer ruht auf einem tiefer liegenden Stratum von Tuffquadern. Die östliche Wand, durch einen gleich zu erwähnenden parallelen Einbau abgetrennt und mit diesem ein längliches Gemach bildend, besteht aus drei horizontalen Lagen von Tuffquadern, deren unterste auf einer Schicht von *opus incertum* ruht; darunter befindet sich ein Tuffpaviment, das zur Bekleidung des ältesten Lacus diente und in gleicher Weise orientiert ist wie die Ädicula. In der Mitte des Bassins erhebt sich ein Pfeiler, 1,78 m hoch. Seine Längsseiten laufen den Bassinwänden parallel, die Querseiten haben eine um ein geringes abweichende Richtung. Um den Pfeiler läuft an drei Seiten eine Stufe. Der Kern des Pfeilers besteht wie die Bassinbank aus dem *opus reticulatum* der frühen Kaiserzeit, mit Ecken von Tuffziegeln. Bassin, Bank und Pfeiler waren ganz mit Marmorplatten verkleidet, wovon bedeutende Reste erhalten sind.

Digitized by Google

Auf dem Boden des Bassins in der Nordost- und Nordwestecke sind zwei rechteckige Vertiefungen eingeschnitten: hier sprudelt der Quell der Juturna noch heute empor. Das Wasser kommt aus einer Kiesschicht, die von einem Stratum roten Lehms überdeckt wird; dieser Lehm bildet sich durch Abwaschungen vom Tuff des Palatin. Die nordöstliche Qnellöffnung ist 1,27 m lang nnd 0,68 m breit. Man hatte in später Zeit diese Ecke des Bassins abgeschlossen, indem man eine Marmorplatte vertikal zwischen dem Pfeiler und dem östlichen Einbau auf die Kante stellte und einen Altar rücklings zwischen den Pfeiler nnd die Nordwand legte. Diesen Raum benutzte man als Latrine. Eine mittelalterliche Treppe führte jenseit der Marmorplatte zum Bassin hinab. Die westliche Öffnung ist 0,85 × 0,60 m grofs.

Das Wasser steigt im Bassin 1,06—1,11 m über das Marmorpflaster, mit einer mittleren Höhe von 11,28 m über dem Meeresspiegel; bis zu demselben Niveau steigt auch das Wasser im Brunnen vor der Ädicula.

Am östlichen Rande des Bassins baute man in Hadrianischer Zeit auf die Bank jene bereits erwähnte Mauer, die mit der Ostmauer des Bassins einen länglichen Raum einschliefst. Ihr ist ein Bogen addossiert, der eine Ziegelmauer trägt. Diese Mauer zeigt die Spuren einer Thüre mit Pilaster und rechts davon vorausznsetzender zweiter Öffnung. Beide Thüren entsprechen nicht der Axe des Bogens und sind mit weniger gutem Ziegelwerk verbaut. Ein grofser Rifs in dem Bogen und dem darüber befindlichen Teile des Mauerwerks hängt mit der Anlage der Latrine zusammen.

Von den Funden, die im Bassin gemacht wnrden, sind besonders bemerkenswert die Reste einer Dioskurengruppe und ihrer Rosse, zum Teil originale griechische Arbeit aus der ersten Hälfte des V. Jahrh.[1]); besonders schön ein wohl erhaltener Pferdekopf (s. Fig. 7). Die Reste zeigen Spuren gewaltsamer Zerstörung. Weiter sind zu erwähnen das Fragment einer Artemisstatuette (Oberkörper und Oberarme), eine Büste des Pluton-Serapis und jener im nördlichen Teile des Bassins gefundene Altar, der zur Abtrennung der Nordostecke diente; er trägt auf allen vier Seiten Reliefs: Juppiter mit Szepter und Blitz, Leda mit dem Schwan, die Dioskuren, beider Söhne, und eine weibliche Gestalt mit Fackel (s. Fig. 4), die trotz ihrer Übereiustimmung mit Typen der Diana Lucifera auf römischen Münzen mit gröfserem Rechte wird Helena benannt werden dürfen[2]), da diese als Lichtgöttin vorkommt und als Schwester der Dioskuren das Familienensemble vervollständigt. Von geringerem Interesse ist

[1]) Amelung schreibt mir: 'Die Fragmente der Dioskurengruppe zerfallen in zwei Gruppen, die sich schon äufserlich durch den Marmor unterscheiden. Die einen sind aus sehr grofskrystallinischem, die anderen aus kleinkrystallinischem Marmor. Zu der ersten Gruppe gehört der Pferdekopf und, soweit ich sehe, alle Fragmente der Dioskuren, zu der zweiten die übrigen Teile der Pferde. Die erste Gruppe macht durchaus den Eindruck original-griechischer Arbeit aus der ersten Hälfte des V. Jahrh., nicht übermäfsig fein und sorgfältig, aher charaktervoll und lehendig. Das andere ist dagegen gering und deutlich als späte Arbeit kenntlich. Augenscheinlich ist das ursprünglicho Werk einmal beschädigt worden, nnd eine Ergänzung war notwendig.'

[2]) Vgl. Petersen, Röm. Mitth. XV (1900) S. 343.

Digitized by Google

das Fragment eines Basreliefs mit Resten eines auf einem Podium sitzenden Mannes und zweier Supplikanten oder dgl. davor. Ein Tischfufs aus schwarzem Marmor zeigt als ornamentalen Abschlufs einen Tierkopf, dessen zoologische Bestimmung zwischen Greifen und Löwen schwanken kann. Die Hauptmasse der Funde aber besteht, wie bei einer Quellgöttin natürlich, aus zahllosen Gefäfsen und Gefäfsscherben. Ein besonderer Typus mit länglichem Körper, kurzem Halse, bandartigem Henkel und schmaler Ausgufsröhre an der Schulter, von grüner oder grünlicher Glasur, ist vertreten durch 81 Krüge; 62 davon haben $^3/_4$ des Gefäfskörpers von oben gerechnet mit vertikalen Schuppenbändern verziert; der untere Teil ist horizontal oder wellenförmig gerillt. Die übrigen 19 Stück, darunter eins mit drei Henkeln, haben keine Schuppen, aber die eingedrückten Serpentinlinien. 1500 Fragmente desselben Typus haben sich gefunden, darunter 200 gröfsere Stücke. Eine andere Gattung wird durch gelbliche Gefäfse repräsentiert, von denen an 50 heile Stücke und 2100 Fragmente zu Tage gekommen sind. Im übrigen tausendweise Fragmente aus rötlichem, schwärzlichem oder gelbem Thon, einige Stücke mit Engobe, sowie einige, die auf der Schulter kursive Inschriften mit schwarzer Tinte tragen. Im ganzen etwa 150 heile Gefäfse und weit über 4000 Fragmente.[1]) Zu erwähnen wäre noch ein eiserner Haken, etwa zum Herausfischen heruntergefallener Krüge, ein Altar aus Peperin, der in rohem Mauerwerk auf der nördlichen Bank des Bassins sich fand, ein Stück Korb-



Fig. 4 nach Notizie Fig. 49

¹) Karo datiert sie insgesamt nicht vor 500 n. Chr.

geflecht, ein steinernes Amulet, ein Tellerfragment aus rötlichem Thon mit Darstellung eines unbärtigen Christus, endlich das Fragment eines schönen Marmoraltars.

Der Platz zwischen dem *lacus* und der Ädicula ist mit Travertin gepflastert; darunter läuft in einer Tiefe von 1,84 m eine Bleiröhre, die in gebogener Linie vom *lacus* zum Brunnen führt nnd diesen gespeist zu haben scheint. Da, wo das Travertinpflaster fehlte, grub man nach und fand die eingestürzten Blöcke, sie ruhten auf Steinwerk, das seinerseits auf Tuffblöcken lag. Es kam ein trapezförmiges Bassin zum Vorschein mit ein wenig geneigtem Boden. Der rote Lehm des Grundes ist gedeckt mit Tuffpaviment in nord-südlicher Orientierung, dessen Richtnng nicht mit der der Bassinwände übereinstimmt. Von diesen ist die Südwand aus Tuffquadern, die drei übrigen aus *opus incertum*. Wahrscheinlich haben wir eine provisorische Konstruktion vor uns, die während der Anlage des jetzigen *lacus* zur Aushilfe dienen sollte.

Es ist noch eine Reihe von Funden zu erwähnen, die an verschiedenen Stellen des Heiligtums gemacht wurden: der untere Teil einer Athenastatue; eine Statue des Asklepios (s. Fig. 6), dem der Kopf und der rechte Arm fehlt, im Himation, den rechten Arm in die Seite gestemmt, mit der linken Hand eine Rolle haltend, neben ihm zur Linken vor dem Stab, um den sich die Schlange ringelt, ein Knabe, in der Linken einen Hahn an den Rückenfedern packend, in der Rechten ein dolchartiges Opfermesser: der Hahn ist als Opfertier des Asklepios durch die berühmte Schlufsstelle des Platonischen Phädon zur Genüge bekannt, ein bildliches Zeugnis stand bisher aus: dies ist das erste; ferner der fragmentierte Kopf einer Roma; der untere Teil einer Sitzfigur; ein archaistischer Apollo, gefunden in der Nische der nördlichen Qnerwand, die die Ostmaner des *lacus* und den parallelen Einbau miteinander verbindet; die Basis einer Gruppe von Mensch und Vierfüfsler, vielleicht Diana mit einem Hunde; andere Fragmente von Statuen, Reliefs und Architekturstücken; Fragmente einer schönen Marmorschale mit Zweigornament in Relief, Teile einer kleinen Fontänenanlage, ein entzückendes Stück Fries, von dem zugehörige Teile an manch anderen Stellen auch aufserhalb des Forums verbaut sind, mit Palmetten und grotesken Fratzen (s. die Kopfleiste); eine Weihinschrift an den Genius der Wasserstation, die Weihung eines *curator aquarum*; 10 Stück Mörser und Fragmente von solchen; Lampen, zahlreiche Gläserfragmente, besonders aus dem *lacus*; ein Instrument aus Knochen für Injektionen oder antiseptische Räucherung; endlich ein aretinisches Vasenfragment mit dem Kopf eines Meerdämon in Relief. Im Zimmer nördlich vom *lacus* fand man zwei Stücke einer Bleiröhre mit einer auf Vespasian bezüglichen Inschrift: vielleicht hat er wie beim Hause der Vesta, so auch beim *lacus* der Juturna irgend welche Restaurationsarbeiten veranlafst.

So weit die Ausgrabungen. Es ist nicht ohne Interesse, ihre Resultate mit dem flüchtigen Grundrifs zu vergleichen, der uns auf einem Fragment der sogenannten Forma Urbis, eines Marmorplans von Rom aus der Zeit des Septimius Severus, erhalten ist (s. Fig. 5). Wir sehen rechts ein Stück des durch

Inschrift bezeichneten Castortempels, nämlich die kleinen Räume, die sich an seiner östlichen Längswand befinden, links davon ein Rechteck mit zwei kleinen Quadraten in der Mitte, das wir nun leicht als den *lacus Iuturnae* wiedererkennen; die kleinen Quadrate sollen wohl die Quellen bezeichnen; an der Nordseite führen zwei Treppen zum Bassin hinab. Weiter nach links der Korridor und die daranstofsenden Rampensubstruktionen; das grofse Zimmer mit der Nische östlich vom *lacus* war noch nicht vorhanden, hier steht noch die Quermauer, die ihm später zum Opfer fiel. Links davon wird man die Rampe zu erkennen haben und die Stufen ihres unteren Endes. Auf die Abweichungen im einzelnen kann nicht näher eingegangen werden.

Welchen Charakter nun hatte das *numen*, das man sich an und in diesem Quell wirksam dachte? Welches waren die religiösen Vorstellungen, die sich um diese Stätte gruppierten, und welcher Art war die Ausgestaltung, die sie im Laufe der Zeit erfuhren? Die Legende lehrt uns, dafs ein alter römischer Kult an der Quelle bestand, an den sich der Kult der griechischen Dioskuren in frührepublikanischer Zeit anschlofs. Und dieser Zusammenschlufs war so eng, dafs nicht blofs der Tempel der Dioskuren sich dicht neben dem *lacus* der Juturna erhob — Valerius Maximus[1]) spricht von einem mit der Quelle verbundenen Heiligtum —, sondern auch die Quelle selbst, wie Dionys berichtet[2]), als heiliges Besitztum der göttlichen Zwillinge galt; und nun haben sich auch die Bilder der Dioskuren und ihrer Rosse in dem Bezirke der Juturna gefunden. Wie haben wir uns das zu erklären?



Fig. 5 nach Notizie Fig. 18

Petersen hat in seinem Aufsatze über die Dioskuren auf Monte Cavallo[3]) an die Legende angeknüpft und gemeint, wir müfsten die Erzählung von den raschen Reitern, die ihre müden Rosse nach der Reise am sprudelnden Quell erquicken, wohlmöglich in den unteritalischen Kultsagen voraussetzen, aus deren Bereich die Gestalten der Dioskuren nach Rom gekommen seien. Dadurch müsse eben ihre Ansiedelung neben dem Quell veranlafst sein, und man dürfe kaum an einen beliebigen Zug aus dem Leben denken, der sich an den vorhandenen Quell zufällig angelehnt habe. Um dies zu erhärten, sind dann mit grofser Gelehrsamkeit die Zeugnisse für die Beziehungen der Dioskuren zum

[1]) I 8, 1. [2]) S. oben S. 371. [3]) Röm. Mitth. XV (1900) S. 344 ff.

Digitized by Google

Wasser beigebracht. Das führt uns nicht weiter und nicht tief. Wir müssen auf das Wesen der in Rom verbundenen Gottheiten nnser Augenmerk lenken, wenn anders wir dem Verständnis näherkommen wollen.

Es bedarf zu diesem Zwecke einiger Bemerkungen über den Namen der Juturna. Da Servius[1]) die von ihm erwähnte Quelle in der Nähe des Numicus ausdrücklich als Heilquelle bezeichnet (*saluberrimus fons*), da Varro[2]) berichtet, dafs zahlreiche Kranke Wasser zu Heilzwecken von der Juturna holten, da er selbst die nahe genug liegende Ableitung gemacht hatte: *Iuturna, quae iuvaret*[3]), so durfte man darüber einig sein, dafs Juturna eben 'die Helfende' bedeutet. Da publizierte Tommassetti im Jahre 1871 die Weihinschrift eines in der Galleria lapidaria des Vatikan befindlichen Marmorbeckens[4]), die besagt: die beiden Tiberii Iulii Staphylus und Nymphius weihen dieses Becken aus eigenen Mitteln; darunter stehen die Buchstaben DIVTVR. Die ganze Inschrift ist doppelt eingegraben. Tommassetti löste das lezte Wort in *Diuturnae* auf und erklärte Diuturna für die ursprüngliche Namensform der römischen Quellnymphe. Mommsen[5]) hat dann die Philologen gescholten, dafs sie nicht längst die alte Form des Namens gefunden hätten, denn bei Cicero Pro Cluentio[6]) hätten alle Handschriften *diuturnae* statt *iuturnae* und dasselbe im Florus[7]) der Palatinische Codex. Auch hier, fügt er hinzu, habe zur Zerstörung eines traditionellen Irrtums ein Stein als beredter Zeuge aus dem Schofse der Erde aufsteigen müssen. Wissowa hat in Roschers Lexikon s. v. Juturna die Ansicht von Mommsen acceptiert. Mommsen hat sie in der 2. Auflage des ersten Halbbandes des Corpus inscriptionum Latinarum S. 327 wieder abgedruckt, und Wissowa hat sie in seinem vor kurzem erschienenen Buche über Religion und Kultus der Römer (S. 183) von neuem aufgenommen. Mommsens Angaben sind etwas zu modifizieren: an der Cicerostelle haben der Palimpsest und zwei andere Handschriften *diuturnae*, eine vierte *iuturnae* und eine fünfte, die mit dieser aus derselben Quelle fliefst, *diuturnae*, aber mit expungiertem *d*, ein ebenso sicherer wie unnötiger Beweis für die Leichtigkeit der Verschreibung. Im Florus hat die älteste Handschrift *iuturnae*, eine dritte das gleichwertige *uiturnae*, wo nur der *i*-Punkt zu versetzen ist. Endlich ist zu sagen, dafs bei Cicero vor dem Namen der Quelle *ad* steht, und bei Florus *apud*: damit wird die Lesung *Diuturnae* wankend, denn es lag für den Abschreiber nahe genug, das *d* zu dem folgenden Namen herüberzuziehen, der ihm dadurch aus einem *x* zu einer bekannten Gröfse wurde. Das Zeugnis des Marmorbeckens aber ist durch die Weihinschriften des Puteals und des Epistyls der Ädicula entkräftet, denn da man die Dativendung *-ai* archaisierender Weise, wohl nach alter Vorlage, beibehielt, so hätte man sicherlich auch die alte Namensform konserviert, wenn eine solche vorhanden gewesen wäre. Die vatikanische Inschrift ist stark abgerieben, und weder Zeit noch Fundort näher bestimmt; dafs der Name der Gottheit unter der abgekürzten Schlufsformel

[1]) A. a. O. [2]) De l. l. V 71. [3]) A. a. O. [4]) Bulletino dell' inst. 1871 S. 137.
[5]) Eph. epigr. I 36f. [6]) A. a. O. [7]) Epit. I 28, 14.

Digitized by Google

steht, ist zum mindesten ungewöhnlich: man darf zweifeln, ob er mit der Quellgottheit überhaupt etwas zu thun hat. Der Name *Iuturna* ist analog gebildet wie *taciturnus*, der schweigsame: es sind Ableitungen von Nominalstämmen auf *-tor* mit Suffix *-no -na.*[1]) Gerade in der Götterwelt sind weitere Parallelen zu finden: *Saturnus*, der 'Säer', und *Manturna*, die Göttin, die dafür sorgt, dafs die Frau nicht dem Manne fortläuft[2]): wir haben im Supinum freilich *mansum*, aber das *t* liegt vor im Freqnentativ *mantare* = 'verharren'. Ebendahin gehört auch der Flufs *Volturnus*, der 'Wälzende'. Alle diese Bildungen bezeichnen eine charakteristische Thätigkeit oder einen Zustand, Juturna ist also eine echte 'Sondergöttin'.

Juturna ist Heilgöttin, und die Kranken suchen bei ihr Gesundheit. Wissen wir von den Dioskuren etwas Ähnliches? Gewifs sind sie die Helfer schlechthin in aller Not, die σωτῆρες, die Heilande. Aber wir haben einen positiveren Anhalt. Ein abgelegenes Persins-Scholion[3]) giebt uns Kunde, dafs Castor und Pollux bei einer grofsen Seuche in Träumen den Römern die Heilmittel offenbarten, durch die sie gesund werden sollten. Damit taucht ein ganzes, grofses Gebiet religiöser Vorstellungen auf: die Krankenheilnng durch göttliche Offenbarung im Traum und die daraus hervorgegangene Sitte der Incubation, d. h. das Schlafen in einem Heiligtume zu dem Zwecke, einen iatrisch bedeutsamen Traum zu träumen. Wie weit diese Sitte verbreitet war, brauche ich hier nicht auszuführen. Dafs sie in dem Heiligtum der Dioskuren, in der Nachbarschaft der Juturna, geübt wurde, geht aus der Nachricht hervor, die in demselben Persius-Scholien aufbewahrt ist: es hätten in dem Tempel der Dioskuren Traumdeuter ihr Wesen getrieben, die die reinen und klaren Träume der Leute auslegten. Das spricht in Verbindung mit dem oben Gesagten dentlich genug. Zahllos sind die Weihungen auf Grund von Traumoffenbarungen, die uns erhalten sind; ihre typische Schlufsformel ist: *ex visu, ex iussu, ex oraculo* u. dgl. Nun haben sich bei der Phokassäule, also nicht weit vom Dioskurentempel zwei Weihinschriften gefunden, die heute am Nordrande der Basilica Julia aufgestellt sind: *ἀπωσικάκοις θεοῖς ex oraculo* und *Ἀθάνᾳ ἀποτροπαίᾳ ex oraculo*[4]), und auf den Stufen der Basilica hat ein Knabe sich eine Spieltafel zurechtgraviert, da steht hineingekritzelt *oraculo*: also hatte auch jener Müfsiggänger eine ähnliche Weihung vor Augen. Die eine der erstgenannten Inschriften gilt den übelabwehrenden Göttern, einer Mehrzahl: ich meine, es sind die Dioskuren; die andere Athena, der abwehrenden, also wieder einer 'helfenden' Gottheit. Ich denke, von hier aus gewinnen wir neues Licht, und es wird

[1]) Vgl. Corssen I 418. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dafs Bréal neuerdings in den Mémoires de la Société de linguistique de Paris XII (1901) S. 78 f. die Etymologie *quae iuvaret* für unmöglich erklärt, weil das Femininum zu **iutor iutrix* heifsen müfste. Auch er setzt mit Doederlein (Synonyme I 6) *Iuturna* = *diuturna* und paraphrasiert *qui dure toujours*. Von dieser Eigenschaft wird auch die Erzählung Vergils abgeleitet, nach der Juppiter der Juturna Unsterblichkeit verliehen hat. Das wieder aufgedeckte Heiligtum ist mit dem Tempel im Marsfelde verwechselt.

[2]) Augustin, De civ. Dei VI 9. [3]) Zu II 56 S 20 Buech. vgl. De incubatione S. 79.

[4]) IGSI 957.

noch heller, wenn wir Umschau halten unter den Göttergestalten, die uns durch die Juturnaausgrabungen wiedergeschenkt sind. Apollo ist als Gott der Heilkunst bekannt, und Pluton-Serapis ist jenen angedeuteten Vorstellungskreisen nicht fremd; aber von allergröfster Bedeutsamkeit ist die Statue des Asklepios, als Kultstatue wie keine der anderen charakterisiert durch den Opferknaben zu seiner Linken, nächst der Jnturna selbst, die wohl auf der Basis der Ädicula ihren Platz fand, an dem ausgezeichnetsten Orte des ganzen Bezirkes aufgestellt, in der Nische des Hauptraumes östlich vom Lacus. Denn dafs er dort stand, ist sicher: wurde er doch unmittelbar davor auf der Vorderseite liegend gefunden. Asklepios ist der Incubationsgott *par excellence*; wer kennt nicht die köstlichen Wundergeschichten ans Epidauros, wo alle Bresthaften die ersehnte Restauratiou finden, bis hinab zu dem Mann mit der Glatze, den die Freunde verhöhnen, und der, vom Gotte im Traum mit wunderthätiger Salbe behandelt, am nächsten Morgen sich eines prangenden Haarwaldes erfreut. Asklepios ist in diesem Bezirk an erster Stelle verehrt worden, und es ist nur ein anderes Wort, wenn ich sage: hier hat anch Incubation stattgefunden. Damit gewinnen wir vielleicht auch eine Erklärung für die mannigfaltigen Räumlichkeiten, die wir bei nnserer Wanderung dnrch die Ruinen kennen lernten: sie dienten zur Unterkunft der Heilung Suchenden; dafs man der göttlichen Heilkraft zu Hilfe kam, scheinen die gefundenen Mörser zu beweisen, die zu pharmazeutischen Zwecken gedient haben können.[1])



Fig. 6

So ist ein Stück Volksreligion vor unseren Augen lebendig geworden und anch auf die Dioskuren neues Licht gefallen. Wissowa schliefst in seinem nenen Buche den Abschnitt über Castor und Pollux mit dem Bemerken, dafs gerade in ihrer Stellung znr Volksreligion manches dunkel bliebe; das Wunderbarste aber läge darin, dafs sie zu Schwurgöttern für das römische Volk wurden, von der Verteilung der Schwüre *ecastor* und *edepol* auf Frauen und Männer ganz zu geschweigen.[2]) Gewifs ist unsere Überlieferung gerade für die religiösen Vorstellungen des niederen Volkes äufserst fragmentarisch, und

[1]) S. Notizie degli scavi S. 131. [2]) Religion und Kultus der Römer S. 219.

das ist nur natürlich, da dergleichen keinen Niederschlag findet in Litteratur und Kunst und es vielmehr als ein Zufall erscheint, wenn wir solche Kunde erhalten; und doch kann sorgfältiges Achten auf die versprengten Trümmer jener Überlieferungen immer noch belohnt werden; manchmal liegen sie freilich weit auseinander. Gerade für die Geltung der Dioskuren als Schwurgötter können wir über das Verwundern hinauskommen.

In der Lysistrate des Aristophanes V. 202 ff. bringen die Frauen einen Keiler zum Opfer dar. Lysistrate betet: 'Herrin Peitho und du, geliebte Trinkschale, nimm das Opfer an, gnädig gesinnt den Frauen.' Sie schlachten das Tier, und Kalonike ruft freudig aus: 'welch' schöne Farbe hat das Blut und wie glückverheifsend sprudelt es auf!' Und Lampito fügt hinzu: 'ja wahrhaftig, es duftet lieblich, beim Castor!' Lampito ist Lakonierin: Lysistrate begrüfst sie zu Beginn des Stückes (V. 78) mit den Worten: 'o liebste Lakonierin, sei mir gegrüfst, o Lampito!' Wir wissen, seit Dieterich sein Buch 'Pulcinella' schrieb, was der Ausländer als typische Figur in der Komödie bedeutet. Er ist an sich komische Figur, er ist das noch heute an sich für jeden italienischen Strafsenjungen, nicht blofs dann, wenn er es auch daheim ist. Alle Ausländer sprechen bei Aristophanes, wie genugsam bekannt, ihren heimischen Dialekt, aber sie schwören auch bei ihren heimischen Schwurgöttern. Wir lernen also schon aus dieser Stelle, dafs der Schwur bei Castor in Sparta geläufig war, und das findet seine Bestätigung gegen Ende des Stückes, wo der Schwur 'beim Castor!' noch einmal vorkommt, und zwar im Munde des lacedämonischen Herolds (V. 988). V. 81 schwört Lampito *ναὶ τὼ σιώ*, und die Scholien erklären korrekt: *τοὺς Διοσκόρους λέγει*; derselbe Schwur kehrt wieder im Munde eines Lakoniers V. 1105 und wird auch bei Xenophon und Plutarch von Lakoniern gebraucht.[1]) Mit Namen genannt sind beide Dioskuren als Schwurgötter in einem Epigramm des Palladas (Anth. Pal. XI 351). Der Dichter lebte zu Alexandria im IV. Jahrh. n. Chr., wurde von seiner Frau schlecht behandelt und verdankte diesem Umstande, wie man sagte, seine witzige Ader. Ich will das launige Epigramm nicht zurückhalten:

Gestern hab' ich die Kammer dem Gerstentrankhändler vermietet,
Einen faustkämpfenden Mann finde ich heute darin.
Als nach dem Namen ich frag' und woher er ins Haus uns gekommen,
Reckt er zum Kampfe mit mir seine zwei Fäuste empor.
Husch, da war ich verschwunden, aus Furcht vor dem gräulichen Menschen,
Da statt des Bierwirts ich plötzlich den Fäustling erblickt.
O, ich beschwöre dich, Freund, beim kampfesgewaltigen Pollux
Und bei Castor und auch bei dem allgütigen Zeus —
Schaffe den Unhold mir fort, den leidigen: siehe, ich kann nicht
Stets mich prügeln aufs neu', kommet der Erste ins Land.

[1]) Vgl. die Stellen bei Wide, Lakonische Kulte S. 307. Philostr. Vit. Apoll. IV 31 S. 149, 27 Kays. ist der Text nicht in Ordnung: nach dem ganzen Zusammenhang kann nicht Apollonius Subjekt zu *ἔφη* sein, sondern nur die Lakonier. Es ist also *ἔφασαν* zu schreiben oder *ἔφησαν*, was schon die Ausgabe des Olearius bot, und damit ist auch der Schwur *ναὶ τὼ σιώ* wieder von Lakoniern gesprochen.

Der Dioskurenkult wanderte von Lakonien nach Unteritalien, von dort nach Mittelitalien und wahrscheinlich über Tusculum zu den Römern. Das Volk, das seine Götter in die Fremde verpflanzte, brachte auch den Schwur bei diesen Göttern aus der Heimat mit. Die griechische Herkunft der Götter ist bei den Römern schon vergessen: der Weg zu ihnen ging ein langes Stück durch italisches Land. In Tarent sehen wir den griechischen Kult noch in voller Blüte: die von Petersen[1]) publizierten Terrakotten sind ein redendes Zeugnis, in Tusculum hat es noch Lectisternien gegeben, wie eine Notiz des Festus bezeugt[2]), aber in Rom, wo man den einheimischen und griechischen Ritus so streng auseinanderhielt, hören wir von nichts mehr, was die Herkunft aus der Fremde verriete. Und doch sind die Schwurformeln geblieben und ein nachdrücklicher Hinweis auf die Bedeutung des Götterpaares im Volksleben.

Es ist kein Zufall, dafs Incubation im Dioskurenkult gerade für Rom bezeugt ist und sonst nirgends, wohl aber, dafs wir in Sparta nichts von ähnlichen Dingen hören. Die Incubationsmantik ist den chthonischen, den Erdgottheiten eigentümlich, und gerade in Sparta und sonst im Peloponnes haben die Dioskuren chthonischen Charakter: die Schlange erscheint als ihr Symbol auf lakonischen Münzen und Reliefs[3]); in Therapne hausen sie unter der Erde[4]); in Argos und Sparta zeigte man ein Grab des Castor[5]): das ist nichts anderes als die Kultstätte einer in den Hintergrund gedrängten Erdgottheit. Für Byzanz kann man Incubation im Dioskurenkult erschliefsen. Eine kurze Nachricht über ein altes Heiligtum, dessen Gründung dem mythischen Byzas zugeschrieben wird, findet sich bei Hesych. Miles. 15 (FHG IV 149). Es wird erwähnt, dafs dort Kranke gesund wurden. Dafs es durch Incubation geschah beweisen die zahlreichen Incubationswunder der christlichen Heiligen Cosmas und Damian, die in der Kirche die Rolle der Dioskuren weiter spielen.[6]) Diese Heiligen sind denn auch nach Rom gelangt: ihre Kirche steht an Stelle des alten Romulustempels, nicht weit von dem Tempel des Castor und Pollux, und Rafael von Volterra behauptete, sie sei einst ein Dioskurenheiligtum gewesen.[7]) Das ist sicher unrichtig, aber beweisend für die Zähigkeit religiöser Vorstellungen. In Rom und Byzanz also fanden wir Incubation im Kulte des Castor und Pollux. Die Wurzel ist dieselbe: Rom bezog seinen Kult indirekt aus dem Peloponnes, Byzanz ist dorische Kolonie.

Wir stehen am Ende dieser mythologischen Schlufsbetrachtung. Was ich damit habe vorführen wollen, ist ein Stück religiöser Tradition. Tradition ist nicht immer die schleppende Kette, nicht immer die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Krankheit. Es liegt auch ein Gröfseres darin beschlossen. Was machte denn Rom zu Rom, wenn nicht jenes, dafs eine un-

[1]) Röm. Mitth. XV (1900) 1 ff. [2]) S. 313 M. [3]) S. Roschers Lex. I 1170 f.

[4]) Pind. Nem. X 105. Alcman frg. 5 Bgk.[4] (Schol. Eur. Troad. 210), vgl. Γ 243 f. λ 301 ff. Cic. N. d. III 5, 11.

[5]) Plut. Qu. Gr. 23; Paus. III 13, 1. [6]) De incubatione S. 68 ff.

[7]) Ugonio, Stazioni S. 174.

unterbrochene Tradition durch zwei und ein halbes Jahrtausend sich aufthut vor unseren Augen! Der Historiker braucht nicht immer dem rastlosen Flusse des Werdens zu folgen, dem Auf und Ab, dem Kommen und Gehen, dem Woher und Wohin. Wer je in seinem Leben eines religiösen Eindrucks fähig war — und wer hätte sonst ein wirkliches Verhältnis auch zur Geschichte religiösen Empfindens —, der wird auch aus den Irrungen der Phantasie und aus dem Glauben, der zum Aberglauben ward, ein Teil herausfühlen von dem, was ewig ist in jedem Menschenherzen.



Fig. 7 nach Notizie Fig. 43

Digitized by Google

DIE UMWANDLUNG DES FRÄNKISCHEN HEERES VON CHLODWIG BIS KARL DEN GROSSEN

Von Gustav Roloff

So dunkel und umstritten die Geschichte vom VI. bis VIII. Jahrh. uns ist, so hat die Forscherthätigkeit doch allmählich in einigen wichtigen Punkten allgemeine Übereinstimmnng erzielen können. Es wird heute niemand leugnen, dafs das Heer Chlodwigs in seiner Masse aus Infanterie, das Karls des Grofsen dagegen vorwiegend aus Reiterei bestanden hat, nnd zwar repräsentierten die Krieger Chlodwigs die gesamte wehrfähige Stammesmannschaft; es waren durchweg freie Männer, die unter direktem Befehl des Königs fochten, während die Streiter Karls zum gröfsten Teil abhängige Leute waren und nicht mehr in direktem Verhältnis zum König standen. Wie diese für Heer und Staat so wichtige Abwandlung entstanden und vollendet ist, darüber gehen die Meinungen freilich weit auseinander, und da die Quellen für die Zwischenzeit spärlicher fliefsen als für Anfang und Ende der Entwickelung, so ist eine Verständigung dort schwieriger als hier. Wenn ich im folgenden einen neuen Erklärungsversuch mache, so will ich mich nicht in das Für und Wider der Hypothesen znr inneren und äufseren Geschichte der Merowinger verlieren, sondern ich will mich allein an die Erscheinungen im westfränkischen Heerwesen halten; ich will in den Grundzügen feststellen, wann und weshalb jene Änderung eingetreten ist, ohne zugleich alle Konsequenzen, die sich daraus für das gesamte staatliche und nationale Leben ergeben haben, zu erörtern.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst, wie sich die verbreitetste Auffassnng, die Heinrich Brunner formuliert hat, die Abwandlung erklärt. Hiernach liegen ihre Ursachen in inneren und äufseren Zuständen[1]): in den inneren, weil, wie schon Waitz erkannt hat, der schlechte Znstand der Strafsen es unmöglich machte, grofse Infanteriemassen schnell von einem Ende des Reichs zum anderen zu bewegen; in den auswärtigen, weil die Kriege mit den Mauren seit Karl Martel eine tüchtige Reiterei erforderten. Denn, sagt Brunner, mit Infanterie, die das fränkische Heer damals fast ausschliefslich bildete, liefs sich den berittenen Mauren gegenüber keine energische Offensive unternehmen: der

[1]) Brunner, Deutsche Rechtsgesch. II und besonders: Der Reiterdienst und die Anfänge des Lehenswesens, Zeitschr. f. Rechtsgesch. German. Abteil. VIII, 1887, wiederabgedruckt in den gesammelten Aufsätzen: Forschungen zur Geschichte des deutschen und französischen Rechts, Stuttgart 1894. — Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgesch., hat sich ihm ausdrücklich angeschlossen.

Digitized by Google

Sieg von Poitiers, der das Abendland gerettet und Karls Namen unsterblich gemacht hat, ist daher auch durch geschickte Ausnutzung der Defensive erfochten worden. Eine Verfolgung freilich war bei der Schwerfälligkeit der fränkischen Infanterie ausgeschlossen. Diese Schlacht ist dann der entscheidende Wendepunkt geworden. Jetzt hatte man eingesehen, dafs man ohne Reiterei weder die Einfälle der Sarazenenscharen verhindern noch taktische Erfolge ausnutzen könne. Infolgedessen bemühte sich Karl, die Franken an den Rofsdienst zu gewöhnen. Da er den freien Bauern nicht zwingen konnte, anstatt zu Fufs zu Pferde auszuziehen, so schlug er einen anderen Weg ein: er gab den Grofsen des Reiches Land zu beschränktem Eigentum unter der Bedingung, dafs sie mit Hilfe des neuen Besitzes eine Anzahl Reiter für den Kriegsdienst ausrüsteten. Da die Staatsmittel zu dieser Operation nicht ausreichten, so scheute er sich nicht, das Kirchengut zu solchen weltlichen Zwecken zu verwenden. Auf diese Weise ist es ihm in kurzer Zeit gelungen, ein brauchbares Reiterheer zu schaffen: nach Poitiers (732) begann die Umformung, und nach einigen zwanzig Jahren war sie im wesentlichen abgeschlossen. Zwei Momente bezeichnen diesen Abschlufs: im Jahre 755 wurde die allgemeine Heeresversammlung ans dem März in den Mai verlegt, weil im März die znsammenströmenden Reiter für ihre Pferde nicht genügend Futter fanden, und wenige Jahre später begann die Offensive gegen die Mauren, die früher nicht möglich gewesen war. Diese aus militärischen Rücksichten erfolgte Bereicherung der Grofsen hat dann wesentlich dazn beigetragen, die Ausbildung des seit dem VII. Jahrh. aufkommenden Lehenswesens zu befördern und das alte Volksheer in ein Vasallenheer umzngestalten.

So geschlossen und logisch diese Anschaunng erscheint, so ist sie doch unhaltbar, weil sie von unrichtigen Voraussetzungen ausgeht. Es ist nicht einzusehen, warum Kavallerie leichter als Infanterie den schlechten Zustand der Wege überwinden soll: ohne Frage ist im Gegenteil der Fufsgänger weit geeignter, Wälder, Sümpfe, Flüsse und Engpässe zu passieren und Hindernisse zu beseitigen als der Reiter. Und nicht minder unzutreffend ist die Ansicht, dafs Infanterie gegen Reiter zur erfolgreichen Offensive unfähig sei: das Beispiel der Griechen und vor allem der Schweizer zeigt zur Genüge, dafs gute, geschlossene Infanterie dazu vollauf geeignet ist. Auch der Verlanf der Schlacht von Poitiers beweist nichts, denn wir wissen davon viel zu wenig, um Karls Kriegführung mit Sicherheit erkennen und so weitreichende Schlüsse daraus ziehen zu können.[1]) Dann vermag Brunner nicht nachzuweisen, dafs Karl Martel bei

[1]) Brunners Auffassung der Schlacht von Poitiers als einer fränkischen Defensivschlacht ist quellenmäfsig nicht haltbar. Zunächst tritt in der Fortsetzung Fredegars und einigen jüngeren Quellen Karl Martel als Angreifer auf, aber falls mau diese Quellen nicht als vollwertig anerkennen will, so ist auch der Bericht der Contin. Is. Hisp. (Mon. Auct. ant. XI 2), auf den sich Brunner stützt, unbrauchbar. Es heifst da von Karl und seinem Gegner Abderrhaman: *ubi dum pene per septem dies utrique de pugne conflictu excruciant, sese postremo in aciem parant atque dum acriter dimicant* . . . Hieraus kann man unmöglich mit Brunner, Richter (Annalen), Breysig (Jahrbücher Karl Martels) und anderen heraus-

der sogenannten Säkularisation den Zweck verfolgt hat, gerade seine Reiter zu vermehren: aus den Quellen geht nur hervor, dafs sie dem Heere zu gute gekommen ist. Die Klage eines Geistlichen, dafs aus den Kirchengeräten Sporen und Sattelverzierungen verfertigt worden seien, ist die einzige Stelle, die etwas Kavalleristisches enthält, und aus ihr kann man gewifs nicht eine solche Absicht Karls herauslesen. Auch die Verwandlung des Märzfeldes in ein Maifeld durch Pippin läfst nicht mit unbedingter Notwendigkeit auf die Zunahme der Reiterei um die Mitte des VIII. Jahrh. schliefsen: wir sind über die recht unregelmäfsig abgehaltenen Heeresversammlungen vor Pippin so wenig unterrichtet, dafs ein Bedürfnis nach einer solchen Verlegung schon lange bestanden haben kann, ohne dafs wir etwas davon erfahren. Endlich ist es im Rahmen der Brunnerschen Auffassung höchst unwahrscheinlich, dafs gerade an die Schlacht von Poitiers sich die Umwandlung anknüpfen soll: wie kann man einer Armee, die soeben einen grofsen Sieg erfochten hat, zumuten, ihre Taktik nach dem Muster des geschlagenen Feindes umzugestalten? Und sollte es gar möglich sein, eine solche fundamentale Änderung — vollends bei der wenig entwickelten Staatsgewalt der damaligen Zeit — in weniger als einem Menschenalter durchzuführen? Ein solcher Vorgang würde in der Weltgeschichte einzig dastehen.

Wir müssen es versuchen, eine andere Auffassung zu geben, die mit den Quellenaussagen und sachlichen Erfordernissen übereinstimmt. Um einen sicheren Ausgangspunkt zu gewinnen, knüpfen wir an den Teil der Brunnerschen Ausführungen an, der ohne Zweifel zutreffend ist: an die von ihm in Verbindung mit Waitz festgestellte Thatsache, dafs in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. das fränkische Heer vorwiegend ein Reiterheer gewesen ist. Nach dem soeben Dargelegten ist es wahrscheinlich, dafs dann auch vor Poitiers die Zusammensetzung des Heeres eine ähnliche gewesen ist, und die Quellenaussagen

lesen, dafs die Franken sieben Tage lang in fester Stellung den Angriff der Feinde erwartet und den Arabern die Initiative überlassen hätten. Die Stelle enthält schlechterdings nichts Charakteristisches für die Haltung einer Partei vor der Schlacht; beide Teile werden vielmehr mit denselben typischen Wendungen bedacht. Über die Gründe, die beide Heerführer zu dem siebentägigen Geplänkel vor dem eigentlichen Zusammentreffen veranlafst haben, erfahren wir gar nichts, ebensowenig, von welcher Seite schliefslich der Angriff erfolgt ist. Wenn es dann weiter heifst: *gentes septentrionales in hictu oculi ut paries immobiles permanentes sicuti et zona rigoris glacialiter manent adstricti* . . ., so bedeutet auch das nicht eine defensive Haltung; es heifst nur, die Germanen standen im Kampfe wie die Mauern, es ist eine Charakteristik ihres Mutes, aber nicht ihrer Taktik. Auch die weitere Schilderung der Schlacht bringt nichts bei, was auf einen Mangel an Reiterei auf fränkischer Seite schliefsen liefse. Dafs die Franken am anderen Tage sich vorsichtig informieren, ob die Mauren noch kampfbereit sind, ist natürlich, denn sie hatten am ersten Tage noch keinen vollen Sieg erfochten; ein Grund für die Unterlassung der Verfolgung wird nicht angegeben, und es ist ganz willkürlich, diese Erscheinung mit Mangel an Reiterei zu erklären. Zahllose Schlachten, in denen es dem Sieger nicht an Reitern fehlte, sind ebenfalls ohne Verfolgung geblieben. Wir müssen uns also bescheiden, dafs wir von der Schlacht von Poitiers taktische Einzelheiten nicht kennen und sie ganz aus unserer Untersuchung ausscheiden.

Digitized by Google

bestätigen diesen Schlufs. Eine Beschreibung der fränkischen Armee aus dem Anfang des VIII. Jahrh. haben wir zwar nicht, aber für ältere Zeiten besitzen wir Zeugnisse genug, um uns ein ungefähres Bild machen zu können. Zahlreiche Stellen bei Gregor von Tours ergeben mit Deutlichkeit, dafs die Reiter im VI. Jahrh. nicht gefehlt haben, dafs sie vielmehr eine gröfsere Rolle als vor oder unter Chlodwig gespielt haben.[1]) Der Zug der Zeit ging also seit dem VI. Jahrh. auf die Vermehrung der Reiter, und demgemäfs müssen sie bei Poitiers schon einen beträchtlichen Teil des Heeres gebildet haben: die Umwandlung des Fufsheeres in ein Reiterheer war also nicht das Werk einer Generation, sondern zweier Jahrhunderte.

Es fragt sich nun, welche Gründe diese Veränderung hervorgerufen haben. In der absoluten Inferiorität des Fufsvolks gegen Reiterei können sie, wie oben dargethan, nicht gelegen haben; es müssen also besondere Momente hinzugekommen sein, die die Infanterie entwertet haben. So ist es auch: die Infanterie der Söhne und Enkel Chlodwigs und vollends die Karl Martels war nicht mehr die Infanterie, mit der Chlodwig sein Reich begründet hatte.

Das Heerwesen bis zu Chlodwigs Zeit hatte darauf beruht, dafs sich jeder einzelne Germane als Krieger fühlte, und dafs der innere Zusammenhalt der sippenweise zusammengestellten Mannschaften stark genug war, einen unzerbrechlichen geschlossenen taktischen Körper zu bilden. Nicht durch künstliches Exerzieren wie bei einem Kulturvolke, sondern durch die ganzen Daseinsbedingungen, durch das enge Zusammenleben der Stammesgenossen war diesem Naturvolke die Voraussetzung des taktischen Körpers, 'die Einheit des Willens in einer Vielheit von Individuen' in Fleisch und Blut übergegangen.[2]) Diese den Germanen gleichsam angeborene kriegerische Disziplin hatte sie befähigt, mit ihren tiefen viereckigen Infanteriehaufen, neben denen die Reiterei überall weit weniger bedeutete, den Römern zu widerstehen und selbst römisches Gebiet zu erobern. Aber mit der Ausbreitung auf römischem Boden verdorrten die Wurzeln des germanischen Wehrsystems. Die Franken, die sich in den Ländern zwischen Somme und Loire nur sporadisch und noch seltener jenseits der Loire ansiedelten[3]), mufsten den familienhaften Zusammenhalt ver-

[1]) So Gregor III 7, IV 30, VIII 45, IX 31; Gesta 41. Es ist selbstverständlich, dafs die Einzelheiten dieser und ähnlicher Stellen nicht ohne weiteres acceptiert werden dürfen, aber so viel geht mit Sicherheit aus ihnen hervor, dafs eine bedeutende fränkische Reiterei damals existiert, ja dafs sie in manchen Gefechten die Hauptlast des Kampfes getragen hat, was vor Chlodwig nie der Fall gewesen ist. Diesen Berichten gegenüber können die von Brunner angeführten Notizen bei Prokop und Agathias, die den Franken wenig Reiter geben, nicht in Betracht kommen, denn erstens haben sie die beschriebenen fränkischen Heere nicht gesehen, zweitens sind ihre Erzählungen wegen der riesigen Heereszahlen und anderer Details wenig glaubwürdig, und endlich würde die geringe Anzahl von Reitern in einem oder dem anderen fränkischen Heere nicht unbedingt auf einen Mangel an Reitern bei den Franken überhaupt schliefsen lassen. Die von Brunner citierte Beowulfstelle enthält gar nichts Positives.

[2]) Vgl. Delbrück, Gesch. der Kriegskunst II 44; Perser- und Burgunderkriege S. 16.

[3]) Vgl. Waitz, V. G. II 1; Brunner, D. R. G. I 94.

Digitized by Google

lieren, der ihre Stärke bisher ansgemacht hatte; sie wurden überdies aus Kriegern Bauern und waren seitdem wenig geneigt, sich an Kriegszügen zu beteiligen. Da es keinen Sold gab und Plündernng verboten war, so war ein Feldzug stets eine kostspielige Sache, und während der Abwesenheit im Felde wurde die Wirtschaft vernachlässigt oder gar zerstört. Diese Minderung der Kriegsfreudigkeit und die allmähliche Entfremdung der Stammesgenossen untereinander lockerte die Geschlossenheit und Disziplin der Infanteriekörper; als dann die Romanen der Wehrpflicht nnterstellt wurden, kam ein neues, fremdes Element hinzu, dem alle den Franken etwa noch von ihrer Vergangenheit her gebliebenen Tugenden fehlten.[1]) Es mag ein buntes Gemisch von fränkischen und nichtfränkischen, kriegerischen und unkriegerischen Elementen gewesen sein, das das Aufgebot einer gallischen Grafschaft in der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. bildete, und das Zusammenwirken mehrerer Grafschaftskontingente mufs vollends die gröfsten Schwierigkeiten geboten haben. Die alte innere Einheit der Heeresabteilungen, in der jeder seinen Nebenmann und den Führer von Jngend auf kannte, war verloren; das selbstverständliche Vertranen zu der Tüchtigkeit und dem guten Willen des anderen und der angeborene Gehorsam waren dahin, und damit hatte der taktische Körper sein Bestes eingebüfst: seine militärische Leistungsfähigkeit war aufs tiefste beeinträchtigt worden.[2]) Nur durch eifriges Exerzieren hätten diese verschiedenen Bestandteile zu einem disziplinierten Ganzen verschmolzen werden können, aber davon konnte bei der damaligen Staatsverfassung keine Rede sein. Von wesentlicher Bedeutung für die allmähliche Verschlechterung der fränkischen Infanterie wird es gewesen sein, dafs der Stand der Gemeinfreien, der bis zu Chlodwig fast ausschliefslich den taktischen Körper gebildet hatte, sich seit dem VI. Jahrh. verringerte. Ein Teil von ihnen geriet bekanntlich aus mannigfachen Ursachen seit dem VI. Jahrh. in Knechtschaft[3]) und schied damit ans der allgemeinen Wehrpflicht ans. Das Element, das die besten militärischen Traditionen repräsentierte, verminderte sich also mit der Zeit.

Einen Ersatz für diesen Verlust an öffentlicher Wehrkraft hat die Staatsgewalt nicht schaffen können, dafür tritt das Bestreben nach Ausbildung privater militärischer Mannschaften hervor. In den gesetzlosen Zeiten, die unter Chlodwigs Nachkommen hereinbrachen, war jeder, der seines Lebens und Besitzes sicher sein wollte, auf Selbsthilfe angewiesen: sei es, dafs es eine Räuberschar oder einen Nachbarn abzuwehren oder zu überfallen galt. Zu dem Zwecke bildeten die gröfseren Grundbesitzer einen Teil ihrer auf ihren Gütern angesessenen Hörigen militärisch aus; eine Anzahl hielten sie sogar zu beständiger Kriegsbereitschaft in ihrer Nähe. Diese Mannschaften verwandten sie

[1]) Vgl. Waitz II 72.

[2]) Auch in den burgundischen Landesteilen kann es nicht anders gewesen sein. Hier können die germanischen Eroberer ebenfalls nur eine dünne Schicht innerhalb der romanischen Bevölkerung gebildet haben, denn der kleine Stamm war viel zu schwach, um das grofse Gebiet wirklich zu besiedeln.

[3]) Vgl. Waitz II 1, 246; Brunner, D. R. G I 207.

Digitized by Google

nicht nur in ihren Privatfehden, sondern auch im königlichen Dienste[1]): denn je stärker gerüstet ein solcher Herr im Heere auftrat, um so höher mufste sein Ansehen im Staate steigen; je mehr er im Kriege leistete, um so mehr Belohnungen konnte er vom Könige erwarten und mit dem neu erworbenen Reichtum neue Dienstleute ausrüsten. Natürlich liefsen die grofsen Herren diese hörigen Privatsoldaten, ihre 'Vassen', nicht in das Aufgebot der Grafschaften eintreten, denn da dieses vom Grafen kommandiert wurde, hätten sie ja die Verfügung über ihre Leute verloren. Die Mannschaften der Grofsen bildeten vielmehr besondere Gruppen unter dem Befehle des Herrn (*senior*), und da sie besser geübt und bewaffnet waren als die Mehrheit der widerwillig ins Feld ziehenden Gemeinfreien, so mufsten auch ihre Leistungen besser sein. Mit der Zunahme des Grofsgrundbesitzes infolge der Rodungen, der verbesserten Wirtschaftstechnik und des Aufsaugens der kleinen Freien[2]) mufs die Zahl und Qualität der privaten Dienstmannen immer gewachsen, der Wert des allgemeinen Aufgebots immer mehr in den Hintergrund getreten sein.[3])

Es konnte nun nicht ausbleiben, dafs die Grofsen darnach trachteten, auch die Wehrkraft der kleinen Freien zu ihren Gunsten zu verwenden, wie sie schon durch die Einrichtung der Zinsgüter verstanden hatten, wirtschaftlich von ihrer Arbeit Vorteil zu ziehen. Zunächst ergaben sich, wie schon erwähnt, zahlreiche Freie, gezwungen und freiwillig in ihre Knechtschaft: über deren Kraft konnten sie also verfügen wie über die ihrer Hörigen von alters her. Dann fanden sie auch ein Mittel, die kleinen Freien, die ihre Freiheit behauptet hatten, zu ihrem Dienste heranzuziehen. Der Grofse schlofs mit dem Kleinen einen Vertrag, wonach er ihm ein Stück Land zur Benutzung überwies und andere Vorteile, wie Vertretung vor Gericht und Schutz gegen Angriffe u. dgl., zusagte und der Kleine sich verpflichtete, als Entgelt dem Grofsen auf Verlangen persönliche Kriegsdienste zu leisten.[4]) Das Gut, das er erhielt, mufste natürlich grofs genug sein, dafs sein Ertrag ihm die Rüstungskosten reichlich deckte, und es mufste so beschaffen sein, dafs seine Bewirtschaftung auch in der Abwesenheit des Nutzniefsers regelmäfsig weiter ging. Ein Senior hatte also schon im VI. Jahrh. zweierlei Arten Dienstmannen: freie und unfreie.[5])

[1]) Die Belege für die Verwendung Unfreier im privaten Waffendienste haben Roth, Entstehung des Benefizialwesens S. 154 ff. und Waitz II 1 S. 230 258, II 2, 218 und an anderen Orten zusammengestellt. Vgl. ferner Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte S. 158. Die von Roth und Waitz gesammelten Stellen beweisen auch, dafs die unfreien Dienstmannen von ihren Herren im königlichen Dienste verwendet worden sind.

[2]) Vgl. Brunner, D. R. G. I 205.

[3]) Hierauf haben Waitz II 2, 223 und W. Schultze nach ihm bereits hingewiesen. Das militärische Moment, das die Entwertung des öffentlichen Aufgebots veranlafste, die innere Auflösung des taktischen Körpers, erkennen beide nicht.

[4]) Dafs daneben auch andere Dienste verlangt werden konnten, können wir hier beiseite lassen.

[5]) Die Quellen für die Existenz freier Dienstmannen in dieser Zeit bei Waitz II 1, 257 und namentlich bei O. Dippe, Gefolgschaft und Huldigung im Reiche der Merowinger, Kieler Dissertation 1889. — Über die Art der Landverleihung vgl. besonders Brunner, D. R. G. I 208 und die dort angeführte Litteratur.

Digitized by Google

Es war unvermeidlich, dafs der Herrendienst eines freien Lehensträgers mit dem Dienste des Königs gelegentlich konkurrierte: wem folgte er, wenn das allgemeine Aufgebot erging und auch der Senior seine Leute einberief, dem Senior oder dem König? Rechtlich wird diese Frage in der Merowingerzeit nicht entschieden worden sein, jedenfalls wissen wir nichts davon; sie wird rein praktisch geregelt worden sein. Wenn der Senior zugleich Graf seines freien Vassen war, wird er ihn kraft seiner Amtsgewalt aus dem allgemeinen Heerbann herausgenommen und seiner Privatbande zugewiesen haben; war der Senior nicht zugleich Graf, dann kam es eben auf das Verhältnis der beiden zu einander an, ob die Herausnahme aus dem Aufgebot gelang oder nicht. Es ist aber wahrscheinlich, dafs bei dem allmählichen Überhandnehmen der privaten Gewalten über die öffentliche der Senior den Grafen bald verdrängt hat, und zur Zeit Karls des Grofsen war schon gar kein Zweifel mehr, dafs die Vassen nicht unter den Befehlen des Grafen, sondern ihres Herren fochten.[1] Die Verfassung der Armee hat sich also in demselben Zeitraume (vom VI. bis VIII. Jahrh.) umgewandelt wie die Taktik, und wir haben nun zu untersuchen, ob diese beiden Veränderungen in innerem Zusammenhange stehen.

Naturgemäfs drängt sich bei Betrachtung dieser Entwickelung die Frage auf: wie fochten diese Dienstleute der Grofsen? zu Fufse in Gevierthaufen nach dem Muster des alten Aufgebots oder zu Rofs wie die alten Gefolgschaften? Zur Beantwortung dieser Fragen müssen wir uns wieder an das Wesen des taktischen Körpers erinnern und untersuchen, ob seine Voraussetzungen in den Banden der Grofsen vorhanden waren. Moralisch haben sich die Dienstmannen gewifs den alten Germanen wieder genähert: sie werden sich im allgemeinen wieder mehr als Berufskrieger denn als Bauern gefühlt haben, und sie werden Vertrauen zu einander und zum Führer, dem Senior, gehabt haben. Aber eine andere nicht weniger wichtige Bedingung fehlte: die Masse. Ein taktischer Körper Infanterie kann selbstverständlich nur etwas bedeuten, wenn er aus einer gewissen Anzahl, zum mindesten aus mehreren Hundert Mann besteht. Er mufs eine gewisse Breite und Tiefe haben, um Stofskraft und Widerstandsfähigkeit zu besitzen; ohne sie ist er auch ungeordneten Gegnern gegenüber wehrlos: er wird sofort umgangen, selbst von wenigen Reitern zum Stehen gebracht und von den Fernkämpfern zusammengeschossen. Eine Anzahl mehrerer Hundert gleichbewaffneter Männer auf einem Fleck zu versammeln, werden die einzelnen Grundherren in den seltensten Fällen vermocht haben. Namentlich zu Beginn der Entwickelung, als sich der Grofsbesitz zu bilden begann, werden die abhängigen Mannschaften wenig zahlreich gewesen sein. Die Herren konnten ja nicht jeden beliebigen ihrer Hörigen bewaffnen, sondern nur die, deren Treue sie sicher waren, und die meisten mufsten überdies zur Bestellung des Ackers zu Hause bleiben. Eine grofse Anzahl von Dienstmannen war aufserdem gar nicht erforderlich, um eine militärische Rolle zu spielen: schon eine Truppe von, sagen wir, hundert gut gerüsteten Leuten

[1] Cap. de exerc. promov. 1; Mon. Germ. Hist. Ll Sectio II T. I.

Digitized by Google

mufs damals von grofser Bedeutung gewesen sein, denn die Heere, die sich in den Bürgerkriegen der Merowingerzeit gegenüberstanden, sind sicherlich sehr schwach gewesen.[1] Auch später, als sich der Besitz der Grofsen erheblich vermehrt hatte, war ihnen die Versammlung gröfserer Massen auf die Dauer nicht möglich. Denn ihr Besitz war weit verstreut, und da die Kriegsleute — freie wie unfreie — von dem ihnen übertragenen Grundbesitz ihren Lebensunterhalt zogen, so waren sie in der Regel auch auf die verschiedenen Güter verteilt. Ein enges geistiges Band wie in der Urzeit kann also im besten Falle nur unter den auf einem oder einigen benachbarten Gütern lebenden bestanden haben; die Masse war sich fremd. Regelmäfsiges Exerzieren in gröfseren Verbänden hätte diesem Mangel abhelfen können, aber einerseits hätte das unerschwingliche Kosten gemacht, anderseits hatte das Kriegswesen sich schon, wie wir sofort sehen werden, zu weit in einer entgegengesetzten Richtung entwickelt, um noch solche Übungen zu gestatten.

Halten wir also fest, dafs es für den Senior unmöglich war, aus seinen Leuten einen taktischen Körper zu bilden. Er machte sie anstatt dessen für den Einzelkampf tüchtig, und das erforderte eine weit intensivere Ausbildung, als bisher notwendig gewesen war. Im geschlossenen taktischen Körper kam die Persönlichkeit wenig zur Geltung, da er durch die Wucht der Masse wirkte; die Bewaffnung brauchte nicht durchweg gut zu sein: wenn die ersten Glieder genügend gerüstet waren, konnte die Bewaffnung der hinteren weniger gefährdeten Glieder manche Mängel zeigen; selbst der persönliche Mut brauchte nicht überall gleich zu sein, da eine Minderzahl weniger herzhafter Krieger von einer Mehrzahl Mutiger mit fortgerissen werden konnte. Der Einzelkämpfer dagegen mufs mit allen inneren und äufseren Vorzügen ausgestattet sein, da er auf sich allein angewiesen ist. Daraus folgte, dafs die Auswahl der zum Kriegsdienst heranzuziehenden Elemente, insbesondere der ursprünglich gewifs wenig kriegerisch gesinnten Hörigen, mit grofser Vorsicht erfolgen mufste, und dafs ihre Ausrüstung nicht ohne grofse Kosten vor sich gehen konnte, denn gute Waffen waren nicht billig zu haben. Ein neuer Grund, die Zahl der privaten Dienstleute zu beschränken. Die beiden Momente beeinflussen sich gegenseitig: die geringen Mittel der Grofsen gestatten nicht einen taktischen Körper zu bilden, sondern erzwingen die Aufstellung von Einzelkämpfern; die Schwierigkeiten, die deren Ausbildung mit sich bringt, verbieten eine grofse Anzahl solcher Mannschaften zu unterhalten.

Hatte man sich aber einmal zur Ausbildung von Einzelkämpfern entschlossen, so war es nur ein Schritt weiter, dafs man sie alle, oder wenigstens die besten von ihnen, zu Pferde setzte: die alten Gefolgschaften[2]) und die

[1]) Die Heereszahlen der Geschichtschreiber, die mitunter in die vielen Tausende gehen und noch nachgeschrieben werden, sind ohne jeden Wert. Wo sollen bei der dünnen Bevölkerung, bei dem meist geringen Umfange der Gebiete, die sich bekämpften, und dem steigenden Ausbleiben der Wehrpflichtigen die grofsen Massen herkommen?

[2]) Die Frage, ob man die Dienstmannschaften der Merowingerzeit als Gefolge im Sinne der Urzeit auffassen soll, hat für das hier behandelte Problem der Auflösung des öffent-

königlichen Antrustionen waren ja beritten, und es war natürlich, dafs man sich an diese Vorbilder anlehnte; überdies war ein schwergerüsteter Einzelkämpfer zu Pferde mehr wert als ein solcher zu Fufs.[1]) Als später die Mittel der Grofsen und die Zahl der Dienstleute zugenommen hatten, war das Prinzip des ritterlichen Einzelkampfes unter ihren Leuten schon so durchgedrungen, dafs es unmöglich war, sie in das Joch des taktischen Körpers zurückzuzwingen, selbst wenn die Senioren es gewollt hätten. Die Einzelkämpfer waren durch die generationenlange Erziehung ganz andere Gröfsen geworden als die Masse der alten Freien, die den taktischen Körper gebildet hatte: der Einzelkampf hatte sie zu selbstbewufsten Persönlichkeiten gemacht, die nicht geneigt waren, alle ihre durch jahrelange Waffenübung erworbene individuelle Geschicklichkeit aufzugeben und in der breiten Masse unterzugehen, wie es der taktische Körper verlangt. Die Senioren besafsen weder genügend obrigkeitliche Gewalt, um sie hierzu zu zwingen, noch die materiellen Mittel, um die Kosten der dann notwendig werdenden Exerzierübungen zu bestreiten.

Das Heer Karl Martels stellt sich uns hiernach ganz anders dar, als es Brunner geschildert hat: nicht als eine Infanteriemasse mit wenigen Reitern, sondern als eine Zusammensetzung aus dem stark reduzierten Aufgebot der zu Fufs fechtenden Gemeinfreien und den abhängigen Banden der Grofsen, die vornehmlich zu Pferde kämpften. Wie das Zahlenverhältnis der beiden Elemente gewesen ist, läfst sich nicht ermitteln, ihr militärischer Wert dagegen ist, wie schon angeführt, leichter abzuschätzen: die gut geübten und gerüsteten Dienstleute müssen die zum grofsen Teil schlecht bewaffneten und kriegsunlustigen Scharen des Aufgebots weit übertroffen haben. Die Notwendigkeit eine Reiterei zu schaffen lag also nicht vor. Von hier aus betrachtet, erscheinen die Mafsregeln Karl Martels in ganz anderem Lichte als bei Brunner. Zunächst ihre Wirkung. Einmal rief Karl die Tendenz, die Reiter zu vermehren nicht ins Leben, sondern er verstärkte nur die schon vorhandene aufs neue, als er seine Getreuen mit Kirchengut ausstattete und sich von ihnen nun wie von den anderen Grofsen Reiter stellen liefs. Er beseitigte also nicht eine überlebte, aber in seinem Heere noch herrschende Taktik, sondern er vermehrte nur den-

lichen Aufgebots durch Privatmannschaften keine Bedeutung. — Die unfreien Dienstleute sind selbstverständlich keine Gefolgsleute im alten Sinne, denn diese bestanden ausschliefslich aus Freien; ihr Verhältnis zum Gefolgsherren war eine difficile Mischung von Freiheit und Dienstbarkeit, das der unfreien Vassen dagegen ein reines Abhängigkeitsverhältnis. Die freien Dienstleute, soweit sie auf den ihnen verliehenen Gütern safsen, sind ebenfalls keine taciteischen Gefolgsleute, denn hier fehlt das Moment des Zusammenlebens mit dem Chef. Nur diejenigen Freien, die in beständiger Umgebung des Herren lebten, könnte man als Gefolgsleute nach altem Muster bezeichnen. Ihre Zahl kann aber nur gering gewesen sein. Vgl. Dippe a. a. O.

[1]) Eine ähnliche Erscheinung haben wir in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in Italien, wo die Condottieri nicht in der Lage waren grofse Massen Fufsvolk aufzustellen und deshalb ihre wenigen Mannschaften zu Pferde steigen liefsen, weil sie nach Machiavellis Zeugnis mit einer geringen Anzahl Reiter mehr ausrichten konnten als mit einer schwachen Truppe Fufsvolk.

jenigen Teil der Armee, der überdies bereits die moralische und materielle Überlegenheit besafs und sich selbst schon eine eigene Taktik gebildet hatte. Endlich dürfen wir die von Brunner gegebene Motivierung nicht mehr ohne starke Einschränkung gelten lassen. Wie schon bemerkt, kann Brunner nichts für seine Anschauung beibringen, dafs der Mangel an Reiterei die sogenannte Säkularisation und ihre Folgen veranlafst habe, und weiter spricht gegen sie, dafs, wie wir jetzt wissen, ein solcher Mangel bei Poitiers gar nicht bestanden haben kann. Es ist mir daher wahrscheinlicher, dafs Karl Martel die Kirchenberaubung vornahm, um seine Macht durch Bereicherung seiner Getreuen zu vermehren. Seine ganze politische Stellung — galt er doch vielen als Usurpator — wies ihn ja mit Notwendigkeit darauf hin, sich einen zuverlässigen Anhang gegen die inneren und äufseren Feinde zu schaffen. Aus den Quellen läfst sich diese Meinung allerdings ebenfalls nicht beweisen, und es ist auch keineswegs ausgeschlossen, dafs Karl bei dem geringen Werte des allgemeinen infanteristischen Aufgebots die aus jener umfangreichen Vergabung hervorgehende Vermehrung seiner Reiterei mit Freude begrüfst hat. Hierin berühre ich mich etwas mit Brunner, aber der Unterschied ist, dafs Brunner in der Vermehrung der Reiter das einzige Motiv erblickt, während ich darin nur ein accessorisches Moment erkennen kann, ein Ereignis, das bei den geltenden Verhältnissen eintreten mufste, mochte es Karl nun ausdrücklich beabsichtigt haben oder nicht.

Ebenso lag in der ganzen Entwickelung begründet, dafs Karl durch diese reichliche Lehensverteilung die aristokratischen Zwischeninstanzen, die sich zwischen das Staatsoberhaupt und die Volksmasse eingeschoben hatten, verstärkte. Die Folge mufs eine gesteigerte Aufsaugung der kleinen Freien und damit eine Verminderung der Fufskämpfer gewesen sein. Da wir über Karl Martels Heer keine näheren Nachrichten haben, so wissen wir, wie schon bemerkt, nicht, wie stark dies Element noch vertreten war, aber für den Anfang des IX. Jahrh. sind wir etwas besser unterrichtet und können Rückschlüsse machen. Die Kapitularien Karls des Grofsen geben einen gewissen Einblick in das Aufbietungsgeschäft, und wir ersehen daraus, wie stark die Abneigung der kleinen Freien gegen den kostspieligen Kriegsdienst war, und wie Karl versucht hat, die Wehrkraft der ärmeren Gemeinfreien zu verwerten. Er verzichtete bekanntlich auf ihre persönliche Dienstpflicht und gab einer bestimmten Anzahl auf, den tauglichsten unter ihnen zum Kriege auszurüsten.[1]) Der Grund dieser Bestimmung ist klar: es war eben der Masse der Gemeinfreien unmöglich, sich brauchbare Waffen anzuschaffen, Haus und Hof im Stich zu lassen und dem Könige zu folgen. Wenn ausdrücklich verboten werden mufste, dafs die Freien mit Stöcken (*baculi*) bewaffnet zum Aufgebot erschienen[2]), so kann

---

[1]) Boretius, Beiträge zur Kapitularienkritik, Leipzig 1874.

[2]) Allerdings kann *baculus* noch andere Bedeutungen, z. B. Streitaxt haben (Brunner, D. R. G. II 415), aber eine solche Bedeutung ist hier ausgeschlossen. Welchen Grund soll Karl d. Gr. gehabt haben, gerade Streitäxte aus dem Heere auszuschliefsen? Das Verbot kann sich doch nur gegen eine minderwertige Waffe richten, und das war die Streitaxt nicht, wohl aber ein Holzknittel.

man sich vorstellen, in welcher kriegerischen Rüstung die Mehrzahl zum Heere gekommen sein wird, und was mit einem solchen 'Kämpfer' anzufangen war. Unter Karl Martel kann das nicht viel anders gewesen sein als unter seinem Enkel, weil ja die Entwickelung schon zwei Jahrhunderte im Flufs war: um 740 werden die Freien nicht mehr Neigung und Mittel für den Kriegsdienst gehabt haben als um 800. Man kann also ohne Zweifel mit Boretius annehmen, dafs in jenen Bestimmungen Karl der Grofse eine ältere Praxis befolgt hat, oder zum wenigsten, dafs die Verhältnisse, die jene Vorschriften veranlafsten, im wesentlichen schon früher bestanden haben. Zur Charakteristik des fränkischen Heeres können wir den Kapitularien also entnehmen, dafs die freien Fufskämpfer im VIII. Jahrh. noch nicht ganz verschwunden waren, dafs aber ihre kriegerischen Leistungen von recht geringem Werte waren und beständig sanken. Das IX. Jahrh. hat den Prozefs beendet und sie völlig aus der Reihe der eigentlichen Kämpfer gestrichen.

Der Reiterdienst hat also nicht, wie Brunner meint, das Lehenswesen hervorgerufen oder seine Entwickelung ungeheuer begünstigt, sondern beides sind Gröfsen, die ungefähr gleichzeitig entstanden sind und ihre Entstehung derselben Ursache verdanken: der Zersetzung des altfränkischen Staates und Heeres, die die Ausbildung neuer Institutionen erforderte. Beide Mächte haben sich dann mannigfach beeinflufst, aber gewifs war die Reiterei viel mehr das geförderte als das fördernde Element, denn ihre Ausbreitung wurde erst möglich, als der Grofsgrundbesitz und das Lehenswesen seit dem VI. Jahrh. einer Minderzahl Grofser die Mittel gewährten, Reiter auszurüsten, während für die Masse der selbständigen Franken der Dienst zu Pferde zu kostspielig war. Seinerseits mag der Rofsdienst zur Weiterbildung des Lehenswesens in so fern beigetragen haben, als er bei der Minderwertigkeit des damaligen Fufskriegertums das Ansehen und die Macht der Grofsen erhöhte und so ein weiteres Mittel für sie wurde, sich über die Masse ihrer Volksgenossen zu erheben.

Mit dieser Anschauung stimmt vollkommen überein die Beobachtung Brunners, dafs Reiterdienst und Lehenswesen im Süden und Westen schneller als im Norden und Osten die Herrschaft erlangen. Hier, in ihren alten Stammsitzen, safsen die Germanen dichter als in Gallien, hier konnte sich die alte Staatsverfassung und mit ihr die moralischen und materiellen Vorbedingungen für den taktischen Infanteriekörper länger erhalten als in dem eroberten Gebiete. Es dauerte deshalb länger, bis die Grundbesitzer- und Beamtenaristokratie mit ihren abhängigen Leuten eine solche Rolle spielen konnte wie dort. Als sie dann aber durchgedrungen war, war der Charakter des ostfränkischen Heeres derselbe wie der des westfränkischen: es dominierte der ritterliche Einzelkämpfer, bis er durch die an die Schweizerkriege anknüpfende Wiedererhebung der Infanterie überwunden worden ist. Wie die Infanterie bei Beginn des Mittelalters durch den Verlust des taktischen Körpers ihren Wert eingebüfst hatte, so hat sie gegen Ende durch seine Wiedereinführung die Herrschaft auf dem Schlachtfelde wiedergewonnen.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DER HILDESHEIMER SILBERFUND

Durch die erfolgreichen Bemühungen von Pernice nnd Winter, die von sehr geschickten Silberarbeitern nnterstützt wurden, ist der Hildesheimer Schatz, jetzt ein kostbarer Besitz des Berliner Mnseums, zu neuem Leben erwacht. Zu mehreren Gefäfsen, die bisher nnr unvollständig erhalten schienen, haben sich die Füfse oder die Henkel gefunden, so dafs erst jetzt die Anmut ihrer Form zur vollen Geltung kommt. Andere, vor allem ein grofser Dreifufs von prachtvoller Arbeit, sind durch geringe und sichere Ergänzungen aus kleinen Fragmenten ganz nen erstanden. Endlich hat eine schöne Publikation die Ergebnisse dieser mühevollen und scharfsinnigen Arbeit der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht.[1]) Da wir jetzt über den Schatz alles wissen, was sich aus ihm selbst lernen läfst, dürfte es wohl an der Zeit sein, eine Vermutung, die schon gleich nach seiner Entdeckung ausgesprochen wurde, noch einmal kurz zu prüfen.

Damals wurde er dem grofsen Publikum als 'das Tafelgeschirr des Varus' bekannt. Wer ihm diesen Namen zuerst gegeben hat, weifs ich nicht; jedenfalls dürfte er von der Wahrheit nicht sehr weit abgeirrt sein. Einzelne Proben römischer Goldschmiedekunst konnten auf sehr verschiedene Art in das innere Germanien gclangen; aber diese grofse, zusammenhängende Masse läfst sich nur als die Beute erklären, die man nach gewonnener Schlacht im Zelte eines hohen römischen Offiziers gemacht hatte. Denn dafs der Schatz in barbarischen Händen gewesen ist, beweisen neben dem Fundort die zwei Humpen von plumper Gestalt und zweifellos unrömischer, wahrscheinlich gallischer Arbeit, die nach ihrem grofsen Umfange nur bestimmt gewesen sein können, mit dem leichten germanischen Bier, nicht mit dem heifsen Weine der Südländer gefüllt zu werden. Dafs ein vornehmer und geschmackvoller Römer mitten unter den zierlichen Gefäfsen, die den sonstigen Bestand des Schatzes bilden, diese nngeschlachten Dinger auf seiner Tafel hätte dnlden können, ist kaum anzunehmen. Wohl aber kann sie ein Germanenhäuptling, in dessen Besitz sie sich schon früher befnnden hatten, der neugewounenen römischen Bente beigelegt haben. Hildesheim liegt im alten Gebiete der Cherusker, also gerade dort, wo das Schönste und Wertvollste, was man in der Teutoburger Schlacht erobert hatte, nach allen Forderungen der Gerechtigkeit hinkommen mufste. Wie Pernice und Winter nachgewiesen haben, ist von allen gröfseren Garnituren immer die genane Hälfte im Schatz enthalten, was anf eine Teilung hinweist. Eine Erbteilnng unter civilisierten Römern aber kann es nicht gewesen sein, da man diese gewifs in der Weise vorgenommen hätte, dafs das Znsammengehörige zusammenblieb. Bei einer barbarischen Beuteteilung ist es dagegen sehr erklärlich, dafs jeder etwas ganz Gleichwertiges, sowohl der Form als auch dem Metallgewichte nach, an sich bringen wollte und man daher jede Garnitur halbierte. Nach der Niederlage des Varus ist kein römisches Heer in diesen Gegenden geschlagen worden; wollten wir also annehmen, dafs der Schatz später gewonnen sei, so könnten wir nur an eine Verschleppung vom Rheine oder noch weiter her denken, die nicht eben wahrscheinlich wäre. Endlich hat Armin durch innere Zwistigkeiten des Cheruskerstammes seinen Tod gefunden; es ist also nichts weniger als unmöglich, dafs er in den Kämpfen, die seinem Untergange vorausgingen, seine kostbarsten Schätze der Erde anvertraut hat, damit sie seinen Feinden nicht in die Hände fielen. Doch mögen die Namen Varus nnd Armin auch zweifelhaft sein: dafs jenes römische Silbergeschirr zur Beute der Teutoburger Schlacht gehörte, dafs vorher einer der höchsten Offiziere sein Besitzer war und dafs es einem der angesehensten Cheruskerführer zugeteilt ist, scheint mir in hohem Grade wahrscheinlich.

Diese Schlüsse müfsten allerdings hinfällig werden, falls die Heransgeber darin recht hätten, dafs der Schatz sich ans Be-

[1]) Der Hildesheimer Silberfund, herausgegeben nnd erläntert von Erich Pernice und Franz Winter. Berlin, W. Spemann 1901.

Digitized by Google

standteilen sehr verschiedener Zeiten zusammensetze. Zwar dafs einzelne Stücke, wie die grofse Atheneschale, wahrscheinlich auch das Mittelrelief der Heraklesschale, edelste Arbeit hellenistischer Zeit sind, würde nicht gegen uns sprechen. Denn wie wir aus den Verrinen Ciceros wissen — um von vielen Beispielen nur das bekannteste zu nennen —, sammelten die römischen Grofsen mit Eifer Werke alter Goldschmiedekunst, um ihre Tafel damit zu schmücken. Doch Pernice und Winter haben auf einer der Schöpfkellen vor der Gewichtsangabe die Inschrift *M · A/R · C* gefunden, und da das Stück ziemlich mittelmäfsig ist, meinen sie es danach erst dem Ende des II. Jahrh. zuschreiben zu müssen. Die Form der Ornamente an sich würde, wie wir ausdrücklich hervorheben, dieser Annahme eher widersprechen, als dazu nötigen; nur die geringe Ausführung, vor allem aber die Inschrift hat dazu geführt. Nun ist zwar, wie die Herausgeber sehr wohl wissen, Aurelius ein uralter Name; aber seit Aurelier im II. Jahrh. auf den Thron gelangt waren und Millionen von Unterthanen und Sklaven mit dem Bürgerrecht und zugleich mit ihrem Namen beschenkt hatten, heifst fast jeder zehnte Mann im Römerreiche Marcus Aurelius, und dies hat jene Zeitbestimmung hervorgerufen. Aber eben weil der Name so ungemein häufig geworden war, konnte ein Mann, der mit wenigen Buchstaben seine Person kenntlich machen wollte, ihn zu diesem Zwecke damals gar nicht mehr gebrauchen, sondern mufste sein Cognomen setzen. Finden wir auf einer Inschrift einen M. Aurelius Victor oder einen M. Aurelius Martialis, so können wir nicht mit Sicherheit, aber doch mit grofser Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs sie nach der ersten Hälfte des II. Jahrh. gesetzt ist. Aber ein M. Aurelius ohne weiteren Zusatz läfst sich nur der Zeit vor Vespasian zuschreiben. Denn schon seit dem Anfang der Kaiserzeit werden die zweistelligen Namen — d. h. diejenigen, welchen das Cognomen fehlt — immer seltener, um bald nach der Mitte des I. Jahrh. ganz zu verschwinden. Nun könnte man ja freilich vermuten, dafs in jenem *C.* hinter dem *M · A/R ·* das Cognomen stecke; doch ist dies höchst unwahrscheinlich. Denn schon seit dem Ende der Republik ist es bei fast allen, die es überhaupt führen, zum Hauptbestandteil des Namens geworden. Wohl kommt es vor, dafs ein P. Clodius Pulcher oder ein C. Cassius Longinus in der Regel P. Clodius oder C. Cassius genannt werden; doch sie gehörten uralten Familien an, die ihrer ererbten Vornehmheit auch dadurch Ausdruck gaben, dafs sie in der Namenführung den Brauch der Väter wahrten. Doch wenn ein Mann niederen Standes einen seiner Namen nur durch den Anfangsbuchstaben andeutete, so wählte er dazu sicher das minder wichtige Gentilicium, nicht das Cognomen.[1]) Wollen wir also ein solches in jenem *C.* erkennen, so werden wir nur an M. Aurelius Cotta denken können, d. h. an einen Angehörigen einer hochadeligen Familie, die schon unter Nero ausgestorben zu sein scheint, da sie sich später nicht mehr nachweisen läfst. Unter allen Umständen spricht jene Inschrift eher für die Zeit des Augustus als dagegen; und dafs die Arbeit der Kelle dem übrigen Bestande des Schatzes nicht ganz gleichwertig ist, beweist natürlich gar nichts, weil es zu allen Zeiten bessere und schlechtere Goldschmiede gegeben hat.

Doch jenes *C.* ist noch einer anderen Deutung fähig. In der Frage, ob die eingeritzten Inschriften die Besitzer oder die Künstler der Gefäfse bezeichnen, haben sich Pernice und Winter für das erstere entschieden. Doch wäre dies richtig, so müfste man erwarten, dafs alle oder doch die meisten Stücke den gleichen Namen trügen, da sie doch offenbar aus dem gleichen Tafelgerät herstammen, oder auch dafs durch zwei oder mehrere Namen hintereinander ein Besitzwechsel angegeben sei. Keines von beiden aber ist der Fall. Auch hätten die Eigentümer wohl alle Stücke bezeichnet, während sich jene Namen bei gröfseren Garnituren meist nur auf je einem Stück derselben finden. Endlich stehen die beiden Inschriften des Aulus Agrius Naso bei den Schalen mit Kybele und Attis auf den Rückseiten der Embleme, also an Stellen, wo sie nur sichtbar wurden, wenn man die Gefäfse auseinandernahm. Niemals hätte der Besitzer seinen Namen in dieser Weise versteckt; wohl aber konnte es der Künstler thun, wenn er nämlich die Embleme allein fertigte und die Hinzufügung der ganz schmucklosen Schalen, die grobe Handwerkerarbeit war, einem andern überliefs. Es liegt also sehr nahe, jene Abkürzungen folgendermafsen auf-

[1]) Die Inschriften der übrigen Gefäfse, soweit sie nicht nur Gewichtsangaben enthalten, lauten: *AGRIVS NAS.* und *NASO AAGRI* (S. 27), *L · M. · BOCHI* (S. 45), *L · M. · BOCCI* (S. 46), *M · SCATONIS* (S. 50), *MARSI* (S. 70). Sie bieten also das Cognomen durchgängig ausgeschrieben, aufser dafs einmal bei *Naso* der letzte Buchstabe weggelassen ist. Das Gentilicium ist einmal stark abgekürzt (*M.* für *Manlii*), zweimal ganz weggelassen.

zulösen: *M(arcus) Aur(elius) c(udit)*. Wenn im übrigen die Namen bald im Nominativ, bald im Genitiv stehen, so wiederholt sich dies ganz ebenso bei den griechischen Künstlerbezeichnungen, welche die Münzen von Grofsgriechenland und Sizilien tragen. Dafs die Inschriften daneben fast jedesmal eine Gewichtsangabe enthalten, oft auch nur diese allein, würde sich daraus erklären, dafs die Handwerker über den Verbrauch des Silbers, das man ihnen zur Verarbeitung anvertraut hatte, damit Rechenschaft ablegten. Da sich unter den Namen kein einziger von anerkannter Vornehmheit findet, wie man sie bei den Besitzern so reicher und kunstvoller Silbergeräte doch wohl erwarten sollte, steht meines Erachtens ihrer Deutung auf die Goldschmiede nichts im Wege. Übrigens ist zu beachten, dafs zweifellos griechische Namen niemals so vorkommen; denn nur das *PO* der Atheneschale läfst sich auf einen solchen deuten. Es scheint also, dafs in Augusteischer Zeit die Kleinkunst Roms schon wesentlich in römischen oder doch in italischen Händen lag.

Otto Seeck.

Dr. Ferdinand Sommer. Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Lateins. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1902. XXIII, 693 S. [Band III der Sammlung indogerm. Lehrbücher, herausgegeben von Prof. Dr. H. Hirt.]

Dafs eine neue wissenschaftliche Darstellung der lateinischen Grammatik einem thatsächlichen Bedürfnis entgegenkomme, dürfte aufser ihrem Verfasser im gegenwärtigen Zeitpunkt schwerlich jemand behaupten. Der Anfänger, der sich auf diesem Gebiete orientieren will, ohne dazu eingehendere linguistische Studien zu machen, und für den Sommer sein Handbuch in erster Linie bestimmt hat, gewinnt aus Victor Henrys *Précis de grammaire comparée du grec et du latin* einen für seine Zwecke vollkommen genügenden Überblick über den Stand der modernen lateinischen Sprachforschung, und sodann ist dem Studenten, der Sommers Grammatik mit Gewinn zu benutzen versteht, auch Lindsays Lateinische Sprache nicht unzugänglich. Doch wir wollen angesichts der wirklich gediegenen Leistung, die er uns bietet, über diesen Punkt mit dem Verfasser nicht länger rechten. Den Hauptvorzug seiner Arbeit sehen wir in der streng logischen, übersichtlichen Gruppierung des bekannten und in der Heranziehung eines reichen neuen Materials, welches das Buch auch für Fachleute zu einem schätzenswerten Hilfsmittel macht. Dem Anfänger scheint uns eher zu viel als zu wenig geboten; indessen läfst das soeben hervorgehobene pädagogische Geschick des Verfassers diesen Nachteil, wenn anders es einer ist, nicht eben schwer empfinden. Entschiedene Mifsbilligung verdient dagegen die Unterdrückung fast aller Litteraturangaben. Wer im Vorworte erklärt, die dem Anfänger nahe liegende Gefahr, Brugmanns Grundrifs als eine Art Bibel zu betrachten, bekämpfen zu wollen, der durfte nicht durch Unterlassung der Quellenangaben seinem eigenen Werke einen autoritativen Charakter verleihen, auf den es unbeschadet aller seiner Vorzüge denn doch weniger Anspruch hat als gerade der Grundrifs. Aber auch abgesehen davon meinen wir, dafs es gerade für den Anfänger interessant sein müfste, die Namen der Forscher zu erfahren, denen die heute als gesichert zu betrachtenden Resultate auf dem Gebiete der historisch-vergleichenden lateinischen Grammatik verdankt werden. Die Vertröstung auf die Stolzschen Arbeiten hilft hier nichts, denn Anfänger, die nicht speziell linguistische Studien zu machen gedenken, pflegen sich nach des Referenten Erfahrung nicht den Luxus mehrerer denselben Gegenstand beschlagender Handbücher zu leisten.

An Einzelheiten haben wir uns bei einer ersten Durchsicht der Hauptsache nach folgendes notiert.

S. 40. *agere* und *ager* sind nicht getrennt aufzuführen, da beiden dieselbe Wurzel zu Grunde liegt. *ager* : *agere* = deutsch *Trift* : *treiben*.

S. 53 Anm. *emo* aus **n̥mō* herzuleiten geht wegen ksl. *jemlją*, apr. *imma*, lit. *imù émiaũ* (: lat. *ēmi*) nicht an. Man vergleiche im übrigen zu dem Wort J. Schmidt, Kritik der Sonantentheorie 154 ff., und Meillet, Recherches sur l'emploi du génitif-accusatif en vieux slave 25 u. 160.

S. 91 f. Dafs *plaudere* auf älteres *plōdere* zurückgeht, dürfte im Hinblick auf lit. *plóti* (*į rankàs suplóti* 'in die Hände klatschen') zum mindesten als sehr wahrscheinlich anzusehen sein; lat. *plō-do* : lit. *pló-ju* = lat. *cū-do* : lit. *káu-ju*.

S. 122. Ein bemerkenswerter Fall von Beeinflussung des verbum simplex durch Composita liegt vor in *sculpo* neben *scalpo* nach *exsculpo*, *insculpo* (vgl. Hülsen, Philologus LVI 388 f.). Bedeutsam ist ferner *clusit* als offizielle Schreibung auf einer Neromünze (Cohen, Description des monnaies frappées sous l'empire romain, Néron 146).

Endlich gehört hierher *sicare* = *secare* CIL I 199, 40/41, auch zu erschliefsen aus ital. *sega* 'Säge', genues. *seiga* (Flechia, Archivio glottol. ital. X 144).

S. 247 § 131, 3. Vgl. auch noch vulgärlat. **verecunnia* für *verecundia*, zu erschliefsen aus frz. *vergogne*, und umgekehrt *grundire* für und neben *grunnire* (afrz. *grondir*) und **arependis* statt *arepennis* nach altspan. *arapende*.

S. 285 f. *pūblicus* scheint Kontaminationsprodukt aus **pūbicus* (zu *pūbes*) und **poplicos* (zu *populus*).

S. 295 § 161, 1. Vgl. auch noch *obilla* ans **obbilla* zu *obba* und *sacéllus* aus **saccéllus* zu *sacculus* (vgl. Haupt, Opusc. III 402). Dafs Vereinfachung geminierter Konsonanten in solchen Fällen auch vor nicht natura oder positione langen Silben stattgefunden habe, wie der Verf. § 128, 2 h Anm. annimmt (*stimuláre* ans **stimmuláre*), dafür läfst sich kein sicheres Beispiel erbringen; *offícium, pellúviae* u. dgl. sprechen dagegen. *effúgio, corrúere* u. ä. sind demnach durchaus regelrechte Bildungen, deren Geminata keiner Erklärung bedarf.

S. 476. Zu kategorisch scheint uns die Behauptung, dafs die Partikel *-met* von *nosmet* mit *ai-mad* z. B. in *asmad-īyas* 'unser' aus **ṇs-med-* nicht direkt identisch sein könne. Meillet, Mém. soc. ling. X 135 f. hat gezeigt, dafs die indo-iranische Behandlungsweise von Verschlufslauten und *s* im Sandhi den indogermanischen Zustand getreu wiedergespiegelt, d. h. dafs ursprachlich vor stimmhaftem Anfang des folgenden Wortes *-d* und *-z*, vor stimmlosem *-t* und *-s* standen. Die Einzelsprachen mit Ausnahme des Altindischen und des Iranischen haben, soweit sie in dieser Beziehung Schlüsse gestatten, die eine oder andere Behandlungsweise verallgemeinert; so hat das Germanische *-d* und *-z*, das Lateinische weniger konsequent *-s* und *-d* durchgeführt. Liefse sich nicht vielleicht das *t* der Partikel *-met* als ein Überrest der indogermanischen Doppelheit des Auslautes auffassen? Ich glaube ja. Warum gerade in diesem und nur in diesem Worte sich *-t* gehalten hat, während sonst *-d* verallgemeinert erscheint, läfst sich freilich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Der Grund ist wohl in seiner isolierten Stellung und in seiner etymologischen Dunkelheit zu suchen.

S. 551. Die Regel, dafs bei den Verben auf *-io* in der Hauptsache die kurzvokalische Flexion nach kurzer, die langvokalische nach langer Wurzelsilbe erscheine, bedarf einer doppelten Einschränkung. Einmal darf der Einflufs der Silbenzahl nicht übersehen werden (vgl. *iacere* aber *amicire*, *parere* aber *reperire*), und sodann kommt es auch auf die Natur des vorausgehenden Konsonanten an, wie *facere, capere, cupere* gegenüber *ferire, sarire, salire* zeigen. Wo Silbenzahl und vorausgehender Konsonant verschiedene Flexion erheischten, da überwog der Einflufs des letzteren (vgl. *aspicere, porricere*). So mit Recht Meillet, Bull. soc. ling. Nr. 45 S. LXXVII.

Zu bedauern ist, dafs der Verfasser nicht auch einen Abrifs der Wortbildungslehre in seine Darstellung einbezogen hat. Ein solcher würde den Wert des Buches zumal für Romanisten wesentlich erhöht haben und war im übrigen nach den zahlreichen Vorarbeiten, die uns die letzten Jahre gerade auf diesem Gebiete gebracht haben, wohl zu wagen. Aber auch so sei Sommers Handbuch Alt- und Neuphilologen zur Einführung in das wissenschaftliche Studium der lateinischen Grammatik aufs wärmste empfohlen.

Max Niedermann.

J. Jastrow und G. Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). Zweiter Band (1190—1273) [Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst]. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1901. XXVI, 646 S.

Nach vier Jahren ist nun dem ersten Bande des Jastrow-Winterschen Werkes [1]) der zweite gefolgt, der den Zeitraum vom Tode Friedrichs I. bis zur Wahl Rudolfs I. umfafst. An diesem zweiten Bande hat Jastrow nur noch für den Abschnitt über Heinrich VI. einen Entwurf geliefert; er ist im übrigen völlig Winters geistiges Eigentum, des ersten Bandes im ganzen sehr würdig, von dem gleichen universalhistorischen Geist erfüllt, nur in der Stilisierung vielleicht etwas nachstehend. Er ist eingeteilt in drei Bücher: das Zeitalter Innocenz' III., das Zeitalter Friedrichs II. und das Zeitalter des rheinischen Bundes.

Wir lernen in Friedrichs I. Sohne Heinrich VI. einen Erben nicht nur seiner Kronen, sondern auch im wesentlichen seiner politischen Anschauungen kennen. Wir sehen ihn unverrückt die Stellung des Reiches gegen die Kirche behaupten, das sizilische Erbe seiner Gemahlin mit Hilfe der deutschen Ritterscharen gewinnen und durch die Verbindung der kriegerischen Kraft Deutschlands mit den reichen Geldmitteln und

[1]) Vgl. N. Jahrb. 1898 I 367 f.

Kulturschätzen Italiens ein germanisches Weltreich gründen, das England, Frankreich und Dänemark, Ungarn, Byzanz und Syrien unter die Leitung des deutschen Königs zwingt. Sein vorzeitiger Tod und die Wahl Lothars von Segni zum Papst (Innocenz III.) bezeichnen einen der wichtigsten Wendepunkte in der europäischen Geschichte. Aufs neue treten die kirchlich-religiösen Interessen in den Vordergrund; das Doppelkönigtum in Deutschland giebt Innocenz die gut benutzte Gelegenheit, die kirchlichen Rechte der deutschen Krone zu beschränken. Die Wiedererstarkung der staufischen Macht unter Philipp von Schwaben hat keinen Bestand über des Königs Tod hinaus. Der Welfe Otto IV. giebt die im Wormser Konkordat festgestellten Rechte des Königs an den geistlichen Fürstentümern preis. Gleichwohl weiſs er die staufische Ritterschaft für sich zu gewinnen, indem er in der italienischen Politik die Richtung seiner Vorgänger einschlägt ('Otto tritt ins staufische Lager über, nicht umgekehrt') und sogar die Hände nach der sizilischen Krone ausstreckt. Da gerät auch er in Konflikt mit dem Papst, der ihn nun ebenso energisch bekämpft, wie er ihn vorher unterstützt hat. Als Werkzeug des Papstes erobert Friedrich von Hohenstaufen das Reich seines Vaters. Auf der Höhe seiner Macht zeigt Innocenz III. das groſse Laterankonzil von 1215.

Friedrich II. ist Sizilianer. Die deutsche Krone ist ihm nur Mittel zum Ziele der Weltherrschaft. Seine Egerer Urkunde von 1213 besiegelt die Umwandlung der deutschen Verfassung, indem sie die geistlichen Fürstentümer völlig dem König entzieht. Auch in anderen Punkten ist Friedrich sorgfältig bemüht gutes Einvernehmen mit dem Papste zu unterhalten. Von der Friedrich vielfach vorgeworfenen Doppelzüngigkeit dem Papste gegenüber spricht ihn Winter mit Recht frei. An der lombardischen Frage tritt aber der weltlich-politische Charakter des Papsttums offen zu Tage und damit die Unmöglichkeit eines dauernden Friedens zwischen Papst und Kaiser. Die Schilderung des groſsen Kampfes, den Friedrich zuletzt mit vollem Bewuſstsein seiner prinzipiellen Bedeutung führt, nimmt das Hauptinteresse in Anspruch. Die eigentlich deutschen Angelegenheiten treten ganz in den Hintergrund.

Schon bei der Besprechung des ersten Bandes war eine gewisse Vernachlässigung der eigentümlichen Entwickelung der deutschen Verfassung zu rügen. Dieser Fehler, der mit einem der Vorzüge des Werkes, dem auf das Groſse gerichteten Blick, eng zusammenhängt, tritt im zweiten Bande noch stärker hervor. Thatsächlich erhalten wir hier gar keine 'Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen', sondern einen wichtigen Ausschnitt aus der allgemeinen Geschichte. Die ganze Erzählung von Friedrichs II. Regierung ist nicht vom deutschen, sondern vom sizilischen Standpunkt aus angelegt, wohl richtig für die allgemeine, nicht aber für die deutsche Geschichte. So erfahren wir sehr viel von den italienischen Dynasten und Republiken, aber sehr wenig von den deutschen Territorien und Städten, so gut wie nichts von der Organisation und Thätigkeit des deutschen Ordens. Für die deutsche Geschichte sind aber doch wohl Männer wie Hermann von Salza oder Heinrich der Erlauchte von Meiſsen wichtiger als Gregor von Montelongo oder Ezzelin von Romano.

Ganz auseinander fällt schlieſslich das letzte Buch, das nach dem rheinischen Bunde genannt ist, aber zuerst ausführlich die letzten Kämpfe der Hohenstaufen in Italien, dann in gedrängter Übersicht die deutschen Angelegenheiten von 1247—1272 behandelt. Das gewaltige Trauerspiel der Hohenstaufen nimmt das Interesse des Verfassers so sehr gefangen, daſs ihm für die Umwandlung der deutschen Zustände, wo überall die Keime neuen Lebens auf den Trümmern des alten Reiches sprieſsen, nur kurze Nachträge übrig bleiben. Hervorgehoben muſs werden, daſs dem Verf. für die Zeit von 1233 an nicht so umfassende Vorarbeiten zur Verfügung standen wie für den Anfang, da ja Winkelmanns treffliche Jahrbücher durch den Tod einen vorzeitigen Abschluſs gefunden haben. Nirgend aber verläſst den Leser des Jastrow-Winterschen Werkes der Eindruck, auf dauerhaftem Boden selbständiger Forschung zu stehen. Und in der Auffassung dieser groſsen und schrecklichen Zeit spiegelt sich der schöne Aufstieg zu freieren Höhen, den die deutsche Geschichtswissenschaft von Böhmer durch Ficker, Lorenz und Winkelmann hindurch genommen hat. Ernst Devrient.

Digitized by Google

[library stamp]

DIE ANFÄNGE DER GRIECHISCHEN KOMÖDIE[1])

Von Georg Thiele

Für die Anfänge der meisten litterarischen Kunstformen begnügt die Litteraturgeschichte sich damit, festzustellen, dafs dieselben im Dunkeln liegen, weil doch die normale Überlieferung der Litteratur ganz gesetzmäfsig meistens das Vollendete und Fertige aussondere. Und gewifs erdrückt das vollendete Produkt und die fertige Kunstform sehr häufig alle oder viele frühere Stadien derselben Gattung. Aber leicht geht man in dieser Resignation, über die Anfänge ins klare zu kommen, zu weit. Auch für das griechische Drama lohnt es sich deshalb vielleicht, immer wieder zu versuchen, durch neue Kombinationen und erneute Prüfung der Zeugnisse befriedigendere Resultate zu gewinnen. Nachdem das Buch von Wilamowitz für die Geschichte der attischen Tragödie grofse neue Perspektiven eröffnet hatte, wurde unsere Kenntnis des antiken Dramas durch eine Reihe glänzender Forschungen über Bühnengebäude, Kostüme, komische Masken und lustige Bühnenfiguren in unerwartetem Mafse bereichert. Und wenn damit auch für die Lösung aller Fragen über die Entwickelung des Dramas neue Grundlagen geschaffen worden sind, so ist es nicht zum wenigsten das Problem der Anfänge der Komödie gewesen, das eine befriedigende Lösung nicht gefunden hat.

Mit einem gewissen Recht wird als Litteraturgattung die Komödie neben der Tragödie geringwertig behandelt. Aber man vergifst dabei, dafs jene eigentlich die ältere Gattung ist, dafs in der dramatischen Produktion aller Völker nicht das Tragische, sondern das Komische das treibende und zeugende Element ist, dafs das Drama in seinen Ursprüngen immer Komik sein mufs, teils mimetische, teils polemisch-satirische. Die Komik steigt aus der niederen Sphäre des Volkslebens nach oben, sich immer erneuernd und erweiternd in dem naiv lachenden Gegensatz des gemeinen Menschenverstandes zu der geistigen und materiellen Überlegenheit der führenden Klassen und der

[1]) Erweiterter Abdruck eines auf der XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Strafsburg gehaltenen Vortrages. — Ich halte es nicht für nötig, das ganze mir bekannte oder von mir gesammelte Material an diesem Orte vorzulegen, sondern begnüge mich damit, in den Anmerkungen die das Verständnis des Textes erleichternden Stellen anzuführen. Spezielle Untersuchungen, welche ich den in diesem Essay gegebenen allgemeinen Umrissen folgen zu lassen gedenke, werden manche der hier gemachten Aufstellungen hoffentlich bestätigen. Vorausgesetzt, wenn auch nicht citiert, ist u. a. das Werk von Du Méril, Histoire de la Comédie ancienne Tom. I. Paris 1869.

leitenden Persönlichkeiten des Volkes und zugleich in dem unvergänglichen Bestreben, das Abnorme, sei es das Stärkere oder Schwächere, sei es das Häfsliche oder Erhabene, durch verzerrte Nachahmung zu verspotten. Deshalb ist jeder nachahmenden volkstümlichen Komik gleich von der Wurzel an ein Zug zum Negieren, zur Opposition eigen; stets befindet sie sich im natürlichen Kampfe gegen alles Mächtige, Furcht und Verehrung Heischende, und damit dann auch in der Regel in natürlichem Widerstreit gegen die Religion, und beim einzelnen Menschen sogar gegen die eigenen Äufserungen des religiösen Empfindens. Daraus folgt nun aber zunächst, dafs die Komik kein unmittelbarer, direkter Ausdruck religiösen Empfindens sein kann. Wenn sie dennoch im religiösen Kulte erscheint, kann sie kein integrierender Bestandteil, sondern nur eine Begleiterscheinung sein. Mit der Tragödie ist es anders. Dafs sie bei den Hellenen wie den Germanen unlösbar in ihren Wurzeln mit dem Gottesdienst verbunden war, ist eine vielleicht psychologisch noch nicht genügend erklärte, aber durchaus erwiesene und nicht zu bestreitende Thatsache. Der Kultus umfafst und pflegt die stetig aufkeimende Neigung des Volkes zur Dramatisierung ernster Geschichten in feste Formen. Aber die Komik mufs naturgemäfs bei allen Völkern eine ganz andere Stellung zum Gottesdienste einnehmen als das ernste Spiel. Denn entstanden ist der komische Humor bei den Griechen ebensowenig wie bei anderen Völkern an heiligen Örtern. Spott und lose Mimik entstehen nicht im Tempel und nicht an den hohen Festen gewaltiger Götter, sie haben ihren Ursprung auf Markt und Strafse, in der Schmiede und in der *λέσχη*, in der Barbierstube und im Wirtshaus. Eine Versöhnung aber der erzürnten Gottheit durch Scherz und Kurzweil kann nur ausnahmsweise erlaubt sein. Ganz allmählich wird an gewissen Götterfesten auch die komische Aufführung offiziell, umschlingt in üppiger Umrankung die gottesdienstliche Feier und führt mit der Zeit die Verweltlichung altehrwürdiger Bräuche herbei.

Die drei griechischen Gottheiten, an deren Festen komische Aufführungen erscheinen, sind Demeter (nebst den ihr entsprechenden Erdgöttinnen)[1]), Dionysos und Phales. Vielleicht war dieser Götterkreis in ältester Zeit noch viel gröfser, aber die spätere Entwickelung führte bekanntlich dazu, dafs vom Dionysoskult alle dramatischen Aufführungen absorbiert wurden. Von dem ursprünglichen Zustand haben sich nur recht dürftige Spuren erhalten; dahin gehören vor allem Spottjamben am Demeterfeste[2]) und die Umzüge mit dem Symbol

[1]) Den Demeter verwandten Göttinnen der Fruchtbarkeit Damia und Anxesia auf Ägina wurden zugleich mit Opfern auch *χοροὶ γυναικήιοι κερτόμιοι* dargebracht zur Versöhnung. Der *τωθασμός* (Neckerei) erstreckte sich nur auf Weiber (Herodot V 83). Auf der Insel Anaphe waren Spottchöre von Weibern gegen Männer dem Apollon heilig (Apoll. Rhod. IV 1726). — Aristoteles Polit. VII 15 S. 1336 b, 15 fafst die Zulassung der Neckerei an Götterfesten auch als etwas Sekundäres auf (O. Müller, Litt.-Gesch. I⁴ 219).

[2]) Die Dithyramben und verwandte Namen, *ἴθυμβος ἴαμβος διθύραμβος θρίαμβος* (vgl. C. O. Müller, Litt.-Gesch. I⁴ 220 Anm.), beweisen weder, dafs die Jamben ihren Namen von ihrem Inhalte bekommen, noch dafs sie ihn von der metrischen Form haben, ehe nicht die Bedeutung des Suffixes *-μβος* aufgeklärt ist ('Schritt' oder 'Tanz' sollte man denken).

der alten Fruchtbarkeitsgottheit Phales. Dafs aber die Verbindung der Komik mit den Kultfeiern nur lose, dafs die komischen Aufführungen sekundäre Begleiterscheinungen sind, diesen Gesichtspunkt festzuhalten, dünkt mich bei der Beurteilung jener ziemlich klar erkennbaren Entwickelung durchaus notwendig.

Es gilt nunmehr, die antike Überlieferung über die ältesten komischen Aufführungen unter diesem Gesichtspunkte aufs neue zu untersuchen. Hierbei trifft die knappe und nur andeutende, die Thatsachen selbst als bekannt voraussetzende Notiz des Aristoteles über die Herkunft der Komödie von den Vorsängern der Phalloslieder, wenn man sie sinngemäfs ergänzt, durchaus zusammen mit den Zeugnissen des Sosibios von Lakedaimon und des Semos von Delos.

Diese beiden Kulturhistoriker geben eine kurze Übersicht[1]) über die verschiedenen Gattungen, und Darsteller komischer Kurzweil, offenbar und mit deutlichem Hinweis auf das Problem der Entstehung der Komödie. Im Auszuge des Athenaios erscheint die Auswahl der Gattungen aus dem vorauszusetzenden wirklichen Thatbestande durchaus dürftig, aber doch, meine ich, kann man auch mit dieser dürftigen Übersicht zu gröfserer Klarheit wie bisher kommen. Sosibios bezeichnet als die ältesten Darsteller komischer Szenen die Deikelisten, mit welchen er die Phallophoren in Sikyon, die *ἐθελονταί* in Theben, die italischen Phlyaken und die *αὐτοκάβδαλοι* — diese ohne Lokalisierung — identifiziert. Er schliefst seine Aufzählung mit dem wichtigen Zusatz, dafs der allgemein gebräuchliche Name für alle Arten von Deikelisten *σοφισταί* sei. Etwas klarer drückt sich Semos aus; er kennt auch die *αὐτοκάβδαλοι*, diese sind aber für ihn dieselben, welche später nebst ihren Vorträgen Jamben heifsen (d. h. also in Jamben sprechen und als *αὐτοκάβδαλοι* in ihnen improvisieren?). Sodann beschreibt er die Phallophoren eingehend, sie ziehen in besonderen, *καύνακες* genannten Gewändern, einen Phallosträger mit geschwärztem Gesicht an der Spitze, in die Orchestra ein (was jedenfalls nicht ursprünglich ist, denn zu dem Aufzuge ist keine Orchestra nötig); ihre Gesichter sind mit Laubwerk verhüllt, sie tragen Kränze auf den Köpfen, rezitieren dann zunächst eine Art von Prooimion an den Bakchos und verspotten jedesmal in demselben Versmafs, dem Jambos, die Mitbürger; der Inhalt des Gesanges wechselt jedes Jahr, wie die Parabase der Komödie. Von den Phallophoren scheidet Semos die Ithyphallen. Diese tragen wirkliche Larven und singen ihr Lied nicht dem Bakchos, sondern (wie Dikaiopolis in den Acharnern) dem mitgeführten Symbol und Gott der geschlechtlichen Fruchtbarkeit, Phales. Es liegt auf der Hand, dafs diese Form des Kulttanzes, die noch dem Phales selbst gilt, älter ist als die bakchische. Dafs thatsächlich die Ithyphallen die ältere Form der Feier darstellen, die Phallophoren eine jüngere, möchte ich schon aus dem Umstande schliefsen, dafs uns jene im V. Jahrh. noch in Athen als stadtbekannte Kultus-

Jambos heifst aber bis in die späteste Zeit Spottlied, während das eigentliche Wort für das Metron *ἰαμβεῖον* ist. Die Jamben an Demeterfesten müssen sehr alt sein, weil schon im Homerischen Demeterhymnos ihre Einführung mythologisch erklärt wird.

[1]) Athen. XIV 621 d ff.

Digitized by Google

genossenschaft entgegentreten, die freilich den ausgelassenen Charakter einer Karnevalsgesellschaft trägt. In Demosthenes' Rede gegen Konon wird dieser θίασος von jungen Leuten neben den αὐτολήκυθοι als starke Korporation vergnügungssüchtiger junger Leute geschildert. Ihr Gott, dem sie sich 'gegenseitig' weihen, ist der Ἰθύφαλλος, also der Phales selbst. Dieselbe Gesellschaft lustiger Brüder trat bei feierlichen Aufzügen und Einholungen mit Gelegenheitsgedichten hervor. Das ἐγκώμιον im Volkston — vom κῶμος(?) der Ithyphallen gesungen und von ihnen gedichtet —, das beim Einzuge des Demetrios Poliorketes improvisiert wurde, ist bekanntlich durch ein Fragment des Duris[1]) erhalten. Aber wie die hier beschriebenen Aufzüge und Mummereien von Kultgenossenschaften zu einem dramatischen Komödienspiel führen sollen, das wird nicht gesagt und ist schwer zu erklären; und es hat sich hieraus auch thatsächlich ebensowenig eine lebensfähige dramatische Spielgattung entwickelt wie etwa aus dem primitiven, von Mannhardt entdeckten hannoverschen Pfingstaufzuge des Peerekopp, Hedemöpel und ihrer Gesellen, oder aus den Tänzen der Wildmännle in Oberstdorf in Bayern, oder aus den mit der Zeit immer ausgelassener gestalteten Luperkalienbräuchen in Rom. Hat ja doch nicht einmal die in Attika von alters her übliche Tiermaskerade ein dramatisches Spiel entwickelt, ohne dafs fremde und zwar offenbar sizilische Elemente sich mit ihr verbanden. Die Phallophoren und der attische Tier-κῶμος, beide haranguierten einfach die Volksgenossen ohne besondere Mimik. Dabei ist beim attischen Tier-κῶμος nicht einmal sicher festzustellen, ob diese Maskeraden ursprünglich in den Kult gehören. So alt diese Tiertänze vermutlich auch bei den Griechen sind, so ist darum doch nicht immer, ebensowenig wie bei den Tiertänzen so vieler Naturvölker (wie etwa der brasilianischen), eine Entstehung aus dem Gottesdienste glaublich. Es läfst sich überhaupt schwerlich beweisen, dafs alle Maskierung bei den Griechen religiöse Bedeutung gehabt hat.[2]) Vielfach findet die Maske ihre Erklärung einfach in der Freiheit des Spottes. — Noch ein Wort ist über den Phales zu sagen. Der Phales hatte ursprünglich mit dem Dionysos ebensowenig zu thun wie noch bis in die spätesten Zeiten der Priapos; die ins Obscöne übergehende mimische Kurzweil fand an ihm ebensoviel Anknüpfung wie am Bakchos- und noch mehr als am Demeterkult. Doch ist unzweifelhaft der Phales eine ernsthaft verehrte Fruchtbarkeitsgottheit gewesen. Sollte nicht an eine Beziehung zur italischen Pales zu denken sein, falls sich die Lautverhältnisse der beiden Namen fügen? Hat man doch entdeckt, dafs die männliche Form der Pales die ältere ist.[3]) Bei der Verehrung und den Feiern der Pales spielt das Prinzip der Fruchtbarkeit eine grofse Rolle. — Jedenfalls scheint der Phales eine selbständige Gottheit zu sein, nicht etwa ein lustiger Begleiter des Dionysos, zu dem ihn die Aristophanische Komödie macht. Die

[1]) Athen. VI 253 d; Demosth. LIV 13 ff.

[2]) Vgl. dagegen Dieterich, Pulcinella S. 68 Anm.

[3]) Vgl. den Artikel Pales in Roschers Mythol. Lexikon und jetzt Wissowa, Religion und Kultus der Römer S. 165 f.

Digitized by Google

Komik ist aber auch hier nicht, trotz Aristoteles, ursprünglich im Kult begründet, sondern hängt sich nur an diese wie an andere Kultfeiern an.

Gehen wir jetzt zunächst die weiteren bei Athenaios angeführten komischen Darsteller durch, so finden wir, daſs Sosibios, seiner auch bei der Homererklärung befolgten mechanischen Methode getreu, sehr voneinander verschiedene Gattungen zusammengebracht hat, während die Angaben des Semos durchaus klar sind. Danach gehören in die Kategorie der Phallophoren und Ithyphallen auch die *αὐτοκάβδαλοι*. Dieser Name bedeutet aber, wie der sonstige Gebrauch des Wortes zeigt[1]), Stegreif-Sänger oder Stegreif-Spieler oder Improvisatoren. Nun identifiziert Semos — und dies ist äuſserst wichtig — diese Improvisatoren mit den Jambosrecitatoren.[2]) In Jamben sprechen auch die Phallophoren, und ihre Spottlieder auf die Volksgenossen sind in dem *ἁπλοῦς ῥυθμός* (dem Jambos) abgefaſst gewesen, demselben einförmigen Versmaſs, das alles, *μέλος*, *ᾠδή*, *ὕμνος* ersetzt, das in seiner Einförmigkeit sehr von dem bunten, immer neuen Inhalt ihrer Ansprachen absticht. Neu ist dieser Inhalt immer, weil er das Neueste vom Tage behandelt, neu und jung ist ihre Muse, weil sie eine Gelegenheitsmuse ist. Das mag etwa der Sinn der solennen Einzugsverse gewesen sein, welche Semos überliefert:

σοί, Βάκχε, τάνδε μοῦσαν ἀγλαΐζομεν[3])
ἁπλοῦν ῥυθμὸν χέοντες αἰόλῳ μέλει
καινὰν ἀπαρθένευτον, οὔτι ταῖς πάρος
κεχρημέναν ᾠδαῖσιν, ἀλλ' ἀκήρατον
κατάρχομεν τὸν ὕμνον.

Der Jambos vertritt also das satirische Element der ältesten Komik. An Bakchos-, Phales- und Demeterfesten bildete die Verspottung der Volksgenossen seinen Inhalt. Jambos bedeutete daher auch immer Satire; es giebt in später Zeit Jamben in Prosa; selbst auf den Sokratischen Dialog läſst sich schon der Begriff des *ἰαμβίζειν* ausdehnen.[4]) Es dauerte lange, ehe die *ποιηταί* sich mit dieser simpeln improvisierenden Gattung befaſsten. Das *ἰαμβίζειν* aber wurde allmählich stehend bei allen jährlich wiederkehrenden Mummereien an Frühlings- und Erntefesten in gewissen Gegenden, und zwar namentlich in Sizilien. Darauf deutet eine die Notizen des Semos und Sosibios ergänzende Nachricht eines bei Athenaios excerpierten Werkes *περὶ μουσικῆς*[5]), welche besagt, daſs

[1]) Arist. Rhet. III 7 S. 1408a 12 und 15 S. 1415b 39; dort heiſst es, ebenso wie bei Lykophron V. 745 *αὐτοκάβδαλον σκάφος*, nichts weiter als improvisiert. Die Ableitung ist dunkel. Hesych. *αὐτοκάβδαλα*, *αὐτοσχέδια ποιήματα*. Et. Magn. *τὸ ὡς ἔτυχε φυραθὲν ἄλευρον* (*κάβος* = Getreidemaſs bei Lexikogr.). Durchsichtiger ist *αὐτολήκυθος*, womit *αὐτοκάβδαλοι* sinnverwandt gebraucht wird.

[2]) Dazu stimmt Hesychios *αὐτοκάβδαλα ποιήματα* = *ἴαμβοι*.

[3]) *ἀγλαΐζω* kommt bereits bei Eupolis Fr. 389 Kock vor, ferner bei Theokrit Epigr. 1 in derselben Bedeutung wie hier; auch der Ausdruck *ῥυθμὸν χέειν* ist durchaus gut und alt.

[4]) Ath. X 63 S. 44b: *Ἀνθέας ... εὗρε τὴν διὰ τῶν συνθέτων ὀνομάτων ποίησιν, ᾗ Ἀσωπόδωρος ὁ Φλιάσιος ὕστερον ἐχρήσατο ἐν τοῖς καταλογάδην ἰάμβοις.* — *ἰαμβίζειν* wird in einem Gorgianischen Bonmot von Platon gesagt, Ath. XI 505 d.

[5]) IV (V) 181 C.

die *ἰαμβισταί* (doch dieselben wie *ἴαμβοι* an der anderen Stelle) in Syrakus die Stelle der Aufführungen Athens vertreten. Wir werden diese Angabe weiter unten verwerten. Es ist selbstverständlich, dafs die seltsamerweise als thebanische Spezialität angeführten *ἐθελονταί* identisch sind mit den auch *αὐτοκάβδαλοι* genannten Jambosimprovisatoren. Aber der Name *ἰαμβισταί* weist darauf hin, dafs (in Sizilien) zuerst diese Jambosrecitatoren stehend und berufsmäfsig wurden. Das ist überhaupt der Gang der Entwickelung, und so hat Aristoteles recht, wenn er von *ἐθελονταί* des Komos und der Komödie spricht, die eben im Unterschied von der Tragödie, die auf alten Kultgebräuchen ruht, ein *γένος αὐτοσχεδιαστικόν* im engeren Sinne ist. Wenn nun Aristoteles[1]) zugleich die Komödie von den Phallossängern ableitet, so sind diese also auch zugleich mit *αὐτοκάβδαλοι* und *ἐθελονταί* identisch. Hierzu stimmt vortrefflich die Zusammenstellung der *αὐτολήκυθοι*, augenscheinlich nur eine Variation der *αὐτοκάβδαλοι*, mit den Ithyphallen in der Rede des Demosthenes gegen Konon. Wir haben nunmehr die vier Gattungen der *ἐθελονταί*, *φαλλοφόροι*, *αὐτοκάβδαλοι* und *ἴαμβοι* als eine einzige Gattung erwiesen oder doch jedenfalls so viel ermittelt, dafs alle aus derselben Wurzel volkstümlicher Aufzüge entsprungen sind.

Ehe wir an die Erklärung der Deikelisten und Phlyaken gehen, erledigen wir den durchsichtigeren Ausdruck *σοφισταί*, der bei Sosibios als allgemein üblicher Name komischer Darsteller angeführt wird. Wir dürfen uns bei Sosibios bekanntlich nicht wundern, wenn er nicht zusammengehörende Dinge verwirrt, denn die *σοφισταί* sind ohne Zweifel etwas ganz anderes als *αὐτοκάβδαλοι* und *ἐθελονταί*. *Σοφισταί* sind gerade im Unterschied von den an einen bestimmten Ort gebundenen Komasten berufsmäfsig von Ort zu Ort wandernde Künstler. In älterer Zeit heifst Sophist durchaus der musikalische Virtuose und Künstler, erst im späteren Sprachgebrauch der entwickelten hellenischen Kultur heifst so der wandernde Gelehrte oder Techniker. Noch im V. Jahrh. läfst sich mehrfach der Name Sophist für den Musiker belegen. In dem *Αὐλῳδοί* betitelten Satyrspiel des Iophon, wo die Satyre als Chor von Musikanten hereintanzen, heifst es von Silenos[2]): *καὶ γὰρ εἰσελήλυθεν πολλῶν σοφιστῶν σμῆνος ἐξηρτημένος* (= *stipatus, instructus magna sophistarum turba*). Kratinos läfst in den *Ἀρχίλοχοι*, wo der Komos als eine Schar von Dichtern hereinschwärmt, einen Schauspieler ganz ähnlich sagen: *οἷον σοφιστῶν σμῆνος ἀνεδιφήσατε*.[3]) Pindaros nennt die Dichter als Sänger so[4]) und der Dichter des Rhesos den Thamyris einen thrakischen Sophisten[5]). Entsprechend dem späteren Gebrauch des Wortes für technische Fertigkeiten ist die Bezeichnung des Technischen auch in den musischen Künsten anzunehmen. Man begreift, wie der Name *ποιητής* neben dem mithin schon recht alten *σοφιστής* aufkommen konnte. Der *ποιητής* stand über dem *σοφιστής*, dem Musikanten, wie der Troubadour über dem Jongleur und den Minstrels. Aber die bisher nicht

[1]) Poet. 1449a 11 b 3; *αὐτολήκυθοι* auch bei Lucian Lexiph. 10 mit *αὐτοκάβδαλοι* in einem Atem genannt.

[2]) Iophon Fr. 1. [3]) Kratinos Fr. 2. [4]) Isthm. IV 25. [5]) V. 923

beachtete Überlieferung, dafs auch der Komödiant zu den *σοφισταί* gerechnet wurde, läfst auf den ganzen Beruf ein neues Licht fallen. Es gab also berufsmäfsige Komödianten, die mit den Musikern in enger Verbindung stehen. Wir stofsen hier auf eine Spur von Überliefernngen über die ältesten berufsmäfsigen Schauspieler in Griechenland. Mit den *σοφισταί* können nicht die zwar bei Sosibios in einem Atem mit ihnen genannten Phallophoren u. s. w. identifiziert werden, da diese Freiwillige (*ἐθελονταί*) und Gelegenheits- und Stegreifspieler waren, wohl aber gehören zweifellos zu den berufsmäfsigen Schauspielern die *δικηλισταί*. *Δικηλιστής* oder *δεικηλιστής* heifst der Darsteller von *δείκηλα*, der nicht blofs, wie schon die Wortform zeigt, im dorischen, sondern auch im ionischen Kultusgebiet zn Hause ist. *Δείκηλα* heifsen aber nicht allein komische Darstellungen, sondern dramatische Vorstellungen überhaupt. Denn Herodot nennt die Darstellungen der Leiden des Apries[1]) auf dem See bei Sais *δείκηλα*, diese erinnern ihn an die bei den griechischen Mysterien üblichen Darstellnngen. Sosibios macht zu dem Worte *δεικηλιστής* eine sonderbare Bemerkung: *ὡς ἄν τις σκευοποιοὺς εἴπῃ καὶ μιμητάς*. Meint er, der Dikelist hiefse sonst auch *σκευοποιός*, Verfertiger von Requisiten und Figuren, wie sie bei *δείκηλα* gebraucht wurden? Der *δεικηλιστής* wäre dann etwa ursprünglich ein Besitzer oder Verfertiger von Puppen gewesen.[2]) Noch ist die Frage eines alten Figurentheaters in Griechenland nicht aufgeworfen. Wie heute beim Kölner Hänneschen das Figurentheater die ältere Form des Schauspiels darstellt und die Figuren erst in einem verfeinerten Stadium durch menschliche Darsteller ersetzt werden — die mongolischen und semitischen Völker sind zum grofsen Teil nicht über Figuren- und Schattentheater hinausgekommen —, so ist a priori die Möglichkeit eines Figurentheaters selbst für die italische Posse und den Mimos nicht zu leugnen. Direkte Beweise dafür haben sich freilich bis jetzt noch nicht gefunden. — Noch eine andere Frage taucht hier auf. Herodot spricht an der angeführten Stelle von den *δείκηλα τῶν παθέων* als von etwas ganz Bekanntem. Was sind diese *δείκηλα*? waren solche in Hellas auch heimisch? Und verstand man unter ihnen dramatische Aufführungen aus dem Leben Verstorbener? Bildeten diese in gewissen Kultuskreisen einen Teil des Ahnenkultes, und hängen mit ihnen einerseits die *δρώμενα* der Mysterien, anderseits die Anfänge der Tragödie zusammen? Auf alle diese Fragen giebt es leider noch keine Antwort, aber merkwürdig bleibt es immerhin, dafs *δείκηλον* für ernste Darstellungen angewendet wird nnd *δεικηλιστής*

[1]) Herod. II 171.

[2]) Für *δείκηλα* ist die älteste Stelle die des Herodot. Die Lexikographen geben auch nebenbei die Erklärung *εἰκάσματα*, *μιμήματα*, *ὁμοιώματα*. Aber schon seit Lykophron bedeutet das Wort in späterem Griechisch Götterbild, bei Apoll. Rhod. I 746 Schildfigur, ebd. IV 1672 aber *φαντάσματα*. Ath. 621 e: *ὡς ἄν τις σκευοποιοὺς εἴπῃ καὶ μιμητάς*, 'wie wenn jemand die Maskenverfertiger zugleich auch *μιμηταί* nennen wollte'. Also waren die Deikelisten eigentlich nur die technischen Unternehmer des *δείκηλον*. Entweder ist mangelhaft an dieser Stelle excerpiert, oder Sosibios hat sich dunkel ausgedrückt. Die *σκευοποιοί* sind schon ans der attischen Komödie bekannt: klar und deutlich ist der *σκευοποιός* bei Aristophanes als Verfertiger der Porträtmasken bezeichnet.

zugleich der Name für den komischen Mimen ist. Das Suffix bedeutet die berufsmäfsige oder doch gewohnheitsmäfsige Ausübung des Spiels, und somit gehört also der Dikelist mit vollem Rechte bei Sosibios zu den Sophisten. Jedenfalls ist das Wort ein alter und vermutlich der älteste Name für Schauspieler überhaupt. Nun fragt es sich: bei welcher Gelegenheit und in welcher Zahl trat er auf? Die Beschreibung der spartanischen Aufführungen durch Sosibios überhebt uns scheinbar dieser Frage. Diese Darstellungen waren sehr primitiv, wie das in Sparta nicht anders zu erwarten war. 'Einer', heifst es dort[1], (τὶς) 'ahmte im Dialekt (ἐν εὐτελεῖ τῇ λέξει) Obstdiebe nach'; also ein Mimos, in welchem mehrere Personen durch denselben Darsteller, d. h. mit verschiedenen Stimmen nachgeahmt wurden; dies Darstellen mehrerer Personen gleichzeitig ist ja allgemein und auf der modernen Couplet- und Kneipenbühne ganz geläufig.[2]) Ein anderes Mal, heifst es weiter, wurde wirklich nur einer nachgeahmt, ein Arzt, der von weit herkommt, einen fremden Dialekt spricht und sehr wichtig dabei thut. Vom sizilischen Mimos unterscheidet sich der Dikelist also absolut nicht; es ist augenscheinlich dieselbe Gattung, die wir in Sizilien als μῖμος wiederfinden. Ebenso wie der Mime ist der Dikelist zunächst nur einer, und an und für sich ist eine Ableitung des Mimen vom Jongleur (θαυματοποιός) und Gaukler, der auch einzeln auftritt, nicht unzulässig[3]); dagegen spricht allerdings die Subsummierung der Dikelisten unter die σοφισταί und damit unter die Musik. Die Dikelisten hielten sich also als 'Fahrende' mit zu den professionellen Musikern, waren immerhin wohl etwas besseres als Gaukler, Kybisteteren u. dgl. Dazu kommt, dafs vermutlich der Dikelist mit Musikbegleitung auftrat; ich möchte das aus der Nachricht schliefsen, dafs es mimetische Tänze gab, in denen Diebe, welche kalten Braten stehlen wollen, auf der That ertappt dargestellt wurden.[4]) Die Szene des Dikelisten, die den Obstdiebstahl darstellte, gewinnt dadurch mehr Leben; zum Dialekt trat als weiteres Ausdrucksmittel der Tanz. Der Spitzenschritt der Diebe und ihr Langschritt beim Ausreifsen wird recht drastisch unter entsprechender Musikbegleitung gewirkt haben. So ist also die Mimetik nicht nur durch den Titel des Ausübenden, σοφιστής, an die Musik gebunden, sondern auch durch direkte Überlieferung. Der Einzeltanz wird zum Spiel mit mehreren Personen, sobald eine Truppe vorhanden ist, wie sie die des Syrakusaners im Xenophontischen Symposion für den Pantomimos war. Natürlich repräsentiert ein Mime, der,

---

[1]) Athen. XIV 621 d.

[2]) Die (Ἠθολόγοι und) Ἀρεταλόγοι sind nach neueren Untersnchungen (vgl. Crusius in Pauly-Wissowas Realencykl. u. d. W. Aretal.) keine Komödianten.

[3]) Die Dissertation von Reich: 'Die ältesten berufsmäfsigen Darsteller des griechisch-italischen Mimns', Königsberg 1897, hat für die Beziehnngen zwischen Ganklern und Mimen ein branchbares Stellenmaterial geliefert, anch für das Fortleben der Mimen neben der Komödie; aber dafs die Mimik auf dem Lande entstanden sei, ist eine durchaus falsche Vorstellnng. Berufsmäfsige und künstlerische Mimik konnte erst im entwickelten städtischen Leben aufkommen. Reich bemüht sich übrigens zu wenig, in seinem Quellenmaterial zwischen den frühesten und spätesten Epochen der hellenischen Kultur zu scheiden.

[4]) Pollux IV 105.

Digitized by Google

wie der von Sosibios beschriebene Dikelist, eine von Worten begleitete Szene vorträgt, eine höhere Stufe des Schauspiels als die Pantomimentruppe; auch heute noch ist der Pantomimus viel eher mit der Gaukelei und Jonglerie verbunden als der Schwank oder das mimische Couplet. Schon von anderer Seite ist genügend hervorgehoben, wie die Gaukler (θαυματοποιοί) auch zugleich Mimen waren. So erklärt sich auch am besten das Spielen einer Person, so noch die Scheidung der Mimen des Sophron in männliche und weibliche, die entweder nur beim Chor (wie die Spottchöre der epidaurischen Weiber) oder bei einem einzelnen Darsteller berechtigt ist, aber nicht bei einer zusammengesetzten Truppe. Auch auf einen Mimos wie den Epicharmischen *Λόγος* und *Λογίνα* pafst die Scheidung nicht mehr. Sinn hat die Trennung nur, wenn ursprünglich einer auftrat, der sich dann zu einer Schar ganz gleichartiger Wesen vervielfältigte. — Der Mimos oder der Deikelist hat nunmehr seinen festen Platz unter den umziehenden Musikern und Gauklern besserer Sorte, von denen er sich natürlich, so bald das Genre litterarisch und hoffähig wurde, wieder ablösen mufste.[1])

Kehren wir aber wieder zu Sosibios zurück, so hatten wir bei ihm noch eine der aufgeführten Gattungen nicht berücksichtigt, die Phlyaken. Wer sind denn die Phlyaken? Hängen sie mit der satirischen oder der mimetischen, mit der an den Kult geknüpften fest lokalisierten oder der gauklerischen, an die fahrenden Musikantentruppen geknüpften Komik zusammen? Diese Frage haben die neuesten archäologischen Untersnchnngen über die Komödie[2]) schon im Sinne des Zusammenhanges mit dem Dionysoskult bejaht. 'Die Phlyaken (das ist etwa das Resultat dieser Untersuchungen) sind ursprünglich Dämonen des Dionysos, die feste Namen haben wie *Ὄμβρικος*, *Ὀφελάνδρος*, *Εὔνους*, und mit diesen schon auf korinthischen Vasen des VI. Jahrh. erscheinen. Die auf den unteritalischen Vasen des III. Jahrh. abgebildeten Komödianten in ihrem burlesken Kostüm mit langem Phallos, ausgestopftem Wanst und Hinterteil sowie karikierten Masken sind eigentlich Trupps von Dämonen oder ihrer menschlichen Nachahmer, die nicht, wie die Satyre oder Phallophoren, unter dem Schntze des Kultes ihre Tänze oder Späfse anfführen, sondern aus dem Dämonenchor sich herausgelöst haben und Theater spielen.' — Diese Nachweisungen Körtes und Löschckes haben allgemeine Zustimmung gefunden. — Aber so bestechend die ganze Kombination auch sein mag, es ist nicht blofse Zweifelsucht, welche mich gegen die Sicherheit und sogar gegen die Wahrscheinlichkeit dieser von zwei ausgezeichneten Forschern gegebenen Erklärung der Phlyakenmaske Bedenken erheben läfst.

Unbewufst oder bewufst ist die Brücke für die Gleichung der Phlyaken mit den Dämonen die Parallele mit den Satyrn gewesen; aber man bedenke nun auch sofort den Unterschied zwischen Satyrn und Phlyaken; nie haben die

[1]) Gefördert wurde diese Ablösung durch das Institut der Hofmimen (die mit den Hofnarren wohl oft ein und dieselbe Person waren). Vgl. Reich über Xenarchos S. 21.

[2]) Körte im Jahrbuch d. archäol. Inst. VIII 61 ff. und Löschcke in den Athenischen Mitteil. XIX 578 ff.

Digitized by Google

Satyrn selbst die Komödie gespielt, denn niemals haben sie ihren Charakter als Chor aufgegeben. Ein Dämonenchor, wie ihn die Verbindung von Komödianten und Dämonen erheischt, hätte sofort eine Vielheit von Schauspielern ergeben, mit welcher primitive Darsteller nichts anzufangen gewufst hätten. Man wird einwenden, dafs die Vielheit der Darsteller durch den Stoff, die Heldensage in der Karikatur, gefordert wurde und wird auf die Kabirenvasen mit ihren Karikaturen der Heldensage hinweisen. Bisher ist aber der Beweis noch nicht erbracht, dafs wir in den Bildern dieser Vasen auch Bühnendarstellungen zu sehen hätten. Zunächst sind diese verkrüppelten und lächerlichen Darstellnngen der Heldensage doch weiter nichts als Karikaturen, die auch ohne die Bühne entstanden; sie tragen nämlich weder Masken noch Bühnenkostüm. Auch sind sie als Karikaturen[1]) von durchaus anderer Bildung als die Phlyaken. Sehr bedenklich aber würde die Erklärung der Vielheit der Theater spielenden Dämonen durch die Personen der Götter- und Heldensage, wenn diese gar nicht der ursprüngliche oder der einzige Inhalt der Darstellungen ist. Weder die Fabeltitel der sogenannten Phlyakographen, noch die unteritalischen Vasen nötigen dazu. Auf einem beträchtlichen Bruchteil derselben erscheint der Phlyax als einzelner Mime, der von dem regenspendenden Dämon Ὄμβρικος himmelweit entfernt ist. — Ich weise hin auf die köstliche Figur auf der Vase, welche bei Heydemann nnter O[2]) abgebildet ist. Hier steht der Phlyax allein neben einem Tisch oder Stuhl, der mit irgend welchen, nicht erkennbaren Gegenständen — doch wohl Efswaren — belegt ist, im Begriff, zu stehlen. Das Dummpfiffige in Haltung und Gebärde ist nur der Gipfel des Humors, der ohne Zweifel schon im Heranschleichen an die verbotenen Dinge entwickelt war, so dafs die Szene vermutlich ein mimetischer Tanz mit Musikbegleitung gewesen ist. Wir finden hier einen Anklang an den Obstdiebstahl des von Sosibios angedeuteten Mimos und den Fleischdiebstahl des bei Pollux erwähnten Tanzes.[3])

In der Posse des III. Jahrh. bildeten diese Einzelszenen natürlich nur Zwischenaktsfüllungen oder Einlagen, während sie in primitiven Verhältnissen allein dem Lachbedürfnis des Volkes genügten. Es ist somit erwiesen, was man längst vermutet hatte[4]), dafs der Phlyax und der Deikelist und mit ihm der Mimos ganz eng verwandt sind. Nur die Travestie der Götter- und Heldensage läfst sich beim Deikelisten nicht nachweisen. Wenn wir also von der angeblich zwingenden Beweiskraft der korinthischen Vasenbilder absehen, liegt es an sich ebenso nahe, die Phlyakentruppe an eine einzelne Mimosfigur anknüpfen zu lassen, als an eine Gruppe von peloponnesischen Dämonen. Sieht man sich

---

[1]) Für die Kabirenvasen s. Körte, Mitteil. d. athen. Inst. XIX 348, der dort den Karikaturencharakter der Darstellungen richtig beurteilt. Abbildnngen s. Athen. Mitteil. XIII Tafel 11.

[2]) Jahrbuch des arch. Instituts I 300.

[3]) S. oben S. 412 Anm. 4. Reich S. 6 Anm. citiert aus Pollux IV 103 und Athenaios 629 e f χρεῶν ἀποκοπὴ ἀγγελική, ἀλφίτων ἔκχυσις als mimische Tänze; eine Bearbeitung des gesamten Materials für die mimische Orchestik würde auf diesem Wege weiter führen.

[4]) Reich in der citierten Dissertation durchgehends; vgl. Dieterich, Pulcinella S. 148.

nun das Vasenbild, auf welches am meisten Wert gelegt wird, an, so ist die Identität gar nicht so absolut zwingend. Nämlich auf dem von Körte auf S. 91 reproduzierten Gefäfs sind die Tänzer, also die eigentlichen Darsteller, bekleidet und tragen nicht den Phallos; das Phallostragen aber wird gerade für das am meisten charakteristische Merkmal der Phlyaken ausgegeben. Rechts von den beiden Tänzern (eigentlich Flötenspielern und Tänzern) sind die drei auch ausdrücklich mit Namen als dionysische Dämonen bezeichneten Gestalten abgebildet; aus der Gleichartigkeit der drei Gestalten rechts ergiebt sich, dafs die Beischrift Εὔνους zu dem sich umblickenden Gesellen rechts von der Schrift gehört. Nur diese drei sind ithyphallisch, aber auch unbekleidet. Vom Tanzen kann bei ihnen gar nicht die Rede sein. Sie machen sich als bakchische Dämonen mit dem Weine zu schaffen und personifizieren das segensreiche Walten des Weingottes, während die Tänzer links die bei den Menschen durch den Wein erzeugte Stimmung und den Tanz darstellen. Weiter hatte der biedere Vasenmaler gewifs nichts im Sinne. Das Hervortreten von Gesäfs und Wanst deutet höchstens die Zugehörigkeit der ganzen Gruppe zum dionysischen Festkreis an; in den Fröschen des Aristophanes wird Dionysos selbst als γάστρων angeredet, den der Weingenufs aufgeschwemmt hat. — Es liegt nun gar kein Grund vor, überall, wo in späteren Jahrhunderten auf Vasen Karikaturen mit dicken Wänsten und Hinterteilen erscheinen, gleich einen Zusammenhang mit den Dämonen der korinthischen Vase anzunehmen. Die Phlyakenvasen zeigen etwas ganz anderes, vor allen Dingen verzerrte Gesichter, d. h. Karikaturen des Gesichtes, die wir vergeblich auf den korinthischen Vasen sowohl bei Tänzern als bei den Dämonen suchen. Der Karikatur des Gesichts entspricht die Karikatur der Körperteile. Ausgestopft ist der ganze Körper, wenigstens ist das die Absicht; dazu dient der Tricot. Der Phallos dient aber ebenfalls der Karikatur; darum hat er hier auch ganz andere Formen als im Satyrspiel, wo er nur bakchisches Requisit, altes Symbol der Fruchtbarkeit, oder vielmehr Symbol der Satyrn ist. Der lächerliche Phallos der Komödie ist, wie Aristophanes ausdrücklich sagt, nur zum Lachen da. Es genügt, darauf hinzuweisen, dafs die Zwerge gewöhnlich mit grofsem Phallos abgebildet werden. Ich sehe daher keine ausreichenden Gründe, weshalb man die Phlyaken von den drei dionysischen Dämonen Ὄμβρικος, Εὔνους und Ὀφελάνδρος abzuleiten hätte; sie haben nichts Dämonisches, Göttliches, Kultliches behalten, wie etwa die Satyrn, die als Chor in der Orchestra und in ihrer tierischen Gestalt immer noch an die schweifenden Walddämonen erinnerten; aber diese Phlyaken sind durchaus menschlich; der Phlyax ist auf den Brettern geboren, ein Mime, eine lustige Figur, der antike Clown in seiner ältesten Gestalt. Wie sollten diese Dämonen auch auf die 'Bretter' kommen? Sie konnten nur an heiligen Örtern umgehen. Die Vereinigung aber des Phlyaken mit dem Dionysos, seine Zwiesprache mit ihm, der Phlyax als Knappe des Gottes, das sind sekundäre Züge graziösen Humors vielleicht älterer, vielleicht erst der hellenistischen Zeit. Was wird da nicht alles in den dionysischen Thiasos aufgenommen! Dionysos und Silenos sind nur eine Replik von der Gruppe Dionysos und Phlyax. — Was

Digitized by Google

ist nun überhaupt dieser eine Phlyax? Ist er ein Dämon? Vielleicht in so fern, als er den personifizierten Volkshumor, nach einer bestimmten Richtung entwickelt, darstellt. In einer feineren Sphäre, in der feinen Kultur des ionischen Städtelebens, ist eine andere Personifikation des Volkshumors in einer anderen Richtung entstanden — der aberwitzige, mifsgestaltete Sklave Eulenspiegel-Aisopos, dessen Geschichte ein altes griechisches Volksbuch schilderte, das wir nur in einer späten byzantinischen Fassung kennen, das aber schon Plutarchos benutzte[1]), und das vermutlich bis ins VI. Jahrh. vor Christus zurückreicht. Dafs die lustige Figur dieses ionischen Eulenspiegel den Namen des historischen Fabulisten bekam, das hat vielleicht einen ganz äufserlichen Grund; vielleicht war der historische Aisopos derjenige, welcher zum erstenmal nicht nur die Fabeln, sondern auch das Buch mit den Eulenspiegeleien redigierte. Die Möglichkeit, dafs damals schon eine solche Litteratur in Prosa existierte, ist nicht abzuleugnen. Der alte Name λόγοι für die Fabeln und der Name λογοποιός für den Fabeldichter ist eigentlich schon ein Beweis für das hohe Alter der schriftlichen Redaktion[2]); die einzigen λόγοι neben den ἔπη waren im VI. Jahrh. und früher eben die Fabeln. Dafs der Dichter seinen eigenen Namen für die von ihm geschilderte Figur hergab, wäre wohl verständlich.

Wie dem auch sein mag, der Aisopos als Volksfigur existierte bereits sehr früh, und ebenso früh ist denn auch seine karikierte und verkrüppelte Gestalt im Volksbewufstsein anzusetzen. Die Karikatur ist milder als die des Phlyax und feiner; statt der Verzerrung ist die Verkrüppelung genommen, die nicht Lachen, sondern zunächst Mitleid erregt. Wie alt das Motiv der Verkrüppelung im Volksglauben ist, beweist der Dämon Hephaistos.[3]) Im Aisopos steckt einer der uralten Sklaventypen, auf deren Entwickelung und Ausbildung in der attischen Komödie kürzlich hingewiesen ist[4]); der Aisoposroman weist noch in seiner jetzigen Form dummpfiffige Redensarten und Eulenspiegeleien auf, welche die lustigen Figuren der Komödie bis auf den heutigen Tag im Munde führen[5]); es ist die ewige uralte, rechthaberisch altkluge Reaktion des gemeinen Mannes gegen die Mächtigen, die sich (im Sinne des Volkes) unrechtmäfsig auch in den Besitz der Weisheit gesetzt haben. Damit soll nicht gesagt sein, dafs der Philosoph Xanthos im Aisoposroman nicht einer späteren Zeit angehört; aber jedenfalls basiert die Aisoposvita auf einer älteren, wohl auch viel frischeren und urwüchsigeren Anekdotensammlung. Der Aberwitz und Mutterwitz, der auch die Tierfabel mit umspinnt, ist nicht bühnenfähig; er wird früh lehrhaft und litterarisch, oder lebt immer in unteren Sphären weiter.[6]) Die Bretter

[1]) S. Wilamowitz, Das Gastmahl der 7 Weisen, Hermes XXV 128.

[2]) Herod. II 134. λόγοι heifsen die Aisopischen Fabeln bei Platon Phaid. 60 D, latein. *Aesopei logi* Sen. de cons. ad Polyb. 27, 1. Der ältere Name αἶνος geht auf den Inhalt.

[3]) Wilamowitz, Hephaistos, Göttinger Nachrichten 1895 S. 217.

[4]) Dieterich, Pulcinella Kap. II S. 85 ff.

[5]) Kellers Untersuchung (Jahrb. f. Philol. Suppl. IV 361 ff.) hat nicht alle Indicien des hohen Alters des Kernes der Aisoposvita gesammelt.

[6]) Man denke nur an die kürzlich durch die hervorragende Arbeit von Wossidlo in Angriff genommene Sammlung der mecklenburgischen Volksüberlieferungen.

produzieren eine gröbere Schöpfung des Volkshumors, der zwar auch stark mit Mutterwitz getauft ist, aber im Grunde für rohere Ansprüche da ist — eine solche Figur ist der Phlyax. Beide 'Dämonen' sind vermutlich in der wachsenden städtischen Kultur des VII. und VI. Jahrh. ausgebildet werden. Sehen wir uns jetzt noch das Wort selbst an! Was heifst denn eigentlich *φλύαξ*? Der Name verlengnet seinen Zusammenhang mit *φλυαρεῖν* nicht, wie man auch grammatisch die Bildung erklären mag. Das Suffix aber bedeutet das gewohnheitsmäfsige der im Stamm bezeichneten Handlung wie in *φέναξ* und *στόμφαξ*. Die Glossographie[1]) umschreibt *φλύαξ* mit *μέθυσος*, *γελοιαστής*, eine Erklärung, die jedenfalls nicht den späteren Bühnen-*φλύαξ*, den Schauspieler, bezeichnet. Der *γελοιαστής* kommt in älterer Zeit nur bei dem Historiker Ptolemaios von Megalopolis vor[2]), der berichtet, dafs der König Ptolemaios Philopator sich eine Bande von Zechkumpanen hielt, die er *γελοιασταί* nannte. Das waren also eine Art von Hofnarren; hier haben wir den *μέθυσος*, *γελοιαστής*, der auch *φλύαξ* hiefs. So ist also der Phlyax ein gewerbsmäfsiger Spafsmacher, eine Art Hofnarr. Jetzt verstehen wir die Angabe des Stephanos von Byzanz, wenn er Rhinthon den *Ταραντῖνος φλύαξ* nennt. *Φλύαξ* hiefs also zunächst eine einzige oder die Hauptrolle der Burlesken, welche in der älteren Zeit der Dichter oder Direktor spielte. Ursprünglich trat dieser ganz allein auf, höchstens von einem Musiker begleitet, wie später noch der Hilarode oder Magode.

Um die weitere Entwickelung der burlesken Posse bis zu der Stufe zu verstehen, auf der sie uns die unteritalischen Vasen und die Fragmente des Rhinthon zeigen, müssen wir über Tarent und Unteritalien hinausgreifen. Ist man ja auch schon überhaupt davon zurückgekommen, dieses burleske Drama für rein tarentinisch zu halten. Es ist zweifellos in ganz Griechenland gespielt worden. In Böotien[3]) malte man die Schauspieler und die Hanswürste überhaupt im Phlyakenkostüm; in Attika hat sich eine Vase gefunden, auf der komische Schauspieler in diesem Kostüm erscheinen[4]); im Osten der hellenischen Welt spielten die köstlichen Stücke des Sopatros, (wie das *Μυστάκου θήτειον*), der nicht dorisch, sondern in hellenistischem Griechisch schrieb und sich Phlyax nannte.[5]) Thonfigürchen, welche Bühnentypen in Phlyakenkostüm darstellen, sind in Attika ebenso zahlreich wie in Kleinasien gefunden. Es war das unumgängliche Kostüm des Mimen, ursprünglich das einzige. Sowie ihrer mehrere wurden, reichte der Tricot mit Phallos nicht mehr aus. Da, wo sich, wie im Oskischen, eine Komödie mit wenigen, bis zu vier, festen Typen entwickelte, genügten verschiedene Gesichtsmasken zur Differenzierung, oder es wurden zu dem einen Phlyax noch drei andere Karikaturen geschaffen. Nun entwickelte man aber in Sizilien den Mimos zur Travestie der Sage und zur Darstellung von Typen des bürgerlichen Lebens. Da trat dann das Phlyaken-

[1]) Hesych. u. d. W. *φλύαξ*. Der Suidasartikel ist konfus und unbrauchbar.
[2]) Athenaios VI 246 c.
[3]) Körte, Mitteil. d. ath. Inst. S. 346; vgl. Löschcke ebd. S. 578.
[4]) Körte, Jahrb. VIII 69. [5]) Com. Graec. fragm. ed. Kaibel S. 194.

kostüm immer mehr zurück, so dafs Phormis, der Zeitgenosse des Epicharmos, in seiner höfischen Posse sogar den langen Chiton einführte.[1]) Eine reiche Ausstattung mit dem bunten Flitter der Götter- und Heldenkostüme wird über den Tricot geworfen. Der Phlyax wird für jedes Stück beliebig vervielfältigt. Wir können die Entwickelung des Phlyaken, d. h. des Mimen in Sizilien verfolgen. Erst Auftreten in Prosa, *ἐν εὐτελεῖ τῇ λέξει* (diese Stufe repräsentieren noch die schon litterarisch gewordenen Mimen des Sophron, die zum Teil Einzelvorträge waren in gehobener, stilisierter Prosa). Nun aber kamen die Dichter, die *ποιηταί*, die Vorgänger des Epicharmos, z. B. Aristoxenos, und er selbst. Diese fanden den Mimos als volkstümliche Kurzweil im Monolog und Dialog vor. Derselbe hatte sich zu Darstellungen von Typen und Szenen aus dem bürgerlichen Leben erweitert. Es leuchtet ein, wie die *ποιηταί* in Anlehnung an diese bürgerlichen Szenen und ihren urwüchsigen Volkshumor nun auch versuchen konnten, die Heldensage dramatisch zu travestieren, die ursprünglich nicht für die Bretter bestimmt war und natürlich erst in einem besonders hoch entwickelten Stadium städtischer Kultur die Bühne der Komödie betreten durfte. Immer ist die Bühne das äufserste und letzte Stadium für die poetischen Kunstformen, so auch für die Travestie des Epos. Wir sehen jetzt deutlich bei Epicharmos mehrere Schichten komischer Stoffe übereinander liegen, von denen die Travestie der Götter- und Heldensage die letzte ist. Wenn wir die sizilische Komödie bei diesem Dichter auf ihrer Höhe bewundern, wenn wir in den Titeln und Fragmenten schon dieses einen Dichters gewissermafsen dieselbe Mannigfaltigkeit vorfinden, welche sich bei der Attischen Komödie in den verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung entfaltet, so müssen wir den Schlufs ziehen, dafs Epicharmos am Ende einer litterarischen Entwickelung steht. Und wenn man den Mimos als die Grundlage der Sizilischen Komödie ansicht, so läfst sich zunächst die Entwickelung der bürgerlichen Schwänke aus jenem leicht begreifen. Der 'Lümmel vom Lande' (*Ἀγρωστῖνος*), die *Μεγαρίς*, der *Περίαλλος*, der *Πίθων*, die *Χύτραι* (wenigstens nach Crusius' Deutung) erfordern nur eine Person und gehen wenig über den Mimos hinaus, in *Ἐλπὶς ἢ Πλοῦτος* ist die Person des Parasiten ein Einzelmimos; aber die *Μῆνες*, die *Τριακάδες*, *Ἁρπαγαί* und *Πέρσαι* verlangen ein dramatisches Spiel mehrerer Personen, während *Γᾶ καὶ Θάλασσα*, *Λόγος καὶ Λογίνα* mimische Duette sind. Der stark burleske Ton und die bürgerlich derbe, in Fressen und Schlemmen protzende Sprache der mythologischen Stücke lassen deutlich erraten[2]), dafs der Mythus in Anlehnung an und nach dem Muster und mit den Mitteln des bürgerlichen Schwankes dramatisch travestiert wurde. — Eine kleinere Gruppe von Titeln ist in unsere Betrachtung noch nicht einbezogen, die mir eine besondere Gattung von Stücken zu repäsentieren scheint. Es sind dies folgende: 'Die Musen', 'Die Dionyse', 'Die Schwärmenden', 'Die Tanzenden', 'Die Sirenen', 'Das Fest und die Inseln', 'Die Festgesandtschaft'. Hephaistion berichtet, dafs

[1]) Com. Gr. fr. ed. Kaibel S. 148.

[2]) Vgl. die Ausführungen von Hauler, Xenia Austriaca I 57.

Digitized by Google

'Die Tanzenden' und noch ein Stück, 'Der Epinikios', ganz in trochäischen Tetrametern abgefaſst gewesen seien. Hier wurde also ausnahmsweise das ganze Stück als Tanz oder wenigstens als rhythmisches Recitativ mit Musikbegleitung aufgeführt.[1]) Halten wir mit dem Titel 'Die Tanzenden' den verwandten Titel 'Die Schwärmenden' zusammen, so erhellt, daſs auch in diesem ein von mehreren Personen aufgeführter Tanz den Kern des Stückes gebildet haben muſs. Die Fabel wird durch den Nebentitel als eine Episode aus der Hephaistossage bezeichnet. Längst ist erkannt, daſs dies die Zurückholung des Hephaistos durch Dionysos war, der, von dem trunkenen κῶμος seiner Gesellen begleitet, mit dem betrunken gemachten Feuergott in den Göttersaal einzieht. Zu dieser Aufführung war unbedingt eine Art Chor nötig, oder wenigstens ein κῶμος, ein Maskenzug. Die Nachricht, daſs einige dieser Stücke ganz in Tetrametern abgefaſst waren, paſst vortrefflich zur Annahme eines κῶμος. Allerdings findet sich in Sizilien keine Spur eines Tiermaskenzuges, eine Stufe, die dort wohl früh überwunden war. Denn offenbar drängt auch in Attika die Entwickelung auf Vermenschlichung der Tiermaskerade hin. Es wäre denkbar, daſs diese Entwickelung bei den Dichtern durch das Studium der Sizilischen Komödie angeregt wäre. Der Titel Ἀρχίλοχοι bei Kratinos erklärt z. B. erst den Titel Διόνυσοι bei Epicharmos, denn es war ebenso kühn, den Archilochos zu vervielfältigen wie den Dionysos. Dann erscheint es auch nicht mehr bedenklich, unter dem Titel 'Die Monate' einen ganzen Schwarm von Monaten, der auf der Bühne einzog, zu verstehen. Daſs die Sirenen als Mehrheit auf der Bühne selbst auftraten, zeigt das Fragment λαοὶ τοξοχίτωνες, ἀκούετε Σειρηνάων. So redete der κῶμος humoristisch das Volk von Syrakus an. Im nächsten Fragment erzählen die Sirenen irgend einem anderen Wesen von einem reichbesetzten Mahle, während der Angeredete mit jammernden Ausdrücken bedauert, nicht dabei gewesen zu sein. Ebenso scheinen als Chor aufgetreten zu sein die 'Troer', welche zu ihrem, d. h. dem Zeus auf dem Schneegebirge Γάργαρα beten (Fr. 130). Auch die 'Festgesandten' treten selbst auf und erzählen von ihren Erlebnissen. Doch genug hierüber. Nach dem Gesagten dürfte die Annahme eines κῶμος in einem Teile von Epicharmos' Dramen gesichert sein. Wir dürfen die Hoffnung hegen, unter dem soeben gewonnenen Gesichtspunkte für das Verständnis der dürftigen Fragmente der sizilischen Komiker noch manches Neue zu gewinnen. Doch das soll Einzeluntersuchungen vorbehalten sein, und wir wenden uns jetzt nach Attika.

Wie bereits angedeutet wurde, traf die litterarische Verarbeitung der Komödie den attischen Mummenschanz noch auf der Stufe der Tiermaskerade. Im VI. Jahrh. waren die Komosaufzüge im ganzen nicht über die tierischen Masken hinausgekommen; wenigstens zeigen attische Vasen dieser Zeit nur solche, und wenn einmal auf den zweibeinigen Pferden auch Reiter mit umzogen, so war das eine naheliegende Variation. Ob schon ein Mime oder Phlyax sich zu den κῶμος-Prozessionen vorher gesellt hatte oder ob die ποιηταί

[1]) Χορεύοντες S. 116 Kaibel.

die fertige Burleske sei es in der unteritalischen, sei es in der peloponnesischen Form (wenn es eine solche gab) auf den κῶμος aufbauten, das vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Dafs die attische Komödie bei immer wachsender Verfeinerung allmählich das burleske Kostüm aufgab, kann für den unbefangenen Beurteiler ihrer Entwickelung gar keinem Zweifel unterliegen. Man mufs sich nur hüten, einen scharfen Schnitt zu machen zwischen der hellenistischen Komödie und der politischen des V. Jahrh. Das bürgerliche Lustspiel hat schon sehr starke Wurzeln bei Aristophanes, wie namentlich die Wolken beweisen. Allmählich mit der Ermattung des politischen Lebens ermattete auch die politische Satire. Satire aber erhielt sich in den Komödien noch während des ganzen IV. Jahrh. wie namentlich die Verspottung der Akademie und der Philosophen überhaupt zeigt. Ein blofses κάτοπτρον βίου aber ist die Komödie überhaupt nur in der gelehrten Terminologie der Litterarhistoriker gewesen. — Die Verfeinerung und Abkehr vom Burlesken beginnt schon bei Eupolis und Aristophanes. — Archäologische Forschungen haben in letzter Zeit zur Annahme der durchgehenden Verwendung des Phlyakenkostüms durch die älteren attischen Komiker geführt, während dasselbe für die hellenistische Komödie selbstverständlich allgemein als ausgeschlossen gilt. Der Fund einer einzigen Vase aus Attika mit Figuren im Phlyakenkostüm und einer Reihe von Phlyaken-Terrakotten liefs die These begründet erscheinen[1]), dafs sämtliche Stücke des Aristophanes und seiner Zeitgenossen von Schauspielern im Phlyakenkostüm aufgeführt seien. Wenn das richtig wäre, müfste unsere ganze Anschauung von der politischen Komödie Athens von Grund aus umgewandelt werden. Aber die Schwierigkeiten, mit dieser Auffassung die Aristophanischen Stücke zu interpretieren, sind bei dem blofsen Versuch sofort zu Tage getreten. Ein Normalkostüm erweist sich bei der Neigung der Attischen Komödie zur individuellen Komik als unhaltbar. Schon die ausdrücklich von Aristophanes selbst bezeugte Porträtähnlichkeit der Masken verspotteter Persönlichkeiten widerstreitet diesem burlesken Normalkostüm mit ausgestopftem Bauch, Gliedmafsen und Phallos. Bei den Masken der Phlyakenkomödie war eine Individualisierung ebenso ausgeschlossen wie bei den sich ewig wiederholenden vier typischen Masken der oskischen Posse. Aber die Aristophanische Komödie setzt überall ein originelles, individuell zurechtgemachtes Kostüm voraus. Eine Reihe von Personen sind zunächst viel zu wenig Karikatur, um ein karikierendes Kostüm zu vertragen, so z. B. die meisten Sklaven, der junkerliche Pheidippides, Vater und Sohn in den Wespen, Euripides, Kinesias, der Bürger im Plutos u. s. w., Aischylos in den Fröschen.[2]) Soll man alle diese mit ausgestopftem Wanst u. s. w. auftretend denken? Ebensowenig konnten die vier in Eupolis' Demen auftretenden athenischen Staatsmänner anders als ernsthaft kostümiert sein. Ein Festhalten am burlesken Kostüm ist gar nicht auszudenken. Damit mufste dann aber auch das Beibehalten des Phallos auf Schwierigkeiten stofsen. Körte

[1]) Körte im Jahrbuch des archäol. Instit. VIII a. a. O.

[2]) Vgl. für die Mannigfaltigkeit der individuellen Charakteristik die Sammlungen von Fröhde, Technik der Komödie S. 42.

hat etwa zehn Stellen aus den Aristophanischen Stücken zusammengebracht welche zusammen den Phallos als notwendiges Requisit der damaligen Komödie erweisen sollen. Gesetzt, an allen diesen Stellen zwänge uns die Interpretation[1]), das sichtbare Tragen desselben anzunehmen, so wäre damit noch keineswegs seine regelmäfsige Verwendung bewiesen. In der Parabase der Wolken spricht sich der Dichter über dies Requisit deutlich aus, und die Schwierigkeit, welche durch diese Stelle der Körteschen Hypothese bereitet wird, ist ihm selbst nicht entgangen. Ich kann mich mit seiner Interpretation nicht einverstanden erklären, sondern der ganze Gedankenzusammenhang der Parabase (V. 518) erfordert eine andere, mit welcher Körtes Ansicht über das Kostüm nicht vereinbar ist. Der Gedankengang der apologetischen Eupolideen ist nämlich klar, durchsichtig und tadellos; der Dichter will sagen: 'Liebe Zuschauer, ich will euch beim Dionysos die reine Wahrheit sagen. Ich möchte nicht zum wenigsten deshalb als Sieger vor euerm Urteil bestehen, als ich euch für brave Leute halte und diese Komödie, die mir sehr viel Arbeit gemacht hat, für die beste von allen dagewesenen' halte nnd sie nun euch zu allererst zu kosten gebe. (Und obschon ich es gut mit cuch meine,) bin ich doch wiederholt abgefallen, von ordinären Leuten geschlagen, unverdient. Und das ist gar nicht recht von ench, für die ich mir immer alle diese Mühe machte. Doch (trotz der mehrmaligen Zurückweisung) will ich die Besseren unter euch nicht verloren gehen. Denn seit der Zeit, wo einmal hier von einem Publikum, vor dem es eine Lnst ist zu reden, dem «Ehrenmann und Lump» ein gutes Zeugnis ausgestellt wurde — das war damals, als ich noch Jungfer war und nicht niederkommen durfte, und mein Kind aussetzte, das dann eine andere Jungfrau an sich nahm und ihr anständig aufgezogen und ansgebildet habt —, seitdem habe ich sichere Bürgschaft enrer Gesinnung. Und nun ist meine Komödie wie eine Elektra suchen gegangen, ob sie noch einmal so kluge Zuschauer finde. Ihres Bruders

[1]) 1. Erklärt sich bei den Odomanten etwa das sichtbare Tragen oder Sichtbarwerden aus der besonderen thrakischen Kleidung? 2. In der Lamachosszene beruht die ganze Komik im Kontrast der gehörten Äufserungen; die lasciven Ausdrücke als Echo der ernsthaften des Lamachos. Dafs die von beiden Seiten verlangten Handreichungen ganz wörtlich ausgeführt wurden, oder dafs dies gar für den komischen Effekt dringend erforderlich war, scheint mir deshalb durchaus nicht richtig zu sein. 3. Ebensowenig halte ich das in der Stelle Wespen 1342 für notwendig, wo übrigens der schon von Zielinski gemachte Einwand Widerspruch erhebt. 4. Dafs der Hymenaios am Schlufs des Friedens (1349) der vom grofsen πέος und ἡδὺ σῦκον redet, auch zugleich von diesen Gegenständen als deutlich sichtbaren Karikaturen redet, scheint mir aus dem Charakter der Hymenaiospoesie gar nicht erklärlich, da Hymenaien von solchen Dingen auch reden können, wenn sie nicht sichtbar sind. 5. 6. 7. In der Lysistrate liegt eine absichtliche Maskierung vor, die eben von dem gewöhnlichen Kostüm abweicht. Hierbei wurde das alte Requisit des Phallos umgeschnallt wie auch sonst ohne Zweifel öfter, aber für eine durchgehende Verwendung beweist das absolut nichts. — 8. 10. (Thesm.) Auch hier liegt eine besondere Maskierung und Entstellung vor, und darum sind Stellen wie diese ganz anders zu beurteilen wie etwa Nr. 1 u. 4. 9. Die Stelle Thesmoph. 141 beweist nichts; dann müfsten die τιτθία der Frauen (143) für gewöhnlich auch zu sehen gewesen sein, wogegen die bekannte Szene aus der Parodos der Frösche spricht.

Locke wird sie, wenn sie kann, schon erkennen. Seht euch das Kind an, wie artig es ist. Diese Komödie hat sich (beim σκευοποιός) kein rotes, oben dickes, hängendes Leder machen lassen, um das Lachen der Kinder herauszufordern(!). Sie hat sich nicht in Spott über die Kahlköpfe eingelassen und schleift keinen Kordax; der Alte, wenn er seine Rede hält, schlägt den Mitspielenden nicht mit dem Stock, um schlechte Witze zu verdecken; da stürmt man nicht mit Fackeln in der Hand in die Orchestra und schreit kein Hurrah; nein, sie kommt und will nur mit dem Worte allein wirken. — Seht, solch ein Dichter bin ich und lasse mir darum noch nicht die Haare lang wachsen, auch suche ich euch nicht zu betrügen durch zwei- und dreimalige Aufführung desselben Stoffes; ich habe immer neue Ideen, immer andere, keine der anderen ähnlich. Ich trampele nicht immer auf denselben Persönlichkeiten herum, das überlasse ich anderen, die mich dabei noch bestehlen' u. s. w.

Allmählich geht hier Aristophanes vom speziellen Lob der Wolken zum allgemeinen seiner ganzen Art über; er läfst darüber beim Publikum keinen Zweifel, dafs die gerühmten Vorzüge dieser einen Komödie für seine ganze Poesie gelten sollen. Diese Vorzüge entspringen alle demselben Bestreben. 'Er verschmäht — immer — die rein burleske Wirkung mit äufseren Mitteln; seine Mittel sind Witz und Geist (der in den ἔπη steckt).' Zu jenen äufserlichen Mitteln gehört auch der so oft ganz unmotiviert verwendete Phallos. Dies Wort wird vorsichtig umschrieben, nicht genannt, und es ist ganz deutlich, dafs die Ausdrücke ἐρυθρόν, καθειμένον, ἐξ ἄκρου παχύ nur den Gegenstand überhaupt umschreiben, nicht eine mildere Form der Verwendung bezeichnen sollen. Das dies der Sinn ist, beweist deutlich das hinzugesetzte Participium ῥαψαμένη, da dies ῥάπτεσθαι für die unscheinbare Form des Phallos ebensogut notwendig war. Aber das ῥαψαμένη sagt eben ausdrücklich, dafs für diese — die Wolkenkomödie — überhaupt solch ein Requisit nicht hergestellt wurde. — Damit ist denn ausdrücklich bezeugt, dafs für die Verwendung des Phallos absolut kein Zwang für den Dichter vorlag, sondern dafs solche eine durchaus beliebige und gelegentliche war. Ebenso beweisen die sämtlichen anderen besprochenen äufseren Mittel, dafs der Attischen Komödie dieser Zeit für die Kostüme und die Requisiten, sowie für die gesamte Inszenierung die denkbar gröfste Freiheit gewährt wurde. In jeder Komödie konnte das anders gemacht werden. Dies Resultat ist gegenüber den Versuchen, mit Hilfe einer Reihe von chronologisch sehr schwer datierbaren Monumenten ein Normalkostüm der Schauspieler der politischen Komödie des V. Jahrh. nachzuweisen, von gröfster Wichtigkeit. Wenn die von Körte zusammengestellten Monumente etwas beweisen sollen, müfste ihr Zusammenhang mit den Komödien aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges erst sicher dargethan werden. Das ist bisher nicht geschehen. Sie können ebensogut wie die Phlyakenvasen auf die allerorten neben der attischen politischen Komödie weiter gepflegte gemeinhellenische burleske Posse bezogen werden.

Wir gehen hier nicht weiter auf die im V. Jahrh. in genialer Freiheit sich entfaltende politische Gattung ein, sondern wenden den Blick rückwärts auf

Digitized by Google

die Anfänge des Attischen Dramas. Vor dem Aufblühen der *κωμῳδία*, das doch höchstens in der ersten Hälfte des V. Jahrh. stattfand, gab es schon eine Gattung lnstigen Spiels in Athen, die *τραγῳδία*, aufgeführt von den *τραγῳδοί*. Dies Wort ist ein recht ungeschicktes, nach der Analogie von *αὐλῳδοί*, *μελῳδοί* n. s. w. schlecht gebildetes Kompositum, ein Notbehelf zur Bezeichnung einer neuen, ungewohnten Gattung. Der erste Bestandteil bezeichnet hier weder das Objekt noch das Instrument, was beides die *τράγοι* nicht waren. Diese *τράγοι* waren bekanntlich entweder ionische Pferdesilene oder (peloponnesische) Böcke nnd bildeten einen Chor, d. h. eine Tänzergesellschaft, die im dämonischen Kostüm an Götterfesten zunächst ernsthafte, dem Kult dienende Tänze aufführte. Ausdrücklich werden solche *τραγικοὶ χοροί* für Adrastos von Sikyon erwähnt. Auf ionischem Boden entwickelte sich dann am heiteren Kult des ionischen Dionysos anch die komisch heitere Auffassung dieser Walddämonen, die wir nnr noch als mntwillig lustige Begleiter des Dionysos kennen. Hier resultierte die Komik, wie Welcker so treffend bemerkt hat, ans dem Wesen der Satyrn oder *τράγοι*. So wurde allmählich der Dionysoskult mit einer derben, ausgelassenen Komik übersponnen, die alles andere, wie z. B. die Phalessänger und die Jambendialoge an den Demeterfesten, in den Schatten stellte. Nachdem die Satyrn einmal in einer Epoche fröhlicher Auffassung des Dionysoskultes zn einem *χορός* betrunkener, mutwilliger Gesellen des Weingottes geworden waren, zog dieser *χορός* alle bestehende komische Kurzweil an sich. Der Satyrchor konnte ans sich kein Spiel entwickeln, und der Inhalt der Gesänge kann auch nur sehr einförmig gewesen sein. Das wnrde anders, sobald man dem Satyrnchor eine lnstige Figur, einen Spafsmacher von Profession, Phlyax oder Deikelisten beigesellte. Es ist schon von anderer Seite[1]) die Vermntung geäufsert worden, dafs der Silenos im Lappenrock eine lustige Figur war, die nachträglich zu dem lustigen Satyrnchore hinzntrat. Der Silenos konnte nnn in den verschiedensten komischen Situationen mit dem Chore sich produzieren. Aber eine eigentliche Komödie war das immer noch nicht; es fehlte das dramatische Spiel. Das konnte sich erst entwickeln, wenn dem Spafsmacher noch ein Schauspieler gegenübertrat. Das geschah in Athen durch Thespis im Jahre 534. Wir wissen durch keine Überlieferung, wie das Satyrspiel, das wir erst in einer hundert Jahre späteren Gestalt als komisches Nachspiel der inzwischen entwickelten Tragödie kennen, damals ausgesehen hat; aber dafs es lange Zeit hindurch das einzige dramatische Spiel in Athen gewesen ist, beweist der Name *τραγῳδία*. Dafs sich dann aus dieser halb-burlesken komischen Spielgattung die ernste heroische Tragödie entwickelt habe, darin sind Aristoteles und die neueren Gelehrten einig. Nur der Weg, welchen diese überraschende Metamorphose vom komischen zum ernsten Spiel genommen hat, wird verschieden angegeben. Für Aristoteles existieren in dieser Hinsicht keine psychologischen noch dramaturgischen Bedenken. Von den neueren Litterarhistorikern sind im wesentlichen zwei verschiedene Lösungen des Problems ge-

[1]) Dieterich, Pulcinella S. 60.

Digitized by Google

geben worden. Nach der einen wären es die Züge und Abenteuer des Weingottes[1]), welche, von den lustigen Satyrn dargestellt, schliefslich den ganzen Reigen der griechischen Heldensage nach sich gezogen hätten. Ich glaube kaum, dafs diese Erklärung viele befriedigen wird, die 'πάθεα' des Dionysos müfsten dann doch in viel gröfserem Umfang von den uns erhaltenen Titeln berücksichtigt werden. Das Bett, worin der Strom der griechischen Heldensage fliefst, ist viel zu mächtig, um durch einen so kleinen Kanal, wie ihn die Dionysossagen darstellen, abgeleitet zu werden. In Wahrheit hat man an dieser Erklärung doch nur, um die Ansicht des Aristoteles zu retten, festgehalten. Die zweite Erklärung[2]) läfst die Heldensage in den Kreis der Darstellungen durch die schöpferische Kraft der Dichter eintreten, welche das Spiel von selbst zu einem ernsten dadurch machen, dafs sie denselben Satyrchor attischer Bürger dreimal in einer ernsten und nur noch einmal in der Bocksmaske auftreten lassen. — Dadurch würde bei dem ernsten Spiel das historische und religiöse Herkommen gemindert und die mangelnde dramatische Form nicht genügend erklärt. Dieser Mangel dramatischen Lebens mufs auch bei den ernsten Chören in einem alten Herkommen begründet sein. Mir scheint eine andere Erklärung dringend erforderlich. *Τραγῳδία* konnte nur die komische Spielgattung heifsen, in welcher die Böcke oder Silene wirklich auftreten. Diese war es, die in den Dionysoskult offiziell aufgenommen war. Diese allein genügte zugleich dem Bedürfnis des Kultes und dem Bedürfnis des Volkes nach komischer Kurzweil in Stadt und Land. Schwerfällig und gemütlich war diese ältere Komik der Pisistratischen Zeit, drollig und behäbig zugleich wie der Dionysos der Françoisvase. Gewisse Schranken wurden dieser offiziellen Komödie von den Machthabern gezogen; aber innerhalb dieser Schranken herrschte ausgelassene Freiheit. Die private Komik entwickelte sich in privaten Maskeraden und Aufführungen, den κῶμοι, die erst spät offiziell zugelassen wurden. Die halb-burleske Satyrkomödie blühte in Athen gleichzeitig mit der mimischen Komödie in Syrakus. Dieser Kulturkreis entwickelte daneben keine ernste Gattung; anders Athen, wo man eben ernster veranlagt war und die Geschicke der Stadt einen ernsteren Verlauf nahmen. — Der Schauspieler, den Thespis einführte, war der des Satyrspiels. Der Silenos und dieser konnten nun zusammen mit dem Chor wirkliche Vorstellungen geben, und zwar wurden die Stoffe dieser Satyrkomödien der Volkssage entnommen, aber es mufsten lustige und possierliche Dinge sein. Es ist bereits die Beobachtung gemacht worden[3]), dafs die ältesten Satyrspiele Stoffe bevorzugen, die den Kampf mit einem Unhold behandeln. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir diese Gepflogenheit auf den Einflufs der Sizilischen Komödie zurückführen, in welcher dasselbe Motiv eine grofse Rolle spielt.[4]) So ist das älteste Satyrspiel eine burleske Märchenkomödie, in welcher die tollen Dämonen oder vielmehr der lustige Hanswurst Silenos die Unholde

[1]) Bethe, Prolegomena S. 46. [2]) Wilamowitz, Euripides' Herakles I Einleitung.
[3]) Dieterich, Pulcinella S. 61.
[4]) Solche Titel sind mindestens 6 vorhanden: *Ἄμυκος, Ἀλκυονεύς, Βούσιρις, Κύκλωψ, Σκίρων, Σφίγξ.*

Digitized by Google

wie Syleus und andere bekämpft und besiegt, wo ein schreckliches Ende nur das böse Ungeheuer fand und im ganzen der Ansgang immer lustig war. Diese in engen Grenzen sich bewegende Gattung war ein vorübergehender Zustand und ist nach kurzer Blüte verdorrt und abgestorben. Sie erhielt sich nur als Intermezzo oder genauer als Nachspiel einer anderen ernsten Gattung, des dramatisierten Oratoriums, auf welches mit der Zeit der Name τραγῳδία überging. Diese ernsten Oratorien wurden aus ihrer selbständigen Existenz mit in den dionysischen Festcyklus gezogen und behielten trotzdem ihren ernsten Charakter. Die Zahl der Schauspieler und der Choristen wurde für beide Gattungen, die etwa um 500 zusammengeschoben sein mögen, ansgeglichen. Der Ernst der Zeit und die Gestaltungskraft der Chordichter drängte die ernste Gattung mit je drei Chören in den Vordergrund. Allmählich nahm auch das burleske Märchenspiel Züge von dem ernsten Oratorinm an. Zn Aischylos' Zeit ist diese Umwandlung vollzogen und liegt für uns fertig vor, während sich die Einzelheiten des Überganges unserer Kenntnis für immer entziehen. Aber je mehr das Satyrspiel von der ernsten Gattung überwuchert und zurückgedrängt wird, desto mehr drängt mit Recht die satirische und mimetische Komik der Maskeraden auf die Bühne. Der Fasching der Komastengesellschaften hatte sich dermafsen entwickelt, dafs schliefslich in den sechziger Jahren dem nach Kurzweil verlangenden Volke vom Archonten die offizielle Aufnahme dieser Schwänke bewilligt wurde. Das offizielle κωμῳδεῖν liefs sich im athenischen Leben ebensowenig dauernd verhindern, wie sich im Mittelalter das komische Element ganz aus dem kirchlichen Drama vertreiben liefs. Es drängte immer wieder unaufhaltsam nach. Im ganzen bleibt in dieser Entwickelung eigentlich nur das eine Problem ungelöst, wie sich die ernsten Chöre in Athen neben der Satyrkomödie zum Oratorium entwickelten und warum dies gerade in Athen der Fall war. Im ganzen übrigen Hellas ist die Komödie die einzige originale dramatische Gattung geblieben.

Ich möchte diese Studie nicht schliefsen, ohne noch auf einen Punkt hingewiesen zu haben, der in dem Vordringen des komischen Elements im dramatischen Spiel seine Erklärung finden könnte. Die Zweifel an der Verwendung der nicht erhöhten Orchestra und die Vermutungen über erhöhte Bühnen wollen nicht verstummen. Auf dem Tanzplatz des Dionysos waren zu Hause nur der Kulttanz der Satyrn und vielleicht, wenn auch nicht ursprünglich, dort eingebürgert der Dithyrambos, aus welchem die ernsten Chöre hervorgingen. Zum lebendigen dramatischen Spiel, das bis in die kleinsten Details der Gestikulation allen sichtbar sein mufste, war der Tanzplatz zunächst sehr ungeeignet. Der Phlyax, der Mime, der Gaukler traten ursprünglich nicht in der Orchestra auf, sondern auf dem Brettergerüst, das noch die Phlyakenvasen deutlich zeigen. Wie war es mit den Darstellern des κῶμος? Der Maskenzug bewegte sich durch die Stadt, machte hier und dort Halt; die dionysische Orchestra war ihm verschlossen; dort durfte nur mit offizieller Erlaubnis etwas aufgeführt werden. Wenn nun der Zug hielt, wenn die Masken auseinandertraten mit abgelegter Vermummung und der κωμάρχος seine Anrede in Anapästen an das Publikum

hielt, die solenne Scheltrede, dann mufste er, um verstanden zu werden, notwendigerweise ein Podium besteigen. Dasselbe mufsten die etwa im Zuge befindlichen Mimen oder Phlyaken thun, wenn sie etwas aufführen wollten. Nachdem der κῶμος sich zum Chor umgewandelt hatte und in die Orchestra recipiert war, geschah die παράβασις der Komasten oder Komoden in einer anderen Form. Aber ist es denkbar, dafs die Schauspieler der Komödie sich sofort von dem gewohnten schmalen Brettergerüst lossagten, oder ist es nicht vielmehr ganz natürlich, wenn sie dies mit in die Orchestra brachten, und dafs, wenn es einmal da war, bei lebhafter Ausgestaltung des tragischen Spiels auch die ὑποκριταί der Tragödie hiervon Gebrauch machten? Wenn es gelänge, in der Anlage der Aristophanischen Komödien eine Berechnung auf das Spiel auf der erhöhten Bühne nachzuweisen, so würde damit der Einflufs der Komödie auch auf die Gestaltung der Bühne erwiesen sein.

Digitized by Google

DIE KNABENSTATUE VON SUBIACO

Von Hans Lucas

(Mit zwei Tafeln)

Eine der Hauptzierden des Thermenmuseums zu Rom ist jene wundervolle Statue eines Knaben aus den Trümmern der Villa des Nero in Subiaco[1]), über deren Bedeutung viel gestritten worden ist, ohne daſs es bisher auch nur im geringsten zu einer Einigung gekommen wäre. Eine, wie mir scheint, naheliegende Deutung ist bis jetzt noch nicht vorgetragen worden. Es möge gestattet sein, dieselbe nach kurzer Orientierung über die Streitfrage hier zu entwickeln. Vielleicht daſs sie, wenn sie auch nicht allen beifallswürdig erscheint, doch auf den richtigen Weg zur Erklärung leitet.

Die Zahl der bisher ausgesprochenen Deutungen beträgt nicht weniger als elf.[2]) Um nur die beachtenswerteren herauszuheben, so gebührt Kalkmann[3]) das Verdienst, die Frage zuerst einer gründlichen und eingehenden Erörterung unterworfen zu haben, die, an feinen stilistischen Beobachtungen reich, doch durch einseitige Übertreibung derselben zu ganz unannehmbaren Resultaten gelangt (Läufer im Knielaufschema aus der Mitte des V. Jahrh.). Jenen bekämpft Körte[4]), glücklich in der Kritik Kalkmanns, unglücklich in seiner eigenen Deutung: Hylas in der Quelle. Diese vermochte Petersens Scharfsinn[5]) leicht endgültig zu beseitigen; seiner eigenen Erklärung, Läufer mit einer Wurfschlinge, vermag ich mich jedoch nicht anzuschlieſsen, hauptsächlich weil es mir (wie jetzt auch de Ridder und Helbig) unbedingt feststeht, daſs jene linke Hand, von der Petersen ausging, nicht zugehört. Andere, nicht leicht wiegende Einwände erhebt de Ridder (S. 282 ff.), welcher seinerseits den von Petersen (Jahrb. d. Inst. XI 206 oben) fallen gelassenen Ball wieder aufhebt und die Deutung auf einen ballfangenden Jüngling mit Energie vertritt. Diese Erklärung[6]) verlangt als die letzte ein längeres Verweilen.

[1]) Litteratur bei: Helbig, Führer durch die Samml. in Rom II² n. 1125; Reinach, Répertoire de la stat. gr. II 419, 7; Collignon, Gesch. der griech. Plastik (deutsch) II 386; A. de Ridder, Rev. arch. 1897 II 265—290. Abgeb. jetzt auch Kunstgeschichte in Bildern I 60, 2 (Winter).

[2]) So viel zählt de Ridder a. a. O. S. 265 Anm. 5 auf, dessen eingehende Prüfung der meisten aufgestellten Ansichten überhaupt nachzulesen ist.

[3]) Jahrbuch des arch. Instituts X (1895) S. 46 ff., vgl. XI 197 ff.

[4]) Jahrb. d. Inst. XI (1896) S. 11 ff.

[5]) Jahrbuch XI (1896) S. 202 ff., Vom alten Rom S. 124.

[6]) Helbig ist ihr ziemlich günstig, während Petersen sie von neuem zurückweist: Vom alten Rom S. 124.

Digitized by Google

De Ridder kommt nach vorsichtiger Analyse der Figur und ihrer Bewegung — richtig ist die auch schon von Kalkmann (S. 47) gemachte Beobachtung, dafs der rechte Oberarm nicht gespannt ist, also keinen Gegenstand mit Anstrengung geworfen haben kann — zu folgendem Ergebnis: Der Jüngling ist vorwärts gelaufen und hemmt plötzlich seinen Schwung, um den ihm zugeworfenen Ball[1]) aufzufangen. Dem richtigen Selbsteinwand Petersens, dafs dabei die tiefere Lage des linken Armes nicht verständlich werde, begegnet er durch die Annahme, dafs der rechte Arm fange, der linke nur eine Balancierbewegung mache.[2]) Doch wollen, wenn man näher zusieht, die Thatsachen sich dieser Erklärungsweise nicht fügen. Um einen kleinen Ball zu fangen — denn ein kleiner müfste es sein, wenn ihn nur die eine Hand, aus weiterer Ferne kommend, fangen können soll, und einen solchen nimmt auch de Ridder ausdrücklich an (S. 286) — eine so heftige Bewegung, die den ganzen Körper durchzuckt und ihn in federnder Spannung erhält? Das wäre zu viel Aufwand von Aktion für ein so kleines Objekt, selbst wenn man das Anhalten im Schwung hinzunimmt! Dann kommt auch die Haltung der Beine nicht zu ihrem Rechte, die überhaupt, wie uns vorkommt, niemals richtig gewürdigt worden ist. Das linke Knie liegt so tief und nahe dem Boden, dafs es ihn fast streift. Das ist weder ein Laufen (aufser in der unbeholfenen archaischen Darstellungsweise, die natürlich bei unserer, einer jüngeren Zeit angehörigen Statue gänzlich ausgeschlossen ist)[3]), noch eine Balancierbewegung beim jähen Anhalten. Denn wie kann man dabei fast in die Knie sinken? Und wäre es nicht eine sonderbare Kunstleistung, wenn man einen Ballspieler vorführen will, statt eines geschickten einen unbeholfenen zu geben, der bei seiner Thätigkeit strauchelt? Nein, das Beinmotiv ist das eines im Laufe Stürzenden! Von der Richtigkeit dessen kann sich jeder leicht selbst überzeugen, der versucht, mit einem Fufse in gleicher Weise niederzubrechen: der andere Fufs stellt sich dabei unwillkürlich mit voller Sohle auf den Boden, genau entsprechend der Statue. Damit ist auch die Körperhaltung im Einklang. Der Oberkörper des Jünglings weicht fast ängstlich nach links zurück, beide Arme sind wie zur Abwehr erhoben, der rechte bedeutend höher, dahin, wohin sich auch der Blick des nach rechts gedrehten Kopfes richtete.[4])

Damit haben wir einen bedeutenden Schritt zu unserer eigenen Erklärung vorwärts gethan und weisen nur noch auf einige Punkte hin, welche für das volle Verständnis der Figur von Belang sind. Der Boden soll felsige Gegend bezeichnen, wie de Ridder unter Hinweis auf die Niobiden zu Florenz völlig mit

[1]) Über die Ballspiele des Altertums jetzt Mau bei Pauly-Wissowa II 2, 2832 ff.; besonders die Spiele n. 2 und 4 scheinen hierher zu passen.

[2]) *Le geste de l'avant-bras gauche ne servirait au corps que de balancier* S. 285.

[3]) Kalkmann steht mit seinen Bemühungen, den Knielauf in jüngerer Kunst nachzuweisen (zuletzt Jahrb. XI 199 ff.), wohl ganz allein.

[4]) Das Bewegungsmotiv des Oberkörpers erinnert etwas an eine Göttin des Gigantenfrieses von Priene (Overbeck, Plastik II[4] Taf. S. 405 a), für die Frage der Entstehungszeit nicht unwichtig. Vergleichbar ist auch die Nike von Samothrake.

Digitized by Google

Recht bemerkt.[1]) Besonders der Niobide Amelung Florenz n. 182 (Baumeister, Denkmäler des klass. Altert. III, Skopas Taf. 64 Fig. 1751) ist ein ganz entsprechendes Beispiel; auch die Neapler Amazone des Attalischen Weihgeschenkes läfst sich vergleichen. Auf solchem Boden also, ganz ungeeignet zum Ballspiel, bewegt sich unser Knabe, dem man fünfzehn, höchstens sechzehn Jahre geben wird. Jedenfalls ist er von athletenhaft kräftiger Bildung weit entfernt; seine Körperformen verraten eine auffallende Weichheit und schwellende Fülle, die sich fast weiblicher Körperbildung nähert. Körte, der dies mit feinem Sinn näher ausführt, sah darin die Charakterisierung eines Eromenos, für ihn eine Stütze seiner Hylas-Hypothese. Nun lassen wir das Kunstwerk noch einmal auf uns wirken, von der Seite aus, von der es der Künstler betrachtet wissen wollte: das ist, wie man sich leicht überzeugen kann, der Standpunkt auf der rechten Körperseite, vor der vorderen linken Ecke der Basis, so wie es unser Bild Taf. I 1 wiedergiebt.[2]) Hier kommt alles zur besten Wirkung, hier war auch das Gesicht ganz sichtbar.[3]) Wir denken uns also einen Knaben von hervorragender Schönheit, der in gebirgiger Landschaft ruhte, aufgescheucht vielleicht durch ein unerwartetes Schrecknis sich auf die Flucht begiebt, dann aber, wie die Gefahr aus der Höhe — dahin richten sich Blick und Arm — sich ihm bedrohlich nähert und die Hoffnung auf Entkommen schwindet, entsetzt auf die Knie stürzt und die Hände zur Abwehr erhebt.[4]) Es ist also der Hirt Ganymedes, der vor dem Adler des Zeus flüchtet.

Die Berechtigung unserer Erklärung, die wenigstens dem Thatbestand am besten gerecht wird, wird niemand bestreiten können. Sie entspricht auch der allgemeinen Empfindung, die manchen, mich besonders, immer beherrscht hat, dafs der dargestellte Vorgang in dem Kreise mythologischer Erzählung, nicht genrehafter Schilderung zu suchen sei: dafür zeugt das gewaltige innere Leben, die angstvolle Erregung des Körpers, die historische Stimmung des Ganzen.

Wir hätten also in unserer Ganymedesstatue eine Einzelfigur, welche einer ganzen in Gedanken zu vervollständigenden Gruppe entspricht. Daraus, dafs nun gerade der Adler, nahezu das wichtigste, jedenfalls das am schnellsten die

---

[1]) Sicher nicht die Oberfläche eines Gewässers. Aber auch Petersens Hinweis auf das Aussehen eines Sandbodens, der bis vor kurzem unter Wasser stand (S. 209), bringt hier, zumal es an Parallelen in antiker Kunst fehlt, keinen Nutzen, so richtig die Beobachtung an sich ist.

[2]) Ich kann Kalkmanns Behauptung (Jahrb. X 53 f.), dafs die Statue sich von keiner Seite aus dem Beschauer übersichtlich darstelle, worin er ein Anzeichen der Entstehung während des Übergangs vom strengen zum freien Stil erblickt, nicht zustimmen.

[3]) Freilich ist das mit ein Beweis dafür, dafs die Marmorstatue, welche so plumper Stützen bedarf, von denen die gröfste gerade von dem richtigen Augenpunkte aus ganz unerträglich wirkt, kein Original sein kann, sondern nur eine wenn auch noch so vorzügliche Übertragung eines bronzenen Vorbildes. Der einzige übrigens, der sich ziemlich entschieden für ein Originalwerk ausspricht, ist, soweit ich sehe, Körte (S. 18 f.).

[4]) Es ist überraschend, wie nahe Helbig in seiner eigenen Vermutung am Schlufs seiner Besprechung sich mit unserer Auffassung berührt.

Digitized by Google

Erkenntnis vermittelnde Glied der Gruppe, dem Beschauer hinzuzudenken bleibt, darf kein Einwand gegen die Deutung hergeleitet werden. Fehlt es doch nicht an einer gröfseren Zahl solcher Einzelstatuen, die einer Ergänzung in der Phantasie des Betrachters, oft in einem wesentlichen Teile, bedürfen, wie die Selene im Braccio nuovo des Vatikans, der Schleifer in Florenz, der geschundene Marsyas in vielen Museen.[1]) Immerhin läfst sich annehmen, dafs der Kopf unseres Knaben einst vielleicht mit einer phrygischen Mütze versehen war und die Linke etwa ein Pedum hielt: dann mufste ein solches Bildwerk dem Beschauer auch ohne weitere Zuthaten verständlich sein.[2])

Zu den inneren Gründen, aus welchen wir unsere Deutung entwickelt haben, kommt noch ein starkes äufseres Zeugnis hinzu, eine Gemme des Berliner Museums, von der wir beistehend eine Abbildung geben, nach einem durch die Güte von E. Pernice zur Verfügung gestellten Abdruck.[3]) Der Intaglio stellt Ganymed in Vorderansicht dar, nach links hin zusammenbrechend, auf der Flucht vor dem von oben nahenden Adler. Die Beinstellung stimmt im ganzen mit der der römischen Statue überein; die Arme sind dagegen in ihrer Haltung vertauscht, und dementsprechend der Kopf nach der anderen Seite gewandt. Man erkennt leicht, dafs der Künstler diesen Umtausch nur vorgenommen hat, um sein Bild gut in das Oval hineinzupassen; sonst hätte der Jüngling natürlich den Kopf nach seiner Rechten hin erheben müssen, wo das Haupt des Adlers sichtbar wird; jetzt sieht er unter ihm vorbei. Diese Betrachtung lehrt, dafs die Darstellung der Gemme ein Nachklang ist von dem Original der Statue von Subiaco, eine vielleicht durch manche Zwischenstufe abgeblafste, durch Beiwerk verdeutlichte Wiedergabe desselben.


Gemme d. Berliner Museums

---

[1]) Vgl. Körte, Jahrb. d. Inst. XI 15 f. (doch s. ebd. S. 205). Man kann auch an die Florentiner Niobegruppe denken, welche die beiden Götter, die Urheber des tragischen Geschickes, gewifs niemals enthalten hat. Von den unterliegenden Kämpfern des Attalischen Weihgeschenkes hin ich gewifs, dafs sie nie einen Gegner gehabt haben. Dies führt uns noch über Körte hinaus, welcher darauf aufmerksam macht, dafs die von ihm genannten Statuen sämtlich der hellenistischen Zeit angehören: der Schleifer stammt sicherlich, Marsyas höchst wahrscheinlich aus der pergamenischen Schule. Von der Selene habe ich immer dasselbe vermutet. Die Niobide Chiaramonti, welche beweist, wie sehr ihre Genossen von derselben Gruppe stilistisch verdorben sind, hat mich oft an pergamenische Frauenstatuen erinnert. Ich gedenke über diese Einfigurengruppen, wie ich sie nennen möchte, später im Zusammenhange zu handeln.

[2]) Die unserer Figur in der Bewegung ähnliche Bronzestatuette aus Novae, jetzt in Sofia (s. Reinach, Rev. arch. 1897 II 235; Répert. II 794, 2) berechtigt auch durch die sehr jugendliche, knabenhafte Bildung, in ihr nicht einen *'combattant nu'*, sondern Ganymedes zu erkennen.

[3]) Abgeb. Arch. Zeit 1868 Taf. 6 n. 2; Furtwängler, Beschr. der geschnittenen Steine im Berliner Antiquarium n. 7594; Wernicke, Ant. Denkmäler zur griech. Götterlehre Taf. VIII n. 14.

Verwandt in der Anlage ist eine Reihe anderer Ganymedesdarstellungen, deren Vertreter trotz ihrer verschiedenen Technik eine so starke Übereinstimmung untereinander zeigen, dafs eine gemeinsame, wahrscheinlich malerische Vorlage vorauszusetzen ist.[1]) Ich nenne eine Münze von Ilion, Wernicke, Ant. Denkm. Taf. VIII n. 12; eine Berliner Gemme, Furtwängler n. 2481; ein Sarkophagrelief in Florenz, Gallerie di Firenze ser. IV, vol. II tav. 101; einen Sarkophag im Louvre, Reinach, Répertoire I 71; ein Feld der Mosaik von Baccano im Thermenmuseum zu Rom, Helbig, Führer II² S. 253 n. 1153, von dem wir nach einer Photographie (Alinari n. 8070) eine Abbildung geben (Taf. II 1); eine Mosaik aus Sousse, Rev. arch. 1897 II pl. 10, danach hier Taf. II 2 wiederholt.[2]) Der dargestellte Vorgang, der nicht immer richtig verstanden worden, ist folgender. Ganymed, mit phrygischer Mütze, Chlamys und Pedum, ist auf der Flucht niedergestürzt oder hat sich vor Bestürzung niedergeworfen; das linke Bein kniet auf dem Boden, das rechte ist lang ausgestreckt. Gegen die Umklammerung des Adlers, der ihn von hinten gepackt hat, sich heftig sträubend, sucht er mit der einen Hand den Flügel zurückzustofsen. Es ist also Flucht und Widerstreben ausgedrückt, nicht buhlendes Kosen zwischen beiden, wie man gemeint hat; ganz unstatthaft ist es, die Haltung des gebeugten Beines als ein sich vom Boden Abdrücken aufzufassen. — Die Verwandtschaft dieses Motivs mit dem der römischen Statue springt in die Augen; die Beine sind aber vertauscht, auch kniet der Knabe bereits; darin und in dem Ergreifen durch den schon herangekommenen Vogel ist die Handlung um einen Schritt weiter geführt.

Der Berliner Gemme und der zuletzt angezogenen Denkmälerserie hat sich schon Curtius bedient für seine Erklärung des vielumstrittenen sogen. Ilioneus in München.[3]) Er erkannte einen vom Adler bedrohten Ganymed

[1]) Aufzählung der hierher gehörigen Monumente: Jahn, Archäol. Beitr. S. 16 ff.; Overbeck, Griech. Kunstmythol., Zeus S. 532—536. Vgl. Roscher, Lexikon I 2 Sp. 1598 ff.

[2]) Die jetzige Aufstellung des letztgenannten Stückes im Museum von Sousse ist aus Arch. Anz. 1901 S. 71 ersichtlich (an der Hinterwand, ganz links). Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, die drei anderen Mosaiken mit Darstellungen des Ganymedes, die mir aufser den oben genannten bekannt sind, mitzuteilen: 3. Aus St.-Colombe (Vienne): Bull. dell' inst. 1862 S. 153—155; *A. A(llmer), Mosaïque rom. déc. à Sainte-Colombe-les-Vienne u. s. w. (vgl. Rev. arch. 1862 II 420); Bull. des antiq. de Fr. 1862 S. 103 ff.; Arch. Zeit. XXII (1864) Anz. S. 185* Anm. 61 b; Overbeck, Griech. Kunstmyth., Zeus S. 524 f. 4. Aus Orbe: *Zeitschr. Feuille de Houx 1866 n. 10 11 13; Bull. dell' inst. 1863 S. 193 ff. (vgl. 1873 S. 131 Anm.). 5. Aus Tivoli (in den Magazinen des Vatikans): Penna, Viaggio pittorico della Villa Adriana IV tav. 129 (nicht bei Winnefeld). Nr. 4 scheint nach der Beschreibung ein ähnliches Motiv wiederzugeben wie das oben beschriebene, weniger n. 3, während in Nr. 5 der Knabe, überragt vom segelförmig geblähten Gewande, auf dem Adler sitzend durch die Luft getragen wird. — Overbeck, Kunstmyth., kannte übrigens nur das Mosaik aus Vienne; Roscher, Lexikon d. Myth. I 2 Sp. 1600 fügt das später gefundene aus Baccano hinzu.

[3]) Abgeb.: Schorns Kunstblatt 1828 S. 177 ff.; v. Lützow, Münchener Antiken Taf. 15 bis 17; Müller-Wieseler I Taf. 34,e; Reinach, Répertoire I 316, 5; Brunn-Bruckmann, Denk-

in ihm, ausgehend von einer im Motiv verwandten ehemaligen Giustinianischen Statue[1]), die er auf den Liebling des Zeus beziehen zu müssen glaubte. Die treffenden und feinsinnigen Bemerkungen, mit denen Curtius die letztere bedacht hat, können auch fast ohne Einschränkung von der Münchener Statue gelten. Er entwickelt die Situation ähnlich, wie wir es bei dem Knaben von Subiaco gethan, und unterstützt seine Meinung durch den Hinweis auf die zarte und weiche, wenn auch nicht kraftlos-üppige Behandlung der Körperform, die weniger als stilistische Eigenart des Künstlers denn als beabsichtigte Charakterisierung des Dargestellten aufzufassen sei und eben für einen *ἐρώμενος* vorzüglich passe. Weiter macht er die ganze Haltung geltend, in betreff deren schon mehrere herausgefühlt haben, dafs nicht die krankhafte Spannung oder angstvolle Aufregung, die die Erkenntnis der Todesgefahr hervorrufen müfste, in den Gliedern ausgedrückt ist, sondern eher eine Art friedlicher Behaglichkeit.[2])

Ich halte die Deutung von Curtius für durchaus zutreffend und wundere mich nur, dafs sie so wenig Anklang gefunden hat. Dies beruht wohl hauptsächlich darauf, dafs die Giustinianische Statue, von der Curtius ausging, jetzt als Pasticcio gilt, daher die Grundlage trügerisch erschien. Allein selbst wenn an diesem zugestandenermafsen stark zusammengeflickten Bildwerk der Kopf und das rechte Bein, die beide für die Auffassung der Statue mafsgebend sind, nicht zugehören sollten (was Matz mit Entschiedenheit behauptet: Arch. Zeit. 1869 S. 122 f.)[3]) und die Erklärung als Ganymed falsch wäre, so folgt doch daraus für den Ilioneus nicht das mindeste.[4]) Denn es ist, was eigentlich kaum nötig sein sollte ausdrücklich zu bemerken, vollkommen gleichgültig, ob die Deutung der letztgenannten Statue auf einem richtigen oder einem Irrweg gewonnen

mäler griech. u. röm. Skulptur Taf. 432; Collignon, Gesch. der griech. Plastik (deutsch) II 387; Kunstgesch. in Bildern I 60, 1. — Vgl. Overbeck, Ber. der Sächs. Ges. der Wissensch. 1863 S. 1 ff., Griech. Plastik II⁴ S. 90 Anm. 8, Kunstmythol., Zeus S. 534 u. 598 Anm. 211; Stark, Niobe S. 255 ff.; Curtius, Arch. Zeit. 1868 S. 42 ff.; Brunn, Beschr. der Glyptothek n. 142; ders., Ann. dell' inst. 1870 S. 312 f.; Furtwängler, Glyptothek n. 270; Friederichs-Wolters n. 1263; R. v. Schneider, Jahrbuch des A. H. Kaiserhauses XXI (1900) S. 276—278.

[1]) Jetzt im Museo Torlonia zu Rom. Abgeb.: Galleria Giustiniana I tav. 118; Arch. Zeit. 1868 Taf. 6 n. 1; Museo Torlonia tav. 77 n. 309; Reinach, Répertoire I 522, 3. Vgl. Arch. Zeit. 1868 S. 42 ff., ebd. 1869 S. 17 ff. und 122; Overbeck, Kunstmyth., Zeus S. 534.

[2]) Schorn: 'Die süfse Ruhe und Behaglichkeit, die in allen Teilen herrscht, könnte eher auf einen Amor oder Hyacinthus deuten.' Stark: 'Welche Hingabe in diesem noch ganz Unverletzten an die bedrohende Persönlichkeit!' Curtius: Für eine das Leben bedrohende Szene 'ist der Körper viel zu behaglich; es ist auch über ihn eine gewisse friedliche Ruhe ausgebreitet'. Alles das pafst vorzüglich für einen Ganymed, bei dem sich in die Angst zugleich ein gewisses freudiges Erstaunen, die Ahnung der ihm zugedachten hohen Bestimmung mischt.

[3]) Der Herausgeber der Monumenti del Museo Torlonia, C. L. Visconti, äufsert sich über den Erhaltungszustand gar nicht, wie er überhaupt wenig zuverlässig ist. Hält er doch die Statue Giustiniani und die Torlonia für zwei verschiedene!

[4]) Overbeck, Plastik II⁴ 90,8 zieht, um seinen Troilos zu retten, thatsächlich jenen methodisch unzulässigen Schlufs.

Digitized by Google

worden ist[1]), genug, dafs sie auf die Statue vortrefflich pafst und sie auf das glücklichste erläutert.[2]) Ein wirklicher, treffender Einwand gegen die Erklärung von Curtius ist auch übrigens bisher nicht erhoben worden und kann nicht erhoben werden.

Es bleibt noch die Frage nach dem Schöpfer der Statue von Subiaco und der Zeit ihrer Entstehung zu erörtern. Versucht man zuerst sich von der Individualität des Künstlers eine Vorstellung zu machen, so drängt sich leicht die Vermutung auf, die mir immer mehr zur Gewifsheit geworden ist, dafs der Ilioneus und der Knabe von Subiaco von der Hand desselben Meisters sind. Die grofse Übereinstimmung in Stil und Formenprinzip[3]), in der Auffassung des eigenartigen Darstellungsproblems, die vollkommene Einheit des Wollens und Könnens sprechen dafür. Die Erscheinung, dafs ein Künstler ein Werk, das Erfolg gehabt und das seiner künstlerischen Eigenart besonders liegt, mehrmals in variierender Weise wiederholt, ist in der neueren Kunstgeschichte nicht selten. Es sei nnr an Rubens (Perseus und Andromeda, Löwenjagd) und Böcklin (Toteninsel, Burg am Meer, Burgbrand) erinnert. Auch für das Altertum läfst sich ein Gleiches annehmen, obwohl mir ganz zutreffende Beispiele nicht zur Hand sind. Vergleichen lassen sich vielleicht, obwohl in dem verschiedenen Genre ein Unterschied begründet ist, die zahlreichen Alexanderbildnisse des Lysippos und Apelles.

In welcher Zeit ist nun der Meister jener Ganymedesstatuen anzusetzen? Im ganzen ist man heute wohl darüber einig, dafs dieselben, speziell der Knabe von Subiaco[4]), dem Ausgange des IV. Jahrh. oder der folgenden Zeit zuzuweisen sind. Gern hat man den römischen Knaben mit dem Hypnos zusammengestellt, mit dem er in der That durch eine gewisse Verwandtschaft verbunden

[1]) Es sei hier daran erinnert, dafs die Figur des Eros auf dem pergamenischen Gigantenfriese, früher für einen Adler gehalten, erst infolge falscher Erklärung eines Inschriftrestes erkannt worden ist: Sitzungsber. der Berl. Akad. 1888 S. 1234.

[2]) Weniger günstig liegt die Sache für die meisten der sonst für den Ilioneus vorgeschlagenen Erklärungen. Weder würde es dem antiken Betrachter leicht gewesen sein, zu einem Troilos sich den verfolgenden Achill (Overbeck) zu ergänzen, noch zu einem Heraklessohn den rasenden Vater (Stark). Von einem Adler, zu dem Stark ihn flüchten läfst, ist nichts zu sehen. Auch mit Schorn auf einen vom Diskos des Apollo getroffenen Hyakinthos zu raten, verbietet sich, da mit leichter Mühe das tödliche Geschofs hätte hinzugefügt und der Knabe als sterbend dargestellt sein können. Nicht betroffen wird von diesen Bedenken die alte, jetzt von Furtwängler wieder verteidigte, an sich nicht unberechtigte Deutung auf einen Niobiden, der dann natürlich, wie F. mit Recht hervorhebt, nicht zu der bekannten Florentiner Gruppe gezogen werden darf. Was F. zu Gunsten dieser Ansicht geltend macht, das Fehlen des Gegners, kommt auch der Deutung auf Ganymed zu gute.

[3]) Die enge stilistische Verwandtschaft beider ist bereits bei der ersten Veröffentlichung der Statue des Thermenmuseums von Winter, wenn auch mit Vorbehalt, betont worden (Antike Denkmäler, Text zu I Taf. 56, S. 46).

[4]) Petersen: 'Wende vom IV. zum III. Jahrh.'; Helbig: 'Alexanderepoche oder die unmittelbar darauf folgende hellenistische Zeit'; de Ridder: '*Époque hellénistique, proche parente des Niobides et se rattachant aux Gaulois de l'école de Pergame.*' Körte erklärt, dafs die Statue 'nicht über das III. vorchristliche Jahrh. hinaufdatiert werden könne'.

Digitized by Google

ist. Ich möchte ihn aber lieber mit einem anderen Werke in Verbindung bringen, das, wenn sich diese Vermutung bestätigen sollte, dazu verhelfen würde, von der künstlerischen Persönlichkeit des Meisters eine noch klarere Vorstellung zu gewinnen. Der jugendliche Daphnis aus der bekannten Doppelgruppe, die ihn mit Pan, seinem Lehrer im Syrinxspiel, vereint zeigt[1]), scheint mir in dem Berliner Exemplar (n. 231, Reinach, Rèpert. II 71, 1), welches, anscheinend als Einzelfigur kopiert, deshalb eine bessere Betrachtung von allen Seiten ermöglicht, anderseits freilich wegen seiner mäfsigen Ausführung ein entscheidendes Urteil nicht verstattet, in der Behandlnngsweise der Körperformen (z. B. am Schenkel und Unterleib) und der Linienführung sich mit dem Knaben von Subiaco so nahe zu berühren, dafs ich hier wieder denselben Meister wiederfinden möchte. Wie gut diese Gruppe zu den beiden Ganymedesfiguren passen würde, leuchtet ohne weiteres ein bei dem erotischen Zug, der ihr beigemischt ist: der sinnlichen Erregung des Pan, der sich an seinen schönen Zögling herandrängt und ihn umfafst, und dem halb scheuen Ausweichen des letzteren, welchem dieselbe Gefahr droht wie dem troischen Königssohn. Nun bildeten bekanntlich die Originalgruppe des Pan und Daphnis und die des von Chiron im Leierspiel unterrichteten jugendlichen Achill[2]), beide in den Saepta zu Rom aufgestellt, Pendants, welche in wohlberechnetem Gegensatz zu einander stehend entschieden als demselben Atelier entstammend anzusehen sind.[3]) Jener Gegensatz ist besonders fein und zutreffend von Amelung entwickelt worden (Florenz n. 59), dem ich unbedingt gegen Sauers Erörterungen Recht gebe. Leider besitzen wir von einer statuarischen Nachbildung der Chirongruppe nur den Kopf (Helbig I² n. 589, Kunstgesch. in Bildern I 69, 3; Gipsabgufs in Berlin). Doch ergiebt sich die Übereinstimmung der Arbeit in der Behandlung der Haar- und Bartpartien, der Augen mit dem Pan des Florentiner Exemplars (Baumeister II S. 1148 nach Photogr.) unmittelbar einleuchtend. Merkwürdig ist nun anderseits wieder, wie die Behandlung der Hautfalten an dem Kopf des Kentauren (z. B. in der Umgebung der Augen) der von Kalkmann bei dem Jüngling von Subiaco beobachteten entspricht, wo die Falten 'als harte, scharfe, wie mit dem Messer eingeritzte Linien erscheinen', eine Eigentümlichkeit, die sich 'erst wieder in pergamenischer Kunst und verwandten Werken' antreffen lasse (S. 53).

Auf diesem Wege kommen wir mit der Datierung unserer Ganymedes-

[1]) Nachweis der Repliken dieser Gruppe bei Sauer, Exkurs zu Reitzensteins Epigramm und Skolion S. 279 ff. Hinzuzufügen: Baumeister, Denkmäler II 1148; Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz n. 59; Reinach, Rèpertoire I 165, 4. 407, 5. 412, 6. 413, 3—6. 414, 3. II 70, 4—7. 71, 1; eine kleine Replik in freier Umbildung (Eros statt Daphnis) unter den Kleinfunden von Priene im Berliner Museum. Vgl. Friederichs-Wolters n. 1510. (S. jetzt noch Roschers Lexikon s. v. Olympos Sp. 863 [A] 865 [D F]).

[2]) Vgl. Wiener Studien 1900 S. 316 Anm. 2.

[3]) Die Schwierigkeit in der Nachricht des Plinius (N. h. XXXVI 29), welcher den Pan mit Olympos zusammenstellt, löst sich am besten, wie schon bei Wolters ausgeführt ist, durch die Annahme einer einfachen Verwechselung des Daphnis mit Olympos seitens des wenig unterrichteten römischen Publikums oder des Autors selbst.

figuren tief in die hellenistische Zeit hinein und nähern uns der Blütezeit der pergamenischen Kunst[1]), wie ja auch Körte (S. 18) den Knaben von Subiaco mit einigen pergamenischen Werken zusammenstellt, ohne sich zu einer bestimmten Zuweisung zu dieser Schule zu entschliefsen. In der That fehlt es in der pergamenischen Kunstübung, bei deren Nennung man zuerst immer an kraftvolle, pathetische Schöpfungen denkt, nicht an Werken einer zarten, weichen, zuweilen fast weichlichen Formgebung. Es sei hier nur verwiesen auf den bekannten schönen Frauenkopf[2]), die Statue des Hermaphroditen mit ähnlicher Kopfbildung[3]), den Torso eines sitzenden Gottes[4]) und einige Partien des Telephosfrieses.

Wir kennen den Schöpfer eines Werkes, welches in der Tendenz und vielleicht auch in der Anlage jener Gruppe des Pan und syrinxspielenden Daphnis an die Seite gestellt werden kann, mit Namen: Heliodorus, von dem Plinius (XXXVI 35), ebenfalls in Rom, eine erotische Gruppe, *Pana et Olympum luctantis*, namhaft macht[5]), wieder mit derselben Verwechselung des Namens des geliebten Jünglings. Leider wissen wir aber über diesen Heliodor sonst weiter nichts, nicht einmal, ob er mit dem Erzbildner gleichen Namens (Plin. XXXIV 91) identisch ist. Wir kennen zwar eine rhodische Künstlerfamilie, in welcher dieser Name heimisch war[6]); aber gerade, ob der Heliodor, dessen Söhne Demetrius und Plutarchus als Verfertiger von Statuen uns inschriftlich bezeugt sind, selbst Bildhauer gewesen ist, ist nicht sicher. Und dann fallen die uns bekannten Mitglieder der Familie zu spät: das datierbare Werk des Plutarch ist mit Sicherheit zwischen 82 und 74 v. Chr. anzusetzen.

Die bisher bekannten Thatsachen reichen also nicht aus, den Namen Heliodor mit der Knabenstatue des Thermenmuseums in eine sichere Beziehung zu setzen, wie wir uns auch nicht verhehlen, dafs die vermutete Identität des Schöpfers des römischen Knaben, des Ilioneus und der beiden Saeptagruppen zwingender Sicherheit entbehrt.

---

[1]) Vgl. oben S. 428 Anm. 4 und S. 430 Anm. 1.

[2]) Collignon, Gesch. d. griech. Plastik (d.) II 516; Das Museum I Taf. 13 (S. 5 f., Kekule); Kunstgesch. in Bildern I 73, 3 u. 4.

[3]) Jetzt im Museum zu Konstantinopel, Gipsabgufs in Berlin. Reinach, Répertoire II 104, 7.

[4]) Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz Taf. S. 64; Reinach, Répertoire II 605, 3.

[5]) Welcker, Alte Denkmäler I 317 ff.; Brunn, Gesch. der griech. Künstler I 527.

[6]) Loewy, Inschriften griechischer Bildhauer n. 193—195, vgl. 403; IGMaris Aegaei I n. 48 108 769 844; Hiller v. Gärtringen, Jahrb. des Inst. IX (1894) S. 25 ff.

Digitized by Google

AUGUST BÖCKH[1])
(1785—1867)
Von Siegfried Reiter

I

Bei der Philologenversammlung zu Halle im Jahre 1867 wurde in einem engeren Kreise von Fachgenossen der Wunsch ausgesprochen, durch Zusammenwirken berufener Kräfte eine Sammlung von Biographien der bedeutendsten Philologen, zunächst mit der Beschränkung auf das XIX. Jahrh. und die deutsche Nationalität, ins Leben zu rufen.[2]) Sechzehn Themen waren vorläufig aufgestellt und unter anderm folgende Biographien zur Bearbeitung verteilt worden: Böckh an Stark, Niebuhr an Nissen, Reisig an Eckstein, Vofs an Herbst und Welcker an Kekulé. Hiervon sind unseres Wissens nur das Leben Vossens und Welckers von den genannten Gelehrten beschrieben worden, während Karl Bernhard Stark, dem die Familie Böckhs die Abfassung eines Lebensbildes vertrauensvoll in die Hände gelegt, der bis in seine letzten Lebensjahre sich mit dem Gedanken einer umfassenden Biographie Böckhs getragen hatte, sein Vorhaben nicht mehr ausführen konnte. Und doch wäre Stark, der im Jahre 1878 als Professor der Archäologie in Heidelberg starb, schon durch seine verwandtschaftlichen Bande, die ihn als Grofsneffen Böckhs an dessen Person knüpften, besonders berufen gewesen, eine Geschichte des Lebens und Wirkens seines grofsen Oheims zu schreiben, über dessen Jugendzeit und Bildungsgang er einen Vortrag bei der Philologenversammlung in Würzburg gehalten hatte[3]), dem einige Jahre später die gedrängte Darstellung in der Allgemeinen deutschen Biographie folgte.[4])

Mehr als ein Menschenalter seit Böckhs Tode mufste so vergehen, bis diesem Fürsten im Reiche der Altertumswissenschaft ein biographisches Denkmal errichtet wurde. Max Hoffmann, ein Schüler Böckhs aus den Jahren 1860—1862, unterzog sich dieser dankbaren Aufgabe, die aber mit Rücksicht auf das weitverzweigte Wirken und das an fruchtbarer Arbeit überreiche Leben

---

[1]) August Böckh, Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel von Max Hoffmann. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Leipzig, B. G. Teubner 1901. VIII, 483 S.

[2]) Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd. CVI (1872) S. 343 f.

[3]) Verhandlungen der XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Würzburg (1868) S. 79—90.

[4]) II (1875) S. 770 ff.

Digitized by Google

dieses Chalkenteros besonders schwierig war: denn die Worte des Augustinus über die Schriftstellerei Varros, *qui tam multa legit, ut aliquid ei scribere vacasse miremur, tam multa scripsit, quam multa vix quemquam legere potuisse credamus* (De civ. d. VI 2), wird man auch auf diesen *diligentissimus investigator antiquitatis* anwenden dürfen, und mit Staunen blickt man in der That auf die Fülle seiner litterarischen Leistungen, von denen einer seiner Schüler, Ernst Curtius[1]), sagt, dafs ein Menschenleben dazu gehöre, um sie alle nach Gebühr zu würdigen und ihren Inhalt sich anzueignen. Sicherlich hätte ein dem grofsen Manne näher stehender Zeitgenosse die Züge seiner Persönlichkeit packender und kräftiger herausgemeifselt, so etwa wie dies Ribbeck mit seinem lebensprühenden Charakterbilde Ritschls ganz einzig gelungen ist. Anderseits wird man sagen dürfen, dafs Böckhs reicher schriftstellerischer Nachlafs von der Bedeutung seines Wirkens und Schaffens selbst dann eine Vorstellung giebt, wo der Biograph das volle Bild des Menschen durch persönliche Erinnerungen nicht immer beleben und dem Leser zur Anschauung bringen konnte. Überdies ermöglichte es die weite Entfernung, die gewissermafsen historische Distanz, in die das Wirken Böckhs gerückt ist, dafs die bewegende Kraft seiner Gedanken auf die Weiterentwickelung der Wissenschaft besser beurteilt und sein Lebenswerk objektiver gewürdigt werden kann. Aber gerade daran hat es der Verfasser der vorliegenden Biographie fehlen lassen: denn man vermifst bei der Besprechung der Leistungen Böckhs die Schlufsbilanz darüber, was von den Resultaten seiner Forschung noch heute zum Aktivstande der Wissenschaft zu rechnen ist, was hingegen im Werte gesunken ist oder eine Umwertung erfahren hat.

Dafs Hoffmann gleich so vielen Biographen die leisen Schattenflecken auf dem Bilde der dargestellten Persönlichkeit lieber nicht allzusehr hat hervortreten lassen, dafür wird er wohl die gleiche Entschuldigung für sich beanspruchen dürfen wie Ribbeck, der dem Biographen dasselbe Recht zugestanden wünscht wie dem Maler und Bildhaner, denen man auch nicht zumute, gerade die weniger gefälligen Teile eines Menschenantlitzes in scharfer Beleuchtung hervortreten zu lassen. Zweifellos hat sich Hoffmann mit seiner durchaus soliden, wohlgegliederten und verläfslichen Arbeit ein entschiedenes Verdienst erworben, das auch dadurch nicht geschmälert wird, dafs er vielleicht ab und zu *nimia diligentia peccavit.*[2])

[1]) Zum Gedächtnis von A. Böckh. Nachrichten von der K. Gesellschaft d. Wiss. u. der Georg-Augusts-Universität aus d. J. 1867 S. 560—573.

[2]) Dagegen hätten einige Aufsätze über Böckh Erwähnung verdient, die unserem Biographen unbekannt geblieben zu sein scheinen: die in der Beilage zur Augsburger Allg. Zeitung (Nr. 222, 10. August 1867; Nr. 267, 24. Sept. 1867; Nr. 268, 25. Sept. 1867) enthaltene Würdigung eines ungenannten Verfassers, 'der das Glück hatte, 1847 Böckhs Zuhörer zu sein'; der gleichfalls nicht unterzeichnete sachkundige Essay in der Monatsschrift 'Unsere Zeit'. N. F. III. Jahrgang. 2. Hälfte. (1867) S. 740—753; Leopold Seligmann, Die Antigone des Sophokles. 'August Böckh zum Totenopfer'. Halle 1869, wo der Verfasser namentlich S. III und S. 61 ff. allgemeine Blicke auf einzelne Charakterzüge seines Lehrers wirft. Wenn weiter der Aufsatz von Martin Hertz in Wachenhusens 'Hausfreund' Jahr-

Sollte es nicht ein Übermafs von Akribie sein, wenn uns S. 71[1] in zwölf engbedruckten Zeilen die vierzehn Mietwohnungen nach Jahreszahl, Strafse und Hausnummer aufgezählt werden, die Böckh in den sechsundfünfzig Jahren seines Berliner Aufenthaltes (1811—1867) innehatte, wenn weiter die Erholungsreisen, der engere und weitere Verwandtenkreis (S. 71 ff.) und nicht minder gewissenhaft die Ordensauszeichnungen durch wohlgesinnte Fürsten wie die zahlreichen Ehrungen von seiten gelehrter Gesellschaften angeführt werden (S. 108), von der Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der Münchener Akademie bis zum Ehrenmitgliede der Herculanischen Akademie zu Neapel? Bemerkungen elementarer Natur scheinen überdies darauf hinzudeuten, dafs der Verfasser sich über den Kreis, an den sich die Biographie wendet, nicht immer ganz klar geworden ist. Denn andere Leser als Philologen oder Historiker werden das Buch schwerlich zur Hand nehmen, und für diese sind Erklärungen wie über das Wesen der Liturgien (S. 39), die jedem Schüler geläufig sind, oder 'das Digamma, ein später verschwundener Buchstabe' (S. 41), sicher überflüssig. Dankenswert dagegen sind im Anhange des Buches die Verzeichnisse der von Böckh während der hundert und zwanzig Semester seiner akademischen Lehrthätigkeit (1807—1867) in Heidelberg und Berlin gehaltenen Vorlesungen. Darnach erfreuten sich des gröfsten Zulaufes jene über griechische Litteraturgeschichte (Höchstzahl der Zuhörer: 156 im Winter 1862/63) und griechische Altertümer (158 im Jahre 1863/64). Doch auch die Vorträge über Encyklopädie der klassischen Philologie und Metrik waren nicht minder stark besucht: die letzteren im Jahre 1864 — Böckh hatte bereits das Alter des Psalmisten weit überschritten und stand an der Schwelle des achtzigsten Jahres — von 118, die ersteren im Sommer 1865 von 123 Zuhörern. Mit Interesse durchmustert man auch das Verzeichnis der Mitglieder des philologischen Seminars, worunter man manchem auch auf anderen Gebieten als der klassischen Altertumswissenschaft hervorragenden Namen begegnet.

Mehr als zwei Dritteile des Buches nimmt eine Auswahl aus Böckhs wissenschaftlichem Briefwechsel mit Fr. G. Welcker, Niebuhr, Thiersch, Schömann,

gang IX (1866) S. 140 der Erwähnung nicht für unwert gehalten wurde (S. 127), so wären auch zwei gehaltvolle Aufsätze aus der Feder desselben Gelehrten nicht zu übergehen gewesen: Über Böckh als akademischen Redner und über akademische Festreden überhaupt, Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. CVI (1872) S. 504—517; August Böckh und Immanuel Bekker. Zum Säkulargedächtnis. Deutsche Revue, herausgegeben von Richard Fleischer, Jahrgang X (1885) IV. Bd. S. 201—213. Schliefslich nenne ich noch Ant. Lutterbeck (Böckhs Schüler aus d. J. 1830), Über die Notwendigkeit einer Wiedergeburt der Philologie zu deren wissenschaftlicher Vollendung (Mainz 1847), der an mehreren Stellen (S. IV f., S. 30 und öfters) über seinen Lehrer spricht; L. v. Urlichs' Beurteilung in der Grundlegung und Geschichte der klass. Altertumswissenschaft[2] (Iwan v. Müllers Handbuch I) S. 128 ff.; G. Lothholz (Böckhs Schüler aus d. J. 1847), Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern (Gütersloh 1897) S. 305—311; Friedr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts[2] II (Leipzig 1897) S. 404 f., und nur der Vollständigkeit halber Thomas Achelis, Die Wandlungen der Pädagogik im neunzehnten Jahrhundert, Berlin 1901, S. 182—187 (Bd. XXII der Sammlung: Am Ende des Jahrhunderts). Nicht zugänglich war mir C. Sachse, Erinnerungen an August Böckh. Jahresbericht einer höheren Knabenschule, Berlin 1868 (von Stark ADB. angeführt).

Digitized by Google

M. H. E. Meier, Gerhard, Arnold Schaefer, Friedrich Ritschl und Alexander von Humboldt ein, eine Auswahl, die sicherlich nicht leicht zu treffen war, da im Nachlasse Böckhs, der alle Briefe aufzubewahren pflegte, sich über 7000 Briefe befinden. Und doch war bisher aufser der gelegentlichen Benutzung Böckhscher Briefe für die Lebensbeschreibungen Alexander von Humboldts, Welckers, Ritschls nur der Briefwechsel mit Otfried Müller veröffentlicht worden (Leipzig 1883). Besonders wünschenswert wäre die Herausgabe des gewifs sehr lehrreichen Briefwechsels zwischen Böckh und seinem grofsen wissenschaftlichen Gegner Gottfried Hermann. Doch liegen leider neben den zahlreichen Briefen Hermanns bis jetzt nur einzelne Antworten Böckhs vor.

II

August[1]) Böckh ist nach eigener Aussage ein Kind einer Familie, die von schweren Schlägen des Schicksals niedergebengt war. Geboren in Karlsruhe am 24. November 1785 als jüngstes von sechs Kindern, verlor der Knabe schon im Alter von vier Jahren den Vater, der als Rechnungsrat im Dienste der badischen Regierung gewirkt hatte. Von diesem hatte der Sohn wohl die besondere Veranlagung für finanzielle Angelegenheiten, den Sinn für praktische Geschäftsführung geerbt sowie die Vorliebe für solche Aufgaben seiner Wissenschaft, die nach der mathematischen Methode durch Zahl, Mafs und Rechnung gelöst werden konnten. Mit seiner liebenden Mutter teilte er 'das Leid und die seltene Freude'. Ein Oheim Böckhs, Pfarrer in Nördlingen, hatte die Schwester Schubarts, des unglücklichen Dichters der 'Fürstengruft', zur Frau, und noch im Jahre 1849 schreibt Böckh an seinen Bruder, den badischen Finanzminister und Ministerpräsidenten a. D., dafs eine der ersten und nachhaltigsten litterarischen Anregungen für ihn als kleinen Knaben die Erzählungen seiner Mutter vom Dichter Schubart und von seinem Onkel in Nördlingen gewesen seien (Stark a. a. O. S. 82). Vom siebenten bis zum achtzehnten Jahre (1792—1803) wurde er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt zuerst in den Schulfächern, dann in den Hauptwissenschaften unterrichtet, neben denen auch die realistischen Fächer wie Mathematik, Physik, Chemie, Zoologie und Botanik keineswegs vernachlässigt wurden. Mit Heiterkeit blickte noch der fünfundsiebzigjährige Greis auf die Zeit zurück, da er in dem grofsen hölzernen Hause des *Gymnasium illustre* mit dem Honig genährt wurde, der von den Lippen der Lehrer flofs. Auch das Wachs darunter habe mit hingenommen werden können und sich mit der Zeit ausscheiden lassen. Von seinen Lehrern, die

[1]) Dies der einzige Vorname, dem Stark ADB II 770 (Z. 14 v. u.) merkwürdigerweise noch den Namen 'Philipp' vorsetzte, was dann, wie ich sehe, sogar in weitest verbreitete Bücher wie Meyers Konversationslexikon[5] (III 158) und in das von Karl Werckmeister herausgegebene Prachtwerk Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen (I 46 f. nebst Tafel 48; die kurze Biographie Böckhs rührt von Paul Ankel her) fälschlich übergegangen ist. Hoffmann weist überzeugend nach (S. 2[1]), dafs der Schreiber der Anstellungsurkunde, die für Böckh als Professor in Heidelberg ausgefertigt wurde, die Abkürzung Phil. (Dr. Phil.⟨osophiae⟩ August Böckh) irrtümlich in Philipp aufgelöst habe.

den Geist und das Gemüt bildeten, 'die über alles gehen', nennt Böckh mit besonderer Auszeichnung den Dichter Johann Peter Hebel, damals Diakonus an der Hofkirche, der jahrelang ihm allein auf seinem Zimmer 'in der feinsten und geistreichsten Weise' Unterricht in der Dogmatik und in den semitischen Sprachen gab, da er als angehender Theologe in diesen Fächern sowie in der Exegese des Neuen Testaments, in der Homiletik und Katechetik vorbereitet werden mufste. Hebel rühmt in einem aus dem Jahre 1801 vorliegenden Zeugnisse[1]) den 'ununterbrochenen Eifer' seines Schülers und dessen für die Erlernung der Sprachen sehr glückliches Talent, so dafs es möglich war, während eines Schuljahres bei nur zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden 'in einer so unheimigen Sprache, wie die hebräische ist, von dem Alphabet an so weit zu kommen, dafs er wohl auch die Lektion der schweren Propheten, die nun an die Reihe kömmt, mit derjenigen Leichtigkeit dürfte mitmachen können, die erforderlich ist, um diese Schriften mit Sinn, Geschmack und Nutzen zu lesen'.

Der achtzehnjährige Böckh ging auf den Rat seines Lehrers im Griechischen, des 'edlen' Sander, der mit ihm 'wenig methodisch' den Kallimachos, Thukydides und Pindar gelesen hatte, im Jahre 1803 nach Halle, um an der Universität Theologie zu studieren. Und wirklich betrieb er im ersten Halbjahre orientalische Sprachen, überdies Exegese und Kirchengeschichte. Aber der Einflufs Friedrich August Wolfs, der damals in Halle auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand, trieb Böckh von der Theologie zur Philologie. Wie viel Böckh Wolf, '*praeceptori suo summe venerando*', verdankte, hat er in seiner durch Reife hervorstechenden diesem gewidmeten Erstlingsschrift über Minos und die ersten Bücher der Platonischen Gesetze ausgesprochen (Halle 1806): '*Equidem vero abs Te, celeberrime Wolfi, fluxisse quidquid in medium contuli, aut olim fortasse conferam, Te mihi consilio, admonitione, cohortatione, alterum parentem exstitisse profiteor atque affirmo*' (S. 4). Weiter rühmt er Wolfs vorzügliche Lehrweise, die wunderbare Lieblichkeit seiner Vorlesungen '*non nudas res ac verba, sed intimam scriptorum, sed totius antiquitatis naturam et indolem aperientium*', und fährt fort: '*ex quo Tibi innotui, erexisti me, e grege discipulorum protraxisti, mox Seminario philologico adscriptum singulari cura dignum habuisti*'. 'Ohne Sie', schrieb Böckh wohl um jene Zeit an Wolf[2]), 'würde ich ein armer Theologus geworden sein, der nach Vollendung seines Kursus sich vors Examen zu stellen grofse Begierde getragen hätte. Wie tief und grofs Sie in meiner Brust geschrieben sind, sollte ich dieses mit den gewöhnlichen Schlufsformen erst beteuern müssen? Nie werde ich Ihnen so wenig als der wahren Wissenschaft untreu werden.' Neben Wolf, dessen 'goldene' Lehren Böckh beim Studium Platons besonders gefördert hatten, wird auch Schleiermacher, '*vir de universo Platone meritissimus et mihi non uno nomine pie colendus*' (S. 7) gebührend hervorgehoben, der namentlich durch seine Vorlesungen über Hermeneutik und Kritik sowie über Ethik tief auf Böckh wirkte. Von der Ver-

[1]) Heinrich Funck, Die alte badische Fürstenschule und August Böckh, Beilage zum Programm des Grofsherzogl. Gymnasiums in Karlsruhe 1881, S. 21.

[2]) Wilhelm Körte, Leben und Studien Fr. A. Wolfs des Philologen I (1833) S. 233.

ehrung des Schülers für den Lehrer zeugt die aus dieser Zeit stammende Kritik von Schleiermachers Übersetzung des Platon[1]), den noch niemand so vollständig selbst verstanden und andere verstehen gelehrt habe wie dieser Mann, der bei seltener Umfassung des Höchsten mit nicht geringerer Sorgsamkeit auch das Kleinste nicht verschmähe: ein Talent, das in wenigen Gelehrten ausgebildet, ein Glück, das wenigen Gegenständen zu gute gekommen sei (S. 3). 'Einen echten Platon', ruft er in jugendlicher Begeisterung aus, 'wird unsere Nation vollständig aufzuweisen haben, wie keine ihn hat noch jemals haben wird. ... Möchte doch auch den batavischen Gelehrten der Sinn für dieses Verständnis aufgehen; möchten sie doch dieses Buch, ob es gleich nur in deutscher Sprache verfafst ist, recht verstehen lernen, um zu der Kenntnis des Einzelnen, die wir jetzt mit ihnen gemein haben, von uns das Ganze zu überkommen; damit sie nicht länger wähnten, dafs die Abenddämmerung ihrer alten Erudition der letzte Traum der Philologie wäre ...'

Schon diese Äufserungen des erst Zweiundzwanzigjährigen zeigen deutlich, wie ganz anders als sonst in Philologenköpfen sich in diesem Kopfe die Auffassung von den Aufgaben seiner Wissenschaft wiederspiegelte. Nicht in der einseitigen formal-kritischen Richtung der englischen und holländischen Philologenschule, die im XVIII. Jahrh. die mafsgebende gewesen, nicht in der Erforschung des Einzelnen sieht er das Heil der Philologie, sondern zweifellos hatte er, 'das Land der Griechen mit der Seele suchend', schon damals die durch F. A. Wolf angebahnte historisch-antiquarische Wiederherstellung des Altertums, das als ein lebendiges Ganzes erfafst und nach seinen eigentümlichen Lebensbedingungen erforscht werden sollte, vor Augen.

Im Jahre 1806 hatte sich Böckh nach Berlin gewendet, wo er eine Stelle im Seminar für gelehrte Schulen erhielt und auch am Gymnasium zum Grauen Kloster Unterrichtsstunden im Latein und Französischen sowie in der Geschichte erteilte, 'und zwar, wenn einem in Berlin ehemals sehr verbreiteten Gerüchte zu trauen ist, mit entschiedenem Mifserfolge auf disziplinarischem Gebiete'.[2]) Zu seinen Privatschülern zählte er damals den jungen Meyerbeer, 'einen Virtuosen auf dem Klavier, der blofs wegen der musikalischen Theorie Griechisch und Latein lernen will', und noch nach einem halben Jahrhundert brachte ihm der Komponist der 'Hugenotten' persönlich seine Glückwünsche zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum dar.

Der Einzug der Franzosen in Berlin veranlafste Böckh, nach seiner badischen Heimat zurückzukehren, wo er an der jugendlich aufstrebenden Heidel-

---

[1]) Kl. Schr. VII 1—39.

[2]) M. Hertz, Deutsche Revue a. a. O. S. 203. Dies beweist drastisch folgendes anmutige Histörchen, das ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Hofrat Prof. Willmann in Prag verdanke, der zu Beginn der Sechzigerjahre Böckhs Vorlesungen hörte: Einst stand der junge Böckh im Flur des Schulgebäudes vor seinem Klassenzimmer, in dem die Schüler sehr lärmten. Auf die Frage des auf ihn zukommenden Direktors, warum er sich denn nicht zu den Schülern begebe, um diese zum Schweigen zu bringen, antwortete dieser mit gutem Humor, wenn er in die Klasse ginge, so würde der Lärm nur noch gröfser werden.

berger Universität seine akademische Lehrthätigkeit neben Friedrich Creuzer und Heinrich Vofs, dem Sohne des Homerübersetzers, beginnen konnte. Zuvor aber hatten ihm am 15. März 1807 die zurückgebliebenen Mitglieder der damals durch die französische Gewaltherrschaft fast aufgelösten Universität Halle die Doktorwürde erteilt, und zwar auf Grund einer — übrigens ungedruckten — Dissertation *De harmonice veterum*. Durch die Vermittelung Creuzers, an dem Böckh bald den besten Freund, den vorzüglichsten Umgang gewann, kam er in Berührung mit den Romantikern Josef Görres, Clemens Brentano, Achim von Arnim, in deren Tafelrunde er unter dem Namen Polyhistor eintrat. Das neue Leben, in das er treten soll, regt ihn, wie er an einen Freund schreibt, so mannigfach und von allen Seiten an, dafs der elektrische Strom nicht auf einen Punkt ruhig sich entladen kann, sondern allerseits knisternd durch die Haut bricht in kleinen Funken, welche nur stechen und jucken. — Seine Vorlesungen umfafsten schon damals ein weites Gebiet. Aufser der Erklärung lateinischer und griechischer Schriftsteller (Plautus, Terenz, Horaz, Tacitus' Germania, Platon, Euripides, Pindar) behandelten sie die Geschichte der griechischen Philosophie, römische Litteraturgeschichte und griechische Altertümer. Auch eine Vorlesung über Encyklopädie der Philologie fällt bereits in diese Zeit. Mit Recht sieht Martin Hertz einen vollgültigen Beweis für die Reife, mit der Böckh schon damals an diese 'einen umfassenden Abschlufs der Studien und eine gediegene Durchbildung bedingende Aufgabe' herantrat, darin, dafs Böckh in den von 1809—1865 in sechsundzwanzig Semestern gehaltenen Vorträgen über diese grundlegende Disziplin, zu denen sich im ganzen 1696 Zuhörer eingezeichnet hatten[1]), sich eines im Jahre 1809 geschriebenen Heftes bedienen konnte, das einen in e i n e m Zuge entworfenen Grundrifs seines Systems enthielt.

Schon nach anderthalbjähriger Thätigkeit erfolgte Böckhs Ernennung zum ordentlichen Professor, um Creuzer zu ersetzen. Nun wird der bisherige Hafs des Vossischen Hauses gegen Creuzer, zu dem Vofs wissenschaftlich und persönlich in scharfen Gegensatz geraten war, auf Böckh übertragen, der sich auf Creuzers Seite geschlagen hatte. Erfreulich seien ihm dergleichen hämische Dinge dadurch, dafs er sehe, er sei *ἄξιος ζήλου*, und besser seien Neider als Bemitleider. Vossen nennt Böckh den wahren Hausteufel der Universität, der nichts als Samen der Zwietracht streue und keinen Freund habe als etliche Schmarotzer seines Tisches und etliche Pflastertreter, die ihm Klatschereien zutrügen. 'I c h gehe meinen eigenen Weg und hin von Natur Protestant gegen alle menschliche Autorität; darum kann ich diesem Affen und dem alten Mogul (gemeint ist der Vater), der Weihrauch gestreut haben will, nimmermehr gefallen.' Neben einigen Schriften zu Platon, zu dem Böckh wie zu einer Jugendliebe immer wieder gerne zurückkehrte, fällt in die Heidelberger Zeit die Abfassung eines weit ausgreifenden Werkes zur griechischen Tragödie (1808),

[1]) Ernst Bratuscheck im Vorworte der von ihm herausgegebenen Encyklopädie und Methodologie der philol. Wissenschaften von August Böckh. Leipzig 1877.

dessen etwas langatmiger Titel über den Inhalt aufklärt. Es behandelt ein Problem der höheren Kritik in den Stücken der drei grofsen Tragiker und tritt der Frage näher, ob in jenen alles echt sei und noch die ursprüngliche Gestalt besitze, oder ob auch die Familien der Dichter diaskeuastischen Anteil an den überlieferten Werken besäfsen. Das Buch ist Gottfried Hermann gewidmet, '*scaenicae rei veterum iudici longe peritissimo summae venerationis testificandae gratia*'. Und gerade diesem widmet Böckh, '*quem neque oculis coram videris umquam nec per epistolas in amicorum numero habueris*' — wie es in der Präfatio heifst (S. V) — seine Arbeit, '*quod peritiorem neminem invenire poteram et dramatis veterum universae indolis et verae criticae ac grammaticae artis, nullum in Graecae tragoediae historia magis versatum, nullum acutiorem interpolationum investigatorem, nullum numerorum feliciorem restitutorem, denique nullum talium scriptionum arbitrum callidiorem neque ab invidia partiumve studio alieniorem*'. Tief schmerzlich, fast tragisch mufste es wohl für Böckh sein, dafs sachliche und persönliche Gründe ihn später von den beiden Meistern trennten, denen er in seinen ersten Schriften mit einer aufrichtigen Huldigung ihrer Verdienste entgegengetreten war: von F. A. Wolf, dem er als Schüler zu Füfsen gesessen, und von Gottfried Hermann, an dessen Werken er sozusagen als geistiger Schüler gelernt und sich gebildet hatte. Hermann begrüfste in einem Briefe an Böckh das Buch mit Worten hoher Anerkennung: 'Überall so viel Neues, so viel Schönes, Durchdachtes, streng Bewiesenes mufs einem Buche einen dauernden Wert sichern ... Ich selbst habe nächst so vielem, was ich daraus gelernt habe, noch den Vorteil davon, dafs ich mancher Untersuchung, die ich noch vornehmen wollte, und die nun von Ihnen vollendet ist, überhoben sein kann' (Hoffmann S. 22[2]).

Noch in die Zeit des Heidelberger Wirkens, in dem überhaupt das historisch-antiquarische Interesse vor dem eigentlich philologischen zurücktritt, fällt die Beschäftigung mit Pindar, als deren Frucht nach einigen vorbereitenden Schriften der erste Band der grofsen Ausgabe erschien (1811), die, erst mit dem dritten im Jahre 1821 herausgekommenen Bande vollendet, neue Kennzeichen der Versgrenzen nachwies, den Text nach den Böckh bekannten, wenn auch nicht besten Handschriften und den Vermutungen der Neueren rezensierte, überdies kritische Anmerkungen, die vollständigen Erklärungen der Alten, eine lateinische Übersetzung und einen fortlaufenden Kommentar bot.[1]) Dadurch dafs Böckh in seiner schwergelehrten Abhandlung *De metris Pindari libri tres* auf die bisher arg vernachlässigte rhythmische Tradition der Alten zurückging, brachen seine Forschungen für die Behandlung der alten Metrik überhaupt Bahn. Mit Recht wird man Böckh den *sospitator Pindari* nennen dürfen, und auch Hermann gesteht in seiner sonst so scharfen Rezension des Böckhschen Inschriftenwerkes, dafs sich dieser besonders bei dem Pindar einen

[1]) Kurz und bündig fafst der neueste Herausgeber Böckhs Verdienste um die Textkritik des Pindar in dem Satze zusammen: *Artis criticae in Pindari carminibus fundamenta iecit Augustus Böckh et periodos metricas hiatu vel syllaba ancipiti definiens et lectiones non correctas ab interpolatis strenue discernens* (Pindari carmina recensuit Otto Schroeder S. 3).

Digitized by Google

gepriesenen Namen als Kritiker erworben habe. Wird man auch heute nicht mehr sagen können, dafs Böckh den Text '*in genuina metra restituit*', wie dies das Titelblatt der Ausgabe verheifst, so hat er doch den grofsen Lyriker zum erstenmal nach Form und Inhalt verstehen gelehrt.

Mit seinen Werken über Platon und die griechischen Tragiker hatte sich der junge Böckh würdig gemacht, einen Ruf an die im Jahre 1810 neuerrichtete Universität zu Berlin als Professor der Beredsamkeit nnd der alten Litteratur zu erhalten, dem er Folge leistete, trotzdem er mit inniger Liebe an seiner badischen Heimat hing und noch nach langen Jahren sich an die 'goldbekränzte Jngend', die er in Heidelberg verbracht hatte, erinnerte. Wolf, der seit der Auflösung der Universität Halle (1807) gleichfalls in Berlin lebte, wo er der Akademie der Wissenschaften als Mitglied angehörte, aber in einem freien Verhältnisse zur Universität stand, entfaltete nicht mehr die grofsartige Wirksamkeit wie in Halle. Seine Vorlesungen fanden nicht mehr den gleichen Zulauf wie in Halle, so dafs er dem Unmut und den Gefühlen eines unbefriedigten Ehrgeizes häufig einen herben Ausdruck lieh nnd einmal sogar in Aufsehen erregender Weise in einem Anschlag seiner Vorlesungen ein klagendes Wort über die Schlaffheit im Studieren — *litterarum studiis in dies magis languescentibus* — einmischte.[1]) Halb als Einsiedler hatte er sich von der gelehrten Gesellschaft zurückgezogen, und 'die Sage klingt ungünstig oder übel', wie einer seiner Schüler, Gottfried Bernhardy[2]), sich ausdrückt, 'dafs die Hauptstadt den Hallischen Wolf aufgezehrt habe ... Denn von den Genüssen der Hanptstadt nmgeben, fand er an einer Lebensweise Gefallen, die seine Gesundheit frühzeitig untergrub'. Dafs übrigens Böckh auf seinen ehemaligen Hallenser Lehrer jetzt keineswegs gut zu sprechen war, zeigt eine Stelle aus einem Briefe an Welcker vom 1. Angust 1811, wo er von der Wolfschen Übersetzung der 'Wolken' des Aristophanes also spricht: 'Er ziert sich damit wie das koketteste Kind oder Mädchen und sagt, sie sei ihm entrissen worden, er habe sie nicht wollen drucken lassen, und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr sind, womit er sich zum Gespötte aller Vernünftigen macht, die Unvernünftigen aber und Urteilslosen zu seinen Bewunderern. Von der Ihrigen spricht er in seinem bekannten fade witzelnden Ton.' Dieses Mifsverhältnis zwischen Wolf nnd Böckh bestand auch noch später ungemindert fort und war beispielshalber für Otfried Müller, der vom Jahre 1816 in Berlin studierte und sich Böckh vorzugsweise zum innig verehrten Lehrer und Meister erkoren hatte, ein Grund zur Mifsachtung und befangenen Benrteilung Wolfs.[3])

Schon zwei Jahre, nachdem Böckh seine akademische Thätigkeit in Berlin begonnen hatte, wurde diese durch den Einmarsch französischer Truppen in die Hauptstadt unliebsam unterbrochen. Die Hörsäle waren verödet, Studenten

---

[1]) Wilhelm Körte a. a. O. II 72.

[2]) Verhandlungen der XXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle (1867). Eröffnungsrede des Präsidenten. S. 7, 9.

[3]) Karl Otfried Müllers Kleine deutsche Schriften, gesammelt und herausgegeben von Eduard Müller. I (Breslau 1847) S. XX.

Digitized by Google

und Professoren griffen zu den Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes. Mit beredten Worten preist es Böckh in seiner ein Jahr darauf (3. Aug. 1814) gehaltenen Rede, wie jene durch ihr Beispiel es bewiesen hätten, *quanto libertatis patriaeque amore animi flagrarent artibus bonis imbuti, et quanta esset Germanorum, Borussorumque maxime virtus, qui ad disciplinas colendas natura propensi et ingeniorum luminibus clarissimis insignes, ad proelia vitaeque pericula haud essent minus parati ... Apage igitur ambiguam istam doctrinae laudem: arma perinde ac libri tractentur. Quid enim litterae valent in servitio? nisi forte ut Graeculorum instar victori generoso servi litterati officia praestes. Tolle patriam; tolle libertatem: litteris nervos excideris.*[1])

Arma perinde ac libri tractentur — so hielt es Böckh wirklich im Sommer 1813. Denn dreimal wöchentlich las er nur Pindar als Publicum vor dreizehn Zuhörern, die übrige Zeit widmet er dem Landsturm, gleich Immanuel Bekker, der die Stelle eines Oberleutnants im Landsturm bekleidete, gleich Fichte und Schleiermacher, die sich ebenfalls im Waffenhandwerk übten. Alle Sonntage morgens fünf Uhr exerciert Böckh mit seiner Kompagnie, die er als Hauptmann zu führen hatte, im Universitätsgarten. 'Wir sind schon ganz militärisch', schreibt er an seine Frau, 'haben sogar eine Trommel und werden von Zeit zu Zeit gemustert von unserem General'. Bezeichnend für seine Stimmung in jenen bewegten Tagen ist die Äufserung in einem Briefe, er könne jetzt gar nichts lesen als griechische Tragödien und den Shakespeare, dessen erhabene, das Innerste des menschlichen Lebens und der Welt umfassende und ergründende Dichtung das Gemüt über das alltägliche Gewühl hinaus beflügle und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Gegenwart hervorbringe, indem sie die allgemeinen Gesetze des menschlichen Handelns so klar vor Augen stelle. 'Goethe und Schiller sind jetzo nicht zu lesen, sie sind zu schwächlich für die Zeit und gegen jenen gehalten.'[2])

Schon in Heidelberg hatte Böckh den grofsartigen Plan gefafst, das hellenische Altertum in seinen vielfältigen Erscheinungsformen in einem Werke unter dem Namen 'Hellen' darzustellen. In diesem Buche, dafs er zu der Krone seiner Studien machen möchte, sollten die Resultate seiner Forschungen über das griechische Volk in einer möglichst vollkommenen Form niedergelegt werden. Alle seine Arbeiten konzentrierten sich dahin, alles sei nur eine Vorbereitung dazu; aber er werde noch viele, viele Jahre vorbereiten müssen. Selbst seine metrischen und musikalischen Untersuchungen habe er nur in dieser Hinsicht unternommen. Als er aber mit der Untersuchung der bürgerlichen Verhältnisse Griechenlands anfangen wollte, merkte er, dafs es an genügenden Vorarbeiten fehlte, und wollte nun vorerst die einzelnen Zweige des politischen Wesens sich selbst aufklären. So geriet er von dem Studium des

[1]) Kl. Schr. I 22.

[2]) Aus ruhigerer Stimmung fliefsen die fast dithyrambischen Urteile über den 'unvergleichlichen' Platen, den 'edlen' deutschen Dichter, den Böckh als den 'stolzesten Erben des Thrones der deutsch-hellenischen Muse' preist, dessen 'Verhängnisvolle Gabel' ihn in eine 'wahre Begeisterung' versetzt hat, den er um seinen Nachruhm beneidet.

attischen Finanz- und Bergwesens in die Beschäftigung mit den Inschriften. Nachdem Böckh nämlich im Jahre 1814 zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt worden war, richtete er nicht lange darauf (1815) an diese den Antrag, ein Corpus aller antiken Inschriften herauszugeben und mit den griechischen zu beginnen. Der Hauptzweck einer königlichen Akademie der Wissenschaften müsse der sein, Unternehmungen zu machen und Arbeiten zu liefern, die kein einzelner leisten könne. Zur Sache selbst bemerkt er, daſs alle Zweige der Altertumskunde der Inschriften bedürften, deren Studium aber wegen des verzettelten und verstreuten Materials gänzlich vernachlässigt sei. Inskriptionenlehre erscheine den meisten wie eine geheime Wissenschaft. Mit Recht sagt der Geschichtschreiber der Berliner Akademie[1]) von dieser Eingabe Böckhs, der in vier Jahren mit den griechischen Inschriften, für die 'ein starker Foliant oder zwei kleinere' vorgesehen waren, fertig zu sein und mit 6000 Thalern das Auslangen zu finden hoffte — in Wirklichkeit ist dieses Unternehmen wissenschaftlichen Groſsbetriebes zu einer Bibliothek angewachsen, hat mehr als das Zehnfache gekostet und ist auch jetzt nach siebenundachtzig Jahren noch nicht abgeschlossen, weil es 'im strengen Sinne nie abgeschlossen werden kann' —, daſs sie den leuchtenden Stempel der Naivetät trage, aus der jedes wahrhaft groſse Werk geboren sei, und eben darum schlieſslich ihr Ziel erreicht habe.

'Zentnerschwer' lastet in der Folgezeit dieses Werk auf Böckhs Schultern. Nun erst merkt er, von wie vielen Studien ihn die Inschriften entfernen und wie mancherlei er liegen lassen müsse, weil er sich der Akademie zu dieser Arbeit verpflichtet habe (an Niebuhr 19. Okt. 1817). Bisweilen geht ihm die Geduld aus, 'besonders wo einem der Verstand ausgeht', schreibt er an Otfried Müller (25. März 1821). Wo diese Arbeit ein Ende finden solle, könne er gar nicht absehen. Die Sammlung sei unangenehm, da man fast jeden Tag den ganzen Erdkreis durchlaufen müsse, in einer Stunde nach Ägypten, in der anderen nach dem Pontus oder Italien. Es müsse ein schauderhaftes Gefühl sein, erwidert der Schüler und Freund, wenn man einen solchen Ozean von Arbeit, wie der Inschriftenthesaurus allein nötig mache, vor sich sehe, der durchschwommen werden müsse. Und noch mehrere Jahre später (1826) klagt Böckh, wie die Inschriften ihm leider die besten Jahre seines Lebens aufzehrten. Er habe mit der Herausgabe der Inschriften sich die Quellen zur Bearbeitung der inneren Staatsverhältnisse und 'übrigen Dinge' bei den Griechen eröffnen wollen; aber der Stoff sei zu groſs geworden, so daſs er selbst Zweck habe werden müssen.

Im Frühjahre 1825 erschien das erste Heft des Corpus, das Böckh sofort an Gottfried Hermann nach Leipzig schickte, wofür dieser 'seinem teuren Freunde' verbindlichst dankte.[2]) Er lieſs sich zu einer Rezension des Buches

[1]) Adolf Harnack, Gesch. der Kgl. preuſs. Ak. d. Wissensch. zu Berlin I. Bd. 2. Hälfte (Berlin 1900) S. 670.

[2]) Hermanns Brief (vom 6. Sept. 1825) nebst Böckhs Antwort, beides hochinteressante Schriftstücke, sind im Böckh-Müllerschen Briefwechsel S. 173 ff. veröffentlicht.

Digitized by Google

für die Leipziger Litteraturzeitung bestimmen und fand 'unglücklicherweise', dafs er mehr, als er gewünscht hätte, sich gegen Böckh habe erklären müssen. 'Ich kann daher voraussehen, dafs Sie, der Sie Widerspruch weit weniger als ich scheinen vertragen zu können, mit dieser Rezension ebensowenig zufrieden sein werden, als ..., wie ich ganz offen eingestehe, ich selbst mit Ihrer Behandlung der Inschriften bin.' Böckh antwortet dem 'thenersten Herrn Professor', er könne natürlich, ehe er die Rezension gelesen, nicht wissen, ob sie ihn treffe oder nicht. Widerspruch, der auf gründliche Untersuchung gebaut sei und von dessen Wahrheit er sich überzenge, werde von ihm nicht minder gern ertragen. 'Bei meiner grofsen Achtnng für Ihr Wissen thut es mir leid, gerade mit Ihnen immer tiefer verwickelt zu werden ... Ich bin völlig überzengt, wenn wir an Einem Orte lebten und mündliche Mitteilungen zwischen uns stattfänden, würden wir uns aussprechen, ehe der eine gegen den andern die Feder eintauchte. Da dies nun nicht ist, so führen wir beständige Fehde, obgleich ich der Polemik längst müde bin.'

Dieser gleichsam privaten Kriegserklärung folgte alsbald der Kampf auf offenem Felde. Mit dem vollen Rüstzeug des unerbittlich strengen philologischen Kritikers erscheint Hermann auf dem Plan. Denn die Wissenschaft ist nach seiner innersten Überzeugung ein Kampfplatz, von dem niemand ohne Wunde kommt. 'Wer sich vor einer Wunde fürchtet, mufs ihn nicht betreten, und wer schreit, wenn er verwundet wird, ist kein Tapferer. Daher schreien auch am ärgsten die *tirones* und die *Thrasones*.'[1]) Vor allem findet es Hermann in seiner berühmten, mit Eifer und — Geifer geschriebenen Rezension bei der Schwierigkeit eines Geschäftes, das so ausgebreitete Belesenheit, so mannigfache und tiefe Kenntnisse, so grofsen Scharfsinn, so glückliche Divinationsgabe, endlich so unbefangenes und unbestechliches Urteil erfordere, etwas befremdend, diese 'herkulische' Arbeit einem einzigen, wenn auch sehr gelehrten und durch bedeutende Verdiente um die verschiedenartigsten Teile des griechischen Altertums berühmten Manne überlassen zu sehen. Hatte Hermann seinen Gegner bisher nur leise geritzt, so verwundete er ihn wohl um so tiefer mit den Worten: 'Wäre namentlich dem Herrn Professor Bekker, einem Manne, der wirklich Griechisch versteht und grofse Besonnenheit besitzt, das Werk vor dem Abdrucke zur Prüfung vorgelegt worden, so würde dieses Heft wenigstens um die Hälfte schwächer sein, aber mit Vergnügen sähe man, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός.' Besonders herb ist das Urteil über die kritische Behandlung der Inschriften. Man vermisse bei 'Herrn Böckh alle jene Eigenschaften nur zu oft, ja fast überall', die man vom Kritiker verlange: Unbefangenheit beim Betrachten und Lesen einer Inschrift, Scharfsinn und Gewandtheit, um aus oft kaum kenntlichen Spuren das Wahre aufznfinden, Überlegung und Besonnenheit bei der Unterscheidung des Möglichen von dem Unmöglichen, Kenntnis der Sprache, endlich Vorsicht, Geschicklichkeit und Übung im Auffinden von überzeugenden Emendationen.

---

[1]) Opuscula VI S. IV.

Mag auch an dieser schneidigen, nur allzu einseitig auf das rein Kritische gerichteten Beurteilung Gottfried Hermanns die Leidenschaft ihren Anteil haben, so wird man sie doch nicht ungerecht nennen dürfen. Die Schwächen der Arbeit Böckhs lagen ja auch für weniger scharfe Augen zutage[1]): die Texte stützten sich nicht auf eine erneute Vergleichung der Originale, sondern auf die Abschriften und Ausgaben früherer Gelehrter. Da dem Herausgeber überdies die für diese Arbeiten so notwendige Autopsie fehlte, mufste er ebenso in die Irre geraten wie derjenige, welcher, ohne jemals Handschriften untersucht, abgeschrieben oder verglichen zu haben, einen Autor rezensieren wollte. Zudem hatte Böckh dem philologischen Kleinbetrieb niemals sein besonderes Interesse zugewendet; öfters liefs er es an jener 'Andacht zum Unbedeutenden' fehlen, wie sie bei der niederen Kritik erforderlich ist, und 'dafs die notwendige Grundlage für eine methodische Herstellung inschriftlicher Texte die möglichst genaue Nachbildung des Originals in Hinsicht auf Buchstabenformen, unleserliche Partien, Lücken u. dgl. sein müsse', hatte er, wie Bursian hervorhebt[2]), gleichfalls nicht erkannt. Trotz diesen dem Werke anhaftenden Mängeln, die sich aber daraus erklären, dafs Böckh mit seiner Sammlung der Inschriften für die Wissenschaft ein neues Land eroberte, wird man doch nicht verkennen, dafs zahlreiche schwierige Texte mit Scharfsinn und glücklicher Kombinationsgabe

[1]) So hatte noch vor dem Erscheinen der Hermannschen Rezension der Paläograph und Epigraphiker Ulr. Fr. Kopp (1762—1834) das Werk in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur vom Jahre 1825 Nr. 43 u. 44 (S. 679—698) keineswegs günstig beurteilt. Diese Kritik scheint Hoffmann entgangen zu sein (vgl. S. 163[3]), der eine angeblich von K. Fr. Hermann herrührende aus den Heidelberger Jahrbüchern 1825 anführt (S. 51), nach der ich aber vergeblich gesucht habe. Kopp findet es auffällig, dafs Böckh selbst da, wo ein Faksimile angegeben sei, nur Abschriften gefolgt wäre, allein auch da der Abdruck *paucis ductibus auctus ex prioribus apographis* sei. 'Was hat also nun, man will nicht sagen der Paläograph — denn der hat gar nichts — aber selbst der Philolog, was hat der anders als eine gewifs gelehrt verbesserte, aber in Berlin zusammengestellte Inschrift? Bei einem Marmor, der noch in Paris vorhanden ist, und von dem man so leicht ein zuverlässiges Faksimile in Kupfer- oder Steindruck hätte haben können, ist dieses schwer zu verantworten.' Die Kühnheit Böckhs in der Kritik überspringe alle Grenzen. Wenn auch der gelehrteste Philolog aus der Erklärung hervorleuchte, so werde die arme Paläographie oft mit Füfsen getreten, fast kein Buchstabe sei sicher. Solche Kunststücke seien eines echten Kritikers unwürdig. Wahre Buchstabenkritik gründe sich wohl auf Ähnlichkeit leicht zu verwechselnder Schriftzüge; 'aber solcher, die der Inschrift eigen sind, nicht derer, die man mit Verdrängung der wahren untergeschoben hat. Wo das Fundament falsch ist wie hier, zerfällt auch alles, was darauf gebauet wird'. Kopp wird ob dieser 'zum Schutze der Buchstaben gegen philologischen Druck' geschriebenen Kritik im vertrauten Briefwechsel Böckhs und seiner Getreuen mit allerlei saftigen Epithetis bedacht. So schreibt Otfried Müller am 9. Sept. 1825: 'Die in manchen Stücken einfältige Rezension von Kopp hat Sie gewifs nicht zu sehr verdrossen; er weifs gar nicht, was für ein Unterschied ist zwischen einem Manuskript und der oft ziemlich eilig (!) gemachten Abschrift eines halbverwitterten Steins', worauf ihn Böckh in seiner Antwort einen 'dummen Teufel' nennt, dem man nichts übel nehmen könne, während er in einem Briefe an Welcker (S. 163) von Kopp gar als einem 'Tölpel' spricht, der es übrigens im Gegensatz zu Hermann gut meine. 'Er lebt der Buchstaben, als eines beglückenden Glaubens', urteilt Welcker (S. 168).

[2]) Geschichte der klass. Philologie in Deutschland S. 698.

Digitized by Google

verbessert, ergänzt, erklärt und vor allem nach ihrem sachlichen Gehalt znm erstenmal in methodischer Weise zur Aufhellnng der wichtigsten Seiten des öffentlichen Lebens der Griechen ausgenutzt sind.

Böckh schrieb zunächst eine kurze 'Antikritik'[1]) gegen die Rezension Hermanns, mit dem er, wie er sich charakteristisch ausdrückt, in dem 'sonderbaren Verhältnis einer durch wechselseitige Befehdungen unterhaltenen Freundschaft' stehe. Hermanns herber und verbitterter Ton habe ihn nicht befremdet, da dieser, 'um von der bestehenden Spannung nicht zu reden', sich von seinem Eifer für die Wahrheit sehr leicht zu weit führen lasse. In dieser rasch und ohne gehörige Überlegung geschriebenen Rezension habe er aufser einigen erträglichen Vermutungen über Stellen, bei denen das Urteil immer schwanken werde, nichts Brauchbares gefunden. Neues Öl wurde aber durch Böckhs Schüler[2]) ins Fener gegossen, die *et odisse et amare iubebantur* und sich teilweise in jugendlichem Übereifer ihres angegriffenen Lehrers annahmen. Mit keckem Wagemut trat M. H. E. Meier in einer wortreichen 'Analyse' der Beurteilung des Corpns durch Hermann gegen diesen auf[3]), da das Pnblikum durch dessen 'falsche und trügerische' Darstellung verwirrt und befangen gemacht sei (Sp. 697), und wollte beweisen, 'dafs, was Hr. Hermann als unumstöfsliche, lautere Wahrheit aufstellte, nnumstöfsliche, lautere Unwahrheit sei, und das nicht etwa blofs im einzelnen, sondern vorn und hinten, von Anfang bis zu Ende, mit wenigen ... Ansnahmen'. Meier hofft zum Schlusse bewiesen zn haben, dafs Hermann das Buch, 'das er beurteilte, zum geringsten Teile gelesen, das Gelesene oft nicht verstanden, das Unverstandene nicht verständig getadelt und auf ganzen vier Blättern nur zwei gute Vermutungen vorgebracht..., während er auf eben diesen vier Blättern unzählige Fehler gemacht habe' (Sp. 732). Und noch mehr erbittert war Hermann, der die 'Analyse' merkwürdig findet, 'wegen einer Gemeinheit der Gesinnung, die sich im Lobe (Böckhs) nicht minder wie im Tadel (Hermanns) äufsert'[4]), durch eine sicherlich ungeschickte Bemerkung desselben Meier, der zum Schlnsse seiner sehr umfänglichen Rezension[5]) des Böckhschen Werkes noch den Raum benützt, 'um dem Wunsche einiger Männer, denen wir Achtung schuldig sind, zu genügen, nnd den Beweis zu führen, dafs Hermann ... durch einen einzigen Verbesserungsvorschlag in dem Vorworte zu seiner ... Ansgabe des Oed. Col. sechs grobe Sprach- und Sachfehler gemacht hat'. Mit Recht sagt Hermann, dafs diese Zugabe nicht

[1]) Kl. Schr. VII 255 ff.

[2]) Die Rezension von S(chömann) in Seebodes Neuer kritischer Bibl. f. d. Schul- und Unterrichtswesen VIII (1826) S. 657 ff. 781 ff. ist in ruhigem Tone gehalten und nimmt ab und zu auf Hermanns Kritik Rücksicht. K. O(tfried) M(üller) (Göttingische gelehrte Anzeigen 1826 S. 969--978) legt seiuem Temperament Zügel an und thut Hermauns, wenigstens offeu, keine Erwähnung.

[3]) Allgemeine Litteraturzeitung vom Jahre 1825 (Halle und Leipzig) Nr. 295—297.

[4]) Über Herrn Professor Böckhs Behandlung der griechischeu Inschriften, Leipzig 1826, S. 14. In diesem Büchlein von 238 Seiten hat Hermann sämtliche auf den Streit bezügliche Dokumente vereinigt.

[5]) Allgemeine Litteraturzeitung vom Jahre 1826 Nr. 20—23.

Digitized by Google

im geringsten Zusammenhange mit seiner Rezension stehe, und versichert, er würde gänzlich geschwiegen haben, wenn nicht jene Äufserung Meiers einen in sehr unlöblicher Absicht geschlossenen Bund verriete, dessen Übermut ans Licht zu ziehen, wohl Zeit sein möchte. Böckh erwidert darauf in seiner Abhandlung 'Über die Logisten und Euthynen der Athener'[1]) und erklärt die Ansicht von einem gegen Hermann geschlossenen Bunde für einen 'an Geisterseherei grenzenden Wahn', spart auch seinerseits nicht an Ausfällen gegen Hermann, der Meiers Analyse mit verspottenden und herabwürdigenden, aber keineswegs widerlegenden, vielmehr höchst oberflächlichen Anmerkungen begleitet habe, deren Gedankenlosigkeit mehrmals unglaublich sei. 'So nehme denn ich', äufsert Böckh gegen den Schlufs der genannten Abhandlnng (S. 327 f.), 'der ich im Jahre 1808 zuerst mit Huldigung für sein Verdienst ihm entgegentrat und freundlich empfangen wurde, nach achtzehn Jahren, in welchen abwechselnd Einverständnis und Spannung zwischen uns war, auf seine, nicht auf meine Veranlassung nicht den freundlichsten Abschied von ihm'.

Die Stimmung, die im Böckhschen Lager nach jener gleich einer Kriegsfanfare zum Kampfe herausfordernden Rezension Hermanns herrschte, spiegelt sich aufs deutlichste in den Briefen wieder, die Böckh mit seinen Getreuen wechselte. Namentlich der temperamentvolle Otfried Müller macht in den stärksten Ausdrücken seinem Unwillen über die Hermannsche Rezension Luft. Sofort nach ihrem Erscheinen schreibt er dem Lehrer, er möge doch um Gottes willen mit diesem ebenso 'insolenten wie bornierten' Manne im Leben nicht mehr Frieden machen, gegen solche Einseitigkeit und Anmafsung müfste ein *πόλεμος ἀκήρυκτος καὶ ἄσπονδος* geführt werden. Hermann habe gar nicht das Talent, sich in die Denkweise anderer hineinzuversetzen und deren Konsequenz zu erkennen. Man möge sich die gröfste Mühe darum geben, er bleibe rein verstockt. Dieses Talent, andere zu begreifen, sei aber gerade das philologische, und Müller geht in seinem Eifer sogar so weit zu behaupten, dafs Hermann, bei manchen eminenten Gaben, eigentlich das Haupterfordernis zum Philologen abgehe. Böckh selbst nennt in seinem Antwortschreiben an Müller die Hermannsche Rezension ein 'ganz klägliches Machwerk', die Antwort Hermanns auf Böckhs 'Antikritik' 'gemein und zugleich zu anmafsend', als dafs er darauf besonders anworten möchte. An einer anderen Stelle nennt er ihn eine 'Canaille', aus deren Angriffen er sich nichts mache, einen 'Hansdampf', der wirklich gar nicht wisse, wovon die Rede sei, den zu widerlegen ihn greulich langweile. Auch in seinen Briefen an Welcker gebraucht Böckh derbe Worte gegen Hermann. Einen solchen kleinlichen, inkurabeln Menschen müsse man laufen lassen. Der gute Mann sei seiner Weisheit voll, trage mit unglaublichem Selbstvertrauen das Unglaublichste vor, und fast sei es schade, dafs doch einiges mit unterlaufe, was zu loben.

Wie recht Böckh mit seinem Urteile über Niebuhr hat, dafs er zu heftig und fest in Hafs und Liebe sei, dafs er nicht ohne Leidenschaft schreiben

---

[1]) Kl. Schr. VII 262 ff.

könne, zeigen einige Briefstellen, in denen sich Niebuhr gegen Hermann erklärt. Man müsse den vor Hoffart toll gewordenen Leipzigern die Spitze bieten, wenn es not thue, oder jene Wahnsinnigen durch Nichtbeachtung noch toller machen (S. 218). Hermanns Buch gegen Böckh, schreibt er diesem, habe er zwar nicht gelesen, halte es aber ungelesen für schlecht, 'und Sie werden es wohl nicht ungern hören von einem, dem Sie auch persönlich wohlwollen, dafs ich mich über Bosheit gegen Sie zu sehr geärgert hätte, über Bosheit und schnöde Impertinenz' (S. 221). An Niebuhr übersendet dann Böckh seine Abhandlung 'Über die Logisten und Euthynen' zum Abdruck für das erste Heft des eben begründeten Rheinischen Museums mit dem Wunsche, dafs die sehr ins einzelne gehende Würdigung des Hermannschen 'Schofels' ihm nicht mifsfallen möge (S. 222).

Wenn weiter Georg Friedrich Schömann in einem Briefe an Böckh mit tiefstem Unwillen von den Invektiven und unwürdigen Schmähungen Hermanns, des 'Mikromegas in Leipzig' (S. 289), spricht, so wird man dies bei einem Schüler Böckhs nur selbstverständlich finden. Um so auffallender ist die Äufserung eines Friedrich Thiersch, der zu Leipzig unter Hermann studiert hatte, dafs dessen nichtswürdiger Versuch, ein Werk, das andere Nationen mit Enthusiasmus empfangen würden, um seinen wohlverdienten Namen zn bringen, an diesem wie ein Hauch aus schwankendem Rohr vorübergegangen und Hermanns Unfähigkeit, über die hier vorliegenden Dinge zu urteilen, bis zur vollkommensten Klarheit gebracht worden sei (S. 250).

Mochten indessen auch bei diesem mit leidenschaftlicher Erbitterung geführten Kampfe persönliche Sympathien und Antipathien mitgespielt haben, im letzten Grunde waren es doch prinzipielle Gegensätze, die schliefslich ausgetragen werden mufsten. Zwei Männer waren aneinandergeraten, die ihre Wissenschaft nicht 'trieben', sondern 'lebten', die, jeder mit dem ganzen Fener seines Temperaments, für die Richtung der Philologie eintraten, die sie für die allein wahre hielten, und selbst dazu entschlossen waren, mit ihrer ganzen Person für die Sache einzustehen: Gottfried Hermann als das Haupt der formalkritischen Forschungsweise, als der 'eifersüchtige, in der That nicht selten einseitige Wächter der grammatisch-logischen Methode'[1]), auf der anderen Seite August Böckh als Vertreter der realen Philologie, der die historisch-antiquarische Erforschung des Altertums in den Mittelpnnkt seiner Thätigkeit rückte. Sicherlich war es für die Wissenschaft selbst heilsam, dafs die beiden Rufer im Streite mit aller Ausschliefslichkeit und Schroffheit an ihrem Standpunkte festhielten: denn nur dadurch, dafs die Einseitigkeiten, die jeder der beiden Schulen anhafteten, auf die Spitze getrieben wurden und so die Fehler ihrer Tngenden zu Tage traten, konnte man schliefslich zu einem Ausgleiche gelangen, bei dem man eigentlich weder von einem Sieger noch Besiegten reden konnte. Böckh selbst hat es in seiner Eröffnungsrede als Präsident der Berliner Philologenversammlung (1850) ausgesprochen, dafs die Philologie, die

[1]) Ribbeck, Ritschl I 22.

Digitized by Google

sich die historische Konstruktion des gesamten Lebens, also sämtlicher Bildungskreise und Erzengnisse eines Volkes in seinen praktischen nnd geistigen Richtungen, zur Aufgabe mache, eine Unendlichkeit von Gegenständen umfasse. Eben darum könne sie auch nicht in eines einzelnen Geiste in ihrer ganzen Ansdehnung vollendet werden, sondern sei nach ihrer vollen Bedeutung nur in der Gesamtheit ihrer Bekenner ideell verwirklicht. Werde jene organische Einheit aller Teile lebendig erkannt, so verschwänden dann auch von selber die feindseligen Bekämpfungen der verschiedenen Richtungen anf dem Gebiete der klassischen Philologie, wie der grammatischen, der sogenannten sachlichen, der kunstarchäologischen und dergleichen, weil alle diese als gleichberechtigt und für die Philologie als gleich sachliche erscheinen.[1])

Dauernder als das griechische Inschriftenwerk, das sich aus den vorhin angeführten Gründen nicht vor einem raschen Veralten schützen konnte, dem überdies in dem mit unvergleichlich gröfserem Gelingen begonnenen Corpus der lateinischen Inschriften der gefährlichste Gegner erwuchs, behauptete sich jenes Werk Böckhs, das zum grofsen Teile ans seinen epigraphischen Studien erwachsen ist: Die Staatshaushaltung der Athener (1817). 'Dem scharfsinnigen und grofsherzigen Kenner des Altertums Barthold Georg Niebuhr zum Zeichen inniger Verehrung' ist das Werk vom Verfasser gewidmet, und der um dieselbe Zeit reifenden Römischen Geschichte Niebuhrs darf es als ebenbürtig an die Seite gestellt werden. 'Man sah auf einmal die denkwürdigste Stadt des Altertums in neuem Lichte vor sich. Man sah sie in der vollen Regsamkeit von Handel und Gewerbe, in der vollen Wirklichkeit des täglichen Lebens. Die Höhe des Arbeitslohns, des Zinsfufses, der Hauswerte, der Warenpreise lernte man wahrnehmen; man überblickte die ganze Finanzverwaltung der Stadt mit ihren Jahreseinkünften und Ausgaben.'[2]) Aber keineswegs findet Böckh, etwa geblendet dnrch die hohen Geistesgaben des athenischen Volkes, nur überall Ideale in der hellenischen Welt, vielmehr zeigt er auch hier Nüchternheit und Besonnenheit des Urteils. Im ersten Bnche seiner 'Staatshaushaltung' (S. 2) spricht er es mit aller Offenheit aus: 'Zum Ziele (meiner Forschung) nahm ich die Wahrheit, und ich bedauere nicht, wenn die unbedingte Verehrung der Alten gemäfsigt werden mufs, weil sich ergiebt, dafs, wo sie Gold berühren, auch ihren Händen Schmntz anklebt. Oder sollen die Geschichten der Vergangenheit blofs znr Begeisterung der Jugend geschrieben werden? Soll der Altertumsforscher verhehlen, dafs auch damals, wie jetzt, alles nnter der Sonne unvollkommen war? Gestehen wir lieber, dafs viele unter den Vortrefflichsten des Altertums an den gemeinsamen Fehlern des Menschengeschlechtes krankten.' Über das ganze Gebäude der attischen Staatshaushaltung fällt Böckh folgendes bemerkenswerte Schlufsurteil (S. 708 ff.): 'Wir verkennen nicht das Grofse und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zn, dafs manches besser war als in unseren Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten

[1]) Kl. Schr. II 189 ff.

[2]) Curtius, Altertum und Gegenwart III 142 f. Vgl. auch v. Wilamowitz-Moellendorff, Reden und Vorträge (Berlin 1901) S. 71 f.

römischen Reiche, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war anch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Altertum ... Betrachtet das Innere des hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen ... ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Volkes eingedrungen finden ... Rechnet man die grofsen Geister ab, die, in der Tiefe ihres Gemütes eine Welt einschliefsend, sich selbst genug waren, so erkennt man, dafs die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte[1]), die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher als die meisten glanben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst, und der Baum mufste umgehanen werden, als er faul geworden.'

Bilden die Pindarausgabe, die 'Staatshaushaltung' und das Corpus inscriptionum Graecarum, trotzdem die Zeit anch an ihnen natnrgemäfs nicht spurlos vorübergegangen ist, dennoch im grofsen und ganzen unverwelkliche Blätter in Böckhs Rnhmeskranze, so reihen sich diesen in reicher Fülle noch andere hervorragende Leistnngen an, die der Altertumswissenschaft neue Wege gewiesen haben: es sind dies Untersnchungen auf dem Gebiete der Kosmologie und Astronomie, der Metrologie nnd Chronologie, die alle der Anlage nnd Geistesrichtung Böckhs auf die Ergründung von Zahl und Mafs entgegenkamen. Sie alle hier zu würdigen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Nur eines sei noch kurz erwähnt. Bei der Nenausgabe der 'Staatshaushaltung' war Böckh auf die Prüfung der Mafse und Gewichte des Altertums gekommen, woraus die metrologischen Untersuchungen über Gewichte, Münzfüfse und Mafse des Altertums in ihrem Znsammenhange (1838) erwuchsen. Zweck der Schrift ist nicht eine vollständige Metrologie des Altertums, sondern der Nachweis eines grofsen geschichtlichen Zusammenhanges der gangbarsten Mafs- und Gewichtssysteme Babylons, Ägyptens, Phöniziens mit Palästina, Griechenlands, Siziliens und Italiens. Hier eröffne sich ein weiter Blick in die Völkerverbindnngen in sehr entfernten Zeiten, und auch in diesem Teile bürgerlicher Einrichtungen komme ein regelmäfsiger Entwickelungsgang statt der Willkür und des blinden Zufalls zum Vorschein. In diesem Werke, mit dem Böckh eine neue Wissenschaft, die vergleichende Metrologie, ins Leben gerufen hatte, ist unter anderem zum erstenmal die Überlieferung von den Censussätzen des Servius Tullius in helles Licht gesetzt. Kein Geringerer als Th. Mommsen[2]) bekennt es, dafs die Kritik des Servianischen Census durch Böckh ihm ein Eckstein gewesen, an dem die wahre Forschnng eine sichere Anlehnnng gefunden habe, die Nebelgebilde falscher

[1]) Gegen diese sicherlich anfechtbare Äufserung erhebt K. Lehrs in einem Briefe an Arth. Jung vom 3. Juli 1875 seine Bedenken: 'Ist denn das wahr? Und das tiefe sittliche Verderben der Athenienser! — Nun zeitweise, denk' ich, wie es bei den Völkern «der reinern Religion» noch viel ärger vorgekommen! Solchen Männern wie Böckh gegenüber, von wirklichem Verdienst und von verdientem Namen, lassen wir uns freilich leicht täuschen.' Böckh sei bei alledem doch nur ein 'Hellenenphilister' gewesen (A. Lndwich, Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs II 957).

[2]) Die römischen Tribus in administrativer Beziehung, Altona 1844, S. VI.

Hypothesen aber zerschellt seien. Stets werde es zu seinen schönsten Erinnerungen gehören, wie seine Untersuchung, die so vieles habe negieren und beseitigen müssen, fast allein mit Böckhs Annahmen, aber mit diesen auch vollständig, koincidierte. In demselben Sinne spricht ein anderer ebenbürtiger Forscher, George Grote[1]), in einem Briefe an Böckh vom 3. Juni 1843 auf das entschiedenste seine Meinnng aus von der 'Gelehrsamkeit, dem Fleifse und dem genialen und umfassenden Urteil, welches das ganze Werk entfaltet'. Wilamowitz endlich hebt es (a. a. O.) mit allem Nachdruck hervor, dafs Böckhs wissenschaftliche Gröfse heute unverantwortlich wenig gewürdigt werde. Wer ihm einmal ein Stück nachgearbeitet habe, könne sich gar nicht genug thun in der Bewunderung von solcher Solidität der Arbeit: ihm sei nichts Vergleichbares begegnet. Und dabei sei doch auch bei ihm das Gröfste, was er als Ziel bezeichnet, nicht wohin er selbst uns geführt habe.

III

Böckh hat es einmal Hermann gegenüber geradezn ausgesprochen, dafs er weit davon entfernt sei, sich als Haupt einer Schule zu betrachten: er frene sich, gleichgesinnten Männern Ideen mitgeteilt zu haben, wie er von ihnen Ideen empfange, und geistvollen Jünglingen einen Weg gezeigt zn haben, den sie vielleicht mit gröfserem Erfolge als er weiter gehen mögen; wie Meier in Verbindung mit Schömann für den attischen Prozefs mehr geleistet hätten, als er gekonnt hätte, und Otfried Müller, 'ich spreche es mit dem innigsten Gefühle der Wahrheit ans, mit den schönsten und edelsten Kräften des Geistes und Gemütes und noch jnng mit umfassender Gelehrsamkeit ausgestattet, mich, den er als seinen Lehrer anerkennt, weit hinter sich zurücklassen wird'. Diese im Jahre 1827[2]) niedergeschriebenen Worte Böckhs über den damals dreifsigjährigen Müller sind gleich ehrenvoll für den Schüler wie für den Lehrer. '*Praeceptori suo pie colendo*' hatte Müller zehn Jahre zuvor seine Erstlingsschrift, die 'Aeginetica' (1817), gewidmet und es im Vorworte ausgesprochen: '*Eodem hoc nomine quaevis mihi fere libelli huius pagina decora est.*' Auch in der Vorrede der sieben Jahre später erschienenen 'Dorier' hatte er offen bekannt, es gar nicht mehr angeben zu können, wie viel durch Böckhs Unterricht und Mitteilung in seine Studien und namentlich in dieses Buch übergegangen sei. In Berlin, wo Müller im Jahre 1816 unter Böckhs Zuhörern erscheint, lebt er nnr, wie er an einen Freund schreibt, von dem ewig sprudelnden Quell der Wissenschaft, ferner von dem Honig des Umgangs mit dem trefflichen Böckh.[3]) Böckh sei ein Gott, rief Müller in jugendlichem Überschwang nach seiner Heimkehr von Berlin aus.[4]) Als ein ehrenvolles

---

[1]) George Grote, sein Leben und Wirken u. s. w. zusammengestellt von Harriet Grote. Autor. deutsche Übersetzung von Leopold Seligmann, Leipzig 1874, S. 190. Dieser und ein zweiter, später (S. 455[5]) zu erwähnender Brief Grotes (S. 349 f.) scheint Hoffmann entgangen zu sein.

[2]) Kl. Schr. VII 323. [3]) K. Otfried Müllers Kl. deutsche Schr. I S. XXII.

[4]) Beil. zur Augsburger Allg. Zeitung 10. Aug. 1867 Nr. 222.

Digitized by Google

Denkmal dieses durch keinerlei Mifsverhältnis jemals getrübten Freundschaftsbundes liegt der Briefwechsel zwischen den beiden Männern vor, in dem wir, wie Ernst Curtius schön sagt, Schritt für Schritt aus dem Schüler den Freund, den selbständigen Mitforscher, den auch seinerseits anregenden, ergänzenden, des Meisters Thätigkeit wesentlich fördernden Genossen werden sehen.[1])

Freilich vermifste man an Böckhs Vortrag, wie ein wohlunterrichteter Zeuge mitteilt[2]), jene Frische und Lebendigkeit, durch welche F. A. Wolf und G. Hermann ihre Zuhörer so energisch anregten und fesselten, ein Mangel, der besonders in den exegetischen Vorlesungen und Seminarübungen sich fühlbar gemacht haben soll. Bei der Erklärung der griechischen Schriftsteller, unter denen Pindar, Platon, Sophokles und Demosthenes wiederkehren — einen lateinischen Autor hatte Böckh seit dem Jahre 1834 (Terenz) an der Universität nicht mehr behandelt —, legte er den Hauptton auf die realen Seiten und behandelte nur *ἐν παρέργῳ* Grammatisches und Kritisches.[3])

Übergrofs war die Zahl von hervorragenden Männern der verschiedensten Wissenszweige, von Philologen, Historikern, Philosophen, Nationalökonomen, Politikern, Dichtern und Schriftstellern, die einst als Lernende zu Böckhs Füfsen gesessen waren, dem so, wenn irgend jemand, der Ehrentitel eines *praeceptor Germaniae* zukommt, den Henri Weil *le maître de tous ceux qui étudient l'antiquité*, genannt hat.[4]) Nachdem er hundertundzwanzig Semester ohne eine Unterbrechung an der Universität gelesen hatte, konnte er von sich sagen, dafs er sich wie ein Schüler der alten Akademie zu Athen vorkomme, die auch ihr lebelang in der Akademie zugebracht hätten.[5]) Grofsartig waren die Hul-

---

[1]) Altertum und Gegenwart III 171. [2]) Bursian, Gesch. d. klass. Philol. S. 694.

[3]) G. Lothholz a. a. O. S. 305. — Hierin folgte Böckh dem Beispiele seines Lehrers F. A. Wolf, dessen Hallisches Seminar der in der Schule des grofsen *grammaticus Lipsiensis* gereifte Fr. Thiersch 'erbärmlich' findet. Die Eindrücke, die er dort bei einem Besuche empfangen hatte, giebt er mit den Worten wieder: 'Seichte Wort- und Sacherklärung, kein Funken Kritik, die er (Wolf) mit Händen und Füfsen hinausstöfst: «Das lassen Sie mant sein», sagt er, wenn Konjekturen hervorgucken, und tippt sie so lange auf die weichen Köpfchen, dafs sie gar absterben und keine andere mehr wagt, ihr Häuptlein aus dem Strome der Seichtigkeit hervorzuheben' (Fr. Thierschs Leben S. 33 f.).

[4]) La grande Encyclopédie XXVI 697 (Philologie).

[5]) Stark, ADB. II 782. — Als Ergänzung zu den bei Hoffmann abgedruckten Glückwünschen (S. 464 ff.) zu Böckhs sechzigjährigem Doktorjubiläum (15. März 1867), das zugleich den Abschlufs seiner Lehrthätigkeit bedeutete, sei hier der Brief des 'Historian of Greece' George Grote vom 12. März angeführt, der sich als einer von Böckhs 'auswärtigen Brüdern im Hellenismus' für den Genufs und die Belehrung tief verpflichtet fühlt, die er aus dessen zahlreichen Werken geschöpft hat: 'Ihre lange und höchst thatenreiche philologische Laufbahn hat Sie in den Stand gesetzt, unsere Kenntnis vom hellenischen Altertum mehr denn irgend einer ihrer Zeitgenossen . . . auszudehnen und zu verbessern. Ihre Werke, im ganzen betrachtet, bilden eine Encyklopädie der Philologie in allen ihren hervorragenden Fächern, und je mehr ein Mann die Originalautoren selbst studiert, desto mehr wird er Ihre reiche und wohlverarbeitete Gelehrsamkeit zu würdigen wissen . . . Es ist jedoch überflüssig, . . . ein Wort zum Lobe von Werken zu sagen, die wie die Ihrigen eine so monumentale Berühmtheit erlangt haben, dafs weder Sturm noch Regen dieselben vernichten kann. Der Beschlufs einer Laufbahn wie die Ihrige ist ein beachtenswertes Moment

Digitized by Google

digungen des zahlreichen Schülerkreises zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum (1857) ihres 'höchst bewunderungswürdigen' Lehrers (George Grote), und in der Reihe dankbarer Schüler, die zu dem Feste 'ihres hohen Meisters, zur Verherrlichung der allgemeinen, das Geistesleben der Völker erhöhenden, selbst ferne Zweige des Wissens wohlthätig befruchtenden Altertumskunde geeilt waren', fehlte auch der 'urälteste von ihnen' nicht, der damals achtundachtzigjährige Alexander von Humboldt. In der Mitte der Sechzig stehend, hatte er Böckhs Vorlesungen über griechische Altertümer (1833/34) und im folgenden Winter (1834/35) jene über griechische Litteraturgeschichte gehört. Pünktlich erschien er mit der Studiermappe auf seinem Plätzchen. War er aber durch seine Pflichten bei Hofe am Besuche verhindert, dann entschuldigte er sich schriftlich von Potsdam aus, dafs er Böckhs 'herrlichem Kolleg', seinen 'immer geistreichen Vorträgen' nicht beiwohnen könne, oder schrieb dem um sechzehn Jahre jüngeren Lehrer: 'Morgen habe ich wieder die grofse Freude, Sie zu hören, immer philosophisch, lebendig und geistreich!'[1]) Noch im hohen Greisenalter zeigte er gerne, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, die Hefte, die er, von den Mithörenden verführt, nach alter vaterländischer Sitte nachgeschrieben, aber freilich noch nicht von der etwas unlesbaren Hieroglyphik in Bleistiftschrift befreit hat. Während der Abfassung des 'Kosmos' sendet er in Briefen mit der Unterschrift: 'Ihr Sie quälender, Ihr Sie plagender, urweltlicher Schüler' an Böckh, 'seinen hochverehrten Gönner', allerlei 'philologische Petitionen', fragt ihn, ob man wirklich ἤλεκτρον von ἕλκειν ableiten könne, erbittet sich Rat wegen der Übersetzung einer Aristotelesstelle, schickt ihm Teile des Kosmos im Manuskript mit der Bitte um Korrektur alles dessen, was ihm unrichtig und unvorsichtig ausgedrückt erscheine: denn er habe eine tiefe Achtung für das, was Böckh in beiden Sprachen mit so herrlichem Wohlklange hervorbringe. Es sei ein beneidenswertes Geschenk der Muse, alle Blüten der Beredsamkeit in zwei Sprachen mit gleichem Glücke zu pflücken.

Und in der That, ist Böckh grofs als Forscher, hat er weithin befruchtend gewirkt als akademischer Lehrer, so ist seine Bedeutung als akademischer Festredner keine geringere. Ein halbes Jahrhundert hindurch (1812—1862) hat er als Professor der Beredsamkeit seines schwierigen Amtes gewaltet, und zwar bis zum Jahre 1847 in lateinischer, dann in deutscher Sprache, die von da ab die Festsprache der Universität wurde. Stets hielt sich Böckh vor Augen, dafs er in diesen Reden nicht seine besondere Fachwissenschaft, sondern die *universitas litterarum* zu vertreten habe, und wurde so der Forderung Alexander von Humboldts gerecht, die dieser in seinem Briefe an Böckh einmal aus-

---

für jeden Gelehrten in Europa .... Sie haben ein Alter erreicht, welches das hohe Alter Platos bereits um ein Jahr übersteigt; aber ich bin glücklich sagen zu können, dafs ich zwischen Ihren späteren und früheren Werken keinen Unterschied bemerke, wie ich ihn in den Leges wahrzunehmen gezwungen bin, wenn man dieselben mit der Republik, dem Protagoras und Symposion vergleicht ...'

[1]) Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie herausgegeben von Karl Bruhns. II (Leipzig 1872) S. 258 f.

spricht (Hoffmann S. 424), dafs für eine öffentliche Sitzung nur Allgemeines gehöre, dafs, wer sich zum öffentlichen Lesen erbiete, auch unfaul das, was ihm wichtig erscheine, neu redigieren müsse. Das Recht, Langeweile zu erregen, dürfe man, wie er witzig hinzufügt, nur unter sich ausüben, weil gegenseitig Rache (Wiedervergeltung) möglich sei. Demgemäfs behandeln Böckhs Festreden, die, nach Harnacks Urteil[1]), oftmals ein wahres Tagesereignis waren, in denen ein Schatz von Weisheit niedergelegt ist, nur selten Spezialfragen der philologischen Wissenschaft, 'vielmehr bevorzugen sie die Probleme des modernen Denkens nnd der neueren Geschichte; aber sie zeigen in jedem Satze den Weisen, der aus dem Studium des Altertums Lebenserfahrung, Menschenkenntnis und eine wahrhaft liberale Denk- und Sinnesart gewonnen hat'. Immer von neuem bewundert Humboldt den Reichtum der Ideen, die hohe Würde der Sprache, die Freiheit der Ansichten wie die unaussprechliche Zartheit, mit der Böckh vielumfassende, mächtige, nicht immer klippenfreie Gegenstände behandle, und Meier schreibt in gleichem Sinne (11. Dez. 1852), je mehr er die Schwierigkeit dieser wiederkehrenden Epideixis kenne und fühle, desto mehr staune er über die Fruchtbarkeit, die immer von neuem die Fülle trefflicher Gedanken aus den unmittelbarsten Beziehnngen zu nehmen, zu schaffen und in die würdigste Sprache zn kleiden wisse. Freilich entringt sich Böckhs Herzen gelegentlich der Stofsseufzer, dafs die ewige Wiederholung dieser Pflichtstücke ihn allmählich zur Verzweiflung bringe oder ihn wenigstens mürbe und gleichgültig mache[2]) (an Welcker 28. April 1847), und wenn er mit der Lebensbahn, die ihm vorgezeichnet worden, irgend Ursache habe nnzufrieden zu sein, so beklage er, dafs Gott im Zorn ihn zum Redner bestimmt habe. Immer nnd immer wieder müsse er sich der Allerweltskritik anssetzen, während sein Grundsatz sei: λάθε βιώσας (an Humboldt 21. Okt. 1850).

Glücklicherweise huldigte Böckh diesem Wahlspruche nur da, wo ihn nicht der Drang seines Herzens zum Thun und Hervortreten zwang. Sonst aber erfüllte er selbst die von ihm aufgestellte Forderung, dafs der Gelehrte, 'um nicht mehr zu sagen', mit Sokratischem Mnte auf jedem Gebiete des Erkennens ohne Menschenfurcht seine Einsicht vertreten solle, weil er einen gröfseren Schaden nicht erleiden könne, als welchen er durch Lüge an seiner Seele erleiden würde.[3]) Und mehrere Jahre später (1847) spricht er es ans, dafs auch der Gelehrte trotz seiner geringeren Vertrantheit mit politischen Dingen, wenn er nicht völlig als Stnbenhocker erscheinen wolle, sich dem nicht entziehen könne, was nicht nur aller Heimatsgenossen, sondern der ganzen Menschheit

[1]) Gesch. der Kgl. preufs. Akademie d. Wissensch. zu Berlin. I. Bd. 2. Hälfte S 854.

[2]) Namentlich das lateinische Gewand der Rede scheint Böckh doch öfters beengt zu haben, der trotz seiner δεινότης im lateinischen Ausdruck, wie sie die Reden offenbaren, der *rara oris facundia* eines Gottfried Hermann, der das Latein noch besser als seine Muttersprache geredet haben soll, jedenfalls nachstand. Entfielen ihm doch nach authentischen Berichten Ausdrücke wie: *hoc non multum vult dicere* (Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts[2] II 405). Man vergleiche sein Urteil über das Latein als Festsprache in der vorletzten noch in dieser Sprache von ihm gehaltenen Rede vom 15. Oktober 1846 (Kl. Schr. I 328 f.).

[3]) Kl. Schr. II 235.

Aufmerksamkeit auf sich ziehe und bewege. Kräftige Worte der Abwehr, die heute nach einem halben Jahrhundert nicht weniger zeitgemäfs sind als am ersten Tage, fand Böckh gegen jene 'aufser der Wissenschaft' liegenden Elemente, welche besonders gegen die klassischen Studien gerichtet waren. Als die gefährlichen Träger dieser feindseligen Elemente dürfe man nicht sowohl den grofsen Hanfen der völlig Ungebildeten und Unwissenschaftlichen ansehen, als vielmehr die keineswegs talentlosen und sogar sehr beredten Halbwisser und Halbgelehrten, die es sich zum Geschäfte machen, die Beziehungen der Wissenschaften auf den Staat, das Volksleben, den sogenannten Geist der Zeit und seine Erfordernisse und Bedürfnisse festzustellen, nm darnach den Wert oder Unwert der Wissenschaften zu messen. 'Wie der grofse Platon', heifst es in derselben Rede zur Eröffnung der XI. Philologenversammlung, gehalten zu Berlin am 30. September 1850[1]), sogar während er im Begriffe steht, ein völlig neues Ideal der Staatsgemeinschaft zu entwerfen, doch bescheiden genug ist zu gestehen, es sei schwer, eine bessere Erziehung ausfindig zu machen, als die von langer Zeit her gefunden worden, so halte ich es für eine titanische Auflehnung gegen die Weltgeschichte, wenn selbst der weiseste Mann oder das gebildetste Volk oder Zeitalter alles Alte im Sturmschritte der Emanzipationswut niederwerfen und, alle Lehren der Vorwelt verschmähend, allein aus sich eine neue Welt des Wissens und Handelns aufbauen wollte... Haben diese Studien weit schlimmere Zeiten, haben sie die Völkerwanderung und das ganze Mittelalter, haben sie den Dreifsigjährigen Krieg überdauert, in welchem fast gänzlich erloschen, sie dennoch bald wieder zu schöner Blüte erstanden sind, so werden sie auch die Zeit der neuesten Wirren überdauern.'[2])

Als führender Geist, als ἀρχηγός im Reiche seiner Wissenschaft, hat sich August Böckh grofs erwiesen als Gelehrter und Lehrer, bedeutend als Mensch. Mafs, Takt nnd Harmonie, denen er in seinen gelehrten Arbeiten mit Vorliebe sein Augenmerk zuwendete, haben ihn in der Wissenschaft wie im Leben geleitet. Man hat wohl ohne Anmafsung die Philologie des abgelaufenen Jahrhunderts als die deutsche Periode bezeichnet. Unter jenen Geistern und Meistern aber, die sich die Erkenntnis des Erkannten, die Erneuerung des antiken Bewufstseins zur Aufgabe gemacht und durch Lösung dieser Aufgabe dazu beigetragen haben, den Ruhm der deutschen Philologie zu begründen, wird immer August Böckh in erster Reihe stehen, von dem man mit vollem Rechte gesagt hat, dafs seit Josef Justus Scaliger kein Philologe wie er dem Ideale einer umfassenden Altertumskunde sich genähert hat.

[1]) Kl. Schr. II 196 ff.

[2]) Auch gegen jene banausischen Stürmer und Dränger, die in einem Atem den Mund voll nehmen mit echt volkstümlicher Bildung und Ersatz der alten Sprachen durch moderne, weifs er ein treffendes Argument ins Feld zu führen: kein philologisches Bildungsmittel sei gerade dem einheimischen Volkstume ungefährlicher als das Antike, weil damit nicht die Bildung eines anderen gleichzeitigen Volkes bewufst oder, was noch schlimmer, unbewufst übertragen werde, wie die französische lange Zeit in die deutsche eingeschwärzt worden, sondern das Antike eben nur die gemeinsame Wurzel und Grundlage aller europäischen Bildung sei (Kl. Schr. II 195).

AUS DEN ZEITEN HOLLÄNDISCHER GRÖSSE UND IHRES VERFALLES

Von Karl Lamprecht

I

Grofshandel und Seefahrt waren in der Höhezeit des Mittelalters Sache wesentlich der südlichen Niederlande gewesen. Hier mufste sich schon als Folge der gewaltigen Industrie Yperns, Gents und der brabantischen Städte ein reger Verkehr ausbilden; dazu kam der Umschlag des Welthandelsplatzes Brügge. Die grofsen Zeiten des südniederländischen Handels reichen noch in das XV. Jahrh. hinein; und noch in der ersten Hälfte des XVI. Jahrh. erscheinen die Nordniederländer der Seeprovinzen fremden Beobachtern ärmlich genug; ihre jungen Leute gehen einen Teil des Jahres zur See und fahren, vielfach in anderer Völker Dienst, nach Deutschland, Skandinavien oder Spanien, um im Herbste daheim den Heringsfang zu treiben; und nur im Winter lebt man vergnüglich. Es sind die Zeiten, in denen die Azoren noch immer nach dem Handel der Südstaaten 'De Vlaamsche eilanden' heifsen.

Aber um diese Zeit begann sich doch schon der nordniederländische, der holländische und seeländische Eigenhandel mächtig zu heben. Im Jahre 1532 erklärte der Haager Statthalter Karls V. nach Brüssel: Die Ostseefahrt sei den nördlichen Provinzen unentbehrlich; Ackerbau allein könne die Bevölkerung nicht mehr ernähren. Man fahre zwar auch nach England, Frankreich, Spanien, Portugal, allein lediglich, um Frachten für den baltischen Verkehr zu holen. Und die Nord- und Ostseefahrt ist dann in der That noch lange die wichtigste Reise der Holländer geblieben; von hier brachte man Getreide aus den baltischen Provinzen, Schiffsbaumaterial aus Norwegen, Eisen aus Schweden, mannigfache Produkte endlich aus den Flufsgebieten Norddeutschlands und Polens. Im Jahre 1640 gingen 3450 Schiffe durch den Sund, davon führten 1600 holländische, 430 englische und nur 147 noch lübische Flagge.

Aber neben den nordeuropäischen Verkehr trat seit dem gewaltigen Aufschwung des Landes in der Zeit seiner Befreiung immer mehr auch südeuropäischer und oceanischer. Was bedeutete es für diesen Verkehr nicht allein, dafs von den Kaperbriefen an, die Wilhelm von Oranien den Wassergeusen erteilt hatte, bis zum Ende des XVI. Jahrh. eine glänzende Orloogsflotte der nördlichen Staaten entwickelt ward, deren Admirale den Ruhm des Landes durch alle Welt trugen! Wie wichtig war es, dafs in dieser Zeit durch Personal-

Digitized by Google

union aller grofsen Ämter in den Händen der Oranier eine wesentlich einheitliche Behandlung der Verkehrs- und Handelsfragen geschaffen ward!

Bedeutsamer aber noch für den plötzlichen, fast unvermittelt ins Unerhörte steigenden Aufschwung Nordniederlands während des ersten Jahrzehnts des XVI. Jahrh. war die Befruchtung mit südniederländischem Kapital, wie sie mit dem endgültigen Siege der Spanier über Flandern und Brabant eintrat. Das bezeichnendste Ereignis war hier der Fall Antwerpens im Jahre 1585. Von da ab gab es keinen Grofshandel im Süden mehr; nach den Zehntausenden kleiner Gewerbtreibender, die schon früher die geknechteten Provinzen verlassen hatten, wanderten jetzt auch die Grofskaufleute aus, ein Moucheron, Usselincx, Isaak und Jacob Lemaire; und fast alle wandten sich dem Norden, Holland und Seeland zu. Was das bedeutete, mag das eine Beispiel Balthazars de Moucheron zeigen. Als Moucheron im Jahre 1597 oder 1598 von Middelburg nach der kleinen, nördlich von Middelburg auf der Insel Walcheren gelegenen Stadt Veere übersiedelte, verpflichtete er sich, gegen Überlassung von Waren- und Wohnräumen durch den Rat, jährlich ungefähr 18 Schiffe von Veere aus- und einlaufen zu lassen. Diese Schiffe gingen unter dem burgundischen Kreuz im grünen Feld, der Flagge Moucherons, nach dem Senegal, nach Cap Verde, nach Guinea, nach der Goldküste, nach Frankreich und Spanien; aufserdem handelte Moucheron noch nach Tripolis und Amerika und legte den Grund zu den ersten Nordpolfahrten, zur Fahrt nach dem Weifsen Meere und zu der holländisch-russischen Verbindung nach Moskau, die später Peter den Grofsen nach Zaandam geführt hat.

Diese Südniederländer aber brachten zur Übernahme kaufmännischer Aufgaben, welche die damals bekannte Welt umspannten, nicht blofs Kapital mit, sondern noch mehr: einen altererbten Wagemut. Gerade mit diesem haben sie die Holländer befruchtet. Es war in ihrem Sinne, wenn später ein niederländischer Kaufmann äufserte: 'que si, pour gagner dans le commerce, il fallait passer par l'enfer, il hazarderait de brûler ses voiles.'[1]) So versteht man es, wenn Moucheron trotz seines Reichtums 1603 Bankerott machte, wenn Usselincx als Bettler starb, während der eine Lemaire sich nach einem Verluste von $1\frac{1}{2}$ Millionen noch eben über Wasser hielt.

Aber freilich: was ward mit diesem kühnen Einsetzen des eigenen Daseins gewonnen! Noch bis 1585 war den Holländern die Fahrt über die Meerenge von Gibraltar hinaus so gut wie unbekannt gewesen; im Jahre 1649 aber erklärten die Direktoren des Levantehandels: 'Wenn wir das Mittelmeer nicht mehr frei befahren dürfen . . ., wo soll Haarlem seine Manufakturen lassen, wo Leiden seine Tuche, wo die Seestädte den Hering?'

Aber immer noch waren diese Mittelmeerunternehmungen, so frisch und lebendig sie durchgeführt wurden, höchst gewagt: die Spanier suchten jedes einzelne Schiff wie jedes kleinere Geschwader abzufangen und zu vernichten.

So lag es nahe, aus dem bisherigen Betrieb des Handels und der Schiff-

[1]) Lettres d'Estrades I 28.

fahrt, wie er in Gilden für den kleinen Verkehr organisiert war oder von einzelnen Kaufleuten riskiert wurde, zu gröfseren Organisationen überzugehen und an die Stelle der genossenschaftlichen oder persönlichen Unternehmung die nach Art unserer Aktiengesellschaften zu begründende Handelscompagnie zu setzen: denn sie allein konnte die notwendigen Kapitalien aufbringen, die gewaltige Gefahr genügend tragen helfen. Wo aber war eine solche Wandlung leichter möglich als in einem Lande wie Nordniederland, das fast nur dem Handel zu leben begann? Einmütig und gleichmäfsig ging man an das Wagnis solcher Compagnien heran, und die meisten, wenn nicht gar alle Städte des Landes pflegten sich als solche mit einem Kapitaleinschufs an ihnen zu beteiligen, indem sie zugleich innerhalb der Compagnien durch Direktoren vertreten waren, die der Bürgermeister oder der Rat nach Vorschlägen der wichtigsten Aktionäre unter seinen Bürgern ernannte. Und indem die Gründung dieser Compagnien damit ein von allen begriffenes öffentliches Interesse darstellte, war es auch möglich, sie von Staats wegen mit öffentlichen Rechten auszustatten; sie erhielten zumeist das Monopol für die Handelsbeziehungen, zu deren Pflege sie begründet waren; sie wurden halbstaatliche Gebilde und vermochten deshalb in den Ländern, mit denen sie ihre kommerzielle Thätigkeit in Verbindung brachte, nach Bedürfnis auch erobernd, staatsbildend, kurz in der Ausübung der wichtigsten souveränen Rechte aufzutreten.

Wie aber wäre die erfolgreiche Entwickelung solcher Compagnien denkbar gewesen ohne ständigen kriegerischen Schutz seitens der Heimat? Nicht blofs Kauffahrer, Kriegsschiffe zugleich bildeten die Flotten dieser Compagnien, und hinter ihnen standen, hiefs es 'alle Mann an Bord', die offiziellen Orloogsgeschwader der Republik. So verband sich überall in den niederländischen oceanischen Unternehmungen seit der Wende des XVI. Jahrh., seit der ersten Flottenexpedition des Admirals Hugo van der Does vom Jahre 1599, Handel und Kriegsthat, und die vielen holländischen Namen von Ortschaften und Ländern, die seit dieser Zeit allenthalben auf unserem Planeten die grofse Zeit der Republik bezeugen, von Spitzbergen bis Neuseeland, von Vandiemensland bis Mauritius, verdanken ebensosehr der Entwickelung der Handelsbeziehungen wie seemännischen Heldenthaten ihre Entstehung.

Dehnte sich aber die Republik so über alle Welt hin aus, so bedurfte es für das Vorgehen ihrer Flotten auch europäischen Schutzes. Als ein Eindringling erschien der junge Staat den älteren Handelsvölkern, und als ein Konkurrent bald auch dem im ersten Flügelschlag sich regenden England[1]): wie waren seine Bewegungen vor deren Angriffen sicher zu stellen? Es geschah durch die stille Arbeit der Gelehrten. Handel bedeutet Frieden; und so ward ein enthusiastischer Verehrer des endlichen grofsen Weltfriedens als des Zielpunktes aller menschlichen Entwickelung zum glänzendsten vaterländischen Verteidiger holländischer Freiheit zur See. Im Jahre 1609 erschien Hugo Grotius' Mare liberum, und gleich im Eingang dieses Werkes stellte der Verfasser als un-

[1]) Der englische Handel nach Ostindien betrug 1618 etwa ein Drittel des holländischen; Laspeyres S. 67.

verbrüchliches Axiom hin, dafs es kein ursprünglicheres und unzweifelhafteres Fundament alles Völkerrechts gebe als den Satz, dafs der Handel der Völker miteinander frei sei: 'Deus hoc ipsum per naturam loquitur.' Was aber Grotius, Graewinkel und nach ihnen Hunderte von holländischen Juristen als natürlichstes Recht verfochten, das kam zu jener Zeit vor allem ihrem Vaterlande zn gute.

Im Jahre 1602 bildete sich die erste grofse Handelsgesellschaft, die Ostindische Handelscompagnie, mit einem Kapital von 65 Tonnen Goldes ($6^1/_2$ Mill. Gulden). Die Provinz Holland zeichnete über $3^1/_2$ Mill., Seeland fast $1^1/_2$ Mill.; etwa je eine halbe Million übernahmen Enkhuizen und Delft, nicht ganz 300000 Gulden Hoorn, nicht ganz 200000 Rotterdam. Und schon 1605 nahm Steven van den Haghen im Auftrage dieser Gesellschaft den Portugiesen Amboina weg, nachdem er fünf Jahre früher zum erstenmale vor den Inseln erschienen war.

Die Art, wie er Zugang fand, ist typisch für eine grofse Reihe holländisch-ostindischer Vorgänge. Die Portugiesen hatten die Einwohner bedrückt unu mit Hilfe der Jesuiten zu bekehren gesucht; gegen den Strich der einheimischen Entwickelung hatten sie sie europäisiert und tyrannisiert. Demgegenüber erschienen die Holländer als Befreier, man frohlockte ihnen zu, und man begann sie zu achten, als man sah, dafs sie, obwohl daheim fromm, doch an fremder Küste nicht bekehren, sondern nur handeln, ja anscheinend kaum herrschen wollten. So gewann die Compagnie Java, indem sie nach dem Divide et impera der Römer die einheimischen Herrscher bald zu Freunden, bald zu Feinden machte und den einen durch den anderen in Schach hielt. Waren trotzdem in den Jahren 1619 bis 1707 drei grofse Kolonialkriege nicht zu vermeiden, so wurde das Land doch im ganzen friedlich, durch Privilegien und Lieferungsverträge, an die Interessen der Compagnie gefesselt. Etwas anders war der Hergang bei der Eroberung der Molukken, der Halbinseln des portugiesischen Besitzes und Ceylons. Hier hatten die Portugiesen nicht blofs Handelsniederlassungen, sondern auch Festungen begründet; schwerer ward es darum, sie zu vertreiben; erst 1641 wurde Malakka genommen, nnd noch 1656 tobte der Kampf um Colombo. Doch zeigte sich auch hier schliefslich, dafs die holländischen Schiffe schneller waren, dafs ihr Geschütz weiter trug, und dafs zähe Treue zur eigenen Sache das südliche Fener der Romanen überwand: der Sieg gehörte der Republik.

Dem Heimatlande aber erwuchsen aufserordentliche Vorteile aus der Thätigkeit jener Tausende, die unter dem Befehl der Gouverneure der Compagnie an den südlichen Küsten thätig waren. Zwar von europäischer Ausfuhr in diese Gebiete war nicht die Rede; eher fürchtete man die Überschwemmung des heimischen Marktes mit orientalischen Waren. Um so wichtiger war der Export von Naturerzeugnissen nach Europa, vor allem von Gewürzen. Dieser Handel wurde in den Händen der Compagnie monopolisiert und bis zu dem Grade centralisiert, dafs man auf den Inseln unter Umständen Gewürzbäume ausrottete und Teile allzu reicher Ernten verbrannte, um die Preise in Europa zu

Digitized by Google

halten. Und der Erfolg entsprach diesem zähen Radikalismus des Gewinnmachens. Man berechnete die Erzeugungskosten für das Pfund Muskatnüsse und Muskatblumen auf $7\frac{1}{2}$ Cent; in Holland verkaufte man das Pfund zu 3 Gulden 25 Cent, d. h. mit rund 4500% Gewinn. Dem entsprach es, dafs die Compagnie trotz der aufserordentlichen Kosten der Einrichtung und Eroberung in der Zeit von 1602 bis 1648 durchschnittlich 20% an Gewinn verteilte; in einzelnen Jahren ist die Dividende auf 75% gestiegen.

Und neben dem ostindisch-europäischen Handel betrieb die Compagnie auch noch einen ostindisch-asiatischen; im Jahre 1624 hat sie zur Förderung ihrer chinesisch-japanischen Beziehungen Formosa besetzt. Ja schliefslich blieb auch Afrika ihren Bestrebungen nicht fern. Im Jahre 1650 errichtete ein in Indien erprobter Schiffsarzt der Compagnie, Jan van Riebeeck, eine Station am Kap der guten Hoffnung; im Jahre 1672 ward eine Festung dazu erbaut, und Simon van der Bel, ein in Amsterdam erzogener Kreole aus Mauritius, erwarb während seiner Statthalterschaft (1672—1684) Natal und die Delagoabai.

Es waren Erfolge, die bald zur Anwendung der Handelsform der Compagnie auch für andere Weltteile aufforderten. Vor allem handelte es sich hier um Amerika, und vornehmlich wieder um Brasilien, dessen reiche Salzküsten in der Gegend von Punto del Rey für das holländische Heringsgeschäft schon früh als nnentbehrlich betrachtet wurden; bereits 1601 lagen einmal in Punto d'Araya fünfzig holländische Schiffe zugleich in Ladung. So wurden Versuche zur Errichtung einer westindischen Compagnie schon seit 1606 gemacht; namentlich Usselincx ging für ihre Gründung ins Fener. Aber erst 1621 kam sie zu stande, und von den erforderten 10 Millionen Gulden wurden nur 7 Millionen gezeichnet. Gleichwohl hat auch diese Compagnie ihre guten Zeiten gehabt. Als im Jahre 1621, nach dem zwölfjährigen Waffenstillstande des Jahres 1609, der Krieg der Niederlande gegen Spanien wieder ausbrach, verwandelte sie sich teilweise in ein Unternehmen zum Abfangen der spanischen Silberschiffe; und im Jahre 1628 betrugen die Einnahmen aus diesem 'Geschäft' allein 14—15 Mill. Gulden. Daneben war sie aber auch erobernd aufgetreten, in Peru namentlich und in Brasilien. Später freilich wuchs ihr trotz ihres Monopols der nicht so leicht zu kontrollierende Handel einzelner Kaufmannshäuser über den Kopf, bis sie sich 1638 entschliefsen mufste, den Handel unter gewissen Bedingungen frei zu geben. Seitdem blühte Brasilien mächtig empor, die Compagnie aber ging znrück, und auch der Austausch Surinams gegen Neu-Niederland hat sie nicht mehr gefördert.

Immerhin aber war die Compagnie noch auf lange Zeit eine mächtige Stütze für den holländischen Handel über den atlantischen Ozean; nnd längst vor ihrem Falle waren nach ihrem nnd nach dem Muster der Ostindischen Compagnie weitere Monopolgesellschaften zur Förderung des Handels der Republik entstanden: so das Kollegium für den Levantehandel (1625), die Gecommiteerden uit de Groenlandsche visserij für Walfischfang und Robbenschlag, das Direktorium vom oosterschen Handel uud, gegen Schlufs des XVII. Jahrh., die Kammer zur Direktion des moskovischen Handels.

Das allgemeine Ergebnis all dieser Vorgänge aber stand schon vor der Mitte des XVII. Jahrh. fest: die Republik war zum wichtigsten Handelsstaat Europas geworden: kein Meer, wo ihre Flagge nicht wehte. Und in strenger Beschränkung auf die Mittel, aus der sie geboren, hielt sich diese Macht aufrecht. Zwar haben es die Nordniederländer hier und da auch zur wirklichen Kolonisation fremder Küsten gebracht; so in Guyana oder Surinam, so vor allem in Neu-Niederland, wo Neu-Amsterdam, das heutige New York, schon um 1664 etwa 10000 Einwohner aufwies. Aber diese Kolonien sind verloren gegangen; wahrhaft fruchtbar hat sich dagegen das niederländische Genie des XVII. Jahrh. in den Niederlassungen des Handels erwiesen. Batavia hatte schon um 1680 ganz den Charakter einer holländischen Stadt, nur üppiger; und die Gouverneure der Molukken oder Ceylons fühlten sich als Vorstände einzelner Handelsdepartements der Compagnie wohl auch unter dem Lichte des südlichen Kreuzes.

Für die Heimat aber ergab sich aus dieser Expansion ohnegleichen eine völlige Revolution des gesellschaftlichen, politischen und seelischen Lebens. Wie anders doch sahen diese Niederländer in die Welt, als die binnenländischen Deutschen! Für sie war die Erweiterung des Erfahrungshorizonts, wie sie die Entdeckungen des XV. und XVI. Jahrh. der europäischen Welt beschert hatten, eine durchaus unmittelbare und greifbare: mit hellerem Blick als irgend sonst Deutsche erschlossen sie sich den Forderungen der Zeit, und mit ganz anderen Mitteln wufsten sie sie zu erfüllen. Was besagte jetzt die alte Wohlhabenheit Hamburgs oder Lübecks gegen die Reichtümer Amsterdams! Nichts schien den ungeheuren Mitteln dieses neuen Volkes unerreichbar; noch im XVIII. Jahrh. verknüpfte sich für den Binnendeutschen mit dem Worte 'Mynheer' die Vorstellung beinah allmächtigen Reichtums, und dem Untergrund der erweiterten Weltkenntnis und einer geistigen Mufse bei noch vorhaltender Thatkraft und ungebrochener Fähigkeit geistiger Aufnahme entwuchs jene glänzende Kultur des Endes des XVI. und vornehmlich des XVII. Jahrh., die, höchster Ausdruck germanischen Könnens in dieser Zeit, die binnendeutschen Lande weithin überschattete und befruchtete.

II

Ein niederländischer Historiker hat einmal geäufsert: 'Wat het licht voor ons oog, de lucht voor onze longen is, dat is eenmal het Kalvinisme voor ons vaderland geweest: zijne levensvraag, de bron zijner sterkte en van zijn bestaan.' In der That: der Calvinismus war die Lebensluft der Niederlande nicht blofs in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh., sondern auch noch im XVII. und XVIII. Jahrh.; aber wie er einerseits einen Grundton der tieferen geschichtlichen Harmonien auf niederländischem Gebiete abgiebt, so ist er anderseits nicht zu verstehen ohne Kenntnis mindestens der sozialen und politischen Geschichte des Landes selbst.

Da ist denn von der Thatsache anszugehen, dafs der Aufschwung der Niederlande sich seit 1585, wie er sowohl auf dem Gebiete der äufseren Politik als auch im Wirtschaftsleben eingetreten war, keineswegs allen sieben Pro-

vinzen der Republik in gleicher Weise zu gute gekommen war. Um das Jahr 1600 war das Land vielmehr politisch ein Konglomerat von verschiedenartigen Bildnngen: neben den Provinzen gab es noch freie Herrschaften einzelner Adeliger und sog. Generalitätslande, die dem ganzen Lande etwa wie hentzutage Elsafs-Lothringen dem Reiche nnterstanden. Und auch wirtschaftlich und sozial war das Land eine Zusammenfassung von Gegensätzen. Wer aus dem festnngsreichen Geldern kam, der fand auf dem Lande in Overijssel die alten Sitze eines kleinen Adels und in Utrecht die friedlichen Lindenalleen der Hauptstadt eines ehemaligen geistlichen Fürstentums sowie die kleinen Wasseradern eines längst überholten Handels; in Friesland aber grüfsten ihn zwar Männer, die sich der Freiheit der deutschen Urzeit rühmten, doch ihr Besitz war gering: mit Ingrimm sahen sie auf ihre versandenden Häfen Stavoren, Bolsward und Dokkum, nnd nur als Fischer noch fuhren sie zu Meere. Wie wechselte aber das Bild, nahte sich der binnenländische Reisende den seeländischen Provinzen! Hier grüfsten ihn schon, wie heute, bis zum Horizont ausgedehnte grüne Wiesenflächen mit prächtig weidendem Vieh und militärisch aufmarschierenden Windmühlen zur Hebung des hochstehenden Grundwassers; dazwischen aber machten sich überall Segel bemerkbar; mit tausend weifsen Lichtpunkten kennzeichneten sie den Zng der Kanäle, die schon Stadt mit Stadt verbanden. Denn die Städte waren bereits alle, sowohl die achtzehn in Holland wie die sechs in Seeland, zu Häfen gemacht, und selbst von Leiden und Haarlem aus fuhr man durch See und Deich bereits hinans ins offene Meer. So war die Bevölkerung gleichsam amphibisch; Amsterdam, die jüngste und gröfste Stadt des Landes, war geradezu in den Sumpf hineingebaut worden, und auf Hunderttausenden von Rammbäumen ruhten, einem festliegenden Geschwader gleich, seine Gebäude.

Von den beiden Provinzen aber, die am Meere lagen, war Holland die weitaus bedentendere. In Seeland beschränkte sich die Schiffahrt auf Küstenverkehr und Fischerei; hier waren die altnationalen Pinken zu Hanse. In Holland dagegen sah man die stolzen Drei- und Viermaster; und darum war Holland das Haupt und die Seele der Republik. Im Jahre 1622 hatte es 1200000 Einwohner, mehr als ein Drittel des ganzen Landes. An Matrikularbeiträgen an die gemeinsame Regierung zahlte es allein 58$^1/_3$ %, während Friesland 12$^1/_2$, Seeland 9 % leisteten, die übrigen vier Provinzen zusammen gar nur noch etwa 20 % zn decken hatten. Und daneben wufste es im Jahre 1650 noch anstandslos eine provinziale Staatsschuld von 153 Millionen Gulden mit 6 Millionen zu verzinsen.

Da begreift man wohl die Bedeutung seiner gröfsten Stadt, Amsterdams. Anfang des XVI. Jahrh. war Amsterdam noch ein kleiner Ort gewesen; 1622 hatte es 105000 Einwohner, 1672, znr Zeit seiner gröfsten Blüte, beinah das Doppelte. Damals brachte es eine Bürgerwehr von 10000 Mann in 60 Kompagnien auf, kraftstrotzende und prunkende Mannschaften, wie sie Rembrandts 'Nachtwache' aus einer etwas früheren Zeit her dem Besucher des Amsterdamer Rijksmuseums noch hente vor Angen führt. Damals wurde auch das heutige Palais

Digitized by Google

auf dem Dam, ein fürstliches Rathaus, wurde weiter die Westkirche mit dem kronengeschmückten Turm und die schönen Giebelhäuser der Heeren- und Keizersgracht gebaut — wo man hinsah, da ging es hoch her und prunkend. Und gleichzeitig etwa wurden die grofsen Docks, Werften, Höfe, Magazine und Seilerbahnen der Ostindischen Compagnie und der Holländischen Admiralität errichtet.

War es zu verwundern, dafs diese Stadt, und dafs die Provinz, deren Haupt sie war, herrschen wollten in der Republik? Nicht selten schien es, als müsse ihr Sonderinteresse den Wahlsprnch des Ganzen: Concordia res parvae crescunt vergessen lassen. Aber immer hielten doch die alten Bindemittel wieder alle Provinzen zusammen: die gemeinsamen Gepflogenheiten aus der burgundischen Zeit und die im Statthalteramt gewahrte Tradition der burgundischen Verwaltung, die Erinnernngen an die grofsen Jahrzehnte der Befreiung, die analoge Ausgestaltung der städtischen Verwaltungen und Verfassungen — und dazu kam als neue, festeste Klammer die Entwickelung einer gesamtnationalen Kultur in Sitte und Sprache, in Kunst und Wissenschaft.

Zudem war die bundesstaatliche Gesamtverfassung, so locker sie auch auf den ersten Blick gefügt erschien, doch eben in ihrer Toleranz gegenüber allem Partikularen wohl geeignet, dies reiche und widerspruchsvolle Leben zusammenzuhalten.

Zwar der nach Oraniens Ermordung im Jahre 1584 begründete Raad van Staate, aus zwölf durch die Provinzen berufenen Mitgliedern bestehend, hatte sich als centrale Exekutive, wie er anfangs gedacht war, keineswegs bewährt. War ihm einerseits das steigende Anschen Morizens, des zweiten Oraniers, entgegengetreten, so hatten anderseits die Generalstaaten selbst bald seine Stelle eingenommen. Denn die Generalstaaten, keineswegs eine nationale Vertretung im modernen Sinne, sondern vielmehr, dem Bundesrat des heutigen Deutschen Reichs zu vergleichen, ein Comité der Gesandten der einzelnen Provinzialstaaten, hatten seit 1593 dauernd zu tagen begonnen. Der Regel nach in der Höhe von 20 bis 25 Mitgliedern versammelt, doch so, dafs jeder Provinz nur eine Stimme zustand, gleichgültig, wie viel Gesandte sie deputierte, hatten sie ihre Residenz im Haag, damals dem friedlichsten und herrlichsten Dorfe der Welt. Hier kamen sie in der alten Burg der Grafen von Holland zusammen, die an den malerischen Ufern des grofsen Vijverteichs zugleich auch den Hof der Oranier und die Staaten von Holland beherbergte, und ein kleiner Saal mit grofsem grünem Tische vereinigte sie zu langen und intimen Beratungen. Denn allmählich hatten sich ihre Kompetenzen zur ständigen Wirksamkeit einer obersten Leitung ausgedehnt; sie besorgten, wenn auch unter starker Bevormundung durch einzelne Oranier, namentlich Morizens Nachfolger Friedrich Heinrich, das Auswärtige, sie hatten das Heer grundsätzlich, die Bundesfinanzen wenigsten thatsächlich unter sich, sie handhabten im Erlasse von Plakaten die Bundesgesetzgebung, und sie ernannten auch die wichtigsten Beamten und regierten unmittelbar die Generalitätslande. Freilich thaten sie dies alles auf Instruktion seitens der einzelnen Provinzialstaaten; nnd namentlich wenn es sich um die Ausschreibung von

Digitized by Google

Matrikularumlagen, um die fatale Petitie, handelte, griffen diese oft rauh in die Meinung Ihrer Hochmögenden ein.

Die Einzelstaaten konnten das um so mehr, als es eine eigentliche Bundesverwaltung unter den Generalstaaten nicht gab. Nicht einmal das Heer galt als gemeinsam, sondern bestand aus Söldnerkontingenten, die die einzelnen Provinzen löhnten, und aus den Waardgeldern, den Soldaten der Städte. Nur das Oberkommando mufste schliefslich doch einheitlich geordnet werden, und so gab es denn einen Capitaine generaal, fast stets einen Oranier, und ihm zur Seite ein oberstes Generalstaatencomité, die Gedeputeerden te veld. Ganz analog war die Flotte organisiert, mit einem Generaladmiral an der Spitze. Und ähnlich wurde es, vielleicht das Bezeichnendste von allem, auch mit den Zöllen gehalten. Wenn irgendwo, so drängte der Handelscharakter der Republik hier auf bundesstaatliche Einheitlichkeit; und in der That wurde ohne Ende davon geredet, wie es möglich sein könne, sie für alle Provinzen 'eenenpaerlicken op eenen voet' zu bringen. Aber der einheitliche Fufs hat sich niemals eingestellt.

Ein bezeichnender Vorgang: hier, wie in allen Fällen wurde schliefslich das Interesse der Gesamtheit durch mindestens gleich starke partikulare Interessen gegengewogen.

Wie war das nun möglich? Die politische Lage beruhte nicht allein auf der Konkurrenz der allgemeinen und der provinzialen Landesinteressen. Gewifs hat der Gegensatz zwischen den binnenländischen Provinzen und den seebenachbarten, vor allem Holland, einen grofsen Teil der Geschichte der Republik beherrscht. Wichtiger aber als der provinziale Partikularismus im ganzen war noch der Einzelpartikularismus der Städte. Man mufs dabei bedenken, dafs in den Provinzialstaaten die Geistlichkeit nur noch in Utrecht eine äufserst beschränkte, und der Adel nur noch in den übrigen Binnenlanden eine ziemlich zurücktretende, in den Staaten der Seeprovinzen dagegen fast gar keine Rolle spielte: in den Staaten Seelands gab es nur einen Edeln, in denen Hollands nur etwa acht bis zehn. So waren die Provinzialstaaten fast nur Ausdruck der Bestrebungen des Bürgertums und der grofsen Städte; mit Recht hat darum der Ratspensionär van den Spieghel einmal bemerkt: 'Die Regierung der Union ist nur provinzial und die der Provinzen nur municipal.'

Damit kam denn für die niederländische Entwickelung in ihrer Tiefe schliefslich alles darauf an, wer in den Städten das Heft in den Händen hatte. Schon unmittelbar nach der Konstituierung der Republik und dem Tode Wilhelms von Oranien hatte sich das gezeigt: unter Leicester waren die Parteiungen in den Städten, das zeitweilige Überwiegen der Handelsaristokratie in den Seestädten, der Gemeinden in den Binnenstädten für das Schicksal der Republik entscheidend gewesen. Hatte sich nun seitdem an der damals vorhandenen sozialen Lage viel geändert?

Die holländischen Städte waren im Mittelalter durch den Schout als Vertreter des Fürsten und die Schöffen als Vertreter der Bürgerschaft regiert worden; daneben hatte man in besonders wichtigen Fällen die Gemeinde verfassungsmäfsig befragt. Es war gewesen wie sonst vielfach in deutschen

Städten. Die Folgeentwickelung dagegen war dann wesentlich vom gemeindentschen Herkommen abgewichen. Neben den Schöffen war zwar, wie im Reich, als neues Organ der Rat, die Vroedschap (Weisheit) emporgewachsen; aber ihr Körper, meist ans 20—40 Regenten (Ratsherren) bestehend, beruhte nicht auf periodischem Wechsel, sondern auf lebenslänglicher Teilnahme der Gewählten und ward nicht durch die freie Wahl irgendwelcher demokratischer Verfassungsgemeinschaften, sondern durch die Kooptation der im Rate befindlichen Regenten ergänzt. Die Folge war, dafs eine eng begrenzte Aristokratie ratsfähiger Geschlechter entstand, die sich dnrch die sog. 'Contracten van Correspondentie' die Alleinherrschaft und die Verteilung der Ämter unter ihre Mitglieder sicherte, und die allmählich, kräftig und ausschliefsend, wie sie war, Schout und Schöffen auf Rechtsprechung und geringe polizeiliche Funktionen beschränkte. Dabei waren denn die Vroedschappen, wie man nun gelegentlich auch die ganzen ratsfähigen Geschlechter nannte, mit ihren Interessen vielfach nicht auf ihre Heimatsstadt beschränkt geblieben, sondern erschienen durch Verschwägerung und sonstwie mit Geschlechtern gleicher Bedeutung in den benachbarten Grofsstädten verbunden, so dafs man, neben allen städtisch-partikularen Bestrebungen, doch anch von einer bürgerlichen Aristokratie gewisser Gegenden und Provinzen reden konnte; in der Provinz Holland z. B. haben auf diese Weise etwa 1200 Personen, gleichsam Kleinkönige der Provinz, die Geschicke des Landes beherrscht.

Konnte nun diese Entwickelung, wie sie in den binnenländischen Städten besonders langhergebracht war, in den rasch wachsenden Städten der Gestadeländer aber schliefslich noch ungleich entschiedener ausgebildet wurde, durch den aufserordentlichen kommerziellen Aufschwung des Landes seit etwa 1585 unterbunden werden? Das Gegenteil geschah. Noch mehr wie bisher trat die Gemeinde zurück, und der Reichtum häufte sich in den Familien der Vroedschappen. Charakteristisch hierfür ist, dafs dem Aufschwung des Handels keineswegs ein Aufschwung der Industrie folgte oder zur Seite ging. Zwar lebten einige Luxusindustrien empor, wie die Edelsteinschleiferei in Amsterdam, und an den Getreidehandel schlofs sich naturgemäfs eine grofse Mühlenindustrie an, aber keineswegs mehr in handwerklichen Formen. Im übrigen suchten die Vroedschappen eher zu unterdrücken als zu fördern, was noch von handwerklicher Industrie aus früheren Zeiten vorhanden war. Sie wollten keine mündigen Gemeinden steigender handwerklicher Richtung. Darum haben sie die Znnftverfassungen übcrall zerstört mit Ausnahme von etwa derjenigen Dordrechts, Deventers und teilweise Groningens; die Seestädte vor allem kannten nur ein gering entwickeltes, ganz unter Aufsicht der Vroedschappen stehendes Handwerk. Dagegen hielten eben sie für Kleinhandel und Binnenschiffahrt noch während des ganzen XVII., ja XVIII. Jahrh. hartnäckig die alte zunftmäfsige Organisation aufrecht: denn hier war das Zunftprinzip trefflich geeignet, jeder persönlichen Initiative solcher Händler entgegenzutreten, die sich etwa vermafsen, über ihren Stand in die satten Kreise des Grofshandels aufzusteigen.

Das Ergebnis dieser ganzen Bewegung war natürlich steigende Entfrem-

Digitized by Google

dung der Gemeinden und der regierenden Aristokratie. Schon in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. war man darin so weit gelangt, dafs die gröfste Weisheit einer städtischen Regierung in der Beherrschung der schwierigen Menge gesehen werden konnte[1]); und bereits um die Mitte des XVII. Jahrh. war man sich über die Tendenz der gesamten Entwickelung und ihre Schädlichkeit klar. Aber weder Johan de Witt noch die Oranier haben seitdem den Lauf der Dinge, teilweise trotz besten Willens, noch ändern können.

In der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. aber waren diese Geleise noch nicht so eingefahren, als dafs nicht die unteren Klassen gelegentlich noch an Selbsthilfe gedacht hätten. Und da jedes Vorgehen gegen die Vroedschappen bei den bestehenden politischen Zusammenhängen sofort auch die Provinzialstaaten und durch diese hindurch in den Generalstaaten die Republik traf, so wurden ihre Bestrebungen von gröfster Bedeutung für das Schicksal des Volkes und die Entwickelung der langsam nationale Prägung erhaltenden holländischen Kultur überhaupt.

* * *

Nun war es aber das Besondere dieser Entwickelung des sozialpolitischen Gegensatzes zwischen Gemeinden und Vroedschappen, dafs sie sich nicht in nacktester und ureigenster Gestalt vollzog, als sie nach dem Abschlufs des grofsen Krieges hervorbrach, der alle Volkskräfte bis zum Jahre 1609 zusammengehalten hatte, sondern vielmehr in fast übermächtiger Weise verquickt mit kirchlichen Vorgängen: wie sie denn schon in ihren ersten Anfängen, unter Leicester, mit kirchlichen Ereignissen in Beziehung getreten war.

Im Jahre 1618 hat der holländische Ratspensionär Oldenbarneveld dem englischen Gesandten versichert, dafs die Katholiken noch immer bei weitem die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten. Trotzdem waren sie ohne Einflufs und nur geduldet. Die entscheidende Konfession war die calvinische. Zwar war der Calvinismus nirgends eigentlich zur Staatskirche erklärt worden, aber er nahm doch eine verwandte Stellung ein, insofern alle lebendigen Bestandteile der niederen Volksschichten ihm fast durchweg ebenso angehörten wie die Vroedschappen: die beiderseits führenden und vorwärtsdrängenden Schichten der Bevölkerung waren reformiert.

Was bedeutet nun diese gemeinsame religiöse Basis für beide Teile?

Der Hafs der Lutherischen gegen die Reformierten seit mindestens der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. ist oft betont worden; er konnte so weit gehen, dafs im Jahre 1597 Ph. Nicolai im Grunde seines Herzens bekannte, von den Reformierten werde statt des lebendigen Gottes der leidige Teufel gelehrt und angerufen. In der That waren um diese Zeit der Calvinismus da, wo er voll durchgedrungen war, und das Luthertum in den Augen der Zeitgenossen vielfach gröfsere Gegensätze als Luthertum und Katholizismus.

Calvin hatte, wie schon Zwingli, keine eigentliche Dogmatik entwickelt,

[1]) Der Historiker Hooft ed. Hecker, I 12, 396 f.

und noch viel weniger hatte seine Kirche einen im Sinne des Luthertums sakramentalen Charakter. Das System der Lehre war, wenn auch schliefslich deduktiv gefafst, doch den Schriften des alten und neuen Testamentes im Sinne einer mehr nur induktiven biblischen Theologie entnommen; und es hatte sich nicht freien wissenschaftlichen Bestrebungen als etwas schlechthin Abgeschlossenes unmittelbar entgegengestellt. Im Gegenteil liefs es, vom Humanismus stark beeinflufst, diesen Bestrebungen freies Feld, ja regte recht eigentlich die freiesten und gröfsten philosophischen Probleme an: von Zwingli kennt man fast pantheistische Sätze, und von Calvin stammt das Wort pio sensu naturam posse dici Deum; wie gewaltig ferner der Calvinismus auf die Spekulationen über die menschliche Willensfreiheit eingewirkt hat, ist bekannt genug.

Man versteht unter diesen Umständen, was es hiefs, wenn für die nördlichen Niederlande seit 1572 der Calvinismus zum geistigen Lebensodem wurde: es war ein Vorzng vor dem inneren Deutschland, eine Befreinng des Geistes von gröfster Bedeutung. Und sie ward getragen von den sittlich ins Ungemessene erhebenden Kämpfen gegen Spanien, der materiell nnerhört bereichernden Eroberung ferner Welten! Das erstannte Zeitalter sah hier auf einmal eine Gesellschaft von Staatsmännern vor sich, die zugleich Kaufleute und Theologen waren: eine unerhörte Kombination geistiger Kräfte trat ein.

Konnte sie sich aber dem ganzen Volke mitteilen? Sie blieb im wesentlichen Eigentum der Vroedschappen. Und so entwickelte sich in ihnen, der Zahl der Köpfe nach ziemlich eng begrenzt, aber von weitester geistiger Wirkung, eine Welt, die man wohl als eine höhere Lebensstufe gleichsam des binnendeutschen Patriziats des ausgehenden XV. und des beginnenden XVI. Jahrh. betrachten mag. Und diese Welt war auf geistigem Gebiete nicht mehr einseitig theologisch. Sie ergriff vielmehr neben der christlichen Tradition den Humanismus mit jugendfrischem Feuer: hier zum erstenmale entstand eine wahrhaft volkstümliche Renaissancelitteratur wie eine nordisch-nationale Renaissance der Architektur; hier zum erstenmale ward, wie im XVII. Jahrh. in Frankreich, im XVIII. Jahrh. in Dentschland, jenseit der Alpen eine wirkliche Verschmelzung antiken und modernen Geistes erreicht.

Indem aber dieser Fortschritt eintrat, indem das Denken über diese Erweiterung seiner bisherigen Kenntnisse zugleich fortschritt zum Wagnis vollständigeren Verständnisses der Welt unabhängig von jeder Tradition, indem zugleich in aufserordentlichem Mafse Lebensüppigkeit um sich griff, konnte von den regierenden Schichten des Landes weder die Sittenstrenge des ursprünglichen Calvinismus, noch dessen, wenn auch noch so freies System des Glaubens gewahrt werden: in beiden Richtnngen trat eine Lockerung ein. Der Wahlspruch des Admirals De Ruyter, der noch ganz der alten Zeit und dem alten Glauben angehörte, war gewesen: 'Wenn der allmächtige Gott Unverzagtheit bescheren will, so behalten wir den Sieg', und seine einzige Erholung hatte in Bibellesen nnd Psalmensingen bestanden. Hendrik Hooft, der tiefgebildete, vom Humanismus gesättigte Staatsmann eines späteren Zeitalters, bezeichnete Amsterdam als den neuen Hafen der Circe, wo die Menschen gleich Schweinen

Digitized by Google

lebten, und seine Hauptsprüche waren: ein gesunder Mann müsse das Heute geniefsen, auch wenn er wisse, dafs das Morgen ihm schmerzvollen Tod bringen werde, und: nur Stümper könnten wünschen, mehr als sechzig Jahre alt zu werden.

So war denn das Wahrzeichen dieser Kreise grofse geistige Freiheit, aber zugleich, bei sorgsam vermiedenem Bruch mit den traditionellen Formen des calvinistischen Glaubens, Pessimismus und Fatalismus im Falle entschiedenen, Indifferentismus nnd mehr äufsere Anlehnung an die Kirche im Falle unklaren Denkens. Im allgemeinen galten die diesen Kreisen Angehörigen mehr als Geistesverwandte des Humanismus, als der Reformation; man sah, wie ihnen die Unterschiede zwischen den Konfessionen gleichgültiger wurden, und wie sie sich, wenn sie sich nicht an den Satz Oldenbarnevelds nil scire tutissima fides hielten, im allgemeinen einem abgeblafsten, wohl gar nur deistisch aufgefafsten Christentum zuneigten, nnd man nannte die Entschiedensten und Anffallendsten von ihnen Libertiner und Nentralisten.

War das nun die geistige Haltung der oberen Kreise um etwa 1600, wie hätten ihnen da die unteren Schichten folgen können, zumal sie in immer ausgesprochenerem sozialen Gegensatz zu ihnen lebten. Je freier die Libertiner der Vroedschappen mit ihrem Anhang zu denken begannen, um so inbrünstiger umfingen die niederen Kreise die Traditionen des alten rigorosen Calvinismns; sie zeterten gegen den Katholizismns, der sich infolge dessen der regierenden Aristokratie nm so enger anschlofs, sie verfluchten die religiöse Lauheit der herrschenden Klassen und hingen mit steigender Bewunderung an den etwa zweitausend starren calvinistischen Predigern des Landes.

Nun hätte das an sich vielleicht noch nicht sehr viel zu sagen gehabt, hätten in den Gegensatz nicht schon von Leicesters Zeiten her ganz bestimmte und konkrete kirchliche Forderungen hineingeragt. Sie liefen vor allem auf eine gemeinsame Kirchenverfassung aller Provinzen hinaus. Es war ein Ziel, das zunächst das Ideal der calvinistischen Eiferer gewesen war, dem aber auch die Aristokratie, wie sie jetzt besonders in den Staaten der führenden Provinz Holland nnd in den Ansichten Oldenbarnevelds ihren Hort fand, an sich nicht abgeneigt gewesen wäre. Auch sie wollte eine grofse protestantische Kirche der Republik. Nur sollte diese durch Formulierung eines möglichst vagen Glaubensbekenntnisses weitherzig allen Nichtkatholiken jeglicher Art Zutritt gewähren, zudem sich in der Ausübnng der Kirchenzucht von den staatlichen Gewalten, d. h. eben wieder von der Aristokratie gängeln lassen. Aber das war natürlich ganz und gar nicht die Meinung der nntern Klassen. Die wollten eine Kirche, deren Herr ein strenger und eifriger Gott wäre, mit festem Bekenntnis und völlig selbständiger Disziplin der kirchlichen Organe.

Zum Unglück verquickten sich nun diese gegenseitigen Forderungen und Wünsche der Hauptsache nach auch noch mit ganz speziell dogmatischen Differenzen.

Gegenüber der Lehre Calvins von der Gnadenwahl Gottes im Sinne einer unerbittlichen Vorherbestimmung des Menschen hatte sich das menschliche Ge-

Digitized by Google

fühl von Anbeginn empört und die Überzeugung von der Universalität vielmehr der göttlichen Gnadenabsicht ausgesprochen. Bereits in Calvins Gegenwart hatte Hieronymus Bolsec zu Genf nach einer streng calvinischen Predigt gegen sie protestiert: da war Calvin aus der Menge hervorgetreten, hatte seine Lehre verteidigt, und Bolsec hatte die Stadt verlassen müssen. Dann hatte 1556 Bibliander in Zürich gegen den strengen Calvinisten Petrus Martyr erklärt, er mache Gott im Dieb zum Dieb und im Teufel zum Teufel, und hatte der Rektor der Genfer Schule, Sebastian Castellio, den Vergleich hingeworfen, kein wildes Tier werde sein Junges zur Qual bestimmen.

Zum vollen Durchbruch aber war die Opposition gegen die Lehre von der absoluten Willensunfreiheit doch erst in den Niederlanden gekommen, vornehmlich nachdem diese infolge der Ereignisse der Bartholomäusnacht (1572) von hugenottischen Gelehrten überschwemmt worden waren. Hier äufserte zunächst, humanistisch angeregt, ein Schüler von Seneca und Cicero, Coonhert (geb. 1522) systematische Bedenken gegen die Gnadenwahl; und seine Richtung wurde dann, theologisch vertieft, zu stärkerer Geltung gebracht durch den Professor Arminius (geb. 1560, seit 1603 in Leiden). Arminius war es zugleich, der die mildere Lehre in den engsten Zusammenhang mit der liberalen Strömung in den Vroedschappen und den humanistisch angehauchten Kreisen brachte. Und indem er sich zur Würde und Freiheit des Menschen bekannte unter Begründung einer allgemeinen Gnade auf die ethische Natur Gottes und so die rigorose Theorie Calvins aus der reformierten Lehre ausschied, fand er den Beifall auch der gelehrten humanistisch-philologischen wie politischen Strömungen: Episcopius trat zu ihm, und Hugo Grotius entwickelte in dem Bewijs der ware Godsdienst seine Lehren aus einer geläuterteren Auslegung des Neuen Testaments, während in Frankreich Camero (seit 1618 Professor in Saumur) und seine Schule arminianische Lehren vertraten.

Allein die niederen Schichten waren in den Niederlanden sehr weit davon entfernt, diesen aristokratischen und humanistisch durchtränkten Anregungen zu folgen. Standen gegen dieselben eifernde calvinistische Prädikanten auf, wie vor allem Gomarus, so fiel ihnen alsbald die Menge zu: und in den geistig am meisten fortgeschrittenen Provinzen der Republik, in Holland und Utrecht erhob sich drohend das Gespenst des Schismas.

Wer sollte da nun vermitteln oder entscheiden? Da der Calvinismns in den Niederlanden noch immer keine vollständige Verfassung besafs, so fiel die Aufgabe zunächst der weltlichen Obrigkeit, und das hiefs den Provinzialstaaten, und, gemäfs der hauptsächlichsten Verbreitung der Arminianer, vornehmlich den Staaten von Holland und damit deren damals herrschendem Haupte, Oldenbarneveld zu. Es versteht sich, wohin deren Meinung ging. In seiner klaren Neigung zur dogmatischen Indifferenz bestand Oldenbarneveld darauf, dafs sich beide Ansichten friedlich nebeneinander in denselben lokalen Institutionen der calvinischen Kirche vertragen sollten; nur eine, möglichst duldsame, Normalkirche sollte es geben; und seiner Ansicht waren auch die in den Staaten zum Worte gelangenden Vroedschappen des Landes.

Digitized by Google

Diese Meinung gefiel nun den Arminianern natürlich wohl, und so fanden sie sich, nachdem sie in verschiedenen Städten, wie Utrecht, Alkmaar, Leeuwarden schon gesiegt hatten, berechtigt, den holländischen Staaten im Januar 1610 ihre Sonderansichten in einer Remonstranz von fünf Artikeln zu ausdrücklicher Billigung vorzulegen. Allein kaum hatten die Staaten ihnen gegenüber das tolerari posse ausgesprochen, so vereinigten sich die Altcalvinisten zur Einreichung einer energischen Kontraremonstranz (März 1611), die darauf hinauslief, dafs sie die Remonstranten nicht in der Kirche dulden wollten. Da blieb denn nichts mehr übrig, als von Staats wegen Verfolgungen gegen die Altcalvinisten einzuleiten.

Was war damit geschehen? In dogmatischen Fragen hatten zwei kirchliche Parteien auf das Urteil eines provinzialen Staatswesens provoziert, und dieses hatte die Provokation angenommen. Und es waren zwei kirchliche Parteien, die sich in vielen Dingen, sei es ausdrücklich, sei es den zu Grunde liegenden Tendenzen nach mit zwei gesellschaftlichen Schichten deckten, mit den Vroedschappen vornehmlich Hollands einerseits und anderseits mit den politischer Rechte darbenden Gemeinden. Die Gefahr, dafs die dogmatischen Gegensätze in längst drohende politische ausmündeten, konnte unter diesen Umständen nicht mehr vermieden werden.

Im Haag, dem Sitze der holländischen Staaten, waren die demokratischen Kontraremonstranten von den remonstrantischen Vroedschappen besonders schlecht behandelt worden. Sie konnten für sich sogar keine Kirche mehr am Orte finden; in Wind und Wetter mufsten sie nach der benachbarten Rijswijker Dorfkirche zum Gottesdienst wandern; und spottend lohnte die Gegenpartei ihre Aufopferung mit dem Namen der Dreckgeusen. Wer beschreibt nun unter diesen Umständen das Aufsehen, das es machte, als der Prinz Moriz von Oranien sich, nach vergeblichen Versuchen, eine Aussöhnung des dogmatischen Streites vor der kirchlichen Instanz einer Synode herbeizuführen, diesen Leuten zuwandte, ihnen im Haag ein Gotteshaus verschaffte und seit dem 23. Juli 1617 jeden Sonntag feierlich zu diesem seinen Kirchgang nahm! Moriz, ein rosiger, blonder Herr, der als gewiegter Tänzer auf Kirmessen und lebhafter Bewunderer weiblicher Schönheit bekannt war, der einmal erklärt haben soll, er wisse nicht, ob die Prädestination blau oder grün aussehe!

Die Absicht, in der Moriz handelte, war gleichwohl klar genug. Gegenüber den Versuchen der arminianischen Woedschappen, das Staatsleben Hollands und damit womöglich das der ganzen Republik ausschliefslich aristokratisch-humanistisch-kommerziell zu gestalten, nahm der kluge Oranier, in seiner politischen Stellung über den Vroedschappen bedroht, seine Zuflucht schliefslich zu den kontraremonstrantischen Massen des Volkes, und er sah sich damit, wenn auch unter etwas veränderten Umständen, in dieselbe Position gedrängt, wie einst Lord Leicester.

Aber der Ausgang war diesmal zunächst ein anderer. Seit dem aufserordentlichen Aufschwung des Seehandels etwa vom Jahre 1600 ab war Holland gewifs in unerhörter Weise in den Vordergrund des Staatslebens der Republik

getreten. Aber die übrigen Provinzen waren einstweilen noch weit davon entfernt, sich dieser neuen Obmacht willig zu fügen. So konnte Oranien für seine Opposition, wie sie zunächst den Provinzialstaaten von Holland galt, bei geschickter Behandlung der Dinge auch sehr wohl noch die Zustimmung der Mehrheit der aufser Holland in den Generalstaaten vertretenen Provinzen der Republik gewinnen; und in diesem Sinne hat er gehandelt. Als er seinen ersten Kirchgang that, hielt er sich der Billigung der Generalstaaten bereits für gewifs.

Demgegenüber waren die holländischen Staaten, an ihrer Spitze Oldenbarneveld, nun erst recht zum vollsten Durchgreifen bereit, denn es schien ihnen, als könne der Sieg der remonstrantischen und aristokratischen Prinzipien zugleich leichten Kaufes gewonnen werden. Am 4. August 1617 antworteten sie auf den Kirchgang Oraniens mit der 'Scharfen Resolution', einer Mafsregel, welche die Zuständigkeit der Gerichte für kirchliche Klagen der Bürger gegen die Stadträte aufhob, vor allem aber die Truppen, die bisher unter Oranien standen, unter den Befehl der Räte der einzelnen Garnisonen wies und zugleich die Aufstellung kommunalen Kriegsvolkes anordnete. Es war im Grunde die Absetzung Oraniens und die Mobilmachung aristokratisch-remonstrantischer Streitkräfte gegen die starr calvinischen Gemeinden. Und dieser einschneidenden Mafsregel folgten noch weitere, deren Ergebnis kaum etwas anderes sein konnte, als Bürgerkrieg.

Sollte Oranien nun nachgeben? Nach manchen Weiterungen war er der Generalstaaten völlig sicher. Und damit auf unbestreitbar gesetzmäfsigen Boden gestellt, begann er die Gegenzüge gegen den Ratspensionär und die Staaten von Holland. Am 12. Jnli 1618 erklärten die Generalstaaten die Anwerbung von Bürgermilizen für unzulässig; Oranien dankte sie allenthalben entschlossen und deshalb ohne grofse Schwierigkeiten ab; bald darauf übergaben die Generalstaaten dem Prinzen eine geheime Vollmacht, zu thun, was sich für das Wohl des Landes als nötig erweise, und hierauf liefs Oranien am 24. August Oldenbarneveld und seine Anhänger, darunter auch Hugo Grotius, verhaften. Am 7. März 1619 begann der Prozefs gegen Oldenbarneveld, und am 13. Mai 1619 hat der zweiundsiebzigjährige Greis für sein Ideal der remonstrantischen, von Hollands Vroedschappen zu leitenden Republik das Schaffot bestiegen.

Es war ein hartes Ende nach so viel Verdiensten; und ward es durch den Verlauf der sozialen und religiösen Bewegungen der Zeit erfordert, so versteht man doch leicht, wie sich über diesen Ausgang bald ein dichtes Gewebe verklärender Sagen breiten konnte, dessen Auftrennung noch heute die geschichtliche Forschung beschäftigt. Die Kontraremonstranten aber triumphierten jetzt, und Moriz ward als der zweite Moses gefeiert der das Volk Gottes aus der ägyptischen Dienstbarkeit befreit habe.

Kurz nach Oldenbarnevelds Verhaftung hatte in Dordrecht die nationale Synode zu tagen begonnen, die Oranien früher gefordert hatte: die dogmatisch-kirchlichen Fragen kamen damit an die rechte Instanz. Ihr Abschlufs aber, am 1. Mai 1619, ergab den vollsten Sieg der altcalvinischen Kontraremon-

stranten. Der Heidelberger Katechismus wurde von neuem zur Norm des Glaubensbekenntnisses erklärt, die remonstrantische Lehre wurde ausdrücklich verurteilt, und ihre Prädikanten, etwa 200 an der Zahl, wurden darauf teils abgesetzt, teils gar verbannt und an zeitlichem Gute gestraft. Im übrigen beliefs man zwar die Anhänger der Remonstranz im Lande; aber sie schrumpften zusammen, sie galten als gleichsam geistig aussätzig: der reine Calvinismus durfte seitdem als Form holländisch-nationalen Glaubens gelten und ist als solcher bis zum Ende der Republik fast ungestört geblieben. Zwar erhob sich im einzelnen noch ungeheurer Streit, in dem eine neue Scholastik in greulichem Latein emporwucherte und eine Masse von Sekten von dem Hauptkörper der Kirche absplitterten. Im ganzen aber siegte das altcalvinische Kirchentum, und hat es auch keine grofsen Persönlichkeiten mehr gezeitigt, so blieb es doch noch in einer drei Menschenalter währenden Blüte.

Zunächst freilich begann im Jahre 1621 der Krieg gegen Spanien von neuem; und wie früher die grofsen Kriegsjahre alle heimischen Auseinandersetzungen hatten zurücktreten lassen, so geschah es auch jetzt. Man war einig darin, dafs man die Spanier vom heimischen Boden vertreiben müsse, und dafs nur der Besitz Ostindiens und die Freiheit der Meere die erreichte Gröfse gewährleiste. Und in einem neuen Kampfe von siebenundzwanzig Jahren hat die Republik die für diese Ziele notwendigen Errungenschaften gesichert. Mit der Eroberung von Herzogenbusch im Jahre 1629 war die Befreiung des Vaterlandes vollendet; die Befreiung der See, die Sicherung des Zusammenhanges mit den Kolonien wurde durch die Beseitigung der Spanier und der kapernden Vlamen aus Dünkirchen, Ostende und Bergen erreicht. Es waren unsäglich roh geführte Kämpfe; die Generalstaaten haben die Kapitäne ihrer Schiffe nicht selten verpflichtet, den gefangenen Feinden die Füfse zu waschen, d. h. sie lebend ins Meer zu werfen. Aber endlich nahte auch hier eine günstige Entscheidung; im September 1639 errang der grofse Staatenadmiral Tromp den blutigen Sieg bei Duin, und sieben Jahre später fiel Dünkirchen, zur See von Tromp, zu Lande von Condé umschlossen. Der Friede des Jahres 1648 brachte damit der Republik, wessen nur sie zu ihrem äufseren Gedeihen bedurfte; sogar der Schlufs der Schelde und damit die dauernde kommerzielle Ohnmacht der gefürchteten südlichen Niederlande wurden ihr bewilligt: ganz schien sie sich seitdem der Pflege ihrer grofsen Beziehungen zur See, ihrer mächtig ansteigenden Wohlfahrt im Innern hingeben zu können.

III

Überschaut man das Gesamtgebiet der gesellschaftlichen Bewegung im inneren Deutschland während des XVI. und teilweise XVII. Jahrh., so wird man immerhin, trotz mancher zurückhaltenden Kräfte, noch von einem der geistigen Bewegung günstigen Fortschritt sprechen können, wenn auch die in dieser Richtung recht eigentlich und von Grund aus führenden Elemente, die bürgerlichen, immermehr zurücktreten.

Ganz anders nimmt sich diesem nicht ungetrübten Bilde gegenüber die

nordniederländische Bewegung aus. Hier sind es gerade die bürgerlichen Elemente, die siegen: voll gelangt die innerdeutsche bürgerliche Bewegung des XV. und teilweise XVI. Jahrh. hier zum Ausleben, wenn auch in etwas verändertem Charakter und mit glänzendem, dann aber auch um so rascherem Erblühen erst nach der Mitte des XVI. Jahrh.

Es bedarf dabei hier keiner Schilderung der niederländischen den binnendeutschen Vorgängen analogen Entwickelung im einzelnen; die sozialen Grundlagen sind schon früher berührt, und die Thatsache des höheren Niveaus der Ergebnisse läfst sich schon wenigen Anzeichen entnehmen. Die Niederlande besafsen in ihrem verhältnismäfsig kleinen Gebiete schliefslich fünf Universitäten; gewaltig wuchsen die gelehrten Berufsstände heran: allein die orthodox-reformierten Theologen zählten nach Tausenden, und fast in jeder Stadt befanden sich auch zahlreiche Vertreter der freieren gelehrten Berufsarten, Ärzte, Naturforscher, Ingenieure, von der überaus verbreiteten berufsmäfsig juristischen Bildung nicht zu reden. Und diese Entwickelung der gelehrten Stände erhob sich auf der Grundlage weiter Durchdringung aller führenden Kreise mit humanistischen Tendenzen: manche Frau verstand im damaligen Holland Latein und Hebräisch, in Anna Maria van Schurman besafs die Republik in der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. sogar eine 'Weise' von europäischer Berühmtheit, und von Spinozas immerhin schwer verständlichen Schriften konnte ein Zeitgenosse sagen, sie zijn overal te vinden en worden in dese jeukerige eeuw om hare nieuwheid in alle boekwinkels verkocht.[1]) Und was diese Kultur namentlich auch nach der ästhetischen Seite hin für die Entwickelung der gesamten deutschen Kultur wie an sich bedeutet hat, ist bekannt genug.

Waren aber ihre allgemeinen sozialen Grundlagen so ganz beständig? Galt für sie nicht auch das resignierte Wort Vondels

> Opgaan, blinken,
> En verzinken
> Is het lot van ieder staat?

Um die Mitte des XVII. Jahrh. mochten sich noch alte Leute erinnern können, dafs sich in ihrer Jugendzeit die Regenten Hollands zu den Staatssitzungen im Haag zu Fufs begeben und vor dem Eintritt in die Stadt Halt gemacht hatten, um ein frugales Mahl von Käse und Brot aus der Tasche zu ziehen. Inzwischen war fast alles, was auf diese Zeit lebendig zurückwies, verschwunden. Vor allem galt das von den Reminiscenzen an eine frühere naturalwirtschaftliche Zeit: schon das XVII. Jahrh. sah das Landvolk im allgemeinen völlig frei von Diensten, und die Kirmefsbilder der Maler zeigen es in frohem, wenn auch gesellschaftlich unterwürfigem Verkehr mit dem Adel. Der Adel selbst aber hatte gegenüber dem Bürgertum fast jede besondere soziale Stellung verloren: höchstens dafs diesem ein ausländischer Ritterschlag noch mehr galt, als ein-

[1]) Sepp, Godgeleerd onderwijs II 374, cit. Busken-Huet II 276.

Digitized by Google

heimische Ehren, wie denn der gesellige Verkehr noch teilweise den Regeln der älteren, monarchisch-aristokratischen Zeit unterworfen war.

Im übrigen aber hatte, etwa gegen Ende des dritten Viertels des XVII. Jahrh., die hohe bürgerliche Gesellschaft schon zwei Perioden der Entwickelung durchlaufen und war stark in der Entwickelung einer dritten begriffen. Die Generation der Jahre etwa 1580—1620 war die Zeit der alten Aristokraten gewesen, die in den Kämpfen gegen die Spanier grofs geworden waren: eine noch etwas geusenhaft urwüchsige, derbe, dabei anspruchslose, schlichte, fröhliche Gesellschaft, die in naivem Stolz auf die Zeit der Befreiung dahinlebte. Ihr war dann eine andere Generation gefolgt, die rüstig auf dem Wege der Errungenschaften der Väter fortgeschritten war, weitsichtig und thatkräftig und rasch im Handeln, dabei fein gebildet und mit der echt niederländischen Eigenschaft des Scharfsinnes hohen künstlerischen Geschmack verbindend. Aber in den siebenziger Jahren des XVII. Jahrh. begann sie zurückzutreten. Und nun folgte eine Generation des Verfalls.

Einzelne Erscheinungen, die zum Verfalle führen mufsten, kündigten sich freilich schon in den Zeiten der zweiten Generation an. Der Reichtum nahm bereits seit Anfang des XVII. Jahrh. in einer Weise zu, die mit beinah unfehlbarer Sicherheit zum Ruin der altväterlichen sittlichen Anschauungen führen mufste. Schon damals hatte man viele Millionäre im Lande; Isaak Le Maire konnte bereits auf seiner Grabschrift von sich sagen, dafs er anderthalb Millionen Gulden verloren habe. Seit 1623 begann dann, ein Zeichen schon des Auswuchses, der Harlemer Tulpenschwindel, bis die 'Tulpomanie' in den Jahren 1636 und 1637 ihren Höhepunkt erreichte. Um dieselbe Zeit waren schon die Wurzeln der neuen Volkswirtschaft theoretisch blofsgelegt — Salmasius schrieb 1638 sein Buch De usuris, das ein vollständiges Verständnis vom Wesen des Kapitals zeigt —: und so konnte die klare Übersicht der wirtschaftlichen Lage von kapitalkräftigen Kennern übermächtig ausgebeutet werden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind dann jene Verfallseigenschaften vollständig ausgebildet, welche schlechte dritte Generationen des Kaufmannstandes zu charakterisieren pflegen: als centraler Fehler der Eigennutz in jeder Gestalt, die 'eygensoeckenlikheydt', wie man es in den Niederlanden in einem neu gebildeten Worte ausdrückte, dieselbe Eigenschaft, welche die Zeit Luthers in Hinsicht auf verwandte Erscheinungen der damals verlaufenden bürgerlichen Entwickelung Binnendeutschlands mit dem Ausdruck 'Geiz' bezeichnet hatte. Jetzt wurde jeder Erfolg als Unterpfand göttlichen Segens betrachtet, gleichgültig, welche Mittel ihn herbeigeführt hatten; reich galt als identisch mit gut: die Verfallsmoral und Verfallsreligion eines reinen Handelsvolkes zog ein. Unsauberkeit in Geldfragen und kaufmännischer Hochmut waren die Folgen. Von Hendrik Hooft, einem Sprossen der bekannten Amsterdamer Bürgerfamilie, heifst es, er habe 'sich die Mühe gegeben, auf die Welt zu kommen'; und der französische Gesandte d'Estrades konnte berichten, er kenne nur vier Personen im ganzen Niederland, die nicht mit Geld zu kaufen seien, die beiden Brüder de Witt und die Herren van Beuningen und Beverning.

Digitized by Google

Natürlich war ein Bürgertum dieses Charakters auch unkriegerisch. Aristokratische Republiken pflegen an sich das Leben der führenden Klasse nicht gern aufs Spiel zu setzen; die Venetianer haben schon seit 1143 ihre Kriege durch Mietstruppen geführt, und auch die Niederländer haben die grofsen Unabhängigkeitsschlachten zum gröfsten Teile mit Söldnern geschlagen. Aber jetzt wollte man von Krieg überhaupt nichts mehr wissen; unter dem Beifall des Landes konnte Peter de la Cour erklären: Holland bedürfe vor allem des Friedens; die Republik müsse nach dem Beispiel der Katzen leben, die nur wütende Angreifer seien, wenn man sie nicht in Ruhe lasse, im übrigen aber ihre Jungen fürtrefflich nährten: das Wappen Hollands, der Wellen überschreitende Löwe, weise eigentlich auch gar keinen Löwen auf, sondern eine Katze. Und diese Ansichten erlangten zu einer Zeit Geltung, da Holland sich gegen die wachsende Eifersucht der benachbarten Reiche atlantischen Charakters, Englands und Frankreichs, aufs stärkste hätte wappnen müssen!

Ja man vernachlässigte seit 1648 nicht blofs die Kriegs- und Seemacht, man baute auch den eigenen Staat nicht aus. Die Republik als Staatenbund war aus Verhältnissen hervorgegangen, die denen des XIV. und XV. Jahrh. im inneren Deutschland einigermafsen geglichen hatten, nur dafs auf niederländischem Boden die Alternative: Sieg der Fürsten oder der freien Städte im Sinne eines Sieges der freien Städte gelöst worden war: eine Reihe von Stadtstaaten waren entstanden. Die Republik war nun anfangs nichts als ein Bund dieser Staaten, und so hätte sie sich bei glücklicher Entwickelung, um äufseren Angriffen erfolgreich widerstehen zu können, in der Richtung auf einen Einheitsstaat weiter bilden müssen. Aber davon war jetzt kaum in irgend einem Sinne noch die Rede; ein berühmter niederländischer Historiker hat es aussprechen können, dafs für seine Landsleute bis 1795 bei geringer Übertreibung der Satz gegolten habe, dafs sie wohl eine Vaterstadt, nicht aber ein Vaterland besäfsen.[1])

Nun machte sich allerdings, während die Staatsverfassung unausgebaut blieb, wenigstens ein einziges allgemeines grofses Interesse so sehr geltend, dafs es die politische Lage vereinheitlichte und damit beherrschte: das Interesse des Handels. Allein auch abgesehen davon, dafs das Schicksal der Hansa schon einmal auf deutschem Boden gezeigt hatte, wie ein Interesse dieser Art nicht geeignet ist, das feste Band eines einheitlich geordneten Staatswesens zu ersetzen, so wurde dieses Interesse auch noch in jeder Hinsicht einseitig zur Geltung gebracht. Vom Turm des Utrechter Domes kann man bei klarem Wetter den Turm der Neuen Kirche in Amsterdam erkennen: so nahe bei einander liegen die alten Niederlande des Ostens, die noch immer wesentlich agrarische und auch binnenländische Interessen hatten, und die neuen Niederlande des Westens, die Lande des Handels. Von ihnen mufsten nun die Ostlande ganz ins Schlepptau der Westlande geraten, wenn man nur auf die Vorteile des Handels sah. Und die Entwickelung gipfelte sich sogar noch mehr hin auf

[1]) Fruin, Eene hollandsche stad, Bd. II Vorrede.

den alleinigen Einflufs Hollands, ja fast nur Amsterdams: nicht ohne inneren geschichtlichen Grund bezeichnen wir noch heute das Königreich der Niederlande kurzweg als Holland. Die Provinz Holland hat seit etwa 1650 fast unbestritten die Geschicke der Republik geführt, und Amsterdam wieder gab in ihr den Ausschlag. Mochten die Generalstaaten beschliefsen, was sie wollten: wie wollte man zur Ausführung gelangen, wenn Amsterdam kein Geld gab? Und Amsterdam hat in kritischen Momenten den Gehorsam verweigert, ja sogar selbständig mit äufseren Feinden verhandelt! Traten aber die Handelsinteressen so durchaus in den Vordergrund, so mufste auch die soziale Lage, das Verhältnis zwischem dem reichen und dem ärmeren Bürgertum, zwischen Freigeisterei und Orthodoxie, zwischen dem bürgerlich-aristokratisch-centralistischen Regiment und dem oranisch-partikularistischen Statthaltertum, das sich des Ganzen und damit der Masse annahm, immer gespannter werden: zu den politischen Gegensätzen kamen soziale und geistige.

Unter diesen Umständen besafs die Republik wenig Mittel mehr, äufseren Feinden entgegenzutreten, wohl aber um so mehr Stellen von koncentrierter Wichtigkeit, ja fast nur eine einzige Stelle der Art, den Handel und Amsterdam, die ein energischer Gegner anzugreifen brauchte, um das Ganze in Gefahr zu bringen. Und schon fand sich eine reiche Anzahl solcher Gegner ein, und insbesondere konnte man seit Mitte des XVII. Jahrh. schwerer Angriffe von seiten Frankreichs und Englands von Jahr zu Jahr gewisser werden.

England war dem Dreifsigjährigen Kriege fern geblieben; innere Zwiste hatten es verzehrt. Aber aus ihnen tauchte die Republik Cromwells empor, die sich alsbald der vernachlässigten wirtschaftlichen Interessen der Nation annahm. Dabei mufsten sich ihre Blicke dem Meere zu richten. Die royalistischen Freibenter zur See zwangen zum Flottenbau; die holländische Handelsübermacht führte zur Navigationsakte, dem Verbot für die Schiffe europäischer Länder, andere als die Erzeugnisse des eigenen Landes in England einzuführen (1651). Es war eine wirtschaftliche Kriegserklärung an die Niederlande, und so ward sie von diesen verstanden. Aber vergebens versuchten die niederländischen Admirale und Staatsmänner in dem nunmehr ausbrechenden offenen Kampfe das Interesse ihres Landes zu wahren; die englische Marine wuchs bald auf fast anderthalb Hundert Schiffe an, trotz aller Verluste, die ihr Tromp zufügte, und in dem Frieden, den Jan de Witt 1654 bei England nachsuchen mufste, blieb die Navigationsakte erhalten, um bald darauf, 1661, durch König Karl II. noch verschärft zu werden. Und auch ein zweiter Krieg (1665—1667) brachte keine Erleichterung; in dem Frieden von Breda wurde die Navigationsakte nicht aufgehoben, nur einige günstigere Stipulationen über Kontrebande wurden getroffen, und alle deutschen, den Rhein herab kommenden Waren sollten als niederländische gerechnet, mithin ihre Einführung auf niederländischen Schiffen zugelassen werden.

Inzwischen aber war es in den Niederlanden jetzt aus den Tiefen der bestehenden sozialen, religiösen und politischen Gegensätze her zu schweren Krisen gekommen. Nach dem Tode des Oraniers Wilhelms II. (1650) war

Digitized by Google

Jan de Witt, der Führer der aristokratischen Loevesteinsehen Partei, Ratspensionär von Holland und damit Leiter der inneren und äufseren Politik der Republik geworden: es war ein Sieg der Handelsgeschlechter über die Schichten der Landbevölkerung, des Kleinbürgertums, der Geistlichkeit, auch über das an den Oraniern hängende Heer. Unter den Wehen des ersten englisehen Krieges brach dann die Unzufriedenheit dieser Schichten zu heller Flamme aus; Aufstände erhoben sich in Dordrecht, im Haag, in Enkhuizen und sonst: die herrschende Partei schlug sie ebenso nieder, wie nach dem Friedensschlufs mit England einen Bauernaufstand in Walcheren und Unruhen in Overijssel und Groningen. Aber damit waren natürlich die tieferen Ursachen der popularen Bewegung nicht beseitigt. Und die herrschende Partei dachte auch nicht daran, in dieser Richtung vorzugehen. Vor allem nach der Erledigung des zweiten englischen Krieges fühlte sie sich auch ohne Reformen sicher; sie stärkte sich nach aufsen hin durch Bündnisse und führte endlich einen Hauptschlag gegen die oranische Partei, indem sie die Statthalterwürde von Holland abschaffte und die statthalterlichen Funktionen für immer von denen des Generalkapitäns und Generaladmirals trennte.

Aber eben in diesem Moment, das die Handelsaristokratie an das Ziel ihrer Wünsche zu bringen schien, nahte die Katastrophe.

Frankreich, in der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. in die letzten Phasen des Dreifsigjährigen Krieges verwickelt, war den Niederlanden günstig gesinnt gewesen; im Westfälischen Frieden hat es ihnen die Gewähr ihres Besitzes in Europa und im malaiischen Archipel vermitteln helfen. Aber seitdem hatten sich die Zeiten geändert. Frankreich hatte nach Mazarins Tode unter Colbert (1661 ff.) seine wirtschaftlichen Kräfte zu entwickeln begonnen. Was das mit Rücksicht auf die Niederlande bedeutete, hat Colbert einmal selbst in einem Schreiben an den französischen Gesandten im Haag deutlich genug auseinandergesetzt. 'Der Seehandel wird in Europa durch ungefähr 25000 Schiffe betrieben, und von Rechts wegen müfste hieran jedes Land einen seiner Machtstellung, Bevölkerungszahl und Küstenlänge entsprechenden Anteil haben. Von jenen 25000 gehören jedoch 14—15000 den Holländern und höchstens 5—600 Frankreich. Der König wünscht unter Anwendung aller erlaubten Mittel, der Ziffer näher zu kommen, auf die seine Unterthanen ein Anrecht haben.' Frankreich hatte zu diesem Zwecke schon 1655 nach dem Muster der englischen Navigationsakte allen fremden Schiffen in französischen Häfen ein Tonnengeld von 50 Sous auf die Tonne auferlegt; hierzu war 1659 die Bestimmung gekommen, dafs ausländische Schiffe in französischen Häfen auch gegen Erlegung des Tonnengeldes nicht befrachtet werden dürften, solange in ihnen französische Schiffe unbefrachtet lägen. Diesen Mafsregeln folgte dann während des zweiten englischen Krieges ein meisterhafter Zug Colberts, der hohe Schutzzolltarif des Jahres 1664, der vornehmlich holländische Waren treffen sollte. Und dieser Tarif wurde 1669 nochmals erhöht.

Es war ein kaum noch zu ertragender Zustand, und so antworteten die Staaten vom Jahre 1671 ab mit Retorsionszöllen freilich wechselnden und un-

Digitized by Google

entschlossenen Charakters. Für Frankreich aber war das Grund genug, das Schwert zu ziehen; es kam zu dem sechsjährigen Kriege der Jahre 1672—1678.

Schon der Anfang dieser Kriegszeit brachte den Niederlanden eine schwere innere Katastrophe. Dem Verluste dreier Provinzen, dem Sturz der Landesobligationen auf 30 %, der ostindischen Aktien von 572 auf 250 Gnlden folgte eine Erhebung der oranischen Partei zu Dordrecht, die sich weiter verbreitete: das Regiment der Aristokraten wich dem des Prinzen von Oranien, den Gebrüdern de Witt wurde der Prozefs gemacht, und sie fanden in den Volksaufläufen Amsterdams ihr tragisches Ende.

Aber war die siegende, die oranische Partei nnn noch in der Lage, etwas zu bessern? Der französische Krieg, dem sich, unter furchtbaren Verlusten des niederländischen Handels, ein englischer zugesellt hatte, endete mit dem Frieden von Nymwegen, ohne dafs die Lage zur Zeit des westfälischen Friedensschlusses wieder hergestellt worden wäre. Frankreich hielt das Tonnengeld, wenn auch unter einer Ermäfsigung, aufrecht, und nicht minder den Tarif von 1664. Damit stieg die Republik herab von der um 1648 erreichten Höhe; sie wurde langsam zu einer Seemacht nur noch zweiten Ranges. An ihre Stelle begann England zu treten; und als der Oranier Wilhelm II. 1689 den englischen Thron bestieg, geriet sie vorübergehend schon einmal ganz in das Schlepptau der neuen Beherrscherin der Meere, nach dem Vergleich Friedrichs des Grofsen ein kleines Boot nnr noch neben dem stolzen Linienschiff.

Freilich wurde um diese Zeit etwa der erste lehrreiche Versuch gemacht, den einseitig kommerziellen Charakter des Landes, einen der Grundfehler der Lage, durch Entwickelnng einer einheimischen Grofsindustrie zu beseitigen.

Bis zur Mitte des XVII. Jahrh. und länger hatte man in den Niederlanden absichtlich die mittelalterliche Handwerksverfassung erhalten; in Leiden, dem grofsen Platze des Tuchgewerbes, arbeiteten die Färber damals noch nach einem Reglement von 1585, und in Amsterdam fiel erst 1657 das Verbot, wonach ein Leineweber nicht mehr als drei Stühle in Gang haben dnrfte. Und das, obwohl seit mindestens Anfang des XVII. Jahrh. alle Voraussetzungen einer Grofsindustrie vorhanden waren: Ansammlnng starker Kapitalien in wenigen Händen, Unternehmergeist, Welthandelsmacht und eine Klasse ungelernter Lohnarbeiter! Alles was von grofser Manufaktur vorhanden war, waren trotzdem bis dahin nur wenige Etablissements fremder Unternehmer gewesen, die man von den Anforderungen der heimischen Gesetzgebung entbunden hatte.

Da begann, mit den Retorsionen gegen Frankreich, die zugleich einen starken Schutz gewisser Industrien des Inlandes bedeuteten, der Gedanke gröfserer Unternehmungen zum erstenmal ernsthaft aufzutauchen. Und währenddessen brach, mit der Aufhebnng des Edikts von Nantes (1685), der Strom vieler Tausende von hngenottischen Flüchtlingen ins Land. Sie gaben für die neue Wendung den Ausschlag. Meist nicht kapitalarm, zudem erfüllt von dem durch Colbert entfesselten Unternehmungsgeist und in der neuen Heimat mit mannigfachen Privilegien versehen, begannen sie eine Anzahl von Industrien zu unerhörter Blüte zu entwickeln: die Fabrikation von Seiden- und Halbseiden-

Digitized by Google

stoffen, von Müllergaze, von Sammet, die Gerberei und die Fabrikation von Hüten, auch die Herstellung von Arbeiten des Posamentfachs. Es war ein Aufschwung, der auch auf die Einheimischen teilweise belebend wirkte. Indes in wünschenswerter Weise umwälzend auf die sozialen Schäden wirkte er gleichwohl nicht. Die Gesetzgebung kam, abgesehen von einer industriefreundlichen Zollpolitik, der neuen Entwickelung nicht blofs nicht genügend, sondern überhaupt nicht entgegen; hier blieb alles beim alten, und das Ergebnis waren sozialistische Revolten in der Grofsindustrie schon gegen Ende des XVII. Jahrh. Und auch die Zollpolitik blieb der Industrie nicht auf die Dauer günstig. Es stellte sich heraus, dafs die Steigerung der Zölle neben anderen Ursachen auf den Zwischenhandel im Sinne der Auflage von Durchgangsabgaben wirkte und diesen nach Emden und Bremen, namentlich aber nach Hamburg zu vertreiben drohte: Grund genug, um ungünstige Veränderungen der Industrie herbeizuführen.

Und gleichzeitig schritt das Unglück in der äufseren Politik fort. Ein neunjähriger Krieg mit Frankreich (1688—1697) brachte zwar einige Erleichterungen gegenüber feindseligen Mafsregeln Frankreichs vom Jahre 1687, aber keineswegs genug; und der Spanische Erbfolgekrieg (1701—1713) bedrückte die Niederlande wiederum derart mit Unterbrechungen der Schiffahrt, dafs sie aus ihm aufs äufserste geschwächt hervorgingen.

Gleichwohl war auch diese Periode bis zum Jahre 1713 noch eine Zeit verhältnismäfsig reichen Gedeihens; Holland hatte damals noch immer mehr Schiffe als England, und immer noch nahm ein Drittel der englischen Ausfuhr den Weg über die Häfen der Republik. Eine volle Lähmung, zunächst der Industrie, trat erst seit etwa 1730 ein: die Fortdauer der mittelalterlichen Stadtwirtschaft, welche die Industrie von der Ausnutzung der billigeren Arbeitskräfte des platten Landes abhielt, und der Einflufs des immer noch allmächtigen Handels, der jede rationelle Schutzzollpolitik verbot, wirkten jetzt gegenüber dem Aufschwung der Industrie in anderen Ländern vernichtend, und der mit dieser Zeit einsetzende Versuch, die altererbten Hausindustrien stärker zu beleben, scheiterte. Es zeigte sich, dafs der wirtschaftliche Körper der Republik verlebt war. Aber nicht besser stand es mit dem politischen Körper: Korruption der Verwaltung, verknöcherte Cliquenwirtschaft in der Regierung, unerhörte Steuerlast sind hier die Signatur; und heftige Kämpfe um die Mitte des Jahrhunderts, nachdem der Oranier Wilhelm IV. die erbliche Statthalterwürde erhalten hatte, haben daran wenig geändert. So brachte die zweite Hälfte des XVIII. Jahrh. auch nach aufsen hin keine Erfolge mehr: man war erschöpft; in demselben Jahr, 1783, das England im Versailler Frieden die unbestrittene Herrschaft zur See brachte, sah man den Ostseehandel und damit auch den auf Austausch der nordischen Erzeugnisse beruhenden Mittelmeerhandel bis zur Hälfte des einstigen Umfanges verringert; und es war nur ein Symbol gleichsam dieses vollen Verfalles, wenn um dieselbe Zeit etwa die seit 1648 suspendierte freie Schiffahrt auf der Schelde, der alten Konkurrentin, von neuem eröffnet ward.

Digitized by Google

Im Innern freilich lebten die alten Geschlechter noch in einem Reichtum fort, den man durch die Zinsen der Staatsschuldverschreibungen des In- wie Auslandes mühelos ins Ungeheuere mehrte — der Zinsfufs sank im Laufe des XVIII. Jahrh. auf 3 und $2^1/_2$%, während er im XVII. Jahrh. 6 bis 4% betragen hatte —: aber thätig war man nicht mehr. Und mit der politischen und wirtschaftlichen Energie wich auch die geistige Spannkraft. Dem jungen Schweizer Haller, dem Dichter und Physiologen, erschienen in seinen Tagebüchern (1725—1732) auch die holländischen Unterrichtsanstalten zurückgeblieben, die litterarischen Erzeugnisse gegenüber den englischen veraltet und lebendig nur noch die äufseren Formen geistigen Daseins: Bücherliebhaberei ohne Interesse am Lesen, Geselligkeit ohne Frauen, gutmütiges Phlegma überall.

Die Zeiten niederländischer Gröfse waren entschwunden.

Digitized by Google

DEUTSCHE HANDWERKSPOESIE

Von Otto Ladendorf

Bei dem regen Interesse, das man jetzt der Sprache der verschiedenen Stände und Berufe entgegenbringt, darf wohl auch ein Versuch auf Teilnahme rechnen, der sich mit der Charakteristik der Dichtung eines dieser Stände befafst. Denn ebenso wie sich aus den Forschungen über die Sprache der Studenten, Weidmänner, Soldaten, Drucker — Gauner reiche Beiträge zur Erkenntnis der neuhochdeutschen Schriftsprache ergeben haben und noch weiter ergeben werden, läfst sich auch z. B. aus der Poesie der deutschen Handwerker mancherlei lernen für die Litteraturgeschichte, speziell für die Entwickelung des deutschen Volksliedes. Die Kulturgeschichte aber wird aus beiden Betrachtungsweisen Gewinn ziehen können. Dafs aber gerade die deutsche Handwerkspoesie in der Hinsicht ein besonders ergiebiges Feld sei, hat schon Jakob Grimm betont, der sich überhaupt aus der sorgfältigen Sammlung der Sprache, Lieder und Gewohnheiten aller Stände erheblichen Nutzen für die Erforschung des altdeutschen Lebens versprach. Der Anregung folgte, was das deutsche Handwerk anlangt, zunächst Oskar Schade in einem reichhaltigen Aufsatz im Weimarischen Jahrbuch (IV 241 ff.), der zugleich eine Vorarbeit war für seine verdienstvolle Sammlung: 'Deutsche Handwerkslieder' (Leipzig 1865). Sie bildet im wesentlichen auch die Grundlage der folgenden Betrachtung. Die Lieder sind eben die wichtigsten Bestandteile dieser Poesie. Daneben aber ist vor allem der wertvollste Zeuge über diese Litteraturgattung und der in ihr sich wiederspiegelnden Lebensverhältnisse, der wackere Nürnberger Schuhmacher und Poet Hans Sachs, nach Gebühr befragt worden. Das ist in den neueren Darstellungen dieses Stoffes meist nicht ausreichend geschehen.[1])

Die Beschäftigung mit der deutschen Handwerkspoesie ist so reizlos nicht, als es für den ersten Anblick scheinen könnte. Der Meistersang, der doch nur ein welker Zweig, keineswegs aber die Krone dieser Gattung ist, hat viel zu ihrem Mifskredit beigetragen. Und doch lebt in ihr ein lebendiger Abglanz ehemaliger Handwerksherrlichkeit, ohne dafs die Schattenseiten ver-

[1]) Vgl. den populären Vortrag Theod. Ebners 'Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie' (Hamburg 1895) und Ed. Ottos lehrreiches Büchlein vom deutschen Handwerk in seiner kulturgesch. Entwickelung (Leipzig 1900). Eine erfreuliche Ausnahme macht Ernst Mummenhoff in seiner schönen Monographie 'Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit' (Leipzig 1901). Aber auch seine Proben sind noch zu spärlich.

Digitized by Google

schwiegen blieben, dafs es den modernen Beschauer wohl manchmal wie eine schöne, längst verklungene Sage anmutet, wenn er erfährt von dem Selbstbewufstsein, der Wohlhäbigkeit, der Arbeits- und Sangesfreudigkeit der alten Handwerksgenossen. Der Frohsinn früherer Zeiten ist einer ernsteren, oft verbitterten Lebensauffassung gewichen. Wenn es gilt in heifsem Wettkampfe um die eigene Existenz zu ringen, wird kein Singen und Sagen mehr geübt. Dennoch sind die liederfrohen Küfnergesellen 'Meister Martins', die beim Auftreiben der Fafsbände und anderer Böttcherarbeit ihre Kehlen nicht schonen, nur eine poetische Verklärung Amadeus Hoffmanns, die alten Zuständen gerecht wird, ebenso wie Hagedorns munterer Seifensieder im Leben gewandelt ist. Selbst jener holde Abendfrieden des Gemütes, dem das Lied ein unwillkürliches Labsal ist nach des Tages Staub und Mühe, ist, wie Bruinier dies (Das deutsche Volkslied, Leipzig 1899, S. 22 f.) so beherzigenswert ausführt, dem modernen Arbeiter verloren gegangen. Wer erinnerte sich da nicht an die anheimelnde Feierabendstimmung, in welcher der junge Schustermeister in Gottfried Kellers 'Sinngedicht' mit treuherziger Naivetät Goethes viel gesungenes Jugendliedchen 'Mit einem gemalten Bande' zu seiner Arbeit anstimmt. Gesteht doch der Dichter von dieser rührenden Szene selbst: 'Welch' ein Frieden und welch' herzliche Zuversicht oder Lebenshoffnung pulsierten in diesen Sangeswellen.' Um diese Wandlung der Zeiten zu verstehen, ist ein Rückblick auf die innere Organisation des alten Handwerks, die Jahrhunderte überdauert hat, unerläfslich. Denn es wird sich zeigen, dafs poetische Elemente in Brauch, Spruch und Lied den Handwerker früher auf seinem ganzen Bildungsgange begleiteten. Es empfiehlt sich sogar die Darstellung nach den drei wichtigen Perioden der Lehrzeit, des Gesellentums und der Meisterschaft zu gliedern.

Gehen wir aus vom deutschen Handwerk in seiner Blütezeit während des XIV. und XV. Jahrh., so ist da vor allem das starke Gemeingefühl, das Lieb und Leid zusammen tragen hilft, oder, wie man zu sagen pflegt, der Geist der Zunft überaus bezeichnend. Denn mag auch über die Entstehung und Ausbildung des Zunftwesens noch keineswegs die Untersuchung abgeschlossen sein, so viel steht fest: der genossenschaftliche Charakter war ihm von vornherein eigen. Dieser Zusammenschlufs gleichartiger Kräfte, der ebensosehr den zweckmäfsigeren Betrieb des Handwerks als einen wirksamen Interessenschutz des Einzelnen erstrebte, schuf eine ganze Reihe mannigfaltiger, oft sinnig fesselnder Gebräuche, die bisweilen weit ältere Bestandteile verraten. Davon kommt allerdings dem Lehrling zunächst relativ wenig zum Bewufstsein. Doch lernte schon er die Wichtigkeit seines Schrittes aus der sorgsamen Vorprüfung ermessen, die er beim Eintritt zu überstehen hatte. So bekommt er von Anbeginn Respekt vor dem Handwerk. Denn mit den Aufnahmebedingungen nahm man es streng genug. Eheliche und ehrliche Geburt, wohl auch die deutsche Zunge wurden gefordert. Man war eben der Überzeugung, dafs das Handwerk so rein sein müsse, als ob es 'von den Tauben belesen' worden sei. War die feierliche 'Aufdingung' vor versammelter Zunft — denn die Genossenschaft, nicht der Einzelne nahm den Neuling in Pflicht — glücklich über-

Digitized by Google

standen, so trat er in das **Meisterhaus** ein und lernte sich fühlen als dienendes Glied eines gröſseren Ganzen. Den eigentümlich poetischen Reiz und die sittigende Kraft solcher Lebensgemeinschaft zwischen Meisterfamilie, Lehrling und Gesellen, welche ebenfalls Gastrecht genossen, hat kein anderer als Gustav Schmoller mit warmen Worten gerühmt. Denn darin, so schreibt er[1]), 'liegt eigentlich der halb poetische, halb patriarchalische Duft, der noch heute auf dem Handwerk der alten Zeit wie eine schöne Erinnerung liegt'. Nicht immer freilich wurde das Meisterpaar seiner Elternpflicht gerecht. Oft werden während der Lehrzeit die bösen Stunden die guten beträchtlich überwogen haben. Denn was Heinrich Riehl in den 'Lehrjahren eines Humanisten' von dem Pseudolehrbuben Johannes Piscator erzählt, der von dem Augsburger Lebzeltermeister mit Vorliebe zu allerlei Haus- und Gartenarbeit verwendet wurde, hat sich auch in Wirklichkeit nicht selten zugetragen. Der ehemalige Schneiderlehrling Johann Butzbach hat hierüber ein bewegliches Klagelied angestimmt (Otto S. 121 f.). Für poetische Bethätigung gab es daher in dieser Periode nur verhältnismäſsig geringen Anlaſs. Höchstens, wenn einmal ein besonders keckes Bürschchen bekennt: 'Die Lieb' kommt, eh' mer's Handwerk lernt'; indem es zugleich sich über das Gebrumm des Meisters lustig macht und für sein zukünftiges 'Weibel' die strengste Beaufsichtigung schalkhaft ankündigt, scheint in dem Lied etwas von dem leichten Sinn eines verliebten Lehrjungen zu leben.[2])

Viel reicher ist der poetische Ertrag im **Gesellenleben**. Dies ist der ergiebigste und gesündeste Nährboden der Handwerksdichtung. Nach beendeter Lehrzeit erfolgte unter üblicher Feierlichkeit die offizielle 'Lossprechung'. Darauf aber hatte sich der neue Geselle noch der herkömmlichen Weihe im Kreise der Gesellenbruderschaft zu unterziehen. Bei diesem sogenannten 'Gesellenmachen' hatte sich eine Art typisches Ceremoniell herausgebildet, das aber natürlich je nach den betreffenden Handwerken entsprechend abgeändert wurde. Der Sinn desselben war, möglichst handgreiflich über das Ende des bisherigen Abhängigkeitsverhältnisses und den Beginn des freien Gesellenstandes zu belehren. In der Beziehung läſst es sich am ehesten wohl vergleichen mit der im Kreise der Studenten ehemals beliebten Deposition. Man verfuhr dabei mit dem Junggesellen nicht allzu glimpflich. Denn er wurde unter symbolisch-komischer Ausdeutung der jeweiligen Handwerksverrichtungen weidlich 'gehobelt', 'geschliffen' oder sonstwie drangsaliert. Mit Püffen und Stöſsen wurde nicht gespart, manche freundschaftliche 'Haarhusch' (Ohrfeige) gab den Begleitworten gebührenden Nachdruck, und erst nach vollzogener 'Taufe' war das neue Mitglied als vollwertig anerkannt. Es liegt in der Natur der Sache, daſs diese Ceremonien ohne die Würze ergötzlicher Reden ihren Reiz verloren hätten. Von Interesse ist es daher, eine solche **Tauf-** oder **Schleifrede**, die

[1]) G. Schmoller, Zur Geschichte des deutschen Kleingewerbes, Halle 1870, S. 326.

[2]) Fränkische Volkslieder, ges. u. herausg. von Freih. v. Ditfurth, Leipzig 1855, II. T. Nr. 315, während ebd. Nr. 317 wie die anderen vom Schmied Zehe aus Wülfingen verfaſsten Produkte ohne rechten Wert ist.

der dazu erwählte Schleifpfaffe unter Assistenz einiger Pathen, Gothen oder Schleifgöttinnen dem Ausgelernten zu halten pflegte, einmal auf ihren Inhalt und ihre Form hin zu betrachten.[1]) Am besten eignet sich dazu die ausführliche Probe, welche Schade (Weimar. Jahrb. IV 259 ff.) von dem bei den Büttnern üblichen Schleifen bietet.[2]) Da ergiebt sich denn ein eigenartiges Durcheinander von rhythmisch gehobener Prosa mit gelegentlichen Allitterationen und holprigen und stolprigen Reimsprüchen, die gleichsam das Band für diese überquellende volkstümliche Prosa bilden. Die Unterweisungen überraschen nicht selten durch einen Ton köstlichen Humors, der bald mit treusinniger Ermahnung, bald mit neckischem Spotte wechselt. Überall waltet eine behagliche epische Breite. Dazu scheinen manche Züge schalkhafter Einfalt aus Sagen- und Märchenerinnerungen hineingeheimnifst zu sein. So erklärt es sich, dafs Jakob Grimm an dieser frischen Tradition, die freilich durch die späte Überlieferung gelitten hat, seine helle Freude haben konnte.[3]) Nachdem die Prozedur des Schleifens begonnen hatte und dem Täufling an Stelle des anfänglichen Scherznamens der von ihm gewählte Schleifname zugesprochen worden war, erfolgte im zweiten, weitaus umfangreicheren Teile der Ansprache eine genaue, auf gesunder Einsicht beruhende Aufklärung über den guten Ton des Gesellenlebens auf der Wanderschaft, in der Werkstatt, bei den Zusammenkünften und im öffentlichen Leben überhaupt. So ersetzen diese Vorschriften gewissermafsen ein Instruktionsbuch über den Umgang mit Handwerkermenschen. Alle diese Lehren aber werden durch naive Einkleidung und launigen Vortragston schmackhaft und reizvoll. Mit dem frommen Wunsche:

> Hiermit wünsch' ich dir Glück und Segen zu deinem Gesellenstand.
> Gott helfe, dafs dir's wohl gehe zu Wasser und zu Land!

schlofs der Redner. Ein freudenvoller Gesellenschmaus mit feierlich kredenztem Willkommentrunk zu Ehren des Neuaufgenommenen war dann selbstverständlich.

Aber noch fehlte der letzte Schliff. Den brachte das Wandern. Ein mehrjähriger Wanderkursus war schon Ende des XV. Jahrh. vielfach üblich. Aber auch ohne äufseren Zwang lag der Wandertrieb gerade dem Deutschen seit alters im Blute. Das Frohgefühl des Wanderns, wo einem Gottes Odem so frisch in die Brust weht, haben denn auch die deutschen Handwerksgesellen lebhaft empfunden. Dafür zeugt die grofse Reihe von Wanderliedern, die von ihnen gedichtet worden sind. Gerade in ihnen pulsiert das frischeste, urwüchsigste Leben. Viele von ihnen haben freilich die Zeichen ihres Ursprungs mit der Zeit verwischt und sind in dem reichen Schatz reiner Volkslieder auf-

[1]) Was wir darüber wissen, verdanken wir in der Hauptsache dem Altenburger Konrektor Frisius, der Anfang des XVIII. Jahrh. durch seine Schüler eine Sammlung der Handwerksgebräuche anregte und 1708 in dem Buche 'Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politica' u. s. w. veröffentlichte (S. Weim. Jahrb. IV 243 f.).

[2]) Als Gegenstück vgl. die in wunderlichen Knittelversen abgefafste Hobelpredigt der Tischler (ebd. S. 293). Siehe auch die 'Vorsage' der Schmiede, Grimms Altd. Wälder I 88 ff

[3]) Vgl. bes. auch die Darstellung Uhlands, der den Beziehungen der Handwerksgebräuche zum Meistersang eindringlich nachspürt (Schriften, Stuttg. 1866, II 351 ff.).

Digitized by Google

gegangen. Das gilt namentlich von manchem der zahlreichen Abschiedslieder. Gleich beim berühmtesten unter ihnen, dem ewigschönen: 'Innsbruck, ich mufs dich lassen', dessen sanfte ionische Weise mit ihrer überwältigenden Gefühlsinnigkeit so nnmittelbar zu Herzen spricht, ist es strittig, ob es nicht doch als Lied süddeutscher Handwerksbnrschen aufgekommen ist.[1])

Der nahende Lenz giebt das Zeichen zum Aufbruch. Oder, wie es in der Vorsage der Schmiede heifst: 'Zwischen Ostern und Pfingsten, wenn die Schuh geflicket und der Bentel geflicket, dann ist wandern gut.' Da wird das Bündel oder Ränzel geschnürt und zum Knotenstock gegriffen. Denn beim Fliegen der 'weifsen mucken' im Winter müssen sich die Augsburger 'webersknaben schmiegen'. Dann murrt man wohl mifsmntig über den harten Strohsack oder das dünne Wassermus und mufs sich die Plackerei des Holzhackens und Wassertragens gefallen lassen, aber beim Anbruch des Frühjahrs wendet sich das Blatt. Da werden die Gesellen frisch und trumpfen ihren Meistern auf. Alles Bitten des Krauters — dies der gang und gäbe Spottname eines knickerigen Meisters — fruchtet nun nichts, zumal wenn er so wenig seine Natur verleugnet wie in dem humorvollen Verse:

Gesellen, wollt ihr bleiben,
Zehn Thaler geb' ich euch.
Fünf gebet ihr mir wieder,
Nn ja ja mir wieder,
Und fünfe — schenk' ich euch. (Sch. S. 215.)[2])

So liefert eine Analyse der in diesen Liedern zum Ausdruck gelangenden Stimmungen und Eindrücke zugleich ein anschauliches Bild der Handwerkszustände alter Zeit. Um Gründe für die Aufkündigung ist man nicht verlegen. Die Hauptrolle spielt dabei der Verdrufs über Kost und Logis. Dem einen ist das unerquickliche Einerlei schier unerträglich für seine 'zarte Haut', dem anderen ist das Brot zu schwarz und das Bett zu eng, ein dritter sagt es der Meisterin schlankweg ins Gesicht: 'Ihr Speck und Kraut das schmeckt mir nicht', von der verblüffend drastischen Variante eines vierten zu geschweigen. Die Klagen haben einen lebhaften Wiederhall im Märchen und Schwank gefunden. Schneider 'Daumerling' droht seiner Meisterin mit der Kreideanschrift an ihre Hausthüre: 'Kartoffel zn viel, Fleisch zu wenig, Adies, Herr Kartoffelkönig!' Ein ergötzliches Seitenstück hierzu zeichnet Joh. Pauli ('Schimpf und Ernst', herausg. von Österley, Stuttgart 1866 Anh. 6) in dem anspruchsvollen Gesellen, der zwar vor Ostern in geschickter Ausnutzung der Situation eine beträchtliche Aufbesserung der Mittagskost erzwingt, aber dafür nach den Feiertagen die Stelle quittieren und in Schnee und Wetter hinausziehen mufs.

---

[1]) In der Art dieser alten Wanderlieder haben sich wiederholt spätere Dichter versucht. Mit ziemlich engem Anschlufs Hoffmann von Fallersleben (Ges. Werke, herausg. von Gerstenberg, Berlin 1891, III 122 f.), am glücklichsten durch poetische Vertiefung der Situationen Wilhelm Müller in dem schönen Cyklus der 'Wanderlieder eines rheinischen Handwerksburschen (Gedichte, herausg. von Max Müller, Leipzig 1868, I 31 ff.).

[2]) Sch. = Schade, Deutsche Handwerkslieder.

Digitized by Google

Dagegen schlägt sich Hans Sachs mit Vorliebe auf seiten der Gesellen. Bald ist es ein ungesottener Landshuter Schuster (Werke, herausg. von E. Goetze XVII 349 ff.), bald ein Ulmer (XXII 517 f.), bald ein knauseriger schwäbischer Handwerksmann (XXI 280 f.), der durch Schlagfertigkeit und kecken Fürwitz seines Gesellen kuriert wird (vgl. auch Kirchhof, Wendunmut, herausg. von Österley, 1869, I Nr. 233).

Sehr beachtenswert ist ein Zeichen sozialer Gärung in diesen Wanderliedern: der Groll gegen die bevorzugten Meistersöhne. Ihnen war das Wandern nachgelassen. Solche Ausnahmestellung mufste naturgemäfs böses Blut machen. Denn es mögen in der That nicht wenige, um rascher vorwärts zu kommen, von dem Privilegium Gebrauch gemacht haben. Man nimmt sich daher auch kein Blatt vor den Mund. Gegen ein solches 'Hätschelkind' zielt auch der Spott von den schlimmen Bauernhunden, die ein Muttersöhnchen bei Zeiten ins Haus zurücktreiben. Vergeblich wird man sich jedoch nach einem Liede umsehen, in dem ein solcher Hasenfufs in Person abgebildet ist.[1]) Ein so dankbares Motiv liefs sich aber die Kunstdichtung nicht entgehen. Daniel Schubarts jammerndes Schneiderlein, das von der besorgten Mutter sogar im Taubenschlag geborgen wird (Wunderhorn, neu bearb. von A. Birlinger und W. Crecelius, Wiesbaden und Leipzig 1876, II 703 f.), und A. G. Eberhardts bramarbasierender 'Peter in der Fremde' sind zwei köstliche Karikaturen. Dagegen gefällt man sich in allgemeinen Ausfällen gegen solche Duckmäuser, die immer das Haus hüten, hinterm Ofen und in der Höll', nach Kräften. 'Sie wissen' — Eichendorffs Worte treffen fast wörtlich damit zusammen — 'nur von Kinder wiegen, von Sorgen, Last und Not um Brot'. Den erfrischenden Zauber ungebundener Wanderlust haben sie nie empfunden (vgl. Sch. S. 108 ff. bes.). Darum müssen sie beim Austausch der Erlebnisse in der Schenke beschämt beiseite sitzen. Am liebsten möchte man überhaupt nichts mit ihnen zu thun haben. Ein solcher Stubenhocker ist nicht wert, wie es einem bedünkt, dafs man mit ihm anstöfst 'und Tobak mit ihm schmauchet' (Sch. S. 114).

Noch animoser wird ein anderer, der sogar die Jungfern auffordert, nur brave Burschen zu freien, die die Welt gesehen haben. Denn:

Ein wohlgereister Mann,
Der in der Welt gewesen ist,
Der etwas weifs und kann,
Von dem ist viel zu halten
Bei Jungen und bei Alten:
Ich selbst halt viel davon. (Sch. S. 111.)

So singt er im Brusttone ehrlicher Überzeugung. Ganz grobianisch derb, wobei die Poesie allerdings auch arg zu Schaden kommt, ist die Definition eines 'ungewanderten Strohsackes' in einem späteren Erzeugnisse (Sch. S. 118).

Wirklich zu Herzen gehende Stimmung aber findet sich, eben weil sie aus dem Herzen kommt, besonders in den Abschiedsliedern. Da klingen

[1]) Zu nennen wäre allenfalls eine Stelle des Maurerliedes (Sch. S. 47).

echte Empfindungstöne der alten Weise des Scheidens und Meidens herein. Schon das ganze altväterische Ceremoniell des Abschiednehmens hat etwas Trauliches, Stimmungsvolles. Denn immer sollte die äufsere Form gewahrt bleiben. Im Unfrieden durfte keiner fortziehen. Auch hatte man ordnungsgemäfse Kündigung zu beobachten und dann in der Regel Sonntag nach dem Mittagessen offiziellen feierlichen Abschied zu nehmen, fein ehrbarlich und geziemend in Haltung und Form. Dank und Glückwunsch wurde gewechselt, und der gute alte Familiensinn fand in dem üblichen Zwiegespräch nochmals einen schönen Ausdruck. Oft genug mag der Abschied nicht leicht geworden sein. Kein Wunder, dafs auch ganz sentimentale Töne angeschlagen werden. Da grüfst der eine sein trautes Nürnberg, das sein auserwähltes Lieb beherbergt, noch einmal thränenden Auges, der nächste sein wunderschönes Berlin, ein weiterer sein Cannstatt — die Reihe der Namen will nicht enden (Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, Leipzig 1894, III 421 ff.) —; andere wiederum sind aus härterem Holze geschnitzt und sind kurz und bündig mit ihrem Lebewohl. Dann schmettert man wohl ein flottes: 'Ade, du liebes Städtchen! Ade, ihr Glogauer Mädchen!' (Sch. S. 147 f.) in die Lüfte oder findet sich so leicht in die Dinge wie der glückliche Besitzer mehrerer Schätze, der den Stadtschönen übermütig genug zusingt:

Ihr ihr ihr und ihr,
Ihr Mädchen, lebet wohl!
Ihr habt mir manche Lust gemacht
Und mich um vieles Geld gebracht.
Mein Glück mufs ich probieren,
Marschieren. (Sch. S. 151.)

Im allgemeinen ist man durchaus nicht etwa ein wehmütiger Kopfhänger. Denn die trübe Stimmung wird zugleich ausgelöst durch das Frohgefühl, etwas Neues zu erleben und zu erlernen. Man sehnt sich geradezu 'nach lobenswerten Thaten' (Sch. S. 114). Beim schäumenden Glas pflegt der Scheidende den Brüdern und Freunden Valet zu sagen, und unter freundschaftlichem Geleit zieht er zum Thore hinaus. Wie oft mag dabei die schöne schwäbische Weise: 'Mufs i denn, mufs i denn zum Städtele 'naus' erklungen sein! Ein letzter Händedruck und freundlicher Zuspruch. Dann schritt der Geselle auf der Landstrafse rüstig fürbafs. Ein munteres Marschlied wurde angestimmt. Noch mancher Blick aber mag der entschwindenden Stadt gegolten haben. Aus den Liedern erfahren wir hierüber nichts.[1]) Dagegen bekundet man gern seine Freude über die schöne Gotteswelt. Die Form freilich, in der sich dies Naturgefühl äufsert, ist einfach und schlicht. Man kennt den Weckruf der Vögel: 'Auf,

[1]) Wie feinsinnige Dichterhand solche Rückschaustimmung im Worte festzuhalten versteht, lehrt Theod. Storms meisterliche Novelle 'In St. Jürgen', indem er den auswandernden jungen Tischlergesellen Harre Jensen noch in der Frühdämmerung den Turm von Husum erklimmen läfst, von dessen Plattform er dann das entzückende Bild der vom rosigsten Morgensonnenschein umfluteten und im ersten Frühlingsschmuck prangenden Vaterstadt geniefst.

Digitized by Google

auf, ihr Wandersleut'!' (Sch. S. 108) beim Anbruch des Morgens, man läfst sich von der hellen Frühlingssonne anlachen, schaut in den klarblauen Himmel hinein, hört auf das Rauschen der Bäche und lauscht wohl auch im kühlen Schatten auf den süfsen Nachtigallenschlag (Sch. S. 113). Überhaupt ist man der Vogelwelt besonders zugethan. Nur gelegentlich einmal finden sich die auf grüner Heide tapfer springenden Hirschlein erwähnt, abgesehen von dem durch Umdichtung eines bekannten Tirolerliedes entstandenen Hymnus der Frühlingslust (Sch. S. 132 f.). Dagegen ist nun ein überaus beliebtes, oft breit ausgesponnenes Thema die Erzählung von Reiseerinnerungen.

Da läuft denn auch manche unschuldige Renommisterei mit unter, manche subjektive Kritik macht sich laut. Denn man vermeidet möglichst nüchterne Aufzählungen und sucht gern zu charakterisieren und zu censieren. Wie viel dabei aufs Konto persönlicher Zu- oder Abneigung zu setzen ist, ist meist nicht schwer zu entscheiden. Sehr vieles ist rein konventionell. Strafsburg mit seinen Kostbarkeiten, das reiche Köln mit seinen zahllosen Kirchen und Klöstern, 'als Tag im Jahre sein' (Sch. S. 112), das wohlhabende Hamburg und verführerische Berlin (Sch. S. 120 f.) und noch zahllose Städte und Städtchen und Länder werden oft in buntem geographischem Potpourri und ohne jede Prüderie besungen. Der Improvisation und Interpolation war hier ein weiter Spielraum gelassen. Das zeigt kein Lied deutlicher als das alte Kernlied, das auch Mörike in der Novelle vom 'Schatz' den Goldschmiedsgesellen Franz Arbogast anstimmen läfst: 'Seid nur lustig und fröhlich, ihr Handwerksgesellen!' (Sch. S. 142 ff.; Erk-Böhme, Liederhort Nr. 1609). Fast allen bekannteren Städten des In- und Auslandes wird darin ein kleiner Denkzettel angehängt, oft mit Humor und Witz, wie ihn ja auch spätere studentische Variationen aufweisen. So behauptet zwar Sachsen seinen alten guten Ruf als Land der schönsten Mädchen, aber das verjudete Prag oder gar das rauflustige Halle, wo der Handwerksbursch so viel leiden mufs 'von den Herren Studiosibus', stehen nicht im besten Andenken. Es ist erstaunlich, wie weit nun einzelne Gesellen in der Welt herumgekommen sind. Man braucht z. B. nur einmal sich die Marschroute zu vergegenwärtigen, welche Hans Sachs auf seiner fünfjährigen Wanderschaft zurückgelegt hat (Werke XXI 338): Regensburg, Salzburg, Passau, München, Landshut, Würzburg, Frankfurt a. M., Koblenz, Köln, Aachen und zurück nach Nürnberg. Der poetische Ertrag ist denn auch kein geringer. Zahlreiche Anspielungen beweisen dies. Dafs freilich das Wandern nicht eitel Lust und Freude ist, hat auch er erfahren. Der hübsche Schwank von dem in der Münchener Herberge verpfändeten, aber bald wieder ausgelösten Rock spricht deutlich genug.[1]) Geld ist überhaupt das Wenigste, was Handwerksgesellen zu besitzen pflegen. Hunger und Durst mufs man ebenso ertragen lernen wie Frost und Hitze, so gestehen sie. Doch läfst man darob nicht gleich den Mut sinken. Bei allem Verdrusse und aller Entbehrung erklärt der eine (Sch. S. 108): 'So ist doch dies mein Trost dabei, dafs mich die

[1]) Fabeln und Schwänke, herausg. von Goetze und Drescher III 1 ff.

Digitized by Google

Hoffnung einst erfreu.' Ja, man hat eigens **Trostlieder** gedichtet, die alle eine feste Znversicht bekunden (Sch. S. 164 ff.). Entweder stellt man vertrauensvoll seine Sache Gott anheim, oder man verscheucht die bangen Sorgen mit der biederen Sprichwortmahnnng: 'Denn nicht Reichtum macht glücklich, Zufriedenheit macht reich.' Gar nicht aus ihrem Gleichmut wollen sich die bayrischen Gesellen bringen lassen: 'Haben sie kein Geld, habens andre Leut!' Sie sind sogar der Hilfe des Königs gewifs.[1]) Trotz alledem sind natürlich diesen Handwerksgesellen auch jene Stimmungen sicher nicht fremd gewesen, die Franz Freih. v. Gaudy mit liebenswürdigem Humor in der novellistisch-satirischen Tagebuchschilderung eines wandernden Schneidergesellen späterer Zeit zum besten giebt (Werke, herausg. v. Arth. Müller, Berlin 1844, II 47 ff.). Dem Leben ist jenes drastische Landstrafsenbild unmittelbar abgelauscht, wie der verdrossene Handwerksbursch bald über die Prellsteine, bald über die eigenen Beine stolpert, die heillosen, messerscharfen Schüttsteine zum Henker verwünscht und mit belustigender Selbstironie anhebt: 'Der Knotenstock ist noch fauler als sein Herr und läfst sich klappernd und höhnisch meckernd über das Geröll hintennach schleppen. Der Himmel sieht dumm und dämisch wie ein Mittwochmorgen nach den drei Osterfeiertagen aus und steckt bis an den Hals im Katzenjammer. In allen Winkeln kriechen die grauen Wolken gleich maulenden Kindern herum und fangen zuletzt aus Ungezogenheit und purer Langeweile an zu regnen.' Und dazu das Gegenbild: eine in sechsspänniger Extrapost mit Gepäck und Dienerschaft vornehm einherrasselnde Herrschaft, die des Burschen bescheidene Bitte um Wegzehrung entweder kurzweg abschlägt oder durch einen hoheitsvoll gespendeten Kreuzer zu befriedigen geruht. Eine Situation, die auch Dingelstedt in seinem Gedicht von der 'Extrapost' anschaulich behandelt (Deutsche Rundschau LXII 433 f.).

Das beste Gegengewicht gegen trübes Gedankenspinnen bot sicherlich gute **Kameradschaft**. In den Liedern freilich kommt man über allgemeine, mehr indirekte Andeutungen nicht recht hinaus. Anders im Märchen, das manche lebensvolle Szene im Bilde festgehalten hat. Am frischesten sind wohl die Farben in der Erzählung von den beiden Wanderern (Gebr. Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Grofse Ausg., Berlin 1890, Nr. 107). Das kleine, gewandte Schneiderlein mit den roten Backen, das immer lustig und guter Dinge ist und von mancher hübschen Meistertochter unter der Hausthür einen Kufs mit auf den Weg bekommt, ist ein hübsches Gegenstück zu dem griesgrämigen und neidischen Schuster, der dem munteren Kerlchen sofort an den Kragen will, als es ihm ein übermütiges Spottliedchen zuträllert. Der in Mörikes Märchen vom 'Hutzelmännlein' gezeichnete Schönfärbergesell hat manche Züge mit diesem Urbild gemein, aber ihm geht gerade der Sinn für treue Kameradschaft ab, die alles mit dem Genossen teilt und, wenn ein paar Groschen in der Tasche klingen, auftragen läfst und vor Vergnügen auf den Tisch schlägt, dafs die Gläser tanzen, dem Wahlspruch getreu: 'Leicht verdient und leicht

[1]) Ganz in dem Geiste hat auch Hoffmann v. Fallersleben ein Handwerksburschenlied gedichtet (III 150 f.).

Digitized by Google

verthan.' Allerdings nimmt die Geschichte zuletzt noch eine recht düstere Wendung durch die verdiente Bestrafung des herzlosen ehemaligen Wandergefährten, während der zwischen einem anderen Schneider und einem bnckeligen Goldschmied geschlossene Bund die Wanderjahre überdauert (ebd. Nr. 182).

Vor dem Einzug in eine Stadt galt es erst ordentlich Toilette zn machen. Dem jungen Böttcher wird darüber eingeschärft, sich zunächst eine Weile niederzusetzen, ein Paar gute Schuhe und Strümpfe anzulegen und einen weifsen Überschlag oder eine Krause um den Hals zu thun. Der Thorschreiber oder die Schildwache (Sch. S. 122 u. 124) pflegte sein Bündel in Verwahrung zn nehmen, bis er von der Herberge das Handwerkszeichen zur Einlösung geholt hatte. Der Grufs, den man mit schuldiger Zurückhaltung, 'den Hut abgezogen mit aller Reverenz', und in der vorgeschriebenen Weise vorzubringen gehalten war, ersetzte in der Regel die Stelle anderer Legitimation. Die grofse Bedeutung der Herberge, die sich auch in den Liedern vielfach wiederspiegelt, beruht in der Hauptsache auf der von ihr ausgehenden Arbeitsvermittelung. War das betreffende Handwerk ein 'geschenktes', so wurde dem Zugewanderten eine durchaus gastliche Aufnahme gewährt: Willkommentrunk, freie Verpflegung nnd Nachtlager. Ein höchst bescheidentliches und höfliches Betragen gegenüber dem 'Vater', der 'Mutter' und der etwa vorhandenen 'Schwester' der Herberge war Pflicht jedes 'frommen Sohnes'. Wenn der Ankömmling gesonnen war, Arbeit zu nehmen, so pflegte, falls es der Ortsgebranch nicht anders bestimmte, der jeweilige Örten- oder Ürtengeselle ihn zunächst zu begrüfsen und dabei auszuforschen, dann aber für ihn Umschau zu halten. Je nach dem Ergebnis seiner Bemühnngen sorgte man hierauf für freundschaftliche Verabschiedung oder Einstellung des Betreffenden.[1]) War dieser glücklich in einer Werkstatt untergebracht worden, so hatte er sich nicht nur für die erwiesene Gefälligkeit mit einer entsprechenden Weinspende abzufinden, sondern vor allem bei der nächsten Auflage seine Aufnahme in die Ortsbrüderschaft nachzusuchen. So wurden die in regelmäfsigen Zwischenräumen stattfindenden Gesellenzusammenkünfte nach dem Anflegen des Beitrags für die 'Büchse' bezeichnet. Der Ort der Versammlung war eine Stnbe der durch innere wie äufsere Ausstattung genügend gekennzeichneten Herberge. Über Berufung und Organisation einer solchen 'Gesellenschenke' sind wir u. a. besonders gut unterrichtet durch zwei von Hans Sachs gereimte Ordnungen der Nürnberger Heftelmacher- und Ringmachergesellen.[2]) Danach war allseitiges und pünktliches Erscheinen Bedingung, ferner wurde das Ablegen der 'Wehr' gefordert, damit es 'fein ordentlich' zugehe, und Statut wie Comment genau beachtet. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes erfolgte gewöhnlich erst nach Regelung der laufenden Kassenverpflichtungen. Die Form der Einweisung war die der prosaischen Wechselrede mit eingestreuten Reimsprüchen lockerster

[1]) Weimar. Jahrb. IV 309 ff. (Ceremoniell der Weifsgerber). Dazu Gräters Bragur III 216 ff. (Der Siebmacher Grufs und Umfrag) und 'Der kandelgieser-spruech' (Hans Sachs, Werke XXII 270 f.).

[2]) Werke XXIII 64 ff. Vgl. v. Ledebur, Neues allgem Archiv I 31 ff.

Digitized by Google

Fügung und von volkstümlicher Technik. Die Grundform schimmert noch dentlich durch. Ebenso unverkennbar ist die dabei beliebte humoristische Färbung in Fragen wie Antworten. Zugleich verrät sich ein gewisser, in der uns überlieferten Form nicht immer ganz verständlicher, phantastischer Anflug.[1]) Mit der Bezahlung der Einschreibegebühr und der Abgabe für die Armenbüchse waren die Förmlichkeiten erledigt. War die Tagesordnung erschöpft und nichts mehr vorzubringen, so schlofs bei den Magdeburger Hufschmieden wohl der präsidierende Altgesell den geschäftlichen Teil der Sitzung mit dem Verslein:

Mit Gunst, wenn niemand etwas weifs,
So weifs ich etwas;
Wollen Geld zählen, Bier zappen,
Wo die schönen Mädchen mit den Krügen klappen

und einem kurzen Schlufsworte. Dann wurde die Lade abgetragen, und eine freiere, gemütliche Stimmung regte sich. Allerdings eine allzugrofse Ausgelassenheit wurde schon durch die strengen Einzelverbote niedergehalten. Aber waren auch alle 'champare wort', alles Fluchen nnd gotteslästerliche Schwören, ja, wohl anch der Trinkzwang ernstlich verpönt, so war man doch weit entfernt von philiströser Engherzigkeit, und es ging trotzdem noch lustig und übermütig genug zu. Aber die Heiterkeit war um so ungetrübter, je mehr der Geist der Zucht und Ehrbarkeit in diesem Kreise waltete. Aus ihm sind auch die zahlreichen Lieder herzuleiten, die es alle mit der Verherrlichung irgend eines Handwerks zu thun haben. Dies sind die sogenannten Znnft- oder Preislieder. Sie mögen sich zur Eröffnung der Zeche — denn ohne munteren Sang ist eine solche kaum denkbar — ganz vorzüglich geeignet haben. Denn ehrenfester Handwerkssinn und kräftiges Selbstgefühl kommt in ihnen entschieden zum Ausdruck. Meister wie Gesellen kannten noch Begeisterung für ihr Thun. Denn Meister Martins liebevolle Glorifikation des Küferhandwerks ist eben nicht ein rein dichterisches Gebilde. In ähnlichem Handwerksstolze waren einst viele befangen, die gleich ihm ihren Beruf für das Herrlichste auf Gottes Erdboden erklärt haben würden. Poetisch freilich stehen diese Lieder nicht gerade hoch im Werte. Der mehr oder minder tendenziöse Inhalt ist durchaus die Hauptsache. Dabei geben sie viel zu viel Reflexion nnd lehrhafte Beschreibung. Auch sind sie samt und sonders über einen Leisten geschlagen. Aufforderung zum Lobpreis eines Handwerks, Beteuerung seines Nutzens und seiner Notwendigkeit, meist verbunden mit einer Darstellung seiner Produkte oder Verrichtungen, ein wohlgemeinter Wunsch zum Schlufs — das bietet etwa die Vorlage, nach der man im grofsen und ganzen gearbeitet hat.[2]) Die Loblieder der Handwerker stehen in Verwandtschaft mit

[1]) Weimar. Jahrb. IV 315 ff. (Wunderhorn S. 676 ff.).

[2]) Wie wenig poetisch ergiebig solcherlei Beschreibung ist, zeigen auch die von Hans Sachs gedichteten Achtzeiler zu den Holzschnitten Jost Ammans in der von Sigmund Feyerabend 1568 herausg. Schrift: 'Eygentliche Beschreibung Aller Stände' u. s. w. (Hans Sachs, Werke XXIII 271 ff.). Trotzdem finden sich auch Gedichte ähnlicher Art bei Jos. Freih.

Digitized by Google

ähnlichen Gedichten aus dem Kreise der Studenten, der Soldaten, der Bauern. Gerade bei den letzteren lassen sich bis in Einzelheiten Parallelen ziehen, wie aus Joh. Boltes lehrreicher Sammlung sofort erhellt (Acta Germanica I. Bd. 3. Heft). Allen jenen Liedern ist das Bestreben gemeinsam, das besungene Handwerk auf Kosten der übrigen zu erheben. Oder, wie Ernst Scherenberg in dem Gedichte vom 'güldenen Ring' der Gilden so anschaulich spöttelt, es gilt das Wort: 'jeder will der erste sein im Haus'. Als Zeugnisse sind daher historische Erinnerungen sehr willkommen. Die Weifsbäcker vergessen die ihnen von Kaiser Karl IV. ob ihres Löwenmutes verliehene gekrönte Brezel ebensowenig (Sch. S. 3 f.) wie die Schuhmacher ihren Patron Herzog Hans von Sagan (Sch. S. 78). Dafür aber wissen die Böttcher das Prunkstück des Heidelberger Riesenfasses zu rühmen (Sch. S. 11), während wieder die Küfer auf ihre körperliche Tüchtigkeit pochen (Sch. S. 13 f.). Ein überaus beliebter Gemeinplatz ist die Frage nach dem Ursprung des Handwerks. Solch loses Scherzwort, wie es ein lustiger Färber darüber in einem Liede äufsert (Sch. S. 82), steht freilich nur vereinzelt. Meist thut man damit recht gewichtig. Bald wird der König (Gambrinus) von Flandern und Brabant als Erfinder der löblichen Brauerkunst ausposaunt (Sch. S. 15), bald, und dies ist bei weitem das Üblichste, wird die Bibel selbst aufgeschlagen und nach authentischen Belegen gesucht. Es ist das gleiche Bemühen, göttliche Einsetzung nachzuweisen oder mindestens ein ehrwürdiges Alter zu verbürgen, wie es so sinnig in dem litterarisch oft behandelten alten Märchenstoffe von den 'ungleichen Kindern Evä' zum Ausdruck kommt. Manche launige Naivetät läuft dabei mit unter. Schneider wie Leineweber (Sch. S. 69 u. 89) proklamieren in witziger Auslegung von Bibelstellen den lieben Gott in Person zum 'Erheber' ihres Handwerks. Die Müller, Bäcker und gelegentlich[1]) wohl auch die Zimmerleute, die sich sonst als Brüder Jesu Christi fühlen (Sch. S. 102), bemühen sich um Adam als Stammesherrn (Sch. S. 57 u. Erk-Böhme, Liederhort. III. Bd. Nr. 1629). Die Böttcher erheben natürlich Vater Noah als ersten Fafsbinder in den Himmel (Sch. S. 10), und die Wagner berufen sich ihrerseits auf den Propheten Elias — man merkt auch hier wieder die Schablone. Gleichwohl läfst sich aus der Masse des tauben Gesteins, das diese Lieder mit sich führen, auch manches gehaltvollere Körnchen aussondern. Dahin gehört z. B. das hübsche Eheidyll im Ruhmlied der Weifsgerber (Sch. S. 42 f.) oder etwa das unfreiwillig komische Bekenntnis der Buchbinder, das von mancher Seite der Bücher, die in ihre Hände kämen, 'etwas zurück in dem Verstand' bleibe (Sch. S. 20). Auch eine kleine Pikanterie der verliebten Schuhmacher (Sch. S. 77) bringt einmal Abwechselung. Besonders interessant sind einige Selbstcharakteristiken, die gelegentlich begegnen. So gefallen sich die 'honet galanten Bäcken' gern

v. Auffenberg (Sämtl. Werke, 1844, XX 48 ff.) in einem Schneiderlied und in den dialogischen Szenen in der Schreinerwerkstatt von E. Langbein (Sämtl. Schriften, Stuttg. 1841, II² 279 ff.).

[1]) Archiv für das Studium der anderen Sprachen XCV 367, wo vorher auch verwandte Reimsprüche aus dem Meisterbuch der Frankfurter Goldschmiedeinnung mitgeteilt werden. Vgl. auch H. Sachs, Werke VII 471 ff. (ähnlicher Spruch zum Ruhme Albr. Dürers).

in der Rolle eines sauberen und noblen Herrn: 'Er trinkt kein Wein, denn er sei gut!' (Sch. S. 5). Dagegen poltern die Maurer in einem trutzigen Sange (Sch. S. 47 f.) in handwerksmäfsiger Derbheit und Grobheit. Allerdings können sie sich auch von der liebenswürdigeren Seite zeigen. So in dem erheiternden Liede, das mit wohlgefälliger Selbstironie die bei ihrer Arbeit beliebten gründlichen Pausen schildert und auch vom 'Vexieren' schöner Mädchen zu erzählen weifs (Sch. S. 46 f.). Aus dem Leben gegriffen ist zumal die anschauliche Mittagsszene[1]), wo der Meister mit langem Gesicht den bei Tisch so tapferen Essern zusieht und seine Bangnis nicht länger zurückhalten kann, indem er ihnen mahnend zuruft: 'Ach, Gesellen, efst nicht so lang!' Auffallend gering sind Ansätze zur symbolischen Ausdeutung der einzelnen Handwerke. Schon Vergleiche wie die des zirkelrunden Mühlensteines mit dem 'lieben Hostienblatt' oder der Weberspule mit dem Pflug, des Schiffleins mit dem Pferd sind sehr spärlich. Am frischesten wirken sie noch in dem wirklich flotten und gefälligen Schneiderlob:

Schneidri schneidra schneidrum!
Ich bin der Meister Schneider
Und mach den Leuten Kleider
Im Lande weit herum,
Im Lande weit herum.

Ich sitz' und schau' mich um,
Als wenn ich Kaiser wäre.
Mein Szepter ist die Schere,
Mein Tisch das Kaisertum.
Ich sitz und schau mich um. (Sch. S. 71.)

Und doch, wie fruchtbar sind solche Keime später durch echt dichterische Belebung geworden. Der alte gute Optimist Valentin in Ferdinand Raimunds reizendem Zaubermärchen mag es bezeugen. Wie einfach und doch wie poesievoll ist sein allbekanntes Hobellied, womit er sich über des Lebens Verdrufs hinwegtäuscht. Und wie er als echter Tischler erst im letzten Stündlein seinen Hobel hinlegen und der Welt Ade! sagen will, so läfst auch Theodor Fontane den greisen Feldmarschall Derffling auf dem Sterbebette aus alter Schneidererfahrung bekennen: 'Man wechselt seine Kleider — Auch hab' ich des nicht Leid.' Überhaupt darf man wohl dies Gedicht als die gelungenste poetische Verwertung der einem Handwerk innewohnenden Symbolik bezeichnen. Nicht nur die ganze Persönlichkeit des Titelhelden ist mit bewundernswerter Kunst geadelt worden, sondern ein Strahl der Dichtersonne fällt auch auf das schlichte Handwerk samt seinen Verrichtungen und sprachlichen Ausdrücken. Darin ist ihm Friedrich von Sallet in seinem entsprechenden Gedichte denn doch nicht an die Seite zu stellen.

Bezeichnend aber ist, dafs man eine ganz besonders gefärbte Art von Symbolik auch in den Handwerksliedern keineswegs verschmäht. Das ist die des Liebesgenusses. Da stellen die Handwerksdichter ebenso ihren Mann wie die Verfasser der im Volke einstmals so beliebten 'Schamperlieder'. Zu diesen

[1]) Das Motiv kehrt nicht nur in einem analog gebauten Schneiderlied wieder (Sch. S. 72), sondern wird besonders reich ausgestaltet in dem humoristischen Duett zwischen Schlossermeister und Gesellen mit der köstlichen Pointe, dafs das kurze 'Fresse' und die vierzehnstündige Arbeitszeit nur durch kluge, ausgleichende Fleifsverteilung zu kompensieren sei (S. Kretzschmer, Deutsche Volksl. I, Berlin 1840, Nr. 176).

haben die erotischen Handwerkslieder unzweifelhafte Beziehungen. Hier wie dort läfst man einer ausschweifenden, sinnlichen Phantasie nur allzu willig die Zügel schiefsen. Die Gattung selbst ist alt. Schon unter den Liedern Gottfrieds von Neifen findet sich ein derartiges Produkt, von einem Fafsbinder handelnd, überliefert, für dessen Beliebtheit eine Reihe von Nachdichtungen sprechen (Sch. S. 191 ff.). Proben ähnlicher Lieder giebt Schade noch vom Uhrmacher, Schornsteinfeger und Glaser (S. 196 ff.). Es mögen noch weit mehr im Schwange gewesen sein. Beim Volke sind sie höchst wahrscheinlich ebensosehr wegen ihres zweideutigen Inhalts als wegen ihres grobkörnigen Humors geschätzt worden.

Inhaltlich gehören sie zu der Gruppe der erzählenden Lieder. Diese eigneten sich ja besonders gut zur Unterhaltung bei geselligem Trinkgelage. Das populärste Stück war das Lied vom Liebesabenteuer eines jungen Handwerksgesellen mit einer hochgestellten Dame. Dies beweisen die zahlreichen Varianten, welche umgingen. Das Lied selbst ist sehr frühen Ursprungs. Anfangs scheint ein hübscher Schreiber, der mit einer Markgräfin der Minne pflog, der Held gewesen zu sein (Erk-Böhme, Liederhort I Nr. 128). Dann aber haben sich nahezu alle Gewerbe den dankbaren Stoff angeeignet und entsprechend umgestaltet. Sehr zeitig schon tritt ein junger Zimmergesell als Liebhaber auf, dann aber gefallen sich auch Schmiede, Schlosser, Schuster, Schneider, Bäcker, Tischler, Böttcher u. a. in der dankbaren Don-Juanrolle (S. ebd. Nr. 129; Sch. S. 199 ff.). Das Lied ist naturgemäfs mit der Zeit arg zersungen worden. Man braucht nur einmal die alte schöne epische Erzählung mit der ergreifenden Szene unter dem Galgen, wo der arme Verführte erst, als er auf der letzten Sprosse der Leiter steht, in dem rührend offenen Geständnis eines greisgrauen Edelherrn eine mitfühlende, rettende Fürsprache findet, neben die stark gekürzte junge Fassung zu halten, welche an Stelle des versöhnlichen Ausgangs einen tragischen Schlufs bietet, um die heillose Verderbnis zu ermessen. Ein kleineres Ganzes bilden wiederum die Lieder, welche die Wertschätzung oder Geringachtung eines Handwerks durch die liebe Weiblichkeit zum besonderen Vorwurf haben. In jenem Fall erzählt man triumphierend von der zu teil gewordenen Anerkennung, in diesem straft man unnachsichtlich den weiblichen Hochmut. Die Vorlage scheint ein Duett zwischen Goldschmiedsehefrau und heiratsfähiger Tochter abgegeben zu haben (Sch. S. 210 ff.), indem das Mägdlein trotz des wohlmeinenden mütterlichen Rates ('die studenten sind on rente!') sich doch für einen freien Studenten erklärt und den empfohlenen wohlhabenden Kaufmann verschmäht. An Stelle des Studios tritt dann nur der 'frische Beckenknecht', der bald ebenfalls über einen Kaufmann, bald über einen Schreiber den Preis davonträgt (Sch. S. 206 ff.). Ernstlich aufgebracht wird man, wenn solch eine begüterte Meistertochter etwa aus der Art schlägt und über ihren Stand hinausstrebt. Von stolzen Webers-, Metzgers- und Schusterstöchtern weifs man dergleichen boshaft genug zu berichten (Sch. S. 239 ff.). Das Motiv, aus dem solche Scheltlieder gedichtet wurden, war anscheinend meist gekränkte Eifersucht. Daraus macht man auch gar kein Hehl. Ganz ruhig

Digitized by Google

z. B. gesteht der eine Verfasser: 'Das hat getan ains metzgers sun — ain andrer hat in verdrungen.' Diese Lieder stehen in gewissem Zusammenhang mit einer anderen Gruppe, in der es sich um die Wahl eines Bräutigams aus einer ganzen Reihe von Bewerbern handelt (Erk-Böhme, Liederhort II Nr. 841—3, 847—8). Und zwar kommen da nicht nur Handwerker, sondern auch Bauern, Schulmeister, Pfarrer, Doktoren u. s. w. in Frage. Charakteristisch ist dabei die an den einzelnen Ständen geübte vorwiegend negative Kritik, da sich aus ihr allein schon ein reichhaltiges Verzeichnis aller möglichen Spöttereien gegen Name und Beruf der gemusterten Vertreter ergiebt.[1]) Oft scheint das geradezu die Hauptsache zu sein, wenn nämlich die Entscheidung entweder gar nicht gefällt wird oder doch ganz scherzhaft gehalten ist, so dafs wohl gar ein hübscher Betteljunge der erkorene Liebling ist.[2])

Anderseits dienen aber derartige Ausfälle auch gern als Folie für ein energisches Eigenlob. Wie sehr man dabei mitunter auf Kosten der andern triumphierte, zeigt beispielshalber ein Preislied auf den Schusterstand, das sogar den reinen Schimpfton nicht verschmäht (Sch. S. 78 f.). Sicher sind aus solchen gegenseitigen Anspielungen jene zahlreichen Neck- und Spottlieder erwachsen. Sie sind der natürliche Reflex der Lobeshymnen. In ihrer ganzen Anlage aber herrscht unverkennbar ein aggressives Element vor. Daher können zwar jene Ruhmeserhebungen auf die einzelnen Professionen — Mörike benutzt sie im 'Stuttgarter Hutzelmännlein' (Ges. Schriften II², Stuttg. 1890, S. 164 ff.) zu einem anschaulichen Wirtshausbild in Ulm — bei aller Selbstgefälligkeit der einzelnen doch in harmlos kameradschaftlichem Rundgesang angestimmt werden, aber bei den oft keineswegs glimpflichen Spottliedern wird der Durchhechelte selten ruhig Blut gewahrt haben. Und doch konnte es sicherlich für die Spötter kein gröfseres Vergnügen geben, als aus den zornigen Ausbrüchen des Angesungenen die Wirkung ihrer Fopperei zu ersehen. Dafs eine tüchtige Rauferei nicht selten die unmittelbare Folge war, kann man u. a. aus der tumultuarischen Herbergsszene entnehmen, die uns Hans Sachs (Werke XVII 237 ff.) in dem Schwank 'Fatzwerk auff etliche handwerk' vor Augen führt, wo durch eines losen Hochzeitssprechers unvermutet bissige Ausfälle gegen alle möglichen Handwerke mit einem Male allgemeiner Unfriede unter die erst so kurzweilige Gesellschaft gesät wird. Die helle Empörung bricht gegen den schlimmen Schalksnarren los, zumal die Bezechten wollen die Schmähungen an dem Urheber sofort rächen, ihn 'erzausen und mit feusten pengeln'. Mit jenen Sticheleien stimmt in Ton und Inhalt ein weit verbreitetes liedartiges Sünden- und Spottregister der verschiedenen Gewerbe sehr gut zusammen, das sich ebenfalls mit einer grofsen Zahl Berufe befafst. Selbst Organisten, Schullehrer und Advokaten, Wirte und

---

[1]) Auch dies Motiv hat Ferd. Raimund aufgegriffen und in seinem 'Verschwender' zum Ruhme des Tischlerhandwerks gewendet in dem Duett zwischen Valentin und Rosa.

[2]) Dafs natürlich mit den erwähnten Liebes- und Scheltliedern das Stoffgebiet der sogenannten erzählenden Handwerkslieder nicht erschöpft ist, zeigt z. B. die liedartige Sage vom Schlossergesellen, der den Teufel zu Wien überlistete (S. W. Walter, Sammlung deutscher Volksl., Leipzig 1841).

Digitized by Google

Nähterinnen bleiben dabei nicht verschont, wie sich aus den von Schade beigebrachten zahllosen Varianten ergiebt (Sch. S. 272 ff.). Die Art des Spottes mag folgende ausgehobene Strophe beleuchten:

Wie machen's denn die Brauer?
So machen sie's:
Sie machen ein bifschen Wasser warm,
Das giebt ein Bier, dafs Gott erbarm'.
So machen sie's,
Ja, so machen sie's.

Man sieht, die Form ermöglichte eine beqneme Improvisation, die man sich auch nicht entgehen liefs. So sehr nun auch schliefslich ein jedes Handwerk Werg am Rocken hatte, keins hat doch unter der Spottsucht der anderen mehr zu leiden gehabt als das der armen Schneider. Sie will man durchaus nicht ernst nehmen. Schon von jeher sind sie eine urkomische Lieblingsfigur des Volkes gewesen. Im Märchen wie im Schwanke und Liede beschäftigt man sich unermüdlich mit ihnen. Das Gewerbe mag es mit sich bringen, dafs seine Vertreter vielfach besonders zum Spotte herausfordern. Denn in der Stubenluft und bei der sitzenden Arbeitsweise gedeihen natürlich nicht besondere Kerngestalten. So wird denn mit Vorliebe die Gestalt des dürren, schwächlichen, ängstlichen Schneiders karikiert (vgl. den Artikel 'Schneider' in Grimms Wörterb.). Jedenfalls ist die Sage von ihrem rätselhaften Verhältnisse zum Geifsbock, in die vielleicht anch mythische Elemente hereinspielen, schon sehr alt. Was wohl die Ursache dieser Feindschaft sei, darüber scheint man sich früh den Kopf zerbrochen zu haben. Auch Hans Sachs, selbst eines Schneiders Sohn, hat sich damit beschäftigt und in einem hübschen Schwank eine scherzhafte Dentung mitgeteilt (Werke IX 276 ff.). Er erzählt, wie ein Schneider zu Kitzfeldt zur Strafe für sein Tuchstibitzen von einem Edelmann auf ein Jahr zur Fütterung eines Geifsbocks verurteilt worden sei, aber, durch die lästige Zumutung aufgebracht, anfangs das Tier unverantwortlich gemifshandelt und zuletzt durch eine in den Kopf geschlagene Nadel getötet habe. Bei dem Versuche, den Leichnam nachts heimlich in den Stadtgraben zu versenken, sei er an den Hörnern hängen geblieben und mit in die Tiefe gestürzt, so dafs auch er starb. Diese Sage hat auch Platen im Liede behandelt (Werke, herausg. von Wolff n. Schweitzer I 48 f.). Nur wird sie von ihm auf den Krempenstein an der Donau lokalisiert. Unzweifelhaft hat das Volk daran seine grofse Freude gehabt. Das zeigt eine alte andere Version, die Langbein (I² 126 f.) benutzt. Danach knüpft sie an einen Schneiderhelden an, der seine Mitbürger dadnrch von einer Belagerung errettet, dafs er sich in eine Bockshaut nähen läfst und auf der Stadtmauer fröhlich meckernd herumspringt. Überall läfst man dem Schneider die Geifs in den Weg treten. Selbst im Gotteshause ist er vor ihr nicht sicher. Denn auch dorthin führt des Teufels Arglist, als die Zunft feierlich den Jahrestag begeht, einen grofsen Geifsbock, der 'ganz sittsam' mit Meistern und Gesellen den Kirchgang thun will (Wunderhorn

S. 692 ff.).[1]) Am allerhäufigsten freilich beliebt man, sie durch den unvermutet auftauchenden Gegner ins Bockshorn jagen zu lassen (Sch. S. 247 f. n. 253 f.; vgl. Wnnderhorn S. 680 ff.). Stirbt aber der Schneider, so läfst man seine Seele in eine Geifs fahren und gönnt ihm wohl ein Erbbegräbnis in ihrem Stall (Sch. S. 248 f. u. 250). Selbst vor einer harmlosen Schnecke, singt man in einem anderen Liede, strecken die Geängstigten ihr 'Gewäfe' (Sch. S. 251):

Nadel, Pfriem und Ehlenstab:
Nichts gieng als Curaschi ab.

Sogar Goethe hat es sich nicht versagt, sich über diese ihre schwache Seite in einem epigrammatisch zugespitzten Vergleiche mit den Spatzen lustig zu machen (Weim. Ausg. II 261), während im Märchen das 'tapfere' Schneiderlein, das Riesen überlistet, Einhorn und Wildschwein fängt und wohl gar die Hand einer schönen Königs- oder reichen Grafentochter gewinnt (Grimm Nr. 20 u. 163), gern im humoristisch frenndlichen Lichte erscheint.

Anf ihre Genügsamkeit nnd ihre unansehnliche Gestalt zielt der beliebte Spott vom Trunk aus dem Fingerhut, der sie so 'grausam voll' macht, und namentlich die vielen bitterbösen Ausfälle gegen ihre Kost (Sch. S. 255 ff. Wnnderhorn S. 683 ff.). Man schildert besonders gern in nrdrastischer Übertreibung ein solennes Schneidergelag, sei es zum Hochzeitsschmans, sei es zur Feier des Jahrestages.[2]) Manche boshafte Stichelei dabei, so gelungen auch einige komische Situationsbilder sind, geht weit über das Mafs unschuldigen Spottes hinans, zumal wenn man damit etwa die in Kirchhofs Wendunmut S. 288 angeführte hnmorvolle Wochenspeisekarte vergleicht.

Die köstlichste Parodie bietet aber auch hier die Märchendichtung im Schneider 'Daumerling' (Grimm Nr. 45). Eine Fülle erquickenden Humors ist über diesen Knirps ausgegossen, der eine lange Stopfnadel als Degen benutzt, vom Schüsseldampf zum Schornstein hinausgetrieben wird, wie es solcher leichten Ware ohne den Ballast des rettenden Bügeleisens zu ergehen pflegt, hierauf eine abenteuerliche Wanderschaft übersteht, aber immer, selbst als er unters Kuhfutter gerät oder als er in die Blutwurst gestopft wird, kraft seines winzigen Körpers mit heiler Haut davonkommt.

In einer Beziehung freilich verstehen die Schneider begreiflicherweise sehr wenig Spafs, sofern es sich nämlich um den oft geäufserten Vorwnrf des Zeugstibitzens handelt. Das war nun zwar ein offenes Geheimnis, aber nachsagen zu lassen brauchte es sich doch keiner. Noch Langbein (I² 239) schildert einen ganz besonderen Schlaukopf, der stets vor dem Beichtgang sein Gewissen dadurch erleichtert, dafs er das letzte Restchen Stoff verkauft. Am ehesten noch konnte man die gutmütige Neckerei in Kauf nehmen, bei welcher es sich um die 'grofse Juppe' handelt, welche ein Bäuerlein für sein Weibchen an-

[1]) Über ein ähnliches Abenteuer beim Tanze im Baseler Zunfthause vgl. einen Schwank in Kirchhofs Wendunmut Nr. 278.

[2]) Der Witz erhält erst seine rechte Wirkung, wenn man sich dabei an die gerade in Handwerkskreisen alter Zeit übliche Üppigkeit bei solchen Gelegenheiten erinnert, gegen die sogar obrigkeitliche Verfügungen erlassen werden mufsten.

Digitized by Google

fertigen lassen will und wofür er an die 300 Ellen Stoff nebst entsprechenden Zuthaten und erklecklichen Macherlohn zu leisten hat, um schliefslich beim Anprobieren des umständlich herbeigebrachten Kunstwerks die ganze Unzulänglichkeit mit zu bestaunen (Sch. S. 245 f.).[1]) Weniger erbaulich schon mufste ihnen das Lied vom Höllenfahrtsabentener eines Zunftgenossen sein, obwohl dieser darin den Teufelchen beherzt die Schwänzlein stutzt und allerhand andere Eulenspiegeleien in Lucifers Behausung treibt, denn der garstige Schlufsrefrain:

Drum helt der Teufel kein Schneider mehr,
Er stehle so viel er wöll,

klang zu unsympathisch in den Ohren. Dagegen scheint das Kontrastmotiv, das des Schneiders Verhalten im Himmel zeigt, im Handwerksliede keine Stätte gefunden zu haben. Um so eifriger ist dieses Thema im Märchen und Schwank behandelt worden. Die Sitnation ist im ganzen die gleiche: Petrus als Himmelspförtner erbarmt sich in Abwesenheit Gottes über ein anhumpelndes dürres Schneiderlein, das kläglich um Einlafs fleht. Vorwitzig spioniert dieses dann herum, setzt sich sogar auf den Sessel des Herrn nnd bemerkt auf Erden den Schleierdiebstahl einer alten Frau. Empört wirft es den goldenen Fufsschemel nach ihr, wird aber dafür von Gott nach einer eindringlichen Strafrede aus dem heiligen Bezirk verwiesen, da es über den Splitter in des Nächsten Auge den eigenen Balken übersehen hat (Grimm Nr. 35).[2]) Da auch noch mancherlei andere Spöttereien gerade gegen die Schneider umliefen, die bald ihr Renommistentum, bald ihre Einfalt geifselten, so nimmt es nicht wunder, dafs die Gehänselten auch einmal auf grobe Klötze einen noch gröberen Keil setzen und einen geharnischten Notwehrprotest erheben. Schade hat daher auch ein solches Schutzlied, das in eine fulminante Philippika gegen solche Spottgesellen eingelegt ist, in seine Sammlung aufgenommen (S. 65 ff.). Der letzte Trost aber blieb immer, dafs sie auch manchen Leidensgefährten hatten. In einem Streitlied (Wunderhorn S. 706 ff.) werden die feindlichen Brüder Don Geifshaar und Don Mahlmehl sogar ganz dramatisch konfrontiert und lesen sich gegenseitig ordentlich den Text. Denn 'Die müller han die besten schwein, so in dem gantzen lande sein, das machen der bauren secke' u. s. w. Das wissen 'ietzo die kleinen kinder auff der gassen zu singen'. So beginnt vielsagend eine Schwanksatire in Kirchhofs Wendunmut[3]) auf einen eigennützigen Müller,

[1]) Vgl. dazu die Geschichte von den sieben Ellen Tuch zum neuen Rock, die bald nur für eine Hose, dann für ein paar Strümpfe, zu böserletzt gar nur für einen 'Däumling' reichen sollen (Wunderhorn S. 699 ff.).

[2]) Weiter ausgeschmückt besonders durch eine bei Lebzeiten an den Übelthäter, einen Strafsburger Schneider, ergangene Teufelswarnung, die aber auf die Dauer doch nichts fruchtet, findet sich der Stoff bei H. Sachs (Werke XXI 180 ff.). Ähnlich bei Kirchhof a. a. O. Nr. 230 nebst angefügtem Ovidcitat und frommer Mahnung. Vgl. überhaupt Reinh. Köhler, Aufsätze über Märchen u. Volksl. herausg. v. Joh. Bolte u. Erich Schmidt, Berlin 1894, S. 65 ff.

[3]) Nr. 294. Siehe auch die verwandten Variationen Nr. 288—293. Dazu Burchard Waldis, Esopus (herausg. von Tittmann, S. 205 f.) u. Hoffm. v. Fallersl. (III 124), welcher pointiert:

Und wann sie's auch nicht thäten,
So glaubt's doch alle Welt.

der zur Strafe für seine Unredlichkeit gehängt werden soll, aber zuletzt doch Begnadigung erlangt — weil es ja doch keinen ehrlichen Vertreter seines Gewerbes auf Erden gäbe! Auch die 'saubere Zunft' der Leineweber wird in einem bösen Sang arg bespöttelt (Sch. S. 237 ff.), der später in die Kommersbücher eingegangen ist und noch heutigestags gesungen wird. Mitfasten sollen sie ihre Zusammenkünfte abhalten, der Waschkübel wird als ihr Trinkgefäfs bezeichnet, den Lehrjungen wird eine sechswöchentliche Hungerprobe zugemutet und sogar die Verdächtigung ausgestreut:

> Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,
> Das eine ist gestohlen, das andre ist nicht sein.

Von weiteren Gehässigkeiten zu schweigen. Soviel wird aber die Betrachtung gezeigt haben, dafs in diesen Neck- und Spottliedern selten reine Bosheit sich äufsert, meist aber ein gut Teil Mutterwitz und eine scharfe Beobachtungsgabe.

Eine fernere Gruppe bilden die Zech- und Schlemmerlieder, die alle das Wohlgefühl der Herbergsherrlichkeit offenbaren. Gerade bei der ausgedehnten und anstrengenden Arbeitszeit mufste ein frischer Trunk, ein wohlschmeckender Imbifs und eine Pfeife Tabak nach Feierabend oder Wochenschlufs besonders trefflich munden (Sch. S. 167 f. 173 u. 175 f.). Die sorglose, leichtfertige Stimmung des guten oder blauen Montags — die Etymologie ist auch jetzt noch bestritten — lebt in sehr vielen dieser Lieder. Denn was am Sonntag gefiel, das will man am Montag nicht missen. Dann schlägt man aber überhaupt schliefslich jede vernünftige Überlegung in den Wind und feiert die ganze Woche dnrch in Saus und Braus (Sch. S. 178 ff.). Bei Wein und Würfelspiel vergifst man der Arbeit Plage. Erhaben schaut man wohl auch auf die gedrückten Meister, die sich so mühsam ihr tägliches Brot verdienen, und jubelt übermütig:

> Lustig ist's Gesellenleben,
> Uns geht's wohl.
> Wann die Meister müssen schwitzen,
> Fi fa fallitera,
> Können wir bei Jungfern sitzen,
> Fi fallitera. (Sch. S. 166.)

Das frischeste Genrebild vom Leben und Treiben solcher lockeren Zechbrüder aber entwirft aus eigener Erfahrung der Sänger des Liedes 'Sanct Reblinus' (Sch. S. 168 ff.), Namens Hans Wizstat von Wertheim. 'Wir essen, trinken und haben ein guten mut: wir lassen die vögelein sorgen.' So lautet ihre ganze Philosophie zunächst, bis der Wochenlohn durchgebracht ist und alles Lugen in den Säckel nichts hilft. Darauf aber müssen sie beschämt den Heimweg zum Meister nehmen, keines schönen Empfanges gewärtig. In der pädagogischen Schlufstendenz berührt sich dies Lied eng mit Hans Sachsens Allegorie vom guten Montag (Werke IX 518 ff. u. verkürzt XXII 513 ff.), der ihm nach seiner Angabe eines Morgens, als er ähnliches Verlangen nach Müfsiggang empfunden habe, als wundergrofses, seltsames Ungetüm erschienen sei, das von

Digitized by Google

sich selbst bekannt habe: 'Ich guter montag mach toll köpff, Lere beutel und folle kröpff.' Doppelt Unglück, wenn der erzürnte Meister das leichtsinnige Versäumen der Arbeit mit Ablohnung und Entlassung vergilt. Der Laufpafs wird dann natürlich nicht in der freundlichsten Form erteilt (Sch. S. 183 184 f. 219 f. 226 f.). Die Schenke nnd die Wanderschaft haben überhaupt gar manchen auf die Dauer zur Arbeit verdorben. Denn die Lust zu geregelter Thätigkeit geht dem nicht Charakterfesten dort leicht verloren, und so entwickelt er sich dann entweder zum Wirtshaustangenichts oder fechtenden Landstreicher. Ein solcher lockerer Vogel ist es, der in rechter Stimmung eines Lumpacivagabundus die leichte Weise vor sich hinträllert:

In Gluckgluck leb' ich,
In Gluckgluck schweb' ich:
Und wer in Gluckgluck lebt,
Der ist mein Bruder.

Hab' ich keinen Kreuzer Geld
In meiner Tasche,
So hab' ich Gluckgluck noch
In meiner Flasche.

Hab' ich keinen Kreuzer Geld,
So thu' ich borgen.
Bezahl' ich heute nicht,
Bezahl' ich morgen. (Sch. S. 174.)

Ihn scheren nicht Kummer und Sorgen. Wo ihn der Wind hintreibt, ist es ihm recht, ganz wie dem 'Bruder Liederlich' Hoffmanns v. Fallersleben (III 123 f.). Ein ähnlicher Vagabund mag auch das Schandliedel vom grimmen Bettelvogt verfafst haben (Sch. S. 221 ff.), der einen solchen Tagedieb im tiefen Turm bei Wasser und Brot begraben möchte und seiner hübschen jungen Frau beinahe ans Leben will, 'weil sie mich armen Lumpen', so triumphiert er, 'so freundlich angelacht'. Man erkennt, diese Vagabundenweisen verraten nicht nnr eine überschäumende Keckheit, sondern gelegentlich auch eine Art ganz liebenswürdigen Galgenhumors. Ein solches Leben in den Tag hinein entbehrt natürlich eine gewisse Romantik nicht. Will man sie aber poetisch gestalten, so mufs man sie tiefer und unbefangener erfassen, als dies Wolfgang Kirchbach in seinem tendenziösen nnd manirierten Romane vom 'Leben auf der Walze' (Berlin 1892, 2 Bde.) vermocht hat. Aber auch recht trübe Sittenbilder aus diesem Kreise bleiben nns nicht erspart. Der Schneidergeselle, der aus Not nnd Entbehrung einen unschuldigen Juden erschlägt, um sich dessen Barschaft anzueignen, aber der verdienten Strafe für sein Verbrechen nicht entgeht, ist ein schlimmes Nachtstück hierzu (Grimm a. a. O. Nr. 115; vgl. Chamissos entsprechendes Gedicht 'Die Sonne bringt es an den Tag'). Dem braven Gesellen jedoch, der sich seine Arbeitsfrendigkeit in den Stürmen der Wanderschaft glücklich bewahrt hatte, blieb als letztes Ziel seines Strebens nach der Rückkehr[1]: Meisterschaft nnd eigener Herd. Denn beides gehörte zusammen. Boies

[1] Den Zauber solcher Stimmnng des Wiedersehens scheint das Handwerkslied auch nicht recht festgehalten zu haben, so fruchtbar die Kunstdichtung hier gestaltet hat. Man denke nur an Vogls rührendes Lied vom 'Erkennen' und an die wehmütigschmerzliche Resignation in Theodor Storms oben genannter Novelle.

Digitized by Google

Übersetzung vom 'Schuhkneckt', allgemein bekannt als Lied von der 'Lore', bringt solche Hoffnung flott und gewinnend zum Ausdruck.

Freilich hatte man zunächst erst noch eine Wartezeit, die sogenannten 'Mutjahre', abzudienen. Dann folgte Meisterstück, Erwerbung des Bürgerrechts und eheliche Hochzeit. Aber auch im Meisterstande erstarb der frohe Sang keineswegs. Nur unterscheiden sich die kunstgemäfsen Produkte der Meister von den volkstümlichen Gesellenliedern meist durch eine ziemlich unpoetische Wirkung. Kunst läfst sich eben nicht kommandieren. Was aber auch der Nachwelt noch Achtung und Bewunderung vor den Meistersingern abnötigen mufs, ist also nicht sowohl der dichterische Wert ihrer Gesänge, als vielmehr eben jener Fonds von Idealismus und jener schlichte poetische Zauber, der sich darin kündet, dafs diese biederen Handwerksmeister nach des Tages Mühe und der Wochen Plage in der Ausübung ihrer 'holdseligen Kunst' ihr Genügen fanden. Ernste Gediegenheit der Lebensauffassung und gesunde Religiosität[1]) mufs den Flug der Phantasie und poetische Originalität ersetzen. Aber soviel inhaltsleere Künstelei, soviel mechanische Pedanterie auch mit zu Tage gefördert worden ist, der Ruhm, einem Manne den Boden mit bereitet zu haben, der ein sinniges Dichtergemüt ebenso wie überquellende volkstümliche Gestaltungskraft sein eigen nennt, jenem grofsen Nürnberger Autodidakten Hans Sachs, wird ihnen wohl bleiben, so sehr man gerade jetzt seine Gröfse bewundern will, obwohl er jenen Kreisen entstammt. Welchen Sinn die wackeren Meister für die Poesie der Werkstatt hatten, welche Lust und Liebe zum Schaffen und welche Achtung vor dem Geschaffenen, mochte es sich auch nur um einen einfachen Thürbeschlag oder einen prunklosen Thonkrug handeln, das hat keiner schöner und sinniger ausgeführt als Gustav Freytag (Bilder aus der deutschen Vergangenheit II. Bd. 1. Abt., 4). Namen wie die des Steinmetzen Adam Kraft, des Rotgiefsers Peter Vischer und des Malers und Kupferstechers Albrecht Dürer mögen vollgültiges Zeugnis ablegen für jene alte künstlerische Poesie der Werkstatt, die auch Uhland bewundert.

Es ist anders geworden. Schon im XVI. Jahrh. begann der Verfall. An Stelle des Gemeinsinns gewann engherziger Eigennutz immer mehr die Oberhand. Durch unberechtigte Härten und kleinliche Ränke hintertrieben die Meister namentlich das Selbständigwerden der Gesellen. Dabei erbitterte die

---

[1]) Auch die Eintragungen in das genannte Meisterbuch der Frankfurter Goldschmiedeinnung, mögen sie nun schmucklose Lebensbeschreibungen in Versen oder fromme und moralische Betrachtungen ähnlicher Art über einen ehrbarlichen und gottesfürchtigen Wandel geben, sind redende Belege. Dafs trotzdem natürlich die Zustände auch in alter Zeit nicht durchweg ideale waren, ist klar. So unterdrückt Hans Sachs neben den braven Meistertypen (Werke XXI 153 ff. u. 272 ff.) z. B. auch nicht die Abschilderung eines ganz verlotterten Webers, der Hab und Gut in der Schenke verjuhelt und Weib und Kind am Hungertuche nagen läfst (ebd. XVII 309 ff.; vgl. auch IX 6 f. Dazu Friedr. v. Logau, Sinngedichte Ausg. von G. Eitner 1872, S. 642 Nr. 50). Wie Rich. Wagner in seinem musikalischen Lustspiel die poetische Thätigkeit der alten Meister verklärt hat, so wird Hans Sachs der beredte Herold ihrer Feststimmung, die sich nach den sauren Wochen des Alltagslebens besonders lebhaft zu äufsern pflegte.

aus ängstlicher Konkurrenzscheu geübte parteiliche Bevorzugung der Meistersöhne und Schwiegersöhne allmählich so sehr, daſs das alte Tischtuch zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zuletzt völlig zerschnitten wurde und an Stelle der früheren Hausgemeinschaft scharfe Klassengegensätze sich herausbildeten. Das ganze Kapitel der heute so brennenden sozialen Frage reicht in jene Zeiten zurück. Auch das moderne Schreckkind des Streiks findet sich bis in Einzelheiten in den sogenannten Verrufs oder Ausständen mit analogen Kartells, analogen Kassen, analogen Warnungen vor unbequemem Zuzug vorgebildet. Auch Streiklieder kannte man natürlich. Harmloser Natur noch ist das Lied von dem ausständischen Frankfurter 'Maurerkorps' (Erk-Böhme, Liederhort III Nr. 1620), eine ähnliche Revolte, wie sie Chamisso in dem humoristischen Gedichte von der 'Kleidermacher-Mut' so ergötzlich ironisiert durch die drei gestellten Bedingungen: Abschaffung der Schneidermamsellen, Erlaubnis der brennenden Pfeife auf offener Straſse und — drittens überhaupt! Dagegen glimmt in dem Liede der aufrührerischen Hamburger Tischlergesellen schon deutlich revolutionäre Glut (Sch. S. 227 ff.).

Der Niedergang des Handwerks hat sich nicht aufhalten lassen. Das Aufkommen der Fabriken und der Groſsbetrieb, Eisenbahnen und Maschinen, der ungeheuere Umschwung der gewerblichen Technik und des Verkehrs und endlich die Proklamierung der Gewerbefreiheit haben die Notlage nur vergröſsert. Die erdrückende Macht des Kapitals gegenüber der geistig persönlichen Arbeitsleistung bewirkte zwar eine kräftige Reaktion, die sich in Reformen auf Reformen zur Reorganisation des gefährdeten Handwerksbetriebes kund gab, aber an eine Rückleitung früherer Handwerkszustände ist bei der modernen Wirtschaftslage gewiſs nicht zu denken. So kämpft heute gar mancher Handwerksmann einen ernsten Kampf ums Dasein, nur wenige leben der Hoffnung auf Sieg. Viele sehen den Untergang vor Augen. Es ist begreiflich, daſs sich die moderne Dichtung dieses dankbaren Stoffes rasch bemächtigte. Nirgends ergreifender als in den poetischen Schilderungen vom heroischen Ringen des deutschen Kleinmeisters. Aus dem steifnackigen, lebensfrohen Handwerker alter Zeit ist eine tragische Persönlichkeit geworden, ein Held, der Vernichtung geweiht. Nur zwei poetische Vertreter sollen für diese Auffassung zeugen. Einmal 'Meister Balzer' in Ernst von Wildenbruchs gleichnamigem Schauspiel (Berlin 1893). Die Gestalt des ehrbaren Uhrmachers ist ein männliches Seitenstück zu dem herzgewinnenden Uhrmacherstöchterlein Lotti Feſsler in Marie von Ebner-Eschenbachs liebevoller Erzählung. Freilich Meister Balzer hat härtere Anfechtungen zu überstehen als das opferwillige sanfte Wesen. Er muſs wählen zwischen Ruin und persönlicher Unfreiheit, so daſs er aus gequältem Herzen aufseufzt: 'Dann bin ich kein freier Mann mehr! Dann muſs ich auf Kommando arbeiten! . . . Dann bin ich aus, dann bin ich tot! Dann bin ich kein Künstler mehr.' Aber er bringt doch schlieſslich seine wirtschaftliche Selbständigkeit seiner Familie zum Opfer und tritt als Werkführer in die neuaufgeschlossene Fabrik des Herrn Weichselburger ein. Denn er kommt zuletzt zu der Überzeugung: 'Wer mit seinen Kindern leben will, muſs ihnen ihr

Digitized by Google

Recht gönnen — und das ist die neue Zeit.' Der versöhnliche Schimmer, der somit die Gestalt Balzers noch umleuchtet, weicht aber einer tragischen Stimmung in dem weit ergreifenderen sozialen Roman Max Kretzers 'Meister Timpe' (Berlin 1888). Ihm, dem fleifsigen und tüchtigen Drechslermeister, wird durch den systematischen Ruin seines einst so blühenden Geschäfts das Herz gebrochen. Er ist ein eisenfester Charakter, der wohl bricht, aber sich nicht biegt. Es ist erschütternd zu erfahren, wie er trotz fieberhafter Thätigkeit rettungslos durch die Konkurrenzfabrik an den Bettelstab gebracht wird, wie sein eigener Sohn Franz infolge grundverkehrter Erziehung sich dem Vater entfremdet und sogar Verrat übt, und wie endlich der Achtundsechzigjährige in einem Augenblicke der Verzweiflung eine Streikversammlung besucht und dort den Aufruhr und das Schleifen der Fabriken predigt, um alsbald seine Verirrung zu bereuen und als königstreuer Patriot zuletzt auf den Trümmern seines Glückes den erlösenden Tod zu suchen.

So wirkt der Roman mit seinen lebenswahren Schilderungen wie ein tieftrauriges Heldenlied aus dem Handwerksleben der Gegenwart. Das Handwerk wird wieder zum Gedicht — aber welch ein Gegensatz zur früheren Herrlichkeit! Die Elegie hat den Hymnus abgelöst. Anders bei den Darstellungen aus dem Leben des vierten Standes, der Arbeiter in Fabriken und Bergwerksgruben. Da klingen nicht selten Töne des Hasses und der Verbitterung herein. Zola, Björnson, Gerhart Hauptmann sind ihre Propheten. Der Geist sozialer Leidenschaften dominiert. Dennoch kommt zumal im Lied auch die Stimmung der Resignation mit zum Ausdruck, wie in Gustav Falkes eindrucksvollem Fabrikbild, das den Kontrast zwischen dem beklemmenden Surren und Stampfen der Maschinen und der befreienden Ruhe in der Natur in schlichten Versen empfinden läfst. Die Verwandtschaft aber von schwerer Handarbeit und hingebender Geistesthätigkeit ist selten feinsinniger verkündet worden als in dem 'Arbeitergrufs' von Ferdinand von Saar. Der Dichter verzeiht dem berufsten Eisengiefser, der ihn finsteren Blicks trotzig mustert, gern die vorwurfsvolle Kränkung:

Du hast ja nie erfahren
Des Geistes tiefes Mühn,
Du ahnst nicht, wie die Schläfen
Mir heifs vom Denken glühn.

Du ahnst nicht, wie ich hämm're
Und feile Tag für Tag —
Und wie ich mich verblute
Mit jedem Herzensschlag.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

H. Ouvré, Les formes littéraires de la pensée grecque. Paris, Félix Alcan éditeur 1900. XVI, 573 S.

Der Titel dieses der 'Bibliothèque de philosophie contemporaine' zugehörigen Werkes, dessen Verfasser, Universitätsprofessor in Bordeaux, bereits eine Anzahl philologischer Leistungen aufzuweisen hat, z. B. ein Buch über Meleagros von Gadara und Untersuchungen zur griechischen Metrik, giebt weitgehenden Hoffnungen Raum. Die litterarischen Formen, die sich der griechische Geist geschaffen hat, sollen in ihrer historischen Entwickelung dargestellt werden: wie das εἶδος entsteht, wie es von seinem Gedankeninhalt beeinflufst wird und ihn seinerseits beeinflufst, wie eine Gattung die andere ablöst im Wechsel der Zeiten. Man erinnert sich an das bekannte Vorwort von Wilamowitz 'Was ist übersetzen?', wo an einigen Beispielen gezeigt wird, wie dieselben Gedanken in verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Formen fordern: 'Der Gang nach dem Eisenhammer wird ein Epyllion in alexandrinischem Stile; das mufs aber die Hochzeit des Mönchs auch werden ... Pater Brey wird ein Mimos, Minna von Barnhelm mufs sich in Trimeter kleiden, während für den Nathan der sokratische Dialog besser pafst' u. s. w.

Freilich ist die griechische Litteratur in den zehn Kapiteln des Verf. nur bis gegen Ende des vierten vorchristl. Jahrh. behandelt; dabei kommt anderseits der Inhalt viel mehr zur Geltung, als nach dem Titel zu erwarten wäre. In ausgedehnten Partien, besonders bei der vorsokratischen Philosophie, Platon und Aristoteles, tritt die Frage der litterarischen Formen gegen Darstellung und Kritik des Gedankeninhaltes zurück.

Ouvré verwahrt sich dagegen -- nachdrücklicher, als es uns heute noch notwendig zu sein scheint —, dafs man die Litteratur einseitig vom ästhetischen Standpunkt auffasse. Er betont daneben den praktischen und den theoretischen Wert und klassifiziert darnach, wobei er nicht vergifst, dafs dasselbe Werk mehreren Betrachtungsweisen zugänglich ist: eine Rede des Demosthenes dient von Haus aus praktischem Zwecke, sucht diesen aber auch durch ästhetische Kunstmittel zu erreichen, wozu dann endlich ihre theoretische Bedeutung tritt als Vorbild für die Zukunft. Die Ausbildung und Differenzierung der litterarischen Formen nehme einen Aufschwung in der Regel während der 'Erfindungskrisen' (*crises inventives* S. XV), d. h. nach grofsen Ereignissen des Völkerlebens, die die ganze Nation anfrütteln, Wanderungen, Siegen, auch Niederlagen. Das ist allerdings eine mehr und mehr angefochtene Anschauung, der man nur mit Vorbehalt zustimmen wird. 'Dieses Vorurteil beherrscht uns so weit', sagt Carl Neumann (Histor. Zeitschr. N. F. XLIX 395), 'dafs es eine der seltsamsten Enttäuschungen der öffentlichen Meinung war, als nach dem deutsch-französischen Kriege die nach allen Regeln und Gesetzen der Schule fällige und sicher zu erwartende Blüte von Litteratur und Kunst ausblieb. Die Kunsthistoriker haben mit diesem Vorurteil längst gebrochen.'

Kap. I heifst *Les origines de la pensée grecque.* Ein kräftiges Wort wird gegen den 'geographischen Symbolismus' gesagt, gegen die Übertreibung des an und für sich in seiner Bedeutung unanfechtbaren, von den Griechen ja selbst gefundenen Prinzipes, dafs Natur und Charakter der Bewohner, ihre ganze Gedankenwelt und historische Entwickelung mit geographischen Bedingungen in engem Zusammenhang stehen. Die erste Blütezeit der griechischen Kultur, die mykenische Periode, hat zwar eine hochentwickelte Kunst, aber keinerlei Litteratur gehabt — soviel wir wenigstens bisher wissen, möchte man heute vorsichtigerweise hinzufügen. Der Verf. betrachtet daher an ihrer Stelle den Mythos, *'une épreuve anticipée des créations littéraires'*; er untersucht, auch hier die drei Kategorien des Praktischen, Theoretischen und Ästhetischen anwendend, seine Entstehung, die er sich vorwiegend utilitarisch denkt, sein Verhältnis zur Moral, und wirft endlich einen Blick auf die Gesamtheit der ältesten Götter- und Heldensagen, von denen er Wundererzählungen anderer Art, wie die Schiffersagen der Odyssee, trennt.

Kap. II *Les premiers genres fixés* beschäftigt sich mit nichts Geringerem als dem Ursprung der Poesie. Ouvré hütet sich, ihn aus einem Hauptpunkte zu erklären; er läfst

Digitized by Google

verschiedene Wurzeln gelten und betont vor allem das religiöse Ursprungsgebiet. Besondere Bedeutung mifst er dem Refrain bei, um den, als festen Punkt, sich die älteste Lyrik kristallisierte (vgl Bücher, Arbeit und Rhythmus 3. Aufl. S. 342 ff.). Daneben werden Weisheitssprüche, Zauherformeln und Eide, Rätsel und Orakel als primitive Formen behandelt.

In Kap. III *La poésie narrative* wird gut anseinandergesetzt, wie viel volkstümlicher die Erzählung ist als die Beschreibung, indem diese letztere ein fortwährendes Abbrechen der psychischen Thätigkeit und Zurückkehren zum Ausgangspunkt voraussetzt, und wie gerade das Epos in wunderbarer Weise dem griechischen Geiste entspricht. Drei Entwickelungsstufen werden geschildert: die der Einzellieder, die zusammenfassende Periode und die der Erweiterung des Zusammengefafsten. Lesenswert ist eine Betrachtung über das Erhabene *(sublime)* in der Ilias, das Geistreiche und *joli* in der Odyssee. Diese unterscheidet sich ähnlich von jener wie von dem so viel jüngeren Äschylos: man sieht, wie innerhalb jeder einzelnen sich auslebenden Gattung — und eines jeden Kulturkreises, darf nicht vergessen werden — eine typische Entwickelung stattfindet. Bei Hesiod tritt das intellektuelle Element in den Vordergrund. Die Theogonie ist eine griechische Genesis; nur dafs bei den Hebräern Jehovah schafft, bei den Griechen der Welt eine immanente Entwickelungskraft innewohnt. In den Erga schmiegt sich der epische Stil den realistischen Lehrsprüchen an, wie das Gewand einem magern Körper und läfst die Knochen durchscheinen (S. 100). Für Hesiods Charakteristik findet der Verf. besonders lebhafte Farben, sein Schicksal ist ihm das Menschenschicksal im allgemeinen. Die homerischen und hesiodischen Dichtungen sind keine einzelnen Bücher, sondern jede für sich eine Litteratur, bezwungen von einer künstlerischen Persönlichkeit. Dann erschöpft sich das Epos, die Erfindung nimmt ab, Manier reifst ein. Die Formen überleben ihren Inhalt und liegen in schier endlosem Todeskampf. *Il faut tuer ces morts!*

Wenig befriedigt Kap. IV *Le lyrisme*, selbst Sappho und Pindar kommen nicht zu ihrem Rechte. Ergiebig für den Grundgedanken ist die Betrachtung über die politische Dichtung, Kallinos, Tyrtaios, Alkaios, dann Solon. Hier zeigt sich deutlich, wie sich der Stoff der joweilig ausgebildeten Form zu bedienen pflegt: 250 Jahre später würde Solon in einer Demegorie wie Demosthenes zur Wiedergewinnung von Salamis aufgefordert haben.

Es folgt in Kap. V der Übergang zur wissenschaftlichen Forschung, zuerst die Entwickelung der Historiographie. Vorüber ist das Zeitalter der Aöden: an ihrer Stelle beginnen die Papyrusrollen zu reisen; die Berichte über Vergangenes werden bestimmter und individuell. Wie ehemals das Epos aus Einzelliedern, so entwickelt sich, wiederum in einer 'Erfindungskrise', aus Einzelaufzeichnungen und Chroniken die zusammenfassende Geschichtschreibung. Parallel geht — wie Kap. VI darlegt — das Erwachen der philosophischen Spekulation. Die ersten Prosabücher περὶ φύσεως schrieben die ionischen Naturphilosophen; es folgen die philosophischen Gedichte des Xenophanes, Parmenides, Empedokles, deren poetische Form, wie die der Orphiker, wohl erklärlich ist. Neben den philosophischen Theoretikern behandelt der Verf. die praktischen Fortschritte der Zeit auf vielen Gebieten und ihren litterarischen Niederschlag, um sich dann vorzustellen, wie später Theorie und Praxis wie die entgegenstrehenden Teile eines Gewölbes durch Sokrates und Platon mittels des Schlufssteines vereinigt werden.

Les drames bilden den Gegenstand des ausgedehnten und, wie man dem Verf. nachrühmen mufs, an feinen und treffenden Bemerkungen reichen VII. Kap. Äschylos und Euripides reizen sein Talent besonders; es geht ihm hier wie Aristophanes in den Fröschen. Für Aristophanes selbst vermag er sich allerdings weniger zu erwärmen als — echt französisch — für die Neue Komödie. Jener ist ihm zu urwüchsig, zu widerspruchsvoll, wie sehr er auch die 'Journalistenseele' in ihm bewundert. Immerhin wird man der Parallele mit Interesse folgen, die zwischen der Entwickelung von Äschylos bis Euripides und Aristophanes bis Menandros gezogen wird. Der Schlufs des Kapitels bringt eine Betrachtung über den Verfall als typische Erscheinung in der Geschichte. Warum stirbt eine Kultur ab? diese vielbehandelte Frage wird aufgeworfen. Unverkennbar ist hier der Einflufs von Herbert Spencers Soziologie auf den Verf. Er vertritt das allgemeine Gesetz der Evolution im organischen Leben und in der Gesellschaft, das Gesetz des Fortschrittes von Gleichartigkeit zu Verschiedenartigkeit und sucht Niedergang und Verfall auf litterarischem Gebiete hauptsächlich durch fortschreitende Differenzierung zu erklären; durch sie erschöpfen sich allmählich die Aufgaben, und die Energie sinkt.

Digitized by Google

Kap. VIII ist sodann noch der zusammenfassenden Geschichtschreibung, Kap. IX der Philosophie des IV. Jahrh. und Kap. X der Beredsamkeit, d. h. der geschriebenen Rede gewidmet. Gern bemerkt man Berührung mit Ivo Bruns, z. B. bei der Schilderung des litterarischen Porträts des Themistokles, wo der Mangel an Einheitlichkeit in Herodots Darstellung richtig hervorgehoben wird. Auch sonst hätte Ouvré bei Bruns lernen können, so für die Auffassung der Reden bei Thukydides als Mittel der Charakteristik; er hätte nicht in erster Linie sagen dürfen: '*Thucydide a voulu donner à son livre le brillant des ἐπιδείξεις qui soulevaient l'enthousiasme populaire*' (S. 328). Seine Analyse von Xenophons Agesilaos hält ebenfalls einen Vergleich mit Bruns nicht aus, von dem anderseits in der Auffassung des historischen und Platonischen Sokrates mit Recht abgewichen wird. Erfreulich ist der Abschnitt über die griechische Medizin (S. 457—474), zu der der Verf., wie nicht wenige Franzosen durch das Verdienst Littrés, Darembergs u. a., ein näheres Verhältnis hat. Er geht bis zu der Äufserung: 'Alle diese Asklepiaden ziehen uns an, weil sie das Werk der Neuzeit beginnen und weil sie die unseren sind, mehr als Phidias, Sophokles und Platon.' Dabei hat er den litterarischen Reiz der Hippocratica, den bewufst hervorgerufenen und den unbewufsten, sehr lebhaft gefühlt; einmal versteigt er sich dazu, ihren Stil mit 'den Riesenkindern' zu vergleichen, 'wie sie Michel Angelo zeichnet'.

Das Schlufskapitel *Le discours écrit* ist unter dem Hauptgesichtspunkt behandelt, wie in einem sinkenden Staatswesen eine litterarische Einzelform sich doch immer feiner und wirksamer ausbilden kann. Am Ende des Ganzen hält der Verf. dann noch eine Umschau über das geschilderte mannigfache, immer weiter differenzierte Leben der zahlreichen litterarischen Formen, vergleicht die alexandrinische Periode wie auch die Epochen anderer Völker und Zeiten und schliefst mit einer geistvollen Gegenüberstellung der fördernden Kulturmächte von Wissenschaft und Dichtung.

Gesetzmäfsige Durchdringung des Stoffes hatte er sich zur Aufgabe gemacht. Sein Hauptziel war, zu zeigen, wie die griechische Litteratur bis zur Alexandrinerzeit in gebundenen Formen von der Poesie zur Prosa fortschritt, in Formen, deren jede zu ihrer Zeit eine Herrschaft ausübte. Diese *littérature à formes liées* (er findet sie auch bei den Indern, Hebräern, den Römern in der älteren Zeit, im französischen und deutschen Mittelalter) folgte die Entwicklung in unabhängigen Formen; es herrscht das unvermittelte Neben- und Nacheinander, das *discontinu*, vor, ein in der Neuzeit wiedergekehrter Zustand. Die *littératures à formes indépendantes* nennt Ouvré auch Renaissancelitteraturen. Ihre oft verwirrende Fülle hat sich mit historischer Notwendigkeit entwickelt, aber das Wesentliche liegt doch in der einfachen, unmittelbaren, selbständigen Erfindung, *l'essentiel est de créer* (S. 566). Daher der hohe Wert der gebundenen Formen im griechischen Altertum, seine originale Blüte kann nicht veralten.

Das Buch ist mit umfassender Beherrschung seines Stoffes geschrieben, mag auch hie und da der Konstruktion zu viel sein oder dieser und jener Gesichtspunkt der Forschung vermifst werden; dabei weifs der Verf. den Glanz und die Feinheit seiner Muttersprache in hervorragender Weise zur Geltung zu bringen.[1]) Wir glauben an dieser Stelle darauf hinweisen zu sollen, weil es uns die Bedeutung der klassischen Litteratur der Griechen in ihrem Kern treffend zu würdigen scheint und dabei einen Standpunkt vertritt, von dem auch die neuen Erzeugnisse in der Zeit ihres weiteren Lebens richtig eingeschätzt werden können.

Johannes Ilberg.

---

[1]) Für unsern Geschmack geht der Franzose in seinen Bonmots, Bildern und Vergleichungen oft zu weit. Ich kann mir nicht versagen, einige Beispiele seines blühenden Stiles unter dem Strich anzuführen: 'Die tragische Handlung war wie eine Guirlande, die der Künstler aus purpurnen Blumen und dunklem Grün flocht, um damit den Fries des Dionysostempels zu kränzen und seine Kapitelle zu umwinden.' — 'Aristophanes ist ein grofser Ideenwecker; von der Litteratur zur Sozialwissenschaft schwärmte er wie eine Wespe.' — 'Herodot benimmt sich beinahe wie ein Neuling in einem Laboratorium.' — 'Wie die Aprilsonne durch den Nebel, so dringen die Zehntausend durch Asien.' — Sokrates lehrte 'eine Mathematik der Tugend', er hatte seine Evangelisten in Xenophon-Marcus und Platon-Johannes. — 'Isokrates hörte niemals auf, sich für sich selber zu interessieren.' — 'Demosthenes sprach gegen die Meereswellen — sein ganzes Leben lang.' — Manches davon sollte man eigentlich nicht übersetzen, es gehört zu den *formes littéraires de la pensée française*. Wir können es freilich auch näher haben: in einem der trefflichsten deutschen Werke der Gegenwart steht der Euphuismus: 'einem Dampfkessel vergleichbar, der ein Eiswerk in Betrieb setzt' — es ist von des Sokrates heifsem Herzen und kaltem Kopfe die Rede.

Digitized by Google

Brunn-Bruckmann, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, fortgeführt und mit erläuternden Texten versehen von Paul Arndt. Lief. CVI—CIX, Nr. 526—545.

Eine Mitteilung an die Abonnenten, welche der Lieferung CVI beiliegt, macht auf eine technische Neuerung an den rühmlichst bekannten Lichtdrucken aufmerksam. Um nämlich dem zu Tage getretenen Übelstand vorzubeugen, dafs durch Reibung der Tafeln aneinander der Bilddruck sich verwische, sind jetzt die Schutzblätter an den Rückseiten befestigt und sollen die Drucke selbst widerstandsfähiger gemacht sein. Das erste ist in so fern gewifs zweckmäfsig, als bei Durchsicht von Tafelserien nichts lästiger ist, als die losen Schutzblätter immer wieder zurechtlegen zu müssen. Dafs aber auch die Schutzblätter, je länger je mehr, vom Druck an sich nehmen, ist leicht zu beobachten. Worin das andere Verfahren besteht, wird nicht gesagt; es scheint aber ein doppeltes: einmal eine Art Firnifs, mit welchem der Druck überzogen ist, zweitens eine durch Pressung bewirkte Eintiefung der zur Aufnahme des Druckblattes bestimmten Kartonfläche. Schon als die Herausgabe des Marcussäulenreliefs vorbereitet wurde, machte man der Bruckmannschen Verlagsanstalt den Vorschlag, solche Pressung des Kartons zu dem gedachten Zwecke vorzunehmen. Damals unterblieb sie. Wie dies Mittel jetzt zur Anwendung gekommen ist, wird es schwerlich den rechten Erfolg haben [1]), weil die Eintiefung geringer ist als die Dicke des Druckblattes. Wenn man also weder diese vermindern, noch jene vergröfsern kann — und freilich wäre nicht zu wünschen, dafs man es durch Anwendung stärkeren Kartons ermöglichte —, so wird man sich in Zukunft wohl auf den Firnifs verlassen müssen. Es dürfte aber jedenfalls geraten sein, bevor man an die vorschriftsgemäfse Reinigung der Tafeln geht, d. h. 'wenn sie schmutzig geworden, eine vorsichtige Abwaschung mit Schwamm, Wasser und Seife' vornimmt, sich doch erst zu überzeugen, ob nicht auch der Firnifs inzwischen verrieben ist.

Für die Marcussäule wurde damals — gleichfalls vergebens — des weiteren gefragt, ob die Pressung bez. Satinierung sich nicht auf die bereits aufgelegten Druckblätter mitanwenden liefse, einmal, um den Druck selbst dem Papier fester einzuprägen, als mit der Druckplatte möglich sei, und zweitens, um durch solches Verfahren dem Druck etwas von dem wie transparenten Glanz zu verleihen, der bis heute einen entschiedenen Vorzug guter Photographien vor dem stumpfen Ton der Lichtdrucke ausmacht, wenigstens der schwarz gedruckten, wie es die Bruckmannschen sind. Ein etwas gebräunter Ton würde zwar an sich ebensowenig Glanz haben, aber doch von selbst lichter in den Schatten sein.

Wer die Bruckmannschen Tafeln zu verwahren, wer mit ihnen zu hantieren und sie zu benützen hat, wird gewifs noch ein anderes beklagen: die unhandliche Gröfse des Formates und die dadurch bedingte Schwere und Verteuerung des ganzen Werkes. Sollte wohl jemand ernstlich meinen, dafs die Wirkung des hell auf dunklem Grunde stehenden Marmorbildes dadurch erhöht werde, dafs man dem dunklen Grunde noch wieder einen hellen giebt? Wie viel einheitlicher ist die Wirkung von Nr. 540, wo ein dunkles Erzbild auf lichtem Grunde steht, mit welchem der helle Karton fast eintönig ist. Wirkt doch jede Photographie, sei es mit, sei es ohne Rahmen, besser ohne weifsen oder irgendwie gefärbten Grund, der ihr gegenüber stets etwas absolut Unzugehöriges ist, ganz anders als der weifse Papierrand beim Kupferstich. Selbst der Beschriftung wegen wäre ein Rand nicht notwendig.[1]) Gar mit dessen Breite und mit grofser Schrift zu prunken, hat für diejenigen Zwecke, denen diese Sammlung doch, wie Brunns Name verbürgt, zuerst dienen sollte, keine Berechtigung. Von den Bruckmannschen Tafeln wird aber meist nur die kleinere Hälfte vom Bilde eingenommen. Welcher Gewinn wäre es gewesen, wenn die Tafeln auf die halbe Gröfse reduziert worden wären! Dafs auch die Bilder selbst mitunter übergrofs sind, wer wird das leugnen? Wozu denn einen so inhaltsleeren Kopf wie Nr. 544 in solcher Gröfse geben? Und wozu noch gröfser Nr. 527, wenn hier der Inhalt hauptsächlich in den das Werk entstellenden Marmorflecken besteht? Sieht man denn von den Formen dieses Kopfes in der grofsen Seitenansicht der Tafel so viel mehr als in der neunmal so kleinen Textfigur 6? Man darf auch wohl fragen, ob die Zusammen-

[1]) Dafs einmal (Nr. 533) die Druckblätter über die geprefste Fläche übergreifen, ist zwar nicht zweckmäfsig, wird aber gewifs Ausnahme bleiben.

[1]) Der Güte P. Herrmanns verdanke ich den soeben anlangenden Separatabdruck von Nr. 536 ohne Karton. Wie viel besser wirkt der Marmor ohne die Konkurrenz des hellen Randes, und wie leicht wäre es gewesen, in den dunklen Grund die Beschriftung einzusetzen.

stellung doch nur einiger weniger gleichartiger Stücke, wie auf Nr. 533, die Abbildung so kleiner Monumente auf diesen kostbaren Tafeln rechtfertigt.

Von solchen Anständen, die ja wohl nicht alle neu sind, abgesehen, sind die Abbildungen, wie kaum gesagt zu werden braucht, meistens sehr gut, ein kleinerer Teil wenigstens genügend, und nur einige wenige sind, wie 527, 533 links, auch 528 wahrscheinlich durch Fleckigkeit oder Verstaubtheit des Marmors, minder befriedigend. Die gerügte Inhaltslosigkeit von 544 ist ja nicht Schuld der Photographie, die im übrigen so vollendet ist, dafs man selbst das Korn und die Qualität des Marmors darin erkennt. Von geradezu wunderbar plastischer Wirkung ist der Kopf 541.

Auch vom Text läfst sich viel Gutes rühmen: lebhafte Empfindung für das Kunstwerk, treffendes Urteil, grofse Monumentenkenntnis; im besonderen das Streben, jedes Werk in seinen Zusammenhang einzusetzen; und auch die fühlbar sich steigernde Wärme, wo der Verfasser Anregungen seines Lehrers Brunn nachgiebt, kann nur wohlthuend berühren. Nicht ganz zu unterdrücken ist aber die Bemerkung, dafs das reichlich zur Verfügung stehende Papier die Darstellung manchmal allzusehr in die Breite zu geben verlockt hat.

Von den zwanzig Tafeln dieser Lieferungen entfallen die meisten auf Werke des V. und IV. Jahrb.; auf die folgenden bis zum II. n. Chr. nicht einmal je eine, und eine gehört auch dem ausgehenden VI. Jahrb. v. Chr. an, die erste, mit welcher nun auch ein rascher Überblick des Einzelnen beginnen mag.

526. Zwei durch die Luft eilende, fast möchte man sagen laufende, Marmorniken von der Akropolis, die mit dem Gewand auf der Plinthe stehend, durch die frei in die Luft hinausragenden Füfse den Schein des Freischwebens machen sollten. Leider hat die unleidliche Zusammenfügung der zwei Bruchstücke der Hauptfigur *A* im Druck nicht korrigiert werden können. Die Flügelhaltung, wie sie in der ergänzten Textfigur gegeben wird, ist wenig glaubhaft und kann durch die mitgeteilte Beobachtung nicht gestützt werden. Wie sollte der Künstler den durch jenes Kunststück der Aufstellung erreichten Schein des Fliegens durch die so eng und unschön an den Körper angedrückten Flügel wieder aufgehoben haben? Und warum hätte er dann die Flügel besonders, zum Anstücken, gearbeitet? Man darf getrost zu Gilliérons Zeichnung (Athen. Mitt. 1886 Taf. XI, C) zurückkehren, wo auch die zwei Bruchstücke nicht 'viel zu sehr einander genähert sind', sondern nur um ein ganz Geringes mehr als bei Studniczka und Arndt.

Sehr ansprechend ist die Vermutung, dafs die vortrefflich abgebildete Erzfigur *C* mit der Spitze des rechten Fufses ein Schiffsvorderteil berühre und damit das Figürchen, nun doch gewifs Nike, sich als Vorläuferin der herrlichen Samothrakerin zeige, auch in dem stürmisch bewegten Gewand und Haar. Zu erklären bleibt der zwischen den Fingerspitzen der Rechten gefafste und weit vorgestreckte kleine Gegenstand.

527. Dafs dieser mit Unrecht Juba genannte Kopf in der That ein Athlet des V. Jahrb. ist, dessen Kopfriemen im Text durch eine Replik und eine andere Athletenfigur erläutert wird, steht längst aufser Zweifel; ob es aber nicht doch ein Afrikaner ist?

528. Links das edle Barberinische Grabrelief[1]), dessen widerwärtige und entstellende Ergänzung besser weggelassen wäre. Im Text hätte für die Ergänzung der linken Hand der Stehenden auf die entsprechende Figur des anderen Reliefs hingewiesen werden können. Vielleicht war auch zu bemerken, dafs die Sitzende, mehr noch die Stehende, zum Verständnis ihrer wie angelehnten Haltung der seitlichen, wenn auch nur in bescheidenem Relief, nicht wie in dem mindestens ein Jahrh. jüngeren anderen Grabrelief, angedeuteten Seitenpilaster bedürfen.

529. Der Madrider Hypnos, dessen Kopf die verunglückten Textbilder weniger deutlich erkennen lassen als die Tafel, erinnert durch den Kopf allerdings an den Praxitelischen Sauroktonos, welchem dagegen der Körper sehr unähnlich ist. Der Hypnos ruft vielmehr den Knaben von Subiaco in Erinnerung, sowohl durch die schwellenderen Formen von viel individuellerer Bildung, als auch durch den Chiasmus seiner Gliederlage.

530. Von den zwei Marc-Aurelischen Reliefs stellen die Suovetaurilia links nicht ein Triumphalopfer sondern die Lustration dar, ganz so, wie sie regelmäfsig in beiden Säulenreliefs im Beginn der Campagne, also vermutlich im Mai, zur Zeit, da in Rom das neue Lustrum begann, vollzogen wurden (vgl. Trajanssäule Sz. VI, Marcussäule Sz. VIII). Man erkennt deutlich den Umzug der Opferpompe um die (weggelassene) Lagermauer, unter Vorangang der Tubabläser, während der Kaiser, wie regelmäfsig innerhalb des

[1]) Irreführend ist die Angabe der Höhe 'bis zur wagrechten Fuge über den Köpfen', wofür es heifsen sollte: über dem Kopfe der Sitzenden.

Digitized by Google

Lagers zu denken, schon am Dreifufs libiert. Dies Opfer wie die Allokution rechts und die anderen derselben Serie angehörigen Reliefs gehen denen der Marcussäule ebenso parallel, wie der Trajanssäule das grofse Trajanische Relief am Konstantinsbogen.

531. Drei nordgriechische Grabstelen oder Teile davon, der feiste Jüngling links dem von Brunn definierten nordgriechischen Stil besser entsprechend als die scharf eingezeichneten Körperformen des Mädchens rechts.[1] Als ein Stück der realen Umgebung bemerkenswert ist der für die Darstellung nicht notwendige Stuhl.

532. Der Albanischen Herme wird eine Bedeutung beigelegt, die ihr schwerlich zukommt. Freilich erinnert der Kopf an Amazonenköpfe des V. Jahrh., aber man vergifst nur zu oft, dafs die neuattischen Künstler auch Statuarisches arbeiteten. Vgl. Nr. 545.

533. Der Erklärung der Götter und Personifikationen von attischen Urkundenreliefs, deren hier drei aus dem IV. Jahrh. stehen, das links aus der zweiten Hälfte, die andern beiden aus der ersten, wünscht man eine breitere Grundlage. Den Sitzenden im rechten Relief, welches der Kopf zu einem Bündnisvertrag zwischen Athen und Kerkyräern, Kephallenen, Akarnanen ist (CIA. II 1, 49), Zeus zu benennen, trägt Arndt wegen mangelnder Attribute Bedenken; aber den im linken Relief (die Urkunde s. CIA. IV 2, 231) vor Athena Stehenden erklärt er, trotz des gleichen oder noch gröfseren[2] Mangels und trotzdem er kleiner ist als Athena ohne den Helm, unbedenklich für Zeus Soter. Was soll denn der von Athen geehrte Sikyonier dem Zeus Soter überbringen? Doch nicht etwa die Urkunde, die bei ihm, wie auf der Akropolis, aufgestellt werden soll? Könnte es nicht der Demos der Sikyonier sein, dem der Sohn des Adeas den von Athen verliehenen Kranz selber überbringt?

Das mittlere Relief ist der Kopf des unter dem Archon Molon (362/1) zwischen Athen und dem Seebund einer- und Peloponnesiern, namentlich den Arkadern, anderseits geschlossenen Vertrages (CIA. Add. 57^b^). Sollte hier Athena ihre Stadt repräsentieren und Zeus, gegenüber sitzend, die Peloponnesier, so würde man die zwischen beiden stehende, einer Hera nicht unähnliche Gestalt, da sie wie Athena sich gegen Zeus kehrt, eher für die Vertreterin des auf Athens Seiten stehenden Seebundes als für die eines peloponnesischen Staates halten müssen. Vielleicht sollen es aber die beim Vertragsschlufs laut der Urkunde anzurufenden Götter sein, nicht alle, sondern nur die erstgenannten drei: Zeus Olympios, Athena Polias, Demeter.

534. Die beiden sitzenden, einst Sabouroffschen, jetzt im Berliner Museum befindlichen trauernden Dienerinnen[1] und dazwischen eine stehende im gleichen Trauerschema, aus der Münchener Residenz. Alle drei werden gewifs richtig dem IV. Jahrh. zugeschrieben und Praxitelischen Bildungen verwandt gefunden. Zum Vergleich wären freilich wohl eher die Klagefrauen des berühmten Sidonischen Sarkophages anzuführen gewesen und ganz besonders die trauernden Frauen in dessen Giebeln und sogar die Männer auf denselben, nicht blofs der künstlerischen Motive wegen, sondern weil auch dies offenbar dienende Leute sind. Auch das attische Sepulkralrelief, das Wolters (Athen. Mitt. 1893 I) herausgab, gehört weit eher dazu als die von Arndt angeführten Musenstatuen, die auch von Praxiteles viel weiter abliegen.

535. Der mächtige Kentaurenkopf des Konservatorenpalastes ist weder nach seiner Form noch nach seinem Inhalt ganz zutreffend beurteilt. Die flotte Behandlung des Haares neben einer sehr durchgeführten, überall mit lebendiger Empfindung scharf und sicher ausgesprochenen, nirgends oberflächlichen Form ist das sichere Merkmal originaler Arbeit. Richtig abgewiesen wird der Einfall, es sei Chiron als musikalischer Lehrer des Achilleus; nichts kann verkehrter sein. Aber ein Kentaur ist es sicher: Tritonen, Satyrn, Kentauren haben wohl gewisse Dinge, wie die Spitzohren, miteinander gemein; aber von dem gleichartigen Grunde hebt sich nur um so bestimmter die scharfgeprägte Verschiedenheit ihres Wesens ab: das Pathos der Tritonen, der Humor der Satyrn, die Wild-

[1]) Nicht ganz zutreffend ist wohl die Bemerkung über die ungenügende 'Trennung von Chitonärmel und Chitonüberschlag', da diese beiden Dinge ja in der That eins sind.

[2]) Denn der Sitzende im anderen Relief deckt mit der Hand einen in seinem Schofs liegenden, freilich unkenntlichen Gegenstand, gerade so wie Athena am Parthenonfries die in ihrem Schofse liegende Aigis. Dafs es bei jenem Bärtigen nur ein zurückgenommener Zipfel seines Mantels sein solle, ist durchaus unwahrscheinlich.

[1]) Arndt erteilt einer von ihnen das Lob sorgfältigerer Ausführung; aber die sich selbst widersprechende Bezeichnung läfst unklar, welche er meint, und die Abbildung gestattet, beide für von einer Hand gleichermafsen ausgeführt zu halten, wie das auch im Berliner Museumskatalog 498 f. anerkannt wird.

heit der Kentauren. Wie verkennt Arndt diesen Unterschied, wenn er den Borghesischen Marsyas — denn das ist er — zum Beweis anführt, dafs auch der kapitolinische Kopf einem Satyr gehören könne. Die Stilverwandtschaft ist unleugbar vorhanden, aber im Wesen sind sie verschieden. Form und Motiv dieses Rofsmenschen dürften aus Sarkophagen verständlich werden, wo der Wagen des Bacchus von Kentauren gezogen wird, die sich gewöhnlich umsehen wie der kapitolinische, sei es nach dem Gott, sei es nach dem auf ihrem Rücken stehenden Eros. So thun ja auch die Kentauren des Aristeas und Papias.[1])

536. Das schöne Frauenbild aus Pheidias' Zeiten, dessen Gewandmotiv durch das Textbild der Rückseite sofort klar wird, dürfte, wenn des Fundorts, Eleusis, wegen auf eine der 'zwei Göttinnen' zu beziehen, solcher, doch mehr der Jugend anstehenden Selbstdrapierung wegen, eher Kore als Demeter darstellen.

537. An dem erhabenen, nur leider arg mifshandelten Aphroditebild, das Kekule für Berlin erwarb, erkennt Arndt die originale Arbeit an, meint aber, der dürftigen Zeichnung der Mantelfalten wegen könne es nur das Werk eines geringeren Meisters aus jener grofsen Zeit sein. Ob aber nicht der in der That auffällige Parallelismus der Falten im Himation und daneben die grofse Schulterbreite der Figur uns anzeigen, dafs die Statue nicht der berühmten Gruppe aus dem Ostgiebel des Parthenon gleichzeitig sein kann, sondern älter sein mufs? Ein 'archaistisches' Bild vom Typus der Spesfiguren mit der bekannten hohen Gürtung könnte zu einem Originale jener Zeit nicht wohl gehört, eher möchte eine Herme als Stütze des linken Armes gedient haben.

538 f. Die von Amelung im Kasino Doria-Pamphili, man kann sagen, entdeckte Statue hätte wohl ein wenig mehr von links her aufgenommen werden müssen. Der Vergleich des von Bulle nachgemessenen, im Text abgebildeten Smyrnäer Torso macht alsbald klar, wie sehr sich der römische Kopist durch übertriebene Aushöhlung der Faltentiefen an dem Werk versündigt hat. Ganz freilich hat er auch nicht die jetzt unverständliche Faltenschwingung gemacht. Neigt man die Statue, wie vorgeschlagen wird, noch mehr auf ihre linke Seite, so wird das Bedürfnis eines Haltes nur gröfser; und wie ein lose mit gesenktem Arm gehaltenes Skeptron solchen Halt hätte geben können, begreift man schwer. Was an Pheidiassische Kunst erinnert, ist freilich zu sehen, auch im Kopf, aber daneben auch eine völlig unpheidiassische Schädelbildung und ein glattes, lebloses, etwas schief verzogenes Gesicht.

540. Nicht eben anmutig, macht doch das Erzbild eines kleinen Mädchens im Palazzo Grazioli in Rom den Eindruck einer guten originalen Arbeit. Die Haltung der Hände scheint aber dem Gedanken, dafs das Kind ein Rädchen habe mit der Doppelschnur sich drehen lassen, nicht besonders günstig.

541. Der so wunderbar wiedergegebene Kopf gleicht demjenigen der Ludovisischen Diskobolherme freilich, nur dafs dessen ausgesprochene Seitendrehung und Hebung an dem antiken Halsrest des vatikanischen Kopfes nicht zu erkennen ist. Als eine Vorstufe des Myronischen Diskobols möchten auch die Formen dieses Kopfes am ersten verständlich sein. Jedenfalls scheint

542, der Athletenkopf von Perinthos, im Dresdener Albertinum, trotz fortgeschrittener Formgebung jenem berühmten Werke ferner zu stehen.

543 giebt drei Ansichten eines in England befindlichen Diomedeskopfes. Auf die Gruppe des Palladionraubes (vgl. Pfuhl in den Röm. Mitt. 1901 S. 33 und 390) will Arndt ein andermal eingehen.

544. Von dem Original dieses oben inhaltsleer befundenen Kopfes dürften sich, allerdings nicht direkt, der kapitolinische Jüngling (Furtwängler, MW. S. 596, 1) und der Faustkämpfer von Sorrent (Kalkmann, Proportionen des Gesichts Taf. III) herleiten.

545. Wenn wirklich ein Herakles des Polyklet, dann war mit dem bekannten *paene ad unum exemplum* die Monotonie Polykletischer Gebilde kaum scharf genug gekennzeichnet; so sehr gleicht dieser Kopf dem des Doryphoros, weit mehr als z. B. der Diadumenos. Ja, er unterscheidet sich von ihm eigentlich nur durch die Binde. Es möchten also wohl die recht haben, die in dieser Variante nur eine neuattische Leitung erkennen wollen, zu der ja auch die kleine Mafsdifferenz gehören könnte. Eugen Petersen.

Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwesens und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Von Josef Hansen. Mit einer Untersuchung der Geschichte des Wortes Hexe von Johannes Franck. Bonn, Carl Georgi 1901. V, 703 S.

Josef Hansen hat, wie er schon in der Vorrede zu seinem Werke 'Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozefs im Mittelalter' u. s. w. angekündigt hatte, die im

[1]) Vgl. Röm. Mitt. 1900 S. 54, 1.

höchsten Grade willkommene Ergänzung zu dem darstellenden Teile erscheinen lassen. Wir haben das vortreffliche Buch Hansens bereits gewürdigt[1]), und wenn wir es mit aufrichtiger Freude als eine abschliefsende Arbeit begrüfsen durften, so können wir das vielleicht noch in erhöhtem Mafse dieser neuen Erscheinung gegenüber bekennen. Es ist, um es gleich vorweg zu sagen, ein ausgezeichnetes Werk, das um so wichtiger ist, als es die Darstellung Hansens in einer Weise beleuchtet und bekräftigt, dafs man eben nur sagen kann, wer jetzt noch leugnen oder bemänteln will, der ist entweder blind oder ein Heuchler.[2]) Denn wenn auch ein fanatischer Verteidiger unhaltbar einseitiger Anschauungen der Darstellung gegenüber, freilich ohne jede Berechtigung, geltend machen könnte, dafs die Auffassung Hansens, der sich allerdings die ganze gelehrte Welt ungeteilt angeschlossen hat, eine subjektive sei, dafs man (nach erprobten Rezepten) das und jenes anders auffassen, anders beleuchten könne, mit anderen Worten, wenn ein solcher alle die Spiegelfechtereien loslassen könnte, mit denen man der Wahrheit so gerne den Weg versperrt — hier sprechen die Quellen selbst, und denen gegenüber hilft kein Ableugnen, kein Versteckenspielen, ihre klare Sprache läfst keine Deutelei zu. Und diese Quellen zeigen mit verblüffender Eindringlichkeit, mit erschreckender Klarheit, dafs durch die vom Papsttume geschaffene Inquisition und die wissenschaftliche, spekulative Begründung seitens der scholastischen Theologie der Sammelbegriff der Hexerei geschaffen wurde, der dann bis ins XVIII. Jahrh. hinein die Scheiterhaufen flammen und die Folterkammern von den unter unsagbaren Schmerzen erprefsten Geständnissen unschuldig Gepeinigter wiederhallen liefs.

Wie nun Hansen das Material gesammelt und geordnet hat, das verdient die vollste Anerkennung. Mit unermüdlichem, zielbewufstem Fleifse hat er alle die Bausteine zum Teile weither zusammengetragen und den Bau so geschickt angeordnet, dafs der grofse Stoff bis in die kleinsten Teile klar und übersichtlich bleibt.

In sechs Abschnitten, die wir noch betrachten werden, ist das Material gruppiert, als VIII. ist die Geschichte des Wortes Hexe von J. Franck angeschlossen, und dem Texte sind einige Illustrationen einverleibt, von denen namentlich die auf S. 288 so ziemlich alles darstellt, was man den unglücklichen Hexen vorwarf, vom Luftflug, der Teufelsunzucht bis zum Milchzapfen. Die Reproduktion ist dem Laienspiegel des Ulrich Tengler (1511) entnommen. Ein ausführliches Orts-, Personen- und Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

Seinem Vorhaben entsprechend beschränkt sich Hansen im grofsen und ganzen auf das XIV. und XV. Jahrh., da das die Zeit ist, die für Ausbildung des Hexenbegriffs und der Hexenprozesse die gröfste Bedeutung hat. Doch werden selbstverständlich auch das XIII. Jahrh. und sogar die noch früheren Zeiten bis ins X. Jahrh. berücksichtigt, und anderseits greift er bis in die Mitte des Reformationsjahrhunderts über. Und wenn auch nicht alles, was er bietet, völlig neu und ungedruckt ist — auch davon enthält das Buch reiches, aus unbenutzten handschriftlichen Quellen geschöpftes Material —: der grofse Wert liegt in der systematischen Zusammenfassung alles dessen, was bisher zerstreut und oft kaum mehr zugänglich in alten Drucken verborgen lag.

Im ersten Abschnitte giebt Hansen die Erlasse der Päpste über Zauber- und Hexenwesen aus der Zeit von 1258—1526. Von besonderem Interesse sind die Bullen und Dekrete des an Verfolgungswahn leidenden Johann XXII., in denen die Ketzermeister Vollmacht erhalten, vorzugehen *contra eos,*

---

[1]) Neue Jahrbücher VII 283 ff.

[2]) Um so mehr mufs es befremden, dafs Prof. Erhardt auch in der letzten Auflage seines Buches 'Der Katholizismus und das XX. Jahrhundert' (4. bis 8. revidierte Aufl. 1902) die beiden Hansenschen Arbeiten einfach mit Stillschweigen übergeht und nur mit Graf Hoensbroech abzurechnen versucht. Die Gründe für seine Behauptung, die Hexenprozesse seien eine kulturhistorische und keine konfessionelle Erscheinung, sind sehr fadenscheinig und tragen etwas von der Oberflächlichkeit an sich, die er dem Grafen vorwirft. Gewifs ist der Hexenglaube eine kulturgeschichtliche Erscheinung, in so fern er für die europäische Kultur von gröfster Bedeutung war. Aber geschaffen und grofsgezogen ist er recht eigentlich von der theoretischen und praktischen Thätigkeit der Kirche. Welch grundlegenden Einflufs die Theologie und das Papsttum auf diesen Wahn hatten, gerade das weist Hansen scharf nach, und Erhardt hätte besser gethan, sich diese absolut wissenschaftliche Arbeit anzueignen, als die Mohrenwäsche für die mittelalterlich-scholastische Kirche zu übernehmen. Dafs das Luthertum den Hexenwahn mit übernahm, beweist gar nichts gegen die von Erhardt bekämpfte Ansicht. Luther ist eben wie in so vielen anderen Fragen auch darin der Mönch geblieben.

Digitized by Google

qui demonibus immolant vel ipsos adorant aut ipsis homagium faciunt, dando eis in signum cartam scriptam seu aliud quodcumque, vel qui expressa pacta obligatoria faciunt cum eisdem, aut qui operantur vel operari procurant quamcumque ymaginem vel quodcumque aliud ad demonem alligandum seu cum demonum invocatione ad quodcumque maleficium perpetrandum, aut qui sacramento babtismatis abutendo ymaginem de cera seu de re alia factam babtizant . . . item de sortilegis et maleficis, qui sacramento eucharistie seu ostia consecrata . . . in suis sortilegiis seu maleficiis abutuntur (S. 4). Ferner sind Erlasse Benedikts XII., Gregors IX., Alexanders V., Martins V., Eugens IV., Nicolaus V., Calixtus III., Pius II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexanders VI. abgedruckt; man sieht, die meisten Päpste des XIV. und XV. Jahrh. greifen fördernd in die Bewegung ein.

Der zweite Abschnitt behandelt auf mehr als 300 Seiten die Litteratur zur Geschichte des Hexenwesens vom *Canon Episcopi* und dem Pönitential des Bischofs Burkard von Worms anfangend bis herab zu Traktaten der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. Besonders reich ist hier, wie es sich von selbst versteht, das XV. Jahrh., namentlich von 1440 an vertreten; Hansen liefert hier das erschöpfende Material für seine Behauptung, dafs schon vor 1450 der Begriff der Hexerei vollständig ausgebildet war.

Dem Gipfelpunkte der Hexenlitteratur, dem berüchtigten *Malleus maleficarum* und seinen Verfassern ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Man wird das wohl begreifen. Denn die Bedeutung dieses Buches und dieser Männer war für Jahrhunderte eine so gewaltige, dafs es nur zu begrüfsen ist, wenn wir auch über diese zwei Fanatiker und ihre Lebensumstände Genaueres erfahren.

Von dem gefährlicheren der beiden, Johannes Institoris, seien hier kurz einige Andeutungen gemacht. Er war ungefähr 1440, wohl in Schlettstadt i. E. geboren und trat dort in das Dominikanerkloster ein. Um 1460 war er zum erstenmale in Rom, aber erst seit 1474 wissen wir Näheres von ihm. Da wurde er magister artium und lector theologiae und wurde durch den Ordensgeneral von einer Gefängnisstrafe losgesprochen, die er sich als fanatischer Verteidiger des Papsttums wegen geringschätziger Äufserungen über Kaiser Friedrich III. zugezogen hatte. Zugleich wurde er zum praedicator ordinis, einem Ehrenamte des Ordens, und zum 'Inquisitor haereticae pravitatis' ernannt. Es wurde ihm als Bezirk die Provinz Theutonia angewiesen, worunter stillschweigend Oberdeutschland und die Rheinprovinz gemeint waren. Wahrscheinlich begann er schon damals seine Thätigkeit gegen die Hexen in Oberdeutschland. 1475 war er wieder in Rom und blieb dort bis ungefähr 1479 zur Vollendung seiner Studien, die er als Doktor der Theologie abschlofs. Vermutlich fand er auch bei diesem römischen Aufenthalte Zutritt zu Sixtus IV. und gewann dessen Vertrauen. Denn er erhielt von ihm Vollmacht, mehrere Ablafsgeld-Kollektoren in Deutschland von der Exkommunikation freizusprechen. Doch scheint er sich selber dabei in eine schiefe Lage gebracht zu haben, denn schon 1482 wurde er selbst wegen Unterschlagung von Ablafsgeldern vom Papste verfolgt. Doch gelang es ihm, sich aus der Falle zu ziehen, indem er in einer für seinen Charakter, aber auch für die Zustände in Rom bezeichnenden Weise eine Gelegenheit wahrnahm, sich als treuen Verfechter des Papsttums, als gefügiges Werkzeug der päpstlichen Ansprüche aufzuwerfen. Ein Ordensbruder des Institoris, der Erzbischof von Granea bei Salonichi wollte, um die Kirche zu reformieren, den unfruchtbaren Versuch machen, ein neues Konzil nach Basel zu berufen. Sixtus IV. sprach sich heftig dagegen aus, und Institoris griff zur Feder und schrieb eine *Epistola contra quendam conciliistam archiepiscopum videlicet Crainensem et adversus citationem et libellum infamie ipsius, quem contra sanctissimum dominum nostrum Sixtum papam quartum, modernum summum pontificem, edidit.* Mit den gemeinsten Schimpfnamen beehrt er seinen Ordensbruder als eine *bestia lapidanda, scismaticus hereticus, infamis* u. s. w. Diese liebevolle Art, einen Papstfeind abzufertigen, scheint ihm wieder die römische Gnade verschafft zu haben, wenigstens erfahren wir, dafs er eben jetzt die Erlaubnis erhielt, seinen Priorat Schlettstadt, wann er wolle, aufzugeben.

Schon 1480 hatte er seine Thätigkeit als Hexenverfolger mit grofsem Eifer aufgenommen und Sixtus IV. volle Zufriedenheit erworben, die schliefslich, da die weltlichen und geistlichen Behörden den päpstlichen Intentionen nicht nur wenig entgegen kamen, sondern vielfach geradezu hindernd in den Weg traten, zu der Hexenbulle vom 1. Okt. 1483 führte. Allerdings schlug auch dieser Blitzstrahl nicht sofort ein, denn schon der erste Versuch des Institoris, auf Grund seiner päpstlichen Bulle in Innsbruck einen Hexenprozefs ins Werk zu setzen, scheiterte kläglich an der Klugheit des Brixener Bischofs. 'Er bedunkt mich propter senium gans kindisch sein worden',

Digitized by Google

äufserte sich dieser würdige Kirchenfürst über den päpstlichen Schützling. Die Erbitterung über dieses Fiasko mag zum Teil die Veranlassung des Hexenhammers geworden sein. Sicher war dieser anfangs 1487 schon fertig und wurde von Institoris an die Universität Köln, die damals in grofsem Ansehen stand, geschickt, in der Hoffnung, dafs durch die Verbindungen seines Genossen und Mitarbeiters in der Blutarbeit, Sprengers, das Werk eine günstige Empfehlung erhalten würde. Doch war diese Annahme irrig, denn nur vier Professoren, und auch diese nur sehr bedingt, fanden sich zu einer Anerkennung bereit. Da griff denn Institoris zu einem seiner würdigen Mittel. Er verfertigte ein falsches notarielles Instrument, in dem sieben Professoren den Malleus bedingungslos empfahlen.

Wieder finden wir ihn in grofser Verlegenheit im Jahre 1487. Es war aus uns nicht mehr erkennbaren Gründen zu einem Bruche zwischen Institoris und Sprenger gekommen, und letzterer hatte vom Ordensgenerale den Befehl, gegen ersteren einzuschreiten, erhalten. Auch wurde er mit den Ordensstrafen belegt, und allen reformierten Dominikanerklöstern der Provinz ward verboten, ihn aufzunehmen. Der so Gestürzte räumte das Feld und begab sich in die Augsburger und Salzburger Diözesen, wo er einflufsreiche Beziehungen hatte, die er für sich ausnützte, und sich zugleich durch litterarische Thätigkeit und Predigten im Interesse des Erzbischofs Friedrich IV. eine neue Stellung zu gründen wufste. Dieser Prälat ernannte ihn zum Prediger am Dome in Salzburg, und seinem Schutze verdankte er es auch, dafs ein neuer Schritt Sprengers in Rom, der beinahe zur Exkommunikation geführt hätte, rückgängig gemacht wurde. Die litterarischen Arbeiten Institoris aus dieser Zeit spiegeln so recht den blindesten Wunderglauben, gepaart, wie es nur natürlich ist, mit dem Fanatismus des Ketzermeisters, der überall Ketzer, Hexen und Teufelswerke wittert. Im Jahre 1496 verliefs er Deutschland und tauchte in Venedig auf, wohin ihn der Ordensgeneral, mit dem er sich also wieder versöhnt hatte, berief. Auch hier focht er wieder verschiedene litterarische Fehden aus, unter denen namentlich die über das Verhältnis zwischen Papsttum und Monarchie bezeichnend ist. Natürlich kämpft er für die unbestreitbare Superiorität des ersteren über jede Weltgewalt: *'Imperator est minister pape, eo quod est minister Dei.'*

1497 war er wieder in Deutschland mit der Neuorganisation der Inquisition gegen die Hexen beschäftigt und wurde 1500 von Alexander VI. mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, gegen die böhmischen Waldenser und die Zauberer und Hexen vorzugehen. In diesem neuen Wirkungskreise, wo er auch wieder litterarisch auftrat, ereilte ihn dann bald nach 1500 der Tod.

In einem besonderen Kapitel behandelt Hansen die Frage nach dem Anteile der beiden frommen Christenmänner an dem Malleus und kommt zum Resultate, dafs er zum gröfsten Teile 'aus der Feder des Institoris stammt, und dafs Sprenger wohl mit seiner Abfassung und mit seinem Inhalt einverstanden und an der Abfassung beteiligt war, dafs aber sein Name aus äufseren Gründen, um die Autorität des Werkes zu erhöhen, durch seinen Kollegen Institoris stärker in den Vordergrund geschoben worden ist, als seinem thatsächlichen litterarischen Anteil entsprach'.

Zwei weitere Abschnitte sind der Erklärung des Begriffes *Vauderie* und der Zuspitzung des Wahns auf das weibliche Geschlecht gewidmet. Darin sind namentlich Teile aus dem Traktate *De morali lepra* des Dominikaners Joh. Nider, welche die Ehe betreffen, für die kirchliche Auffassung dieses Sakraments sehr bezeichnend.

Den Schlufs bildet eine Übersicht über die Hexenprozesse von 1240—1540. Dafs sie nicht sämtliche Prozesse vollzählig enthalten kann, wird für jeden, der einmal auf diesem Gebiet gearbeitet hat, selbstverständlich sein.

Wie schon bemerkt, hat Professor J. Franck in Bonn noch eine Geschichte des Wortes Hexe angeschlossen, in der er die ältesten Belege für das Wort zusammenstellt und mit philologischen Gründen gegen die Annahme kämpft, dafs das Wort ursprünglich ein Kompositum sei, es vielmehr als weibliche Form eines Wortes *hagazus hâzus* bezeichnet (analog einem *nichessa* = Nixe, das bei Notker als weibliche Form eines Wortes *nichus* vorkommt) und von einem Stamme **hagat* ableitet, zu dem er etymologisch *κηκάζω* 'schmähe', skr. *kákkati* 'lacht', irisch *cáinim* 'schmähe', gr. *κήξ* 'Möwe', ahd. *huch* 'Spott' stellt. JOSEF KAUFMANN.

ANTON KIPPENBERG, DIE SAGE VOM HERZOG VON LUXEMBURG UND DIE HISTORISCHE PERSÖNLICHKEIT IHRES TRÄGERS. Leipzig, W. Engelmann 1901. VIII, 280 S.

Der Verf.[1]) versetzt uns mitten in die Zeit der gewaltigsten Machtentfaltung des

[1]) Die Arbeit zerfällt aufser einer Einleitung und einem Anhange in drei Teile,

französischen Königtums, als ganz Europa vor dem Waffenruhm und dem Willen des absoluten Königs zitterte, als französische Heere in Holland, im Elsafs und dem rechtsrheinischen Deutschland mit unwiderstehlichem Erfolge vordrangen, nicht nur die feindlichen Streitkräfte vor sich niederwarfen, sondern auch die Gegenden, durch die sie kamen, auf die verruchteste und dabei zwecklóseste Weise brandschatzten, die Städte und Ortschaften in Trümmerhaufen verwandelten und Greuel der schlimmsten asiatischen Horden verübten — in die Zeit Ludwigs XIV. und seiner Grofsen. Es ist eine Zeit gröfsten Glanzes, höchster Kraft, aber auch gröfster Lasterhaftigkeit, eine französische Renaissance. Dafs grofse Zeiten grofse Männer erfordern und erzeugen, ist ein Naturgesetz, und so sehen wir um den französischen Thron Männer geschart wie Turenne, Condé, Louvois, Colbert und nicht als letzten den Maréchal de Luxembourg, eben dessen Person die vorliegende Arbeit behandelt.

Freilich ist auch der Glorienschein, der sie umgiebt, zum grofsen Teile ein recht äufserlicher, und hinter dem Flitter verbirgt sich ein Abgrund von Gemeinheit. Wie Ludwigs Glanz die Revolution schuf, so zeigen seine Paladine, diese Übermenschen, neben grofsen Eigenschaften die niedrigsten elender Höflinge und Intriganten, die zu den zweifelhaftesten Mitteln griffen, um sich die Gunst der höchsten Sonne zu erhalten. Einer zitterte vor dem andern, einer beneidete den andern um Erfolg und Ruhm, einer suchte stets den andern zu verderben. Und wenn die Geschichte lehren soll, so wird man aus diesem Beispiele lernen, dafs das absolute, nur sich selbst verantwortliche Königtum, so glänzende Seiten es auch entfalten kann, im Grunde doch nur auf Fäulnis und Morast aufgebaut ist.

Neben Louvois, diesem infamen Ränkeschmied, zeigt vielleicht gerade der Held unseres Buches am unangenehmsten die Mischung von Gröfse und Verächtlichkeit. 'Es sind nur wenige Züge in ihm, die ihn einigermafsen sympathisch machen könnten. Er war ein Mann ohne Grundsätze, ohne Moral, ohne Skrupel und Rechtschaffenheit, ein Mann, der sein Leben lang eine Maske trug und sich eigentlich nur gab, wie er war, wenn er cynisch wurde, der stets auf seinen eigenen Vorteil bedacht war und Uneigennützigkeit nicht kannte.' Mit kräftigen Strichen hat der Verf. diesen Mann gezeichnet, der nicht nur seiner historischen Bedeutung wegen, sondern auch als Träger vielleicht der letzten deutschen Sage interessant ist.

François Henry Graf von Bontteville wurde zum Herzog von Luxemburg erhoben durch seine Heirat mit der letzten Erbin dieses Namens. Heirat und Erhebung wurden ganz geschäftsmäfsig und auf die schmählichste Weise zu stande gebracht, denn die Braut stammte eigentlich aus der zweiten Ehe der rechtmäfsigen Erbin des Namens Luxemburg. Zwei Kinder, die aus deren erster Ehe existierten, aber geistig entartet waren, wurden durch unlautere, auf ihre Unfähigkeit berechnete Mittel zum Verzicht überredet. Luxemburg war als nachgeborener Sohn des infolge seiner wilden Raufhändel 1627 auf Befehl Richelieus hingerichteten Grafen von Bontteville, der 'ein leichtlebiger, wilder und rauflustiger, aber liebenswürdiger und tapferer Mann' war, am 28. Jan. 1628 zur Welt gekommen. Vor ihm waren nur zwei Töchter, von denen die eine, Isabella, später eine bedeutende Rolle in der Geschichte Frankreichs spielen sollte. Denn nach dem im J. 1649 erfolgten Tode ihres Gemahls, des Gaspard von Coligny, Herzogs von Châtillon, zählte sie nicht nur den König, sondern auch den grofsen Condé, den Herzog von Nemours und andere Grofse zu Freunden und Geliebten und verband mit bestrickender Schönheit, Geist, Witz und Liebenswürdigkeit mafslosen Ehrgeiz und Hang zum Abenteuern und Intriguieren, Eigenschaften, die gerade in Frankreich mit seiner Maitressen- und Unterrockswirtschaft die bedeutendsten Erfolge garantierten.

Der junge Boutteville war ein schwächliches Kind und litt seit der frühesten Jugend an einer Rückgratsverkrümmung, die bald zum Buckel auswuchs. Aber wie seine Schwester hatte er das wilde Blut des Vaters geerbt. Über seine Jugendzeit wissen wir so gut wie gar nichts. Erst als die Kämpfe der Fronde ausbrachen, trat er an der Seite des um sieben Jahre älteren Condé hervor und zeichnete sich in den wechselvollen Läuften dieses Bürgerkrieges bald auf seiten der Königlichen, häufiger aber als ihr Gegner, doch immer als Freund Condés durch Tollkühnheit, List und greuliche Gewaltthätigkeit aus. Die für Condé unglückliche Schlacht bei Rethel, in der Turennes Infanterie zu-

von denen der erste die historische Persönlichkeit, der zweite den Herzog in der französischen und niederländischen Sage und in den holländischen Pamphleten, der dritte die Sage in Deutschland behandelt. Elf gut reproduzierte Illustrationen aus verschiedenen Volksbüchern u. s. w. und ein Bildnis des Marschalls sind dem Texte beigegeben.

Digitized by Google

rückgeworfen wurde, während Boutteville siegreich an der Spitze der Reiterei focht, brachte ihm einen Schufs ins Bein und nach tapferer Gegenwehr Gefangenschaft. Am Schlusse des Frondekriegcs 1653 setzte er den Kampf im Dienste mit den Spaniern fort und war wie im Felde so in zahlreichen Liebesaffären trotz seiner Mifsgestalt von grofsem Erfolge gekrönt. 1659 mit dem Pyrenäischen Frieden und seiner bald darauf erfolgenden glänzenden Heirat ging in dem wilden Frondeur eine wunderbare Änderung vor sich, aus dem gefährlichen Feinde des Königtums wurde nun ein geschmeidiger Höfling, dessen ganzes Sinnen und Trachten nur darauf ausging, sich die Gunst seines Herrn mit allen Mitteln zu erhalten, sei es auch durch kriechende Unterwürfigkeit und demütiges Wedeln und Ersterben. 'Die erstrebte Gunst des Königs ist die eigentliche Triebfeder aller Handlungen und Unterlassungen Luxemburgs.' Gleichwohl blieb er Ludwig XIV. bis an sein Ende unsympathisch, der Sonnenkönig konnte nie den alten Frondeur in ihm vergessen und hatte eine boshafte Freude daran, ihn immer wieder schweren Kränkungen und Demütigungen auszusetzen, die Luxemburg alle mit oft widerwärtiger Ergebung ertrug. Liefs er es doch sogar geschehen, dafs ihn der König und Louvois, der einstige Genosse seiner Scheufslichkeiten, jetzt aber aus Eifersucht und Neid sein tödlicher Feind, mit allen Mitteln der Niedertracht zu stürzen suchten und beinahe ums Leben brachten.

Die kriegerischen Leistungen Luxemburgs im einzelnen zu verfolgen, müssen wir uns hier versagen, wollen nur an die Schlachten von St. Denis, Fleurus, Steenkerke und Neerwinden erinnern, in denen die glänzenden Eigenschaften des Herzogs auch einem Feinde wie Wilhelm von Oranien gegenüber hell hervortreten. Der Verf. schildert anschaulich die einerseits auf List und Verschlagenheit, gepaart mit persönlichem Mute, anderseits auf direkt strategischen Anlagen beruhenden grofsartigen Erfolge, die Luxemburg zum Teile seinem raschen Erfassen auch der schwierigsten Lage, seiner Tollkühnheit und Kaltblütigkeit in der Gefahr, zum Teile aber auch seinem Glücke, ohne das nun einmal kein Feldherr etwas leisten kann, verdankte.

Wir wollen hier einen andern Punkt aus seinem Leben herausgreifen, weil eben dieser der Ausgangspunkt für die Entstehung einer Sage wurde, die immer allgemeinere Züge annahm, bis schliefslich das Bild des faustischen Teufelsbündlers fertig war.

Am französischen Hofe blühte der niedrigste Aberglaube üppig und führte zu Äufserungen, die auch der verbrecherischen Seite nicht entbehrten. Die unersättliche Genufswut, das Liebes- und Intriguenspiel, der Hafs und Neid suchten nach allen nur denkbaren Mitteln zur Befriedigung ihrer Absichten und führten schliefslich auch zur Zauberei, ja zum Giftmorde. Die Jahre 1679 und 80 brachten zwei berüchtigte Giftmordprozesse, einen gegen eine Marquise de Brinvilliers, verwitwete Godin, und den noch schlimmeren gegen die '*devineresse*' Voisin, das Haupt einer gefährlichen Verbrecherbande. Zu den Kunden dieser Zauberin gehörten die vornehmsten Kreise bis in die nächste Umgebung des Königs. Hatte doch sogar die Mme. de Montespan ihre Zuflucht zu Liebespulvern für den wankelmütigen königlichen Geliebten und, da diese nichts fruchteten, zum Gifte gegen ihre glücklicheren Nebenbuhlerinnen, die Vallière und Fontange, genommen. 'Es ist ein Abgrund grenzenloser, bis in die höchsten und gebildetsten Kreise sich erstreckender Verworfenheit und Sinnesverwirrung, der sich hier aufthut; dem ferneren Betrachter erscheint der glänzende französische Hof und die Gesellschaft jener Zeit wie ein Moor, unter dessen grüner Decke das Verderben ruht.'

Auch Luxemburg gehörte zu dem Kreise, der im Garten der Voisin verkehrte und da seine Verbrechen schmiedete. Aufser seinem Aberglauben zog ihn die Freude und der Genufs an Abenteuern und Intriguenspielen, wahrscheinlich auch die Unsittlichkeit, der man bei diesen Zusammenkünften fröhnte, an. Doch nicht nur in Liebessachen suchte er sich dort Rat; wenn man den Aussagen der Hauptangeklagten, die allerdings teilweise unter der Folter, teilweise nach Bestechung gemacht wurden, Glauben schenken darf, scheute er sich auch nicht vor Verbrechen und erstrebte die Beseitigung seiner Gemahlin sowie verschiedener Rivalen. Es ist unmöglich, das Gewirre von Klatsch und Bosheit, von dem der Verf. ein lebhaftes Bild entwirft, mit wenig Worten klar zu skizzieren. Genug, im Jahre 1680 wurde Luxemburg auf Grund einer Reihe von Aussagen der in den Prozefs Verwickelten verhaftet und in die Bastille gebracht, wo er nach anfänglich standesgemäfser Behandlung bald auf besonderen königlichen Befehl hin in strenger Haft wie ein gemeiner Verbrecher gehalten wurde. Sogar Feder und Papier verweigerte man ihm. Was in dem Prozesse am meisten interessiert, ist die Beschuldigung, dafs Luxemburg mit Hilfe eines Mitschuldigen der Voisin den Versuch eines Teufelspaktes ge-

Digitized by Google

macht habe. Die Intriguen Louvois', der ein grofses Interesse daran hatte, seinen gefährlichen Nebenbuhler zu beseitigen, treten im Verlaufe des Prozesses deutlich zu Tage, und die Rolle, die er hinter den Kulissen spielte, entsprach ganz der niedrigen Zweideutigkeit dieses grofsen Verbrechers. Freilich auch Luxemburgs Verhalten im Kerker war das denkbar kläglichste. Mme. de Sévigné schrieb von ihm am 31. Jan. 1680: '*M. de L. est entièrement déconfit; ce n'est pas un homme, ni un petit homme, ce n'est pas même une femme, c'est une vraie femmelette.*' Auch als der Herzog offenbar ganz gegen die Absicht Ludwigs und Louvois' und trotz aller Bestechungsversuche und Beeinflussungen frei aus dem Prozesse hervorging, aber durch besondere königliche Ordre aus der Hauptstadt verbannt wurde, liefs er nicht nach, in hündischer Weise um die Gunst des Königs und seines allmächtigen Ministers zu buhlen, bis er schliefslich mit Hilfe der Maintenon, der Feindin Louvois' (auch das ist bezeichnend), wieder zurückkehren durfte und nach jahrelangen Demütigungen, als der Stern Louvois' zu erbleichen begann, im Jahre 1688 mit der Oberleitung des für Frankreich eine gefährliche Wendung nehmenden Krieges betraut wurde. Sein militärisches Talent trug auch hier wieder teilweise glänzende Erfolge davon, und der Tod seines unversöhnlichen Feindes Louvois 1691 ebnete ihm vollends die Wege, so dafs er, obwohl dem alternden Könige Ludwig immer unangenehm, die mafsgebende Persönlichkeit am Hofe wurde und bis zu seinem anfangs 1695 erfolgenden Tode blieb. Das Leben, das er jetzt führte, war eine Kette von Genüssen jeder Art, wurde doch sogar sein Tod den Ausschweifungen, dem Übermafse in Baccho et Venere, zugeschrieben.

Das war die historische Persönlichkeit, die nun Träger der weitverbreiteten Teufelssage wurde. Sie krystallisierte sich um seine Person infolge des obenerwähnten Prozesses und fand in dem bitteren Hasse der Völker, die er mit seiner unmenschlichen Grausamkeit ausgeplündert und ausgesogen hatte, immer neue Nahrung. Schon daraus erklärt es sich zum Teile, dafs in Frankreich selbst bald nach Beendigung des Prozesses und Freisprechung des Herzogs die Spuren der Sage allmählich verschwanden, in den Niederlanden und Deutschland aber um so reicher blühten. Dazu kommt aber noch eins. Es hatte 'in Frankreich im Gegensatze zu Deutschland zu der Zeit, die dem Keimen der Luxemburgsage folgt, der Teufelsglaube seinen Höhepunkt längst überschritten', und alle Kreise wirkten zusammen, um den lächerlichen Wahn bald in ernster, bald in scherzhaft-satirischer Weise zu widerlegen. Anders war das in den Niederlanden und Deutschland, wo, was leider nicht zu leugnen ist, nicht nur die Theologen, sondern auch die Juristen, ja sogar die Mediziner, kurz alle Gebildeten an diesem Aberglauben treulich festhielten und ihm noch manches blutige Opfer brachten.

Die Verunglimpfung Luxemburgs und der anderen Generale und Staatsmänner des französischen Königs hatte aber auch noch eine andere Seite — die politische. Den Feind durch giftige Pamphlete vor ganz Europa herabzusetzen, das war ein Kampfmittel, das dem eiteln Könige sehr unbequem war. Und seiner bedienten sich die erbitterten Niederländer mit gröfstem Erfolge zum nicht geringen Ärger Ludwigs. Dafs dabei der Teufelspakt ihres grimmigsten Feindes einen willkommenen Angriffspunkt bot, versteht sich von selber. So entwickelte sich von den Niederlanden ausgehend eine ganze Litteratur von Streitschriften gegen Luxemburg, die anfangs und vor dem Prozesse rein politisch seine Greuelthaten in tendenziöser Weise noch übertrieben, um schliefslich in dem bedeutendsten holländischen Pamphlete '*Le Maréchal de Luxembourg au lit de la mort*', einer 1695 erschienenen Tragikomödie, sämtliche Anklagen mit dem Teufelspakte zusammenzufassen. Der Teufel selbst tritt in Gestalt eines Magiers an das Bett des Kranken, um seine Beute unter Erinnerung an '*notre convention*' zu holen.

In Deutschland fanden die holländischen Pamphlete weiteste Verbreitung und fielen in dem Volksglauben, dafs ein Ungeheuer wie Luxemburg nur Werkzeug des Bösen sein könne, auf fruchtbarsten Boden, zumal die Teufelsfurcht und der Glaube an Teufelsbündnisse noch kräftig in aller Bewufstsein lebte und nicht nur in zahlreichen Zaubereiprozessen, sondern auch auf dem Theater und im Volksliede zum Ausdrucke kam. Erinnert sei hier nur an die Volksschauspiele und Volkslieder von Dr. Faust, die in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. in aller Munde waren. Dafs in solchem Boden die Luxemburgsage rasch Wurzel schlug, bedarf weiter keiner Erklärung. Wurde sie doch schon 1680 in fünf Volksbüchern behandelt. Immer mehr alte Sagenmotive, namentlich von Faust, krystallisierten sich an die Figur des Teufelsbündlers an, so dafs Deutschland recht eigentlich die Heimat der Sage wurde, besonders seitdem mit der Nachricht von dem Tode des Herzogs sofort das Gerücht

Digitized by Google

sich verband, der Teufel habe nun seinen Schützling wirklich geholt. Schliefslich wird sogar eine gegenseitige Beeinflussung der älteren Faust- und der Luxemburgsage nachweisbar, für die Kippenberg eine Reihe von Gründen anführt.

In Volksbüchern und Flugblättern wurde die Sage weiter verbreitet und bekam ihre endgültige Fassung im Jahre 1716, als ganz Deutschland erregt wurde durch die von Jena ausgehende Nachricht, dafs ein Student mit zwei Bauern in der Christnacht 1715 zur Hebung eines Schatzes mittels magischer Schriften den Teufel beschworen habe und von ihm umgebracht worden sei. Im Anschlusse an dieses Ereignis liefs ein protestantischer Geistlicher, um die Richtigkeit des Teufelsglaubens zu beweisen und die Lehre des Thomasius und seiner Anhänger zu widerlegen, das Volksbuch mit einer plumpen Vorrede und vier Titelkupfern versehen in neuer Auflage erscheinen. Mit geringen Änderungen erhielt es sich so in vielen Abdrucken, auf Jahrmärkten und Messen verkauft, bis in die siebziger Jahre des XVIII. Jahrh. Doch ist seine Verbreitung und Beliebtheit bis in die ersten Jahrzehnte des XIX. Jahrh. erwiesen (so läfst Immermann im Münchhausen seinen einäugigen Spielmann einen kleinen Handel mit Schriften wie 'des Herzogs von Luxemburg Verbündnis mit dem Satan' treiben, wobei Immermann offenbar Selbstgeschautes schildert); und eine letzte Spur findet sich in den von Kuhn gesammelten Märkischen Sagen und Märchen, 'in denen nach mündlicher Erzählung in Brodewin (Ukermark) das Ende des Herzogs ganz ähnlich wie im Volksbuche wiedergegeben wird'.

In einem Anhange bietet der Verf. drei Abdrucke: 1. des Volksbuches von 1680; 2. der wahrscheinlich zu Anfang des XVIII. Jahrh. entstandenen und gedruckten *Histoire très véritable du (!) la mort du maréchal de Luxembourg arrivé (!) à Paris dans son Palais,* der 'deutschen Urform der Erzählung des Todes in den späteren Volksbüchern'; und 3. der Vorrede zu der Ausgabe von 1716; ferner eine mit grofsem Fleifse zusammengestellte erschöpfende Bibliographie, die in vier Abschnitten die gesamte Litteratur sowohl der historischen als der sagenhaften Persönlichkeit enthält; und endlich eine schematische Übersicht über die Entwickelung der Sage.

Das Verdienst des Verf. ist es, dafs er einer Sage, die ohne Zweifel zu den wichtigen Volkssagen Deutschlands gehört, den richtigen Platz angewiesen und sie aus ihrer Vergessenheit ans Licht der Wissenschaft gezogen hat. Gerade diese Sage besitzt das Reizvolle, dafs wir ihren Werdegang ziemlich genau verfolgen und bis zur Quelle zurückgehen können. Um so seltsamer mufs es erscheinen, dafs sie dem Gesichtskreise der Sagenforscher so ziemlich entschwunden war, wenn es auch an einzelnen Versuchen zur Wiedererweckung von Görres an bis in neuerer Zeit zu Tille nicht gefehlt hat, die aber alle nur einzelne Splitter und Bruchstücke boten. Die Erklärung des Verf. für diese ungerechtfertigte Vernachlässigung dürfte wohl den Nagel auf den Kopf treffen: 'Daraus vielleicht, dafs man ihr nur geringe Bedeutung beilegte, und aus der Seltenheit der zum gröfsten Teil, wie es scheint, nur in vereinzelten und weit verstreuten Exemplaren erhaltenen, meist aus Pamphleten, Volksbüchern und Flugblättern bestehenden Litteratur, ist es zu erklären, dafs sie eine wissenschaftliche Behandlung noch nicht erfahren hat.'

Josef Kaufmann.

Digitized by Google

1



2



Knabe von Subiaco. Rom, Thermenmuseum

Digitized by Google



1. Mosaik von Baccano



2. Mosaik von Sousse

Digitized by Google

PHIL 11/1910

STUDIEN ZU PLATONS IDEALSTAAT

(Kynismus und Platonismus)

Von Moriz Guggenheim

Überblicken wir die umfangreiche Litteratur, welche sich in den letzten zwei Jahrzehnten zur Aufgabe setzte, dem Kynismns die ihm gebührende Schätzung wieder zu geben, so müssen wir sagen, dafs, soweit ihre Resultate zuverlässig sind, im wesentlichen es bei dem geblieben ist, was schon Dümmler in seinen Antisthenica konstatierte. Es dürfte nämlich jetzt für ausgemacht gelten, dafs in folgenden Dingen die beiden hervorragendsten Schüler des Sokrates, Platon und Antisthenes, auseinander gingen:

1. Antisthenes hat die allegorische Deutung Homers zum philosophischen Prinzip erhoben. Platon will von solcher Behandlung des Dichters nichts wissen, davor scheint ihn sein künstlerisches Empfinden bewahrt zu haben. Von den Kynikern aber darf man getrost sagen, dafs sie in keiner Hinsicht so sehr ungriechisch sind als in ihrer Unempfänglichkeit für das Schöne.

2. Auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie vertreten die beiden Schulhäupter, so sehr sie sich auch beide auf den einen Sokrates berufen, zwei diametral entgegengesetzte Weltanschauungen. Schon Zeller hat das anerkannt, indem er den Platon mit den mittelalterlichen Realisten, den Antisthenes mit den Nominalisten verglich. Wir wissen, die Anfänge dessen, was wir heutzutage in erster Linie Wissenschaft nennen, sind bei diesen Nominalisten des Mittelalters zu suchen. Nichtsdestoweniger hat Zeller die Unfruchtbarkeit des Kynismus für die Wissenschaft der nominalistischen Erkenntnistheorie des Antisthenes zugeschrieben. Dafs man auch hierin anders zu denken anfängt, zeigt der betreffende Abschnitt bei Gomperz, Griech. Denker II 149 ff., obschon hier noch sehr nachdrücklich von dem 'Schatten des Nominalismus' gehandelt wird.

3. Antisthenes hält jegliche Propädeutik zur Philosophie für entbehrlich, sogar die elementaren Künste des Lesens und Schreibens. Mathematik und Astronomie sind nach ihm ganz unnütz; daraus entwickelt sich in der Folge die strenge Gegnerschaft des Kynismus zu den *artes liberales* oder enkyklischen Disziplinen, während der Platonismus sich genötigt sieht, Fühlung zu suchen mit den Ergebnissen der Wissenschaften.

Auf einem Gebiet sind nun nach Dümmler Antisthenes und Platon einig

Digitized by Google

geblieben: dem der politischen und überhaupt der Moralphilosophie.[1]) Aber gerade darin hat sich Dümmler getäuscht[2]), was die sozialpolitischen Anschauungen beider betrifft. Der eine läfst die Sokratik in Individualismus münden und mag hierin der getreuere Interpret des Sokrates gewesen sein, der andere aber vertieft die Sokratische Moral, indem er sie ans der Gesellschaft ableitet.[3]) Nun wird dieser Gegensatz von Platon in Beziehung gebracht zu den auch von Dümmler und den übrigen Forschern anerkannten schwerwiegenden Differenzen beider Schulen auf erkenntnistheoretischem und pädagogischem Gebiet. Als es Platon gelang, eine Komposition zu finden, in welcher er den Kynikern auf allen diesen Gebieten im Kampfe um Sokrates entgegenzutreten vermochte, als er zeigen konnte, wie alle diese Abweichungen zwischen ihm und seinem Gegner innerlich zusammenhängen, da hatte er den Plan der Politeia erdacht. Unsere Aufgabe ist es, ihn zu verfolgen.

I. DIE ANFÄNGE DER LEHRE VOM *CONTRAT SOCIAL*

Seitdem es eine Wissenschaft vom Zusammenleben der Menschen giebt, dreht sich dieselbe bis auf den heutigen Tag hauptsächlich um die eine Frage: Ist das Individuum früher oder die Gesellschaft? Ist sich der Einzelne Selbstzweck oder die Gesamtheit? Von Anbeginn dieser Wissenschaft bis in die Neuzeit hinein wurde diese Frage erörtert unter der Formel: Beruht die staatliche Ordnnng anf Vertrag, oder ist sie eine von der Natur gewollte? Ihre populäre Verbreitung verdankt diese Fragestellung dem Umstande, dafs Rousseau seiner Schrift, welche bestimmt war, 27 Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution die Umsturzlitteratur einzuleiten, nach langem Besinnen[4]) den Titel vorsetzte: *Du contrat social.*

Den Gelehrten des XVI. Jahrh. und der Folgezeit war die Lehre vom

[1]) '*Quae cum ita sint, Plato et Antisthenes cum de summis philosophiae civilis capitibus consentirent, Socraticis reliquis quodammodo possunt opponi. Ambo enim cum virtutem quaererent et veritatem, cuius ingenio humano naturalem et appetitum et cognitionem inesse putabant, non sat habuerunt hac virtutis lege privatam vitam regi, sed ut omnis res publica ad hanc normam redigeretur, poscebant.*' — Wenn Platon Rep. VI 505 B die Kyniker *κομψότεροι* nennt, so ist dies keineswegs ein Kompliment ohne ironischen Beigeschmack (s. auch 376 A *κομψόν*). Man vgl. Soph. Antig. 324: *κόμψευέ νυν τὴν δόξαν.* Es ergiebt sich daraus die Bedeutung 'spitzfindig'. Cic. ad Attic. XII 38 urteilt, Antisthenes sei *magis acutus quam eruditus.* Selbst an Stellen wie Gorg. 493 A ist an diesen Sinn des Wortes mitgedacht, der auch dem Scholiasten (s. zn 376 A) nnd den Lexikographen (Ruhnken zu Timäus S. 161) hekannt ist.

[2]) Siehe den Aufsatz des Verfassers 'Antisthenes in Platons Politeia' Philolog. LX (N. F. XIV) 149—154. Zu gleicher Zeit veröffentlichte Arthur Fairbanks eine Studie: 'The stoical vein in Plato's republic' (Philosoph. Review X 1 S. 12—27), in welcher durchgeführt wird, dafs Platon seinen Staat in steter Rücksichtnahme auf die Kyniker geschrieben habe.

[3]) Dafs ein solcher Gegensatz bestand, nimmt auch Jellinek an, Allg. Staatslehre (Berlin 1900) S. 273: 'Diesen Bestrebungen (der Kyniker n. s. w.) gegenüber erscheinen die politischen Lehren des Plato als Versuch, entschwundene Verhältnisse wieder zu beleben und die Politik auf konservativer althellenisch-dorischer Basis im aristokratischen Sinne zu regenerieren.'

[4]) Siehe die Ausgabe von Dreifus-Brisac mit dem Facsimile des Genfer Manuskripts.

Digitized by Google

Gesellschaftsvertrag hauptsächlich als eine Epikureische bekannt.[1]) Dagegen blieb es ziemlich unbeachtet, dafs diese beiden Theorien aufeinanderstofsen im zweiten Buche des Platonischen Staates Kap. 2 (358 E ff.) und dann Kap. 11 ff. Denn zu den Ergebnissen des Platonischen Staates gehört eben auch das, dafs der Staat *φύσει* ist, ein Naturprodukt. Darum die prononcierte Verwendung des Wortes *φύσει*[2]), welche einst Krohn so irreführte, weil er übersah, dafs hier eine Umbildung des Begriffes *φύσις* vom Naturalistischen ins Idealistische vorliegt. Das Aristotelische '*homo animal politicum*', das gerade auch, weil peripatetisch, von Hobbes und Spinoza bekämpft wird, ist von der Akademie auf das Lyceum übergegangen. Nur ganz nebensächlich streift noch Aristoteles die Lehre vom Gesellschaftsvertrag.[3])

Platon hat diese Theorie nicht zum erstenmale in der Politeia vorgebracht, sondern schon Gorg. 483 B ff. Kallikles geht aus von der grofsen Antithese der griechischen Aufklärung *νόμος* — *φύσις*. Nach dem *νόμος*, der Konvention, ist das Unrechtthun schimpflicher, von Natur aber das Unrechtleiden. Kein rechter Mann läfst sich Unrecht gefallen; ein Sklave, dessen Leben keinen Wert hat, mufs es. Die *νόμοι* allesammt sind aufgestellt von den Schwachen, welche ja in der überwiegenden Mehrheit sind, diese wollen allen Gleiches zuerteilen, da sie wohl fühlen, dafs sie zu schwach sind, um dem Naturtrieb zu folgen, mehr zu haben als andere. Dareios und Xerxes haben ihre grofsen Feldzüge nur unternommen, weil sie sich leiten lassen durften vom natürlichen *δίκαιον*, von einem *νόμος* der *φύσις*, von einem Naturgesetz.[4]) Unsere Erziehung ziele darauf ab, diesen Naturtrieb zu ersticken. Jung haben wir

---

[1]) Lambertus Danaeus, Politice Christiana (Paris 1596). Nach ihm (S. 29) ist die atomistische Lehre vom Staat '*impia*'. *Est enim Epicureorum hominum Atheorum* (Rudolf Treumann, Die Monarchomachen S. 27 Anm. 2). Gierke in seinem Werke 'Johannes Althusius und die Entwickelung der naturrechtlichen Staatstheorien' leugnet eine Einwirkung der Epikureer auf die spätere (mittelalterliche und neuzeitliche) Theorie vom Gesellschaftsvertrag (S. 96 Anm. 56). Doch kann dabei Gierke unmöglich Hildenbrand (Gesch. u. Syst. der Rechts- und Staatsphilos. I 515) bekämpfen, (wie M. Liepmann 'Die Rechtsphilos. des Jean Jacques Rousseau' S. 18 meint), da Hildenbrand nichts davon behauptet.

[2]) Hierüber ist auch Fairbanks a. a. O. S. 28 zu vergleichen.

[3]) Aristot. Polit. III 1281 a. Lykophron, ein Schüler des Gorgias (wie Antisthenes es auch war), lehre: *ὁ νόμος συνθήκη καὶ ἐγγυητὴς ἀλλήλοις τῶν δικαίων . . . ἀλλ' οὐχ οἷος ποιεῖν ἀγαθοὺς καὶ δικαίους τοὺς πολίτας*, s. Susemihl Anm. 250 552 und Einl. S. 27. Dem Lykophron ist also der Staat lediglich eine polizeiliche Institution. Gegen solche Theorie protestiert Aristoteles. Rhet. I 13: *ἔστι γὰρ ὁ νόμος, ὃ μαντεύονταί τι πάντες φύσει κοινὸν δίκαιον καὶ ἄδικον, κἂν μηδεμία κοινωνία πρὸς ἀλλήλους ᾖ μηδὲ συνθήκη.*

[4]) So tritt uns hier zum erstenmal im Zusammenhang einer Erörterung der Begriff des *νόμος φύσεως* entgegen, und zwar gleich so, wie ihn in neuerer Zeit Hobbes fafste (der ja seine litterarische Thätigkeit mit der Übersetzung des Thukydides eröffnete, wo die Ideen des Kallikles öfters als die für die Politik mafsgebenden ausgesprochen werden), und ebenso Spinoza. Naturrecht ist das Recht der Macht. Hugo Grotius dagegen hatte schon früher die Auffassung wieder begründet, welche durch Platon und dann durch den von ihm abhängigen Aristoteles, die Stoiker, Cicero und die römischen Juristen die herrschende geworden ist. Die obige Platonstelle macht den Eindruck, als wäre die Verbindung von *νόμος* und *φύσις* ad hoc geschaffen. Ist sie auch einstweilen noch von Kallikles in dem Sinne

Digitized by Google

die Natur von Raubtieren, aber man bezaubert und bethört uns, bis wir echte Knechtsseelen bekommen haben, bis wir es glauben, die Gleichheit sei das Rechte und Schöne. Aber zuweilen steht ein Gewaltiger auf, schüttelt das Joch ab, zerreifst die Bande, entflieht dem Zwang. Der will nichts wissen von solchen *γράμματα*, Zauber und Beschwörung, von all den widernatürlichen *νόμοι*, und so wird zum Herrn, der eben noch unser Sklave war.

Dann läfst Platon seinen Bruder Glaukon im zweiten Buche der Gesetze folgende Ansicht über Wesen und Herkunft der Gerechtigkeit und ihres Gegenteils erzählen.

Von Natur sei (*πεφυκέναι*) Unrechtthun ein Gut, Unrechtleiden ein Übel. Vergleiche man aber sie beide, so bringe das Unrechtleiden mehr Übel mit sich als das Unrechtthun Vorteil. Sei beides freigegeben, so finden sich in der Mehrzahl Leute, welche nicht zugleich Unrecht thun können, ohne auch solches leiden zu müssen. Darum hätten diese einen Vertrag geschlossen, weder Unrecht zu thun, noch solches leiden zu müssen (*δοκεῖ λυσιτελεῖν ξυνθέσθαι ἀλλήλοις μήτ' ἀδικεῖν μήτ' ἀδικεῖσθαι*). Darauf habe man begonnen, Gesetze zu geben und Verträge (*ξυνθήκας*) zu schliefsen. Man habe solchen gesetzlichen Vorschriften das Prädikat 'gerecht' zuerteilt, und das sei Ursprung und Wesen der Gerechtigkeit, als eines mittleren Dinges zwischen dem denkbar Besten: Unrecht zu thun, ohne dafür büfsen zu müssen — und dem denkbar Schlimmsten: Unrecht zu leiden, ohne sich dagegen wehren zu können. Das Gerechte liege in der Mitte und verdanke so sein Ansehen nicht dem Umstande, dafs man es für ein Gut halten würde, sondern lediglich dem Unvermögen der Menge, nach Herzenslust der Ungerechtigkeit fröhnen zu können. Habe aber einer die Macht dazu, das sich herausnehmen zu dürfen, ein wahrer Mann, so würde der niemals auch nur mit einem einen Vertrag eingehen.[1])

Diese Lehre vom Staatsvertrag geht aus von Sophisten, welche im Streite *νόμῳ* — *φύσει* auf seiten des *νόμος* standen. Steinthal hat in seiner 'Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern' besonderen Wert darauf gelegt, zu zeigen, dafs diejenigen Denker, welche einmal sich dieser Antithese bedienten, sie auch auf die Vorstellung von den Göttern, dem Ursprung der Sprache, der Moral und des Staates anwandten. Dafs auch die Kyniker *νόμος* und *φύσις* einander entgegenstellten, dabei die letztere an Stelle des ersteren setzen wollten, ist hinlänglich bekannt. Über Antisthenes meldet es Laert. Diog. VI 38.[2]) Sicherlich haben die Kyniker bestritten, dafs die bestehenden Staaten *φύσει* eingerichtet seien.[3]) So kommen sie zur Leugnung des Patriotismus. Krates sagt bei Laert. Diog. VI 98:

gebraucht, wie es Hobbes thut, so mufste doch die blofse Thatsache der Verbindung der beiden früher antithetischen Begriffe zu dem neuen vertieften, besonders bei Aristoteles üblichen, führen.

[1]) *οὐδ' ἂν ἑνί ποτε ξυνθέσθαι τὸ μήτε ἀδικεῖν μήτε ἀδικεῖσθαι.*

[2]) *ἔφασκε δ' ἀντιτιθέναι τύχῃ μὲν θάρσος, νόμῳ δὲ φύσιν, πάθει δὲ λόγον.*

[3]) Plut. De exsilio Kap. 5 (600 E): *φύσει γὰρ οὐκ ἔστι πατρὶς ὥσπερ οὐδὲ οἶκος οὐδὲ ἀγρὸς οὐδὲ χαλκεῖον οὐδὲ ἰατρεῖον, μᾶλλον δὲ ὀνομάζεται καὶ καλεῖται ἀεὶ πρὸς τὸν οἰκοῦντα καὶ χρώμενον.* So Ariston von Chios, der von der Stoa zum Kynismus zurückgekehrt war.

οὐχ εἷς πάτρας μοι πύργος, οὐ μία στέγη,
πάσης δὲ χέρσου καὶ πόλισμα καὶ δόμος,
ἕτοιμος ἡμῖν ἐνδιαιτᾶσθαι πάρα.

Ebenso liefs schon Antisthenes den aus Argos vertriebenen, nach Theben übersiedelnden Herakles ausrufen (Plut. a. a. O. S. 600 F):

Ἀργεῖος ἢ Θηβαῖος — οὐ γὰρ εὔχομαι
μιᾶς· ἅπας μοι πύργος Ἑλλήνων πατρίς.

Haben nun die Kyniker, indem sie erkannten, die vorhandenen *πολιτεῖαι* seien blofs *νόμῳ*, an ihre Stelle eine *πόλις φύσει*, einen Idealstaat gesetzt? Die Frage ist wichtig sowohl für das Verständnis der Platonischen *πολιτεία*, wie für die Entwickelung der politischen Theorien überhaupt. Zeller drückt sich so aus: 'Mögen die Kyniker auch eine bedingte Notwendigkeit des Staates und der Gesetze zugeben, sie selbst in ihrer Heimatlosigkeit wollen und können sich nicht daran beteiligen, sie wollen nicht Bürger eines bestimmten Staates, sondern Bürger der Welt sein.' Nun wird aber der Ausdruck *κοσμοπολίτης* erst dem Diogenes in den Mund gelegt[1]), der doch bereits von Platon gelernt haben kann. Vom Staatsideal Zenons, das ein kosmopolitisches gewesen ist und die eine Herde (aber kaum den einen Hirten) verkündet, wissen wir, dafs es in Hinblick auf Platon (wenn auch in polemischer Absicht) entstanden ist. Zudem liegt gegründeter Verdacht vor, dafs der Laertier ganz nach seiner Gewohnheit einen Terminus späterer Zeit auf eine frühere übertragen hat, wenn er schreibt, Diogenes habe sich als Kosmopoliten bezeichnet. Würden wir seinen Bericht auf Treu und Glauben hinnehmen, so müfsten wir auch Sokrates als *civis mundi* gelten lassen. Denn auch Cicero (Tusc. V 105)[2]) ist nicht ganz zu verwerfen als Autorität. Dann hat auch Plutarch dieselbe Nachricht über Sokrates im Anschlufs an die citierte Stelle *De exsilio*. Es ist bemerkenswert, dafs Plutarch jene Worte des Herakles tadelt. Er sieht darin nur Negation, Negation des Patriotismus. Besser habe sich Sokrates ausgedrückt, indem er sich zum Kosmopolitismus bekannt habe. Fügen wir noch bei, dafs die Verbindung von *κόσμος* und *πόλις* der ganzen voralexandrinischen Litteratur fremd ist, dafs weder Platon noch Aristoteles darauf Bezug nehmen, weder auf das Wort, noch auf den Begriff, so ergiebt sich, dafs dem Platon der Politeia die Idee eines kynischen Weltstaates nicht vorlag. Vielmehr war diese Idee erst nach Platons Politeia und durch diese aufgekommen. Bevor die Vorstellung eines solchen Staates möglich war, wie ihn die Stoiker sich dachten, bedurfte es nicht nur des Reiches Alexanders des Grofsen, es bedurfte vor allem des auch von Platon stammenden, aber von den Stoikern ausgebauten Begriffes der Weltseele. Der

[1]) Laert. Diog. VI 63.

[2]) Wirklich meint Dümmler (Antisth. S. 68), dieser Sokrates sei ein kynischer, vielleicht Antisthenischer. Er versichert uns aber, dafs es jedenfalls der Platonische oder Xenophontische nicht sei. Hieran ist auch das interessant: Ist ein kosmopolitischer Sokrates bei Antisthenes möglich, bei Platon und Xenophon aber nicht, so stehen doch Platon und Xenophon in einem wichtigen Punkte der Moralphilosophie gegen Antisthenes zusammen.

Digitized by Google

stoische Staat hat die stoische Metaphysik zur Voraussetzung, auch nach Zeller. Er sagt u. a.: 'Konnten daher die Stoiker selbst die Welt im weiteren Sinne wegen der Zusammengehörigkeit aller ihrer Teile einem Staatswesen vergleichen, so wird noch weit mehr die Welt im engeren Sinne oder die Gesamtheit der vernünftigen Wesen einen Staat bilden, zu dem sich alle Einzelwesen nur verhalten wie die Häuser einer Stadt zum Ganzen.'

Fairbanks ist der einzige, soviel ich weifs, der von einer kynischen *πολιτεία φύσει* spricht, in Hinblick auf den Gesellschaftsvertrag (S. 22): '*Where the Sophists had taught that the first step in progress which men made was to combine for protection, Antisthenes held that this was te first downward step toward that degraded, debased form of life which was exemplified in the Athens of 400.*' Die Sophisten sollen die Lehre vom Staatsvertrag aufgebracht haben, indem sie ihn als einen Fortschritt der Civilisation betrachteten.[1]) Antisthenes habe im gleichen Vorgang den Anfang der Degeneration gesehen. Sein Staat, der *φύσει*, nicht *νόμῳ* sei, habe sich die Tierwelt zum Vorbild genommen: '*remodeled according to the truth and simplicity of nature; and by nature he meant the life of the lower animals*'.

Von dieser Anschauung weiche ich nur insofern ab, als ich eine *πολιτεία — φύσει* auf dem Standpunkte der ersten Kyniker gar nicht annehmen kann. Dem Antisthenes waren alle staatlichen Gebilde *νόμῳ*, der Naturzustand lag ihm vor dem Staate. Das läfst sich recht gut vereinigen mit dem Satze, den der Laertier (VI 11) mitteilt: *τὸν σοφὸν οὐ κατὰ τοὺς κειμένους νόμους πολιτεύεσθαι, ἀλλὰ κατὰ τὸν τῆς ἀρετῆς.* Es hinderte nämlich den Antisthenes sein Individualismus gar nicht eine Reihe von moralphilosophischen Sentenzen aufzustellen, die Platon, so wie sie waren, oder mit etwelchen Modifikationen zu den seinigen machte.

Individualistisches Gepräge hat ein Ausdruck, dessen sich die Kyniker immerfort bedienten: *αὐτάρκης*.[2]) So sagt Gomperz, Griech. Denker II 122: 'Das Selbstgenügen (die Autarkie) des Individuums wird mit starker Betonung in den Vordergrund gestellt.' Aus Aristoteles hat dann Althusius den Ausdruck übernommen, um im Gegensatze zu Platon-Aristoteles wieder zu behaupten, der Mensch sei nicht *ζῷον πολιτικόν*, nicht *αὐτάρκης*, die menschliche Gesellschaft beruhe auf Vertrag.[3]) Nun beachte man: Wo Platon seine Konstruktion des

---

[1]) Wie es bei Lukrez der Fall V 1019:

Tunc et amicitiem coeperunt iungere aventes
Finitimi inter se nec laedere nec violari.

Vgl. Usener, Epicur. Fr. 530: *οἱ νόμοι χάριν τῶν σοφῶν κεῖνται, οὐχ ὅπως μὴ ἀδικῶσιν, ἀλλ' ἵνα μὴ ἀδικῶνται.*

[2]) Ganz zum Unterschiede von *κοσμοπολίτης* ist *αὐτάρκης* ein in der Litteratur vor Alexander sehr häufiges Wort. Es scheint aus der Sophistik zu stammen, wenigstens verwendet es Thukydides mehrfach, z. B. II 36, 3: *καὶ τὴν πόλιν τοῖς πᾶσι παρεσκευάσαμεν καὶ ἐς εἰρήνην αὐταρκεστάτην*; I 37, 3: *καὶ ἡ πόλις αὐτῶν* (sc. *Κερκυραίων*) *ἅμα, αὐτάρκη θέσιν κειμένη.*

[3]) S. Liepmann a. a. O. S. 25.

Staates beginnt und mit deutlicher Betonung hervorhebt, dafs das Werden der πόλις φύσει vor sich gehe, nicht νόμῳ, nicht durch Vertrag, sagt er Rep. II Kap. 11: γίγνεται τοίνυν, ἦν δ' ἐγώ, πόλις ὡς ἐγῷμαι, ἐπειδὴ τυγχάνει ἡμῶν ἕκαστος οὐκ αὐτάρκης, ἀλλὰ πολλῶν ἐνδεής ... Der Platonische αὐτάρκης ist das Produkt der Erziehung im Idealstaat, der Kyniker erblickt die Autarkie im Zurückgehen auf die natürliche Einfachheit, in möglichster Emanzipation von aller Kultur.[1] Platons Art Gegner zu bekämpfen gestattet es ihm, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag in einen Zusammenhang zu bringen mit dem Kynismus und ihr doch eine antimoralische Tendenz zu geben, sofern er überzeugt ist, dafs in der That der Kynismus trotz anscheinend moralischer Absicht in seinen Konsequenzen auf das hinauslaufen müfste, was je ein moralgegnerischer Sophist, etwa ein Thrasymachos aufgestellt haben mochte.[2]

II. DIE ANTITHESE *OIKEION — ΑΛΛΟΤΡΙΟΝ*

Die Entgegensetzung von οἰκεῖα und ἀλλότρια hat sich durch die ganze antike Philosophie erhalten, wie so manches andere kynische Ferment. Im III. Jahrh. spottet der Komiker Theognetos: 'Mensch du bringst mich um. Du bist ja krank und angefüllt vom Geschwätz aus der bunten Halle':

> ἀλλότριόν ἐσθ' ὁ πλοῦτος ἀνθρώπῳ πάχνη,
> σοφία δ' ἴδιον, κρύσταλλος, οὐδεὶς πώποτε
> ταύτην λαβὼν ἀπώλεσεν.

Das unbeständige ἀλλότριον wird mit dem Eis, das unvergängliche οἰκεῖον mit dem Krystall verglichen. Jahrhunderte später, als die Stoa wieder in Kynismus übergehen will, beginnt Epiktet sein Handbuch: 'Von den Dingen sind die einen in unserer Gewalt, die anderen aber nicht. In unserer Gewalt sind unsere Vorstellungen, unser Wollen und unser Verabscheuen, das sind ἡμέτερα ἔργα. Nicht in unserer Gewalt sind Körper, Besitz, Rnhm, Ämter. Das alles sind οὐχ ἡμέτερα ἔργα[3]', sie heifsen im folgenden ἀλλότρια.

Wie sich Platon zu diesen Begriffen stellt, giebt er schon im Symposion (205 E) zu verstehen; so nebenbei, fast spöttisch wird von Diotima die Möglichkeit erörtert, dafs einer auf den Gedanken kommen könne, das Gute sei οἰκεῖον,

[1] S. auch Fairbanks S. 25.

[2] Wenn Platon den armen, gedrückten Thrasymachos, dem es bei all seinen Verdiensten nie glückte, auf einen grünen Zweig zu kommen, im Kynikergewande die von den Kynikern verabscheute Tyrannis verherrlichen läfst (344 A) und so gegen die Kyniker selbst durch die ganze Politeia beweisen läfst, was die Kyniker selbst behaupteten, die Tyrannis mache unglücklich, so hatte er auch die Entschuldigung, dafs die Kyniker z. B. einen Kyros zu ihrem Ideal erhoben (wogegen sich Platon ausdrücklich wendet Leg. III 694 C ff.). Das Entscheidende dafür, dafs Thrasymachos kynische Züge trägt, ist seine Verwendung der Antithese οἰκεῖον — ἀλλότριον (s. m. Aufs. im Philologus a. a. O.), die übrigen von Joël I 393 angeführten Argumente sind meist belanglos; dagegen fällt ins Gewicht, was Joël übergeht, dafs Thrasymachos gerade wie Antisthenes alle Verfassungen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie, als Vergewaltigungen betrachtet.

[3] Dissert. III 24, 68 läfst Epiktet den Diogenes bekennen, Antisthenes habe ihn gelehrt τὰ ἐμὰ καὶ τὰ οὐκ ἐμά.

Digitized by Google

das Schlechte ἀλλότριον.[1]) Im Charmides (163 C) werden eben diese Begriffe von Kritias in eigentümlicher Weise verwendet, was um so mehr von Bedeutung ist, als die Definition der Gerechtigkeit in der Republik übereinstimmt mit der Definition, welche im Charmides (161 B) von der σωφροσύνη gegeben wird und von Kritias stammen soll. Wenn im Charmides gesagt wird, τὰ δὲ βλαβερὰ πάντα ἀλλότρια, so sieht das schon aus wie eine direkte Umkehrung der Antisthenischen These[2]) und ist bereits ein Beweis, daſs dem Platon am Wortlaut nichts liegt, alles am Sinn, der Bedeutung, den Konsequenzen, so wie er sie auffassen zu müssen glaubt. Der Philosoph der Innerlichkeit schaltet frei mit allem Äuſserlichen. So gelangt er dazu dem Thrasymachos im ersten Buche der Republik (343 C) die Worte zu leihen: das δίκαιον sei ἀλλότριον ἀγαθὸν τοῦ κρείττονός τε καὶ ἄρχοντος ξυμφέρον, οἰκεία δὲ τοῦ πειθομένου τε καὶ ὑπηρετοῦντος βλάβη, ἡ δὲ ἀδικία τοὐναντίον.

Wir können erst später auf die Wichtigkeit dieser Stelle für die Komposition der Republik zurückkommen. Wie bedeutsam eine andere ist, wo ebenfalls die Antithese οἰκεῖον — ἀλλότριον erscheint, konnte zu keiner Zeit entgehen — das 16. Kapitel des 2. Buches der Republik.[3]) Es handelt sich ja um den wichtigsten Gegenstand der Politeia, um die Erziehung, welche die Erziehung der φύλακες ist. In Kap. 15 wurden eben die Eigenschaften aufgezählt, die ein guter Wächter des Idealstaates mit den Hunden gemeinsam haben müsse. Nun soll ihm aber noch eine Eigenschaft fehlen: ἆρ' οὖν σοι δοκεῖ ἔτι τοῦδε προσδεῖσθαι ὁ φυλακικὸς ἐσόμενος πρὸς τῷ θυμοειδεῖ ἔτι προσγενέσθαι φιλόσοφος τὴν φύσιν ... Diese noch fehlende Eigenschaft philosophischer Art finde sich ebenfalls bei γενναῖοι κύνες (375 E). Sehe der Hund einen Unbekannten, so bringe das ihn auf, einen Bekannten liebkose er; jedesmal lasse er sich von der bloſsen ὄψις leiten, denn der freundlich empfangene Bekannte brauche ihm so wenig Gutes erwiesen zu haben als der verdächtige Fremde Schlimmes. Sokrates fährt fort: ἀλλὰ μὴν κομψόν γε φαίνεται τὸ πάθος αὐτοῦ τῆς φύσεως καὶ ὡς ἀληθῶς φιλόσοφον . . . ὄψιν οὐδενὶ ἄλλῳ φίλην καὶ ἐχθρὰν διακρίνει ἢ τῷ τὴν μὲν καταμαθεῖν, τὴν δὲ ἀγνοῆσαι· καίτοι

[1]) Die Anspielung, welche schon Zeller notierte, ist A. Hug entgangen, ein Beweis, wie wenig man früher auf solche Beziehungen achtete.

[2]) Laert. Diog. VI 12, wonach Antisthenes vorschrieb: τὰ πονηρὰ νόμιζε πάντα ξενικά.

[3]) Am besten sieht man bei Themistios περὶ ἀρετῆς, bearbeitet von J. Gildemeister und F. Bücheler Rh. Mus. N. F. XXVII 459, daſs schon die Alten obige Stelle auf die Kyniker bezogen: 'Das Volk der Athener nannte den Diogenes Hund, weil sein Lager auf der Erde war und er auf den Straſsen vor der Thüre übernachtete. Diogenes aber liebte diesen Beinamen, denn er sah, daſs er zu seiner Handlungsweise paſste. Denn ihr wiſst, wie Platon erzählt, über die Natur der Hunde, daſs sie in ihrer Sitte so sind, daſs sie die Bekannten anwedeln und lieben, aber gegen die ihnen Unbekannten knurren, und Feinde und Freunde unterscheiden; nicht daſs ihnen das Bewuſstsein des Guten oder Bösen ist, sondern weil sie sie entweder kennen oder nicht kennen. So muſs der Philosoph sein, daſs er nicht den, der ihm nicht giebt, hasse, weil er ihm nicht giebt, sondern daſs er den, welchen er im Besitz von Tugend sieht, als Freund betrachte, und wer ihm fremd ist, daran erkenne, daſs er an ihm Schlechtigkeit sieht.'

Digitized by Google

πῶς οὐκ ἂν φιλομαθὲς εἴη, συνέσει τε καὶ ἀγνοίᾳ ὁριζόμενον τό τε οἰκεῖον καὶ τὸ ἀλλότριον.[1])

Nun ist es aber bemerkenswert, wie Plato gerade wie den Begriff αὐτάρκης, so auch die Antithese οἰκεῖον — ἀλλότριον anerkennt, wenn sie bezogen ist auf die Verhältnisse im Idealstaate. Im 17. Kapitel des 4. Buches der Politeia hat Platon seine Definitionen gewonnen. Er erklärt die Verschiedenheit seines Begriffes der δικαιοσύνη von jedem andern. Die seinige ist die Vertiefung aller übrigen. Sie begreift nicht nur in sich die Enthaltung von Verbrechen wie Tempelraub (443 A), Diebstahl, Landesverrat, Ehebruch, nicht nur die Beobachtung jener kaufmännischen Ehrlichkeit, welche dem Kephalos so wichtig schien (442 E), sondern auch die von Platon selbst gegebene (im Wortlaut auch bei athenischen Konservativen und Philistern übliche und vielleicht von Kritias aufgestellte), wonach die δικαιοσύνη bestehe im τὸ αὑτοῦ πράττειν, in der Erfüllung der Berufsarbeit. Auch diese Definition ist noch zu äufserlich, wenn sie nicht aus dem Geiste des Idealstaates heraus gedacht ist. Denn die Definition soll sich nicht beziehen περὶ τὴν ἔξω πρᾶξιν τῶν αὑτοῦ, ἀλλὰ περὶ τὴν ἐντὸς ὡς ἀληθῶς περὶ ἑαυτὸν καὶ τὰ ἑαυτοῦ. Der Gerechte mufs darauf bedacht sein, dafs keiner seiner Seelenteile τἀλλότρια πράττει, er mufs sich zeigen als einen τῷ ὄντι τὰ οἰκεῖα εὖ θέμενον (443 E).

Die Antithese οἰκεῖα — ἀλλότρια weist an sich schon hin auf die Innerlichkeit. Der Tugendbegriff der Kyniker kann insofern nicht hoch genug geschätzt werden. Er entspricht dem Sokratischen γνῶθι σεαυτόν. Er will, dafs man sich selbst treu bleibe, τὸν αὐτὸν χαρακτῆρα τοῦ βίου διεξάγειν, wie es von Diogenes heifst, beim Laertier VI 71. Aber dennoch vermag Platon diesen Tugendbegriff nicht voll zu würdigen, dennoch weist er ihn VI 505 B zurück zugleich mit dem kyrenaischen, der ἀρετή und ἡδονή identifiziert. Die kynische Innerlichkeit ist ihm eben darum nicht die wahre, weil ihr die zugehörige Erkenntnistheorie und Metaphysik fehlen, und auch die zugehörige Erziehung, weil sie sich aufserhalb des gesellschaftlichen Organismus stellt.

Mit Anfang des zweiten Buches wird mit Macht auf die Innerlichkeit hingewiesen. Was hier Platons Brüder vorbringen gegen die Pseudomoral des praktischen Lebens in Staat und Gesellschaft, das werden ungefähr so auch die Kyniker gesagt haben. Auch die Kritik, welche hier Platon an den vulgären religiösen Anschauungen übt, kann ebensogut kynisch sein. Kein Wunder, dafs sie auf einen Positivisten wie Grote (Meifsner IV 615) solchen Eindruck gemacht hat. Er meint, es gebe schwerlich unter Platons Werken etwas Gewaltigeres.

Auch die Kyniker sprachen von der Seele im Gegensatze zum Körper. Aber nur in der Platonischen Philosophie konnte diese Scheidung in alle ihre

[1]) Nicht nur in der Ethik, auch in der Logik und Erkenntnistheorie hat sich Antisthenes der Termini οἰκεῖον — ἀλλότριον bedient. An obiger Stelle scheinen sie mir nach Wortlaut und Zusammenhang (unmittelbar vor der Erörterung der Ausbildung der φύλακες) auf letztere Verwendung zu gehen. S. Philoponos S. 35ᵃ 5—15; Weber, Leipz. Stud. z. klass. Philolog. X 110 ff.

Digitized by Google

Konsequenzen verfolgt werden. Hier kann nicht nur die Innerlichkeit der Einzelseele (358 B *ἐνὸν ἐν τῇ ψυχῇ*) postuliert werden, sondern auch die soziale Seele, die *ψυχὴ πόλεως*. Es soll eine *δικαιοσύνη πόλεως* geben neben der *δικαιοσύνη ἑνός* (368 E).[1] Wer von der *δικαιοσύνη πόλεως* spricht, hat schon das Resultat vorweggenommen, dafs der Mensch sei *animal politicum*, wie die Peripatetiker sagen, oder *animal politicum et sociale*, wie Thomas von Aquino lehrt, indem er Aristoteles und Cicero verbindet.

III. DIE ZWEI THEMATA DER *ΠΟΛΙΤΕΙΑ*

Das Hauptwerk Platons stellt als Zweck auf, die Gerechtigkeit zu definieren. Die Definition gerade dieser Tugend mufste dem individualistischen Kyniker besondere Schwierigkeiten machen.[2])

Anderseits aber hielt der Kyniker von Realdefinitionen überhaupt nicht viel. Und oft genug mochte er Platon damit gequält haben, er solle doch endlich einmal eine befriedigende Definition aufweisen. Alle früheren Themata Platons, eine Tugend zu definieren, hatten negatives Resultat und schienen so zu bestätigen, was der Kyniker vom Definieren hielt. Der Euthyphron z. B. ist eine *ἐπίσκεψις* des *ὄνομα* — *ὅσιον*, ganz geeignet den vorhandenen *ὅσιον*-Begriff umzuwerten.

Antisthenes meinte, eine regelrechte Definition bestünde darin, dafs man sich der Elemente bewufst würde eines Zusammengesetzten. 'Man zähle dieselben einfach auf, und das ergebe eine «lange Rede» — ein Ausdruck, dem ein Beisatz von Geringschätzung nicht fremd zu sein scheint, und zwar wohl im bewufsten polemischen Gegensatz zu der Bedeutung, die Sokrates und manche Sokratiker der Aufstellung von Definitionen beigelegt hatten.'[3]) 'Die Abkehr von der ausschliefslichen Begriffsforschung war an sich kein Übel' — sagt Gomperz.[4])

[1]) Isocr. Areop. 14: *ἔστι γὰρ ψυχὴ πόλεως οὐδὲν ἕτερον ἢ πολιτεία, τοσαύτην ἔχουσα δύναμιν ὅσηνπερ ἐν σώματι φρόνησις.* Platons Begründung der Einführung der *δικαιοσύνη πόλεως*, sie sei gröfser als die *δικαιοσύνη ἑνός* und darum deutlicher zu sehen, ist nur ein stilistischer Kunstgriff. Bei der *σωφροσύνη* gelingt es ihm gar nicht denselben Gang innezuhalten, so sehr auch der Schein gewahrt wird, dafs auch hier zuerst die *σωφροσύνη πόλεως* bestimmt und dann die Definition übertragen werde auf die *σωφροσύνη ἀνδρός*. In Wahrheit mufs sich Platon, hevor er die *σωφροσύνη πόλεως* bestimmt, 430 E — 431 B Rat holen üher den Sinn des *κρείττονα αὐτοῦ εἶναι* bei der Einzelseele. Auch Gercke (in dieser Zeitschrift VII 189) findet: 'das Bild leitet nur schlecht die erwünschte Antwort des Sokrates auf die Frage der Brüder ein'.

[2]) S. auch das Urteil v. Arnims über die Tugendlehre des Ariston von Chios hei Pauly-Wissowa unter Ariston 56.

[3]) Gomperz a. a. O. S. 150. Der *ὅρος* ist dem Antisthenes *λόγος μακρός*. Nicht auf das *τί* soll sich die Untersuchung erstrecken, sondern auf das *ποῖον*. Sie kann ein Zusammengesetztes in seine Elemente auflösen, letztere selhst sind nicht weiter bestimmbar. Also lauter Grundsätze, welche die moderne Wissenschaft zu den ihrigen gemacht hat. Sollte 376 D hei den Worten *ἱκανὸν λόγον ἢ συχνόν — μακροτέρα σκέψις* nicht daran gedacht werden müssen, dafs Antisthenes das Definieren einen *λόγος μακρός* nannte?

[4]) Zu wenig heachtet wird auch das Urteil, welches Sigwart über die sokratische Begriffsdefinition gefällt hat: 'Von diesem sokratischen Verfahren, das immer voraussetzt, dafs

Digitized by Google

War aber wirklich Antisthenes bewufst von Sokrates abgewichen? Ist er überhaupt von ihm mehr abgewichen nach der einen Seite als Platon nach der anderen? Liegt es nicht vielmehr sehr nahe anzunehmen, dafs Antisthenes dem Platon vorgeworfen hat, er treibe das Definieren von Begriffen in einer Weise, welche nicht die sokratische sei? Platons Untersuchung der moralischen Begriffe tendiert zum positiven Ergebnis, was mit Notwendigkeit zu jener Hypostasierung dieser Begriffe führen mufste, die auch nach Aristoteles unsokratisch ist. Über diese 'Ideen' hat Antisthenes gespottet. Eine ganze Weltanschauung trennt jetzt die beiden Schüler des Sokrates. Menon, Theätet nnd Phädon sind Marksteine dieser Entwickelnng.[1]) In der Republik bringt Platon seine erkenntnistheoretischen und metaphysischen Anschauungen hauptsächlich in den Büchern V—VII zur Sprache im Anschlufs an die Erziehung des obersten Standes. Das Bild von den Menschen in der Höhle gehört zu den gefeiertsten Denkmälern der Erhebung über das Sinnenfällige und Alltägliche zum Wahren und Ewigen. In diesen Büchern soll gezeigt werden, wie die Jngend zur Erkenntnis der ewigen Ideen angeleitet wird — die Voraussetzung dieser Ideen ist die Möglichkeit der Begriffsdefinitionen, wie sie in den Büchern I—IV gegeben sind.

Denn in der Politeia haben wir die merkwürdige Erscheinung, dafs Platon endlich einmal die geforderte Definition findet und mit der der Gerechtigkeit anch die der übrigen Kardinaltugenden. Schon das mufs die Komposition der Politeia unterscheiden von der aller übrigen Dialoge, in welchen cin positives Resnltat des anfgegebenen Themas der Begriffsdefinition sich nicht finden liefs. Weil nun das erste Buch der Politeia mit einem negativen Resnltat schliefst, hat man geglaubt, dieses erste Bnch von den folgenden absondern zu müssen. Es sollte für sich, früher, abgefafst worden sein. So urteilte K. Fr. Hermann. Aber man hätte auch darauf achten sollen, was denn am Ende des ersten

den Wörtern der Sprache Begriffe entsprechen müssen, ist im Grunde die Lehre vom Begriff bis anf den heutigen Tag abhängig gewesen.' 'Das Verfahren gelingt, wenn man den Begriff, den man sucht, in Wahrheit schon hat.' 'Einen Begriff (so wie es bei Sokrates geschieht) durch Abstraktion bilden wollen, heifst also die Brille suchen, die man anf der Nase trägt, mit Hilfe eben dieser Brille.'

[1]) Die fundamentale Verschiedenheit der Antisthenischen und Platonischen Logik bezeugt Aristoteles. Seit Schleiermacher gefunden hat, Theät. 201 E werde ein Mann bekämpft, der das lehre, was Aristoteles dem Antisthenes zuschreibt, ist sicher, dafs Platon und Antisthenes sich in wesentlichen Dingen nnterscheiden, dafs Platon in seinen Schriften gegen Antisthenes polemisiert, nicht nur gelegentlich, sondern grundsätzlich. Auf diesem Wege nach philologischer Methode weiterzuschreiten war und ist nicht nur möglich, sondern anch Pflicht. Material dafür ist genug vorhanden. So scheint mir anch einleuchtend, was Natorp: 'Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum' S. 198 im Anschlufs an Dümmler weiter ausführt, dafs die altberühmte, späterhin stoische Vorstellnng von der Seele als einer körperlichen Masse, welche gleich einer Wachstafel für Eindrücke empfänglich ist, wie es Theät. 191 C ff. anseinandergesetzt wird, von Antisthenes kommt. Als Sensualismus haben schon die Alten die Erkenntnistheorie des Antisthenes bezeichnet. Warum soll nicht anch ihm Platon den aprioristischen Satz zurufen: *μὴ ζητεῖν αὐτὴν* (sc. *τὴν ἐπιστήμην*) *ἐν αἰσθήσει τὸ παράπαν* u. s. w.?

Buches negiert wird: nicht das ursprüngliche Thema, Definition des *δίκαιον*, sondern ein hinzugekommenes zweites Thema: Werturteil über *δίκαιον* und *ἄδικον*. Nur dadurch, dafs Platon das zweite Thema dem ersten einordnete, ist es ihm gelungen die Definitionen am Ende des vierten Buches zu finden. Thrasymachos hat ein zweites Thema an Stelle des ersten gesetzt mit seinem Satze, das *δίκαιον* sei *ἀλλότριον ἀγαθὸν τοῦ κρείττονός τε καὶ ἄρχοντος ξυμφέρον, οἰκεία δὲ τοῦ πειθομένου τε καὶ ὑπηρετοῦντος βλάβη, ἡ δὲ ἀδικία τοὐναντίον.*[1]) So ist es eine kynisch gefärbte Sentenz, welche den Übergang zu einem zweiten Thema veranlafst. Und von nun an bis zum Beginn der positiven Erörterungen und auch später noch wird das Verhältnis der beiden Themata immer wieder betont.

Das zweite Thema ist eine Abweichung von der sokratischen Methode, eine, wie sich Platon den Anschein giebt, ganz unnötige Abweichung[2]), denn nachdem einmal die Definitionen zu Ende des vierten Buches gefunden sind, ergiebt sich daraus von selbst das Werturteil, allerdings ein dem von Thrasymachos gefällten geradezu entgegengesetztes.

Das zweite Buch geht davon aus, dafs Glaukon, der schon früher den Anlafs gegeben hatte, das zweite Thema aufzunehmen, trotz der Bemerkungen des Sokrates am Ende des ersten Buches dennoch das zweite Thema wieder aufgreift, und zwar macht er dem Sokrates einen Vorwurf in Bezug auf seine Behandlung des zweiten Themas II 357 A: *ὦ Σώκρατες, πότερον ἡμᾶς βούλει πεπεικέναι ἢ ὡς ἀληθῶς πεῖσαι, ὅτι παντὶ τρόπῳ ἄμεινόν ἐστι δίκαιον εἶναι ἢ ἄδικον*; nun ist es doch sicherlich sokratische Ironie, dafs die Korrektur, welche Glaukon an der bisherigen Methode, das zweite Thema zu behandeln, vornimmt, eben darauf hinausläuft, dafs er, ohne sich dessen bewufst zu sein, die Lösung des ersten zur notwendigen Voraussetzung für die Lösung des zweiten Themas macht. Man sehe die Disposition II 358 B, nach der Glaukon über das *δίκαιον* und *ἄδικον* wissen will, *τί τ' ἔστιν ἑκάτερον*

[1]) August Backhaus, Progr. d. Kgl. Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Köln 1894 S. 23: 'Die ganze Erörterung, die auf die Darlegung vom Wesen der Gerechtigkeit (von 347 E an) folgte, hatte zum Gegenstand die Frage nach dem Wert der Gerechtigkeit.' Ein Jahrzehnt früher hatte der Verfasser diesen Gesichtspunkt für die Komposition der Platonischen Republik geltend gemacht in der Zeitschrift für Völkerspychologie XV 136 ff.

[2]) 345 C: *ἔτι γὰρ τὰ ἔμπροσθεν ἐπισκεψόμεθα.* So sagt Sokrates, bis Glaukon ihn versichert, dafs auch ihn das Werturteil über *δίκαιον* und *ἄδικον* mehr interessiere als die Definition. I 347 E: *ἀλλὰ τοῦτο μὲν καὶ εἰς αὖθις ἐπισκεψόμεθα, πολὺ δέ μοι δοκεῖ μεῖζον εἶναι, ὃ νῦν λέγει Θρασύμαχος, τὸν τοῦ ἀδίκου βίον φάσκων εἶναι κρείττω ἢ τὸν τοῦ δικαίου.* Nun geht Sokrates auf das zweite Thema ein, bis zum Schlusse des ersten Buches. Anscheinend wird für dieses zweite Thema ein sicheres Resultat gewonnen: I 354 A: *ὁ μὲν δίκαιος ἄρα εὐδαίμων, ὁ δ' ἄδικος ἄθλιος.* Sofort wird aber dieses Resultat zurückgenommen, und zwar deshalb, weil von der sokratischen Methode abgewichen worden ist, wonach Werturteile nur nach vorgängiger Definition des zu beurteilenden Objektes gefällt werden dürfen. I 354 B: *οὐ μέντοι καλῶς γε εἱστίαμαι, ἀλλ' οὐ διὰ σέ* u. s. w (Sokrates mifst, wie gewohnt, sich die Schuld bei). Solange das *δίκαιον* nicht definiert ist, kann nicht gesagt werden, *πότερον ὁ ἔχων αὐτὸ οὐκ εὐδαίμων ἐστὶν ἢ εὐδαίμων.*

καὶ τίνα ἔχει δύναμιν αὐτὸ καθ' αὑτὸ ἐνὸν ἐν τῇ ψυχῇ. Sie gleicht der von Sokrates zu Beginn der positiven Entwickelungen für dieselben aufgestellten (II 368 C: *τί τ' ἔστιν ἑκάτερον καὶ περὶ τῆς ὠφελείας αὐτοῖν τἀληθὲς ποτέρως ἔχει*).

IV. DIE ARBEITSTEILUNG ALS KONSTITUTIVES PRINZIP DER GESELLSCHAFT

Die Findung der Definitionen der Kardinaltugenden geht aber doch nicht ohne grofse Willkürlichkeiten vor sich. Wie sich Platon das Verhältnis der einzelnen Tugenden unter sich in der Einzelseele und in der *ψυχὴ πόλεως* gedacht hat, läfst sich wohl kaum völlig befriedigend darthun. Über diesen Punkt hat sich sehr gut ausgesprochen Schultefs, Plat. Forschungen S. 27: 'Der Parallelismus zwischen der Stadtgemeinde und dem Individuum ist an sich ein schätzbarer, vielleicht aber doch mehr poetischer als philosophischer Gedanke. Nimmer aber durfte doch die im allgemeinen zugestandene Ähnlichkeit der beiden Organismen benutzt werden, um daraus wie für zwei «homologe» Glieder untereinander Schlüsse zu ziehen, ohne dafs zuvor eine denknotwendige Verbindung zwischen dem einen und dem andern Gliede nachgewiesen und dadurch jene Homologie als eine mathematisch exakte, zu Folgerungen berechtigende hergestellt war.'

Viel eher scheint uns Platon das Wesen der Gesellschaft erkannt zu haben, wenn er sie auf dem Prinzip der Differenzierung durch Arbeitsteilung beruhen läfst (II. Kap. 11): *ὅτι πρῶτον μὲν φύεται ἕκαστος οὐ πάνυ ὅμοιος ἑκάστῳ, ἀλλὰ διαφέρων τὴν φύσιν, ἄλλος ἐπ' ἄλλου ἔργου πρᾶξιν.* Diese Differenzierung ist nach Platon nicht erst allmählich geschaffen, sondern *φύσει* bereits in der Anlage vorhanden, und eben darum ist nach ihm das Zusammenleben der Menschen *φύσει*, eben darum ist der Mensch nicht *αὐτάρκης* in dem Sinne, wie es die Kyniker meinten.[1]) 'Die Differenzierung der Gesellschaft durch möglichst kräftige Entwickelung, Belebung und Steigerung der Individualität' gehört auch nach Pöhlmann zu den Idealen des Liberalismus, also in eine Weltanschauung, mit der die Platonische sonst nicht gerade zusammentrifft. Um sein Prinzip durchzuführen, mufs Platon eine immer gröfsere Sonderung von Berufsarten erzielen. Aber bei kynisch-sokratischer Genügsamkeit ist solche Sonderung nicht nötig, nicht möglich, so sehr ja sicherlich schon Sokrates die Arbeit als Berufsarbeit betont hat.[2]) Wir finden deshalb die Merkwürdigkeit, dafs Platon auf dem Wege von der *ὑγιὴς πόλις* zum Idealstaat eine *φλεγμαίνουσα πόλις* setzt. Die Krankheit der rastlos arbeitenden und zugleich unersättlich geniefsenden Menschheit führt von einer niedrigeren zur höheren Kulturstnfe.

[1]) Die Idee der Arbeitsteilung im gewöhnlichen Sinne liest man bei Isokrates, Busiris (11) § 16: *ἀεὶ τοῖς αὐτοῖς τὰς αὐτὰς πράξεις μεταχειρίζεσθαι προσέταξεν, εἰδὼς τοὺς μὲν μεταβαλλομένους τὰς ἐργασίας οὐδὲ πρὸς ἓν τῶν ἔργων ἀκριβῶς ἔχοντας, τοὺς δ' ἐπὶ ταῖς αὐταῖς πράξεσι συνεχῶς διαμένοντας εἰς ὑπερβολὴν ἕκαστον ἀποτελοῦντας.*

[2]) Eine Weiterentwickelung hat der Sokratisch-Platonische Gedanke vom Beruf erst im Christentum gefunden. Siehe Eger, Die Anschauungen Luthers vom Berufe (1900).

Digitized by Google

Im Naturzustande sind (so wurde zu allen Zeiten gesagt) die Menschen gleich. Indem sie wieder zum Naturzustand zurückkehren, werden sie wieder gleich. Das war auch Rousseaus Zauberformel. Die Kyniker waren eine Sekte, die Mission trieb, die sich also der Masse der noch im Irrtum Wandelnden gegenüber als Leiter und Lenker fühlen mochte. Aber die Tendenz des Kynismus ist Rückkehr zur natürlichen Gleichheit aller. Eine ganz andere Tendenz hat Platon, mufs er haben, da ihm daran liegt den Idealismus der Wissenschaft zum obersten Zweck der Gesellschaft zu erheben. Daher tritt in diesen Staat mit einem Prinzip, das 'den Idealen des Liberalismus' entnommen ist, die dem Liberalismus so sehr widersprechende ständische Verfassung.[1]) Dann ergeben sich jene Schwierigkeiten. Die oberen Stände werden für Platon zur Hauptsache, nur von ihrer Erziehung handelt er einläfslich. Es drängt sich die Frage auf: Für wen ist eigentlich dieser Staat da? Für die erwerbende Masse oder für den über sie sich erhebenden Wächterstand? Auch die dürftigen Überreste von Zenons Staat, in welchem sogar alle Menschen eine Herde sind, deuten an, dafs dagegen die Kyniker die Gleichheit aller verkünden. Platon hat Tugenden, welche der Kyniker von allen fordert, blofs seinen oberen Ständen zugemutet.[2])

[1]) Die Lehre von der Arbeitsteilung, der Differenzierung der Berufsarbeit harrt noch genauerer wissenschaftlicher Untersuchung. Einen Anfang hat Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft (2. Aufl. 1898), gemacht. Es dürfte sich wohl herausstellen, dafs das Prinzip gar nicht die allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann, welches ihm die industrialistische Nationalökonomie zuwies. Aus Bücher entnehme ich, dafs Adam Smith den Gedanken der Arbeitsteilung von Adam Ferguson (Essay on the history of civil society) hat. In der Übersetzung von Garve (1787) heifst es (S. 18): 'Soviel natürliche Fähigkeiten die Menschen auch zur Übung der Künste bringen mögen, so wird doch kein glücklicher Fortgang in denselben stattfinden, wenn ihre Verrichtungen nicht auf eine geschickte Weise verteilt werden und aus jeder ein besonderes Geschäft gemacht wird.' Es wäre sonderbar, wenn Ferguson, der Gegner der Vertragstheorie, nicht auch von Platon gelernt haben sollte. Platon hätte also dem modernen Liberalismus ein Schlagwort überliefert. Noch merkwürdiger ist, wie seit der Zurückdrängung des Liberalismus die Theorie von der Arbeitsteilung sich wieder der Fassung nähert, die sie bei Platon bekommt. Das geschah mit Schmollers Vererbungstheorie Preufs. Jahrb. LXIX 464. Mit diesen doch eigentlich reaktionären Ideen trat darwinistischer Naturalismus in Verbindung, und damit war man erst recht bei Platon angelangt. Man vergleiche Ammon, Die Gesellschaftsordnung (Ammons Satz von der Arbeitsteilung S. 29: 'Eine staatlich organisierte Gemeinschaft von Menschen wird um so besser den Kampf ums Dasein bestehen, je mehr sie den Bedingungen entspricht, dafs an jedem Platze die richtige Persönlichkeit steht, die durch ihre Bildung geeignet ist, den Platz am besten auszufüllen'). Aber alle Versuche, die Stände φύσει abzuleiten und als Ideal zu verkünden, sind von der Geschichte widerlegt. Auch für Platon gilt, was Bücher S. 348 bemerkt: 'Ein Volk, das aus der frischen Quelle ursprünglicher Körper- und Geisteskraft, die in den unteren Klassen strömt, sich nicht mehr zu erneuern vermag, von dem gilt, was B. G. Niebuhr einst mit Bezug auf England und Holland sagte: das Mark ist ihm ausgenommen, es ist unrettbar dem Verfall geweiht.'

[2]) Z. B. in Xenophons Gastmahl (4, 34) sagt Antisthenes: 'Es ist meine Ansicht, dafs die Menschen den Reichtum nicht im Hause haben, sondern in der Seele.' Platon behauptet dagegen nur von den Angehörigen der beiden oberen Stände, sie hätten göttliches Silber und Gold in der Seele und bedürften des irdischen nicht. Es sei auch nicht fromm,

Digitized by Google

Diese Widersprüche konnten den Kynikern nicht entgehen. Ich glaube, es dürfte erwiesen sein, dafs Rep. 453 E ff. geantwortet wird auf kynische Polemik. Man warf Platon vor, es verstofse gegen sein eigenes Prinzip, wenn er in den beiden oberen Ständen nach dem kynisch-sokratischen Grundsatze ἀνδρὸς καὶ γυναικὸς ἡ αὐτὴ ἀρετή (Diog. VI 12) Frau und Mann gleichem Beruf obliegen lasse. Mann und Frau seien doch φύσει verschieden. Es kann sich nicht um einen Einwurf handeln, den Platon sich selbst macht. Die ganze lange Auseinandersetzung endet ja mit einem schlechten Witze, sie ist boshaft, der Gegner wird nicht überführt. Vielmehr hätten die Kyniker noch weiter gehen und es seltsam finden können, dafs die Berufserfüllung nach natürlicher Differenzierung nur von dem dritten Stande gelten soll, nicht aber von den beiden oberen. Je höher man steigt, desto feiner sollte doch diese Differenzierung sein.

Den Kyniker schändet nichts Äufserliches, zum wenigsten irgendwelche Arbeit. Auf demselben Standpunkt mochte Sokrates stehen, obschon deswegen etwelche Geringschätzung der Banausie ihm nicht ganz fremd gewesen zu sein braucht.[1]) Aber bei Platon tritt schon in der Politeia diese Mifsachtung niedriger Arbeit wieder stärker hervor. Das verlangt der Ständestaat.

V. DIE PROPÄDEUTIK ZUR PHILOSOPHIE BEI ISOKRATES, ANTISTHENES UND PLATON

Dort wo Platon seine φύλακες unterrichten will, bemerkt er, die Erziehung, die Vorbildung zum Berufe soll nicht sein ὀστράκου περιστροφή, sondern ψυχῆς περιαγωγή (521 C). Die innere Umwandlung des Menschen soll die Erziehung bezwecken, sonst ist sie Kinderspiel. Diese innere Umwandlung wird dadurch erreicht, dafs der Mensch losgelöst wird vom Kleinen und Alltäglichen, aufschauen lernt zum Erhabenen und Ewigen. Darum legt Platon so grofses Gewicht darauf, dafs die Geistesbildung, die μουσική, der γυμναστική vorangehe (376 E). Ein wichtiger Bestandteil der μουσική ist die Erziehung durch λόγοι, zu denen auch die μῦθοι gehören. Darum wird anbefohlen: πλάττειν τὰς ψυχὰς τοῖς μύθοις πολὺ μᾶλλον ἢ τὰ σώματα ταῖς χερσίν. Soviel uns bekannt ist, hat die Bemerkung Platons zu Rep. VIII 535, dafs die Philosophie in Mifskredit gekommen sei, weil νόθοι, nicht γνήσιοι sich mit ihr befassen, nur dann einen Sinn, wenn wir unter νόθος den Antisthenes, den halbbürtigen Sohn einer thrakischen Mutter, verstehen können.[2]) Eine Erziehung, die glaubt mit körperlichen Übungen, Jagd, Turnen, Reiten (412 B), auszukommen, ist ein-

---

durch den Erwerb des Erdengoldes das himmlische zu beflecken. In diesem Sinne heifsen die oberen Stände 'von Natur reich'. — Damit hängt es zusammen, dafs bei Platon bald die gesamte Polis die 'Herde' ausmacht (451 D, wo dann die φύλακες die Hunde sind), bald nur die oberen Stände (459 E: ἡ ἀγέλη τῶν φυλάκων).

[1]) Dies möchte ich doch gegen Beyschlag, Blätter f. d. bayer. Gymnasialschulwesen 1901 S. 504 ff. erinnern, der sonst sehr gut, ausgehend von Döring, hierüber handelt.

[2]) Urban, Progr. d. Wilhelm-Gymnasiums zu Königsberg 1882, und gleichzeitig Dümmler, Antisthenica S. 34.

Digitized by Google

seitig, *χωλή*. Es genüge nicht, sagt Platon 535 C, *ὅταν τις φιλογυμναστὴς μὲν καὶ φιλόθηρος ᾖ καὶ πάντα διὰ τοῦ σώματος φιλοπονῇ* u. s. w. Dergleichen richtete sich in erster Linie gegen die verwandte Schule, alsdann auch an weitere Kreise, wo man immer wie z. B. unter den Spartaschwärmern anf körperliche Erziehung und Abhärtung vorzüglich Gewicht legte. Welche Bedeutung Platon der Sache beimifst, ergiebt sich vor allem daraus, dafs im 8. Buche, wo geschildert wird, wie der Idealstaat schwindet (548 B), der Grund darin gesucht wird, dafs man die Gymnastik vor der Musik geehrt habe (*πρεσβυτέρως γυμναστικὴν μουσικῆς τετιμηκέναι*). Man habe die wahre Muse vernachlässigt, welche nicht durch Gewalt erzieht, sondern durch Überredung *μετὰ λόγων τε καὶ φιλοσοφίας*. Die gleiche Tendenz beherrscht Kap. 17—18 des zweiten Buches. Erst Kap. 13 im dritten Buche geht dann Platon auch auf die Gymnastik ein, indem er gleich zu Anfang das Sprichwort *mens sana in corpore sano* einer Korrektur unterzieht (403D: *ἐμοὶ μὲν γὰρ οὐ φαίνεται, ὃ ἂν χρηστὸν ᾖ σῶμα, τοῦτο τῇ αὑτοῦ ἀρετῇ ψυχὴν ἀγαθὴν ποιεῖν, ἀλλὰ τοὐναντίον ψυχὴ ἀγαθὴ τῇ αὑτῆς ἀρετῇ σῶμα παρέχειν ὡς οἷόν τε βέλτιστον*).

Auch hier könnte es auf den ersten Blick scheinen, als sei Platons Angriff, sofern er gegen die Kyniker gerichtet ist, ein unbilliger. Antisthenes wird wohl kaum anders gelehrt haben, als es Diogenes that. Dieser aber spricht (nach Laert. Diog. VI 70 ff.) ausdrücklich von einer *διττὴ ἄσκησις*. Er meint, *εἶναι δ' ἀτελῆ τὴν ἑτέραν χωρὶς τῆς ἑτέρας*. Aber daneben erklärten die Kyniker, die *ἀρετή* sei Sache der *ἔργα*, bedürfe nicht vieler *λόγοι* und *μαθήματα*. Platon versäumt keine Gelegenheit die Wichtigkeit der *λόγοι* darzuthun.[1]

Es bestand ein Gegensatz zwischen beiden Schulen hinsichtlich der Wertung der Vorbildung zur Philosophie. Man hatte zu Platons Zeit überall das Bewufstsein, dafs eine neue Art der Erziehung aufgekommen sei. Er spricht II 17 von einer *βελτίων παιδεία τῆς ὑπὸ τοῦ πολλοῦ χρόνου εὑρημένης*. Anch Isokrates unterscheidet eine alte und eine nene Richtung. Panath. (12) § 26: *τῆς μὲν οὖν παιδείας τῆς ὑπὸ τῶν προγόνων καταλειφθείσης τοσούτον δέω καταφρονεῖν, ὥστε καὶ τὴν ἐφ' ἡμῶν κατασταθεῖσαν ἐπαινῶ*. Diese zeitgenössische Bildung charakterisiert er gleich darauf als *τήν τε γεωμετρίαν καὶ τὴν ἀστρολογίαν καὶ τοὺς διαλόγους τοὺς ἐριστικοὺς καλουμένους*. Die jüngern hätten daran ungebührliche Freude, von den ältern halte sie aber jedermann für unerträglich. Doch dürfe man in solche Fächer nicht zu tief eindringen, kein *ἀπηκριβωμένος* sein. Genauer wird der Nutzen solcher Vorbildung Antid. 261 ff. beschrieben. Wiederum ist von den *ἐριστικοὶ λόγοι* die Rede, der *ἀστρολογία, γεωμετρία* u. s. w., welche der grofse Haufe für entbehrlich halte. Freilich habe es keinen Sinn, darin ein *ἀπηκριβωμένος* zu sein (§ 264); es sei denn, man wolle in diesen Fächern Unterricht erteilen. Sonst bestehe ihr Nutzen nicht darin, dafs man sie innehabe, sondern in der Thätigkeit des Lernens. Wir haben also hier den Begriff der formalen Bildung, deren Wesen § 265 weiter ausgeführt wird. Sie gewöhne an Aufmerksamkeit und

[1] Siehe Philolog. a. a. O. S. 151.

Digitized by Google

Arbeit, an die Kunst einem Vortrag, einer Demonstration zu folgen. Der Geist werde geschärft für wichtigere Studien, für die φιλοσοφία, als welche Isokrates seine Art, Rhetorik zu lehren, betrachtet. Demgegenüber sind die vorbereitenden Fächer nicht φιλοσοφία, aber γυμναστικὴ τῆς ψυχῆς καὶ παρασκευὴ φιλοσοφίας. So urteilt Isokrates über jene Bildung, für die er bereits den Ausdruck hat ἡ ἐπιπόλαιος καὶ πᾶσι κοινὴ παιδεία, was von Aristoteles ἡ ἐμποδὼν παιδεία (Polit. V [VIII] 1337ᵃ 39) genannt wird oder καταβεβλημέναι νῦν μαθήσεις (ebd. und 1338ᵃ 36: καταβεβλημένα μαθήματα). Sie sind die späteren ἐγκύκλια μαθήματα.

Die neue Art der Erziehung hatte nicht die Billigung der allgemeinen Meinung, sagt uns Isokrates, namentlich nicht der ältern Leute. Wir wissen, dafs die Kyniker ebenfalls die mathematischen Disziplinen für überflüssig betrachteten. Von ihnen überliefert Laert. Diog. (VI 103): παραιτοῦνται δὲ καὶ τὰ ἐγκύκλια μαθήματα. γράμματα γοῦν μὴ μανθάνειν ἔφασκεν ὁ Ἀντισθένης τοὺς σώφρονας γενομένους, ἵνα μὴ διαφέροιντο τοῖς ἀλλοτρίοις. περιαιροῦσι δὲ καὶ γεωμετρίαν καὶ μουσικὴν καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα. Aussprüche des Kynikers Diogenes, worin er die Mathematiker, Musiker, Grammatiker u. s. w. verspottet, lesen wir ebd. VI 27 ff. Auch dieser κυνικὸς λόγος zieht sich durch das ganze Altertum. Die Kapuzinerpredigt, welche Seneca (Ep. 88) gegen die Wissenschaften hält, ist zum Teil nur Variante des Textes bei Diogenes. Auch dem Seneca ist nicht einmal Schreib- und Leseunterricht unbedingt nötig. Unter den Kirchenvätern hat diese Gegnerschaft zu den Wissenschaften, wie sie, wenn auch nicht ausschliefslich, so doch hauptsächlich, die Kyniker vertreten, ihre Anhänger gefunden. Laktanz spricht über diesen Gegenstand kynisch in ciceronisch gewählter Sprache (Institutiones divinae III 25). Nur darin unterscheidet er sich von seinen heidnischen Vorbildern, dafs er auch die Philosophie zu den überflüssigen Dingen zählt; eben darum sei sie überflüssig und unnütz, weil sie so viele Vorstudien erfordere. An Stelle der Philosophie ist bei Laktanz der Glaube getreten, der jedermann zugänglich sei, auch dem Armen.

Aber nicht diese Anschauung trug den Sieg[1]) davon, sondern wie im Altertum so auch in der Neuzeit die Idee der Propädeutik, welche wir bei Isokrates vorfanden. Auf diese Idee bezieht sich das bekannte Gleichnis, welches die vorbereitenden Fächer mit den Mägden, die Philosophie mit Penelope vergleicht (wofür Philon und die Kirchenväter biblische Namen einsetzen); mag es nun von jeher kynisches Eigentum gewesen sein oder von Aristipp zuerst gebraucht worden, der ja auch die Mathematik verpönte (Arist. Met. II 2, 996ᵃ 32).[2])

[1]) Ausführlicher habe ich diese Dinge behandelt im Programm der Kantonsschule in Zürich 1893: Die Stellung der liberalen Künste oder enkyklischen Wissenschaften im Altertum Man sehe jetzt auch Norden, Antike Kunstprosa II 670 ff.

[2]) Darum gilt auch, wie bereits betont worden ist, Platon der Tugendbegriff der Kyniker nicht mehr als der kyrenaische, die φρόνησις nicht mehr als die ἡδονή VI 505 B. Dieser φρόνησις setzt er die σοφία entgegen: Die Kyniker wollten Leuten wie Anaxagoras und Thales nur zugestehen, dafs sie σοφοί gewesen seien, nicht auch dafs sie φρόνιμοι waren.

Mit Isokrates gehört nun auch Platon zu den Verteidigern der Propädeutik. Für uns darf er sogar als Schöpfer des Ausdruckes (*προπαιδεία* 536 D) gelten. Er findet sich dort, wo Platon kurz zuvor über den lahmen *νόθος* Antisthenes gespottet hat, der alles Gewicht auf die Gymnastik legt. Freilich ist die Platonische *προπαιδεία* so verschieden von der Isokrateischen, wie beide Männer es sind. Man wird darum nicht umhin können zuzugeben, daſs ein Teil der Polemik Platons auch dem Lehrer der Beredsamkeit gilt, welcher den Satz verkündet: *οὐκ ἔνεστιν ἐν τῇ φύσει τῶν ἀνθρώπων ἐπιστήμην λαβεῖν* (Antid. 271), alles auf den Takt, auf die Kunst durch Raten das Richtige zu treffen, auf die *δόξα*, das Lieblingskind des sophistischen Zeitalters, abstellt. Die nachalexandrinische Rhetorik wenigstens basiert auf *γραμματική*, auf Studium der Litteratur. In dieser Hinsicht konnte sie sich sogar dem Antisthenes eher anschlieſsen als Platon. Denn Antisthenes läſst Homer gelten, nachdem er ihn allegorisch gedeutet hat, Platon aber verwirft allegorische Schriftdeutung. Welcher Klassiker konnte da noch bestehen, wenn an ihn der Maſsstab Sokratischer Ethik, Platonischer Wissenschaft gelegt wurde? Der üblichen *μουσική*, die Platon über die *γυμναστική* stellt, wurde ihr Stoff, die nationale Litteratur entzogen.

Platon verlangt, daſs sich die Seele durch Erziehung erhebe, aus dem *βόρβορος βαρβαρικός* aufwärts zum Lichte der Wahrheit strebe. Das ist seine *μέθοδος*. Zu dieser Erziehungsarbeit bedarf er der vorbereitenden Fächer als Gehilfen, als *συνέριθοι*, als *συμπεριαγωγοί* (534 D). Diese Fächer sind ihm mehr als *δόξα*, welche für Isokrates das Höchste ist, aber doch noch nicht *ἐπιστήμη*, welche Isokrates gar nicht kennt. Die Platonische *προπαιδεία*, wie sie in den mittleren Büchern der Politeia entwickelt wird, gründet sich gerade auf die Fächer, welche die Kyniker am meisten bekämpften, auf die mathematisch-astronomischen Disziplinen. Der Sokrates der Memorabilien wollte ja auch diese Gegenstände betrieben wissen, aber nur für den nächstliegenden praktischen Nutzen. Gerade den stellt Platon erst in zweite Linie. Seine Arithmetik dient ganz anderen Zwecken als das Rechnen des Krämers (525 D). Auch die Anwendung der Geometrie auf militärische Bedürfnisse ist ihm ein *πάρεργον* (527 C). Platon vindiziert dem Staate die Aufgabe, die Wissenschaft zu pflegen; er setzt dem Gemeinwesen als Ideal den Betrieb der Wissenschaft um ihrer selbst willen. Er legt der Gesellschaft die Pflicht auf, ihre besten Glieder so zu erziehen, daſs sie alle Zeit diesem Ideal huldigen. Hier hat der Philosoph ein so eminentes Verdienst aufzuweisen, daſs es, wie die Menschendinge nun einmal sind, nicht ohne bedeutende Nachteile erkauft sein kann. Die Nachteile hängen mit der Grundtendenz der griechischen Kultur, mit der konservativen Anschauung, in der Platon aufwuchs, zusammen; somit mit dem, was wir im vorigen Abschnitt als Inkonsequenz des Platonischen Staates hervorgehoben

Diese *σοφοί* kannten ihr wahres Interesse nicht, gaben sich mit ganz unnötigen Dingen ab, erstaunlichen, schweren, mit Dingen, die über die menschliche Fassungskraft hinausgehen. Besser hätten sie sich mit dem begnügt, was dem Menschen frommt. Arist. Ethic. Nic. VI 7 S. 1141[b] 3.

Digitized by Google

haben. Dieser Staat wird konstituiert durch die möglichste Differenzierung der Gesellschaft. Vollendet wird er durch die zwei oberen Stände. Darum schon kann die Wissenschaft, welche diese oberen Stände pflegen, in keinen direkten Zusammenhang treten mit der Berufsarbeit der plebs. Was sich in unseren Tagen immer mehr vollendet, gerade das perhorreszierte Platon. Er ist Hellene, hellenischer Aristokrat in des Wortes bestem Sinne, als solcher hat er es verstanden sich vom Gemeinen durch das Sinnlich-Schöne zum Ideal-Schönen zu erheben. Aber dieselbe Eigenschaft läfst den Sokrates-Schüler von der *βαναυσία καὶ χειρουργία* sprechen (IX 590 C). Im Idealstaat würden freilich die Bedingungen wegfallen, die Arbeit schänden können, aber dieser Idealstaat hebt auch die Bedingungen auf, welche ein differenziertes Berufsleben zur Folge haben. So ist nicht Platons Ehrenrettung der Arbeit von unmittelbarer Wirkung gewesen, vielmehr seine Verachtung der *βαναυσία*. Hier nur kam ihm ein verwandter Zug in der Seele seines Volkes entgegen. Plutarch beruft sich auf Platon, wenn er glaubt den Archimedes verteidigen zu müssen, dafs er sich herbeiliefs Kriegsmaschinen zu bauen (Plut. Marc. 17). Dafs noch im Mittelalter und darüber hinaus die Meinung verbreitet war, die Ehre der Wissenschaft vertrage sich nicht mit der Hände Arbeit, geht wenigstens zum Teil auf Platon zurück. Seine Anschauungen in diesen Dingen machen einem Galen zu schaffen, und erst ganz langsam emanzipierte die moderne Medizin sich von ihnen. Aber im Dienste der *πάρεργα γεωμετρίας*, im Interesse der Kriegswissenschaften sind die Entdeckungen gemacht worden, welche die Aristotelische Physik zu Falle brachten. Die Anwendung der Mathematik auf die Mechanik hat die moderne Industrie schaffen helfen, hat die neuen Beziehungen hergestellt zwischen Wissenschaft und Arbeit. So nehmen im Zeitalter des Dr. ing. die politisch-sozialen Verhältnisse neue Gestalt an.

Antisthenes und Rousseau sind öfters verglichen worden. Der moderne Sozialismus hat seinen litterarischen Ursprung in Rousseaus *Contrat social*. Allein im Laufe des vergangenen Jahrhunderts hat der Sozialismus eine Wandlung durchgemacht, die seinem Ursprung direkt zuwiderläuft. Er hat von Rousseau immer noch Ethos und Pathos, aber keineswegs mehr den Inhalt. Soweit sich Industrie schon damals entwickelt hatte, verachtete sie Rousseau. Dem damals schon industriellen England bezeugte er seine Mifsachtung. In dieser Abneigung gegen die Verfeinerung und Komplizierung der äufserlichen Kultur begegnet sich Rousseau mit Antisthenes nicht nur, sondern, näher besehen, auch mit Platon. Der Sozialismus, wie er jetzt ist, hat aber die Industrie zur Voraussetzung. Die Geschichte der Industrie ist seine Geschichte gewesen und wird es auch ferner sein. An Stelle der von Rousseau gepredigten, von Antisthenes gepredigten und geübten Bedürfnislosigkeit ist die Lehre von der Erhöhung der Genufsfähigkeit und Erweiterung der Genufsmöglichkeit getreten. Bei alledem will es scheinen, dafs die Zeit durch den Materialismus der *φλεγμαίνουσα πόλις* — zum Idealismus drängt.

Digitized by Google

EINE NEUE AUFFASSUNG DER DEUTSCHEN GESCHICHTE IM ZEITRAUME VOM XVI. BIS ZUM XVIII. JAHRHUNDERT

Von Felix Rachfahl

Die deutsche Historie steht gegenwärtig im Zeichen der Popularisierung. Lange genug hatte sie sich fast ausschliefslich auf die eigentlich gelehrte Thätigkeit beschränkt, Archive und Bibliotheken durchforscht, ediert und publiziert, untersucht und monographisch dargestellt. Massen neuen Stoffes sind der allgemeinen Kenntnis zugänglich gemacht, eine Fülle neuer Ergebnisse für die Geschichte der einzelnen Staaten, Völker und Zeitalter, der Verfassung und Verwaltung, der wirtschaftlichen und geistigen Kultur gewonnen worden. Jetzt will man sich freilich nicht mehr damit begnügen, diesen Zuwachs an Materialien und Litteratur in den Zeitschriften und Nachschlagewerken fein säuberlich zu verzeichnen, vornehmlich damit sich der folgende Forscher über die Leistungen seiner Vorgänger leicht zu orientieren vermöge. Die Fortschritte der Wissenschaft sollen nicht mehr blofs innerhalb der Zunft als ein kostbarer Schatz gehütet und bewahrt werden, der durch die Berührung mit der Aufsenwelt an Wert verlieren könnte, sie sollen vielmehr in ihren Hauptzügen einem weiteren Kreise Gebildeter mitgeteilt werden, damit sich deren Teilnahme an der geschichtlichen Vergangenheit erhöhe, damit die Kenntnis und das Urteil auf dem historischen Gebiete gefördert und vertieft werde. Gewifs ein löbliches Betreben, dessen Nutzen und selbst Notwendigkeit immer mehr erkannt und anerkannt wird. Kein Zweig der geistigen Kultur darf sich allzu vornehm dünken, als dafs er nicht darnach trachten müfste, für sich ein Interesse auch bei denjenigen zu erwecken, die ihn nicht berufsmäfsig pflegen. Eine Vernachlässigung der Aufgaben, die der Wissenschaft in dieser Hinsicht obliegen, wäre von üblen Folgen begleitet. Denn wie sehr sich die Einzelwissenschaften auch immer Selbstzweck sein und bleiben müssen, so vermag doch nur ein lebendiger und ununterbrochener Zusammenhang mit dem Strome des allgemeinen Geisteslebens ihren Einflufs auf den Gang der nationalen Kultur zu bewahren und sie selbst vor Verknöcherung und Pedanterie zu behüten. Historiker von Namen und Verdienst haben sich in die Reihen derer gestellt, die daran arbeiten, die Früchte des gelehrten Fleifses zum Gemeingute der für geistiges Leben empfänglichen Schichten des deutschen Volkes zu machen. Grofse litterarische Unternehmungen sind entstanden, die nach diesem Ziele streben, und es hat durch sie das Gebiet der historischen Darstellung wesentliche Bereicherung erfahren.

Digitized by Google

Mit einem derartigen Unternehmen haben wir es bei der 'Weltgeschichte in Karakterbildern' zu thun, einer Sammlung von Monographien, die unter der Redaktion von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz erscheint. Sie wendet sich an ein bestimmtes Publikum, nämlich an die deutschen Katholiken; für die Beurteilung der in ihr enthaltenen Beiträge kann als Mafsstab selbstverständlich für uns nur ihre wissenschaftliche Gründlichkeit nnd die Geschicklichkeit gelten, mit der es die Autoren verstehen, ihren Stoff für das Verständnis weiterer Kreise zu bearbeiten. In beiden Beziehungen haben diejenigen beiden Schriften, mit denen das Unternehmen eröffnet worden ist, Beifall und Anerkennung gefunden.

Den Monographien über Augustinus und Cavour hat sich nunmehr in der Kirchheimschen Kollektion eine dritte zugesellt, und zwar aus der Feder Martin Spahns, eines der Herausgeber. Inhalt und Grundauffassung des Buches wird durch seinen Titel angedeutet.[1]) Es will eine umfassende Übersicht der deutschen Geschichte von 1555 bis 1713 geben, wobei der Schwerpunkt auf das XVII. Jahrh. fällt; es will zugleich, wie der Antor im 'Geleitworte' ausführt, 'die Persönlichkeit des Grofsen Kurfürsten als die kräftigste und erfolgreichste innerhalb dieses Zeitraumes dem Leser deutlich machen'. So zerfällt das Werkchen in zwei Hauptteile; der erste bereitet auf den Grofsen Kurfürsten vor, während der zweite von ihm handelt.

Anf einem Raume von ungefähr 300 Spalten in Grofsoktav die deutsche Geschichte von mehr als anderthalb Jahrhnnderten zu behandeln (wobei zu berücksichtigen ist, dafs ein grofser Teil des Buches durch die zahlreichen Abbildungen in Anspruch genommen wird), ist immerhin eine schwierige Aufgabe. Bei Publikationen dieser Art läfst es sich nicht vermeiden, dafs dem Autor ein beschränkter Raum zugemessen wird; er mufs sich damit so gut abfinden, wie es angeht; er soll sich dann eben als ein Meister in der schweren Kunst knapper Zusammenfassnng und geschickter Gruppierung bewähren. Wenn in ihnen manches fehlt, was der Kenner des Gegenstandes oder des Zeitraumes zu sehen wünschen möchte, so wird man den Autor deshalb nicht ohne weiteres tadeln dürfen. Denn diesem bleibt hier nichts anderes übrig als den Stoff nach Möglichkeit zu beschneiden nnd zurechtzustutzen, und es mufs dabei seinem subjektiven Ermessen ein gewisser Spielraum gewährt werden.

Von zwei Gesichtspunkten kann ein zusammenfassender Essai, wie der vorliegende, sich leiten lassen. Entweder geht er, die Thatsachen des historischen Geschehens als bekannt voraussetzend, vornehmlich darauf aus, ihren inneren Zusammenhang aufzudecken, eine neue und originelle Auffassung zu entwickeln; oder er begnügt sich damit, einen bestimmten Gegenstand gemäfs dem Stande der Forschung in gedrängter Übersicht darznstellen, so dafs er dem Leser eine gute und solide Kenntnis der behandelten Materie vermittelt. Es ist selbstverständlich, dafs bei einer populären Weltgeschichte in Einzel-

[1]) Die Wiedergeburt Deutschlands im XVII. Jahrh. Der Grofse Kurfürst. Von Martin Spahn. Mit einer Karte in Farbendruck, 93 Porträts auf 8 Tafeln und 138 Abbildungen im Text und reichem Buchschmuck. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1902.

Digitized by Google

darstellungen der zweite von diesen beiden Faktoren weitaus der wichtigste ist; ob und inwieweit der Autor in dieser Hinsicht Genügendes bietet, ist von der Kritik festzustellen. Aber Spahn geht über dieses Ziel hinaus: er will nicht nur eine volkstümliche Darstellung der Begebenheiten der deutschen Geschichte von 1555 bis 1713 liefern, sondern er will auch eine neue Auffassung der deutschen Geschichte in diesem Zeitraume begründen. Er schreibt in seinem Geleitsworte: 'Ich weifs, dafs die nachfolgenden Blätter das Jahrhundert des Dreifsigjährigen Krieges von Grund aus anders beurteilen, als es meist beliebt zu werden pflegt'; er weist darauf hin, dafs es eben nur gelte, sich vom Standpunkte 'konfessionell geleiteten Denkens' zu entfernen, und fährt fort: 'Als ich bei der Beschäftigung mit jenen Tagen mein Augenmerk zuerst von der Beschäftigung mit der blofs brandenburgischen Geschichte auf das Leben der Nation richtete, wollte auch ich nur einmal nachschauen, ob sich das sonst so triebkräftige deutsche Wesen denn damals ganz in sich zurückgezogen hätte. Mit Erstaunen sah ich mehr und mehr von seinem Weben und Wirken sich vor mir erschliefsen, so dafs ich den alten Standpunkt überhaupt verliefs und einen anderen, erhebenderen wählte.' Die neue Anschauung, die sich Spahn also gewonnen zu haben rühmt, bleibt nicht auf das XVII. Jahrh. beschränkt; sie führt zu Konsequenzen, die eine Änderung unserer Auffassung auch der Geschichte des vorhergehenden und des nachfolgenden Säkulums gebieterisch verlangen.

In ihren Grundzügen geben wir zunächst die neue Auffassung der deutschen Geschichte vom XVI. bis zum XVIII. Jahrh., wie Spahn sie vorträgt, wieder, um sie sodann in ihren einzelnen Momenten näher zu prüfen und um dabei zugleich seine ganze Darstellung auf ihre Richtigkeit und Gründlichkeit hin zu beleuchten. Als das Ergebnis dieser Untersuchung wird es sich herausstellen, dafs die Spahnsche Auffassung keine Bereicherung der historischen Wissenschaft bedeutet, dafs fernerhin seine Darstellung dem Stande der Forschung nicht entspricht, so dafs die Schrift nicht einmal ihrem nächsten Zwecke, eine zuverlässige Belehrung für weitere Kreise zu bieten, gerecht wird.

In dem Zeitraum von 1231 bis 1871, so belehrt uns der Autor, ist das Jahr 1617 als der wichtigste Wendepunkt anzusehen. Seit dem Jahre 1231 verlief die Entwickelung des deutschen Volkes in absteigender Linie; die Wende vom XVI. zum XVII. Jahrh. bezeichnet ihren äufsersten Tiefstand. Die 'organisatorische Kraft der Nation' hatte sich im Laufe der Jahrhunderte erschöpft; 1555 'brach unser Volk entmutigt zusammen'. Es bemächtigte sich seiner eine vollständige Erschlaffung, und im Anfange des XVII. Jahrh. war das Mafs des Verderbens voll. Alle Zustände waren verfault; die Thatkraft war von den Deutschen so gut wie gewichen, und ängstlich scheute man sogar jeden ernsten Waffengang. Da kam der Ausbruch des Dreifsigjährigen Krieges; er gab das Zeichen zu neuer nationaler Erhebung. Von 1231 bis 1617 vollzog sich somit 'ein immer trostloser sich beschleunigender und immer allgemeinerer Verfall, der von der politischen auf die religiöse Organisation übergriff, die geistige Kultur und dann die materielle unterband und endlich die gesamte deutsche

Gesellschaft, die ganze Nation sittlich und physisch zerstörte'. Im Jahre 1617 ändert sich das Bild; von da ab datiert 'die Erneuerung der politischen Macht, die Wiedergeburt des ganzen deutschen Daseins'. Denn in diesem Jahre gewann Ferdinand II. 'Beifall und Unterstützung im Reiche, die nicht wieder erlahmten'. Dem Aufschwunge Österreichs unter Ferdinand II. folgte der des brandenburgisch-preufsischen Staatswesens unter dem Grofsen Kurfüsten. Das Jahr 1657 brachte sowohl Österreich als auch Preufsen eine gefährliche Krisis, durch die ihre Existenz bedroht wurde; es drängt sich also in die Schilderung des Zeitraumes von 1617 bis 1713 als ein bedeutsamer Haltepunkt. Beide Mächte überstanden indes diese Krisis glücklich, indem sie sich in ebendemselben Jahre zu gemeinsamem Wirken in nationalem Sinne vereinigten; sie sind die Träger des nunmehr mit verstärkter Kraft einsetzenden nationalen Aufschwunges. Der Grofse Kurfürst tritt in den Mittelpunkt des deutschen Lebens, 'um ihm dann mit bewunderungswürdiger Kraft und Hingabe den frischen, starken Zug mitzuteilen, der uns aus den Niederungen und Sümpfen allzulangen Friedens und innerer Uneinigkeit wieder zur vollen Entfaltung unseres nationalen Seins emporhob'. Und 'köstlich' waren die Früchte dieses verständnisvollen nationalen Zusammenwirkens Österreichs und Preufsens; denn es wurde um die Wende vom XVII. zum XVIII. Jahrh. von einem vollen 'Erfolge' gekrönt, der dem deutschen Gebiete und der deutschen Macht reichen Gewinn eintrug. Wie im Norden die Schweden zurückgedrängt wurden, so kamen im Westen Teile des im XVI. Jahrh. abgetretenen alten niederländischen Grenzgebietes, italienischen Gebietes im Süden durch Österreich wieder an das Reich: dieser 'Siegespreis', den Kaiser Joseph I. davontrug, war doch schliefslich 'das für Deutschland Wichtigste'. So war der Spanische Erbfolgekrieg eigentlich eine deutsch-nationale Angelegenheit; es waren 'ruhm- und freudenreiche Kriegestage in der Geschichte unseres Volkes, nach einem halben Jahrtausend die ersten wieder, an denen es sich schrankenlos erfreuen konnte, Vorläufer der Tage von 1813 und 1870', und zwar hatte sie nicht 'ein spielendes Glück uns zugetragen', sondern wir hatten sie uns 'in harter Vorbereitung aus eigener Kraft verdient'. Allerdings bestand zwischen den sonst so intimen deutschen Vormächten leider eine kleine Differenz, nämlich Schlesien. Immerhin brauchte Schlesien zum Glücke 'nicht erst Fremden abgezwungen zu werden, sondern es war schon in deutschen Händen.' Seit 1675 erhoben Brandenburg und Österreich zugleich Ansprüche auf Schlesien; so grofs war indefs die Kraft des nationalen Elans, von dem beide Mächte ergriffen waren, dafs man 'vernünftig genug war, die Entscheidung darüber bis zum Ende der Auslandskriege hinzuzögern'.

Indem wir nun dazu übergehen, die Gesamtauffassung und die Darstellung Spahns auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, beginnen wir mit seiner Schilderung des Zeitraumes von 1555 bis 1617; wir wenden uns sodann der des Dreifsigjährigen Krieges und endlich der des Zeitalters des Emporsteigens des brandenburgisch-preufsischen Staatswesens zu; zum Schlusse geben wir noch einige Bemerkungen allgemeineren Inhalts über das Werk Spahns.

Digitized by Google

I

Mit einer in den düstersten Farben gehaltenen Beschreibung der Zustände Deutschlands um die Mitte des XVI. Jahrh. beginnt die Schrift Spahns Das deutsche Volk war, so lesen wir, damals trotz seiner zahlreichen und grofsen Städte noch ein Bauernvolk, in seinem Lebensgenusse derb, roh in seiner Lebensart. Erst 'seit einigen Jahrzehnten' erblühte unter ihm überall städtische Kultur, und damit erhob sich eine Übergangszeit, in welcher die Nation allen Halt verlor. Ihre sittliche Spannkraft erschlaffte wie in einem jähen Bruche; selbst die blofse Fähigkeit zur Zucht und der Wille zu irgend welcher schaffenden Thätigkeit schwanden. Stumpfheit gegen alles Geistige und häfsliche Selbstsucht überkamen das Volk. Es wendete sich in seiner Masse dem Genusse zu. Kleiderluxus, Faulheit, Trunksucht und Frefslust, sowie Zoterei nahmen überhand; das Volkslied welkte damals 'über Nacht'. Kälte gegen fremdes Leid und Abnahme der Mildthätigkeit machten sich fühlbar; Totschlag, Ehrabschneidung, Frauenschande und Ehebruch wurden gemein; die Achtung vor der Frau geriet ins Schwinden. Man sollte demnach meinen, das Mafs der Schlechtigkeit sei voll gewesen; immerhin war es noch nicht ganz so schlimm; erklärt doch Spahn entschuldigend: 'Das Mark der Nation selbst war doch noch nicht in Fäulnis geraten, und die Verderbnis stieg nicht aus der Tiefe unseres Wesens empor; noch wufste das Herz des Volkes nicht viel von dem, was die Zunge und die Hände fehlten. Seine Sünde war mehr noch ein Sichgehenlassen als bewufste Niedertracht und Unnatur und Wille zum Bösen. Es ist Kraft, die nicht in schöpferische Arbeit umgesetzt wird . . . die letzte Ursache aller sittlichen Schäden der Nation war also die Lähmung ihres Arbeitstriebes.'

Es ist nun freilich schwer einzusehen, dafs so viele und schwere Laster und Verbrechen lediglich eine Wirkung der Lähmung des Arbeitstriebes des Volkes, keineswegs der Schlechtigkeit und Niedertracht des Herzens gewesen sein sollen. Gerade solche Fehler, wie Kälte gegen fremdes Leid, Abnahme der Mildthätigkeit u. s. w., zeugen nicht nur von einer gewissen sittlichen Schlaffheit, sondern von einem durchaus verdorbenen Herzen. Im übrigen ist es ganz unzweifelhaft, dafs Spahns Schilderung bei weitem übertreibt. Dafs gerade um 1555 eine so allgemeine und grofse Demoralisation eintrat, ist eine unbewiesene und durchaus unbeweisbare Behauptung; Spahn kann sie freilich nicht entbehren, da er seiner Grundanschauung gemäfs die Zeit von 1555 bis 1617 als den Abschlufs der Periode des nationalen Niederganges seit 1231 in möglichst dunkler Färbung zeigen mufs, um alsdann den 'nationalen Aufschwung' im Zeitalter des Dreifsigjährigen Krieges in um so hellerem Glanze erstrahlen lassen zu können. Die sittlichen Zustände am Ausgange des Mittelalters waren zum mindesten eben so schlimm wie in den Jahrzehnten nach dem Augsburger Religionsfrieden. Man darf im Gegenteil getrost annehmen, dafs in dieser Hinsicht im Laufe des XVI. Jahrh. eine Besserung eintrat. Der Protestantismus hat, wo er zur Herrschaft kam, doch im grofsen und ganzen

eine Hebung der sittlichen Zustände bewirkt[1]); man denke nur vor allem an die strenge Sittenzucht des Calvinismus, der in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. im Westen Aufnahme und Verbreitung fand. Und auch in den katholisch gebliebenen oder wieder katholisch gewordenen Ländern ist in der Epoche der 'Gegenreformation' ein Fortschritt in derselben Richtung zu verzeichnen, sowohl bei den Massen als auch in den höheren Schichten, zumal beim Klerus; besteht doch eben darin eines der vornehmsten Verdienste der katholischen Restauration. Über die schlimmsten Zeiten der Sittenlosigkeit im Klerus nnd der Wegelagerei des Rittertums war man im XVI. Jahrh. glücklich hinweg. Die 'Polizeigesetzgebung' in den deutschen Territorien um die Wende vom XVI. zum XVII. Jahrh. beweist, dafs Landesherren und Landstände eben damals mit grofsem Eifer die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung, sowie der öffentlichen Sicherheit im Lande betrieben. Anderseits ist es nnbestreitbar, dafs der höchste Grad sittlicher Verwilderung und Verwahrlosung in Deutschland erst im Gefolge des Dreifsigjährigen Krieges erreicht worden ist, und auch die verfeinerte Frivolität der vornehmeren Klassen taucht erst in einem späteren Zeitalter auf.

Spahns Ausführungen über den Punkt, bei dem wir stehen, bauen sich auf der Voraussetzung auf, dafs sich eben erst damals, 'seit einigen Jahrzehnten', in Deutschland der Übergang vom bänerisch rohen Wesen zu städtischer Kultur vollzog, und dafs dadurch der Zustand der Gesellschaft ins Wanken geriet. Diese Annahme ist ganz falsch. Städtische Kultur bestand in Deutschland schon längst; nicht minder hatte schon längst eine selbständige Laienkultur feste Wurzel geschlagen. Wir finden im XVI. und auch schon im XV. Jahrh. sowohl innerhalb des Fürstenstandes nnd des Adels wie auch innerhalb des Bürgertums zahlreiche humanistisch gebildete, geistig hochstehende Elemente, daneben freilich weite Kreise, deren Thätigkeit ganz den realen Interessen zugewandt, deren Sinn allein auf groben Lebensgenufs gerichtet war. Und bei aller Rauheit und Derbheit der Sitten und Ausdrücke, bei aller Ausschweifung in der Befriedigung niederer Triebe ist Zucht nnd Ehrbarkeit in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. doch dem deutschen Volke weder in seiner Gesamtheit, noch auch innerhalb der einzelnen Klassen der Gesellschaft so sehr fremd geworden, dafs man Laster und Vergehen nicht auch als solche angesehen und verabscheut hätte. Das Anstöfsige wurde als anstöfsig sehr wohl anch damals empfunden, selbst in den höchsten Schichten: man lese nur z. B. den Briefwechsel zwischen den Höfen von Sachsen, Hessen und Nassau aus Anlafs des Ehebruches der Prinzessin Anna von Sachsen, der Tochter des Kurfürsten Moritz, der zweiten Gemahlin Wilhelms von Oranien, mit dem Antwerpener Rubens, dem Vater des berühmten Malers.

Schliefslich weifs ja auch Spahn sehr wohl, dafs es mit den Dingen nicht so schlimm bestellt war, wie er sie malt. Sagt er doch selbst, das Herz habe

[1]) Man vgl. zu dieser Frage die Ausführungen Kaweraus in Möller-Kaweraus Lehrbuch der Kirchengeschichte III[3] 401 ff.

nichts von dem gewufst, was Hand und Zunge sündigten, die Lähmung des Arbeitstriebes sei die Quelle aller Übel gewesen. Er sagt sogar: 'Noch stand damals nicht alles Dasein in unserem Volke still. Im engen Kreise seines häuslichen und Innenlebens, das der deutsche Bürger vonjeher selbständig und allein zu regeln pflegte, wirkte der fromme, tüchtige Vätergeist noch weiter.' Wie sich diese Ansicht mit den eben zuvor wiedergegebenen Erörterungen über die herrschende sittliche Korruption vereinigen läfst, ist ein Rätsel, das seiner Lösung harrt. Der fromme, tüchtige Vätergeist mufs sich doch im häuslichen Leben vor allem in der Erziehung der jungen Generation ausgewirkt haben; wie ist dann aber der arge Sittenverfall zu erklären? Eine Antwort auf diese Frage ist es jedenfalls nicht, wenn Spahn uns weiterhin belehrt: 'Nur [!!] überall dort, wo der deutsche Bürger von Natur oder durch Volksbrauch an genossenschaftliche Leitung gewöhnt ist, in Staat und Gemeinde, in Kirche und Schule, im gesellschaftlichen Verkehr, in Gewerbe und Beruf, da liefs er sich gehen. Hier ist der Punkt, von dem aus wir das wirre Auf und Nieder der inneren Geschichte Deutschlands vom XIII. Jahrh. bis zum Zusammenbruch am Ende des XVI. in seinem Zusammenhang und seiner Bedeutung erfassen können. Die organisatorische Fähigkeit der Nation hatte sich im Laufe der Jahrhunderte erschöpft.'

Es sind, wie man sieht, so ziemlich alle Gebiete menschlicher Wirksamkeit, auf denen nach Spahns Ansicht die Arbeitskraft der Nation erschlafft, ihre organisatorische Fähigkeit erschöpft war. Nun ist es an sich ganz richtig (das Jahr 1555 spielt allerdings dabei keine besondere Rolle), dafs sich das genossenschaftliche Prinzip in der Entwickelung des deutschen Volkes und der deutschen Kultur im Niedergange befand; etwas Neues erfahren wir damit nicht. Falsch aber ist es geradezu, dafs der deutsche Bürger in dem ganzen von Spahn beschriebenen Umkreise 'an genossenschaftliche Leitung gewöhnt war'. Wir wären wirklich sehr begierig, zu erfahren, in wie fern dies im Mittelalter auf kirchlichem Gebiete jemals der Fall gewesen ist. Was den Staat anbetrifft, so kann doch die landesherrliche Gewalt als eine 'genossenschaftliche Leitung' nicht bezeichnet werden, und das Ständetum, das auf dem genossenschaftlichen Prinzipe beruhte, stand in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. gerade in seiner höchsten Blüte und Machtentfaltung. Auch darf man nicht vergessen, dafs die genossenschaftliche Leitung, wie sie im Staatswesen in der Mitherrschaft der Landstände, in den städtischen Gemeinden in der Herrschaft des Rates zum Ausdruck gelangte, durch einen höchst aristokratisch exklusiven Zug charakterisiert wurde, den sie nicht erst um und nach 1555 angenommen hat. Aber selbst wenn man davon absehen will, dafs die von Spahn angeführten Kulturgebiete nicht insgesamt und nicht ausschliefslich vom genossenschaftlichen Prinzipe dominiert wurden, so sind doch seine Darlegungen über den Rückgang unzutreffend, der sich hinsichtlich ihrer vollzogen haben soll. Entweder sind dabei Übertreibungen im Spiele, oder der auf ihnen obwaltende Niedergang reicht zurück in weit ältere Zeiten, und es ist nicht erst die Periode von 1555 bis 1617, die in dieser Hinsicht entscheidend gewirkt hat.

Digitized by Google

Spahn bemüht sich, im einzelnen den Nachweis für die Richtigkeit seiner Ansicht zu führen; mit welchem Erfolge, wollen wir sofort zeigen.

Zunächst mustert Spahn die politische und kirchliche Organisation; er konstatiert, dafs diese schon 'seit drei Jahrhunderten dem Zerfalle preisgegeben war'. Er giebt also selbst zu, dafs sich hier die Auflösung schon auf Jahrhnnderte zurückerstreckt. Ist nnn etwa in der 'kirchlichen Organisation', oder, um dem Gedanken eine weitere Fassung zu geben, im gesamten kirchlich-religiösen Leben in Dentschland nm oder unmittelbar nach 1555 eine Wendung zum Schlimmeren eingetreten? Die entscheidende innere Wandlung im Wesen des Luthertums, das Aufgeben des Gemeindeprinzips, die Ausbildung des Territorialkirchentums, das Vorwiegen der konservativ-orthodoxen Richtung, alles dies ist schon Jahrzehnte vorher bemerkbar, nnd was den deutschen Katholizismus anbetrifft, so erfuhr dieser eben im Zeitraume nach 1555 eine wirksame Regeneration. Spahn macht dabei die Bemerkung: 'In der Kirche dauerte wenigstens bei aller Entartung ihrer Glieder die Feier des Opfers, die Verwaltung der Sakramente fort.' Ob nun gerade dies gegenüber der zum Ausgange des Mittelalters bestehenden Trostlosigkeit der kirchlichen Zustände als ein besonderer Vorzug oder Milderungsgrund hervorgehoben werden darf, ist doch sehr fraglich. Denn eben der Umstand, dafs das religiöse Leben in der Kirche der Innerlichkeit und Vertiefung entbehrte, und dafs das äufserliche Kirchentum die Oberhand gewann, hat der Reformation den Weg gebahnt; gerade weil die mittelalterliche Kirche vorwiegend Sakramentskirche war, und weil Luther darin eine Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses nicht zu finden vermochte, hat er sich von ihr losgesagt.

Ähnlich verhält es sich mit der politischen Organisation. Dafs das Reich seine Bedeutung als eines wahrhaft staatlichen Verbandes für das deutsche Volk verlor, ist doch nicht auf die Rechnung der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. zu setzen; denn das Scheitern der Reichsreform fällt in den Anfang eben dieses Säkulums. Wenn auch das Reich also 'nahezu nur noch ein Name war', so war doch das politische Leben in Deutschland keineswegs erstorben. Es hatte sich vielmehr vom Körper des Reiches in dessen einzelne Glieder, in die Territorien, znrückgezogen; in ihnen entfaltete sich um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit unter der Initiative von Landesherren und Landständen in gegenseitigem Wetteifer und scharfer Rivalität eine reiche schöpferische Wirksamkeit in Gesetzgebnng und Verwaltung, der das deutsche Staatsleben erhebliche Fortschritte verdankt. Unserem Autor ist diese Thatsache nicht unbekannt; er sucht jedoch für die zweite Hälfte des XVI. Jahrh. die Bedeutung dieser Entwickelung abzuschwächen, indem er behanptet: 'Sogleich nach 1550 verkümmerte sie wieder. Tüchtige Fürsten werden die Ausnahme, die Verwaltungen werden meistens nur stockend weiter gebildet, die gröfseren Aufgaben verschleppt.' Es liegt ein Körnchen Wahrheit in diesen Ausführungen, in so fern als eben damals der egoistisch partikularistische Geist des Ständetums schärfer hervortrat und sich manchem der landesherrlichen Reformanläufe hemmend in den Weg stellte. Dafs aber gerade das Jahr 1550 in dieser Be-

Digitized by Google

ziehung einen Wendepunkt bezeichnet, ist durchaus nicht erweisbar. 'Tüchtige Fürsten' hat es auch nach diesem Jahre noch in Dentschland gegeben, und Kurfürst August ist keineswegs als solcher der einzige, wenngleich sicher unter ihnen der Hervorragendste; auch ist Sachsen nicht nach seinem Tode 'ebenfalls znsammengebrochen'. Gerade in die zweite Hälfte des XVI. Jahrh. fällt in den weitaus meisten dentschen Territorien die Reorganisation des Behördenwesens nach dem Vorbilde der znerst in Österreich rezipierten französisch-burgundischen Verwaltungsordnung[1]), und ein Blick in die Landesordnungen und in die ganze territoriale Gesetzgebung jener Periode, sowie in die erhaltenen Akten der laufenden Administration genügt, um den Eindruck zu gewinnen, dafs in der materiellen Verwaltung damals wahrlich noch Vieles und Tüchtiges geleistet wurde.

Das Reich als Ganzes war freilich nach dem Scheitern der Reichsreform dem Untergange geweiht. Die Probleme, um die es sich bei dem Versuche einer Wiederbelebung des Reiches als staatlichen Verbandes handelte, waren freilich ganz andere, als man nach den Ausführungen Spahns annehmen sollte. Welchen Wert hat es, mit Spahn zu bedauern, dafs sich die Nation seit dem Ausgange der Stauferzeiten 'ohne Pflege für ihre Wehrkraft, ohne wissenschaftliche und künstlerische Mittelpunkte' u. ä. m. befand? Solche Auslassungen ermangeln des positiven Inhaltes für die historische Erkenntnis. Für die wahrhaft geschichtliche Betrachtung kommt es darauf an, zu ermitteln, welche Aufgaben sich ein Staatswesen zu einer bestimmten Zeit stellen mufste und konnte, ob es die Lösung dieser Aufgaben unternommen hat, und wie sie ihm gelungen ist. Dafs sich das Reich im Mittelalter einer Pflege der nationalen Wehrkraft in modernem Sinne nicht unterziehen konnte, ist selbstverständlich, und darüber ein Bedanern auszusprechen höchst überflüssig; der Mangel an wissenschaftlichen und künstlerischen Mittelpunkten hat zum Verfalle des Reiches nicht das geringste beigetragen, und auch wenn solche existiert hätten, wäre die politische Entwickelung des deutschen Volkes schwerlich um eines Haares Breite anders verlaufen, wie es thatsächlich der Fall war.

Gewifs, wäre das Reich ein wirklicher Staat geblieben, so hätte es zum mindesten seinen Gebietsumfang zu wahren vermocht. Aber falsch ist es hinwiederum, wenn Spahn der Wende des XVI. Jahrh. in dieser Hinsicht die Schuld zuschreibt: 'Und bereits auch zernagten und zerzerrten die Hyänen des Auslandes Deutschlands Glieder, und die fremden Geier stiefsen gierig darauf hinab.' Die Fremdherrschaft, so führt er aus, bedrohte um 1600 Deutschland; im Norden drängten Dänemark und Schweden, im Süden und Westen Frankreich; die Holländer 'sagten sich 1580 von uns los'. Est ist darauf zu antworten, dafs nicht erst damals die Beraubung Deutschlands durch seine Nachbarn anfing. Schon um die Mitte des XV. Jahrh. klagte Kurfürst Friedrich II.

[1]) Vgl. Ed. Rosenthal, Die Behördenorganisation Kaiser Ferdinands I. 1887. S. 173 bis 177.

von Brandenburg, daſs 'immermehr deutschen Gezünges' dem Reiche entzogen würde, nämlich durch Polen und Burgund. Frankreich hat seine Haupterwerbung auf deutschem Boden im XVII. Jahrh., im Zeitalter des Dreiſsigjährigen Krieges und des Groſsen Kurfürsten, also in der glorreichen Epoche der 'nationalen Erhebung', gemacht. Die Niederlande haben sich um 1580 nicht von 'uns', sondern von der spanischen Gewaltherrschaft und Glaubenstyrannei losgesagt; ihre Trennung vom Reiche datiert nicht erst seit dieser Zeit, sondern sie ist das Werk der Kaiser aus dem habsburgischen Geschlechte, Maximilians I. und Karls V. So wenig haben sich die Niederländer um 1580 vom Reiche losgesagt, daſs sie sich vielmehr gerade damals fort und fort um Hilfe gegen ihre romanischen Bedränger an Kaiser nnd Reich wandten; diese aber versagten sich ihnen, und zwar deshalb, weil eine derartige Hilfeleistung dem katholischen Interesse und dem dynastischen Interesse des Hauses Habsburg zuwiderlief. Von einer bestimmten Art von Fremdherrschaft, der Deutschland zu jener Zeit unterworfen war, und die ihm die gröſsten Opfer gekostet hat, spricht Spahn gar nicht — nämlich von der spanisch-habsburgischen Fremdherrschaft. Unter Karl V. waren Kaisertum und Reich lediglich ein Annex des spanischen Königtums, und selbst als unter den Nachfolgern Karls V. Spanien und das Reich auseinanderfielen, ist die in den Besitz des Kaisertums gelangte österreichische Linie im groſsen und ganzen der überlegenen politischen Direktive des spanischen Hauses gefolgt, und zwar unter Beiseiteschiebung und Verletzung der Interessen des Reiches.

Über das Verhältnis der Habsburger zum Reiche ist Spahn allerdings sehr mangelhaft orientiert. Er stellt die Thatsachen auf den Kopf, indem er behauptet, mit der Erhebung zum Kaisertum sei das Verständnis der Habsburger für die nationale Sache gewachsen. Emphatisch ruft er aus, niemand solle die Habsburger undeutscher Gesinnung zeihen: 'Hat nicht sogar der vielverleumdete Karl V. durch die Zuweisung der Niederlande an Spanien dieses mit seinem Stolz und Reichtum der deutschen Nation für ihre schwersten Tage an die Seite gekettet, so daſs es sich im XVII. Jahrh. statt unsrer verblutet hat, um die Rhein- und Scheldemündung und das Vlamentum vor französischer Eroberungssucht zu bewahren?' Also folgte Karl V. deutschnationalen Gesichtspunkten, als er die Niederlande vom Reiche abtrennte! Über die deutsch-niederländischen Beziehungen äuſsert Spahn auch anderweitig höchst seltsame Ansichten. Im Frieden von 1648 wurde, wie er erzählt, der burgundische Kreis vom Reiche losgelöst und die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande ausgesprochen; das eine ist ebensowenig wahr wie das andere.[1]) Im Spanischen Erbfolgekriege gewann Österreich seiner Meinung zufolge durch Zurücknahme der spanischen Niederlande mit den vlämischen Bezirken wieder einen beträchtlichen Teil des im XVI. Jahrh. abgetretenen alten deutschen Grenzgebietes im Westen für das Reich. Die vlämischen Bezirke sind zum

[1]) Vgl. Rachfahl, Die Trennung der Niederlande vom Deutschen Reiche. Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. und Kunst. 1900 S. 790 ff.

Digitized by Google

gröfsten Teile ganz und gar nicht ursprüngliches Reichsgebiet; sie gehörten anfangs vielmehr zu Westfranken. Der Gewinn endlich, der aus dem Anfalle der bisher spanischen Niederlande an das Haus Österreich dem Reiche erwuchs, war ein höchst problematischer, die Zugehörigkeit des burgundischen Kreises zum deutschen Reiche war vorher wie nachher lediglich nomineller Natur, und durch den Utrechter Frieden ist in dieser Hinsicht überhaupt keinerlei Änderung erfolgt.

Da nun infolge der mangelhaften Reichsorganisation die politische Rolle des deutschen Volkes ausgespielt war, so wurde es durch 'Schicksalsneid', wie Spahn weiterhin auseinandersetzt, gezwungen, 'sich vorerst auf die Förderung seiner materiellen Lage zu beschränken'. Auch auf diesem Gebiete versagten allerdings die politische und die kirchliche Organisation, und so mufste denn die 'Selbsthilfe' eingreifen. Markgenossenschaften, Städtebünde, Ritterbünde, Zünfte, Hansen und Landstände: sie alle waren Organe der Selbsthilfe. Da ihnen jedoch Staat und Kirche keinen Rückhalt gewährten, vermochten auch diese Organe der Selbsthilfe den Aufgaben, die sie sich gesetzt hatten, auf die Dauer nicht zu genügen; daher ging denn schliefslich die wirtschaftliche Kultur Deutschlands zu Grunde. Wieder ist es die Mitte des XVI. Jahrh., die für diese Entwickelung von mafsgebender Bedeutung geworden ist. Nach den Niederlagen des Rittertums und nach dem Bauernkriege 'kam über Süddeutschland die Ruhe des Verblutens'. Die Städte schienen hier 'der Knebelung des platten Landes zu Gunsten ihres Marktsystems nahe zu sein'; als sie nun ihre ausländischen Absatzgebiete verloren und sich auf das einheimische Hinterland angewiesen sahen, 'da fanden sie nur noch eine ausgebentete, wirtschaftlich haltlos gewordene und ablehnende Bevölkerung, die ihnen nicht mehr helfen mochte'. Die Niederlagen des Rittertums und der Bauernkrieg fallen bekanntlich in die Zeit vor 1555, und anderseits haben sich die süddeutschen Städte auch in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. noch einer hohen wirtschaftlichen Blüte erfreut[1]), so dafs sich die ganze Schilderung Spahns als unzutreffend und übertreibend erweist. Wie es zur selben Zeit in Norddeutschland aussah, darüber belehrt uns der inhaltsreiche Satz: 'Wenngleich sich die Landwirtschaft in Norddeutschland besser hielt, so störte doch auch dort das verblendete Mifstrauen das Gedeihen.'

Ebenso schlimm wie mit der Landwirtschaft sah es mit dem Gewerbe und Handel aus, und zwar wegen des Eindringens der kapitalistischen Betriebsform. Der Ertrag des dentschen Gewerbes bis 1555, so erfahren wir aus Spahns Schrift, war zum Teil nur einer rücksichtslosen, durch nichts gebundenen, kapitalhäufenden Betriebsweise zu danken gewesen, deren raubartiger Charakter am frühesten in der Erschöpfung unserer Bergwerke zu Tage trat. Gewifs war der Bergbau (jedoch nicht erst damals) bereits zur Domäne der kapitalistischen Unternehmung geworden; für das Gewerbewesen indes trifft dies im

[1]) Vgl. Hartung, Die direkten Steuern und die Vermögensentwickelung in Augsburg von der Mitte des XVI. bis zum XVIII. Jahrh. Jahrb. f. Gesetzg., Verw. und Volksw. N. F. XXII 1255 ff.

Digitized by Google

allgemeinen nicht zu. Der Kampf zwischen Meister und Gesellen und die sonstigen Auswüchse des Zunftwesens sind fernerhin nicht erst um 1555 entstanden, und sie sind im XVII. Jahrh. durchaus nicht etwa verschwunden, sondern haben sich eher verschlimmert. Dafs die Engländer, Niederländer und Schotten eigene Vertreter zum Einkauf deutscher Waren in das Innere Deutschlands schickten und die einheimischen Händler beiseite schoben, kommt allerdings ganz gegen das Ende des XVI. Jahrh. bereits auf; aber das Übergewicht des fremden Handels machte sich in seiner ganzen Schwere in Deutschland doch erst im XVII. Jahrh. geltend, in und nach dem Dreifsigjährigeu Kriege. Nicht das Jahr 1555 ist es, in dem die Blüte des deutschen Wirtschaftslebens geknickt wurde. Wohl bereitete sich schon im XVI. Jahrh. ein Umschwung vor, indem eben damals in den Staaten des Nordens und des Westens eine selbständige, national geschlossene Wirtschaftspolitik einsetzte und eben dadurch Deutschland seiner bisherigen wirtschaftlichen Hegemonie in den Ländern der Ostsee und Nordsee beraubt wurde; aber erst der Dreifsigjährige Krieg, der nach Spahn das Zeichen zur nationalen Erhebung gab, hat in Wahrheit dem deutschen Wirtschaftsleben den tötlichen Streich versetzt.

In den Wirbel des allgemeinen Niedergangs wurde nach Spahn auch die geistige Kultur hineingerissen. Nach 1555 verfällt die Bildung in Deutschland; die Schule 'erliegt in allen ihren Zweigen der Verwilderung'. Beweise dafür bringt Spahn nicht bei, er appelliert an das gläubige Gemüt seiner Leser.[1]) Von der Wissenschaft hören wir, dafs die 'wenigen hervorragenden Gelehrten der Zeit unbeachtet gingen'; nur unter den Philologen und Vertretern der Naturwissenschaften gab es noch einige grofse 'Werkmeister und Wegweiser'; mit der Theologie und Jurisprudenz war es schlecht bestellt. Sollte Spahn nicht die Bedeutung von Männern wie Althusius und Flacius zu gering anschlagen? Französische Sitte und Sprache, so vernehmeu wir weiter, beherrschten unser gesellschaftliches Leben — eine für diese Zeit entschieden unrichtige Behauptung. Das Französische drang nicht erst damals, wie Spahn meint, nach dem Rhein und nach der Schelde hin vor. Die Ausbreitung des Polnischen in Preufsen war die Folge des um ein Jahrhundert zurückliegenden Falles des Ritterordens, sowie der Eroberung Westpreufsens durch Polen. Dafs in Schlesien nach 1555 das Polnische wieder um sich griff, ist nicht wahr. Am schlimmsten sah es selbstverständlich aus auf dem Felde des kirchlichen Lebens: religiöse Spaltung, Staatskirchentum und dogmatisierende Richtung in der Theologie; zugleich erhob sich, gestützt auf den Calvinismus, der Rationalismus, wie Spahn in beredter Schilderung ausführt, 'unter allen grofsen Schöpfungen des Lateinertums die echteste, radikal und fanatisch bis zum letzten Blutstropfen'. Der Begründer des theologischen Rationalismus ist nun freilich der germanische Erasmus von Rotterdam[2]), der bis an sein Lebensende

[1]) Man vgl. übrigens dagegen u. a. Ritter, Deutsche Geschichte I 113 f. u. a. O., sowie Kawerau, a. a. O. S. 405 f.

[2]) Vgl. Dilthey, Natürl. System der Geisteswiss. im XVII. Jahrh. im Archiv f. Gesch. der Philosophie VI 87 ff.

Digitized by Google

in der katholischen Kirche verharrte, und auf das Prädikat des Fanatismus dürften andere theologische Richtungen mit gröfserem Rechte Anspruch haben als gerade der Rationalismus.

Eingehend haben wir somit nachgewiesen, dafs die Bedeutung, die Spahn dem Jahre 1555 für die Entwickelung des deutschen Volkes und der deutschen Kultur beimifst, nicht zutrifft. Er fällt über den Augsburger Reichstag von 1555 das Urteil: 'Er besiegelte die kirchliche Trennung Nord- und Süddeutschlands und legte die Räder der Reichsmaschine, wenngleich noch nicht ausdrücklich, so doch thatsächlich still [!], durch die Unabhängigkeitserklärung der mächtigeren Fürsten in Recht, Wirtschaft, Polizei und Kirche.' Anscheinend hat Spahn noch nie den Reichsabschied von 1555 gelesen. Die beiden grofsen Religionsparteien in Deutschland haben sich übrigens nie nach Norden und Süden geschieden. Spahn verfällt in die ungeheuerlichsten Übertreibungen, indem er den unheilsvollen Einflufs des Jahres 1555 und des ganzen Zeitraumes von 1555 bis 1617 mit den Worten kennzeichnet: 'In diesem Augenblicke (1555) brach unser Volk entmutigt zusammen. Die vollständige Auflösung unseres nationalen Daseins vollzieht sich von jetzt ab in wehrloser Eile.' An einer anderen Stelle heifst es sogar: 'Schon wurden in der Moderluft unseres Siechtums die ansteckenden Krankheiten zu ständigen Gästen, die Hungerjahre folgten um die Wende des XVI. Jahrh. einander immer rascher, das Durchschnittsalter des Menschen verkürzte sich.'

Mit einem kurzen Abrisse der Ereignisse von 1555 bis 1617 (S. 27 bis 32) schliefst das erste Kapitel des Buches. Er ist ebenso tendenziös gehalten wie das Übrige. Für die Sicherung und für die Ausbreitung des Protestantismus in Deutschland war bekanntlich der Zeitraum von 1555 bis 1572 von grofser Wichtigkeit. Damals lag der Katholizismus in Deutschland völlig darnieder, lahm und energielos. Seine äufsere Machtstellung war eine höchst geringe; innerlich ermangelte er aller Spannkraft und siechte dahin, wie es schien, unabwendbarem Verfalle preisgegeben. Damals hätten die deutschen Protestanten eine kräftige Aktionspolitik treiben müssen; der Ausbruch der niederländischen Unruhen forderte sie dazu dringend auf. Aber das deutsche Luthertum zog dem Kampfe einen faulen Frieden vor: so konnte die 'Gegenreformation' einsetzen, der Katholizismus sich innerlich wieder stärken und bald dem Protestantismus das Terrain streitig machen. Umsonst drängten die Pfälzer auf ein einmütiges und geschlossenes Vorgehen sämtlicher protestantischer Reichsstände; die Lutheraner, vor allem Sachsen, gaben den pfälzischen Mahnungen kein Gehör. Mit den höchsten Lobsprüchen überhäuft Spahn das Verhalten Sachsens; um so abfälliger urteilt er über die pfälzisch-reformierte Partei. Er wirft ihr vor, dafs sie durch ihre Verbindnngen mit Frankreich und den Niederlanden das Reich verraten habe: die ganze politische Geschichte Deutschlands bis 1618 sei 'im wesentlichen nnr eine Geschichte der Drohungen und Plackereien dieser Partei'. Der Kurfürst von der Pfalz wird als der 'Führer der Verräter', als der Herrscher 'des unseligsten deutschen Territoriums', als der Dämon der deutschen Geschichte jener Periode dargestellt. War nicht aber

der spanische Einfluſs, der sich von Madrid und Brüssel aus in Wien, München, an den Höfen der katholischen Fürsten und in Cleve geltend machte, ebensogut ein antinationales Moment, wie die Einwirkungen, die von Frankreich her und aus den Niederlanden auf die Pfälzer ergingen? Es kommt in Spahns Darstellung durchaus nicht zum Ausdrucke, daſs die nationalen Gesichtspunkte damals hinter den konfessionellen vollständig zurücktraten und zurücktreten muſsten. Es ist ebenso thöricht wie auch ungerecht, die Pfälzer als 'Verräter', als 'Männer des Umsturzes' oder 'des Reichs Unholden' den 'Getreuen des Reiches' gegenüberzustellen. Wenn die Reichsgewalt damals in den Händen eines Anhängers der neuen Lehre gelegen hätte, so hätten die katholischen Reichsstände ohne Zweifel ebensogut 'Verrat' am Reiche geübt, wie unter dem Hause Habsburg die evangelischen Reichsstände.

Der ganze Passus Spahns, bei dem wir stehen, ist nicht nur tendenziös entstellt, sondern auch nicht frei von Fehlern, die auf Unwissenheit und Flüchtigkeit beruhen. So erzählt er S. 29: 'Noch im Jahre 1591 rief der Tod den sächsischen, gleich danach den pfälzischen Kurfürsten hinweg.' Das ist falsch. 1591 starb zwar der Kurfürst von Sachsen; Johann Casimir von der Pfalz starb erst 1592; er war auch gar nicht Kurfürst, sondern lediglich Verweser der Kurpfalz. Von Heinrich IV. wird gesagt, er habe sich eben damals von der Koalition mit den deutschen Protestanten zurückgezogen und habe 'im Innern seines neuen Königreiches Aufgaben gefunden, die ihn lockten'. Diese 'lockenden' Aufgaben bestanden zunächst in der Notwendigkeit, vor die sich Heinrich IV. gestellt sah, sein Königreich gegen Philipp II. und die mit diesem verbündete katholische Partei Frankreichs im Kampfe zu behaupten. Über die Motive, die Heinrich IV. zum Eingreifen in den Jülich-Cleveschen Erbfolgestreit und die damit zusammenhängenden universalen Verwickelungen bestimmten, erfahren wir: 'Da in denselben Monaten Heinrich IV. durch eine Liebesleidenschaft die kühle Überlegung verlor und die nach Brüssel geflüchtete Geliebte gewaltsam zurückholen wollte, so lieſs auch er sich bereit finden, für den Sommer 1610 ein Heer an den Rhein zu entsenden.' Donauwörth wurde nach Spahns Behauptung durch Maximilian I. von Bayern nur 'den Absichten der Reformierten auf die geistlichen Besitzungen wie zur Warnung' besetzt. Warum spricht Spahn hier nicht hinsichtlich der bayrischen, wie er es bei der pfälzischen Politik thut, 'von Wegelagererwünschen'? Er miſst eben mit doppeltem Maſse.

II

Verfault und verrottet sind zum Anfange des XVII. Jahrh. somit in Deutschland die Zustände. Mit bitterem Hasse stehen sich die Parteien gegenüber; aber es fehlt ihnen selbst der Mut zum Losschlagen. Schon scheint es, als könne sich Deutschland nicht mehr zu kräftiger That anraffen; da giebt die Thronbesteigung Ferdinands II. und der Ausbruch des Dreiſsigjährigen Krieges das Zeichen zur nationalen Erhebung.

So die Auffassung Spahns von Ferdinand II. und vom Dreiſsigjährigen

Digitized by Google

Kriege. Im Mittelpunkte der Darstellung steht in dem darauf bezüglichen Abschnitte die österreichische Geschichte; neben dem Hause Habsburg sind für die Periode von 1617 bis 1648 die bayrisch-wittelsbachische und die kursächsisch-wettinische Dynastie von besonderer Wichtigkeit gewesen. Über die österreichische, bayrische und sächsische Geschichte entwickelt Spahn denn auch bei dieser Gelegenheit seine Ansichten; sie sind so sonderbarer Art, dafs wir erst auf sie eingehen müssen, ehe wir in die Kritik seiner Ausführungen über den Dreifsigjährigen Krieg selbst eintreten können.

Mit einer Charakteristik der Habsburger, die der Originalität nicht entbehrt, setzt das zweite Kapitel Spahns ein. Die Habsburger sind alle kernhaft treue, eigenartige und reiche Persönlichkeiten. Von Maximilian II. heifst es dann freilich im Widerspruche mit dieser Charakteristik des ganzen Geschlechtes (S. 34): 'Vieles Feine war in ihm. Mattherzigkeit jedoch verdarb ihm den Charakter ... er vergeudete seinen Einflufs für einen blutlosen Kompromifskatholizismus ... Der Bruch in seinem Wesen wurde immer deutlicher. Er ward doppelzüngig.' Rudolf II. wird ein 'schärfer blickender, geistvoller Politiker' genannt, 'voll Widerstandskraft gegen jeden, der ihn unterdrücken wollte'. Sehr gut ist auch die Bemerkung über ihn: 'den Reichsgeschäften ging er aus dem Wege, nur an die Wiedervereinigung der Niederlande mit dem Reiche scheint er viel gedacht zu haben'. Unvereinbar mit dem, was Spahn über Rudolfs II. 'Widerstandskraft' soeben gesagt hat, scheint es, wenn er fortfährt: 'Mehr noch fehlte ihm die nachhaltige Willenskraft; denn sein Gemüt war von Geburt an schwach und krank.' Seit dem XIV. Jahrh., so wird uns erzählt, bedeutete das Haus der Habsburger bereits eine Grofsmacht. Ihre auswärtige Politik entbehrte zwar der Selbstbeschränkung und des Blickes für das Durchführbare, die innere Politik des Geschickes und der Ausdauer; diese kam auch über jener zu kurz; dennoch umleuchtet die Habsburger, zumal wenn sie gar das alte germanische Weltherrschaftsideal erneuern, immer wieder eine seltsame Gröfse. Ein wahres Kabinetsstück aber ist die Charakteristik Ferdinands II.: er war zu einer devoten Frömmigkeit und furchtsamen Gottesverehrung erzogen; wenn man ihm aber die Überzeugung mitzuteilen vermochte, dafs er für seine Seele vor Gott verpflichtet sei, so erwachte in ihm ein frohgemuter, leichter Sinn. Schliefslich wurde indes der majestätische Drang zur Herrschaft das bestimmende Element in der Wirksamkeit Ferdinands, während die kirchliche Triebfeder seiner Handlungeu bei der geringen Nahrung, die sie aus seiner persönlichen Religiosität schöpfen konnte, mehr und mehr an Herrschaft einbüfste. Ein hoher Sinn war ihm zu eigen, sowie eine hohe, ideelle Kraft, die im stande war, ihn über Abgründe hinwegzutragen.

Nicht nur über die österreichischen Monarchen, sondern auch über ihr Staatswesen erhalten wir durch Spahn merkwürdige Aufschlüsse und Belehrungen. So war, wie wir hier erfahren, die habsburgische Monarchie vor 1618 'eine Reihe selbständiger Territorialrepubliken, die nur durch Personalunion miteinander verbunden waren'. Es scheint Spahn unbekannt zu sein,

Digitized by Google

dafs es in Wien eine Hofkammer gab, die ihre Wirksamkeit auf das ganze Reich erstreckte, und der überall in letzter Instanz die Verwaltung des Domaniums und der Regalien unterstellt war. Die gesamtösterreichische Bevölkerung konnte, so vernehmen wir ferner, 'wenn überhaupt durch etwas Gemeinsames, so nur durch das eines gemeinsamen Glaubens verschmolzen werden'. Es braucht nicht erst des näheren erörtert zu werden, dafs diese so überaus schön stilisierte Bemerkung eine ganz unzulässige Rechtfertigung der Religionspolitik der Habsburger enthält. Wenn Spahn weiterhin ausführt, es hätten sich 'alle Elemente des Aufruhrs unter dem Banner des Protestantismus zusammengeschart', so mufs man dem doch die Frage entgegenstellen, warum die Protestanten Österreichs eine derartige Haltung einnahmen. Doch aus keinem anderen Grunde, als deshalb, weil sie sich durch die Religionspolitik ihrer Herrscher in ihrem Glauben bedroht sahen. Im XVI. Jahrh. übten die Habsburger in ihren Landen ziemlich weitgehende Duldung gegenüber den Andersgläubigen; eben die Abwendung von der bisherigen Toleranzpolitik veranlafste die Protestanten, sich gegen ihre Dynastie zu erheben.

Über die Geschichte der Verfassung und Verwaltung in Österreich zeigt sich der Autor höchst mangelhaft orientiert. Wir wollen ganz davon schweigen, dafs (S. 86) von einem 'Könige' von Österreich die Rede ist. Alle Augenblicke weifs der Verfasser von irgend welchen Änderungen in der österreichischen Verwaltungsorganisation zu erzählen; nur von der wichtigsten Behördenreform, die in Österreich je stattgefunden hat, und der gegenüber alle späteren Verbesserungen sich nur als untergeordnete Änderungen im Detail darstellen, nämlich von der definitiven Einführung des französisch-burgundischen Behördensystems unter Ferdinand I., hört der Leser weder im Zusammenhange noch auch gelegentlich das Geringste. So wird z. B. S. 38 bemerkt, es seien nach der Schlacht am Weifsen Berge 'Zentralämter für die innere Staats- und die Finanzverwaltung den Behörden der böhmischen und erbländischen Ländergruppe übergeordnet worden'. Man erkennt daraus, dafs Spahn von der österreichisch-böhmischen Verwaltungsordnung des XVI. Jahrh. keine Kenntnis besitzt. Die Hofkammer nämlich bestand auch schon vorher und erstreckte auch schon vorher ihre Wirksamkeit auf die böhmischen Länder; für die innere Verwaltung Böhmens war anderseits im XVI. Jahrh. die höchste Behörde die böhmische Hofkanzlei, und sie blieb es auch nach dem Dreifsigjährigen Kriege, indem sie keineswegs einer Centralstelle untergeben wurde, deren Kompetenz sich auf das ganze habsburgische Reich erstreckt hätte.

Wie wenig Spahn in der österreichischen Verwaltungsgeschichte Bescheid weifs, dafür noch einige Belege. Auf S. 113 steht der prächtige Satz: 'Die Habsburger sammelten (es ist dabei vom Ende des XVII. Jahrh. die Rede) noch kein Berufsbeamtentum zum Tragen der gesamten Staatsverwaltung um sich': erst durch Lobkowiz sei, meint der Autor (S. 114), 'in Österreich der Übergang 'zum Berufsbeamtentum betrieben worden'. In Wahrheit gab es in Österreich schon seit den Tagen Ferdinands I. ein wohlausgebildetes Beamten-

Digitized by Google

tum.[1]) Indem Spahn von der Entwickelung der Kommissariate in Preufsen spricht, stellt er (S. 118) die gewagte Behauptung auf: 'In Österreich überschritt kein fürstlicher Kommissar das Weichbild ständischer Gebiete; hier blieb die Steuerverwaltung ständisch; hier sorgten die Stände noch weiterhin für Gericht und Polizei, hier wurden dauernd aus ihren Reihen die Ämter der einzelnen Landesregierungen besetzt.' Auch in Österreich hat jedoch der landesherrliche Absolutismus keineswegs 'das Weichbild ständischer Gebiete' respektiert. Wir finden z. B. in den Städten Böhmens sogar schon im XVI. Jahrh. eine Institution, die dem viel späteren Commissarius loci in Preufsen durchaus entspricht, nämlich die des sogen. 'königlichen Richters'. Die Steuerverwaltung blieb in Österreich nur dem Namen nach ständisch; so ist das schlesische Generalsteueramt seit der Mitte des XVII. Jahrh. thatsächlich eine rein königliche Behörde. Für Gericht und Polizei in ihren Jurisdiktionsgebieten sorgten in Brandenburg die einzelnen Ständemitglieder nicht minder, wie in Österreich. Wohl waren die Stellen der einzelnen Landesregierungen in Österreich vorwiegend mit Adligen besetzt; diese Regierungen aber waren landesherrliche Behörden und erfüllt nicht sowohl von ständischen als vielmehr von absolutistischen Tendenzen. Es ist durchaus falsch, dafs in Österreich im Gegensatze zu Preufsen die Landesverwaltung in den Händen der Stände geblieben sei. Diese Ansicht wird durch die Geschichte von Behörden, wie der böhmischen Hofkanzlei und des schlesischen Oberamtes im XVII. Jahrh., vollständig widerlegt. Spahn versteigt sich sogar (S. 118) zur sonderbaren These, dafs Österreich 'keine fürstlichen Beamten brauchte'. Es brauchte nicht nur fürstliche Beamte, sondern es hatte sie auch. Die ganze Finanzverwaltung war bereits seit dem XVI. Jahrh. fürstlich; der niederösterreichische Hofrat derselben Zeit ist gleichfalls eine landesherrliche Behörde. In anderen Provinzen wurden die Ämter der allgemeinen Landesverwaltung, z. B. die Landes- resp. Kreis-Hauptleute, im XVII. Jahrh. ihres bisherigen dualistischen, halb fürstlichen, halb ständischen Charakters entkleidet — teils dadurch, dafs sie kollegialisch reorganisiert wurden, indem der Landeshauptmann jetzt einfach der Direktor eines aus Berufsbeamten bestehenden Kollegiums wurde, oder dadurch, dafs der Kreishauptmann der Statthalterei zu besonderem Gehorsam verpflichtet wurde und sein Amt nicht mehr, wie bislang, auf Lebenszeit, sondern nur auf fünf Jahre erhielt.

Überall, wo Spahn auf österreichische Verhältnisse zu sprechen kommt, beweist er Mangel an Urteil und an Wissen. Er belehrt den Leser (S. 59), dafs Österreich 'zwar ein ertragsreiches Land, aber den anderen Grofsmächten gegenüber doch durch den Mangel an Zolleinnahmen im Nachteile war'. Schon im XVI. Jahrh. haben die Habsburger einen 'neuen Grenzzoll' eingeführt. Spahn macht es der österreichischen Regierung des XVII. Jahrh. zum Vorwurfe, dafs sie der Ausbeutung der Bauern durch ihre Herren noch

[1]) Vgl. u. a. Rachfahl, Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens. Leipzig 1894. Exkurs IV S. 429 ff.

Digitized by Google

kein Ende setzte; in dem Zusammenhange, in dem diese Anklage (S. 118) auftritt, hätte sie jedoch nur dann einigen Sinn, wenn um dieselbe Zeit Preufsen bereits eine energische bauernfreundliche Politik getrieben hätte; bekanntlich war unter dem Grofsen Knrfürsten das gerade Gegenteil davon der Fall. An eben derselben Stelle tadelt es Spahn, dafs im XVII. Jahrh. die Habsburger den Versuch gemacht hätten, 'den schon von Ferdinand I. gehegten Plan wieder aufzunehmen, die Einheit des Staates auf einen Generallandtag, einen gemeinsamen Landtag ihrer sämtlichen Länder, also auf das Ständetum selber aufzubanen'. Allerdings wurden unter Ferdinand III. und Leopold I. gelegentlich Vertreter aller Erbländer zugleich nach Wien einberufen. Solche Versammlungen hatten aber schon deshalb nicht die Bedeutung der alten Generallandtage des XVI. Jahrh., weil die Abgeordneten jedes einzelnen Landtages gesondert mit der Regiernng zu verhandeln pflegten, und vor allem deshalb, weil die landständischen Korporationen im XVI. Jahrh. eine ganz andere staatsrechtliche Stellung und ganz andere Befugnisse besessen hatten als ein Säkulum später. Es soll durchaus nicht geleugnet werden, dafs sich seit der Mitte des XVII. Jahrh. die innere Politik im brandenburgisch-preufsischen Staate viel konsequenter nnd erfolgreicher gestaltete wie in der österreichischen Monarchie; aber man darf diesen Kontrast nicht durch Übertreibungen verstärken, die nichts weiter als den Mangel an Sachkenntnis beim Autor beweisen.

Voller Irrtümer und monströser Behauptungen ist der Passus (S. 40 f.) über das Verhältnis der vornehmsten Stämme und Dynastien Deutschlands zur nationalen Entwickelung. Der Verfasser will hier einmal mit grofsen Gesichtspunkten arbeiten, greift aber dabei überall fehl. Er geht davon ans, dafs 1623 der Krieg von neuem, und zwar in gröfseren Dimensionen, entbrannt sei: wie er auslanfen würde, das habe davon abgehangen, ob Österreichs innere Ordnung fruchtbar weiter gedeihen, und ob 'die beiden ältesten und stärksten Stämme des Reiches', die Bayern und Sachsen, fest beim Kaiser aushalten würden. Kaum glauben wir unseren Augen trauen zu dürfen. Ist es nicht für einen Historiker, der darauf Anspruch erhebt, wissenschaftlich ernst genommen zu werden, ein starkes Stück, das Kurfürstentum Sachsen des XVII. Jahrh. mit dem sächsischen Volksstamme zu identifizieren? Es handelt sich dabei nicht einmal um eine gelegentliche Verwechselung; denn der Autor giebt nunmehr einen Rückblick auf die Geschichte Bayerns und Sachsens, sowie ihres Verhältnisses zum Reiche, wobei er das doppelte Spiel mit der Bedeutung des Ausdruckes 'Sachsen' konsequent fortsetzt.

Mit der 'Schöpfung Deutschlands', die 'sich an Bayern knüpft', beginnt Spahn diesen Rückblick. Darauf geht er über zu den aus Sachsen entsprungenen Ottonen und zu Lothar von Supplinburg. Unter diesem, so führt er aus, hatten sich die Bayern und Sachsen vereinigt, 'und von ihnen aus war das Deutschtum dann unaufhaltsam über die Elbe hinaus nach der Stelle hin, wo heute die Zaren regieren', und die Donau entlang gegen Konstantinopel vorgedrungen. Heinrichs des Löwen Thatkraft und schöpferischer Geist ist

Digitized by Google

mit dieser gröfsten kolonisatorischen Leistung aller Zeiten, der erstaunlichsten Grofsthat unseres Volkes, untrennbar verbunden.' Wir wollen die Unbestimmtheiten und Übertreibungen nicht weiter beachten, die zumal in der Angabe der Grenzen liegt, bis zu denen sich die deutsche Kolonisation erstreckt haben soll; aber darauf mufs doch aufmerksam gemacht werden, dafs es durchaus falsch ist, die ostdeutsche Kolonisation schlechthin als unter dem Zeichen der Vereinigung des bayrischen und sächsischen Stammes zur Zeit Lothars von Supplinburg und Heinrichs des Löwen erfolgt hinzustellen — schon deshalb, weil sich die südostdeutsche Kolonisation, die Germanisierung der Donauländer, bekanntlich früher vollzogen hat. Heinrichs des Löwen kolonisatorische Wirksamkeit bezieht sich nur auf den wendischen Nordosten, und nicht nur gebührt an seinen Verdiensten in dieser Hinsicht manchem seiner Vasallen, so dem Grafen Adolf von Holstein, ein grofser Anteil; es ist auch selbständig neben ihm und nicht minder erfolgreich an der mittleren Elbe Markgraf Albrecht der Bär thätig gewesen.

Es kommt jedoch noch viel besser; Spahn fährt nämlich fort: 'Aber unselige Stauferpolitik hatte wieder zersprengt, was die grofsen Stämme in Einheit schufen, und ihnen in Wien und Cölln-Berlin nebenbuhlerische Staatsgewalten zur Seite gestellt.' Dem ganzen Zusammenhange nach kann Spahn unter dem Werke, das 'die deutschen Stämme in Einheit schufen', nur das der Kolonisation zu verstehen sein: inwiefern, so fragen wir, ist dieses durch die Staufer 'zersprengt' worden? Es läfst sich fernerhin nicht ohne weiteres behaupten, dafs Österreich und Brandenburg dem bayrischen und sächsischen Stamme durch die Staufer als Rivalen zur Seite gestellt worden sind. Konrad III. gab bekanntlich das Herzogtum Sachsen an den Markgrafen Albrecht, Bayern an Leopold von Österreich; aber noch unter Konrad III. kam Sachsen an Heinrich den Löwen zurück, und unter Friedrich I. auch Bayern, nur dafs Österreich jetzt unabhängig wurde, was bei der Mark Brandenburg dem Herzogtume Sachsen gegenüber von jeher der Fall gewesen war. Es war der Grundgedanke Friedrichs I., durch eine möglichst enge Verbindung mit den Welfen den inneren Frieden im Reiche und dadurch Aktionsfreiheit in Italien zu gewinnen. Eben daher durfte Albrecht der Bär, als die Eroberungsversuche Heinrichs des Löwen im wendischen Gebiete mit den Rechten der Mark Brandenburg in Kollision gerieten, nicht einmal auf Beistand beim Kaiser rechnen. Schliefslich blieb Friedrich I. nichts anderes übrig, als sich gegen Heinrich den Löwen zu wenden. Indem nunmehr das Herzogtum Bayern an die Wittelsbacher gegeben, mit dem Herzogtume Sachsen in einer Weise verfahren wurde, dafs den brandenburgischen Askaniern daraus durchaus kein unmittelbarer Vorteil erwuchs, sind doch weder in Wien, noch auch in Berlin-Cölln (das damals übrigens noch gar nicht existierte) 'nebenbuhlerische Staatsgewalten' begründet oder den Bayern und Sachsen an die Seite gestellt worden. Von den folgenden Kaisern aus dem staufischen Geschlechte sind Mafsnahmen nicht ausgegangen, die mit den von Spahn gebrauchten Ausdrücken charakterisiert werden könnten. Im Fortgange seiner Erzählung berührt Spahn kurz die Rivalitätskämpfe

Digitized by Google

zwischen Bayern und Österreich im XIV. Jahrh. und bemerkt darauf: 'Mit dem XV. Jahrh. hatte weniger blutig, ebenso zähe das Ringen zwischen Brandenburg und Sachsen begonnen'; unter 'Sachsen' sind nämlich fortan freilich die Wettiner zu verstehen. Aber auch auf das Haus Wettin bezogen ist die letzte These Spahns unhaltbar. Denn bis auf die kurze Episode unter Kurfürst Friedrich I., als Hohenzollern und Wettiner zugleich die Nachfolge im sächsischen Kurfürstentume der wittenbergischen Askanier anstrebten, hat im XV. und XVI. Jahrh. zwischen beiden Dynastien das denkbar beste Einvernehmen bestanden; wir finden im Reformationszeitalter die Brandenburger meist im Schlepptau der sächsischen Politik. Erst um die Wende des XVI. zum XVII. Jahrh. vollzog sich darin ein Umschwung — unter dem Einflusse des Jülichschen Erbfolgestreites, und indem sich Brandenburg von der konservativen lutherischen Partei allmählich der reformierten Aktionspartei zuwandte.

Um das Mafs der Konfusion, das er angerichtet hat, voll zu machen, giebt Spahn endlich indirekt zu, dafs die 'unselige Stauferpolitik' gar nicht, oder wenigstens nicht allein die Schuld an all dem Unheile trägt, das sie gestiftet haben soll. Denn er gesteht ein, auch 'ohne äufseren Eingriff' wäre der Mittelpunkt der Staatsbildung vermutlich von selbst nach Wien und Berlin vorgerückt — und zwar aus geographischen Gründen! 'Wie München zu Wien, so liegt Dresden zu Berlin, eingeengt, am Fufse hoher Gebirge, ohne Häfen wie Triest und Hamburg-Stettin, nicht mit der Möglichkeit territorialer Ausdehnung nach allen Seiten ohne den Widerstand der Bodengestaltung und lebhafter Stammesgegensätze.' Es ist mit Spahns geographischer Kenntnis nicht besser wie mit seiner chronologisch-historischen Kenntnis bestellt. Liegt nicht Wien ebensogut wie München oder gar Dresden 'am Fufse hoher Gebirge'? Ist Triest so schlechthin als ein natürlicher Hafen von Wien zu bezeichnen? Warum entbehrten denn gerade München und Dresden im Gegensatz zu Wien 'der Möglichkeit territorialer Ausdehnung nach allen Seiten ohne den Widerstand der Bodengestaltung'? Liegt nicht Dresden ebensogut wie Berlin auf kolonialem Boden, also 'ohne den Widerstand lebhafter Stammesgegensätze'? Aber selbst wenn das ganze Raisonnement in seinen von uns angefochtenen geographischen Voraussetzungen begründet wäre, so müfste man es immer noch als eine unzulässige Übertreibung der Bedeutung geographischer Bedingungen für die staatliche Entwickelung nach berühmten Mustern bezeichnen. Ob nicht die staatliche Entwickelung ziemlich dieselbe geworden wäre, wenn die Wettiner anstatt in Dresden in Berlin gesessen hätten? Hamburg kommt doch als Hafen für Dresden mindestens ebensosehr in Betracht wie für Berlin, und was Stettin betrifft, so mufste es erst durch jahrundertelangen schweren Kampf errungen werden.

Immerhin, damit schliefst Spahn seinen Exkurs über die sächsisch-bayrische Geschichte, wäre, falls nicht der 'äufsere Eingriff' der 'unseligen Stauferpolitik' stattgehabt hätte, 'vielleicht der Zwiespalt mehrerer Jahrhunderte mit ihren Opfern nicht zu beklagen, und die naive Selbstsucht der durch keine Stammesgeschichte und Familienüberlieferung mit dem alten Reiche verknüpften

Digitized by Google

Brandenburger und Österreicher wäre wohl von vornherein durch ein tieferes und regeres Nationalbewufstsein geklärt worden, wie es in die Habsburger erst durch ihre Verbindung mit dem Kaisertum allmählich überströmte, in den Hohenzollern aber, abgesehen von der anziehenden Kirchenpolitik Joachim Hektors und von köstlichen Zeiten unter dem grofsen Kurfürsten und Friedrich I., erst während des XIX. Jahrh. leitend wurde.' So viele Sätze, so viele Schiefheiten und Unrichtigkeiten. Durch die Verbindung mit dem Kaisertume ist in die Habsburger durchaus nicht ein tieferes und regeres Nationalbewufstsein eingeströmt. Wenigstens haben sie stets ihr dynastisches Interesse bevorzugt; sie haben ihre Stellung als Oberhaupt des Reiches dazu benutzt, um ihre Erblande möglichst aus dem Reichsverbande auszulösen. Joachims I. Kirchenpolitik scheint Spahn 'anziehend' offenbar deshalb, weil dieser Kurfürst ein heftiger Gegner der Reformation war; dafs dem kirchenpolitischen Verhalten Joachims I. irgendwelche nationalen Motive zu Grunde liegen oder irgendwelche nationale Bedeutung zukommt, ist unbekannt. Von den 'köstlichen Zeiten' unter dem Grofsen Kurfürsten und Friedrich I. werden wir noch sprechen; auch da kann von irgend welchen nationalen Tendenzen der preufsischen Politik nicht die Rede sein. Im übrigen ist gar nicht einzusehen, inwiefern der 'unseligen Stauferpolitik' eine Schuld an dem fehlenden Nationalbewufstsein der Habsburger und Hohenzollern zufallen soll. Eine schlimmere Entgleisung beim Versuche einer umfassenden Geschichtsbetrachtung ist wohl noch nie erfolgt.

Wir kommen jetzt zum Verlaufe des Dreifsigjährigen Krieges selbst, wie Spahn ihn darstellt. Er behauptet, wie wir wissen, dafs die Wahl Ferdinands 1617 zum böhmischen Könige und der darauf ausbrechende böhmisch-pfälzische Krieg eine Epoche in der Geschichte des deutschen Volkes im Sinne eines nationalen Aufschwunges bedeutet; wie wir das des näheren zu verstehen haben, darüber giebt er nur wenige und dürftige Andeutungen. Wir müssen uns eben mit der kategorischen Versicherung begnügen, dafs das Jahr 1617 'die Erneuerung der politischen Macht, die Ermannung und die Wiedergeburt des ganzen deutschen Daseins' brachte. Mit dem Beweise dafür nimmt Spahn es sehr leicht. Er macht darauf aufmerksam, dafs in demselben Jahre 1617 Opitz seinen Aristarch erscheinen liefs und die 'Fruchtbare Gesellschaft' gegründet wurde, und fügt hinzu: 'Vielleicht (!), dafs es die ersten Lebensfunken waren, die die Thatkraft der Habsburger in der Nation entzündet hatte.' Dieses 'vielleicht' ist in der That 'köstlich'.

Nur auf einige Einzelheiten der Spahnschen Darstellung des Dreifsigjährigen Krieges können wir hier eingehen. Der erste grofse Erfolg des nationalen Aufschwunges ist nach Spahn die Niederwerfung des böhmischen Aufstandes. Über seinen Ausgang hören wir, dafs 22 der Hauptschuldigen in Prag hingerichtet wurden, 'da sie sich nicht demütigen wollten'.[1]) In höchst merkwürdiger Weise wird (S. 39) die Fortsetzung des Krieges nach 1622 folgender-

[1]) Vgl. dazu Gindely, Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges IV 55 und 70.

mafsen erklärt: 'Man fühlte in der Hofburg, dafs das Kriegsfeuer, einmal entfacht, nun nicht mehr zu löschen war und alles, was sich an Schuld und Schwäche seit Jahrhunderten in Deutschland aufgehäuft hatte, bereinigt (!) oder vernichtet werden mufste.' Es heifst dann weiterhin: 'Wien konnte gegenüber den eben beginnenden Fehdegängen der westeuropäischen Mächte nicht gleichgültig bleiben, weil es den Verfall Spaniens nicht zulassen durfte.' Wenn Österreich den Krieg nur im Interesse Spaniens fortgeführt hätte, so könnte man darin schwerlich eine nationale Politik der Habsburger erblicken. In Wirklichkeit war jedoch die Rücksicht auf Spanien durchaus nicht der mafsgebende Grund für die Fortsetzung des Kampfes; entscheidend war vielmehr dafür der Umstand, dafs die Rehabilitation Friedrichs von der Pfalz am Widerspruche Maximilians von Bayern scheiterte. Spanien hätte es damals sogar sehr gerne gesehen, wenn eine Aussöhnung mit dem Pfalzgraf-Kurfürsten zu stande gekommen wäre, nämlich um England für sich selbst in günstiger Stimmung zu erhalten. Über Maximilian von Bayern urteilt Spahn, er habe den Anschlufs an den Kaiser 'ebenso in aufrichtiger Reichsgesinnung wie aus kirchlichem Pflichtbewufstsein' vollzogen. Ganz so dürfte die Sache doch nicht liegen. Wie den übrigen Fürsten, so galt auch Maximilian das Reich nur in so weit, als sich damit die Rücksicht auf seine territorial-dynastischen Interessen vertrug. Nicht aus reichspolitischen oder nationalen Motiven hat Maximilian dem Kaiser beigestanden, sondern aus religiösen Beweggründen und seines Vorteils halber. Als ein besonderes Verdienst ist es den katholischen Reichsständen zu jener Zeit überhaupt nicht anzurechnen, wenn sie zum Kaiser hielten; sie thaten das eben nicht deshalb, weil er das Reichsoberhaupt, sondern weil er ihr Parteigenosse war. Übrigens läfst Spahn selbst 'die aufrichtige Reichsgesinnung' des Herzogs in einem sehr zweifelhaften Licht erscheinen, wenn er (S. 46) über ihn äufsert: 'Er bedurfte einer festen Richtung und mufste zur Aufopferung für das Reich gezwungen werden.' An eben derselben Stelle spricht Spahn vom '*Herzoge*' Moritz von Hessen-Cassel.

Zu den Glanzstellen des Buches gehört der Abschnitt über Wallenstein und sein erstes Generalat. Mit stimmungsvollen Tönen wird das Auftreten Wallensteins in der Geschichte eingeleitet (S. 49): 'In ungewissen Umrissen steigt in diesem Augenblicke . . . die einsam düstere Erscheinung Wallensteins vor uns empor, um mit rascher Hand den erregten, noch aber stetigen Lauf der Dinge zu unterbrechen.' Die Charakteristik Wallensteins ist geradezu ein Meisterstück. Zunächst hören wir über seine strategischen Fähigkeiten: 'Er umlauert seine Gegner mit scharfem und sicherem Auge . . . Eines Tages packt er den Feind an der Kehle, und dann entrinnt ihm *niemand* mehr. *Vielleicht, dafs er der gröfste Mathematiker unter allen Feldherren der Geschichte war.*' (!) 'Aber', so fährt der Autor fort, indem er mit kühnem Sprunge vom militärischen auf das politische Gebiet hinübersetzt, 'da es Entwickelungen giebt, die sich nicht berechnen lassen, die nicht abgewartet werden dürfen, die gerade dem nüchtern prüfenden Blicke sich entziehen, so konnte Wallenstein auch Enttäuschungen erfahren. Ein echter Fürst, der

Digitized by Google

rechte Staatsmann ist er nie gewesen; welche Kräfte in den Völkern schlummern, welche idealen Bewegungen die Welt durchrauschen können, wie sich die Mächte der Geschichte an die Ferse dessen heften, der sie nicht achtet, das war ihm fremd'. Zur Lösung der Wallensteinfrage wird diese Charakteristik des Feldherrn und Politikers Wallenstein schwerlich beitragen. Nachdem nun Spahn soeben Wallenstein den gröfsten Mathematiker unter den Feldherren genannt und ihm als Politiker einen nüchtern prüfenden Blick zugesprochen hat, spricht er bald darauf über ihn gelassen das grofse Wort aus: 'Sein Denken und Planen war das des Phantasten.' Als Beweis dafür führt er an, dafs Wallenstein 'in seiner politischen Überlegung' das konfessionelle Element zurückzudrängen trachtete; und doch sieht sich selbst Spahn zum Eingeständnisse genötigt, dafs sich eben damals 'das politische Urteil von der Rücksicht auf die kirchenpolitische Einschätzung aller Dinge loszulösen anfing'. Gerade in dieser Hinsicht verstand Wallenstein die Zeichen der Zeit besser als sein kaiserlicher Kriegsherr.

Nicht nur in der allgemeinen Charakteristik, sondern auch in der Beurteilung seiner einzelnen Handlungen wird Spahn Wallenstein durchaus nicht gerecht. Von einer gänzlichen Verkennung des Zweckes, um dessentwillen Wallenstein an die Spitze des kaiserlichen Heeres gestellt wurde, sowie der gesamten österreichisch-habsburgischen Geschichte zeugt es, wenn Spahn erzählt, Wallenstein sei durch den Kaiser dazu berufen worden, 'damit er die Pflichten des Kaisertums wahrnehme und des Reiches Grenzen wieder aufrichte'. So ist es denn Wallenstein, dem die Schuld daran zuzuschreiben ist, dafs die österreichische Politik wieder aus den nationalen Bahnen herausgeschleudert wurde, in denen sie sich von jeher bewegte, und beinahe läfst Spahn durchblicken, dafs Wallensteins czechische Herkunft dabei mit im Spiele war: 'Dieser Böhme hat mit halsstarriger Entschlossenheit die habsburgische Politik vom Reiche ab und zum erstenmale seit ihrer Verbindung mit dem Kaisertume in eine rein österreichische Bahn hineingedrängt.' Bekanntlich war es gerade Wallensteins Streben, das zu einem Schattengebilde herabgesunkene Kaisertum der Habsburger zu einer wahrhaft monarchischen Gewalt im Reiche zu erheben. Was Spahn über die Verhandlungen Eggenbergs mit Wallenstein im November 1626 zu Bruck an der Leitha erzählt, geht offenbar auf den italienischen Bericht des Kapuziners Valeriano Magni an Maximilian von Bayern zurück, dessen Unzuverlässigkeit festgestellt ist.[1]) Unrichtig oder zum mindesten zweideutig ist es, wenn er (S. 52) behauptet: 'Bis 1627 hatten die katholischen Höfe den dänischen Krieg ohne gegenreformatorische Nebengedanken geführt. Von da ab jedoch durchfuhr sie ein Geist der Unduldsamkeit.' Gegen Dänemark haben zwar die katholischen Höfe den Krieg 'ohne reformatorische Nebengedanken' geführt; sonst aber sind sie davon vor 1627 keineswegs frei gewesen. In Böhmen setzte die Gegenreformation bekanntlich

[1]) Vgl. Ritter in der Histor. Vierteljahrsschrift I 24 ff. und Huber, Österr. Gesch. V 321 Anm. 1.

Digitized by Google

bald nach der Niederwerfung des Aufstandes ein, in Österreich um 1624; im Herbste 1625 bereits erging an alle Landeseinwohner mit Ausnahme des Adels der Befehl, bis Ostern 1626 entweder katholisch zu werden oder auszuwandern, und 1626 ist bereits die Bauernrevolution. Im Reiche begann der Kampf um die geistlichen Güter bereits vor 1627. Nicht erst 1628 haben übrigens (S. 53) Maximilian I. und die Liga bereits die Verminderung des Wallensteinschen Heeres verlangt; das entscheidende Motiv endlich, das den Kaiser zur Entlassung Wallensteins bestimmte, nämlich die Rücksicht auf die Wahl seines Sohnes, kommt bei Spahn nicht zur Geltung.

Was Spahn über den Krieg Gustav Adolfs sagt, das ist einmal ziemlich dürftig und dann gleichfalls nicht korrekt. Er charakterisiert z. B. die Lage Tillys nach der Einnahme von Magdeburg mit den Worten: 'Dem siebzigjährigen Sieger versagten die bis zum äufsersten angespannt gewesenen Nerven. Ergrimmt liefs er seine Enttäuschung den Kurfürsten von Sachsen trotz Ferdinands und Maximilians Warnung entgelten.' Lediglich aus Nervosität hat Tilly keineswegs mit Sachsen gebrochen, sondern weil ihm die sächsische Politik, wenngleich sie sich auf Neutralität und blofse Demonstrationen beschränkte, doch hemmend in den Weg trat, so dafs der Konflikt unvermeidlich wurde; anderseits hatte der Kaiser Tilly auf sein Ersuchen die Erlaubnis zum Angriffe auf Sachsen erteilt. Originell ist die Schilderung der Schlacht von Breitenfeld: 'Tillys Heer schlug sich in alter Tapferkeit, aber er hatte die Massen nicht fest, wie ehedem, am Zügel. Gegen Abend floh er, krank geworden von allem Erlebten.' Er hatte auch alle Ursache, 'von allem Erlebten krank zu werden': war er doch in der Schlacht schwer verwundet worden. Bei dem Zuge Gustav Adolfs durch Mittel- und Westdeutschland liefsen nach Spahn 'die geistlichen Herren der Liga den Bayernherzog erbärmlich im Stiche'. Diesen Vorwurf haben sie wohl doch nicht verdient; denn sie konnten kaum anders, da Gustav Adolf ihre Gebiete teils bereits erobert hatte, teils bedrohte, ohne dafs sie zu ernstlicher Gegenwehr gerüstet waren. Als Gustav Adolf in Deutschland landete, waren, wie Spahn meint, 'die Begeisterung für den Glauben und die Absicht politischer Erfolge untrennbar in seinem Denken verbunden'. Das ist eine sehr allgemeine Redensart, die dahin präzisiert werden müfste, dafs sich Gustav Adolf damals noch nicht mit Eroberungsplänen trug, die auf deutsches Gebiet gerichtet waren. Wenn Spahn sagt, die norddeutschen Fürsten hätten in Gustav Adolf bei seiner Ankunft 'den Todfeind ihres Deutschtums' erblickt, so ist das dahin zu korrigieren, dafs für ihre Stellung zum Könige der vornehmste Gesichtspunkt die Rücksicht auf ihr territorial-dynastisches Interesse war; in ihrem 'Deutschtume' haben sie sich durch ihn nicht gefährdet gefühlt.

Nicht als ob unsere Liste der schiefen Urteile und thatsächlichen Verstöfse, die Spahn in seinem Kapitel über den Dreifsigjährigen Krieg gefällt und begangen hat, schon erschöpft wäre: wir können hier eben nicht alles vermerken. Nur mit seinen Ausführungen über die wirtschaftlichen Folgen des Dreifsigjährigen Krieges (S. 76 ff.) wollen wir uns hier noch ganz kurz auseinander-

Digitized by Google

setzen. Insonderheit über die deutsche Agrargeschichte hören wir dabei wunderbare Dinge, so z. B. dafs der Adel im Nordosten über seine bäuerlichen Hintersassen grund- 'oder' (es mufs heifsen 'und') gerichtsherrliche Rechte ausübte, dafs hier durch das Bauernlegen 'die Wirtschaftsverfassung mit der Ausbildung eines solchen Grofsgrundbesitzes auf ihre natürliche Grundlage gestellt worden war'. Im Nordwesten dagegen vollzog sich die Entwickelung zwar in umgekehrter Richtung, aber, wie wir staunend vernehmen, 'ebenso natürlich', indem sich hier der Bauernstand der Ausdehnungsversuche der Grundherren erwehrte oder, richtiger gesagt, durch die Landesherrschaft dagegen geschützt wurde. Die Fesselung des Bauern an die Scholle, die Häufung der Frohnden und die Einführung der Gesindezwangsdienste erfolgte im Nordosten nicht erst 'in den nächsten Jahrzehnten' nach dem Dreifsigjährigen Kriege. Die Unterdrückung des Bauernstandes hierselbst wird durch Spahn als ein Akt 'der Selbsthilfe der Erwerbsstände' bezeichnet, dessen segensreiche Wirknng man nicht hoch genug anschlagen könne: denn während es dem Bauern in Süddeutschland damals glückte, sich seiner Dienstbarkeit zn entschlagen, und er 'gerade dort wirtschaftlich zu Grunde ging', wurde er im Nordosten 'durch das Junkertum wieder zur Arbeit erzogen'. Warum konnte denn der Baner im Nordwesten dieser Erziehung entraten, ohne wirtschaftlich zu Grunde zu gehen? Die furchtbare Verwüstung, die der Dreifsigjährige Krieg über das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes gebracht hat, die jähe Unterbrechung der Kontinuität in der wirtschaftlichen Entwickelung Deutschlands, die dadurch bewirkt wurde, die Schwierigkeiten und Mühen, die es kostete, gleichsam von neuem anzufangen, sich allmählich langsam wieder zu erheben und festen Fufs zu fassen: all das tritt in Spahns Darstellung zurück. Es würde ja auch nicht in den Zusammenhang des nationalen Aufschwunges passen, zu dem nach Spahns Grundauffassung der Dreifsigjährige Krieg das Zeichen gegeben haben soll.

III

Die zweite, kleinere Hälfte des Spahnschen Buches (S. 84—151) ist im wesentlichen der brandenburgisch-preufsischen Geschichte von 1640 bis 1713, und zwar vorzugsweise der Regierung des Grofsen Kurfürsten gewidmet. Schon in den vorhergehenden Partien wird die brandenburgische Geschichte, wenngleich nicht zusammenhängend behandelt, so doch gelegentlich gestreift, freilich, wie wir sogleich zeigen werden, nicht gerade besonders glücklich.

Es wäre nichts mehr als konsequent, wenn Spahn die Hohenzollern seit dem Anfange des XVII. Jahrh. zu der Partei der 'Verräter', zu 'des Reiches Unholden' rechnen würde. Im Jahre 1608 nahmen Kurbrandenburg, ja sogar das von Spahn so geliebte und gelobte Kursachsen an der Sprengung des Reichstages Teil; er müfste also über sie die Schale seines Zornes ebenso ergiefsen wie über die Kurpfalz. Das aber ist nicht der Fall. Selbst was die Konversion Johann Sigismunds zum Calvinismus anbelangt, so giebt Spahn zwar zu (S. 60), dafs die Hohenzollern dadurch 'aus dem Kreise der konserva-

tiven lutherischen Fürsten des deutschen Nordostens' heraustraten; dennoch 'traten sie darum nicht in die Kreise der westlichen Umsturzpartei'. Wenn man sich daran erinnert, dafs die brandenburgische Politik eben damals, in den ersten Zeiten des Jülichschen Erbfolgestreites, sich bestrebte, engste Fühlung mit der Pfalz und der protestantischen Aktionspartei, sogar mit Frankreich und Holland zu halten, so fragt man verwundert, wie Spahn sein Urteil motivieren will. Er ist jedoch um Gründe nicht verlegen: 'denn der Staatsbesitz der Hohenzollern entwuchs bereits all diesem durch die Territorialverfassung des Reiches bedingten Verhältnissen. Er verlangte bei seiner konfessionellen Mischung aus Katholiken, Reformierten und Lutheranern, bei seinen wirtschaftlichen Gegensätzen zwischen Rhein-, Elbe-, Oder- und Weichselgebiet und bei der Mannigfaltigkeit seiner Bevölkerungsteile eine unabhängige, rein brandenburgische Politik'. Es leuchtet ein, dafs diese Erörterung nicht geeignet ist, Johann Sigmund von der Zugehörigkeit zur 'Umsturzpartei' freizusprechen. Auch hat sich die brandenburgische Politik zum Versuche einer selbständigen Haltung zwischen den Mächten der Zeit erst unter dem Grofsen Kurfürsten emporgeschwungen, und diese hat dann allerdings zum 'Umsturze' des Reiches noch mehr beigetragen als vorher die kurpfälzische Politik. Nicht nur im brandenburgisch-preufsischen Staate setzte sich die Bevölkerung aus Angehörigen der verschiedensten Konfessionen zusammen, sondern auch in Österreich; fehlte es doch selbst an Reformierten nicht in Ungarn: warum zogen nun die Habsburger aus dieser konfessionellen Mischung ihrer Unterthanen für ihre innere Politik nicht dieselben Konsequenzen wie die Hohenzollern? Sehr gut wird (ebd.) die Schwäche Georg Wilhelms und die Überlassung der Zügel der Regierung an Schwarzenberg folgendermafsen umschrieben: 'Da betraute er 1626 aus der hohen Gabe der Hohenzollern, einen andern für sich handeln zu lassen, wo die Besonderheit einer Lage es erforderte, Graf Adam zu Schwarzenberg mit der Regierung.'

Die Regierungszeit des Grofsen Kurfürsten zerfällt nach Spahn in der Hauptsache in zwei Perioden, von denen die erste von 1640 bis 1657 reicht. Spahn weifs nicht genug Worte zu finden, um die Politik des Grofsen Kurfürsten in diesem Zeitraume als verderblich und unheilsvoll zu charakterisieren. Es ist ja ganz richtig, dafs der Kurfürst im Anfange seiner Regierungszeit die Energie und Konsequenz noch nicht an den Tag legte, deren er, wie es sich später zeigte, fähig war. Sein Regierungsantritt bedeutet zunächst eine Reaktion im ständischen Sinne gegenüber der absolutistischen Politik Schwarzenbergs.[1]) Viel zu weit geht es jedoch ohne Zweifel, wenn Spahn die Ergebnisse der ersten Periode seiner Herrschaft dahin zusammenfafst (S. 90): 'Ohne Wurzeln in seinem Lande, ohne Zusammenhang mit dem Reiche, in seinem Jugend-

[1]) Unrichtig ist die Behauptung Spahns (S. 87), die Wiederbegründung des Geheimrates 1641 habe eine 'bedingungslose Wiederauslieferung der ihnen soeben entrissenen Centralverwaltung an die Stände' bedeutet. Sie beruht wohl auf einem Mifsverständnisse der Ausführungen bei Prutz, Preufsische Geschichte I 387 oder einer anderen Vorlage.

traume, der Ostseeherrschaft bitterlich durch die Schweden enttäuscht, auch zu den deutschen Protestanten in kein Verhältnis kommend[1]), ohne Liebe zu den innerpolitischen Aufgaben eines deutschen Staatsleiters, dennoch voll Thatendurst, immer reiferer Kraft, immer glühenderen Blutes — trieb Friedrich Wilhelm scheinbar mit Notwendigkeit einem frühen Untergange entgegen.' Wenn auch Friedrich Wilhelms Vergröfserungspläne in diesem Zeitraume manchen Mifserfolg aufzuweisen haben, so darf man doch nicht vergessen, dafs Brandenburg aus dem Dreifsigjährigen Kriege nach der kläglichen Rolle, die es während seines Verlaufes gespielt hatte, schliefslich doch mit nicht unerheblichem territorialen Gewinne hervorging.

Die Hauptgefahr entstand dem Kurfürsten in den Jahren vor 1657 nach Spahns Ansicht durch die Verbindung mit Waldeck: 'Dieser schien bestimmt, den Grofsen Kurfürsten vollends an den Rand des Abgrundes zu reifsen.' Der Einflufs, den Waldeck auf den Gang der Verhandlungen auf dem Regensburger Reichstage von 1653/54 ausübte, seine Pläne einer antihabsburgischen Unionspolitik begegnen, wie sich denken läfst, bei Spahn entschiedener Mifsbilligung. Gewifs waren Waldecks Entwürfe nicht im Einklange mit den Mitteln, die damals der brandenburgischen Politik zur Verfügung standen, und sie eilten ihrer Zeit weit voraus; ihre Bedeutung besteht eben darin, dafs sie gleichsam ein Programm für die Zukunft waren. Vollständig übergeht Spahn die Verdienste, die sich Waldeck um die Erwerbung der Souveränität in Preufsen erworben hat. Seine Darstellung des Schwedisch-polnischen Krieges von 1654 bis 1660 ist nicht ganz korrekt; so zogen z. B. Carl X. und Friedrich Wilhelm nicht 'zusammen' nach Polen; jener erschien am 8. Juli 1656 in seinem Lager, dieser erst am 27. desselben Monats. Merkwürdig ist es, dafs die erste Periode seiner Regierung, die den Kurfürsten an den Rand des Abgrundes geführt haben soll, mit dem glorreichen Siege von Warschau abschliefst. Wenngleich dieser von geringen militärischen Folgen war, so setzt doch mit ihm die Erhebung Brandenburgs aus dem Dunkel des territorialen Daseins zum Range einer Macht ein, mit der die europäische Politik nunmehr ernstlich rechnen mufste. Es ist richtig, dafs der Zar damals an Friedrich Wilhelm das Ansinnen stellte, sein Vasall für Preufsen zu werden. Schnell genug jedoch sah der Moskowiter ein, dafs ein solches Verlangen überspannt sei, und er liefs sich zu einem Freundschaftsvertrage herbei, in dem er nicht einmal die Aufhebung des schwedisch-brandenburgischen Bündnisses forderte. Wie Schweden sich damals den Kurfürsten als Bundesgenossen zu erhalten wünschte, so gab sich der Wiener Hof alle Mühe, ihn für Polen zu gewinnen. Von allen Seiten sah sich Brandenburg also umworben; es fehlte ihm durchaus nicht an Allianzen, sondern es handelte sich nur darum, sie mit Geschick zu wählen. Der Zweck der übertreibenden Schilderung Spahns besteht eben darin, den Eindruck zu erwecken, als ob die brandenburgische Politik zu Ende des Zeitraums von 1640 bis 1657 in eine Sackgasse und dadurch in Gefahren geraten war, aus denen sie sich

[1]) Vgl. dazu Prutz I 445.

Digitized by Google

nur dadurch befreien konnte, dafs sie nunmehr, sich mit Österreich verbündend, in ein nationales Fahrwasser einlenkte.

Denn das Jahr 1657 bezeichnet, darin gipfelt Spahns These, den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Grofsen Kurfürsten. Er entliefs Waldeck, 'der ihn so weit aus seinen natürlichen Bahnen verlockt, dem Sturze so nahe gebracht hatte'. Er begann zu würdigen, dafs er nicht zu normannenhafter Freibeuterei an seinen Platz gestellt war, sondern dafs er ins Reich, nicht zu Schweden und Frankreich gehörte. Jetzt 'vereinigte er in sich seine brandenburgische und deutsche Aufgabe'; er verband sich 'mit Österreich zur Wahrung des Reiches'. Zum Umschwunge seiner Haltung trug nach Spahn (S. 94) die Rücksichtslosigkeit bei, mit der ihn Carl X. in Stich liefs und dann als Feind behandelte. Spahn hat wohl dabei den Verzicht Carls X. auf den polnischen Krieg und seinen Abzug nach Holstein im Sinne. Deshalb durfte sich Friedrich Wilhelm aber um so weniger beschweren oder sich als rücksichtslos im Stiche gelassen betrachten, als er selbst schon lange mit den Feinden Schwedens in Unterhandlung stand; die brandenburgische Politik trieb in jenen Tagen ein doppeltes Spiel, und Carl X. durchschaute das sehr wohl. Prutz (II 44), dem Spahn hier offenbar folgt, dessen Gedankengang er jedoch keineswegs genau wiedergiebt, charakterisiert die Situation, in die der Kurfürst durch den Abmarsch der Schweden geriet, ganz richtig mit den Worten: 'Trotz seiner augenblicklichen Gefährdung, die ihm daraus erwuchs, konnte er den Aufbruch des Schwedenkönigs aus Preufsen nur freudig begrüfsen, da er sich von nun an als von ihm im Stiche gelassen und daher aller Verpflichtungen ledig darstellen konnte.' Gerade damals, als sich Carl X. nach Holstein entfernte, traf der österreichische Gesandte Franz von Lisola mit Vollmachten seitens des Polenkönigs ein; er, 'unter den Gesandten des Wiener Hofes der für Habsburgs und Deutschlands Ehre Begeistertste', hat schliefslich den Anschlufs Brandenburgs an Österreich und Polen bewirkt. So wurde in dem Fortgange des Schwedisch-polnischen Krieges 'die Waffenbrüderschaft des österreichischen und brandenburgischen Heeres begründet, das Reichsbewufstsein in dem Brandenburger und seinem Beamtentume geweckt'. Daher ist das Jahr 1657 der wichtigste Markstein in dem Zeitraume der deutschen Geschichte von 1617 bis 1713; es brachte sowohl Brandenburg wie Österreich eine arge Krisis, die sie jedoch überwanden, indem sie zum Wohle der Nation einander die Hände reichten.

Ist diese Auffassung richtig? Bedeutete das Jahr 1657 sowohl für Österreich wie auch für Brandenburg eine so schwere Krisis, auf die alsbald dadurch, dafs sie sich verständigten, eine glorreiche Erhebung folgte? Hat der Kurfürst 1657 vorwiegend aus nationalen Gründen seine Haltung gewechselt? Gewinnt seine Politik jetzt einen dauernd nationalen Charakter? Die Antwort auf alle diese Fragen mufs verneinend lauten. Wie es mit der gefährlichen Lage, in der sich Preufsen 1657 angeblich befunden hat, in Wahrheit aussah, haben wir soeben erörtert. Ebenso übertrieben ist (S. 86) die Schilderung von der Krisis, die Österreich in demselben Jahre zu überstehen hatte. Die öster-

Digitized by Google

reichische Monarchie befand sich damals noch lange nicht in 'Todesnot'; mit dem Angriff Carl Gustavs auf Österreich hatte es noch gute Wege. Was die Motive zum Umschwunge in der Politik Friedrich Wilhelms anbetrifft, so läfst es sich keineswegs in Abrede stelle, dafs dabei eine gewisse Rücksicht auf das Reich mit im Spiele war; aber sie hat keineswegs den Ausschlag gegeben, und der Kurfürst hätte sich von ihr gewifs nicht leiten lassen, wenn nicht auch sein spezifisch brandenburgisches Interesse ihm die Wendung erforderlich erscheinen liefs, zu der er sich damals verstand. Der Abfall Brandenburgs von Schweden im Jahre 1657 ist keineswegs ohne weiteres als eine nationale That anzusehen, sondern in erster Reihe als eine Handlung, die einem robusten territorial-dynastischen Interesse entsprang. Und so liegt die Sache endlich ganz und gar nicht, dafs mit dem Systemwechsel von 1657 in die brandenburgische Politik dauernd ein neuer Geist seinen Einzug gehalten hätte, nämlich im Sinne nationaler Tendenzen oder treuen Festhaltens am Reiche. Der Kurfürst hat sich auch in der Folgezeit vornehmlich durch das Interesse des eigenen Staatswesens bestimmen lassen, und wenn dies in Konflikt mit dem des Reiches oder, richtiger gesagt, des Hauses Habsburg, geriet, da ist er seine besonderen Wege gegangen, ohne sich um Kaiser und Reich viel zu kümmern. Der entscheidende Gesichtspunkt für seine Politik war nach 1657, ebensogut wie vorher, der eigene Vorteil, das Streben nach Machterweiterung.

Jedermann, der die Geschichte des Grofsen Kurfürsten in den letzten beiden Jahrzehnten seiner Regierung kennt, wird uns beipflichten. Spahn kann seine Ansicht nur dadurch aufrecht erhalten, dafs er wichtige Momente in des Kurfürsten damaliger Politik teils mit Stillschweigen übergeht, teils nicht in ihrer vollen und wahren Bedeutung würdigt; hin und wieder sieht er sich sogar genötigt, in seine Darstellung, damit diese nicht allzuklaffende Lücken aufweise, Vorgänge aufzunehmen, die seiner Gesamtanschauung geradezu widersprechen. Umsonst suchen wir in Spahns Buche den französisch-brandenburgischen Geheimvertrag vom 31. Dezember 1669, umsonst die Berliner Verhandlungen mit Wilhelm von Fürstenberg vom Anfange des Jahres 1670, in denen die Aufforderung zur Teilnahme an dem geplanten Angriffe Frankreichs auf Holland von vornherein durchaus nicht rundweg abgelehnt wurde. Der Anlauf, den Friedrich Wilhelm schliefslich im Französisch-holländischen Kriege nahm, eine selbständige europäische Politik zu treiben, sowie der klägliche Ausgang dieses Versuches im Frieden von Vossem finden bei Spahn nicht die entsprechende Darstellung. Allerdings sah sich der Kurfürst zum Frieden von Vossem 'gezwungen', aber der Vertrag von Vossem war doch mehr als eine Niederlegung der Waffen unter dem Drucke harter Notwendigkeit; er war die Einleitung zu einer neuen Schwenkung des Kurfürsten nach der Seite Frankreichs hin. Denn der Vorbehalt betreffend die Reichspflichten des Kurfürsten war kaum ernstlich zu nehmen, und es war noch längere Zeit sehr fraglich, ob sich nicht Brandenburg wieder zu einer engeren Allianz mit Frankreich verstehen würde. Die europäische Gesamtlage, das Abrücken Englands, Münsters und Cölns von Frankreich bewirkten schliefslich, dafs sich auch Friedrich

Wilhelm gegen Ludwig XIV. erklärte, daneben sicherlich auch die Rücksicht auf die im Reiche herrschende Stimmnng, die in diesem Falle auf ihn Eindruck machte. Wenn übrigens Spahn das Auftreten Leopolds I. im Jahre 1674, das zur Kriegserklärung des Reiches gegen Frankreich führte, mit den Worten schildert: 'Machtvoll bewies er der Nation seinen kaiserlichen Willen', so ist das eine Phrase, die dem thatsächlichen Hergange der Dinge herzlich wenig entspricht.

Die gröfste Schwierigkeit hinsichtlich der Einordnnng in sein System bildet für Spahn die franzosenfreundliche Episode der brandenburgischen Politik von 1679 bis 1685. Am liebsten möchte er, wenn es anginge, darüber hinwegschlüpfen: 'In seinem Grimme warf sich der Kurfürst Ludwig XIV. fast vor die Füfse mit Beteuerungen seiner Unterthänigkeit, deren Wiederholung der vaterländische Geschichtschreiber gerne vermeidet unter dem gerechtfertigten Vorwande der dem Kurfürsten stets eigen gewesenen Mafslosigkeit des Ausdrucks bei Aufwallnngen der Leidenschaft.' Von dem Bündnisse von Saint Germain erfahren wir nichts; die neue Wendung der brandenburgischen Politik wird lediglich damit angedeutet, dafs sich jetzt eine 'tiefe Kluft' zwischen Österreich und Preufsen geöffnet habe. Dafs Friedrich Wilhelm 1683 dem Kaiser seine Hilfe gegen die Osmanen, als Wien aufs äufserste bedrängt war, nur unter der Bedingung zu teil werden lassen wollte, dafs sich Leopold mit Frankreich vergleiche, d. h. zum Raube Strafsburgs seine Zustimmung gebe, wird dem Leser nicht mitgeteilt. Immerhin mufs Spahn zugeben, dafs die 'tiefe Klnft' zwischen Österreich und Brandenburg es Lndwig XIV. erlaubte, die Reunionen durchzuführen und 'sogar' Strafsbnrg zu besetzen, nnd dafs es Frankreich 'nur dem Österreich grollenden Brandenburger zu danken hatte', wenn nicht einmal der Versuch gemacht wurde, Strafsburg zu halten, sondern wenn sich das Reich zum Stillstande von 1684 verstehen mufste, demzufolge Strafsburg bei Frankreich blieb. Spahn spricht davon, dafs im Jahre 1683 'die germanische Kraft wieder erwachte': der Verlust Strafsburgs an Frankreich in eben diesen Jahren ist ein Ereignis, durch das die Richtigkeit dieser Phrase in ein bedenkliches Licht gerückt wird. Spahn gesteht auch ein, dafs es bei der abermaligen Abkehr Friedrich Wilhelms von Frankreich nicht das 'deutsche Herz in Friedrich Wilhelms Brust war, das wieder lauter schlug', sondern dafs sie auf die Rechnung des religiösen Gegensatzes zu Frankreich zu setzen sei; 'aber gleichviel', so fügt er hinzu, 'hier konnte Österreich einsetzen'. Indem er bemerkt, dafs sich Brandenbnrg und Österreich jetzt durch die geschickte Vermittelung des österreichischen Gesandten Fridag zu nenem Bündnisse einigten, vermeidet er es, über das dabei ausschlaggebende Moment, nämlich über die leidige Reversangelegenheit des Kurprinzen Friedrich, ein Sterbenswörtchen zu verlieren. Man sieht jedenfalls aus nnseren Ausführungen, dafs unser 'vaterländischer Geschichtschreiber', wie sehr er sich hütet, das Schlimmste zu sagen, sich doch zu so zahlreichen Restriktionen bezüglich seiner Grundauffassung verstehen mufs, dafs man nach seiner eigenen Darstellung schon nicht begreifen kann, welchen Wert die von ihm vorgenommene Zerlegung der Re-

gierung Friedrich Wilhelms in zwei Perioden vor und nach 1657 im Sinne eines verschiedenen Verhaltens gegenüber dem Reiche haben kann. Gewifs hat mitunter die Rücksicht auf das Reich eine Rolle in der Politik des Grofsen Kurfürsten gespielt, in den weitaus meisten Fällen jedoch nicht, und nie war sie das entscheidende Moment. Bisweilen ist er mit Österreich zusammengegangen; aber nicht dem Reiche, sondern dem eigenen Staatswesen sollte dadurch in erster Reihe gedient werden.

In einem Buche, dessen Haupttitel 'Der Grofse Kurfürst' lautet, sollte man doch wenigstens eine einheitliche und gelungene Charakteristik Friedrich Wilhelms erwarten dürfen. Aber auch hier erhebt sich Spahn nicht über das übliche Niveau nichtssagender Redensarten, wie etwa von 'baltisch-germanischem Grundzuge rücksichtslosester Kraftentfaltung in seinem Charakter' (S. 94). Der Autor führt diesen Grundgedanken des näheren aus (S. 90): 'So schliefst dieser nordostdeutsche Fürst der Wurzel seines Wesens nach die Dreizahl bedeutender Menschen' (Spahn rechnet zu dieser 'Dreizahl', aufser dem Kurfürsten Gustav Adolf und Carl Gustav), 'in denen sich das durch Deutschlands Schwäche emporgewachsene Balto-Germanentum im XVII. Jahrh. ausgeblübt hat. In allen dreien wogt dieselbe unbändige Erobererkraft, derselbe wildschäumende Willensdrang. Alle drei stehen, auch der Kurfürst zuerst [also nur bis 1657], in ihrem Handeln trotz ihres christlichen Bekenntnisses aufserhalb des den abendländischen Völkern in Fleisch und Blut übergegangenen Moralgesetzes. Viel mehr werden sie von urgermanischen Anschaunngen getragen; . . . den Mafsstab objektiver Sittlichkeit legen sie nicht an die Dinge.' Welchen Genufs bietet gegenüber solchen Tiraden die Lektüre der einfach schönen und wahren Charakteristik, die Ranke in seiner Preufsischen Geschichte vom Grofsen Knrfürsten entworfen hat! Was eben denselben Punkt, die Benrteilung Friedrich Wilhelms, anbelangt, so wollen wir von den zahlreichen sonstigen Stellen, in denen sich Spahn an eine solche gelegentlich heranwagt, nur noch eine einzige (S. 131) herausheben: 'Sein Verstand war gelehrt worden, das eigene Staatswesen und die ganze europäische Staatengesellschaft unter falschen Gesichtspnnkten zu betrachten. Vieles Ungute durfte sich in seinem Wesen darüber entwickeln. Er liefs sich von der Stelle an Brandenburgs Spitze, auf die ihn Gott gestellt, in die weite Welt zum Erobern verlocken.' Welch nichtssagendes und unhistorisches Urteil! Gewifs ist das Streben nach Machterweiterung und Gebietsvermehrung der Grundzug der Politik Friedrich Wilhelms, nnd zwar sowohl vor, wie auch nach 1657. Das aber war die Losung aller emporstrebenden Staaten zu jener Zeit. Wer sie sich nicht zu eigen machte, der blieb in dem grofsen Wettlauf um Macht und Ansehen zurück. Sie mufste vor allem für den brandenburgisch-preufsischen Staat bei der ihm eigentümlichen Zwitterstellung gelten, die ihn über das Dnrchschnittsmafs der deutschen Territorien hinanshob, ohne ihn doch den grofsen Mächten ebenbürtig an die Seite zu stellen. *Décider cet être, corriger la figure*, das war schon damals für den brandenburgisch-preufsischen Staat das oberste Gebot. Ohne Eroberung ging das nun einmal nicht; das erkannt und in keckem, unbezwingbarem Wagemute versucht zu haben, darin

Digitized by Google

besteht die Gröfse sowohl Friedrichs II. als auch des Grofsen Kurfürsten als des jenes würdigen Vorgängers. Entweder man kam empor, und dafür mufste man alles, was man besafs, aufs Spiel setzen; oder man blieb zurück, wurde von den Nachbarn überflügelt und verlor schliefslich noch das wenige, was man besafs. Eine derbe, mitunter fast vorwitzige Eroberungspolitik, bei der man oft genug Gefahr lief, einen empfindlichen Denkzettel zu erhalten, das war nun einmal notwendig; immer wieder mufste man hervorbrechen, um allmählich vorwärts zu kommen und endlich zum Ziele zu gelangen. Dabei Rücksicht auf Kaiser und Reich zu nehmen, das hiefs, sich zum Trabanten Österreichs machen, und wenn Friedrich Wilhelm das nach Kräften vermied, so ist ihm das als ein Verdienst um sein Staatswesen anzurechnen. Nicht eine spezifisch dynastische Politik, sondern Reichspolitik zu treiben, das wäre beschränkt und nicht einmal national, für alle Fälle aber ein Verrat an der Zukunft des eigenen Staates und eine Don Quixoterie gewesen.

Seine besondere Vorliebe wendet Spahn dem Nachfolger des Grofsen Kurfürsten zu — offenbar deshalb, weil unter diesem das Verhältnis Brandenburgs zu Österreich nie ernstlich getrübt wurde, und weil er in dieser Harmonie beider Mächte 'eine volle Entfaltung unseres nationalen Daseins' erblicken zu dürfen wähnt. Die Grundlage dieser merkwürdigen Anschauung ist die ungeheuerliche Annahme, dafs die dynastischen Kriege, die um die Wende des XVII. zum XVIII. Jahrh. zwischen Österreich und Frankreich unter Beteiligung der übrigen Mächte Europas geführt wurden, in denen wir Preufsen im Gefolge Österreichs erblicken, als Auslandskriege eine nationale Angelegenheit gewesen seien. Mag man immerhin in der Notwendigkeit, Frankreichs Übergewicht in Europa zu brechen, eine Rechtfertigung für Friedrichs I. engen Anschlufs an Österreich erblicken; nimmermehr aber wird durch diese Erwägung die bedingungslose Unterordnung unter Österreichs Führung, der absolute Verzicht auch nur auf den Anlauf zu einer selbständigen Haltung und auf die Wahrnehmung der eigenen Interessen entschuldigt werden können. Und sollte man wirklich in der Reversangelegenheit und in Friedrichs ganzem Verhalten in der Schwiebuser Frage lediglich eine Zurückstellung der Entscheidung des Streites über Schlesien aus nationalen Gründen bis zur Beendigung der Auslandskriege zu sehen haben? Nehmen wir noch dazu, das Friedrichs I. innere Politik nicht viel besser war wie die auswärtige, so wird uns das Wohlwollen, mit dem Spahn den ersten König aus dem hohenzollernschen Hause behandelt, höchst befremdlich erscheinen.

Oder sollte vielleicht Friedrich I. doch auf dem Gebiete der innerstaatlichen Thätigkeit Verdienste und Erfolge aufzuweisen haben, die sich bisher der landläufigen Kenntnis entzogen haben? Allerdings ist unser Autor dieser Ansicht, und zwar mifst er ihm einen hohen Wert für die nationale Entwickelung bei. Er führt (S. 138) aus, es sei nach der Erwerbung der Königskrone die Aufgabe des Staates Preufsen gewesen, 'sich in einen umfassenderen Pflichtenkreis hineinzuwachsen, sich in den Dienst der deutschen Nation zu stellen'; daran knüpft er die kühne Entdeckung: 'Beides ist in Friedrichs Art

und Thätigkeit zum Ausdruck gekommen.' Wie das zu verstehen ist, giebt er (S. 139) näher an: 'So wichtig wie die politische Wiederorganisation des deutschen Volkes war die Wiedergeburt der nationalen Kultur . . . Indem Preufsens organisatorische Bestrebungen unter Friedrich I. auch auf das Gebiet des geistigen Lebens übergriffen, entstand ihm die nationale Pflicht, unter Verzicht auf partikularistische Abschliefsung sich in den Dienst des neu erwachten gesamtdeutschen Kulturringens zu stellen, und zugleich die Frage, ob Österreich dabei mit ihm zusammen zu wirken vermöchte.' Weder ist um die Wende vom XVII. zum XVIII. Jahrh. eine politische Wiederorganisation des deutschen Volkes noch auch eine Wiedergeburt der nationalen Kultur erfolgt; weder hat Friedrich in sich je den nationalen Beruf gefühlt, von dem Spahn hier fabelt, noch auch hat er je in dieser Richtung gehandelt, und niemals ist die Frage an ihn herangetreten, ob Österreich mit ihm für die Förderung der nationalen Kultur zusammenzuwirken vermöchte. In allen diesen Stücken handelt es sich nicht etwa um wirkliche historische Probleme, sondern um Ausgeburten von Spahns ungezügelter Phantasie. Aber noch weiter geht der Verfasser in seiner Bewunderung für Friedrich I. Das preufsische Volk verdankt seine 'Einschulung', kraft deren es im XVIII. und XIX. Jahrh. so grofse Erfolge errungen hat, nicht nur der Kraftentfaltung des Grofsen Kurfürsten, nicht nur der unermüdlichen Kleinarbeit Friedrich Wilhelms I., sondern auch 'der Anregungsfähigkeit, vorzüglich der zivilisatorischen Thätigkeit des ersten Königs'. Ebenbürtig steht somit, bis zu diesem Grade panegyrischer Verherrlichung versteigt sich Spahn, Friedrich I. zwischen dem Grofsen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I.: 'Die Bedeutung Friedrichs I. für die geistige Kultur des Staates wird so gern übersehen, und doch vermag gerade sie ihn, wie hoch und niedrig man seine Verdienste um Verwaltung oder Volkswirtschaft sonst auch schätzen will, ebenbürtig zwischen seinen Vater und seinen Sohn zu stellen und uns zu zeigen, wie unentbehrlich auch er in der Entwickelung Preufsen-Deutschlands dasteht.' Es läfst sich nicht leugnen, dafs unter Friedrich I., wie man wohl gesagt hat, der erste Versuch gemacht wurde, 'dem aufs Spartanische angelegten preufsischen Militär- und Beamtenstaate einige Tropfen attischen Blutes einzuimpfen und ihm gleichsam einen Vorgeschmack von der Weihe idealer künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen zu geben'. Diese idealen Bestrebungen waren freilich zum guten Teile dekorativer Natur, bestimmt als Folie des Glanzes höfischer Prunkentfaltung; sie waren auch nur von kurzer Dauer, und nationale Gesichtspunkte waren dabei nicht im Spiele.

Verhältnismäfsig dürftig ist die innerstaatliche Entwickelung der brandenburgisch-preufsischen Staates im XVII. Jahrh. behandelt. Das, was der Autor in dieser Hinsicht bringt, ist teils unrichtig, teils unvollständig, teils tendenziös gefärbt. Die staatliche Entwickelung hat in Deutschland im XVII. Jahrh. ganz entschieden einen grofsen Fortschritt aufzuweisen: im Zusammenhange mit dem Dreifsigjährigen Kriege wurde die Unhaltbarkeit des ständischen Verfassungsprinzipes offenbar, und es wurde dadurch der Übergang zum absolutistischen

Systeme angebahnt. Daraus erwuchs jedoch der Nation als solcher kein Vorteil; je mehr sich die Territorialstaaten innerlich festigten und zu selbständigen, festgeschlossenen politischen Einheiten gestalteten, um so unheilbarer wurde die politische Zerrissenheit der Nation.

Im einzelnen enthalten die Betrachtungen Spahns über die staatliche Entwickelung jenes Jahrhunderts viel Falsches. So erzählt er S. 112: 'Der alte deutsche Staat kannte weder Unterthanen, noch hatte der Landesherr dort zu verordnen, was den Staatsangehörigen zum Besten gereichte, sondern nur, was Rechtens war, zu vollstrecken', und stellt als Gegensatz dagegen des Kurfürsten 'moderne Staatsanschauung' hin, derzufolge er es für seine Aufgabe erachtet habe 'zu verordnen, was Unsern sämtlichen Unterthanen zum Besten gereicht'. Selbst wenn der Gegensatz zwischen mittelalterlicher und moderner Staatsanschauung in dieser Weise formuliert werden könnte, so wäre doch der Grofse Kurfürst keineswegs als derjenige zu bezeichnen, der das neue Staatsprinzip begründet hat. Nicht erst bis zur Mitte des XVII. Jahrh. (S. 105) hat es sich weiterhin entschieden, dafs der Staat die Führung in der Wiederorganisation der Gesellschaft übernehmen sollte, wenn man diesen Ausdruck überhaupt anwenden will, nnd nicht erst seit dem Ende des XVI. Jahrh. war in Deutschland eine nene Staatsidee in der Entfaltnng begriffen.

Über eben diese neue Staatsidee äufsert Spahn sehr seltsame Vorstellungen. Er berichtet, Maximilian I. von Bayern sei es gewesen, in dem sie 'ihren ersten bewunderungswürdigen Vertreter gefunden hat', sie habe ein 'eigentümliches, selbständiges deutsches Gepräge' an sich getragen. Das Prinzip, auf dem die fortschreitende staatliche Entwickelnng in Deutschland beruhte, ist die abstrakte Staatsidee; sie kam in der Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit auf und war nicht speziell deutschen Charakters. Eine neue Staatsidee mit einem 'selbständig deutschen Gepräge' giebt es überhaupt nicht, und was Spahn von ihr erzählt, läuft auf blofse Redensarten hinaus. So heifst es von Friedrich Wilhelm: 'Ihm blieb es vorbehalten, den deutschen Musterstaat der Zukunft zu schaffen; . . . vorzüglich auf zwei Elemente baute sich dieser neue Staat auf, auf die Macht und auf das gleiche Recht.' Es leuchtet ein, dafs man die 'Macht' und das 'gleiche Recht' keineswegs ausschliefslich als die charakteristischen Merkmale gerade des 'deutschen' Staates anznsehen braucht, ebensowenig das 'Pflichtgefühl', das Spahn an anderer Stelle (S. 139) noch als 'drittes' Element für 'das deutsche Gepräge' des brandenburgischen Staates namhaft macht. Von dem Ideale eines 'gleichen Rechtes' war der Staat Friedrich Wilhelms sogar weit entfernt, wenngleich von ihm Spahn in dieser Hinsicht ausführt: 'Zugleich wahrt er sich durch den Grundsatz ausgleichender Gerechtigkeit den geschichtlichen Zusammenhang mit dem Rechtsstaat des Mittelalters (!): ganz eingenommen von dem Gefühl seiner Pflicht und seiner Verantwortlichkeit, hält er als oberstes Gebot fest, dafs er trotz seiner jedes Unterthanenrecht vor dem Staatsrecht zurücksetzenden Machtansprüche jede selbstische Willkür zu meiden und sein wichtigstes Ziel in der sozialen Hebung und Versöhnnng aller Klassen zu erblicken hat.'

Digitized by Google

Der Staat des Grofsen Kurfürsten hat sich also 'die soziale Hebung und Versöhnung aller Klassen' zum 'wichtigsten Ziele' gesetzt! Weifs denn Spahn nicht, dafs seine Grundlage die alte feudalistische Gesellschaftsordnung, die strenge Scheidung der Klassen, das Privilegienwesen und die bevorzugte Stellung der höheren Stände ist? Der Grofse Kurfürst hat dem Adel gleichsam als Entgelt dafür, dafs er ihn seines Anteils an der Centralgewalt im Territorium beraubte, seine staatsrechtliche, wirtschaftliche und soziale Prärogative gegenüber dem Bauernstande ausdrücklich erneuert und bestätigt. Wenn sich im XVIII. Jahrh. in der inneren Politik ein bauernfreundlicher Zug geltend machte, so ist doch das Motiv dafür nicht allein in der Tendenz einer sozialen Hebung und Ausgleichung der Klassengegensätze zu suchen, sondern auch im Bestreben, den Bauernstand im staatlichen Interesse leistungsfähig zu erhalten. Von den im Zusammenhange mit seiner Charakteristik des 'neuen deutschen Staates' stehenden Expektorationen Spahns über die Staatstheorien von Pufendorf und Leibniz schweigen wir lieber. Rätselhaft ist es, was sich Spahn (S. 133) bei der Äufserung gedacht hat, 1679 erscheine der absolute Staat in Brandenburg im grofsen und ganzen aufgerichtet, 'wenn auch bei des Kurfürsten Gleichgültigkeit gegen Verfassungsparagraphen nicht gesetzlich zur Anerkennung gebracht'. Als ob es in einem absoluten Staate irgend welcher Verfassungsparagraphen bedürfte, als ob da nicht des Herrschers Willen das Gesetz wäre! Eine arge Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse bekundet der sehr tiefsinnig klingende Satz (S. 135): 'Aber die Stände hatten noch die Steuereinnahmen und die Steuerverwaltung in den Händen, und die innerpolitische Macht hat der, der die Verwaltung, nicht, wer die Verfassung für sich hat.' Die geringen Befugnisse einer Art von Selbstverwaltung, die den landständischen Körperschaften hinsichtlich des Steuerwesens damals noch zustanden, begründeten durchaus nicht für sie eine innerpolitische Macht, die der landesherrlichen Allgewalt irgendwelchen Eintrag hätte zufügen können, sondern höchstens einen Vorteil gegenüber den niederen Klassen. Um noch einen thatsächlichen Irrtum (S. 138) zu berichtigen, sei bemerkt, dafs das Berliner Oberappellationsgericht von 1702 nicht 'alle Provinzen aufser der Mark' umschlofs, indem u. a. Preufsen vielmehr davon exemt war.[1])

Wie auf dem Gebiete der politischen Entwickelung, so auch soll sich nach Spahn auf dem der Kulturentwickelung im XVII. Jahrh. in Deutschland ein nationaler Aufschwung vollzogen haben. Was das Wirtschaftsleben anbetrifft, so macht sich ersichtlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein allmähliches Aufsteigen bemerkbar. Aber das ist eine langsame Genesung von den schweren Wunden, die der Dreifsigjährige Krieg geschlagen hatte, und von einer nationalen Organisation des Wirtschaftslebens ist nicht das geringste zu entdecken; wir befinden uns vielmehr in der Periode der exklusivesten Territorialwirtschaftspolitik, des gegenseitigen Kampfes der partikularen Gewalten gerade in wirtschaftspolitischer Hinsicht. Sogar für das Geistesleben will

[1]) Vgl. jetzt darüber O. Hintze, Acta Borussica VI 1 S. 130.

Digitized by Google

Spahn das Erwachen nationaler Tendenzen konstatieren. Wir können hier keine eingehende Kritik seiner Ausführungen in dieser Richtung geben; Stoff genug wäre dazu vorhanden, ganz abgesehen von dem famosen Dichter Heinrich Opitz (S. 65). Über die angebliche Förderung der allgemeinen Geisteskultur durch Friedrich I. haben wir bereits gesprochen. Es ist eine unleugbare Thatsache, daſs das geistige nnd gesellschaftliche Leben in Deutschland seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. aufs stärkste von Frankreich her beeinfluſst worden ist, jedenfalls ungleich stärker, als das 100 Jahre zuvor der Fall war. Das aber paſst nicht in das Spahnsche System, demzufolge das deutsche Leben in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. verwelscht war, ein Säkulum später jedoch ein groſser nationaler Aufschwung stattgefunden haben soll; er sucht daher den Eindruck der oben konstatierten Thatsache nach Möglichkeit abzuschwächen. Wir lesen über den Ausgang des XVII. Jahrh. (S. 109): 'Besonders ein Grundzug klingt durch fast alle Äuſserungen der Kultur-, Geistes- und Staatsthätigkeit des Jahrzehnts (von 1660 bis 1670): die Liebe zum deutschen Wesen', nnd an derselben Stelle heiſst es weiter: 'Man muſs schon Gelehrter und nichts anderes sein, um in dem geselligen Leben Deutschlands im letzten Drittel des XVII. Jahrh. immer nur das «Alamodische» . . . zu sehen.' Es scheint, daſs Spahn die Thätigkeit des 'Gelehrten' nicht gerade hoch einschätzt. Sehr schön wird in demselben Abschnitte bemerkt (S. 139): 'Als nach dem Dreiſsigjährigen Kriege der dentsche Geist wieder regsam wurde, hatte er sich vorzüglich auf dem alten Kulturboden des Reiches, nicht in den politisch herrschenden Kolonialgebieten entfaltet: Heidelberg-Mainz nnd Helmstedt-Leipzig wurden seine wissenschaftlichen Sammelpunkte, Dresden-Leipzig und München die Hauptstätten der künstlerischen Thätigkeit.' Liegen denn Leipzig und Dresden nicht auch anf nrsprünglichem Kolonialgebiete? Wir leugnen keineswegs, daſs sich um die Wende vom XVII. zum XVIII. Jahrh. in Deutschland eine rege geistige Thätigkeit entwickelt hat, daſs anch das deutsche Wesen (man denke an Thomasius) dadnrch günstig beeinfluſst worden ist; die deutsche Knlturgeschichte hat jedoch Perioden glänzenderen Aufschwunges zu verzeichnen als gerade jenen Zeitraum: die hervorragendsten Geister, wie Pufendorf und Leibniz, tragen weniger ein nationales, als vielmehr ein internationales Gepräge. Spahn läſst seine Schrift in die Behanptung ausklingen: seit dem frühen Tode Josephs I. sei die deutsche Kultur 'Preuſsens Schutz von der Vorsehung anvertrant' worden, und sie sei es gewesen, die 'Deutschland in Vollendung (?) der fast ununterbrochen Kämpfe des XVII. Jahrh. wieder einig und zur stärksten der Nationen Westeuropas machen sollte'. Hätte sich die deutsche Kultur im XVIII. Jahrh. auf den Schutz Preuſsens angewiesen gesehen, so wäre es schlimm mit ihr bestellt gewesen; sie war während ihrer groſsen Zeit nm die Wende vom XVIII. zum XIX. Jahrh. von Preuſsen ganz unabhängig. Die Einigung Deutschlands im XIX. Jahrh. aber ist nnr sehr mittelbar ein Erzeugnis der deutschen Kultur; sie ist vielmehr im wesentlichen das Werk des preuſsischen Staates.

Das Gesamturteil über die Bedeutung des XVII. Jahrh. und des Groſsen

Kurfürsten fafst Spahn (S. 139) dahin zusammen: Um das Jahr 1555 finde man die organisatorischen Gebilde des deutschen Volkes zerfallen, den Norden und Süden daran, sich politisch und kulturell zu trennen; der Dreifsigjährige Krieg habe auf das von Österreich gegebene Zeichen hin zuerst diesen Auflösungsprozefs unterbrochen, und auf der Höhe seines Lebens habe Kurfürst Friedrich Wilhelm solchen unnationalen Verirrungen jede Möglichkeit dauernder Verwirklichung abgeschnitten; er habe Norddeutschland wieder fest mit Deutschland verbunden und dafür gesorgt, dafs es das politische Kernland der ganzen Nation werden konnte. Alle diese Behauptungen sind mit Ausnahme der letzten falsch. Das Jahr 1555 hat nicht die Bedeutung einer Epoche für die Staats- und Kulturentwickelung in Deutschland; davon, dafs Deutschland damals politisch und kulturell in zwei Hälften zerfiel, in eine nördliche und südliche, kann nicht die Rede sein, vielmehr nur von einer Scheidung nach dem konfessionellen Besitzstande. Der Dreifsigjährige Krieg hat also einen derartigen Prozefs, wie ihn Spahn im Sinne hat, nicht unterbrochen, Kurfürst Friedrich Wilhelm ihn nicht dauernd abwenden können. Er hat Norddeutschland auch nicht 'fester' mit Deutschland verbunden, wie das bisher der Fall war; man darf vielmehr sagen, dafs er, indem er auf eine innere Verschmelzung der zahlreichen norddeutschen Territorien hinarbeitete, aus denen sich die brandenburgisch-preufsische Monarchie des XVII. Jahrh. zusammensetzte, die Loslösung eines grofsen Teiles von Norddeutschland vom Körper des Reiches förderte und der Auflösung des Reiches nur noch mehr Vorschub leistete.

Mit der neuen Auffassung der deutschen Geschichte vom XVI. bis zum XVIII. Jahrh., die er entdeckt zu haben glaubt, hat Spahn ein arges Fiasko erlitten; seine Darstellung im einzelnen ist höchst wenig zuverlässig. Weder ist es ihm geglückt, neue Gesichtspunkte für die Beurteilung des Zusammenhanges zu finden, noch auch das Wissenswerte hinsichtlich der Ereignisse des behandelten Zeitraums in gedrängter und einwandsfreier Fassung dem Leser mitzuteilen. Phrasenhafte und schwülstige Rhetorik überwiegt die substanziierte Geschichtserzählung. Mit der Sachkenntnis des Verfassers ist es übel bestellt. Sein Urteil ist schief und läuft auf eine tendenziöse Entstellung der Auffassung und des Herganges der Begebenheiten hinaus. Eine Bereicherung unserer historischen Litteratur haben wir in dem Buche somit nicht zu erblicken, nicht einmal unter dem Gesichtspunkte populärer Darstellung, und wir wollen dem Publikum, an das sich das Kirchheimsche Unternehmen wendet, nur wünschen, dafs es nicht noch mit Schriften ähnlichen Charakters und Wertes beschenkt wird. Hoffentlich geht Spahn als Herausgeber kritischer und vorsichtiger zu Werke, denn als Mitarbeiter.[1])

---

[1]) Um noch eine Äufserlichkeit zu erwähnen, möchten wir der Ansicht Ausdruck geben, dafs hinsichtlich der Reichhaltigkeit des gebotenen Bilderschmuckes doch wohl zu weit gegangen ist. Wie kommt in eine Schrift über die deutsche Geschichte des XVI. Jahrh. eine Reproduktion von Rembrandts 'Nachtwache', der Rembrandtschen Radierung 'Amsterdam um 1640', eine ganze Sammlung von Porträts niederländischer

Digitized by Google

Nur noch auf zwei Punkte wollen wir zum Schlusse aufmerksam machen, auf die merkwürdigen Stilblüten, denen wir in der Schrift begegnen, sowie auf diejenigen Ausführungen des Autors, in denen seine Stellung zur kirchlichen Entwickelung zum Ausdrucke gelangt. Was das erste dieser beiden Momente anbetrifft, so war schon in einer früheren Schrift Spahns[1]) ein gewisses Haschen nach effektvollen Ansdrücken und eine Hinneigung znm journalistischen Jargon bemerkbar', die die Grenze des guten Geschmackes überschritten. In der Zwischenzeit hat sich diese Eigentümlichkeit des Autors noch viel schärfer ausgeprägt. In dem vorliegenden Buche wird die Darstellung durch eine unerträgliche Manieriertheit, durch seltsam geschraubte Redewendungen geradezu entstellt; dem entspricht auf der anderen Seite mitunter eine sonderbare Ungeschicklichkeit im Ausdrucke. Zunächst einige Belege für die letztere. S. 25: 'Umgekehrt dürfen uns die äufseren organisatorischen Erfolge der Gegenreformation nicht bestimmen, deren Wirkung auf die Seelen und ihr Durchglühen mit neuer Glaubensüberzeugung daraufhin für die ganze Bevölkerung durchdringend einzuschätzen.' S. 51: 'Aber so leicht Wallenstein bis znm Meere kam, so ist er dennoch nie auf es hinausgekommen.' S. 94: 'Es war ein schwerer Prozefs, der sich in seinem Geiste nicht von heute bis morgen und bei seiner heftigen Natur nicht ohne Rückschläge vollzog, aber immer tiefer und weiter in ihm Platz griff.' S. 146: 'Thomasius . . . wandte sich sogar an die Nation, um ihr die Schmach des sich Nährens von fremdem Rechte aufzudecken.' Vom Grofsen Kurfürsten wird S. 92 gesagt, er habe in den Königsberger Vertrag eingewilligt, 'nur durch sein Zögern nnd das in die Ferne schweifen seiner Gedanken in die Enge getrieben'.

Nunmehr noch eine kleine Kollektion Spahnscher Stilblüten. S. 21: 'Über Süddentschland kam die Ruhe des Verblutens.' S. 24, wo von dem Einflusse der französischen Sprache die Rede ist: 'Die deutsche Zunge wurde dem Knaben nicht mehr gelöst.' S. 25/26 heifst es von der Faustsage: 'Zu den blofsen Verzweiflungseinfällen, die ein Jahrhundert früher in Macchiavellis Kopf vom Sterbebette Italiens aufgeflackert waren, ersann hier das ganze deutsche Volk das unvergefsliche Seitenstück, als Sage von seiner eigenen Verschreibung an das Böse, vom Dahinfahren seines Geistes zusammen mit seinem Leibe.' S. 26 wird von der pfälzischen Partei gesagt, dafs 'der Wirrwarr und die Todesschwäche des Reiches ihren letzten und stärksten Ausdruck in ihr fand'. S. 40: 'Der berechnend treulose, wagende, den Sieg immer am Halfter führende Moritz.' S. 55: 'Gustav Adolf selbst liefs sich von den Wellen seiner Siege über die Thüringer Berge nach Franken und zum Rheine tragen.' Ebd.: 'Wer dächte nicht des dritten Otto, der, vom vaterländischen Boden losgelöst, in dem ewigen Rom Schmetterlingsphantasien einer Weltherrschaft nach-

Staatsmänner und Gelehrter, des russischen Zaren u. a. m.? Wir finden Bildnisse von Männern, die im Texte kaum mit Namen erwähnt werden: eine derartige Art der Ausstattung erinnert an die Gepflogenheiten moderner Wochenschriften.

[1]) Vgl. meine Rezension über Spahns Pommersche Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte in den Forschungen zur brandenburgischen und preufsischen Geschichte XI 231.

haschte?' S. 57: 'Der Ernst des Lebens weckte den König bald genug aus dem wonnigen Genusse der schönsten Träume des Germanentums.' S. 90: 'Gustav Adolf dämmte das sich überstürzende Gewoge in seiner Brust.' S. 121: 'Schon 1673 hatte sich Johaun Friedrich von Schönborn ins Grab gelegt.' S. 133: 'Thränen steigen dem Geschichtschreiber des Kurfürsten auf, wenn er nacherlebt, wie dem alten Recken das Herz zerspringt.'

An einigen Orten präzisiert der Autor seinen Standpunkt gegenüber der konfessionellen Entwickelung. Er perhorresziert jede konfessionelle Abschliefsung. Sein Ideal ist augenscheinlich eine über den Konfessionen stehende Religiosität persönlichen Charakters, die vom Dogmatischen und von der Kirchgängerei nicht viel hält. So tadelt er (S. 14) an dem Deutschen des XVI. Jahrh., dafs 'aus ihm nur ein entartetes Gefallen an konfessioneller Abschliefsung, nicht religiöse Sehnsucht nach der Reinerhaltung des Gotteswortes redete'. 'So wurde' wie er ausführt, 'das Heiligste und Persönlichste, der Glaube, die Zielscheibe der öden und tauben Lärmsucht'. Als das 'Hauptleiden der Christenheit' erklärt er (S. 25) neben dem Staatskirchentume 'die dogmatisierende Richtung der Theologie', und an des Luthertums späterer Entwickelung mifsfällt ihm (S. 110) vor allem, dafs es sich 'in starrer Rechtgläubigkeit verzehrte'; er spricht (ebd.) von der 'unfruchtbaren Dogmatik der Lutheraner'. Mifsbilligend bemerkt er (S. 15) von der deutschen Religiosität des XVI. Jahrh., dafs sie 'unter dem Einflusse der Gehässigkeit und unter dem Drucke des Kleinstädtertums, dem die Nation bis 1600 insgesamt verfiel, freudlos und neidisch, kirchengängerisch, eng und pedantisch wurde'. Spahn ist ein ausgesprochener Feind jedes Fanatismus und Glaubenszwanges; mit Entschiedenheit tritt er für die Tendenzen echter, unbeschränkter Toleranz und voller Glaubensfreiheit ein. Mit Abscheu gedenkt er der Zeiten, da noch 'ein fanatischer Spürsinn für Ketzerei und Sektiererei', eine beängstigende Unduldsamkeit gegen jede freie Meinung, ja sogar jedes bedächtige Wort in Glaubenssachen, ein roher Glaubenszwang das ganze Volk vergiftete'. Vom Grofsen Kurfürsten erwähnt er (S. 112) rühmend, dafs er 'eine duldsame, weil tiefgläubige Natur war'. Ich weifs allerdings nicht recht, ob die kausale Verknüpfung der Begriffe tiefgläubig und duldsam ohne weiteres zutrifft. Ich möchte nicht an der Tiefgläubigkeit eines Philipp II. zweifeln, bin aber doch nicht ganz sicher, ob man ihn auch 'duldsam' nennen dürfte. Spahn bezeichnet (S. 110) die Kirche 'als die ursprüngliche Trägerin der einen, über aller Verneinung und Polemik stehenden christlichen Idee'. Ich wage nicht zu entscheiden, ob die Kirche selbst darin eine erschöpfende und treffende Bestimmung ihres Wesens erblicken würde. Seinem religiösen Ideale entspricht die Kirche allerdings mehr in ihrer Gestaltung vor der Epoche der Gegenreformation; denn als begeisterter Anhänger 'des deutschen Wesens' nimmt er (S. 26) Anstofs an der 'romanischen Seele der Gegenreformation'. Er preist (S. 145) 'die deutsche, christlich-gläubige Vergangenheit', und nicht ohne Wärme gedenkt er (S. 24) 'des hundertjährigen Strebens nach konziliarer Reform, nach Erneuerung des christlichen Lebens, nach vertiefter, innerlicher Hingabe an den christlichen Glauben, nach Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen dem Papsttum, das

Digitized by Google

im politischen Getriebe der Kurie stets gefährdet erschien, und den bischöflichen Kirchen, deren Gesamtheit die Völker ein unbeirrteres, katholischeres Urteil zutrauten, so gewifs sie auch einzeln in Tradition und theologischer Bildung zurückstanden'; mit Schmerz spricht er vom unglücklichen Ausgange 'des ganzen Zeitalters der Konziliumshoffnungen'. Er giebt zu (S. 20), dafs sich 'das Papsttum aus Mifsverstand der Nation versagte'. Bei solchen Ansichten und bei der heftigen Abneigung gegen alle Äufserungen des 'romanischen Geistes' bedarf es keines grofsen Sprunges, um beim Ideale einer deutschnationalen Episkopalkirche im Sinne der konziliaren Tendenzen anzulangen. Spahn ist (S. 15) der Meinung, dafs die wahre deutsche Religiosität im XVI. Jahrh. aufser im Katholizismus in seiner rein deutschen, von der romanischen Gegenreformation noch unberührten Gestaltung auch im 'echten Luthertume' (insoweit es nämlich noch nicht der dogmatischen Erstarrung verfallen war) 'in ernster Not und in Todesgedanken, wie im Zusammensein des Vaters mit den Kindern ihren männlich kräftigen, ergreifend vertrauensvollen Ausdruck wiederfand'. Nur dem Luthertum freilich bringt Spahn unter den Richtungen des Protestantismus eine gewisse Sympathie entgegen. Wie die Gegenreformation, so ist ihm auch der Calvinismus unangenehm als ein Produkt des 'Lateinertums'; auch stöfst er sich an der 'Herzenskälte des Reformiertentums'. So sind ihm der alte deutsche Katholizismus und das echte Luthertum als ungefähr gleichwertige Äufserungen der wahren deutschen Frömmigkeit Gegenstand besonderer Vorliebe.

Wenn wir auch der Schrift Spahns einen wissenschaftlichen und litterarischen Wert nicht zuschreiben können, so müssen wir doch die relative Unbefangenheit seines Urteils in kirchengeschichtlicher Hinsicht rühmend hervorheben. Man kann es, wie gesagt, unter diesen Umständen nur bedauern, dafs eben dieses Publikum nicht auch, was die wissenschaftliche Belehrung betrifft, dabei auf seine Rechnung kommt.

Digitized by Google

KARL IMMERMANN

Eine psychologische Studie

Von Johannes Geffcken

Die litterargeschichtliche Forschung beschäftigt sich in unseren Tagen wieder mehr als früher mit der eigenartigen Erscheinung Karl Immermanns; die Gesamtdarstellungen versuchen mit mehr oder weniger Glück die schwer zu erfassenden Züge dieser Persönlichkeit in knapper Prägnanz zum Bilde zu vereinigen, die Monographien streben danach, dem Einzelwerke gerecht zu werden, und der Nachlafs des Dichters im Goethe- und Schiller-Archive gestattet diese letzteren Studien immer mehr in die Breite zu führen. So sieht alles danach aus, als sei die Zeit nicht mehr fern, wo die bekannte Biographie Immermanns von der Hand seiner Gattin durch eine neue, umfassende Darstellung abgelöst werden könnte. Möge sie kommen, aber möge sie kommen ohne Bilder, ohne graphischen Wust, möge sie endlich taktvoll nur die Quintessenz des noch nicht erschöpften Materiales im Nachlasse bringen, nicht dieses selbst in ermüdender Breite vor uns auspacken.

Einzelforschung und Gesamtdarstellung werden immer in einem gewissen Widerspruche zu einander leben. Aber dieser Kampf darf nie so weit gehen, dafs man von einer wissenschaftlichen Centrale aus so ziemlich jede umfassendere Arbeit ächtet, weil dazu noch die nötigen Vorarbeiten fehlten. Diese Tendenz der Monopolisierung wissenschaftlichen Strebens, der Überschätzung der Detailarbeit herrscht bei uns in unheilvollster Weise vor, gleich als ob die ganze wissenschaftliche Welt in einzelne grofse Seminarien zerfiele mit wenigen bestimmenden Leitern an der Spitze. Und so wird es ohne Zweifel Leute geben, die einem Versuche, Immermanns dichterische Persönlichkeit als ein Ganzes zu umfassen, deswegen kritisch gegenüberstehen, weil man über die gröfste Leistung des Poeten, den 'Münchhausen', bisher durch einen wirklich erschöpfenden Kommentar noch nicht bis ins einzelne aufgeklärt sei.

Wir leugnen keinen Augenblick, dafs dieser Kommentar sehr nötig ist. Gestützt auf die umfassendste Kenntnis jener ganzen Epoche in allen ihren Lebensregungen wird er uns durch alle Haupt- und Nebenwege, öfter noch durch alle Irrwege der gleichzeitigen Litteratur wie auch des Geschmackes führen; er wird zeigen, wie sich alle Lebensäufserungen jener Epoche hier lustig wiederspiegeln, wird die leichte Schelmerei wie die langatmige Satire zu deuten und die mannigfachen Benutzungen von Vorbildern zu erfassen suchen. Aber so wichtig, so verdienstlich ein solches Werk sein wird, für die richtige

Schätzung des Dichters kann es schwerlich viel Neues bieten: der Kommentar wird nur wieder im einzelnen lehren, was wir im grofsen und ganzen schon wufsten, dafs Immermann zumeist, um eine griechische Charakteristik zu brauchen, 'nichts Unbezeugtes singt'. Der Kommentar kann einige leichte Züge in das Persönlichkeitsbild eintragen, kann über die Arbeitsweise und den Geschmack des Dichters Neues bringen, vermag aber nie die Anschauung von Immermanns Charakter von Grund aus umzugestalten. Diese Persönlichkeit aber, deren besonderen Wert fast alle Darstellungen immer wieder betonen, schärfer zu erkennen bietet die Fülle seiner Werke reichste Möglichkeit.

Fast alle Betrachtungen über Immermann geben eine Aufreihung aller der Widersprüche seines Innern, die er ja selbst so oft schmerzlich als solche empfand; oft mit inniger Anteilnahme verfolgen sie seine vielfach mifslungenen Streifzüge ins Land der Litteratur, um dann von ihrem Helden, weil sein Leben ihn auf einer gewissen, endlich erkämpften Höhe verliefs, einen halb schmerzlichen, halb versöhnten Abschied zu nehmen. Aber diese Widersprüche seines litterarischen wie persönlichen Daseins, der Zartsinn neben der Derbheit, die Schroffheit neben der Weichheit, ja der von ihm selbst eingeräumten Weichlichkeit, die Mystik und der Realismus, die Wollust neben der Keuschheit, die Verbindung von Eitelkeit und wieder vollkommener Illusionslosigkeit über sich selbst, die tiefste, nachhaltigste Vaterlandsliebe einerseits, das bewundernde Staunen vor den Leistungen der Fremde, z. B. der französischen Revolution von 1830, anderseits, endlich das schnelle Nacheinander eines langen, ungesunden Liebesverhältnisses und einer kurzen, seligen Ehe: alles dies fordert, wenn auch nicht zu einer wirklich befriedigenden psychologischen Vermittelung dieser Gegensätze, wohl aber zu einer eingehenderen Betrachtung darüber auf, wie wenigstens manche dieser grundverschiedenen Züge gleichzeitig eines Hauses Gäste sein konnten.[1])

Man pflegt zumeist, wie eben bemerkt, Immermanns dichterisches Dasein durch viele Stationen hindurch mit einer gewissen Resignation zu verfolgen, um dann, am Ziele angelangt, in heller Freude über die letzten Werke aufzuleuchten. Das ist natürlich nicht unberechtigt. Aber doch lehrt eine genauere Betrachtung aller seiner Arbeiten einerseits, wie aufserordentlich frühe schon die Keime zu den besten Leistungen in ihm sich regten, und anderseits, wie ihn die anfänglichsten Fehler doch schliefslich niemals verlassen haben. Das Wort, das Kind sei des Mannes Vater, gilt in seltener Ausschliefslichkeit gerade von diesem Genius Merkwürdig, wie bezeichnend dafür gerade ganz kleine Züge sind: als Kind empfand Immermann erst Interesse an einem Spielzeuge, wenn er es zerlegt hatte, und noch als Mann hatte er ähnliche anatomische Gelüste; ebenso konnte er es in späteren Jahren nicht lassen, wie einst als Knabe Pflanzen auszuziehen, um nach ihren Wurzeln und den daneben wimmelnden Würmern zu spähen. So liegen denn auch fast alle Ingredienzien

[1]) Ich bemerke hier gleich, dafs ich mich begnügen mufs, Hauptgesichtspunkte zu geben. Eine absolut erschöpfende Darstellung des Charakters kann nur die Einleitung einer grofsen kommentierenden Ausgabe liefern.

seines Wesens, ja die meisten seiner Werke von frühe an vorgebildet dem Beschauer deutlich vor Augen: Jngendgedichte beschäftigen sich schon mit dem Merlin, die 'Epigonen' entwickeln sich langsam aus 'Brüdern' zu 'Hermanns Wanderungen', dann zu den 'Zeitgenossen', ehe sie ihren letzten schönen, bedeutungsvollen Namen empfangen, die Ghismonda wird 1827 geplant, um 1837 zu erscheinen, der glühende Dichter des Tristan trägt sich schon 1829 mit dem Plane zu dem Epos, schon 1830 fragt sich Immermann, ob nicht auch ein neuer Münchhausen möglich sei, der Schöpfer einer Lisbeth hat diese Gestalt schon in der Emilie des 'Neuen Pygmalion' konzipiert und in der etwas blassen Persönlichkeit der Cornelie in den Epigonen vorempfunden, der Satiriker verrät sich, freilich noch in romantisch ungeniefsbarer Form, schon in dem ungeschickt genug Goethe zugeeigneten Jugendstücke 'Edwin' u. a., die Gestaltlosigkeit jeder seiner poetischen Schöpfungen, der Mangel an Kompositionstalent, die geradezu entsetzliche Holprigkeit seiner Verse haben den Dichter vom Anfange seiner Laufbahn an bis zum Ende begleitet. Und ebenso hat der wackere Patriot, der uns das schöne Wort vom 'unsterblichen Volke' geschenkt, der als Rettung aus bösen Zeiten den 'sprunghaften Heldenmut' der Deutschen verheifst, hat der Dichter des 'Oberhofs' frühe nur am echt Vaterländischen Gefallen gefunden. Der Kampf gegen Platen war eine patriotische Schilderhebung gegen eine vermeintliche Ausländerei, den Geist der Antike wollte der junge Poet aus der deutschen Dichtung verbannt sehen, und nur ganz vorübergehend fesselte ihn einmal der Plan zu einem 'Tod des Achilles'; für die Neugriechen und Polen fühlte er wenig oder nichts. Wo er ging und stand, sann er über deutsches Wesen nach, keine glänzende Tugend unseres Volkes, kein Zug der Erbärmlichkeit, keine noch so kleine Nuance entging ihm; sein ganzes Leben ist ein Suchen nach den Wurzeln unserer Kraft. So liegt, trotz aller Widersprüche, sein scharfkantiges Wesen in gewissem Sinne doch einheitlich vor uns. Eitel genug nannte er sich schon 1829 'einen grünen deutschen Baum, aufgenährt mit Frühlingssäften, aufgewiegt im Frühlingstraum'. Das Bild ist schief; will man eins brauchen, so trifft eher Freiligrath mit seinem Vergleiche das Richtige:

Ein Runenstein, mit Moose rauh bedeckt,
Der den Verzagten und den Blöden schreckt;
Doch stets des Volkes Edelsten und Gröfsten
Ein ernster Freund, zu wecken und zu trösten.

Uns aber kommt es zu, die Runen auf dem Steine zu deuten, das Beieinander und das Nacheinander in Immermanns Charakter, soweit es möglich ist, zu begreifen.

Immermann hat seiner Braut gegenüber laut über die Widersprüche seines Wesens geklagt und sie zum Teil aus dem Mangel an Anmut in seiner Jugend, aus dem allgemeinen Drucke, unter dem sein Vaterland seufzte, abgeleitet. Aber daraus erklärt sich doch nicht die ganze Masse des Unharmonischen in seiner Natur. Immermann war im Kerne seines Wesens altpreufsischer Beamter. Er war nicht entfernt ein Stockpreufse, schildert er uns doch selbst mit köstlicher

Satire im 'Carneval nnd der Somnambule' eine solche versteinerte Figur der alten Zeit, den Stockprenſsen Fridericianischer Observanz, der Anno Dreizehn nicht mitging, weil er die groſsen Stiefeln und ledernen Hosen nicht ablegen wollte, der im Freiheitsheere 'kein Schick, keinen Takt, kein Nichts, kein Alles' fand. Aber mochte auch der Poet in Immermann über die äuſsere Fessel seines Lebens, das Landgericht, stöhnen, so ist er doch ohne sein Amt, das er mnsterhaft verwaltete, nicht denkbar. Preuſsische Strammheit und Unverbindlichkeit, die bis zur Barschheit ging, ein stetes königlich preuſsisches Dienstgefühl hält allen seinen sonstigen Eigenschaften die Wage. Als Jüngling beschreitet er gegen die Roheit der Burschenschafter den Instanzenweg, als Mann empört er sich, trotz aller Sehnsucht nach den Kränzen des Dichterruhmes, wenn ihm jemand im Amte vorgezogen wird; selbst als Intendant hält er daranf, daſs er nnr 'Herr Landgerichtsrat' angeredet wird. Und eben in dieser Stellnng an der Bühne bleibt er trotz aller edlen poetischen Pläne, trotz der Absicht, sein Publikum künstlerisch heranzubilden, doch auch straffer Beamter. In dienstlichen Formen empfängt er den jungen Schauspieler, wie der Feldwebel den Rekruten, er schent sich nicht, die knieende oder liegende Stellung sogar der Schanspielerinnen zn deren höchster Empörung gelegentlich mit dem Fuſse zu verbessern, und Krankheitsgründe verfangen überhaupt nicht bei ihm. — Dies Preuſsentum, setzen wir hinzu, ist anch noch in weiterem Umfange ein integrierender Bestandteil seines Wesens. In der Ständeversammlung zu Stnttgart begriff er nicht die leidenschaftliche Opposition gegen die Regierung; er erwärmte sich für Schwaben und seine Dichter, aber soviel anch im 'Münchhausen' von diesem Lande die Rede ist, so wenig hatte er doch einen deutlichen Begriff von Land und Volk, wie es ihm nach Uhlands Vorgang Dav. Fr. Strauſs an charakteristischen Beispielen verstimmt vorrückte. Vielleicht mochte der Süddentsche auch etwas empfinden von einem gewissen Protektionsgelüste des prenſsischen Dichters, der voll von dem Gefühle, einem groſsen arbeitenden Staate anzugehören, mit einer Art liebenswürdiger Nachsicht von 'süſser süddeutscher Sinnlichkeit' sprach. Immermann sah über die schwarzweiſsen Grenzpfähle seines heiſsgeliebten, aber nie überschätzten Vaterlandes — nannte er doch Berlin Byzanz — mit dem Auge des Idealisten, des Dichters hinans; in Preuſsen war er königlich preuſsischer Beamter, im besten Falle liebevoller Beobachter, Historiker; für Dentschland ward er zum Poeten, wie er in weiten Kreisen bekannt ist. Auf westfälischen Boden verpflanzt er den schwäbischen Grafensohn Oswald, in diesem nnd dem Hofschulzen begegnen sich die deutschesten Stämme: so zuckt aus einer nach Zusammenschlnſs verlangenden, auf dem Boden der Poesie ihn vollziehenden norddeutschen Dichterseele ein warmer Strahl vom Norden nach dem Süden. Es war nur eine schöne, feurigere Erwiderung verstohlener süddeutscher Wünsche. Denn anch der Schwabe Hauff, so wütender Bonapartist und Rheinbündler er war, so höhnisch er Preuſsens Erhebnng betrachtete, hatte in seinen seltsamen, satirischen 'Memoiren des Satans' zuletzt gerade einen jnngen Berliner die einzige wirklich positive Rolle der Dichtung spielen lassen. Der Norddeutsche war in

Digitized by Google

diesem Falle offener, freier als der Süddeutsche; das Machtgefühl seines Staates, dem er mehr als einmal süddentschem Mifstrauen gegenüber Ausdruck verlieh, gab ihm die nötige Sicherheit, gab ihm auch die poetische Freiheit, urdeutsche Gestalten zu schaffen; die Süddeutschen, Hauff, Uhland, Schwab, waren wohl gröfsere Künstler, aber ihr Blick blieb beschränkter, und so haben sie fast nnr rein schwäbische Gestalten gebildet.

Wir gingen ans von dem königlich prenfsischen Beamten Immermann. Nun wird dieser Mann mit dem kühlen, klaren Wirklichkeitssinn in eine Zeit hineingeworfen, wo Jünglinge nnd Mädchen romantisch schwärmen, wo jede Stadt ihren Dichter hat, wo fast jeder Gebildete seinen Vers zu machen versteht, ach! sehr viel bessere als noch der 'gute, runde, schwäbische' Vers des wilden Jägers Oswald an Lisbeth ist, in eine Zeit, wo die ästhetischen Thees ein litterarisches Bonmot nach dem anderen in die Welt setzen, wo jede litterarische Anspielung ein verständnisvoll lächelndes Publikum findet. Immermann liest alles, was er nur erreichen kann, sein Lesehnnger bleibt so grofs, dafs er noch spät in einer Bibliothek wahre 'Tantalnsqualen' empfindet. Ein ganzer Schwall von Litteratur, gefafst von einem ungeheuren Gedächtnis, legt sich anf sein ursprüngliches Empfinden und durchdringt es bis zu völliger Sättigung. Der köstliche Wirklichkeitssinn in ihm wird fast erstickt nnd macht sich nnr hie nnd da noch in gewaltigen Derbheiten Luft oder versetzt sich in Zeitsatire. Immermann meint, man müsse so dichten wie die ganze poetische Umgebung; er kommt nicht los von der Tradition. Und so begegnen nns in seinen ersten Dichtungen unaufhörliche Anklänge an Shakespeare, Goethe, Schiller, Heine, Uhland, Chamisso, Tieck, auch Béranger, ja selbst an Hebel und E. Th. A. Hoffmann. Dies Wesen erhält sich zum Teil, wie wir noch sehen werden, bis in die letzten Dichtungen. Immermann hat sich voll Entrüstung und, wie wir zugeben müssen, auch mit einem gewissen Rechte gegen den Vorwurf, als sei alles dies Nachahmung, gewehrt; er behauptet, er sei sich 'immer seines Eigentumes bewufst' gewesen. Das ist in seinem eigenartigen Sinne durchans richtig; es waren nicht schlechthin Reminiscenzen, sondern es war in Fleisch und Blnt übergegangene Lektüre, Litteratur. Aber es war keine Natur. Und er besafs Natur, eine Natur, die sich besser fühlte als viele, die ihn nmgaben nnd die Kränze des Tages einheimsten; im Vollgefühle dieser verborgenen, nur von Bücherlast verschütteten Kräfte rang sein Ehrgeiz in stürmischer Qual. So trat er ein in den Reigen der anderen und beschritt die grofse Heerstrafse, die die Mitpoeten zum Ziele zu führen schien. Und wieder tritt hier auch der Preufse in ihm in seine Rechte: er kommandiert sich nnn selbst zu diesem Dichten, leider znm Sturm auf eine längst schon von anderen gewonnene Festung. Da hilft denn nichts, da werden alle gangbaren Formen und Stoffe durchprobiert, Romanzen, Balladen, Grotesken, Idylle, da werden empfindsame Titel übergesetzt: Wonne und Wehmut, oder bedeutsame: Welt und Zeit. Da der Dichter klar erkennt, dafs echtes Dichten ein Rausch des Gemütes, ein kurzes Verweilen einer wundersamen Oberwelt im Menschenherzen ist, so glaubt er auch diese Kräfte und Mächte zwingen zu können. Aber

Digitized by Google

sie versagen sich dem, der sie sucht. Der Dichter darf kühn das Dunkelste benennen, aber wenn er sich selbst dunkel über seine augenblicklichen Triebe ist, wenn er fühlt, dafs er sich selbst vergebens sucht, so soll er solche Selbstbekenntnisse innerer Unklarheit für sich behalten. Aber das leidet eben Immermanns Ehrgeiz nicht. Er fühlt, wie oben gesagt, seinen ganzen kommenden Wert dunkel voraus und stellt sich schon jetzt eine Gemeinde von aufmerksamen Hörern vor, an die er sich oft mit ganz und gar noch nicht notwendiger Selbstcharakteristik wendet, die er meist grollend, später, wo er dies Wesen fortsetzt, apologetisch über sich aufklärt. So bleibt seine Lyrik, die oft um irgend eines elenden Reimes willen die sonderbarsten 'Seitensprünge des Sinnes', wie man das hübsch genannt hat, macht, spröde und unfruchtbar, von den 'Balladen und Romanzen' und ihrem Mangel an jeglicher Plastik gar nicht zu reden; alle diese rauhen Blätter haben nur für den Biographen Interesse.

Und ebenso steht es mit den dramatischen Arbeiten. Fast alle, das 'Thal von Ronceval', der 'Edwin', die 'Verschollene', der 'Petrarka', 'Periander', 'Cardenio und Celinde' wie auch der gedankenschwere 'Alexis' kranken an einer geradezu unbegreiflichen Form- und Gestaltlosigkeit. Immer wächst das Material dem Dichter über den Kopf, aber er ist fast stets zu ungeduldig, das einmal Geschaffene umzubilden und schmackhaft zu bereiten. Das Publikum, die Deutschen, denen er so viel zu sagen hat, was er selbst nur dunkel ahnt, sie sollen und müssen ihn doch einmal verstehen, anstatt vor anderen Götzen zu knien. Aber wer konnte diesen Dingen dauernd Geschmack abgewinnen, der wenig überzeugenden Aktion, den zwar tiefen, aber schwerfälligen Reflexionen, dazu einer keineswegs mit leichter Hand gelenkten Satire, die bald litterarische Persönlichkeiten, bald wissenschaftliche Richtungen, bald die ganze flaue Zeit zum Zielpunkte ihrer Angriffe machte. Es ist ein ewiges wirres Hin und Her, bald Tändeln mit der Romantik, bald Fehde gegen sie, ein Durcheinander von Nachahmungen und dann auch wieder ureignen Gedanken. Dies letztere darf nicht vergessen werden; es ehrt Börne fast noch mehr als H. Heine, die Keime des Guten in Immermann erkannt zu haben; er sah damals (1826) den Dichter zwar kränkeln, stellte aber seine Genesung in sichere Aussicht.

Unbefriedigt vom Publikum und heimlich auch unbefriedigt von sich selber, glaubte Immermann wenigstens einen Fürsprecher im Himmel der Poesie für sich gewinnen zu können: Goethe. Er lief direkt Sturm auf den Alten, mehrere Briefe, die holprige und unklare Zueignung des 'Edwin', eine absolut unberufene Verteidigung Goethes gegen den albernen Pustkuchen in der läppischen Satire 'Ein ganz frisch schön Traner-Spiel von Pater Brey, dem falschen Propheten in der zweiten Potenz' folgten sich schnell. Goethe antwortete natürlich nicht auf diese zudringliche Werbung. Nach seiner läfslichen Weise, die Jugend fast immer durch Lob zu ermuntern, liefs er sich zwar freundlich über Immermann aus, ja noch 1827 bekannte er, er habe ihn 'sehr lieb', ein Wort, das ein geschäftiger Freund brühwarm dem Gelobten mitteilte. Aber der ungeduldige Hypochonder Immermann war mittlerweile schon von Goethe abgerückt. Der Patriarch, der ihn keines geschriebenen Wortes würdigte, von

dessen Ruhmesglanz alles ehrliche Wollen versengt zu werden schien, wurde ihm immer unsympathischer. Schon in jener köstlichen Schrift, die wir unten würdigen wollen, über den Rasenden Aiax des Sophokles meint Immermann, Goethe würde sich, wäre er nicht von plötzlicher Ehrfurcht für die Alten überrascht worden, wäre er ruhig seinen Gang durch den Garten deutscher Art und Kunst fortgewandelt, noch reicher, wenigstens grandioser ausgebildet haben. Und diese Zweifel nehmen mit jedem Jahre zu; Immermann fragt sich, ob nicht doch alle die herrlichen Männer und Frauen von Dichtung und Wahrheit im letzten Grunde Phantasiebilder des Alten seien; der Briefwechsel mit Schiller verstimmt ihn heftig, er erkennt in Goethe immer mehr den Egoisten, der auch gemein handeln könne, den 'rationell plastischen Heiden'; mit wahrer Verzweiflung erfüllt ihn diese Persönlichkeitsfülle, vor deren monumental erdrückender Gröfse er sich nur durch kleinmeisterliche Kritik des Goetheschen 'Dilettantismus' und durch die sonderbare Empfindung retten kann, dafs da, wo Goethe aufhöre, das Gebiet der eigentlichsten Poesie im höchsten Sinne beginne. Von diesen Stimmungen befreit er sich endlich durch den 'Merlin'. Freilich ist's eine sehr eigne Art von Befreiung. Er hofft den Faust übertreffen zu können, sich 'auf Tod und Leben mit Goethe messen' zu dürfen. Er setzt zugleich in der Gestalt seines Klingsor Goethe ein Denkmal. Es ist kein ikonisches, bei weitem nicht, das ahnt er selbst; aber es bleibt doch ein Versuch, die Riesengestalt des Meisters zu erfassen. So wird der Merlin zu einer Art von Katharsis Immermanns; das Bewufstsein, in einer Leistung Goethe übertroffen zu haben, setzt sich in ihm fest, ja noch später flüstert er seiner Marianne zu, der Merlin sei mehr als der Faust.[1]) So macht sein endlich halbbefriedigter Ehrgeiz Epoche in seinem Verhältnisse zu Goethe. Nun kann er eine 'Totenfeier Goethes' dichten, nun schreibt er ausgesöhnt 1834 die schönen Worte: 'Einmal hat uns nämlich das Geschick ein deutsches Genie zeigen wollen, welches nicht in Erbärmlichkeiten sein Leben verkümmern mufste . . . und so gewährt uns sein Gesammtdaseyn den Trost des Alterthums, an dessen Ganzheit wir auch immer wieder unsere Augen stärken, wenn sie die modernen Wirbel und Confusionen müde gemacht haben.'

Nicht minder bewegten ihn andere, zum Teil reinere Gefühle. Gleich vielen der Besten im Volke empfand er die tiefe Mifsstimmung der Epoche nach 1815. Fast durch jedes seiner Werke tönt die Klage über die erbärmliche Zeit, in der er leben müsse, die 'kalte, seelenmörderische' Zeit, in der Mittelmäfsigkeit überall herrsche und das Geld die einzige Macht sei. Sein königlich preufsisches Empfinden wie auch sein ruhiges Denken verwirft zwar von vornherein die thörichten Weltverbesserungspläne der teutonischen Jugend, aber er sehnt sich nach einem grofsen Mann als dem Retter der Zeit. Nachdem er Till Eulenspiegel aus seinem Grabe beschworen, um diese elende Welt zu durchwandern, zu belächeln, zu beweinen, soll Napoleon seine Gruft verlassen, um das Rätsel der Zeit zu lösen. Spott ergiefst sich auf das denkende

[1]) Mündliche Überlieferung.

Deutschland, auf die Humanität des Jahrhnnderts: alles Klänge, die herber, konkreter in den Epigonen wiedertönen, heiterer im Münchhausen angeschlagen werden. Und da hinein mischt sich nun noch ein ganz subjektiver Ton, die Idee vom Widerspruch in allem Irdischen. In seiner Poesie wird dies fast zu einer fixen Idee. Entstammend aus der Disharmonie des Dichters selbst, dem Vollgefühle eigner Leistungskraft und der Verstimmtheit über das wenige wirklich Erreichte, projiziert sich diese Empfindung aus dem Innern Immermanns auf jedes Lebensverhältnis, das er anschaut, ja auf die Betrachtung des ganzen Weltenbaues. In Peters des Grofsen Schöpfung erkennt er das Walten des Widerspruches, er findet es selbst in Goethes Dasein heraus, und voll von diesem dämonischen Rätsel dichtet er endlich die Tragödie des Widerspruches: 'Merlin.'

Und dazu kommt nun noch das eigenartig schwüle, unklare Verhältnis zur romantischen Gräfin Ahlefeldt, die verschwenderisch wie manches Weib die reichen Kräfte des Dichters verbrauchte. Man hat das ganze Unbehagen Immermanns in jener Epoche aus diesem ungesunden Zwischenzustand von Ehe und Liebschaft erklären wollen. Aber das ist falsch. Ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht zwischen Schicksal und Wesen des Menschen; starken Persönlichkeiten wird viel aufgebürdet, unharmonische haben mit unklaren, quälenden Zuständen zu ringen. So auch Immermann. Elise von Ahlefeldt ist die Muse seiner langen unklaren Jahre, in vieler Beziehung deren eigentliches Wesen. Als er sich von ihr zu lösen beginnt, fällt ihm seine reifste Schöpfung in den Schofs. Unharmonische Menschen denken unausgesetzt über sich nach. Immermanns Briefe an die Seinigen sind voll von Selbstreflexionen. Er beobachtet sich in den Gesellschaften, konterfeit seine Haltung, die er Damen gegenüber hat, ab, spottet über sein 'altes schnödes' Gesicht, macht sich zuweilen auch über das 'wohlbekannte vornehme und finstere Gesicht' lustig, und kann dann doch wieder über seine Eitelkeit und Selbstbespiegelung tiefe Reue empfinden. Anch diese Schrullen verlassen ihn nie; wir dürfen es nicht verschweigen, dafs sein amüsantes Selbstporträt im Münchhausen, so objektiv es ist, oder vielmehr gerade weil es so objektiv ist, ein gut Stück Eitelkeit, freilich einer jetzt mehr konsolidierten, enthält. Er wendet sich im letzten Grunde damit doch wieder an sein Publikum und ruft ihm zu: seht, so gut kenne ich mich, so wenig überschätze ich mich! Und auch in 'Tristan und Isolde' (Hempel XIII 249) unterläfst er es nicht, von seiner dichterischen Entwickelung zu reden.

Findet somit mancher Tadel an Immermanns Wesen und Dichten leichte Handhabe, so hat doch dafür dieser Genius die Eigenart, dafs seine wirklich gelungenen Schöpfungen und Arbeiten gar nicht genug gelobt werden können. 'Ich lasse mich so überaus gern loben', schreibt er an Michael Beer. Lob ist ihm wirklich so, wie er es verdiente, zu teil geworden, und jeder, der sich mit seinen Werken in ihrem vollen Umfange beschäftigt, erstaunt immer wieder über diese Fülle des Vortrefflichen, all den Goldesglanz unter Schlacken. Es ist ein Nebenzweck dieses Aufsatzes, manchem wenig Bekannten wieder zu

seinem Rechte zu verhelfen. So znnächst der ganz vortrefflichen Abhandlung über den Rasenden Aiax des Sophokles. Man kann es heute, nachdem ein glänzender Philologe einmal das Motiv von der Unfruchtbarkeit des Klassizismus angegeben hat, die Spatzen auf allen Dächern pfeifen hören, wie thöricht es sei, absolute Muster der Dichtung nnd Kunst aufzustellen oder gar in ihrem Geiste zu schaffen. Wenige aber wissen, daſs Immermann einer der allerersten war, der die historische Bedingtheit der Antike bei aller Bewunderung nachdrücklich hervorhob. Gewiſs, er schüttete insofern das Kind mit dem Bade aus, als er auch Goethe, wie oben angeführt, leise um seiner antiken Neigungen willen tadelte. Aber er machte doch auch, noch dazu mit ganz unvollkommenen Mitteln, den höchst bedeutenden Versuch, die griechische Tragödie aus dem Volke heraus, das sie schuf, zu begreifen. Er entwickelt mit voller Klarheit, daſs uns als modernen Meuschen manches, z. B. der lange Streit um die Bestattung des Aias, nicht nahe genng kommt, aber vom griechischen Standpunkte aus gerade darin eine besondere Schönheit gefunden werden muſs. — Nach einer feinen Analyse des Dramas folgt dann die selbständige Stellungnahme. Sie gipfelt in der energischen These, daſs jede Nachahmung der Alten sich von selbst verbiete, 'da wir mit den Augen der Griechen die Verkettung der Dinge nicht mehr betrachten können', und zum Schlusse ruft uns der Dichter energisch dazu auf, durch die Betrachtung der Antike unsere Kraft zu stärken, 'um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen': ein Programm von bleibendem Werte! So erkennen wir den scharfen historischen Blick Immermanns, der bei aller Bewunderung der Griechen — nannte er doch später einmal ihr künstlerisches Schaffen 'scheinbar mühelos' — doch jede nicht auf deutschem Boden ursprüngliche Pflanze für ein unorganisches Gebilde hielt; es ist derselbe Mann, der Inder, Neugriechen, Perser aus dem Lande deutscher Dichtung verbannte. Und wieder stärken sich anch diese Ideale im Laufe der Jahre. Platens aristophanische Kapriolen verstimmen Immermann nicht nur deswegen, weil sie gegen ihn gerichtet sind. Mit vollem Rechte ruft er dem Gegner zu:

> Sieh, mein Sohn, daſs jene Griechen Griechen waren griech'scher Zeit,
> — Fasse solches! — ist der Schlüssel ihrer Gröſs' und Herrlichkeit.
> Und der Canon ist gefertigt: Spott und Hohn dem eitlen Stümper,
> Der zu ihren ew'gen Chören kräht sein dünnes Wortgeklimper!

Und noch sehr viel später predigen die 'Düsseldorfer Anfänge': 'Aristophanes ist nicht nachzuahmen. Es giebt Dichter, die unter Bedingungen hingestellt sind, welche sich nie wiederholen. Solche Dichter sind darin sie selbst, daſs sie diese Bedingungen abspiegeln ... Von Aristophanes läſst sich nicht lernen; ihn soll man genieſsen ...' So geht es weiter; was heute alle Welt fordert, autochthone Poesie, hat dieser ruhige Denker nnd energische Patriot schon frühe zum Postulat erhoben.

Mit der Abhandlung über den Aiax hatte Immermann sich selbst eine strategische Basis geschaffen, von der aus seine schwerfälligen Heeressäulen, natürlich nicht ohne Rückschläge, sich vorwärts bewegen konnten. Es erscheint

das 'Trauerspiel in Tyrol'. Dies Stück bedeutet den ersten Triumph jenes Gegenwartssinnes, der den Dichter so köstlich erfüllte. Die Bühnen mit ihren adligen Intendanten zeigten natürlich ob solch kühnem Vorgehen vornehme Befremdung. Aber der Dichter hatte seinen ersten bleibenden Erfolg errungen. Die Kunst der Dichtung ist noch gering, die Szenerie unmöglich, an Stelle der tiefsten Sprache des Gemütes klimpert auch wohl melodramatische Sentimentalität. Aber es fehlt jede Hymnologie, jede politische Tendenz; mit ganz unbefangen historischer Anschauung werden die Persönlichkeiten des grofsen Völkerdramas geschildert: Metternich mit seiner vornehmen Abneigung gegen den anmutlosen Emporkömmling Napoleon, mit seiner tieferen Abneigung gegen jede Volksbewegung tritt uns in seiner ganzen Hohlheit, und doch wieder nicht völlig widerwärtig entgegen; dann haben wir den pfiffigen, verschlagenen Bauern Speckbacher, den tapferen Andreas Hofer selbst, mehr ein grofses Kind voll edler Einfalt als ein Held, endlich den sympathischen Vicekönig, der über Deutschland die schönen Worte ausspricht, die nur ein ganz leises, taktvolles Vaticinium post eventum enthalten:

In diesem Lande voll Geheimnisse
Reift alles heimlich, unsichtbar heran,
Und seine Schrecken sind unüberwindlich.

Wie hätte auch, wenn nicht die Vollschilderung historischen Daseins so mächtig angestrebt worden wäre, das Stück den Erzherzog Johann 'wechselweise in Thränen und Ingrimm' versetzen und auf den wackeren Hormayer, dessen Darstellung der Tyroler Kämpfe Immermann benutzt hatte, so begeisternd wirken können!

Nach dem Hofer erfolgt dann wieder ein Rückschlag. Aus dem eingehenden Studium der katholischen Kirche, aus der Erkenntnis ihrer Macht erwuchs dem Dichter sein 'Friedrich der Zweite'. Aber die Wahl dieses Stoffes war für ihn doch ein Fehlgriff; er versetzte sich mit ihm in eine Zeit, die er nur litterarisch begreifen konnte. Das Stück hätte entweder mehr sein müssen, um sich unter den üppig aufschiefsenden Stauferdramen einigermafsen halten zu können, oder weniger, um noch rascher wieder zu Boden zu sinken. Dazu kommt, dafs Immermann wieder einen bestimmten Zweck für sich selbst verfolgte. Er bekennt von sich, dafs er mit dem Stücke 'einmal etwas liefern wollte, was womöglich wie Achill und Sigurd überall den Feinden einen undurchdringlichen Panzer entgegenstellte', an keinem Werke habe er heifser und an keinem kälter gearbeitet. Aber solches Arbeiten ist alles andere eher als Dichten. Mit Recht konnte daher Uechtritz einmal sagen: 'Bei Immermanns Gedichten soll immer das Bewufstsein, mit dem jedes Werk geschrieben ist, und die Schärfe des Verstandes Poesie und Begeisterung ersetzen.' So fühlt er eigentlich, bevor er noch den Münchhausen schreibt, das Bedürfnis zu jedem Werke einen kleinen Kommentar zu machen, und anstatt dem reinen Eindrucke seiner Dichtung Raum und Zeit zu lassen, tritt er immer selbst zwischen das Werk und das Publikum.

Von dem maſslosen Angriffe Platens war oben schon kurz die Rede. Das Schicksal meinte es gut mit Immermann, als ihn die Waffe des noch überlegenen Gegners traf: es war ein Aderlaſs für diese hypertrophische Natur. Er selbst hat bekanntlich merkwürdigerweise den 'Romantischen Ödipus' nicht gelesen, sondern sich nur durch Freunde über ihn berichten lassen; seine Gegenschrift gegen den 'Cavalier' strotzt von Eigenliebe und Verkennung des Angreifers; aber eines gewann er: die deutlichere Erkenntnis des eigenen Wesens und seiner Kräfte. Er hat noch öfter fehlgegriffen, aber die rollenden Jahre bringen doch nun häufige Siege, die Gemeinde des Dichters wächst. Das gilt zunächst von dem niedlichen 'Tulifäntchen', dem Heines Feile glücklicherweise noch rechtzeitig auch zu geschmackvoller Form verhelfen konnte. Man hat das Gewebe dieser Dichtung vor noch nicht langer Zeit aufgedröselt und mit ungeheurer Belesenheit, die allerdings bei Immermann nötig ist, den Nachweis vieler Entlehnungen geführt. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden, man soll sich nur auch des spezifisch Immermannschen Geistes bewuſst werden. Und seinen Hauch spüren wir doch überall. Der Dichter, der mit scharfem Auge den versteinerten Adel des Münsterlandes beobachtet hatte, der später das Ruinenwesen des alten Barons im Münchhausen so unnachahmlich schildert, entwirft hier mit ungewöhnlich leichter Hand das Spottbildchen eines solchen Daseins in der Karikatur des alten Don Tulifant und der Donna Tulpe, ihres uralten Dieners Gines und ihres 'loyalen' Schimmels. Der feine Psychologe zeigt uns die so häufige Neigung des überbildeten Weibes zum plumpen Naturburschen, der lawendelduftgen Fürstin zum jungfräulichen Riesen Schlagadodro, den die Fürstin dann doch wieder bilden will; der Satiriker, der das Zeitalter des Dampfes kommen sieht, redet belustigend vom 'maschinengrübeltiefen' England, er giebt dem genialen Gentleman, an dem vor lauter technischer Abstraktion nichts mehr lebt, Dampfbedienten und Dampfgemahlin.[1]) Und endlich hat der Poet nicht nur Heines Entzücken mit seiner wundervollen Schilderung des Feenreiches bewirkt.

In einem jüngst veröffentlichten Briefe an Heine nennt Immermann die Novelle die einzige Dichtart der Zeit. Er hatte sich selbst auch auf diesem Gebiete versucht. Nach dem wenig selbständigen 'Neuen Pygmalion' erschien 1830 'Der Carneval und die Somnambule'. An der Dichtung selbst ist wenig zu loben, aber mit welchen Augen hat der Schriftsteller die Zustände im Rheinlande, die Parteien in Deutschland selbst angeschaut! Er nimmt, gerecht wie immer im politischen Leben, nirgends eine Partei; 'als Deutscher und Künstler', wie er sich Beers Tadel gegenüber ausdrückte, verschmäht er alles Für und Wider, und so wirken die geschilderten Zustände mit historischer Treue. Diese Teile glänzen wie ein Vorstrahl der Epigonen und des Münchhausen. Die Gestalten der 'drei Kalender', eine Art Studie zum deutsch-französischen Hauptmann des Münchhausen, der preuſsische, der französische, der kölnische Deutsche

[1]) Die Idee, beide Gestalten seien moderne Variationen der ehernen (? goldenen!) Jungfrauen des Hephästos, ist etwas künstlich.

Digitized by Google

wirkten seiner Zeit unmittelbar auf die Mitwelt, der sie entstammten. Ich möchte mir daher, umsomehr als man diese Dinge wenig mehr liest, das Citat einer Stelle gestatten, die um ihrer köstlichen Typik willen bewundernswert bleibt:

'Endlich begann der dritte Kalender, der Bonapartist, seine Geschichte und sprach: Daran ist niemand schuld als der verwünschte Feuerwerker, der die Elsterbrücke bei Leipzig zu früh sprengte. Wir haben euch Preufsen überall geschlagen; wir sind singend von Moskau nach Paris gekommen. Die Elemente haben uns überwunden und die Überzahl und der Duc d'Otrante und die Verräterei. Der Kaiser! Ich habe ihn gesehn — es gefällt mir keiner mehr nach ihm . . . Ich war in Dresden während der sächsischen Campagne Magazinverwalter; ich hielt mein Magazin, das mufs ich sagen, in Ordnung, die Soldaten bekamen alles gut und in vollwichtigen Rationen. Wer den armen Teufeln das Ihrige nimmt, dachte ich, stiehlt's aus der Kirche. Enfin! Was ist's weiter, wenn man seine Pflicht thut? Eh bien! was geschieht? Der Kaiser, zu Pferde, kommt eines Tages, reitet in mein Magazin, hinter ihm der Prince de Neufchâtel und der Prince Poniatowsky und der Général St. Cyr. Zu Pferde revidirt er alles, läfst sich jeden Artikel zeigen, kostet das Brod, probirt den Branntwein. Und da er nun alles gut findet und besser als irgendwo, wird er immer freundlicher, fängt an zu lächeln und sagt: Bon! und zu mir sagt er: Votre nom? — Pützenkirchen, Sire! antwortete ich. — Notez! sagt der Kaiser zum Prince de Neufchâtel, und dieser schreibt meinen Namen in seine Schreibtafel. Darauf wirft mir der Kaiser noch einen Blick zu und reitet fort...'

Aber gerade diese köstliche Plastik oder Gegenständlichkeit, wie man heute sagt, empfand der Schriftsteller selber noch nicht als seinen Hauptvorzug. Noch 1831 fühlte er, dafs er nie zum Künstler im höchsten Sinne reifen würde: 'ich glaube', sagt er, 'dafs ich unter Römern oder im Mittelalter reiner Praktiker geworden wäre'; er beklagt, dafs die Eindrücke zwar frisch und energisch auf ihn wirkten, aber einzeln und unvermittelt in ihm stehen blieben. Und zum leidenschaftlichen Aufschrei, zum verzweifelten Selbstbekenntnis wird dies Gefühl in jenem Wort von Merlin-Immermann:

Vor meinem Geist steht alles klar und hart,
Ich schmachte nach den Finsternissen.

So ruft er in dem formlosen, aber schönen Gedichte aus, das er nach dem 'Alexis', jenem Drama voller Tiefe, aber auch voller dumpfer Reflexion über die Widersprüche jedes Daseins, aus der heifsen Empfindung eines nach Glauben verlangenden Herzens schrieb. Man hat vor kurzem den Merlin 'die Tragödie des Glaubens' genannt und Immermann die tiefsten theosophischen Offenbarungen zugetraut oder nachzuempfinden gesucht. Aber eins ist dabei doch, so schön die Hingabe an solch ein Einzelwerk des Dichters bleibt, keinesfalls aufser acht zu lassen. Immermann befand sich selbst durchaus in einer Übergangsperiode, nicht zuletzt auch seines religiösen Empfindens: die Unklarheiten der Dichtung bedeuten nicht nur Tiefsinn, sondern ebensooft Wiederspiegelungen seines eigenen unklaren Träumens. Lange hat ihn der Gnostizismus beschäftigt, ja noch im Münchhausen tönen diese Klänge nach. In diesem unklarsten aller Systeme, wenn man dies Wort überhaupt hier anwenden darf, sah Immermann tiefsinnigste Theosophie, aus ihm glaubte er das Raunen ur-

Digitized by Google

alter, beseligender Geheimnisse zu vernehmen. Aber ob der Dichter, der sich hier wesentlich an Neanders Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche hielt, diese Dinge richtig verstand oder nicht, gilt hier ebensogleich wie das zwischen den Zeilen zu lesende Geständnis der eigenen religiösen Unfertigkeit, wie schliefslich auch der Nebenzweck, Goethe zu übertreffen. Denn es handelt sich hier um ein Gröfseres. Der Poet will hier nicht nur von sich Kunde geben, die Heiligkeit des Landes, das er betritt, verbietet ihm die rein weltlichen Gedanken, er ringt und kämpft, ohne, wie so oft vorher, die Blicke aller Zuschauer auf sich ziehen zu wollen. Gelang ihm bis dahin noch kein Lied, kein Idyll, keine Novelle und auch kein Drama recht, weil er nichts in sich zur goldenen Frucht reifen liefs, blieb ihm bis dahin die Transcendenz des Dichtens ein Geheimnis, so erreichte er hier in der Region, in der wir alle ringen und streben müssen, um heiliger Ahnungen teilhaftig zu werden, die nächste Berührung mit wirklicher Poesie. Er mufste sich von dem furchtbaren Gefühle des Widerspruchs, das er in der Religion und ihrer Ausübung wie ihrer Entwickelung, in Natur und Gott empfand, von dumpfem Sinnen, von bangen Zweifeln erlösen: solche fast unbewufste Selbstbefreiung aber hat auf Erden noch stets Dichten geheifsen. Es verschlägt nichts, dafs die Artusepisode selbst nach dem Urteile des letzten begeisterten Interpreten frostig bleibt, dafs überhaupt die keltisch unplastische Gralsage uns immerdar ferne stehen wird, es bedeutet wenig, dafs Klingsor-Goethe wieder ein Fehlgriff war und der Rhythmus der Dichtung wie immer hinkte: so etwas wie das Gespräch zwischen Satan und Lucifer, wie die Szene, da Merlin dem 'mächtigen Gott in der Natur' die 'Natur in Gott' zeigt, wie endlich die letzte Episode zwischen Merlin und seinem Vater bleibt ein Kleinod deutscher Poesie. Wie unmittelbar erfafst uns die Plastik des erstgenannten Auftrittes, da Satan gen Himmel dräuend ruft:

Dafs uns nichts bleibt, als nachzuäffen!
Er hat das Erfinden, hat das Treffen.

Wie grauenvoll erhaben und wahr redet der satanische Demiurg zu seinem glaubenden Sohne, dem er auf die Frage nach seinen Freunden vernichtend antwortet:

Sie wollten zu Ihm und sind bei mir!

und den er belehrt:

Die Reu macht nicht zurückewall'n die Bäche,
Sie ist das Schlimmste, ist die zweite Schwäche.
. . . .
. . . .
Wenn Einer ihn (d. h. Gott) sachwalterisch verteidigt,
Dann zuckt er, in dem Innersten beleidigt.
Er will, von eigner Majestät umflossen,
Unfafslich schweben, dem Verstand zum Trutz.

Es ist schön, dafs unsere Zeit nach dem unbegreiflichen Urteile von Dav. Friedrich Straufs', der den Merlin 'ein unverdauliches Gebäck aus ab-

gestandenen Sagen und gnostischen Träumereien' nannte, sich der eigenartig tiefen und religiösen Dichtung wieder mit Liebe zugewandt hat. Dafs noch zu viel herausgelesen wird, mehr als der Dichter vielleicht selbst hineingelegt hat, ist kein Schaden, sondern vielmehr ein Zeichen für die Frische dieser Studien, die den Poeten zu erfassen suchen, der im Merlin menschlich schönen Frieden mit seinem Ehrgeiz und den schweren Gedanken seines Innern suchte und zum Teil auch fand.

In einem seiner zahlreichen Selbstgeständnisse berichtet uns Immermann, dafs ihn das eigene Vergnügen an seinen Sachen sehr schnell verliefse. Beim Merlin war es anders, der tiefgründige Stoff, die überaus erregende Ausarbeitung liefsen den Dichter nicht ganz zum Ende kommen, das innere Erlebnis erhielt keinen Abschlufs. Er kommentierte den Merlin weiter in Briefen, er spann ihn in neuen Ideen fort. Der Kummer um die erbärmliche Zeit, in der er lebte, setzte sich ins Mystische um; hatte er vorher nach einem grofsen Manne, nach einem neuen Napoleon geschrien, so gewinnen jetzt Vorstellungen vom mystischen Kaiser in ihm Raum, chiliastische Sonette vom künftigen Propheten, der ein natürlicher Mensch sein werde, flüstern in sonderbaren Ahnungen und entlegenen Reimen.

Es war ein Glück, dafs Immermann dies Gebiet, auf dem er seiner ganzen Natur nach nie dauernd heimisch werden konnte, bald verliefs. Nach der Sitte der Zeit fafste er seine Reiseerfahrungen in einer Schrift zusammen. Auch diese Stücke, das 'Reisejournal', 'Ahr und Lahn', 'Blick ins Tyrol', die 'Fränkische Reise' werden heute fast gar nicht mehr gelesen. Und doch verdienen sie mindestens dasselbe Studium wie Heines endlose Pikanterien. Gewifs, auch in diesen Schriften stören wie immer bei Immermann die litterarischen Arabesken, aber wer erfahren will, wie ein einsichtsvoller, gerechter, patriotischer Norddeutscher in den dreifsiger Jahren Deutschland betrachtete, der greife zu Immermanns Reisedarstellungen. Überall sehen wir ihn bestrebt, die Dinge so zu sehen wie sie sind, selbst die stupide österreichische Censur sucht er aus natürlichen Gründen zu erklären, mit einer Art historischer Rührung betrachtet er jedes Überbleibsel von Kaiser und Reich. Wie er nicht schwärmt, so schilt er auch nicht; dem süddeutschen Schimpfen auf den Polizei- und Militärstaat Preufsen begegnet er mit ruhiger Sachlichkeit. So ist er einer unserer besten Kulturkenner, mag ihm auch das gelehrte Rüstzeug dazu mangeln. Er ist einer von den wenigen, die Goethes Lehre befolgten und wirklich in Dichters Lande gegangen sind: in einer kurzen, aber meisterhaften Darlegung (Hempel XX 66) hat er Jean Pauls Wesen aus der landschaftlichen Umgebung des Autors zu deuten versucht. — Freilich beschäftigt ihn fast ausschliefslich der Mensch und seine Schöpfung, die Geschichte; die Natur spricht weniger zu ihm. Sie erweckt ihm höchstens ästhetisch-sinnliche Gefühle, auch wohl ein 'magisches Grauen', und natürlich sieht er auch wieder durch die litterarische Brille, wenn ihm drei Felsenthore eine Stelle aus Calderon nahe bringen; gelegentlich schenkt er sich auch ganz den Anblick eines Naturschauspieles und läfst es sich beschreiben.

Digitized by Google

Wir nähern uns Immermanns grofser Schaffensperiode. Auch hier werden seine Leistungen wieder unterbrochen durch minder Geglücktes oder durchaus Mifslungenes. Lesen wir noch Albrecht Dürers Traum (1833) mit einem gewissen psychologisch persönlichen Interesse, wenn der Dichter, dem oft die 'Triller einer rotwangigen Sängerin' sein Publikum entführten, seinen Helden schelten läfst, dafs die Erscheinung eines Kamels von der Betrachtung seiner Gemälde ablenken könne, so bleibt doch die 'Ghismonda' (1837) so absolut unpersönlich und farblos, dafs man sie nur mit dem auch von D. F. Straufs verurteilten Frühlingscapriccio an innerer Unbegreiflichkeit zusammenstellen kann. Dafür aber werden die 'Epigonen' fertig, jenes langgeplante, tiefernste Werk, das, solange noch ein Deutscher mit liebevollem Auge auch unerfreuliche Zeiten deutschen Werdens verfolgen mag, nie veralten wird. Dafs die Erdenschwere der Darstellung die poetische Konzeption völlig erdrückt, ist bekannt wie die gar zu deutliche Nachahmung Goethes in Form und Inhalt. Aber für alle poetischen Mängel werden wir reichlich durch die unvergleichliche Plastik der Verhältnisse entschädigt. Wer sich mit jener Zeit nur ein wenig beschäftigt hat, wer seinen Treitschke kennt, erstaunt immer wieder aufs neue über die unsagbare Treue der Schilderung. Wie treten uns doch Menschengruppen, Parteien und Stände so nahe, von den Philhellenen, den Demagogen, den Pädagogen ab bis zu den harten Industriellen und dem nobeln, aber weltfernen, verdrossenen Reichsunmittelbaren mit seinem Scheindasein! Kein Gemach im Hause des Vaterlandes, das sich uns nicht aufthut. Der Fürstensaal und der Reitstall, das Wirtshaus und der Berliner ästhetische Thee mit seinen Talmigenüssen, die Schule und das Gerichtszimmer erschliefsen sich uns mit gleicher Bereitwilligkeit. Der Ernst der Zeit läfst ihren Darsteller nur selten lächeln; der Schelm blickt nur durch in der köstlichen Schilderung der selbstsicheren Pädagogen, in der Ehe des antisemitischen Wilhelmi mit einer Jüdin und allenfalls noch, freilich schon mit stark satirischer Mundfalte, in den 'Demagogen' und der göttlich einfachen Erklärung eines der jugendlichen Weltverbesserer: 'In der Bundeskasse haben wir an dreiundsechzig Thaler; es kann alle Tage losgehen.' Aber sonst fehlt der schweren Zeitdichtung jeder leichtere Fittich. In jener charakteristischen Verwandlung des idealistischen Philhellenen zum ziegenmelkenden Hauspapa lehrt Immermann nur die niederschlagende Entwickelungsregel, die aus dem deutschen Heldenjüngling unfehlbar mit der Zeit den Philister zum Vorschein bringe. So ist die Jugend entweder verrannt oder servil, die Männer sind eitel oder Hypochonder, auch die Greise können auf kein Lebensergebnis zurückblicken. Ähnlich geht es mit den Ständen. Der Adel, durch und durch verrottet, verschuldet, reaktionär, ruiniert durch seine Unsittlichkeit die Bürgerhäuser; der Bürger rächt sich durch die Macht des Geldes, sein Leben aber bleibt anmutlos und zuletzt unfruchtbar; die Pädagogen sind Systemreiter, die Gelehrten vom Fache wütende Rechthaber oder eitle Ordensträger; man ignoriert die alten Helden der Befreiungskriege, man schämt sich beinahe der Siege von 1813—15, man spöttelt in den Salons über jede Autorität und buhlt dann doch — Immermann verschont sich selbst

nicht — um eine jener wohlfeilen Ermunterungen des Alten von Weimar; man schwatzt hochweise von Kunst, um dann vor urwüchsigster Natur die Fahne zu streichen. So heben sich nur wenige gesunde oder gesundende Persönlichkeiten aus diesem Elend der Zeit hervor: das ist der Arzt, zu einem kleinen Teile mit Immermanns Zügen ausgestattet, ist die etwas iphigenienhafte Gestalt der Johanna, ist die liebliche, nur etwas gar zu blafs gehaltene Cornelia. Der Glaube an das menschliche Herz, an die 'Boussole im Schiffe der Zeit', wie der Dichter im Münchhausen sagt, ist hier also schon vorgeahnt.

Niemals, das ist mit Recht oft gesagt worden, ist seit Goethes Wilhelm Meister eine Zeit besser erkannt worden als in dieser Darstellung. Sind die poetischen Gestalten des Stückes mit wenigen Ausnahmen noch konstruiert oder nachgeahmt, so hat der Dichter die Darstellung der Zustände mit seinem Herzblute geschrieben. So gerecht er bleibt, er hat nicht nur angeschaut, mitgelebt, sondern auch mitgelitten. Der heldenhafte Zug, der durch Immermanns ganzes Leben geht, desselben, den eine neuere Darstellung mit unverfrorener Gemütlosigkeit frischweg einen 'Pechvogel' genannt hat, zeigt sich auch hier: mit 39 Jahren beendete der Dichter voll trüben Sinnes seinen Zeitroman, drei Jahre später, und er hat durch die Kraft des Gemütes wie die Schärfe seines Auges neue Quellen der Hoffnung auf dem Boden des Vaterlandes gefunden.

* * *

Mittlerweile hatte das Geschick Immermann die schöne Gelegenheit geboten, die beiden Faktoren seines Inneren, die Lust am Organisieren und Herrschen, den königlich preufsischen Sinn, und die Poesie der reichbewegten Dichterbrust, wenigstens in Nachempfindung, zur Ausarbeitung zu bringen. Man hat wohl gesagt, das schöne rheinische Leben habe auf den Dichter mildernd gewirkt. Das ist nicht richtig; er blieb ebenso schroff und unharmonisch unter den munteren Franken wie bei den schwerfälligen Niedersachsen. Sechs Jahre nach seiner Übersiedelung an den Rhein, noch im Jahre 1833 erkannte Dorothea Tieck, dafs die Widersprüche bei ihm wie in Fels gehauen daständen, darum sei er gewifs auch selbst nie glücklich und mache auch unglücklich. Immermanns Schroffheiten liefsen sich nicht mildern, aber alle unharmonischen Kräfte seines Inneren konnten wie die Leidenschaften jedes bedeutenden Menschen umgesetzt werden. So ist ihm trotz unendlicher Arbeit, unsäglichen Ärgers die Thätigkeit an der Bühne zum Heile geworden. Er hatte da nicht so viel Zeit wie früher über sich nachzudenken, er wirkte sich aus nach beiden Seiten seines Wesens hin. Er zwang das Theaterpersonal, nicht sich selbst, sondern den Dichter vorzutragen, nicht Mätzchen zu machen, sondern des Poeten Worten zum Rechte zu verhelfen; er zwang sie alle, stramm und unerbittlich, er trug ihnen gegenüber immer den königlich preufsischen Dienstrock; sie wüteten oft über ihn, gehorchten aber doch zuletzt, weil sie erkannten, dafs er das Rechte wollte. Sein Wirken am Theater ist seit einiger Zeit durch gelehrte Arbeit wie durch Veröffentlichung persönlicher Erinnerungen in ein helleres Licht getreten. Weite Aufschlüsse über seinen

Charakter erhalten wir natürlich nicht daraus, alle die Einzelzüge setzen sich zu der alten Figur zusammen, die wir hier zu erklären suchen. Das Theaterjournal zeigt überall den alten Immermann, der kaum einen Tag ohne Zeile vergehen läſst, die mannigfachsten Beobachtungen, die feinsten Studien über die Litteratur der Bühne macht, die dann freilich gelegentlich mit grimmig hypochondrischen Ergüssen abwechseln. Eigentümlich berührt dabei den Psychologen, daſs derselbe Mann, der immer nur den Dichter zu Worte kommen lassen wollte, doch auch einmal durch sonderbare Effekte im Hamlet und durch eine sensationelle Gefechtsszene in den 'Räubern' den Dichter zu überbieten suchte: eine Nachgiebigkeit dem Publikum gegenüber, für die man sonst vergebens in Immermanns Herzen Raum sucht. Natürlicher, seinem sonstigen Wesen entsprechender war es schon, daſs nach der Probe die Gräfin und die übrigen Freunde dem in olympischer Ruhe thronenden Dichter ihren Dank für den Genuſs zu Füſsen legen muſsten. — Wenn sich noch in unseren Tagen die mündliche Tradition von dem, was Immermann gelungen war, nicht völlig in Schauspielerkreisen verflüchtigt hat, so kann man erkennen, wie sehr er seiner Zeit gewirkt haben muſs. Er hatte durch seine ernsten Dichtungen, durch seine gewaltige praktische Thätigkeit nun wirklich die Stellung errungen, nach der er sich, im Bewuſstsein der in ihm schon lange vorhandenen, nur gebundenen Kräfte seit seiner Jugend gesehnt: er war nicht nur der 'bekannte Schriftsteller Immermann', wie er sich mit leichter Ironie im Münchhausen selbst nennt, geworden, sondern galt weit und breit als einer der Besten im deutschen Lande. Er fühlte Boden unter den Füſsen, die Zweifel an seinem Können waren trotz vieler Miſserfolge gewichen.

Kaum war das Theater in Düsseldorf zu Grunde gegangen, so sehen wir Immermann am Münchhausen thätig. Der Plan zu einem solchen Werke war ihm, wie wir oben bemerkten, schon 1830 aufgetaucht; jetzt ging der Dichter mit voller Energie an die Ausführung. Wir erkennen augenblicklich, wie viel leichter durch die erreichten Erfolge sein Sinn geworden ist. Die grimmige Satire, der dumpfe Groll früherer Jahre verschwindet, ein übermütiger Spott ergeht sich über Menschen und Dinge, der Dichter schlägt gelegentlich die tollsten Kapriolen. Und wo der Verfasser der Epigonen trauerte und nur mit Mühe seinem Pessimismus Halt zu gebieten vermochte, ist hier nun das Palladium deutschen Wesens gefunden in der Idee vom unsterblichen Volke. Wir wissen jetzt, wie der Münchhausen entstanden ist[1]), der satirische Teil herrschte zuerst absolut vor, aus einzelnen Bildern des westfälischen Lebens in Dorf und Stadt hat sich dann die sogenannte 'Dorfgeschichte' entwickelt. Aber weder hängt der satirische Teil in sich zusammen, denn die Fabulistik zersprengt ihn, noch ist zwischen der Satire und der Idylle eine wirklich organische Verbindung vorhanden; durch Lisbeth und das Symbol der aus dem Moder erblühten Blume wird doch kein eigentliches Ferment geschaffen. Nach seinem

[1]) Ich habe das Material im Nachlasse des Dichters herausgegeben und geordnet: vgl. die Immermann-Gedächtnisschrift von 1896 S. 121 ff

eigenen Geständnis wuchs dem Dichter der Stoff wieder über den Kopf. Aber an die Stelle der rein künstlerischen Einheit tritt nun eine Art menschlich ethischer; darum ist mit Recht wieder und wieder darauf hingewiesen worden, wie schön die unwirkliche Welt der Münchhausiaden, voll von Schatten und Gespenstern, durch das positiv kräftige Wesen auf dem Oberhofe und die Wirklichkeit des menschlichen Herzensschlages ergänzt werde, oder, um mit Immermann selbst zu reden, wie 'ästhetisch schön das Luftschlofs des Münchhausenschen Nihilismus durch respektabeln Realismns und Positivismus kontrabalanciert werde'. Darum sind alle tieferen Freunde des ganzen Immermann jederzeit gegen die Verstümmelung des Werkes, gegen die Heraushebung des 'Oberhofs' gewesen. Denn welche Schwierigkeiten das Verständnis der Satire auch bereiten mag, so spricht doch ein grofser Teil auch dieses Stückes für sich selbst. Die Marotten des alten Barons, die fixe Idee des Schulmeisters, die Verstiegenheit Emerentias, das jämmerliche Zusammensein der Akademiker von Schnick-Schnack-Schnurr bei Salat und schimmligem Grashecht und den 'ansgezeichnet albernen' Erzählungen des Gastes, die göttliche Bedientennatur Karl Buttervogels, nicht znletzt die Person des Freiherrn und 'Erzwindbeutels' selbst mit seinem klappernden Lachen, seinem Ergrünen, seinem verschiedener Gefühlsausdrücke fähigen doppelfarbigen Augenpaar: alles dies in seiner Drastik nnd unmittelbaren Komik zu empfinden, braucht man kein Litterarhistoriker zu sein, keinen Kommentar zu benutzen.

Über den 'positiven' Teil versagt das Wort. Lange schon hat sich die Nation in ihm selbst gefunden und wird sich immer wieder in ihm finden. Mag der Dichter nach seiner Art auf den inneren Reichtum Deutschlands vielleicht etwas zu deutlich als Kommentator des eigenen Werkes hinweisen, so bleibt doch noch genug Unbefangenheit des Schaffens übrig, also dafs wir von der Immanenz des Patriotismus bei diesem Werke sprechen dürfen. Die Liebesidylle finden manche heute etwas sentimental. Darüber zu streiten hat keinen Sinn; hier kann man niemanden bekehren. Aber kein Leser kann unberührt bleiben von der Schönheit eines Motivs, von dem poetischen Fernblick in die Zeiten der Ehe hinein, für deren Irrungen der Dichter das schöne Wort gegeben: Das ist nicht Oswald, das ist nicht Lisbeth, das ist der Zufall.

Und doch, so volkstümlich die Liebesgeschichte geworden ist, so sehr sich jeder Patriot an der westfälischen Wirtschaft freut, so ganz finden wir den alten, oft gar nicht volkstümlichen Immermann auch hier wieder. Dafs die Schilderung von Land und Leuten nur die höchste Erhebung seines Patriotismus, den Triumph seiner Erkenntnisfähigkeit für das charakteristisch Deutsche bedeutet, hat unsere Darlegung gelehrt. Aber noch andere Elemente seines Dichtens, Denkens und Fühlens wirken nach. Das Waldmärchen ist noch ein Nachklang der Romantik, die 'noch verbotenen' Gedanken in einer Krypte erinnern an den Merlin, der Gnostizismus ist noch nicht völlig überwunden, die gelegentlich vorkommenden Verse sind noch ziemlich schlecht, und vor allem wirkt die Litteratur immer wieder unheilvoll nach. Straufs tadelte es, dafs der Diakonus seine Meinung von Lisbeth dahin präzisiert, Goethe würde das

Mädchen eine Natur genannt haben: 'er beschreit es auch schon', ruft der verstimmte Schwabe aus. Schlimmer ist das Citat desselben Diakonus aus Fletcher bei der herzlichen Begrüfsung des Jägers, am schlimmsten aber, dafs Oswald seinen trunkenen Empfindungen nur durch eine Stelle aus Gray Luft machen kann. Ganz ist auch noch nicht die unbewufste Nachahmung aus der Dichtung entschwunden. Denn jenes köstliche Gespräch zwischen dem Schirrmeister und dem Küster über das höchste Glück, das für jenen in einem tüchtigen Schwitzen besteht, erinnert doch lebhaft an Dickens; so etwas könnte auch irgend eine jener köstlichen Augenblicksgestalten der Immermann wohlbekannten Pickwickier, irgend ein 'Hausierer' oder ein 'Mann mit dem schmutzigen Gesicht' sagen. So umgeben überall noch die Schlacken den goldenen Kern; wir haben im Münchhausen in nuce den ganzen Immermann.

Die patriotische Vollstimmung, aus der der Münchhausen in seinem besten Teile stammt, sättigt auch die schönen, bisher nur von Kennern gelesenen 'Memorabilien'. Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine 1838 sah im 'Kameraden' Immermann den Mittelpunkt der Feier. Es gelang dem Kämpfer von Ligny und Belle-Alliance ein Lied, würdig des Festes; seine Schrift über das Fest selbst, eingeleitet durch eine Betrachtung über die Erhebung von 1813, ist ein Kleinod patriotischer Stimmung, das so rein, so hell nur in Deutschlands Gauen funkelt. Napoleon wird nicht geschmäht, aber mit unerbittlichem Ernste hebt der Schriftsteller hervor, was der Preufse ihm nie vergeben darf. Von der Vorbereitung der Erhebung, der 'Schöpfung des Schweigens', heifst es: 'Die Franzosen sehen den Tugendbund, sie sehen diesen oder jenen Verdächtigen; aber sie übersehen das Gröfste, Verdächtigste.' Den versammelten Veteranen prägt Immermann tief ins Herz ein, was es bedeute, einem Reiche anzugehören, das eine grofse Geschichte besitze: wie oft hat Treitschke dies späteren Generationen zugerufen! Wer aber diese edelste Seite des Dichters noch eingehender kennen lernen will, der mufs die schöne Schrift, der man gar nicht genug Leser wünschen kann, 'Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren' vornehmen. Nach Immermannscher Weise giebt sie viel mehr als ihr Titel verspricht. Der Schriftsteller erzählt viel über seine eigene Jugend, darunter auch manche belustigende Schnurre, aber die Hauptsache bleibt ihm stets, dabei zu zeigen, wie sich die Ereignisse in ihm spiegelten. Seine Absicht ist, endlich einmal über diese vielgerühmte und vielgescholtene Jugend die Wahrheit zu sagen: 'Wir haben zwar viel gehört und gelesen — einesteils von frischer, freier, frommer, fröhlicher Jugend, Tugend und Zucht, von den Gebeinen der Jünglinge, die auf den Feldern von Grofs-Görschen modern, — andernteils von überspannten jungen Menschen, von Demagogen und Hochverrätern. Ich erinnere mich aber keiner Darstellung, welche, wenigstens mit einiger Mühe und Sorgfalt, hinabgestiegen wäre in die Ökonomie des jugendlichen Geistes und Gemütes jener Zeit und nachgewiesen hätte, was darin durch die Hand des Elends und der Befreiung entwickelt oder zerrüttet, zurechtgerückt oder verschoben worden ist.' Diese feingearbeitete historische Sonde legt nun Immermann an jene Zeit. Er schildert die deutsche Familie

Digitized by Google

in ihrer Bedeutung, gerechterweise nicht nur in ihrem Reiz; denn er sieht auch da Sittenlosigkeit und Heuchelei, daneben Sentimentalität nicht selten vertreten. Aber er stellt sie hoch über die Verhältnisse des übrigen Europa. Er feiert die deutsche Ehe und weist selbst der Vernunftehe den Platz an, der ihr unstreitig gebührt; er zeigt, wie wenig tief im Gegensatze zu uns die Engländer von der Ehe denken, also dafs zwei jämmerliche Helden der Pickwickier, der Feigling Snodgrass und der Narr Winkle, doch den Hafen der Ehe erreichen können. Er weist nach, wie schwer der Druck auf der Jugend lag, wie Lehre und Litteratur auf sie wirkte, wie hier besonders Schillers Einflufs thätig war. Auch Jahn, den Immermann mit einem gewissen Rechte als verschollen betrachtet, erhält eingehende, nicht gerade liebevolle Beurteilung; es ist ungefähr derselbe Ton, in dem Treitschke über den Sonderling redet. In mächtigen Strichen wird dann ein Bild Napoleons entworfen, jenes 'gotischen' Elementes der Weltgeschichte, wie es in den Usurpatoren unter den Germanenfürsten hervortrat; im Anschlusse an Napoleon wird dann die entsittlichende Wirkung des Despotismus geschildert. So wirkt die Familie, so Lehre, Litteratur und schliefslich die Tyrannei auf die deutsche Jugend: 'so war keine frühere, so ist die spätere Generation nicht erzogen worden'.

Immermanns Schwanengesang ist 'Tristan und Isolde' geworden. Über dieser Dichtung liegt darum ein frommer Schleier. Die schönempfundenen Verse 'Gestorben war das Herz und lag im Grabe ...', Marianne Niemeyer als Motto des heifsen Sanges dargebracht, nicht lange bevor der schnelle Tod die kurze Liebe endete, schienen bisher der kritischen Prüfung Einhalt zu gebieten. Aber wir dürfen hier doch nicht stehen bleiben; es gilt auch diese letzte Schöpfung des Dichters ins Auge zu fassen. Ist sie doch recht belehrend, zeigt sie doch wieder die alten Züge des Immermannschen Charakters, vermag sie doch recht eigentlich unserer Betrachtung den Schlufsstein einzusetzen. Das Lied ist nicht vollendet worden, und das ist sein Glück. So kommt manche schön konzipierte Stelle, mancher edle Gedanke, manch glühende Schilderung zu ihrem Rechte, Vorzüge, die sonst in der Ausführung des langen, verworrenen keltischen Mythus sich hätten verlieren müssen. Der Stoff wäre Immermann auch hier wie jederzeit über den Kopf gewachsen. So freuen wir uns denn der schönen Führung des Epos, vor allem solcher Sänge wie 'Rivalin und Blanscheflur' mit der süfsen Beschreibung des jungfräulichen Wangenrots:

Die weiche, weifse, volle Schöne,
Gepriesen durch des Liedes Söhne
Als eine weifse Rose, die
Natur schalkhaft, voll Ironie
Auf alabasterweifsen Wangen
Anhauchte mit dem zärtsten Rot,
Dafs nicht zu sehn, wo angefangen
Der Kufs, den ihr der Hauch entbot,
Wo sich der Unschuld Weifs verlieret
Und heimlich Wünschen rötlich zieret;

intimste Beobachtung zeigt auch die Schilderung des fieberkranken Tristan, und tief ergreift uns Branganes Seelenschmerz um die geopferte Unschuld. Aber die Schönheit der Dichtung liegt doch wieder hinter hemmendem Gitter vor uns. Vorspiele, Intermezzi, Nachspiele, lange Reflexionen stören; bald fragt der Dichter, ob das eigene Vaterland nach dem langen Frieden auch kriegsbereit geblieben, bald begegnet er im voraus der Kritik, bald redet er von der eigenen Entwickelung: so setzt sich bis in dies letzte Erzeugnis seiner Phantasie der Selbstkommentar fort. Und dann: wenn König Ludwig unmutig von Cornelius sagte: Ein Maler mufs malen können! so empfinden auch wir mit Ungeduld, dafs ein Dichter doch Verse zu machen im stande sein mufs. Immermann konnte über dieses sein Unvermögen nicht im unklaren sein; man bewundert etwas den Mut, mit dem der Dichter Monstren bilden konnte wie:

> ... ja, das ist
> Der Reigen ja der Steine, sollend
> Bedeuten Mark und zeigen wollend ...

oder:

> Dort an dem Stuck,
> Am Knauf von Stuck, hing eine Geifsel;
> Die nahm Tristan, und das Geschmeifsel (nämlich den Zwerg)
> Durchgeifselt er so eiferwild ...

Und nun gar die 'Seitensprünge des Sinnes', wie:

> Der Prälat
> Erhob das Schreiben, das die Saat
> Von Markes Freuden trug, zu liefern
> Den ganzen Text mit seinen Kiefern,

oder vollends:

> Wir fahren nach dem Eiland.
> Noch lebst du; bald bist du ein Weiland.

Es ist die alte Erfahrung, die wir machen. Der Dichter hat wieder einen lang in ihm schlummernden Stoff hervorgeholt, sich an eine Dichtungsform gemacht, die seiner andersgearteten Natur nicht entsprach; anstatt seiner herrlichen Prosa lesen wir holprige Verse, die um nichts besser sind als seine Jugendversuche: der Tristan bedeutet wieder trotz mancher Schönheiten einen starken Rückschlag.

Man hat Immermanns Tod einen tragisch vorzeitigen genannt. Mit Recht: solch markige Patrioten sterben immer zu frühe. Ob der Dichter zu frühe gestorben ist, das steht dahin, läfst sich nicht entscheiden. 'Nur an dem Schicksal langlebiger Männer kann das befangene Urteil der Menschen zuweilen deutlich erkennen, dafs dem Sterblichen wird, was er verdient', sagt Treitschke. Aber Immermann ist trotz der Kürze seines Lebens schliefslich doch zu teil geworden, was er verdiente; er empfand deutlich, dafs er seinem Volke ein Grofses gegeben, dafs es sich in seiner Dichtung selbst anschauen und geniefsen durfte. Er hatte anders, als so mancher deutsche Dichter, das Leben des Poeten mit der 'finsterstirnigen Entschlossenheit (*grimbrowed resolution*) der Preufsen', wie

Digitized by Google

Carlyle sagt, als einen Kampf begonnen; gewaltige Heeresmassen standen ihm zu Gebote, er verstand sie lange nicht zu entwickeln, er glaubte mit seiner wenig geübten Reiterei siegen zu können. Endlich erkannte er seine Stärke; sein schweres Fufsvolk gewann ihm die Höhe des Lebens: ist es tragisch, dafs er als Sieger starb?

Es ist eine Anmafsung, bedeutende Charaktere ganz analysieren zu wollen; ein letzter unteilbarer Rest bleibt stets ungelöst zurück und widersteht allen kritisch psychologischen Reagentien. Vollends bei einem Charakter wie bei Immermann. Aber der Versuch mufste gemacht werden, dieser Persönlichkeit als einem Ganzen näher zu kommen als bisher. Die Arbeiten jüngerer Forscher über Einzelwerke Immermanns schliefsen heute wohl manchmal etwas resigniert mit dem Bekenntnisse, das behandelte Werk sei an sich weniger bedeutend als die dahinterstehende menschliche Persönlichkeit. Dies etwas karge Lob bedarf hier der Erweiterung, der Ergänzung. Es ist unmöglich, dafs viele heutzutage Immermann um seiner Persönlichkeit willen lesen; das Publikum verlangt zumeist, nicht mit Unrecht, nicht nach dem relativ Interessanten, sondern nach dem absolut Guten. Aber das wenige absolut Gute bei Immermann ist ohne seinen Charakter, seine Persönlichkeit nicht denkbar; nur der 'derbe Sohn der Erde' konnte Westfalens Land und Brauch so erfassen und darstellen, nur ein solcher Patriot die Herrlichkeit deutschen Wesens auch in flauer Zeit so empfinden; Ruhe der Beobachtung, feurigstes Empfinden, Erdenschwere, Dichterflug reihen sich in keinem Menschen so widerspruchsvoll und doch wieder in seinem besten Werke so harmonisch sich ausgleichend aneinander wie bei Karl Immermann.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Heinrich Nissen, Italische Landeskunde II. Band 1. Hälfte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. 480 S.

Ein neues Buch von Heinrich Nissen ist ein Ereignis in der wissenschaftlichen Welt, und zwar nicht nur in der philologisch-historischen. Wie Nissen die exakte Methode der Messungen zur Grundlage seiner Forschungen gemacht hat, wie er die Resultate der modernen Geographie und Statistik, der Geologie und Mineralogie, der Zoologie und Botanik in den Kreis seiner Beobachtungen zieht und sorgfältig verwertet, so gehört er zu den wenigen Philologen, deren Bücher auch von den Vertretern der sogenannten exakten Wissenschaften gelesen und bewundert werden. Ich habe vor Jahren einen sächsischen Geheimen Baurat, den die italienische Regierung als Sachverständigen zu der Poregulierungskommission zuzuziehen pflegt, auf Nissens fesselnde Schilderung des Polandes im ersten Teile der 'Italischen Landeskunde' (S. 176—212) aufmerksam gemacht; seitdem hat mich dieser Mann der Praxis, so oft ich ihm im Leben begegnete, immer wieder von neuem gefragt, ob denn der zweite Teil der 'Italischen Landeskunde' noch nicht erschienen sei, den zu lesen er ein förmliches Verlangen verspüre. Seine und meine und vieler anderen zuwartende Geduld wurde ja allerdings auf eine harte Probe gestellt, denn seit dem Erscheinen des ersten Bandes (1883) sind fast zwei Jahrzehnte vergangen; aber nun ist ja auch dieser Wunsch am Baume der Erfüllung gereift, und zwar noch vollkommen zu rechter Zeit. Denn niemand kann sagen, dafs etwa der erste Band veraltet wäre; das Ansehen des Buches, das zu den Marksteinen in der Geschichte antiker Historiographie und Geographie gehört, ist vielmehr seit seinem Erscheinen noch gestiegen; und anderseits reiht sich auch der neue Halbband nach Form und Inhalt seinem Vorgänger so würdig an, dafs er alle berechtigten Erwartungen erfüllt.

Der erste Band behandelte aufser einer die Quellen betreffenden Einleitung in elf Kapiteln 'Land und Leute' des alten Italien; der zweite Band hat es mit den 'Städten' zu thun, und zwar erscheinen diese landschaftlich geordnet: Kapitel I Ligurien, II Transpadana, III Venetia und Histria, IV Aemilia, V Etrurien, VI Umbrien, VII Picenum, VIII Hochappennin. Innerhalb dieser landschaftlichen Kapitel ist die Anordnung landsmannschaftlich. So besteht das II. Kapitel Transpadana wieder aus den Abschnitten: 1. Tauriner, 2. Salasser, 2. Libiker, 4 Insubrer. Jedes Kapitel und jeder Abschnitt wird durch eine kleine Einleitung eröffnet, in der Name und Grenzen, die allgemeinen Verhältnisse der Landschaft und vor allem ihre Unterwerfung durch die Römer kurz besprochen werden; darauf folgt, was Nissen von den einzelnen Gemeinden der Landschaft zu sagen hat.

Dabei zeigt er eine grofse und weise Beschränkung. In der richtigen Erkenntnis, dafs das verfügbare Material nicht zu einer zusammenhängenden Entwickelungsgeschichte der einzelnen Städte ausreiche, hat Nissen darauf verzichtet, 'die einzelnen politischen Bildungen, die in buntem Wechsel einander abgelöst haben, nach ihrer geschichtlichen Ordnung vorzuführen'. Er begnügt sich im allgemeinen damit, zu schildern, wie es in den Städten während des augusteischen Zeitalters aussah, 'wo das Land seine ansteigende Bahn vollendet hat und zum Abstieg rüstet', und von solcher Höhe wirft er, wo es möglich ist, 'Rückblicke auf die Vergangenheit, Ausblicke in die Zukunft'. Natürlich sind die Bilder, die Nissen von den einzelnen Gemeinden entwirft, sehr verschieden an Umfang und Anschaulichkeit, je nach der Wichtigkeit und Gröfse des Ortes und nach der Menge und Art des überlieferten Stoffes. Nissens Meisterschaft zeigt sich ebensowohl in der lebhaften Auffassung wie in der geschickten Kombination und Gestaltung der Überlieferung; die Hunderte von Stadtporträts, die er an dem Leser vorüberführt, sind nicht eintönig, sondern neben dem Typischen kommt überall auch das Individuelle dieser städtischen Existenzen zur Geltung. Dabei sind müfsige Wiederholungen und entbehrliche Einzelheiten auf das strengste verbannt, viel öfter könnte man am Texte eine Ergänzung, als einen Abstrich vornehmen. Nissen ist bei der letzten Redaktion seines Werkes offenbar

von der Befürchtung erfüllt gewesen, dafs sein Buch, wenn er dem natürlichen Redestrom irgendwie den Zügel frei lasse, das Schicksal vieler knapp angelegter, aber breit ausgeführter Handbücher teilen werde, d. h. zu einer nimmer endenden Serie von Bänden anschwellen könne. Selbst an den verführerischsten Stellen, ich meine beim Bericht über die grofsen Begebenheiten, die sich an den verschiedenen Orten abgespielt haben, ist jede Situationsmalerei, zu der der Stoff ohne Unterlafs verlocken mufste, im Interesse der Knappheit des Umfangs und der inneren Harmonie des Ganzen fast mit Ängstlichkeit vermieden worden, eine Resignation, die mir um so bewundernswerter erscheint, da der Bonner Gelehrte, wie z. B. seine Darlegungen über den Ausbruch des Bürgerkrieges im Jahre 49 v. Chr. (Sybels Hist. Zeitschr. N. F. VIII und X) beweisen, für die Darstellung und Beleuchtung geschichtlicher Situationen eine ganz aufsergewöhnliche Befähigung besitzt. Wenn sich z. B. das interessante Vorkommnis, das Caelius im März 49 v. Chr. an Cicero (Ep. VIII 15, 2) mit den Worten meldet: '*Intimelii in armis sunt neque de magna causa. Bellienus, verna Domitii, qui ibi cum praesidio erat, Domitium quendam, nobilem illi, Caesaris hospitem, a contraria factione nummis acceptis comprendit et strangulavit; civitas ad arma iit; eo cum cohortibus mihi per nives eundum est*', bei Nissen II 141 nur in den Worten widerspiegelt: 'Wir hören, dafs der Gau (*Intimilium*) noch 49 v. Chr. in Fehde lebte', wenn ferner dabei nicht erwähnt wird, dafs auch Cäsar am 16. April in Intimilium weilte und von dort aus im Verein mit dem genannten Caelius den Cicero brieflich warnte (Ad Att. X 8 B u. Ep. VIII 16), irgend etwas Politisches zu unternehmen[1]), so ist das ein 'herbes Kargen' mit Worten, das wohl nicht jeder im gegegebenen Falle fertig brächte. Doch, wie gesagt, diese Kürze ist löblich im Interesse des eng begrenzten Raumes.

In einigen anderen Fällen freilich scheint mir die Knappheit des Textes übertrieben zu sein. S. 143 wird zum Belege der Namensform Vada in der Anmerkung zwar Cic. Fam. XI 10, 3 und 13, 2 citiert und weiterhin im Texte erwähnt, dafs Vada Sabatia (westlich von Genua an der ligurischen Küste) ein wichtiger Knotenpunkt des römischen Strafsennetzes gewesen sei, aber dafs hier am 3. Mai 43 v. Chr. der bei Mutina geschlagene M. Anton sich mit P. Ventidius vereinigte, der ihm drei unversehrte Veteranenlegionen zuführte, wird nicht erwähnt. Und doch schuf der Zuzug der Ventidianer aus den wehrlosen Haufen des flüchtigen Antonius erst wieder ein Heer, mit dem Antonius in Narbonensis so achtunggebietend auftreten konnte, dafs Lepidus, der auf dem Punkte gewesen war mit dem Senate abzuschliefsen, sich nunmehr wieder seinem alten Partner zuwendete.[1]) So wurde also in Vada eine der Entscheidungen der Weltgeschichte vorbereitet; eine Andeutung darauf durfte auch in einem so knapp gehaltenen Werke nicht fehlen. Auch die Angabe S. 154: 'Die Bagienni werden in der Kriegsgeschichte nicht erwähnt' ist nicht ganz genau. Asinius Pollio führt in einem Briefe an Cicero (Ep. X 33, 4) unter den Streitkräften des Antonius an *et pupilli Bagienni unam* (sc. *legionem*). Der Führer dieser von Antonius aufgebotenen Legion hiefs also Pupillus Bagiennus oder wahrscheinlicher Popillius Bagiennus. Der Name steht wohl in Beziehung zu der Thatsache, dafs nach Liv. XLII 7 8 22 der Konsul M. Popillius im J. 173 v. Chr. die ligurischen Stämme unterjocht hatte. Demnach wird man in Popillius Bagiennus entweder einen Abkömmling jenes Popillius, der von der Unterjochung der Bagienner den Beinamen hatte, erkennen dürfen, oder einen romanisierten Bagienner, der den Gentilnamen des Patrons angenommen hatte. Die von ihm geführte Legion, von der wir sonst nichts hören, bestand vermutlich, ein Seitenstück zu der gallischen Legio alaudarum Cäsars, aus Bagiennern, die Antonius während der Belagerung von Mutina ausgehoben hatte. Antonius war nicht der Mann, vor einer derartigen Mafsregel zurückzuschrecken; hatte er doch, wie uns Asinius Pollio weiterhin berichtet (Cic. Ep. X 33, 5) erklärt: *descensurum* (sc. *Antonium*) *ad extrema et non modo nationes sed etiam servitia concitaturum.*[2])

S. 424 bei der Besprechung von Firmum in Picenum wird in Anm. 6 bemerkt: 'Die handschriftliche Überlieferung Caes. B. civ. I 16 *recepto Firmo* wird ohne Grund geändert'. Ganz richtig; nur wird dem Leser

[1]) J. Ziehen, Ephem. Tullianae (1887) S. 19 und 31; O. E. Schmidt, Briefwechsel Ciceros S. 173 f.

[1]) O. E. Schmidt, P. Ventidius Bassus im Philol. LI (N. F. V) S. 205 f. und Fleckeisens Jahrb. 1892 S. 326 f.

[2]) O. E. Schmidt, P. Bagiennus im Philol. LII (N. F. VI) S. 186 f. Die dort gegebenen Ausführungen werden durch die obige Darlegung ergänzt.

damit wenig gedient, wenn er nicht wenigstens einen kurzen Hinweis auf die Stelle erhält, wo er die richtige Auffassung der schwierigen Stelle finden kann: auf des Unterzeichneten Briefwechsel Ciceros S. 386, wo der ganze Marsch Cäsars durch das Picenterland unter genauer Berücksichtigung der Natur des Geländes gegen die Irrtümer Fr. Hofmanns, v. Gölers, des Obersten Stoffel u. a. richtig gestellt worden ist. Ich verstehe und billige vollkommen Nissens Bestreben, die Anmerkungen von jedem überflüssigen Citate zu entlasten, aber es giebt auch Citate, die, wenn der Zweck eines derartigen Handbuches wirklich erreicht werden soll, nicht fehlen dürfen. So möchte ich auch die einschlägigen Arbeiten von Liebenam und Schulten nicht nur einmal genannt, sondern zur Orientierung der Leser hier und da im Text citiert sehen. Die antiken Quellenstellen, die Nissen unter dem Texte anführt, sind, soweit ich nachgeprüft habe, mit Sorgfalt und Geschick ausgewählt; nur an ganz wenigen Stellen vermag ich eine Ergänzung zu bieten. So würde ich z. B., um anzudeuten, dafs man den auf der Via Flaminia nach Rom Heimkehrenden bis Saxa Rubra entgegenging, die Stelle Cic. ad Att. XIII 43, 3 (40, 2) (Briefwechsel S. 335, 1) anführen, aus der hervorzugehen scheint, dafs Q. Cicero seinem Sohn bis dahin entgegenreiste. Doch genug von diesen kleinen Ausstellungen: sie sollen in der Hauptsache nur meine Berechtigung darthun, Nissens vortreffliches Buch nach Gebühr zu loben.

Dieses Lob mufs aber in ganz besonderem Mafse dem Teile des Buches zugesprochen werden, von dem absichtlich noch nicht die Rede gewesen ist: der mehr als ein Viertel des Ganzen (130 Seiten) umfassenden Einleitung. In den neun Paragraphen dieser Einleitung werden die allgemeineren Fragen, die die italischen Städte betreffen, besprochen, und zwar in einer Weise, die das Interesse jedes Gebildeten wecken mufs. Hier findet nicht nur der Spezialforscher, sondern jeder Altertumsfreund, vor allem aber der Geschichtslehrer reiche Belehrung in anziehender Form. Der gröfste Teil des hier ausgebreiteten Stoffes ist natürlich auch in den einschlägigen Werken von Schulten, Liebenam u. a. zu finden. Aber neu und frappierend sind oft die Gruppierung der Thatsachen, ihre Beleuchtung und Vergleichung mit ähnlichen Vorgängen aus der deutschen Geschichte und die daraus abgeleiteten Schlüsse.

Ich mufs mich darauf beschränken, einige Punkte hervorzuheben. Im 1. Paragraphen, der von der Gröfse und Einteilung des augusteischen Italien handelt, werden die noch im 1. Bande der 'Italischen Landeskunde' falsch angegebenen Zahlen des Flächeninhalts berichtigt. Die 1885 vorgenommene Nachprüfung des militär-geographischen Instituts in Florenz ergab, dafs die landläufigen Angaben über die Gröfse Italiens um 10000 qkm zu hoch waren. Der Fehler steckte in den ehemals bourbonischen Landesteilen.

Der zweite Abschnitt handelt von den Landgemeinden. Der ursprüngliche Ausdruck dafür ist *tribus* (das im Umbrischen *ager*, im Oskischen *domus* bedeutet), oder *pagus*, das mit *pax*, *pacisci*, *pangere* verwandt ist. 'Die Heiligkeit der Grenze gilt als der Eckstein göttlichen und menschlichen Rechts.' Der Grundrifs eines altumbrischen Pagus ist im Castellazzo di Fontanellato in der Provinz Parma erhalten, einem Rechteck von 19,5 ha Flächenraum, wovon 8 ha für die Befestigung, 11,5 ha für die Hütten der 4000—5000 Einwohner verwendet waren. Von dem für die Befestigung bestimmten Raume kamen 2 ha auf eine Burg des Königs oder Gaugrafen. Derart waren z. B. noch die 31 oppida der Aequer beschaffen, die die Römer 304 v. Chr. eroberten. Diese mit Pfahlwerk und Graben befestigten oppida oder pagi hatten Bauern zu Einwohnern, nicht Viehzüchter. Später entstanden auch offene Dörfer (*vicus*); im Zeitalter des Strafsenbaus die Märkte (*forum* genannt, wenn sie ein Magistrat ins Leben rief, sonst auch *conciliabulum*). Daneben giebt es seit alters zerstreute Gutshöfe, *villae*.

Der dritte Abschnitt, über die Municipien, geht von dem kraftvollen Versuch Friedrich Barbarossas aus, 'das flache Land in Italien vor der städtischen Herrschaft zu schützen; in diesem Kampfe ist die Reichsgewalt und das Haus der Hohenstaufen, das sie trug, unterlegen'. Dann wendet sich Nissen zu einer Betrachtung der Gemeindeordnung des modernen Italien. Auch auf die Entstehung der deutschen Städte wird ein Blick geworfen, wobei sich Nissen an die von Hegel 'Die Entstehung des deutschen Städtewesens' (Leipzig 1898) ententwickelten Ansichten anschliefst. Das Streben, die Ergebnisse einer vergleichenden Geschichtsbetrachtung für die Lösung der Probleme der römischen Geschichte zu verwenden, ist typisch für Nissens Methode; sie unterscheidet sich, ohne in flache Gleichsetzungen zu verfallen, auf das vorteilhafteste von dem einengenden Verfahren gewisser Philologen, die aus dem sie rings umflutenden Leben nichts zu lernen ver-

Digitized by Google

mögen. Das Ergebnis ist in diesem Falle, daſs etwa das VI. vorchristliche Jahrh., wie das XII. nachchristliche in Deutschland, überall da die Umwandlung der pagi oder sogenannten oppida in wirkliche Städte bewirkt, wo ein umfangreicher Handel, eine ausgiebigere Industrie ins Leben trat, oder ein äuſserer Druck erfolgte. Niederlassungen, die einst den Raum einer Faktorei oder Burg einnahmen, erheben sich zu Groſsstädten, z. B. Syrakus, Kroton, Kyme, Rom, gleichzeitig sind Akragas, Posidonia, Pompeji aus einem Guſs geschaffen worden. 'Die Anregung pflanzt sich zu den unabhängigen Stämmen fort: an allen Gestaden von den Pomündungen bis zum Arno und landeinwärts soweit der Hauch des Meeres verspürt wird, treten Gemeinwesen in die Erscheinung, die, neben dem Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben. In ihrem Äuſseren streifen sie das Gewand der alten Pfahldörfer Stück für Stück ab, ersetzen den Holzwall durch eine Steinmauer, die Lehmhütte durch ein festes Haus, eignen sich allmählich die baulichen Erfindungen an, deren eine dichtgedrängte Menschenmenge zum Wohlsein bedarf.'

Der vierte Paragraph über die Kolonien geht aus von der Grundbedeutung des Wortes *colonia* (Bauerngut, sogenannt wegen des gemeinschaftlichen Wirtschaftsbetriebes, für den Nissen weiterhin den kurzen aber häſslichen Ausdruck 'Samtwirtschaft' braucht), und schildert die verschiedenen Arten der Kolonisation und die durch sie bewirkte Umwälzung des italischen Grundbesitzes. Der fünfte Paragraph über die Entwickelung der Städte zeigt Nissen im scharfen Gegensatz zu Niese, Pais u. a. als Verfechter der Tradition gegen die übertriebene Skepsis. Er sagt S. 38: 'Der Zweifel ist ein nützlich Ding: verleitet er seine Jünger dazu, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen, so wird er vom Übel. Die Überlieferung schreibt die groſse Erweiterung Roms den letzten Königen zu, neuere Gelehrte sind geneigt, sie ein paar Jahrhunderte tiefer in das Zeitalter der samnitischen oder punischen Kriege herabzurücken. Wer mit Zahlen klare Vorstellungen zu verbinden weiſs, erkennt alsbald, daſs die Tradition recht hat und die Skepsis unrecht.' Die servianische Mauer Roms umschloſs bereits 426 ha, etwa ebenbürtig erscheint Veji, die Groſsstadt des rechten Tiberufers, mit der Rom auf Leben und Tod kämpfen muſste: aber Ardea z. B. hat nur 85 ha, Arpinum 50 ha, Tusculum 14 ha Grundfläche: diese Zahlen erklären, 'warum ungeachtet aller Wechselfälle schlieſslich doch die Wucht der Masse den Ausschlag giebt'. Es ist mir erfreulich, daſs Nissen, den ich schon früher zu den bedeutendsten Vertretern einer konservativen Auffassung der römischen Geschichte gerechnet habe, gegen Niese und Pais auch an dem Licinischen Ackergesetz von 367 v. Chr. festhält und sich meiner Ansicht (s. diese Jahrbücher 1900 V 44) anschlieſst, daſs Gaius Flaminius das ums Jahr 232 bereits wieder vergessene Gesetz wieder aufgefrischt habe (S. 88). Das Wort *urbs* ist Nissen geneigt mit Varro von der Pflugschar (*urvus*) und vom Ziehen der Furche (*urvare*) abzuleiten. Zwar ist der ganze Ritus der Stadtgründung und Limitation nicht nur etruskisch, sondern italisch; aber immerhin haben sich die Etrusker um die Anregung zum Städtebau in Italien durch ihr Beispiel verdient gemacht. Auf dem engen Raum von 8 Seiten (41—49) giebt dann Nissen ein schlichtes, aber in allen Einzelheiten getreues Bild der baulichen Entwickelung der italischen Städte, voll von treffenden, auch sprachlich äuſserst glücklich formulierten Beobachtungen. Die Konzentration des Wissens, die hier zu Tage tritt, ist erstaunlich. Man erfährt bei Nissen aus wenigen Zeilen oft mehr, als anderswo aus vielen Seiten, er ist ein Meister der gedrängten Darstellung. Als solcher erscheint er auch in § 6, der von den Landstraſsen[1]) und im § 7, der von Maſs und Münze handelt. Sehr lehrreich ist das Verzeichnis von 90 Münzstätten (S. 72—78) mit Angabe der Münzsorten, die sie geprägt haben, und der Zeit, wo dies geschah. Daraus ergiebt sich, daſs, seitdem Rom angefangen hatte Silbermünzen zu prägen (269 v. Chr.), eine bundesgenössische Münzstätte nach der anderen den Betrieb einstellte. 'Um die übrig gebliebenen Schmelzöfen auszublasen, bedurfte es keiner Gewalt oder Drohung: im Zeitalter der makedonischen Kriege muſste jeder halbwegs zurechnungsfähige Stadtrat sich sagen, daſs auch der bescheidenste Wettbewerb mit der Herrin der spanischen Silbergruben unthunlich wäre.'

Das Glanzstück des ganzen Buches, das die Vorzüge der Denk- und Schreibweise

[1]) Eine kleine Richtigstellung zu S. 50: 'Seit 20 v. Chr. wird die cura viarum als besonderes Amt eingerichtet.' Ein curator viae Flaminiae begegnet aber schon zur Zeit, als sich Cicero ums Konsulat bewarb, vgl. Cic. ad Att. I 1 2 und dazu die Erklärung in meiner Schulausgabe, Heft I S. 12 und v. Domaszewski, *Cura viarum* im Eranos Vindobonensis S. 60 f.

Nissens im hellsten Lichte zeigt, ist der über die Volkswirtschaft berichtende 8. Paragraph. Er geht von der 1893 erschienenen, für die italienischen Volksschulen bestimmten Landeskunde von Angelo de Gubernatis aus, die in echter Rhetorenmanier unter dem Titel *Italia bella* die Schilderung der Landschaft, unter *Italia ricca* die der Bodenerzeugnisse und unter *Italia gloriosa* den geschichtlichen Abrifs bietet. Mit rücksichtsloser Offenheit mufs hier Nissen das Trugbild der *Italia ricca* zum Schmerze der modernen Italiener zerstören: 'Die Sonne der Freiheit ist endlich über dem Appennin aufgestiegen: aber ihre Strahlen haben, statt zu heilen, die Krankheit in das grelle Licht des Tages gerückt. Keine Rhetorik vermag die Thatsache zu entkräften, dafs die Hälfte des italischen Bodens unbebaut oder unbebaubar ist, dafs aber das arbeitende Volk trotz Fleifs und Geschick, Geduld und Mäfsigkeit buchstäblich am Hungertuche nagt. Durch die Entfesselung der Wildwässer, die Ausbreitung der Malaria, die greuliche Waldverwüstung hat Italien an seiner natürlichen Ausstattung unermefslichen Schaden genommen. Die Tribute der unterworfenen Nationen, die Ablafsgelder der Christenheit, aus denen Colosseum und Peterskirche aufgetürmt wurden, fliefsen nicht mehr. Wenn die Barbaren als Touristen mit einem Betrage steuern, der den Wert der Ölernte übertrifft, so bringen sie durch ihre Kapitalmacht die erlittene Einbufse mit Zins und Zinseszinsen heim. Die Rollen sind vertauscht: in den Provinzen, deren ganzen Geldverkehr die Römer an sich gerissen hatten, suchen jetzt die Enkel durch harte Handarbeit ihr Brot zu verdienen.' Italien konnte in alter Zeit als ein wohlhabendes Land gelten, solange die Bevölkerung nicht zu dicht war, solange statt des Öl- und Weinbaus der Kornbau der wichtigste Teil der Wirtschaft war, und vor allem, solange ein gröfserer Teil der Flur der Gemeinde gehörte und es reichlich Wälder gab. Aber rascher und gründlicher als anderswo ist die Allmende, ja auch der Grundbesitz des Staates (*ager publicus*) verschwunden und das Sondereigentum an Grund und Boden rücksichtslos durchgeführt worden. Von diesem Zustande aus führten der den Italikern eigene Zug zur Stadt und das von den Kapitalisten betriebene Bauernlegen zur Latifundienwirtschaft.

Die Bestrebungen der Gracchen und ihrer Nachfolger, die auf Austeilung des Staatsvermögens an die Proletarier hinausliefen, erscheinen von diesem Standpunkte aus, so gut sie gemeint waren, nicht im günstigsten Lichte. Alles wird noch verschlimmert durch den 'merkantilen Sinn der Nation', der so grofs war, dafs schon im Jahre 196 v. Chr. die Soldaten ihren Urlaub benutzten, um in Griechenland umherzuziehen und zu schachern. 'Nach allen Himmelsgegenden hin eilt der Kaufmann als Pionier den Legionen weit voraus, dringt an der norwegischen Küste bis zum Polarkreis, in Germanien bis nach Samland, nilaufwärts bis zu den grofsen Seen, ja bis zur Breite von Madagaskar vor, spielt sich an indischen Fürstenhöfen und schliefslich in China als kaiserlicher Gesandter auf.' 'Das Geldgeschäft beherrscht nach Polybius (VI 17) die Comitia, man kann getrost hinzufügen, die ganze grofse Politik. Die meisten auswärtigen Kriege, die Zerstörung Karthagos wie die Eroberung Galliens sind ohne triftige Gründe und weniger aus Ehrgeiz als aus Gewinnsucht unternommen worden.' Man kann hinzufügen, dafs 'der merkantile Sinn der Nation' bis zum heutigen Tage ein Grundübel der Italiener ist und den Wiederaufschwung des wirtschaftlichen Lebens hindert. Der Italiener will überall sofort 'Geld' sehen: daher der durchaus kaufmännische Betrieb der gröfsten Güter mit Intendanten, Pächtern und Unterpächtern und der Raubbau auf allen Gebieten. Wie der italienische Jäger, ohne an die Zukunft zu denken, erbarmungslos jedes Getier niederknallt, was ihm vor die Büchse kommt, so entbehrt auch das Volk als Ganzes jener zuwartenden Geduld, die dazu gehört, einen Wald heranwachsen zu sehen, was allerdings mehrere Menschenalter dauert — und ein Beamter von der Art unserer deutschen Oberförster ist vollends in Italien gar nicht denkbar.

Der letzte (9.) Paragraph der Einleitung handelt von der Bevölkerung. In vorsichtiger Rechnung sucht hier Nissen zu ermitteln, wie hoch die Bevölkerungsziffer des alten Italien in den verschiedenen Epochen seiner Geschichte anzusetzen sei. Dazu dient aufser den Messungen des Umfanges der Städte namentlich eine vorsichtige Deutung der überlieferten Censuszahlen. Nissen kommt zu dem Ergebnis, dafs unter Augustus die Zahl der freien Einwohner Italiens — also abgesehen von den Sklaven — mindestens 10 Millionen betragen habe. In diesem Kapitel mufste natürlich auch die Frage nach den Ursachen des Unterganges der alten Welt gestreift werden. Nissen kennt natürlich Seecks Theorie von der 'Ausrottung der Besten'; denn er sagt S. 126:

Digitized by Google

'Noch bevor das Ziel erreicht ist, hebt im Schofs der Gemeinde die wilde Raserei an, die unter den Besten gründlich aufräumte.' Aber er ist doch weit entfernt, darin die Hauptursache des Verfalls zu erblicken. Er sagt vielmehr S. 127: 'In alten Zeiten war der Bürger zufriedengestellt, wenn er das tägliche Brot für Weib und Kind mit saurem Schweifs dem Boden abgewann. Aber nachdem seine schwielige Faust alles, was ihm in den Weg kam, niedergeschlagen hatte, nachdem die unselige Phrase von der Weltherrschaft ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, überläfst er den Knechten die Arbeit und widmet sich dem neuen Herrscherberuf. Als dessen Ausübung einem Einzelnen anvertraut wurde, bleibt für ihn kein anderer Lebensinhalt übrig als der Genufs. Mit dem Sinken des Pflichtgefühls und den Leistungen für den Staat jedoch wachsen seine Ansprüche ans Leben und wächst der Andrang der Bewerber, die von den Früchten der Herrschaft mitzehren wollen.' Also sind es doch in der Hauptsache sittliche Ursachen, die den wirtschaftlichen Rückgang und das Schwinden der freien Bevölkerung heranführen. Einsichtige Herrscher haben beides bekämpft, ein Caligula und Nero mächtig gefördert. Bereits vor dem Jahre 100 n. Chr. ist der Rückgang auffällig. 'Um 400 ist die Bevölkerung Roms auf ein Zwölftel des ehemaligen Bestandes gesunken und sinkt immer weiter bis auf einen winzigen Bruchteil herab.'

Insgesamt sind in diesen neun einleitenden Abschnitten wohl alle schwierigen Probleme der römischen Geschichte einmal berührt und beleuchtet. So lernt man denn aus ihnen — und darin beruht ihr gröfster Wert — die Gesamtauffassung der römischen Geschichte kennen und verstehen, wie sie sich in einem so reichen und klaren Geiste gebildet hat. Nissens Buch zeigt an vielen Stellen eine frappierende Lebhaftigkeit und lebenerweckende Kraft. Für ihn ist Italien, obwohl er es mit dem römischen Italien zu thun hat, nicht tot, auch die Menschen sind ihm nicht abgestorben, sondern leben in den heutigen Italienern weiter, und die heutige italienische Geschichte erscheint überall als die Fortsetzung der alten, die alte als notwendige Voraussetzung der heutigen in so inniger Verknüpfung und Verquickung, dafs im Leser der wohlthuende Eindruck der Kontinuität historischer Entwickelung die Oberhand behält.

Otto Eduard Schmidt.

Gustav Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1901. VI, 1252 Sp. 4°.

Da das Prinzip der Anordnung des Stoffes in der vorliegenden stark vermehrten zweiten Auflage des bekannten Körtingschen Wörterbuchs dasselbe geblieben ist wie in der ersten, so bleiben die seinerzeit von kompetenter Seite dagegen erhobenen Bedenken, die der Referent teilt, zu Recht bestehen. Substrate anzusetzen, die nach des Verfassers eigenem Geständnis sicher nie existiert haben, ja nie existiert haben können, ist entschieden unwissenschaftlich; die unter solchen Stichwörtern registrierten Formen waren einfach fortzulassen. Ob ferner der Titel 'Lateinisch-romanisches Wörterbuch' für ein Lexikon pafst, das Kopfwörter wie deutsch *bi Gott*, arab. *nabab*, engl. *tatters* u. dgl. enthält? Der Referent dürfte nicht der einzige sein, der die Frage verneinen zu müssen glaubt. Dem gegenüber ist billigerweise anzuerkennen, dafs Körting es verstanden hat, ein im einzelnen recht brauchbares, zuverlässiges Hilfsmittel zu schaffen. Der Wortschatz der romanischen Schriftsprachen erscheint hier mit einer Achtung herausfordernden Vollständigkeit etymologisch verarbeitet und nach Sippen gebucht. Von romanischen Mundarten sind nur die italienischen auf Grund von Salvionis Postille italiane al vocabolario latino romanzo (Milano 1897) eingehender berücksichtigt. Was die übrigen anlangt, so ist nach dem Verfasser die Zeit für ihre Einbeziehung in das romanische Gesamtwörterbuch noch nicht gekommen, da es an sicherem lexikographischem Material noch fehle; eine Behauptung, die uns denn doch sehr cum grano salis verstanden werden zu müssen scheint.

Ein paar Einzelbemerkungen, die hier angeschlossen sein mögen, bittet der Referent nicht sowohl als Ausstellungen denn als bescheidenen Beitrag zu einer dritten Auflage zu betrachten.

Sp. 5. Zu **aboculus*, dessen Bildung als höchst auffällig bezeichnet wird, vergleiche man das wie es scheint bisher unbeachtet gebliebene *abauris* in der Historia Apollonii Tyrii ed. Lapaume Kap. XXXVII (Erotici scripteres ex nova recensione G. A. Hirschig, Paris, Firmin Didot 1885, S. 625). Freilich bieten leider die Lesarten Lapaumes nicht eben grofse Gewähr; vgl. Klebs, Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus (Berlin 1899) S. 525 ff. Die teilweise Verdrängung von *caecus* durch *aboculus* geht unzweifelhaft auf die barbarische Strafe des Verstümmelns (*aboculare*) zurück.

Digitized by Google

Sp. 34. Die Herleitung von afrz. *afre*, nfrz. *affre(s)* aus anfränk. *aibhor* befriedigt nicht. Das Wort scheint vielmehr auf lat. *asperum* (vgl. *nèfle* = *mespilum*) zurückzugehen (siehe Rousselot, Bulletin de la Société de linguistique Nr. 46 S. CXLVI).

Sp. 56. Der unheimlich langen Liste von Deutungsversuchen des italien. *andare* ist der Vollständigkeit halber noch anzufügen: De Gregorio, Studi glottol. italiani I 37—40 und Marchot, Studi di filologia romanza VIII 387—90. Beide nehmen Entstehung aus *(*se*) *antedare* an.

Sp. 175. Die einleuchtendste Erklärung von frz. *boucher* giebt Th. Reinach, Mém. soc. ling. XI 126 ff., der als Grundform **buccarius* ansetzt. Dieses **buccarius* wäre nach Analogie von *vaccarius, porcarius* u. ä. rückgebildet aus *buc(c)ularius*, das auf einer römischen Grabschrift aus dem VI. Jahrh. steht (vgl. Garrucci, Cimitero degli antichi Ebrei scoperto recentemente in vigna Randanini, Roma 1862, Nr. 44). Zu Grunde läge *bucula buccula* 'junge Kuh'.

Sp. 438. Zu *graculus gragulus* vergleiche man auch noch L. Havet, Phaedri fabulae Aesopiae, Paris 1895, S. 5. Die von W. Meyer-Lübke für frz *grolle* (besser *grole*) postulierte Grundform *graulus* ist thatsächlich überliefert im Corpus glossariorum latinorum II 35, 52 und III 17, 42. In dieser Sammlung, deren Schätze ja jetzt durch Goetz' verdienstlichen Thesaurus glossarum emendatarum bequem zugänglich gemacht sind, hätte der Verf. überhaupt eine Menge ihn interessierender Formen gefunden; wir nennen aufs Geratewohl hin: *brasa* III 598, 7 (ital. *bragia*, frz. *braise* u. s. w.); *facciolus* V 516, 40 (ital. *fazzolo*); *figidus* 'Leber' III 602, 11; *nespula* III 562, 47 (ital. *nespola*, frz. *nèfle* u. s. w.); *similans* = *similis* (Substrat von span. *semejante*, portug. *semelhante*).

Sp. 607. Wegen friaul. *muss*, venet. *musso* 'Esel' ist zu vergleichen Gust. Meyer, Indog. Forsch. I 322.

Sp. 698. Auf *pullicenus* geht auch noch zurück das rätorom. *pulschain*.

Sp. 762. Zu rätorom. *salvanori* 'Schwein' mag verglichen werden Rabelais, Buch IV Kap. 7 (S. 367 der Ausgabe von Moland): Les *truyes* en leur gésine (*saulve l'honneur* de toute la compaignie) ne sont nourries que de fleurs d'orangiers.

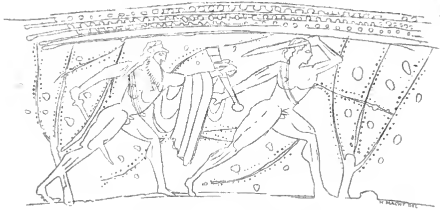
Max Niedermann.

Otto Hense, Die Modifizierung der Maske in der griechischen Tragödie. Separatabdruck aus der Festschrift der Universität Freiburg 1902.

Wenn der herrliche Ödipus in den letzten Szenen der Tragödie geblendet auftritt und durch sein Aussehen das Entsetzen des Chors hervorruft, so versteht es sich von selbst, dafs die eingetretene Veränderung sichtbar gewesen sein mufs, d. h. dafs die Maske des Schauspielers entsprechend 'modifiziert' wurde. Von diesem nicht angezweifelten Fall ausgehend, betrachtet der Verf. die übrigen, wo eine solche Modifizierung geboten sein mochte, mögen die Gründe nun physischer oder psychischer Natur gewesen sein. Bei der weisen Beschränkung, die er sich auferlegt hat — nur die Fälle heranzuziehen, wo auf die Gesichtszüge unzweideutig hingewiesen wird —, sind seine Ergebnisse durchweg plausibel, und das Gesamtresultat — schüchterne Anfänge bei Äschylos, immer vollere Ausbildung bei Sophokles und Euripides — trägt in sich selbst die Gewähr der Wahrscheinlichkeit. Der Zweifel wird vereinzelten Nebenpunkten gelten, vorab der Frage, ob denn die Dichter wirklich dort, wo aus szenischen Gründen eine Modifizierung der Maske nicht möglich war, mit ihrer Unwandelbarkeit gerechnet und dem Staunen der Zuschauer vorzubeugen gesucht haben. Mich haben die Darlegungen des Verf., so scharfsinnig sie auch sind — es kommen hauptsächlich Eum. 968 K. und S. El. 1296 ff. in Betracht — nicht überzeugt; den paar Fällen, die im Sinne des Verf. gedeutet werden können — nicht müssen —, steht eine Unzahl anderer gegenüber, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, dafs der schaffende Dichter seine Helden als solche, nicht als maskierte Schauspieler, betrachtet und dargestellt hat.

Thaddäus Zielinski.

Digitized by Google



HARMODIOS UND ARISTOGEITON

Ein Kapitel griechischer Geschichte in Dichtung und Kunst

Von Friedrich Koepp

Ein altes Kommersbuch hat man die Skoliensammlung im fünfzehnten Buch des Athenaios genannt.[1]) 'Kein späterer Gelehrter', sagt v. Wilamowitz, 'hat die Sammlung gemacht; wo sollte er denn die Lieder finden?[2]) Das Bedürfnis hat sie erzeugt: es ist wirklich ein attisches Kommersbuch, bestimmt für solche Teilnehmer, die sich's nicht zutrauten, einen Vers zu machen'. 'Dafs die Sammlung nicht von einem Grammatiker aus verschiedenen Quellen zusammengetragen ist', sagt Reitzenstein, 'zeigt auch die auf wirklichen Gebrauch weisende Reihenfolge'. Wilamowitz giebt zu, dafs es solcher Sammlungen mehr gab, 'wie die auf Praxilla getaufte lehrt. Wir kennen ja auch aus der Komödie noch eine Anzahl anderer Skolien, und Aristophanes läfst in den «Wespen»[3]) neue improvisieren'. Reitzenstein verwahrt sich ausdrücklich gegen den Glauben an die 'unzählig' vielen attischen Skolien, 'von denen nur Eustathios, welcher in allem übrigen den Athenaios ausschreibt, zu berichten weifs'.[4])

Ich glaube wahrscheinlich machen zu können, dafs diese Beurteilung der Sammlung bei Athenaios falsch ist, und die Entscheidung hierüber scheint mir sowohl für die ganze Litteraturgattung als für die einzelnen Skolien von Bedeutung zu sein.

Meine Bedenken vorzubringen ermutigt mich die Thatsache, dafs Reitzenstein und Wilamowitz bei sonstiger Übereinstimmung ihrer unabhängig von-

[1]) Reitzenstein, Epigramm und Skolion S. 13; v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 322.

[2]) Soll denn auch Tyrannion, der nach Suidas auf Veranlassung Cäsars *περὶ τοῦ σκολιοῦ μέτρου* schrieb, auf das 'Kommersbuch' als einzige Quelle angewiesen gewesen sein?

[3]) So soll es heifsen statt 'Ekklesiazusen'.

[4]) Reitzenstein S. 44, 1; Eustathios S. 1574, 14: *μυρία δὲ τοιαῦτα (σκολιὰ) περιφέρονται.*

einander gewonnenen Ansichten doch in einem wichtigen Punkt auseinandergehen: Wilamowitz glaubt, dafs die beiden von Aristoteles angeführten Liedchen, die ihm Veranlassung geben, von der Sammlung zu sprechen, 'bei Athenaeus Einlagen aus Aristoteles sind'[1]), während Reitzenstein der Meinung ist, dafs Aristoteles 'eben dies *ὑπόμνημα* benutzte'. Wenn Wilamowitz recht hat, so ist in die von beiden Forschern gegebene Erklärung der Sammlung schon eine erhebliche Bresche gelegt.

Wilamowitz geht vom Metrischen aus. Ihm hier zu folgen, sehe ich mich aufser stande. Aber das ist doch wohl gewifs; dafs eine Ordnung nach den Versmafsen, wenn sie trotz der verschiedenen Abweichungen anerkannt werden mufs, ebensogut von einem späteren Gelehrten als von dem Redaktor eines 'Kommersbuchs' im V. Jahrh. getroffen sein kann.

Und nicht anders steht es mit der Ordnung nach dem Inhalt, auf die Reitzenstein vornehmlich Wert legt. Mag sein, dafs die Reihenfolge der Lieder, die Göttern und Heroen galten, eine durch den Brauch fest bestimmte war bei den attischen Gelagen, dafs nach der Landesgöttin die eleusinischen Göttinnen bedacht zu werden pflegten, darnach Apoll und Artemis, dann Pan, dafs auf Harmodios Admetos und Telamon folgten[2]) — aber wo bliebe der Reiz der ganzen Sitte, wenn auch die Lieder der Liebe, der Freundschaft, der Lebensklugheit in gebundener Marschroute unweigerlich einander hätten folgen müssen? Wie ist es denkbar, dafs nach der Vorschrift des 'Kommersbuchs' auf den leichtfertigen Vers:

ἁ ὗς τὰν βάλανον τὰν μὲν ἔχει, τὰν δ' ἔραται λαβεῖν,
κἀγὼ παῖδα καλὴν τὴν μὲν ἔχω, τὴν δ' ἔραμαι λαβεῖν[3])

stets mit dem gleichen 'Kalauer'[4]) der noch obscönere hätte folgen sollen:

πόρνη καὶ βαλανεὺς τωὐτὸν ἔχουσ' ἐμπεδέως ἔθος·
ἐν ταὐτᾷ πυέλῳ τόν τ' ἀγαθὸν τόν τε κακὸν λόει?

Wenn Dion Chrysostomos zwei Skolien, die bei Athenaios aufeinanderfolgen, in der gleichen Reihenfolge anführt, so kann man vielleicht zweifeln, ob nicht hier bei Athenaios ein einziges Liedchen in zwei auseinander gerissen ist. Denn diese beiden freilich wird man als zusammengehörig ansehen:

---

[1]) I 37, II 316.

[2]) Platon, Symposion S. 17 A: *ᾄσαντας τὸν θεὸν καὶ τἆλλα τὰ νομιζόμενα* . . .

[3]) Ansprechend hat v. Wilamowitz (Isyllos von Epidauros S. 125) hier Rede und Gegenrede gesehen: der Athener parodiert den Vers des Nachbars und kritisiert damit zugleich den plebejischen Geschmack des Landes, dem dieser angehört. Über die Zerteilung anderer Skolien zu einem Wechselgesang s. Reitzenstein S. 27.

[4]) Reitzenstein S. 15: 'Die beiden auf einen überraschenden Vergleich und derben Witz auslaufenden Lieder 21 und 22 stehen bei einander, und wer will, mag dabei von «Stichwörtern» reden.' Aber Lehrs (Quaestiones epicae S. 218) ging gewifs zu weit, wenn er es für etwas anderes als Zufall hielt, dafs in dem vorausgehenden Skolion das Wort *βάλη* steht: in diesem Wort steckt nicht wie in den beiden anderen eine Pointe. Jene beiden Skolien — oder, wenn man will, jene drei — könnte man sich sehr gut in einer Komödie denken.

Digitized by Google

εἴθε λύρα καλὴ γενοίμην ἐλεφαντίνη,
καί με καλοὶ παῖδες φέροιεν (φοροῖεν) Διονύσιον ἐς χορόν.
εἴθ' ἄπυρον καλὸν γενοίμην μέγα χρυσίον,
καί με καλὴ γυνὴ φοροίη καθαρὸν θεμένη νόον,

auch wenn man sich nicht des Goethischen 'Liebhabers in allen Gestalten' erinnert:

Ich wollt' ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch ...
Ich wollt' ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und thätst Du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.

Aber wenn es auch zwei Liedchen sind[1]), von denen das eine auf das andere gemünzt ist, mufs das denn nach der Vorschrift des 'Kommersbuchs' geschehen sein? Können denn Dion und Athenaios die Verse nicht aus der gleichen Quelle geschöpft haben, ohne dafs diese Quelle der Sitte des Skolionsingens gleichzeitig gewesen sein müfste?

Eine lebendige Vorstellung von dem Gebrauch und der Entstehung der Skolien giebt uns weniger Dikaiarch und Aristoxenos[2]) als die köstliche Szene in den 'Wespen', in der Bdelykleon seinem Vater Philokleon den feinen Ton beibringt.[3]) Es wird ein Gastmahl fingiert, an dem auch Kleon teilnimmt. Der Sohn fragt (V. 1222): *τούτοις ξυνὼν τὰ σκόλια πῶς δέξει;* — *καλῶς*, sagt der Alte. Es soll eine Probe abgehalten werden. Bdelykleon stellt dabei den Kleon vor:

ᾄδω δὲ πρῶτος Ἁρμοδίου· δέξαι δὲ σύ·
οὐδεὶς πώποτ' ἀνὴρ ἐγένετ' Ἀθηναῖος[4]),

und Philokleon fällt ein:

οὐχ οὕτω γε πανοῦργος <*οὐδὲ*> *κλέπτης.*

Bdelykleon ist entsetzt:

φήσει γὰρ ἐξολεῖν σε καὶ διαφθερεῖν
καὶ τῆσδε τῆς γῆς ἐξελᾶν.

Dann will Philokleon ihm noch anders dienen:

ὤνθρωφ', οὗτος ὁ μαιόμενος τὸ μέγα κράτος,
ἀντρέψεις ἔτι τὰν πόλιν· ἁ δ' ἔχεται ῥοπᾶς,

und wenn Theoros den Kleon bei der Hand fafst und singt:

Ἀδμήτου λόγον, ὦ ἑταῖρε, μαθὼν τοὺς ἀγαθοὺς φίλει,

dann will Philokleon einfallen:

[1]) Reitzenstein S. 21: 'Während 17 auf Knabenliebe deutet, spricht 18 von der *καλὴ γυνή*. Das ist keine Einheit, sondern Wunsch und Erwiderung.'

[2]) Reitzenstein S. 3—13. [3]) Ebd. S. 24 f.

[4]) So die Handschriften. Die verschiedenen Verbesserungsvorschläge stellt Blaydes S. 149 zusammen. Bergk sah in dem Vers, über den die Scholien uns nichts sagen, den Anfang eines Skolions auf Harmodios, das man ja freilich nach dem vorausgehenden Vers erwarten sollte. Es träte dann zu den vier Varianten der Sammlung bei Athenaios eine fünfte durchaus abweichende hinzu. Vgl. Reitzenstein S. 23, 1 und S. 26.

Digitized by Google

οὐκ ἔστιν ἀλωπεκίζειν
οὐδ' ἀμφοτέροισι γίγνεσθαι φίλον.

Auf den Anfang eines anderen bekannten Skolions aber:

χρήματα καὶ βίον Κλειταγόρᾳ τε κἀμοὶ μετὰ Θετταλῶν

will er den Schlufs setzen:

πολλὰ δὴ διεκόμπασας σὺ κἀγώ.

Der Sohn ist mit dem Ausfall der Prüfung zufrieden:

τουτὶ μὲν ἐπιεικῶς σύγ' ἐξεπίστασαι.

Die Grobheiten sind ja freilich auf die Rechnung des Komikers zu setzen; aber wir lernen doch aus der Szene, dafs die Skolia kurze Liedchen waren, die der eine der Gäste begann, der andere aufnahm (δέχεσθαι). Die Verse waren zum Teil hergebrachte, zum Teil aber auch Dichterverse, wie hier solche des Alkaios (V. 1234 f.), zum Teil wohl Eingebungen des Augenblicks, die den Partner neckten oder seiner Neckerei sich erwehrten.

Für die erste Art bedurfte wohl der Athener ebensowenig oder noch weniger eines Kommersbuchs wie der deutsche Student für sein 'Gaudeamus'. Gemeinsam bei Tisch sitzen und das Harmodioslied singen, war so sehr eins, dafs es in der Parabase der 'Acharner' heifst:

οὐδέποτ' ἐγὼ Πόλεμον οἴκαδ' ὑποδέξομαι
οὐδὲ παρ' ἐμοί ποτε τὸν Ἁρμόδιον ᾄσεται,

und bei dem Komiker Antiphanes verbittet sich einer die veralteten, abgedroschenen Lieder: *μηδὲν τῶν ἀπηρχαιωμένων, τὸν Τελαμῶνα, μηδὲ τὸν Παιῶνα, μηδ' Ἁρμόδιον* (Fragm. 85 Kock).[1]

Für die anderen Arten des Skolions aber, das Dichtercitat und den Einfall des Augenblicks, war es schwer sich zu präparieren: was konnte ein Kommersbuch von fünfundzwanzig Nummern da nützen! Der Brauch, wie Aristophanes ihn uns vorführt, schliefst es, meine ich, völlig aus, dafs zu der Zeit, da die Sitte noch lebendig war, eine Sammlung wie die bei Athenaios hätte zu stande kommen können. Wohl konnte man damals solche Skolien sammeln, die zum stehenden Inventar jedes Symposions geworden waren — nur war dazu kein Bedürfnis vorhanden —, oder man konnte Skolien sammeln, die im gleichen Versmafs gehalten waren, wenn dieses besondere Bedeutung hatte. Hätte man aber Skolien aller Art zu Nutz und Frommen ungebildeter Tischgäste zusammenbringen wollen, so hätte die Sammlung sehr viel gröfser sein müssen als die uns vorliegende, und der Benutzer würde dennoch gewifs beim Symposion eine noch kläglichere Rolle gespielt haben als heute ein Gast, der sich für die Tischunterhaltung mit dem Konversationslexikon vorbereitet.

Merkwürdig ist es freilich, dafs alle öfter citierten Skolien bis auf eines[2]) in der Sammlung des Athenaios sich finden. Aber das kann doch nicht die

[1]) Vgl. auch Aristophanes, Fragm. 430 und Antiphanes, Fragm. 4.
[2]) Bergk P. L. Gr. III⁴ 29 (S. 652); Reitzenstein S. 29.

Digitized by Google

annähernde Vollständigkeit dieser Sammlung beweisen, an die Reitzenstein zu glauben scheint, sondern es findet füglich darin seine Erklärung, dafs das, was von Skolien dem Athenaios oder seinem Gewährsmann noch erreichbar war, zum besten Teil aus denselben Quellen flofs, aus denen auch die anderen Citate stammten.

Die Zahl der zur Zeit des Gebrauchs vorhandenen Skolien mufs in der That Legion gewesen sein, wenn auch viele gewifs nur leichte Variationen desselben Gedankens waren. Welche nnd wie viele in der Litteratur fortlebten, hing allerdings vom Zufall ab, und nur wenige vielleicht waren es, die, wie das Harmodioslied, zum festen Bestand eines jeden Gelages gehörten.

Die reichhaltigste und lehrreichste Überlieferung haben wir für das siebente Skolion:

ὑγιαίνειν μὲν ἄριστον ἀνδρὶ θνητῷ,
δεύτερον δὲ καλὸν φυὰν γενέσθαι,
τὸ τρίτον δὲ πλουτεῖν ἀδόλως,
καὶ τὸ τέταρτον ἡβᾶν μετὰ τῶν φίλων.

Platon läfst den Sokrates zu Gorgias in dem nach diesem benannten Dialog (S. 451 E) sagen: *οἴομαι γάρ σε ἀκηκοέναι ἐν τοῖς συμποσίοις ᾀδόντων ἀνθρώπων τοῦτο τὸ σκόλιον, ἐν ᾧ καταριθμοῦνται ᾄδοντες ὅτι ὑγιαίνειν μὲν ἄριστόν ἐστι, τὸ δὲ δεύτερον καλὸν γενέσθαι, τρίτον δέ, ὥς φησιν ὁ ποιητὴς τοῦ σκολίου, τὸ πλουτεῖν ἀδόλως.* Freilich wird bei Athenaios an diese Stelle erinnert — *ᾀσθέντος δὲ τούτου καὶ πάντων ἡσθέντων ἐπ' αὐτῷ καὶ μνημονευσάντων ὅτι καὶ ὁ καλὸς Πλάτων αὐτοῦ μέμνηται ὡς ἄριστα εἰρημένου* —; aber man braucht daraus doch nicht zu schliefsen, dafs für die anderen Skolien dem Athenaios eine andere Überlieferung als seine Hauptquelle, das angebliche Kommersbuch, durchaus nicht zu Gebote stand. Wenn aber dieses eine Skolion, wie Platon bezeugt, um die Wende des V. und IV. Jahrh. noch gesungen ward, so werden auch andere damals noch gesungen worden sein und konnten also auf mancherlei Wegen in die litterarische Überlieferung gelangen, der sie ein späterer Sammler entnehmen mochte. Für noch spätere Zeit bezeugen doch wohl auch den lebendigen Gebrauch die Verse des Anaxandrides, die gleichfalls Athenaios anführt: *ὁ Μυρτίλος ἔφη Ἀναξανδρίδην αὐτὸ διακεχλευκέναι τὸν κωμῳδοποιὸν ἐν Θησαυρῷ λέγοντα οὕτως* (II 142 Fr. 17 Kock):

ὁ τὸ σκόλιον εὑρὼν ἐκεῖνος, ὅστις ἦν,
τὸ μὲν ὑγιαίνειν πρῶτον ὡς ἄριστον ὂν
ὠνόμασεν ὀρθῶς· δεύτερον δ' εἶναι καλόν,
τρίτον δὲ πλουτεῖν, τοῦθ', ὁρᾷς, ἐμαίνετο·
μετὰ τὴν ὑγίειαν γὰρ τὸ πλουτεῖν διαφέρει·
καλὸς δὲ πεινῶν ἐστιν αἰσχρὸν θηρίον.

Dafs auch der Scholiast, der zu der Stelle des 'Gorgias' den Wortlaut des Skolions anführt, nicht etwa dafür auf eine einzige Quelle, das 'Kommersbuch', angewiesen war, geht schon daraus hervor, dafs er von einer zwiefachen Überlieferung über den Verfasser der Verse berichten kann, während in dem

Digitized by Google

'Kommersbuch' Verfassernamen nicht beigefügt gewesen sein sollen[1]), wie denn ja auch die Entstehungsweise der Lieder zumeist eine zuverlässige Überlieferung über den Verfasser ausschlofs.[2])

Mir scheint, dafs die Thatsache, dafs die meisten Lieder nur bei Athenaios, allenfalls noch bei Eustathios[3]) zu lesen sind, einige aber mehrfach, das eine siebente vielfach[4]), bezeugt sind, sich leichter erklärt, wenn sie einem späten Sammler auf verschiedenen Wegen zukamen, als wenn eine Sammlung des V. Jahrh., die sich bis zur Zeit des Athenaios erhalten haben müfste, sie ausschliefslich überliefert hätte.

Die Verse auf die Tyrannenmörder sind vier gleichwertige, poetisch freilich nicht gleichwertige Variationen desselben Themas; vergeblich sucht Reitzenstein (S. 22 f.), wie vor ihm schon andere[5]), sie als 'ein zweiteiliges Ganze' zu erweisen. Die Zusammenstellung solcher Varianten wird man auch eher einem späteren Gelehrten zutrauen, der die eine Fassung hier, die andere dort fand, als einem 'Kommersbuch' aus der Zeit des lebendigen Brauches, das gewifs von jedem Thema dergleichen Variationen hätte anführen können, wenn es sich darauf hätte einlassen wollen, während es begreiflich ist, dafs gerade von dem allerbeliebtesten Skolion am ersten vier oder gar mehr[6]) Fassungen in die einem späteren Sammler zugängliche litterarische Überlieferung geraten konnten.

Zwei von den Liedchen beginnen:

ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω
ὥσπερ Ἁρμόδιος καὶ Ἀριστογείτων.

Auf diese Verse spielt Aristophanes an, wenn er in der 'Lysistrate' den Chor der Greise sagen läfst (V. 632):

καὶ φορήσω τὸ ξίφος τὸ λοιπὸν ἐν μύρτου κλαδί,
ἀγοράσω τ' ἐν τοῖς ὅπλοις ἑξῆς Ἀριστογείτονι,
ὧδέ θ' ἑστήξω παρ' αὐτόν.

Das eine Mal folgt auf den Anfang:

ὅτε τὸν τύραννον κτανέτην
ἰσονόμους τ' Ἀθήνας ἐποιησάτην,

das andere Mal:

ὅτ' Ἀθηναίης ἐν θυσίαις
ἄνδρα τύραννον Ἵππαρχον ἐκαινέτην.

Dazu sagt Wilamowitz (S. 319): 'Die Demokraten mochten an der That der Befreier die Herstellung der *ἰσονομία* hervorheben, während den Leuten wie

[1]) Reitzenstein S. 13; vgl. S. 19.

[2]) Die doppelte Überlieferung bei dem siebenten Skolion erklärt Bergk P. L. Gr. III[4] S. 645.

[3]) Reitzenstein S. 44, 1.

[4]) Die Zeugnisse, von denen nur einige hier angeführt sind, stellt Bergk a. a. O. zusammen.

[5]) Vgl. Engelbrecht, De scoliorum poesi (Wien 1882) S. 68 f. Dagegen wandte sich schon Ilgen S. 58 f.

[6]) S. oben S. 611, 4.

Digitized by Google

Isagoras nur die Beseitigung des Hipparchos von Wert war.' Aber vielleicht wollte doch auch die zweite Fassung das Lied mit den Thatsachen in besseren Einklang setzen.

Einen zweiten Anfang, den des zweiten Skolions bei Athenaios, bezeugt der Scholiast zu V. 980 der 'Acharner': *ᾖδόν τι μέλος Ἁρμοδίου καλούμενον, οὗ ἡ ἀρχὴ «φίλταθ' Ἁρμόδι' οὔ τί που τέθνηκας»*[1]), worauf bei Athenaios die Verse folgen:

νήσοις δ' ἐν μακάρων σέ φασιν εἶναι
ἵνα περ ποδώκης Ἀχιλεύς,
Τυδείδην τέ φασι τὸν ἐσθλόν [*Διομήδεα*].

Das vierte Skolion ist allerdings, wie Wilamowitz sagt, 'schlecht zusammengestoppelt; den Abgesang borgt es vom ersten, das erste Wort vom zweiten und verdirbt im Fortgang den Vers; seine erste Zeile *αἰεὶ σφῶν κλέος ἔσσεται κατ' αἶαν* ist eine epische banale Reminiscenz, weder *ἔσσεται* noch *αἶα* sind attisch'. Der Anfang eines fünften Harmodiosskolions scheint in den 'Wespen' erhalten zu sein.[2])

Die richtige Auffassung dieser Harmodiosskolien zu sichern ist der Zweck der vorausgegangenen Betrachtung. Hält man die durch Athenaios aufbewahrten Verse für ein einziges Gedicht, so gewinnt man damit etwas, was aus dem Rahmen der Sammlung gänzlich herausfällt, ein Lied, von dem man glauben könnte, den Verfasser zu erfahren[3]), das den Skolien des Pindar oder Alkaios an die Seite zu stellen wäre, während den Charakter der übrigen Skolien bei Athenaios Reitzenstein richtig darin gesehen hat, dafs sie 'in einfachster Form den Nachhall berühmter Dichtungen oder beim Gelage beliebter Erzählungen, kurze Ausführungen eines altbekannten Sprichwortes oder einer Gnome bieten', dafs sie 'ursprünglich sicher Improvisationen, auf keinen bestimmten Verfasser zurückgehen', kurz, dafs es 'Volkslieder' sind. Aber das Harmodioslied wäre überdies ein sehr mäfsiges Erzeugnis jener anderen Art von Skolien. Man kann wohl sagen, dafs man den einzelnen Strophen unrecht thut, wenn man sie zu einem Ganzen zusammenfafst. Hält man hingegen die einzelnen Strophen für Varianten des einen Themas, sieht aber in der ganzen Sammlung ein 'Kommersbuch' ans der Zeit des lebendigen Brauchs, so unterschätzt man, trotz

---

[1]) Auf diesen Anfang wird gewifs auch in den 'Acharnern' V. 1093 angespielt: alles, was zum Mahl bereit ist, wird anfgezählt, zuletzt:

ὀρχηστρίδες, τὰ φίλταθ' Ἁρμοδίου, καλαί.

Aber man wird doch wohl der Versnchung widerstehen müssen, die Anspielung deutlicher zu machen durch die von Bergk vorgeschlagene Verbesserung:

ὀρχηστρίδες, τὸ φίλταθ' Ἁρμόδι', οὔ τί που.

Die Scholien meinen: *ὑπέρβατόν ἐστιν· ὀρχηστρίδες πάρεισι καλαὶ καὶ τὰ φίλτατα τοῦ Ἁρμοδίου τουτέστι τὰ εἰς Ἁρμόδιον σκολιὰ ᾄσματα.*

[2]) S. oben S. 611, 4.

[3]) Hesych nennt einen Kallistratos als Verfasser des *Ἁρμοδίου μέλος* (Reitzenstein S. 23). Aber es wird damit nicht besser stehen als mit den anderen Angaben über Verfasser der Skolien (Reitzenstein S. 18 f.). Spukt hier vielleicht der Kallistratos, unter dessen Namen die ersten Stücke des Aristophanes auf die Bühne kamen?

Digitized by Google

der vier Varianten, die Freiheit dieses Brauchs, selbst bei diesem Skolion, mehr noch bei anderen. So fest die Sitte des Harmodioslieds beim Gelage war, so vielfältig war seine Form. Wenn ein Gesetz ausdrücklich verbot, die Heroen der Freiheit im Liede zu verunglimpfen — *ἐν νόμῳ γράψας ὁ δῆμος ἀπεῖπε μήτε λέγειν ἐξεῖναι κακῶς Ἁρμόδιον καὶ Ἀριστογείτονα μήτ' ᾆσαι ἐπὶ τὰ κακίονα*[1]) —, so mufs der Spielraum des Erlaubten im übrigen grofs gewesen sein, und vielleicht war es nur das Umgehen des Myrtenzweigs beim Skoliengesang[2]), das dem bei zweien unserer erhaltenen Varianten wiederkehrenden Anfang:

ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω[3])

vor anderen einen Vorzug gab.

Von diesen beiden Varianten sagt Wilamowitz[4]): 'Beide Sprüche sind schwerlich viel jünger als die That; das zeigt an dem einen die *ἰσονομία* wofür schon Aristophanes *δημοκρατία* gesagt haben würde, an dem anderen die Form *Ἀθηνάα*, die das Versmafs fordert, aber die vornehme Dichtersprache nicht beliebt hat.' Ob die Begründung zwingend ist, mag man bezweifeln — vielleicht stimmt die chronologische Fixierung des Ausdrucks *ἰσονομία* schlecht zu einer Stelle wie Thukydides III 82, 8 —, dafs die Datierung aber richtig ist, scheint mir unzweifelhaft. Schon allein die Rolle, die das Harmodioslied bei Aristophanes mehrfach spielt, beweist sein hohes Alter.

Wir werden um so eher die Entstehung der Liedchen nah an das Ereignis hinanrücken — nicht über die wirkliche Befreiung Athens hinauf natürlich[5]) —, als auch aller anderen Skolien sichere[6]) historische Anspielungen in dieselbe Zeit weisen.

Für das eine der bei Athenaios überlieferten hat uns erst Aristoteles in der *Ἀθηναίων πολιτεία* die Erklärung gegeben: *ἔτι δὲ πρότερον τῶν Ἀλκμεονιδῶν Κήδων ἐπέθετο τοῖς τυράννοις· διὸ καὶ ᾖδον καὶ εἰς τοῦτον ἐν τοῖς σκολίοις·*

ἔγχει καὶ Κήδωνι, διάκονε, μηδ' ἐπιλήθου,
εἰ χρὴ τοῖς ἀγαθοῖς ἀνδράσιν οἰνοχοεῖν.

Für das andere waren wir schon vorher nicht auf Athenaios angewiesen und besafsen auch die Erklärung. Jetzt tritt auch hier Aristoteles ein mit einer Erklärung, auf die die im Etymologicum Magnum (361, 31) wohl zurückgeht: *οἱ φυγάδες, ὧν οἱ Ἀλκμεωνίδαι προειστήκεσαν, αὐτοὶ μὲν δι' αὐτῶν οὐκ ἠδύναντο ποιήσασθαι τὴν κάθοδον, ἀλλ' αἰεὶ προσέπταιον· ἔν τε γὰρ τοῖς ἄλλοις οἷς ἔπραττον διεσφάλλοντο, καὶ τειχίσαντες ἐν τῇ χώρᾳ Λιψύδριον τὸ ὑπὲρ*

[1]) Hypereides gegen Philippides; vgl. Reitzenstein S. 26 f.

[2]) Reitzenstein S. 3 f. [3]) Vgl. hierüber Wilamowitz I 109, 18.

[4]) II 319. [5]) Wie Hude, Fleckeisens Jahrb. CXLV (1892) S. 170.

[6]) Dazu scheint mir nicht zu gehören die Beziehung, die Reitzenstein (S. 14) vermutet zwischen dem Panskolion und den Perserkriegen: 'Demnach ist die Sammlung in Athen gemacht und zwar nach den Perserkriegen, in welchen der arkadische Pan zum Siege beigetragen hat. Dies bezeugt das unmittelbar anschliefsende Lied *Ἐνικήσαμεν ὡς ἐβουλόμεσθα*, dessen Verbindung mit dem Panlied jedem ins Auge fällt.' Vgl. Wilamowitz S. 318.

Πάρνηθος, εἰς ὃ συνεξῆλθόν τινες τῶν ἐκ τοῦ ἄστεως, ἐξεπολιορκήθησαν ὑπὸ τῶν τυράννων, ὅθεν ὕστερον μετὰ ταύτην τὴν συμφορὰν ᾖδον ἐν τοῖς σκολίοις αἰεί·

αἰαῖ Λειψύδριον προδωσέταιρον,
οἵους ἄνδρας ἀπώλεσας μάχεσθαι
ἀγαθούς τε καὶ εὐπατρίδας
οἳ τότ' ἔδειξαν οἵων πατέρων ἔσαν.

Hinzukommt vielleicht noch ein drittes Skolion, das bei Athenaios fehlende Kleitagora(s)-Skolion. Der Sinn dieses nirgends vollständig überlieferten Liedchens:

χρήματα καὶ βίον (Bergk statt βίαν) Κλειταγόρᾳ τε κἀμοὶ μετὰ Θετταλῶν — —

ist zwar dunkel, und wir wissen nicht einmal, ob der Name weiblich oder männlich ist; aber wenn der Scholiast zu Aristophanes' 'Wespen' V. 1243 sagt: Ἀθηναίοις δὲ Θετταλοὶ συνεμάχησαν ἐν τῷ πρὸς τοὺς τυράννους πολέμῳ, so wird ihm doch wohl der zweite uns nicht erhaltene Vers Anlafs gegeben haben gerade dies zur Erklärung beizubringen, und wir haben allen Grund anzunehmen, dafs auch dieses Skolion an die Befreiung Athens anknüpfte.

Dafs diese Befreiung nicht den Tyrannenmördern verdankt ward, wufsten Historiker auch im Altertum. Die verbannten Adligen und die Spartaner waren die Befreier. Aber das wollte die demokratische Legende nicht gelten lassen. Den Harmodiosskolien der Demokraten setzten dann die Aristokraten das Lied vom Leipsydrion zur Verherrlichung ihrer Vorfahren gegenüber und vielleicht auch das auf Kedon.

Wir dürfen wohl diese Skolien eher politische als historische Lieder nennen — auch wenn Kedon nicht, wie Wilamowitz meint, anwesend war bei dem Mahl, wo sein Skolion zuerst gesungen wurde. Denn bei den Harmodiosliedern ist es die Politik der Gegenwart, die zu der Umgestaltung der historischen Thatsache geführt hat, und das Lied vom Leipsydrion wäre vielleicht überhaupt nicht entstanden, da das Ereignis an sich ohne Folgen war, wenn nicht die Adligen durch die Entstellung des Harmodioslieds herausgefordert worden wären.

Auf jeden Fall sind die Harmodiosskolien weitaus die älteste litterarische Überlieferung über das Ereignis, und Herodot wird recht haben, wenn er den Ruhm der Tyrannenmörder schon zur Zeit der Schlacht bei Marathon als feststehend gelten läfst, indem er (VI 109) den Miltiades zu Kallimachos sagen läfst: ἐν σοὶ νῦν, Καλλίμαχε, ἐστὶν ἢ καταδουλῶσαι Ἀθήνας, ἢ ἐλευθέρας ποιήσαντα μνημόσυνα λιπέσθαι ἐς τὸν ἅπαντα ἀνθρώπων βίον, οἷα οὐδὲ Ἁρμόδιός τε καὶ Ἀριστογείτων . . .

Neben diese älteste litterarische Überlieferung tritt nun aber gleichalterig und gleichartig die monumentale.

Pausanias sah auf dem Markt von Athen zwei Gruppen der Tyrannenmörder nebeneinander (I 8, 5): οὐ πόρρω δὲ ἑστᾶσιν Ἁρμόδιος καὶ Ἀριστογείτων οἱ κτείναντες Ἵππαρχον· αἰτία δὲ ἥτις ἐγένετο, καὶ τὸ ἔργον ὅντινα τρόπον ἔπραξαν, ἑτέροις ἐστὶν εἰρημένα. τῶν δὲ ἀνδριάντων οἱ μέν εἰσι Κριτίου

Digitized by Google

τέχνη, τοὺς δὲ ἀρχαίους ἐποίησεν Ἀντήνωρ. Ξέρξου δὲ, ὡς εἷλεν Ἀθήνας ἐκλιπόντων τὸ ἄστυ Ἀθηναίων, ἀπαγαγομένου καὶ τούτους ἅτε λάφυρα, κατέπεμψεν ὕστερον Ἀθηναίοις Ἀντίοχος.



Abb. 1. Relief eines Marmorsessels aus Athen

Um ihres merkwürdigen Schicksals willen erwähnen die ältere Gruppe auch Arrian[1]) und Valerius Maximus[2]); bei Plinius[3]) hat sich die auf sie bezügliche Notiz in das Verzeichnis der Werke des Praxiteles verirrt: nach Arrian und Plinius hätte schon Alexander selbst, nach Valerius Seleukos den Athenern die Statuen zurückgegeben.[4]) Auf die jüngere Gruppe dagegen bezieht sich die Angabe des Marmor Parium, wonach sie unter dem Archontat des Adeimantos Ol. 75, 4 (477 v. Chr.) aufgestellt worden wäre.[5]) Die jüngere kann auch nur gemeint sein in jenen Versen der 'Lysistrate', die uns von dem Bewegungsmotiv eine Vorstellung zu geben scheinen (V. 631 f.)[6]):

ἀλλ' ἐμοῦ μὲν οὐ τυραννεύσουσ', ἐπεὶ φυλάξομαι
καὶ φορήσω τὸ ξίφος τὸ λοιπὸν ἐν μύρτου κλαδὶ
ἀγοράσω τ' ἐν τοῖς ὅπλοις ἑξῆς Ἀριστογείτονι
ὧδε θ' ἑστήξω παρ' αὐτόν· αὐτὸ γάρ μοι γίγνεται
τῆς θεοῖς ἐχθρᾶς πατάξαι τῆσδε γραὸς τὴν γνάθον.

---

[1]) Arrian, Anab. III 16, 7: *πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα κατελήφθη αὐτοῦ, ὅσα Ξέρξης ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος ἄγων ἦλθε, τά τε ἄλλα καὶ Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος χαλκαῖ εἰκόνες. καὶ ταύτας Ἀθηναίοις ὀπίσω πέμπει Ἀλέξανδρος, καὶ νῦν κεῖνται Ἀθήνησιν ἐν Κεραμεικῷ αἱ εἰκόνες, ᾗ ἄνιμεν ἐς πόλιν, καταντικρὺ μάλιστα τοῦ Μητρῴου, οὐ μακρὰν τῶν Εὐδανέμων τοῦ βωμοῦ.* Vgl. auch VII 19, 2.

[2]) Valer. Max. II 10 ext. 1 (S. 109 ed. Halm): *Harmodii et Aristogitonis, qui Athenas tyrannide liberare conati sunt, effigies aeneas Xerxes ea urbe dericta in regnum suum transtulit. Longo deinde interiecto tempore Seleucus in pristinam sedem reportandas curavit*

[3]) Plin. Nat. hist. XXXIV 70 ... *Harmodium et Aristogitonem tyrannicidas, quos a Xerxe Persarum rege captos victa Perside Atheniensibus remisit Magnus Alexander.* Mit Unrecht hat man darnach eine dritte Gruppe angenommen.

[4]) Diese letztere Überlieferung will Wachsmuth (Stadt Athen im Altertum II 1 S. 394, 4) auch bei Pausanias herstellen, indem er *Σέλευκος ὁ Ἀντιόχου* statt *Ἀντίοχος* zu schreiben vorschlägt: 'gerade nach diesem Wort setzt ja die grofse Verwirrung in den Handschriften ein'. In der That ist diese Überlieferung wahrscheinlich richtig, weil sie sonst schwerlich neben der anderen aufgekommen wäre, während sehr leicht auf Alexander übertragen werden konnte, was erst sein Nachfolger ausführte. Vgl. auch Gellius VII 17, 2.

[5]) Chron. Par. Z. 70 f.: *ἀφ' οὗ ... καὶ οἱ εἰκόνες ἐστάθησαν Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος ἔτη* ΗΗΔΙΙ [ΙΙ] *ἄρχοντος Ἀθήνησι[ν Ἀ]δειμάντου.*

[6]) E. Petersen, Hermes XV (1880) S. 476.

Nach den Worten des Pausanias müssen wir annehmen, dafs die Gruppe des Antenor als die ältere kenntlich war; in Stellung und Gruppierung aber werden Kritios und Nesiotes[1]) sich gewifs so viel als möglich an jene, die sie ersetzen sollten, gehalten haben.

Es ist das Verdienst O. M. von Stackelbergs, zuerst Nachbildungen der Gruppe der Tyrannenmörder in dem Relief eines Marmorsessels aus Athen (Abb. 1) und auf einer attischen Tetradrachme (s. Schlufsvign.) nachgewiesen zu haben.[2]) Das Marmorrelief ist darnach am besten von Michaelis im Journal of Hellenic studies[3]) veröffentlicht worden; zu der einen Tetradrachme haben sich



Abb. 2. 3. Bleimarken

andere[4]), haben sich Bleimarken[5]) (Abb. 2. 3) und das Schildzeichen der Athena auf einer panathenäischen Preisamphora[6]) (Abb. 4) hinzugefunden.[7])

Ein Teil dieses Materials genügte für Friederichs, um in zwei Statuen des Museums von Neapel Kopien der athenischen Gruppe nachzuweisen.[8]) Zwei

[1]) Dafs die beiden, auch sonst verbundenen Künstler gemeinsam das Werk geschaffen, bezeugt Lukian, Philopseud. 18.

[2]) Gräber der Hellenen S. 33 f. Stackelberg läfst dabei allerdings den Xerxes die Gruppe des Praxiteles rauben, ohne sich zu verwundern, schreibt die Ersatzgruppe dem Antenor zu und weifs von Kritios überhaupt nichts (vgl. Welcker A. D. II S. 213 f.); auch hält er den älteren, bärtigen der beiden für Harmodios.

[3]) Journal of Hellenic studies 1884 Taf. 48; wenn in Blümners Pausanias-Kommentar (I 1 S. 164) daneben Jahrb. d. preufs. Kunstsamml. V 146 Taf. 48 citiert wird, so scheint das auf ein Versehen bei Wachsmuth zurückzugehen, wo (II 1 S. 395, 5) Jahrb. pr. Kunsts. statt Journal of Hell. stud. sich eingeschlichen hat.

[4]) Imhoof-Gardner, Numismatic commentary on Pausanias: Journal of Hell. stud. 1887 S. 146, Taf. DD 14—18; Catalogue of Greek coins in the British Museum, Attica Taf. XIII 4; vgl. S. LIII. Auf eine Tetradrachme etwa der gleichen Zeit (88/87 v. Chr.), auf der Harmodios allein dargestellt ist, machte Köhler zuerst aufmerksam: Zeitschrift f. Numismatik XII (1885) S. 109 f.; v. Sallet, ebd XIII (1885) S. 62 f. Taf. III (s. Schlufsvign. unten S. 634).

[5]) Archäol. Zeitg. XXVII (1869) Taf. 24, 1; Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien 1875 S. 618; Archäol.-epigr. Mitt. aus Österreich III (1879) Taf. 6, 2; Bullet. de corr. hellén. 1884 Taf. III 71.

[6]) Monumenti dell' instituto X Taf. 48[d].

[7]) Das ganze Material ist hier in Abbildungen zusammengestellt, wie Monumenti VIII Taf. 46 und vollständiger Wiener Vorlegeblätter Serie VII Taf. VII. — Entfernter verwandt ist die Darstellung auf drei Vasen: der Lekythos Scaramanga: Archäol.-epigr. Mitt. aus Österreich III (1879) Taf. VI (dazu Petersen S. 76—86 und Overbeck, Leipziger Berichte XLIV [1892] S. 34 f.) = Vignette über diesem Aufsatz, dem Würzburger Stamnos: Archäol. Zeit. XLI (1883) Taf. 12 (dazu Böhlau Sp. 215 f.) = Abb. 5 unt. S. 621 und der neuerdings in Gela gefundenen Vase, die durch Reste der Inschriften Ἁρμ]όδιος und Ἵππ[αρ]χος Böhlaus Deutung des verwandten Würzburger Bildes bestätigt: Notizie degli scavi 1900 S. 276; Petersen, Röm. Mitt. XVI (1901) S. 103. Auf der Lekythos Scaramanga ist nicht, wie auf den anderen Denkmälern, die Gruppe als solche wiederholt, sondern sie will die beiden Freunde lebend zur That eilend darstellen, 'was sie freilich nur mit den durch die öffentlichen Standbilder typisch gewordenen Formen zu thun vermag' (Petersen S. 78). Auf den beiden anderen Gefäfsen ist die gleiche Absicht durch die Hinzufügung des Hipparch noch deutlicher gemacht.

[8]) Archäolog. Zeitg. XI (1859) Sp. 65—72. Früher hat Bursian (bei Ersch und Gruber I 82 S. 419), in neuerer Zeit allein Curtius widersprochen (Hermes XV [1880] S. 147—153),

Digitized by Google

Männer zum Angriff weit ausschreitend nebeneinander, der eine über seinem Haupt das Schwert schwingend, der andere mit dem Mantel[1]) über dem vorgestreckten linken Arm, in der gesenkten Rechten die Waffe: so viel lassen alle Denkmäler erkennen, und so liefsen sich leicht die beiden Farnesischen Statuen, die man bis dahin als Athleten einander gegenübergestellt hatte, anordnen und ergänzen.[2]) Auf dem Sesselrelief liefs sich noch erkennen, dafs der links stehende eigentliche Angreifer unbärtig, der Sekundant bärtig ist[3]), jener also Harmodios, dieser der ältere Aristogeiton. Bei den Statuen in Neapel war nur der eine Kopf zugehörig, der des Harmodios. Der Kopf des anderen ist zwar antik, aber um anderthalb Jahrhundert jünger: an seiner Stelle wird man sich einen bärtigen Kopf denken müssen und hat der Statue im Abgufs, um einen einheitlicheren Eindruck zu



Abb. 4. Schildzeichen der Athena auf einer panathenaischen Preisamphora

aber dafs auch er den Widerspruch und die eigene Deutung der Statuen schliefslich hat fallen lassen, darf man wohl (trotz Archäol. Zeitg. 1882 Sp. 162) daraus schliefsen, dafs er den kleinen Aufsatz nicht in die 'Gesammelten Abhandlungen' aufgenommen hat. Gleich im selben Band des Hermes hatte ihn E. Petersen mit guten Gründen widerlegt (S. 475 f.)

[1]) Darüber s. jetzt Petersen, Röm. Mitt. XVI (1901) S. 98 f.

[2]) Über Erhaltungszustand und Ergänzung der Neapeler Statuen haben neuestens gehandelt Sauer, Röm. Mitt. XV (1900) S. 219 f. und Petersen ebd. XVI (1901) S. 97 f.; und Michaelis hat in seiner 'Festgabe für die Archäologische Sektion der XLVI. Versamml. deutscher Philol. u. Schulm.' die Gruppe so abgebildet, wie sie in dem Strafsburger Gipsabgufs hergerichtet worden ist (S. 24 f., aber dazu auch Petersen a. a. O. S. 105, 1). Diese Abbildung durfte auf S. 622 wiederholt werden. Von der Frage, ob Harmodios oder Aristogeiton etwas voranstand, sehe ich ab, da ich angesichts der Erörterungen von Sauer (Anfänge der statuarischen Gruppe S. 45 f.), wie auch der früheren von Petersen und Overbeck und der neueren und neuesten, wiederum von Overbeck (Leipziger Berichte XLIV [1892] S. 34 f.) und Petersen (in anderem Sinne als früher Röm. Mitt. a. a O. S. 105 f.) den Eindruck habe, dafs sich diese Frage wissenschaftlicher Feststellung entzieht. Die Schrift von Patroni, La scultura greca arcaica e le statue dei tirannicidi in den Atti della R. Accademia di Napoli XIX ist mir unzugänglich geblieben. Auch die Frage nach der Aufstellung der Gruppe auf dem Markt und im Verhältnis zu der Panathenäenfeststrafse scheint mir nicht zu beantworten zu sein (trotz Petersens neuester Erörterung a. a. O. S. 103 f.).

[3]) Bildnistreue konnte man bei den vor Jahren Verstorbenen selbst von Antenor nicht verlangen, und noch weniger konnten Kritios und Nesiotes nach anderthalb Menschenaltern wissen, wie die beiden Helden ausgesehen hatten. In der Geschichte der griechischen Ikonographie braucht den Neapler Statuen deshalb kein Platz angewiesen zu werden. Versucht man es das zu thun (wie Förster, Das Porträt in der griechischen Plastik S. 10 f. — und auch Petersen, Röm. Mitt. a. a. O. meint, dafs das kurze Lockenhaar des Harmodios 'gewifs nach dem Leben' gebildet sei —), so führt das notwendig zu einer Unterschätzung des Sinnes für individuelle Bildnisähnlichkeit, von dem doch der Berliner Kopf aus der Sammlung Saburoff bereits eine hohe Vorstellung giebt (Winter, Über die griechische Porträtkunst S. 8).

Digitized by Google

erreichen, zuweilen beispielsweise den zeitlich nahstehenden sogenannten Pherekydeskopf[1]) gegeben.[2])

Die Frage, welche der beiden Gruppen auf Münzen und Sessellehne, auf Vase und Bleimarke abgebildet sei, die des Antenor oder die des Kritios und Nesiotes, konnte man sich nur insofern vorlegen, als man sich fragte, ob eines dieser Denkmäler nachweislich in die Zeit gehöre, zu der die ältere Gruppe



Abb. 5. Vase in Würzburg

noch in der Verbannung war.[3]) Denn Gruppierung und Bewegung war, wie man annehmen mufste, bei beiden Gruppen dieselbe[4]), und wenn das Sesselrelief einen jüngeren Stil noch erkennen liefse, so wäre das doch einer, den man auch dem Kritios nicht zuschreiben könnte: dem Verfertiger des Reliefs wäre es eben auf eine stilgetreue Wiedergabe seines Vorbildes nicht angekommen.[5])

[1]) Friederichs-Wolters 231; Hübner, Antike Bildwerke in Madrid S. 110 176; vgl. darüber Petersen, Römische Mitteilungen 1901 S. 105, 1.

[2]) Harmodios war die Hauptperson. Ich kann aber auch nicht zugeben, dafs 'die Denkmäler', wie Petersen neuerdings wieder (Röm. Mitt. XVI [1901] S. 102 f.) befürwortet, beweisen, dafs Aristogeiton dem Hipparch den ersten Stofs versetzt habe. Jeder Beschauer mufs, meine ich, den Eindruck gehabt haben, dafs das über dem Haupt geschwungene Schwert des Harmodios eher auf den unsichtbaren Gegner niedersausen würde, als der gezückte Dolch des anderen ihn treffen könnte, der beim Angriff noch an die Sicherung des Freundes — oder gar an seine eigene, wie Petersen will — denkt. Die Vasenbilder können diesen Eindruck der Erzgruppe nicht zweifelhaft machen (Petersen a. a. O. S. 103).

[3]) Das könnte allenfalls von der Preisamphora gelten; vgl. Petersen, Arch.-epigraph. Mitt. aus Österreich III (1879) S. 78.

[4]) Benndorf, Annali 1867.

[5]) In der That versucht aber das Relief, wie man später erkannt hat, den alten Stil wiederzugeben; vgl. Michaelis a. a. O. S. 147.

Digitized by Google

Mit anderen Ansprüchen und Erwartungen durfte man vor die Marmorkopien in Neapel treten[1]) und that es um so mehr, je erwünschter es war, durch die sichere Zuweisung dieser Gruppe an den einen oder den anderen namhaften Künstler einen festen Punkt zu gewinnen in einer besonders wichtigen und besonders dunklen Periode der griechischen Bildkunst.

Freilich von Antenor wufsten wir gar nichts: sein Name war nur im Zusammenhang mit der Gruppe der Tyrannenmörder überliefert. Die Charakte-



Die Statuen der Tyrannenmörder in Neapel in der Anordnung und Ergänzung der Strafsburger Gipsabgüsse.
Aus Springer-Michaelis, Handbuch der Geschichte der Kunst des Altertums

ristik aber, die Lukian (*ῥητ. διδάσκ.* 9) von der Art des Kritios und Nesiotes giebt — *ἀπεσφιγμένα καὶ νευρώδη καὶ σκληρὰ καὶ ἀκριβῶς ἀποτεταμένα ταῖς γραμμαῖς* —, schien wohl mit der der Statuen in Neapel vereinbar; doch sie sollte ja nur die Charakteristik altertümlicher Werke sein: *οἷα τὰ τῆς παλαιᾶς ἐργασίας ἐστίν, Ἡγησίου καὶ τῶν ἀμφὶ Κρίτιον καὶ Νησιώτην.*[2])

Eine Zeitbestimmung der Kopien, die etwa die ältere Gruppe als Vorbild ausgeschlossen hätte, war und ist auch heute noch unmöglich. So war man

[1]) Unberechtigtes Mifstrauen gegen die Treue dieser Kopien spricht de Ridder aus (Bulletin de corr. hellén. 1897 S. 254).

[2]) Brunn, Gesch. der griech. Künstler I 104 f., aber auch griech. Kunstgesch. II 198. Benndorf wollte in den Statuen des Giardino Boboli Kopien der jüngeren Gruppe und deshalb in den Farnesischen Statuen Kopien nach Antenor sehen: Annali 1867 S. 304 f.; Archäol. Zeit. 1869 S. 106 f. Aber der Zustand der Florentiner Statuen scheint mir eine sichere Beurteilung auszuschliefsen; vgl. Dütschke, Antike Bildwerke in Oberitalien II 77 und Archäol. Zeit. 1874 S. 163; Petersen, Arch.-epigr. Mitt. III (1879) S. 79 f.; Amelung, Antiken in Florenz S. 142 f.; jetzt auch Joubin, La sculpt. grecque S. 46, 2. Auf keinen Fall könnte der Kopf des vermeintlichen Harmodios (Arndt, Einzelverkauf) als eine treue Kopie nach Kritios gelten; vgl. Brunn, Kunstgeschichte II 196.

auf unmafsgebliche Erwägungen angewiesen wie die, dafs man doch wohl eher 'die jüngere und mutmafslich vollendetere Gruppe' kopiert haben möchte, wogegen dann leicht jemand einwenden konnte, dafs die ältere Gruppe doch schon ihres Schicksals wegen die merkwürdigere gewesen sein müsse.

Da schien die Auffindung einer Inschrift des Antenor auf der Akropolis von Athen und die glückliche Verbindung dieser Künstlerinschrift mit einem uns erhaltenen Werk die Frage auf einen neuen Boden zu stellen.[1] Leider aber sollte es sich bald zeigen, dafs auch dieser neue Boden der festeste nicht ist. Den Entdecker der Antenorstatue hatte der Vergleich ihres Kopfes mit dem des Harmodios, obgleich er die Unterschiede nicht verkannte, zu dem Ergebnis geführt, dafs die uns erhaltenen Tyrannenmörder das Werk des Antenor wiedergäben.[2] Einen anderen Forscher führte dieselbe Vergleichung zu dem entgegengesetzten Resultat[3], ein dritter bezweifelte die Sicherheit auch dieses Schlusses[4], während ein vierter die Grundlage der ganzen Erörterung, die Zusammengehörigkeit der Antenorinschrift mit der Statue, anfocht.[5]

Studniczkas Kombination kommt mir auch heute noch überaus wahrscheinlich vor, obgleich Heberdeys Verteidigung mir noch mehr als Gardners Anfechtung geeignet schien, Bedenken zu erregen. Ist aber die Kombination richtig, so scheint mir Graefs Beweisführung auch heute noch bündig. Es ist aber seine These, wenn ich nicht irre, gar nicht von jener Kombination abhängig: es ist nicht nur die Vergleichung mit älteren Werken, die uns empfiehlt, in dem Harmodios das Werk des jüngeren Meisters zu sehen, sondern auch die mit späteren. Wenn wir den Harmodios im letzten Jahrzehnt des VI. Jahrh. entstanden denken, so drängen wir nicht nur sehr Verschiedenes in einen kurzen Zeitraum, wo nicht in eine Künstlerlaufbahn zusammen, sondern wir schaffen auch eine gähnende Lücke in den folgenden Jahrzehnten, einen unwahrscheinlichen Stillstand der Kunst.[6]

Aber mag es immerhin unentschieden bleiben, ob Antenor oder Kritios,

---

[1]) Studniczka, Jahrbuch des Archäol. Inst. II (1887) S. 135 f.

[2]) A. a. O. S. 141 f. Ihm stimmten bei Wachsmuth (Stadt Athen II 1 S. 396, 2) und Collignon (Histoire de la sculpture I 372); aber Studniczka gab selbst seine Ansicht sehr bald auf.

[3]) B. Graef, Mitt. des Archäol. Inst. in Athen XV (1890) S. 1 f. Die Beobachtungen bleiben bestehen, auch wenn man den Schlufs zu ziehen sich scheut.

[4]) Winter, Jahreshefte des Österr. archäol. Inst III (1900) S. 132. Die Gröfse der Fortschritte innerhalb eines Künstlerlebens, die uns die Werke des Vasenmalers Euphronios beobachten lassen, läfst uns die gleiche Entwickelungsfähigkeit bei den Bildhauern der Zeit annehmen und nötigt zu der 'Folgerung, dafs die über den Stil der Antenorfigur von der Akropolis so weit hinausgehende freiere Behandlung der Neapler Statuen keinen zwingenden Grund abgiebt, die Gruppe dem Antenor abzusprechen.' Vgl. auch Homolle, Mémoires et Monuments Piot IV 204.

[5]) E. Gardner, Journal of Hell. stud. X 278 f. und dagegen Heberdey, Ath. Mitt. XV (1890) S. 126 f.

[6]) Ähnlich urteilt auf Grund eingehender Vergleichung A. Joubin in seinem vor kurzem erschienenen Buche: La sculpture grecque entre les guerres médiques et l'époque de Périclès (Paris 1901) S. 51 f.

Digitized by Google

ob letztes Jahrzehnt des VI., oder drittes Jahrzehnt des V. Jahrh.: auf jeden Fall besitzen wir in der Gruppe ein historisch überaus merkwürdiges Denkmal.

Um die Bedeutung des Denkmals völlig zu würdigen, scheint es nötig, sich die litterarische Überlieferung über die That des Harmodios zu vergegenwärtigen. Diese ist in den zehn Jahren seit der Auffindung der *'Αθηναίων πολιτεία* des Aristoteles vielfach behandelt worden, weil Aristoteles hier an der von Thukydides im Ton des Besserwissens vorgetragenen Erzählung eine scharfe Kritik übt, die manchem für die Autorität des grofsen Historikers verhängnisvoll erschienen ist, auf jeden Fall ein interessantes Problem bietet.[1])

Schon Herodot weifs sehr wohl, dafs nicht Harmodios und Aristogeiton Athen von der Tyrannis befreit haben, dafs dies Verdienst vielmehr den Alkmeoniden und den Spartanern gebührt.[2]) Nach Thukydides hätten aber auch die Athener insgesamt (ὁ δῆμος), die zur Zeit der Hermenfrevel sich vor einer Wiederkehr der Tyrannenherrschaft fürchteten, gewufst, dafs ihre Vorfahren sich nicht aus eigener Kraft und durch die That des Harmodios befreit hatten, sondern nur mit Hilfe der Spartaner.[3]) Dennoch hält Thukydides es für nötig, zweimal von dem Ereignis zu sprechen, das eine Mal in einem ausführlichen Exkurs. Im ersten Buch (I 20) wird als Beispiel für die Kritiklosigkeit, mit der die Menschen die Überlieferung vergangener Ereignisse hinnehmen, angeführt, dafs die meisten Athener glaubten, mit Hipparch hätten Harmodios und Aristogeiton den Tyrannen beseitigt, während doch thatsächlich Hippias als der ältere Bruder der Herrscher gewesen und Hipparch nur gefallen sei, weil die Verschworenen geglaubt hätten, dafs ihre Sache dem Hippias verraten wäre und doch wenigstens etwas hätten ausführen wollen. Danach könnte man meinen, dafs der Historiker die Befreiung der Stadt und nicht Privatrache für das Motiv der That gehalten hätte. Im sechsten Buch aber (VI 54 ff.) spricht er eingehend von den persönlichen Beweggründen der Tyrannenmörder. Durch ein gar lockeres Band ist, wie wir eben sahen, die Episode mit der Erzählung von den Hermokopiden verknüpft, und sie mufs dem Schriftsteller sehr am Herzen gelegen haben, da er sie sozusagen an den Haaren herbeigezogen hat. Er will die leidenschaftliche Verwickelung, die zu der That führte, eingehend erzählen, um zu zeigen, wie wenig die Athener in ihrer eigenen Geschichte Bescheid wissen. Denn nicht Hipparch, wie die meisten annehmen, sondern Hippias, als der Älteste, war der Nachfolger des Vaters in der Herrschaft. Auf Hipparch aber ward Aristogeiton eifersüchtig, weil er fürchtete, dafs er ihm seinen Liebling abspenstig machen würde, und fafste deshalb den Plan, den Tyrannen zu stürzen. Anderseits war Hipparch über die Zurückweisung des Harmodios erbittert und suchte sich zu rächen, indem er dessen Schwester von einem Festzug ausschliefsen liefs. Da schritten Aristogeiton und Harmodios zu gemeinsamer That. Sie warteten nur das Panathenäenfest ab, weil

[1]) Ad. Bauer, Die Forschungen zur griechischen Geschichte 1888—1898 S. 467—474.

[2]) V 55 f. V 62 f. VI 123 (vgl. Wilamowitz, Aristoteles und Athen I 116 f.). Die volkstümliche Ansicht läfst Herodot aber VI 109 den Miltiades aussprechen.

[3]) VI 53, 3.

dann allein, ohne dafs es auffiel, die Bürger im Festzug Waffen tragen konnten (VI 56, 2), und die Verschworenen gegen die Leibwache der Tyrannen auf die Bürger rechnen mufsten, wenn sie auch selbst den ersten Schlag führen wollten. Nicht viele waren eingeweiht: man hoffte, dafs auch die Uneingeweihten losschlagen würden, wenn erst ein Anfang gemacht wäre. Als aber Harmodios und Aristogeiton einen der Eingeweihten mit Hippias in freundlichem Gespräch sahen, glaubten sie verraten zu sein. Da wollten sie wenigstens ihren Beleidiger treffen, ehe sie selbst die Strafe ereilte, und erschlugen den Hipparch (VI 57, 3). Harmodios fand dann auf der Stelle seinen Tod, Aristogeiton ward später ergriffen. Hippias bewahrte kaltes Blut und wufste die bewaffneten Teilnehmer des Festzugs durch eine List zu entwaffnen und die Verschworenen zu entdecken. Die Athener aber lernten jetzt erst die Tyrannis im schlimmen Sinne kennen, während bis dahin die Pisistratiden ein mildes Szepter geführt hatten.

Thukydides thut sich auf sein Besserwissen viel zu gut.[1]) Man hat vermutet, dafs es Familienbeziehungen zu dem Geschlecht der Tyrannen waren, denen er besonders zuverlässige Kunde über das Ereignis verdankte oder zu verdanken meinte.[2])

Da kommt nun ein Jahrhundert später Aristototeles (*Ἀθην. πολ.* Kap. 18) und will noch besser unterrichtet sein. Thukydides spricht nur von drei Söhnen und kann sich für ihre Namen auf eine Urkunde berufen. Aristoteles weifs von vieren, zweien von der athenischen Gattin, Hippias und Hipparch, zweien von einer Argiverin, Iophon und Hegesistratos. Der Name Thessalos, den Thukydides als dritten nennt, soll nur ein Beiname des Hegesistratos gewesen sein. 'Von diesen Söhnen nun waren Hippias und Hipparchos nach dem Rechte ihrer Geburt, sowie wegen ihres Alters, die Machthaber. Hippias als der ältere, staatsmännisch beanlagt und besonnen, stand an der Spitze des Regiments; Hipparchos war zu fröhlichem Lebensgenufs aufgelegt, verliebter Natur und ein Freund der Poesie: er ist es auch gewesen, der den Anakreon, den Simonides und die anderen Dichter nach Athen berief; der viel jüngere Thessalos dagegen neigte in seiner Lebensführung zu Übermut und Gewaltthat: er gab auch die Veranlassung zu den Ereignissen, welche für sein Haus die Quelle alles Unheils geworden.'[3]) Von Thessalos also wird darauf dasselbe er-

---

[1]) In Bezug auf das Altersverhältnis der Pisistratiden sagt er: *εἰδὼς μὲν καὶ ἀκοῇ ἀκριβέστερον ἄλλων ἰσχυρίζομαι.* Corssens Erklärung dieser Worte (Rhein. Museum LI [1896] S. 237), wonach der Ausdruck *ἀκοῇ* nicht auf Thukydides bezogen werden soll: 'als Wissender und [darum] zuverlässiger als andere nur nach dem Hörensagen [Behauptende] behaupte ich', scheint mir allerdings, zum mindesten bei dieser Wortstellung, sprachlich unmöglich zu sein. Ganz verachtet aber auch die *ἀκοή* Thukydides nicht, wenn sie nur nicht *ἀβασανίστως* (I 20 1) aufgenommen wird.

[2]) Wilamowitz I 116; Toepffer, Attische Genealogie S. 382 f.; Wilamowitz, Hermes XXXIV 223 f.

[3]) Übersetzung von Kaibel und Kiefsling. Es ist aber doch wohl nötig, auch den griechischen Text der Stelle herzusetzen: *ἦσαν δὲ κύριοι τῶν μὲν πραγμάτων διὰ τὰ ἀξιώματα καὶ διὰ τὰς ἡλικίας Ἵππαρχος καὶ Ἱππίας, πρεσβύτερος δ' ὢν ὁ Ἱππίας καὶ τῇ φύσει*

zählt, was Thukydides, nur noch ausführlicher, von Hipparch berichtet: die Zurückweisung seiner Anträge durch Harmodios, die Kränkung von dessen Schwester, die Verschwörung der beiden Freunde, bei der nur statt weniger, wie Thukydides sagt, viele beteiligt gewesen sein sollen. Bei der That ist der Schauplatz verschieden: Hippias ist auf der Burg, beim Ziel des Festzugs, Hipparch beim Ausgang, im Kerameikos. Die Verschworenen steigen herunter, als sie sich verraten glauben, und erschlagen den Hipparch — nur um überhaupt etwas zu thun. Von Thessalos ist nicht weiter die Rede. Harmodios fällt, wie bei Thukydides, sogleich unter den Streichen der Leibwache, Aristogeiton wird ergriffen und gefoltert, damit er seine Mitverschworenen nenne. Denn es war nicht so leicht, diese zu entdecken, wie es nach jener Erzählung scheinen könnte, nach der Hippias einfach die Teilnehmer des Festzugs von ihren Waffen wegtreten liefs, und so diejenigen ertappte, welche Dolche bei sich führten. Denn diese Erzählung (*ὁ λεγόμενος λόγος*) kann nicht richtig sein, weil man damals gar nicht mit Waffen aufzog, diesen Brauch vielmehr erst später die Demokratie eingeführt hat. Das Schicksal des Aristogeiton, das Thukydides nur andeutet mit den Worten: 'als er später ergriffen wurde, ging es ihm schlecht', weifs Aristoteles ausführlich zu erzählen, sogar nach verschiedenen Überlieferungen.[1])

Es läfst sich kaum bezweifeln, dafs mit dem *λεγόμενος λόγος* Thukydides gemeint ist: 'es macht das aber die Kritik nur schneidender, wenn ein Schriftsteller gerade in dem, was er mit starkem Selbstbewufstsein als seine bessere Weisheit, im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung vorträgt, durch ein *ὁ λεγόμενος λόγος οὐκ ἀληθής ἐστιν* abgefertigt wird.'[2])

Man hat den Thukydides durch die Kritik für widerlegt gehalten. Aristoteles soll für seine Behauptung urkundliche Quellen gehabt haben.[3]) Aber Thukydides hat seine Annahme 'auf keinen Fall ohne Bedacht aufgestellt'; er setzt die Sitte des Waffentragens nicht als selbstverständlich voraus; auch er nimmt ein Wissen für sich in Anspruch, und Behauptung steht gegen Behauptung.[4]) Auch will Aristoteles auf jeden Fall mit seiner Kritik zu viel beweisen, was ja immer einen ungünstigen Eindruck macht. Denn wenn die Teilnehmer am Festzug keine Waffen trugen, so war jene List freilich überflüssig, aber die Untersuchung auf verborgene Waffen um so leichter.[5])

πολιτικὸς καὶ ἔμφρων ἐπεστάτει τῆς ἀρχῆς. ὁ δὲ Ἵππαρχος παιδιώδης καὶ ἐρωτικὸς καὶ φιλόμουσος ἦν, καὶ τοὺς περὶ Ἀνακρέοντα καὶ Σιμωνίδην καὶ τοὺς ἄλλους ποιητὰς οὗτος ἦν ὁ μεταπεμπόμενος· Θετταλὸς δὲ νεώτερος πολὺ καὶ τῷ βίῳ θρασὺς καὶ ὑβριστής, ἀφ' οὗ καὶ συνέβη τὴν ἀρχὴν αὐτοῖς γενέσθαι πάντων τῶν κακῶν.

[1]) Es ist beachtenswert, dafs hier eine demokratische Version (*ὡς μὲν οἱ δημοτικοί φασιν*) einer anderen gegenübergestellt wird (*ὡς δ' ἔνιοι λέγουσιν*), die den Helden der Freiheit zum Verräter seiner Mitverschworenen macht, also wohl von oligarchischer Seite stammt; vgl. Busolt, Griech. Gesch. II² 50, 1 und 384, 1.

[2]) Wilamowitz, Aristoteles und Athen I 108; vgl. Corssen, Rhein. Mus. LI (1896) S. 231.

[3]) Wilamowitz I 109; Stahl, Rhein. Mus. L (1895) S. 382 f. n. a.

[4]) Corsseu a. a. O. S. 233.

[5]) Darauf hat schon Rühl hingewiesen (Rh. Mus. XLVI [1891] S. 439, 1); vgl. Busolt II² 53 Anm.

Es dient der Geschichte von der List des Hippias nicht zur Empfehlung, dafs sie einen Doppelgänger hat in der Erzählung von der List, durch die Peisistratos selbst die Athener entwaffnete, wie bei Aristoteles im fünfzehnten Kapitel zu lesen ist und schon früher durch Polyän (Strateg. I 21, 2) bekannt war.[1]) Doch wenn Aristoteles vielleicht auf diese Geschichte seine Behauptung gründet, dafs die Athener in der folgenden Zeit auch beim Fest keine Waffen getragen hätten, so ist die Behauptung schlecht begründet. Selbst wenn die Anekdote die Entwaffnung des Volks beweisen könnte, so wäre es doch nicht unwahrscheinlich, dafs der Herrscher am Fest der Stadtgöttin, das er selbst mit besonderem Glanz ausgestattet hat, ein beschränktes Waffentragen erlaubte — und ein beschränktes behauptet ja auch Thukydides nur: *μετὰ γὰρ ἀσπίδος καὶ δόρατος εἰώθεσαν τὰς πομπὰς ποιεῖν.* Sollte aber Aristoteles seine Behauptung, wie Wilamowitz meint[2]), auf eine Urkunde gründen, die die Einführung des Waffentragens beim Fest bezeugt hätte, so könnte es sich immer noch entweder um die Aufhebung jener Einschränkung handeln oder um die Aufhebung eines Verbots, das erst in der letzten Zeit der Tyrannis ergangen sein könnte, als die Erfahrung jenes Panathenäenfestes den Hippias, dessen Herrschaft freilich eine Wiederholung des grofsen Festes nicht mehr gesehen hat, zu gröfserer Vorsicht mahnte.[3])

Mit Recht sagt ferner Corssen: 'Trugen die Bürger in dem Festaufzuge keine Waffen, so konnte kein ungeeigneterer Tag gewählt werden als der, an welchem die Tyrannen ihre ganze militärische Macht entfalteten, und ein Anschlag auf die Herrschaft dem sichersten Mifserfolg entgegensah.' Bei Aristoteles erscheint denn auch der Tag nicht durch vorbedachte Wahl bestimmt: Kränkung und Rache fallen auf denselben Tag. Es geht damit freilich Schlag auf Schlag. Aber die Geschichte wird so nicht 'in sich geschlossener, wahrscheinlicher', wie Wilamowitz meinte, sondern sie wird vielmehr in Ungereimtheiten verstrickt, wie Corssen dargelegt hat.

Es kann keine Rede davon sein, dafs Aristoteles die Erzählung des Thukydides einfach ad absurdum geführt hätte. Zeuge steht gegen Zeuge, die beiden gewichtigsten Zeugen des Altertums, von denen keiner eine Ansicht ohne Gründe aussprach. Aber die Gründe werden uns nicht vollständig vorgelegt, und deshalb ist eine Entscheidung für uns nicht mehr möglich.

Das ist um so mehr zu bedauern, als es sich nicht nur um einen Nebenumstand des Ereignisses handelt. Für die Thukydideische Darstellung ist 'das Waffentragen der Bürger ebensowichtig, wie das Liebesverhältnis zwischen den beiden Tyrannenmördern.' 'Nur so gewinnt die That das doppelte Gesicht, das sie bei Thukydides trägt, die zwar, aus rein persönlichen Motiven entsprungen und in Furcht und Leidenschaft vollbracht, doch in ihrer ursprüng-

---

[1]) Rohrmoser hält die Erzählung bei Thukydides für das Original (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XLIV [1893] S. 973, 1); vgl. auch Busolt II² 34, 2.

[2]) Wilamowitz möchte in den Worten des Skolions *ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω* einen weiteren Beweis für Aristoteles' Behauptung sehen.

[3]) E. Meyer, Gesch. d. Altertums II 775 und 795.

lichen Absicht und auch in ihren Folgen eine That von eminenter politischer Bedeutung war' (Corssen).

Es scheint mir ein Widerspruch in sich selbst zu sein, wenn Wilamowitz sagt, dafs bei Aristoteles die That 'noch mehr als bei Thukydides den Charakter des Plötzlichen und Persönlichen erhält', dafs aber 'dafür ihre politische Bedeutung wächst, da es in der That auf eine Revolution abgesehen war, nicht auf den Austrag eines Ehrenhandels'. Dafür läfst sich nur das eine anführen, dafs nicht der erschlagen wird, von dem die persönliche Beleidigung ausging, Thessalos, sondern der unschuldige Hipparch. Aber das ist gerade die gröfste Ungereimtheit des Berichts bei Aristoteles, während es bei Thukydides ganz begreiflich ist, dafs die Verschworenen, als der Anschlag in seinem gröfseren geplanten Umfang mifslingt oder zu mifslingen scheint, wenigstens den Beleidiger treffen wollen.

Damit kommen wir zu der auffälligsten Eigentümlichkeit der Aristotelischen Erzählung, die um so auffälliger ist, je weniger Aufhebens Aristoteles davon macht: der Rolle des Thessalos. Thessalos ist es, der den Harmodios kränkt, und ganz unschuldig fällt Hipparch. Auch diese Nachricht will Wilamowitz unbedingt glauben, 'da sich im Gedächtnis der Menschen gar leicht die Wirklichkeit so verschieben konnte, dafs der Getötete auch der Schuldige war'. Andere haben widersprochen, haben an der Version des Thukydides festgehalten, oder den Widerspruch mehr oder weniger gewaltsam wegzuräumen versucht.

Henri Weil[1]) hat in der kurzen Erzählung des ersten Buches, da sich ein Widerspruch mit Aristoteles' Darstellung nicht gerade nachweisen läfst, eine stillschweigende Korrektur des Berichts im sechsten Buch sehen wollen, dessen Irrtümer Thukydides nachträglich erkannt hätte; der Tod, der den Schriftsteller hinderte, die letzte Hand an sein Werk zu legen, hätte ihn auch gehindert, die irrige Darstellung auszuscheiden. Es scheint, dafs diese Hypothese, die für die Geschichte der Entstehung des Thukydideischen Werks von grofser Bedeutung wäre, keinen Beifall gefunden hat, und man wird in der That Bedenken tragen müssen, sie anzunehmen, wenn nicht die Folgerungen, die aus ihr für die Entstehungsgeschichte des Werkes gezogen werden müfsten, noch auf anderem Weg wahrscheinlich gemacht werden können.

Schon der erste Herausgeber der Schrift hat die Worte *Θετταλὸς δὲ νεώτερος πολὺ καὶ τῷ βίῳ θρασὺς καὶ ὑβριστής* (s. die Stelle oben S. 625 f. Anm. 3) als Parenthese aus dem Zusammenhang herausheben wollen, van Herwerden hat sie dann gestrichen, Rohrmoser[2]) hat auch die vorhergehenden Worte noch verdammt, so dafs der Satz *ἀφ' οὗ καὶ συνέβη* sich unmittelbar an *ἐρωτικός* anschliefsen würde, und dieses selbe Radikalmittel hat endlich am nachdrücklichsten Stahl empfohlen.[3])

So bündig als möglich scheint auf den ersten Blick seine Beweisführung, und man bemerkt zunächst kaum eine andere Lücke als die, die bei den

[1]) Journal des Savants 1891 S. 103 f.

[2]) Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien XLIV (1893) S. 974.

[3]) Rhein. Museum L (1895) S. 382 f.

meisten Athetesen sich findet, dafs nicht ersichtlich ist, was einen Leser zu der Randbemerkung veranlafst haben könnte. Dennoch ist es nicht nur moderne Scheu vor dem oft mifsbrauchten, aber doch auch oft bewährten Radikalmittel der Athetese, die nach Corssens Vorgang[1]) die meisten Forscher veranlafst hat, die Annahme einer Interpolation abzulehnen.

Wenn Corssen nnr gezeigt hätte, dafs 'durch die Streichung des Thessalos nicht (wie Stahl meinte) alle wesentlichen Differenzen zwischen Thukydides und Aristoteles (bis auf jene eine ausdrücklich hervorgehobene) aufgehoben werden', so läge darin noch kein Beweis gegen die Athetese. Denn die Übereinstimmung mit Thukydides zu fordern, haben wir kein Recht, und ihr Mangel kann einen Grund zu Änderungen nicht abgeben — ebensowenig aber der Mangel der Übereinstimmung mit Herodot oder Ephoros, der bei der Athetese eine Rolle spielt. Nur die Übereinstimmung des Schriftstellers mit sich selbst, zum mindesten in derselben Schrift, dürfen und müssen wir fordern, und das nur kann entscheidend sein, ob sie durch die Athetese, und nur durch sie, hergestellt wird.

Der Widerspruch gegen die Stelle der Aristotelischen Rhetorik (II 24 S. 1401 b), auf den Stahl hingewiesen hat, wird dnrch die Streichung des Thessalos thatsächlich, wie Corssen zeigt, nicht weggeräumt. Als Beispiel eines Trugschlusses *ἐκ σημείου* führt Aristoteles an: *ταῖς πόλεσι συμφέρουσιν οἱ ἐρῶντες· ὁ γὰρ Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος ἔρως κατέλυσε τὸν τύραννον Ἵππαρχον.* Hiernach müsse, so meinte Stahl (S. 386), Hipparch mit dem *ἔρως* des Harmodios und Aristogeiton etwas zn thun gehabt, eine Rachethat desselben herausgefordert haben. Weit notwendiger aber ist, wenn die Sache als Beweis für den vorangestellten Satz dienen soll, erstens, dafs der Tod des Hipparch das Ende der Tyrannis ist — denn nur darauf kommt es an —, zweitens, dafs das Ende der Tyrannis durch Harmodios' und Aristogeitons *ἔρως* herbeigeführt wird. Das aber steht zu der Darstellung des Aristoteles in der Politik im Widerspruch, in einem Widerspruch, der durch keine Änderung dort weggeräumt werden kann. Es ist also gewifs, dafs Aristoteles hier als Beispiel des Trugschlusses nur die populäre Auffassung, nicht die eigene anführt, da es ja auch auf die Sache gar nicht ankommt, nnd fein hat Corssen vermntet, dafs er sich damit auf eine Stelle in Platons Symposion beziehe (S. 229 f.).

Wichtiger aber ist anf alle Fälle der Zusammenhang der Stelle selbst. Da hat nun Corssen, wie schon Kaibel[2]), dargelegt, dafs die Eigenschaften — oder, wenn man mit Stahl auch diese streichen wollte, die Handlungsweise —, die von Thessalos auf Hipparch übertragen würden, mit dessen Charakter, wie ihn fast die ganze sonstige Überlieferung, insbesondere Thukydides schildert, ja Aristo-

[1]) Rhein. Museum LI (1896) S. 226 f.

[2]) Stil und Text der *πολιτεία Ἀθηναίων* des Aristoteles S 167. Ein Irrtum Corssens war es, dafs das *Θετταλὸς δὲ νεώτερος* geradezu gefordert werde durch das vorangegangene *ἦσαν δὲ κύριοι μὲν τῶν πραγμάτων* . . .; denn diesem *μέν* entspricht schon das *δὲ* in *πρεσβύτερος δὲ ὢν ὁ Ἱππίας* . . . (Kaibel a. a. O. S. 166).

teles selbst kennzeichnet, völlig unvereinbar sind. Ein Widerspruch also bleibt, und dieser Widerspruch ist gewichtiger als der, in dem die Schilderung des Thessalos mit der in dem Excerpt aus Diodor erhaltenen steht, und kann auch nicht aufgewogen werden durch die Übereinstimmung, in der der Stahlsche Hipparch mit dem typischen Tyrannenbild steht, das in eben jenem Excerpt gezeichnet ist.

Besonders beachtenswert aber scheint mir der Beweis dafür, dafs Thessalos nicht aus dem Zusammenhange zu streichen ist, den Corssen (S. 232) sehr scharfsinnig darin findet, dafs 'Aristoteles, der hier ganz unverkennbar die einzelnen Züge seiner Darstellung dem Thukydides entlehnt, von dem sechsten auf das erste Buch zurückgegriffen hat' mit den Worten, in denen er die Ermordung Hipparchs begründet: *βουλόμενοί τι δρᾶσαι πρὸ τῆς συλλήψεως.* Denn so sagt Thukydides an jener Stelle des ersten Buches: *βουλόμενοι πρὶν ξυλληφθῆναι δράσαντές τι καὶ κινδυνεῦσαι*, während die Wendung des sechsten Buches: *τὸν λυπήσαντα οὖν σφᾶς καὶ δι' ὅνπερ πάντα ἐκινδύνευον ἐβούλοντο πρότερον, εἰ δύναιντο, προτιμωρήσασθαι* allerdings nicht zu gebrauchen war, wenn nicht Hipparch, sondern Thessalos der Beleidiger war.

Corssen sucht zu zeigen, wie des Aristoteles Darstellung sich aus drei verschiedenen Elementen zusammensetzt, aus Bestandteilen des Thukydideischen Berichtes, eigenem Besserwissen und abweichenden Nachrichten von dritter Seite, und ich glaube, dafs diese Anschauung der Wahrheit näher kommt und auch die unverkennbaren Mängel der Erzählung besser erklärt als die von anderer Seite verfochtene, wonach wir bei Thukydides und Aristoteles zwei völlig verschiedene, voneinander unabhängige Überlieferungen hätten.[1])

Es mag uns befremden, bei einem Aristoteles eine so wenig einheitliche, widerspruchsvolle Erzählung zu finden, und dieses und ähnliches Befremden hat ja zu der heute abgethanen Ansicht geführt, dafs die Schrift nicht von Aristoteles sein könne. Dafs aber die Widersprüche überhaupt sich finden in der Überlieferung, kann uns nicht befremden, und wir würden uns selbst den Einblick in die Entstehung der Tradition versperren, wenn wir sie gewaltsam übereinbringen wollten. Dieselben Gegensätze, die wir in der Skolienpoesie zum Ausdruck kommen sahen, haben auch an der Erzählung von der That des Harmodios gearbeitet.

Je lauter die Demokraten den Tyrannenmord priesen, mit um so freundlicheren Farben malten ihre Gegner sich die Zeit der Tyrannis aus. Sie ward schliefslich zum 'goldenen Zeitalter', *ὁ ἐπὶ Κρόνου βίος.*[2]) In dem pseudo-Platonischen Dialog 'Hipparchos' erscheint das Opfer des Harmodios als das Muster eines Herrschers. Der Dialog ist nicht von Platon, und seine Entstehungszeit ist immer noch nicht bestimmt[3]), das Bild des Hipparch wird nicht der Wirk-

[1]) Plathner, Zeitschr. für das Gymnasialwesen LI (1897) S. 462.

[2]) Aristoteles *Ἀθην. πολιτ.* Kap. 16; Ps.-Plat. Hipparch S. 229 B.

[3]) E. Meyer (Gesch. d. Altert. II 775) setzt ihn in Platons Zeit. Wilamowitz (Aristoteles und Athen I 120) 'weifs zu wenig von der genaueren Zeit, in der der Hipparchos verfafst ist'. Man ist bis in makedonische Zeit hinabgegangen; vgl. die Ausgabe von Stallbaum-Fritzsche (Platonis Opera VI 2) S. 302 f.

lichkeit entsprechen; aber dafs man sich irgendwann dieses Bild ausgemalt hat, beweist, mit welchen Mitteln man der demokratischen Legende entgegenarbeitete. Es ist vermutet worden, dafs der Dialog selbst von Aristoteles benutzt worden sei.[1]) Das ist nicht wahrscheinlich. Aber es ist doch auch vielleicht für die Rolle, die Thessalos bei Aristoteles spielt, von Bedeutung, dafs es zu dem verklärten Bild des Hipparch nicht passen wollte, dafs er den Anstofs zu der That der Tyrannenmörder gegeben haben sollte, wie denn auch der Dialog wenigstens die Beschimpfung der Schwester des Harmodios von ihm abwehrt. Einem anderen Bewunderer des Hipparch mochte dann die matte Erzählung, die dic *χαριέστεροι ἄνθρωποι* an die Stelle setzten, nicht gefallen, und er machte den Thessalos zum Sündenbock und vielleicht auch deshalb zum *νόθος*, damit das erlauchte Haus des Peisistratos möglichst makellos dastünde. Dafür machte wieder ein anderer denselben Thessalos zum Freund der Demokratie. Wenn Hipparch, wie bei Aristoteles, ohne alle Schuld stirbt, 'erscheint die von den Demokraten verherrlichte That als ein zweckloser Mord'.[2]) Solche Darstellung ruft uns das Gesetz zum Schutze des Andenkens der Tyrannenmörder ins Gedächtnis.[3]) Sie schmeckt nach einer oligarchischen Quelle, von der wir auch sonst bei Aristoteles deutliche Spuren finden.[4]) Man hat an die *'Αθηναίων πολιτεία* des Kritias gedacht.[5])

Wir staunen über die Willkür der Behandlung eines geschichtlichen Ereignisses, und je weniger uns der Cento des Aristoteles befriedigen kann, um so mehr bewundern wir den Thukydides, der eine so glaubhafte, in sich geschlossene Erzählung der widerspruchsvollen — freilich zu seiner Zeit noch nicht ganz so widerspruchsvollen Überlieferung — abzugewinnen verstanden hat. Urknndlich kann aber auch sein Bericht nur in wenigem sein. Wie sollte man auch nach einem Jahrhnndert Zuverlässiges erfahren über Verlauf oder gar Motive einer That, deren Helden sofort dem Tod verfallen, deren Folgen zunächst für Jahre nichtig waren, deren Andenken Jahre hindurch die Furcht unterdrückte, bis cs dann, wieder aufgelebt, der Gegenstand eines politischen Kultus und im bewufsten Gegensatz dazu parteiischer Entstellung wurde!

Aber man wird doch auch in dem, was von den Motiven der Verschworenen erzählt wurde, einen wahren Kern vermuten dürfen.[6]) Denn schwerlich würde ohne den Zwang einer zuverlässigen Überlieferung durch diese Motivierung der politische Charakter der That herabgedrückt worden sein. Doch wenn auch persönliche Beweggründe den Anstofs gaben, so entbehrt darum die

[1]) Nieso, Histor. Zeitschr. LXIX (1892) S. 48; E. Meyer a. a. O. Dagegen Busolt, Griech. Gesch. II² 51 f. Anm.; Wilamowitz I 119, 30.

[2]) Busolt II² 52 Anm.

[3]) Oben S. 616. [4]) Busolt a. a. O.

[5]) Dümmler, Hermes XXVII (1892) S. 260 f. = Kleine Schriften II 447 f.

[6]) Miller, Philol. LII (1894) S. 573 f. bezweifelt das. Sehr viel weiter aber ist kürzlich Mücke gegangen, der in seinem verwegenen Büchlein 'Vom Euphrat zum Tiber' (Leipzig 1899) 'die Legende von den athenischen Tyrannenstürzern' (S. 1—15) zu einer Dioskurensage zu verflüchtigen gesucht hat (vgl. darüber Berliner Philol. Wochenschrift 1900 Sp. 559 f.).

Digitized by Google

That nicht politischer Bedeutung, weder nach der Absicht der Handelnden, noch nach den Folgen ihres Handelns. Und auch Thukydides stellt das nicht anders dar.[1]) Von Aristogeiton heifst es vielmehr: *ἐπιβουλεύει εὐθὺς . . . κατάλυσιν τῇ τυραννίδι*, und wenn die Freunde auf das Eingreifen der Bürger rechneten, so war es doch nicht ihr persönlicher Ehrenhandel, sondern der Vorstofs gegen die Tyrannis als solche, was sie dazu berechtigte.

Und dieser Vorstofs war schliefslich doch auch der Anfang vom Ende geworden, so dafs die Athener, als das Werk der Befreiung wirklich gethan war, nicht ganz ohne Berechtigung den Blick zurückwarfen zu dem *τόλμημα* des Jahres 514.

Eine ganz neue Stadt war es, die aus den Wirren nach Hippias' Vertreibung hervorging. Zu den *ἥρωες κτίσται* gewissermafsen dieser neuen Stadt wurden Harmodios und Aristogeiton.[2]) Die thatsächliche Befreiung bot der Dankbarkeit der Befreiten keinen Helden. Auch Kleisthenes liefs, ehe er der Volksfreund wurde, der Legende Zeit, auf die Mörder des Hipparch den Heiligenschein der Befreier zu übertragen. Nicht um des Volkes willen hatten sich ja auch die Alkmeoniden mit den Spartanern zum Sturm gegen die Burg der Tyrannen verbunden, und das Volk sah den Sieg der Adligen mit geringer Teilnahme und vielleicht mit Argwohn. Als aber dann in dem demokratisierten Athen des Kleisthenes dem Volk erst recht die Vertreibung des Hippias als eine Wohlthat erschien, und die freie Stadt in ruhmvollen Kämpfen ihre Kraft bewährt hatte, da stellte man die ehernen Bilder der 'Tyrannenmörder' auf dem Markt der Stadt auf, feierte das Freundespaar in den Liedern beim Mahl und liefs den Polemarchen ihnen wie den im Kampf fürs Vaterland Gefallenen alljährliche Opfer darbringen.[3])

Die ehernen Bilder, nach der Entführung durch Xerxes alsbald erneuert, galten als ein Wahrzeichen der Stadt. Ein volles Jahrhundert und mehr soll es gedauert haben, bis eine ähnliche Ehre wieder einem Athener zu Teil wurde, und neben den Statuen der Tyrannenmörder andere Ehrenstatuen aufzurichten, war gesetzlich verboten[4]) und ward nur zweimal ausnahmsweise gestattet.[5])

Dafs die Tyrannenmörder die Befreier nicht waren, wufsten in Athen nicht nur die Gelehrten. Aber Bild und Lied gaben der volkstümlichen Legende doch immer von neuem Ansehen, und diese Legende ist es, die den Thukydides zu seinem energischen Protest veranlafst hat.

Es ist fast das erste für uns historische Ereignis, dessen sich griechische Dichtung und griechische Kunst, solchen Stoffen gegenüber so spröde, be-

---

[1]) Beloch, Griech. Gesch. I 332, 2 thut dem Thukydides unrecht. Vgl. Busolt II² 381, 2.

[2]) Curtius, Hermes XV (1880) S. 147. Ich sehe klärlich nicht mit Joubin (S. 46) in der Errichtung der Statuen '*une des premières manifestations politiques d'un parti qui honorait en Harmodios et en Aristogiton deux champions de l'aristocratie*'.

[3]) Aristoteles *Ἀθην. πολ.* Kap. 58.

[4]) C. I. A. II 410.

[5]) Wachsmuth, Stadt Athen II 1 S. 398.

mächtigt haben.[1]) Für die Hellenen selbst war auch der Zug gegen Troia Geschichte. Warum sangen davon immer ihre Dichter? Warum erzählten davon immer ihre Künstler? Warum griffen sie nicht hinein ins volle Leben, auch dann nicht, als Agamemnons Zug durch Marathon und Salamis in Schatten gestellt war? Warum mufste, wenn sie einmal einen Stoff der Gegenwart wählten, dieser gewissermafsen zum Mythos erhoben werden, wie der Persersieg in der Tragödie des Äschylos? Das ist eines der anziehendsten Probleme in der Geschichte des griechischen Geistes, das mit dem Wesen dieses Geistes tiefinnerlich zusammenzuhängen scheint. Aber ist es ein Problem nur des griechischen Geistes? — Ist es überhaupt ein Problem? Haben denn zu unserer Zeit grofse Ereignisse Dichtung und Bildkunst angezogen? Sind es denn in unserer deutschen Poesie grofse Ereignisse gewesen, von denen weithinwirkender Anstofs zu dichterischen Bildungen ausging? Ist uns hier nicht der griechische Geist verwandt, nicht problematisch, sondern verständlich — eher der römische fremd, der die Ereignisse der Geschichte in versereichen Epen, in wahrheitstreuen Bildern festzuhalten liebte?[2])

'Nicht gestorben bist du, lieber Harmodios, sondern auf den Inseln der Seligen weilest du bei dem schnellfüfsigen Achill und dem Tydiden Diomedes.' So sang das eine der Harmodiosskolien. Wie die Helden der Vorzeit, wie Achill stellten Antenor und Kritios, der Wirklichkeit zum Trotz, die erst vor wenig Jahren verstorbenen Tyrannenmörder hin.[3]) Als Roland wagt noch der heutige Künstler unseren Bismarck zu bilden und scheint vielen seine Aufgabe tiefer gefafst und künstlerischer gelöst zu haben als hundert von denen, die in dem Kürassieroffizier den Schöpfer und Hort des Reiches darzustellen sich bemühen.

Ein anderes freilich ist es, wenn für wahres Verdienst die künstlerisch-poetische Form gefunden wird, die seinem Kern am besten zu entsprechen scheint, ein anderes, wenn erdichtetem Verdienst die Formen höchster Verklärung geliehen werden. Hier liegt vielleicht ein Stückchen Unterschied griechischen und deutschen Geistes — aber nicht mehr als ein Stückchen! Das Volk ist auch heute noch nicht zu historischer Kritik begabt noch gestimmt. Es läfst sich auch heute noch Helden einreden, die es nicht sind. Aber vor

[1]) Über das wohl einzige ältere, Krösos auf dem Scheiterhaufen, s. Histor. Zeitschr. LXXIV (1895) S. 442 f. Was dort vermutet wurde, ist inzwischen durch das Gedicht des Bakchylides bestätigt worden.

[2]) Diese Fragen sollen nicht die Antwort auf jene Fragen sein. Diese Antwort kann nur gegeben oder doch gesucht werden in einem gröfseren Zusammenhang, in dem ich das Verhältnis griechischer Dichtung und Kunst zur Geschichte zu behandeln hoffe.

[3]) Keine Darstellung des wirklichen Vorgangs; denn es fehlte ja den beiden Angreifern der Gegner — Hipparch: weniger, wie mir scheint, aus Gründen, wie sie Petersen neulich (Röm. Mitt. XVI [1901] S. 105) angeführt hat, als deshalb, weil das Ereignis darzustellen überhaupt nicht die Aufgabe der Künstler war. Sie sollten nur die beiden Helden darstellen; aber sie stellten sie dar in der Haltung, in der sie als die Helden kenntlich waren: so stellte die Kunst den Zeus, Blitze schleudernd, Athena, die Lanze schwingend, dar, ohne dafs man nach dem Gegner fragte.

Digitized by Google

unseren öffentlichen Denkmälern hält die Historie Wacht, die damals erst erwachen sollte und, als sie erwacht war, auch sofort Einspruch erhoben hat gegen die Verherrlichung der That des Harmodios, um dann freilich, abirrend von der Bahn, die Thukydides ihr gewiesen, wie wir sahen, mitzuarbeiten an der parteilichen Entstellung der Thatsachen.

Doch das dunkle Gefühl des Volkes hat selten ganz unrecht gegenüber dem hellen Urteil der Kritik — damals wie heute. Nicht ganz erlogen war das Verdienst der Tyrannenmörder; nicht ganz unberechtigt war es, dafs die Dankbarkeit der Athener, die sich für die Wohlthat der Befreiung ihre Helden suchte, die wählte, die, wenn auch vielleicht ursprünglich von selbstsüchtigen Motiven geleitet, doch zuerst der Freiheit eine Gasse zu brechen versucht und ihr Beginnen mit dem Tod gebüfst hatten, statt der anderen, die zwar wirklich die Freiheit gebracht, dabei aber nicht minder von Selbstsucht geleitet gewesen waren und im Erfolg schon die Befriedigung dieser Selbstsucht gefunden hatten.



ANTIKE HUMANITÄT

Zweiter Aufsatz

Von Thaddäus Zielinski

Der Titel wird den Leser an ein bemerkenswertes Werk Max Schneidewins erinnern — und vielleicht auch an einen ihm gewidmeten Aufsatz des Verfassers, dem seiner Zeit die Ehre widerfahren ist, den ersten Jahrgang dieser nunmehr so stattlich aufgeblühten Zeitschrift einzuleiten. Es ist keine blofse Laune, wenn ich ihn heute wiederhole; zwar trägt das Buch, von dem gehandelt werden soll, statt der 'Humanität' vielmehr die 'Aufklärung' auf dem Schild und knüpft an Euripides an, sowie jenes an Cicero[1]); wenn ich indessen dort recht hatte mit meinen Ausführungen, dafs eben das Zeitalter der Aufklärung den Grundton seiner praktischen Ethik auf den Begriff 'Mensch' gestimmt hat, und dafs das Lebenswerk des Euripides eine der ersten Quellen der antiken Humanität ist, so müssen der gemeinsamen Merkmale mehr als genug sein.

Und dem ist in der That so. Das perikleische Athen, das den Geist des Euripides grofsgezogen hat, war in mehr als einer Hinsicht mit dem Rom des letzten Jahrhunderts der Republik vergleichbar. Wie Rom zu Hellas, so steht Athen zu Ionien; beidemal haben wir eine aufstrebende junge Geistesmacht, die, selber noch kaum vertreten im goldenen Buch der Humanität, kraft ihrer politischen Überlegenheit die Säfte der älteren Kulturen an und in sich zieht, um sie in ihrem eigenen Organismus zu verarbeiten. Mit Panätius im scipionischen Kreise kann recht wohl die Stellung des Anaxagoras in der Umgebung des Perikles verglichen werden, und der Redner Molon, von dem die Blütezeit der römischen Beredsamkeit datiert, hatte an Gorgias seinen Vorläufer. Manches einzelne können wir übergehen, um desto kräftiger die Hauptsache zu betonen: beidemal hat die geistige Gärung, die der Einflufs der eingewanderten Aufklärung auf die heimische Tradition erzeugte, im Kopfe je eines scharfen Beobachters, der zudem Denker und Künstler war, einen Niederschlag hinterlassen; wie dort an Cicero, haben wir uns hier an Euripides zu halten.

So hat es auch unser Verfasser gethan; ihm ist Euripides mit Recht 'der Dichter der Aufklärung', nämlich der attischen Aufklärung des V. Jahrh. Und sieht man genauer hin, so ist auch seine Arbeitsmethode von der Schneide-

[1]) Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. Von Wilhelm Nestle, Stuttgart 1901, Kohlhammer. XI, 594 S. gr. 8.

winschen nicht wesentlich verschieden: beide haben den geistigen Gehalt ihrer Autoren in einer Unzahl von Aussprüchen ausgezogen, haben sodann — so mufs man sich wenigstens als Draufsenstehender den Vorgang denken — den so zusammengehäuften Citatenschatz rubriziert und sind dann an die systematische Aufarbeitung der einzelnen Rubriken gegangen. Das Einteilungsprinzip ist nicht das gleiche, aber die Unterschiede sind nicht schwerwiegend. Die einzelnen Citate geben beide Verfasser in deutscher Übersetzung, wobei es der Prosa meist besser ergangen ist als den Versen; doch darüber noch später ein Wort. Kurz, der Parallelismus des Stoffes hat ganz naturgemäfs einen gewissen Parallelismus der Behandlung zur Folge gehabt.

Und doch ist in dem Umstand, dafs Euripides nur als dramatischer Dichter zu uns redet, eine Schwierigkeit enthalten, die Nestle sehr wohl gesehen, aber, wie mir scheint, allzu schnell und leicht, im ganzen wie im einzelnen, von seinem Blickfelde entfernt hat. Schon Cicero verwahrt sich mit vollem Rechte dagegen, dafs man alle in seinen Gerichtsreden niedergelegten Anschauungen für seine eigenen Herzensmeinungen halte: *in allen jenen Reden kommt die Parteistellung und der Zeitmoment zu Wort, nicht aber der Redner als Mensch; wenn die Parteisache selbst für sich reden könnte, würde niemand einen Anwalt hinzuziehen* (Clu. 139). Dies Bekenntnis rät zur Vorsicht in all den Fällen, wo uns der Ausdruck der Rednermaske den eigenen Gesichtszügen des Redenden nicht zu entsprechen scheint; zum Glück kennen wir diese letzteren aus den Traktaten und Briefen ziemlich genau. Die Schwierigkeit wächst aber ins ungeheure einem dramatischen Dichter, einem Euripides gegenüber, der eben überall *der Parteistellung und dem Zeitmoment* zum Ausdruck zu verhelfen hat; wie soll man ihrer Meister werden?

Die naive Anschauung in dieser Frage geben uns die aus dem *far West* stammenden — oder auch dahin verlegten — Anekdoten von der an den Jagos und Edmunds der wandernden 'Schmieren' geübten Lynchjustiz; es ist, psychologisch gefafst, nichts anderes, was uns auch die antiken Anekdoten — man kann sie u. a. bei Decharme (Euripide S. 26) nachlesen — von dem Verhalten des attischen Publikum dem *ἡ γλῶσσ' ὀμώμοκε, Ζεὺς ὅστις ὁ Ζεύς* u. ä. gegenüber melden. Und in der That, diese naive Auffassung hat ihre Berechtigung — sie ist jedenfalls berechtigter als die simplistische, von der sofort zu reden sein wird. Ist es wirklich gefahrlos, wenn vor all den geistig und sittlich Unmündigen die Perfidie, die Selbstsucht, die Gemeinheit zu künstlerisch vollendetem Ausdruck kommt? Was hilft's, dafs sie später, im fünften Akt, ein klägliches Ende nimmt! Man denkt doch nicht daran, wenn ein Franz Moor seine stramm logischen, einwandfreien Tiraden gegen Kindesdank und -liebe vorträgt. Da wird mancher wachsweiche Schülersinn unter der Zuschauerschaft eine böse Prägung erhalten, manches wahlverwandte Individuum die letzte Scham vor der Schurkerei abstreifen. Und wenn wir trotzdem unsern Dichtern derartiges hingehen lassen, so geschieht es, weil wir's um höherer Güter willen mit in Kauf nehmen — nehmen müssen; man frage nur, wenn man Vater ist und seinen Kindern klassische Dramen vorgelesen hat, sein eigenes, be-

Digitized by Google

klemmendes Gefühl. Das Altertum dachte darüber anders, eben kraft seiner unversieglichen Naivetät; wir sehen es bei Aristophanes ganz deutlich, der alle Äufserungen der euripideischen Personen dem Dichter zur Last legt — *ἀποκρύπτειν δεῖ τὸ πονηρὸν τόν γε ποιητήν* — und nicht minder bei Platon; *ποιεῖν* bedeutet eben mehr als 'Dichten' — es bedeutet 'Schaffen'.

Von dieser naiven Auffassung ist die andere, die ich mir oben erlaubt habe die simplistische zu nennen, wesentlich verschieden; sie geht darauf aus, in den Dramen des Dichters das, was seiner Persönlichkeit angehört, streng von dem zu scheiden, was auf Rechnung der dramatischen Charaktere und Momente gesetzt werden mufs, und den Dichter nur für die Äufserungen ersterer Art verantwortlich zu machen. Darin liegt nun an sich kein Simplismus — nichts anderes verlangt ja auch Cicero für sich; er macht sich jedoch sofort geltend, wenn von der Theorie zur Praxis geschritten wird. Die Theorie ist nämlich so übel nicht. Da spricht Decharme im Anschlufs an Bayle von jenen eigentümlichen 'Affektationen', an denen man das eigenste Eigentum des Dichters aus der Masse des Übrigen herauserkennt; da stellt Nestle seinen Grundsatz hin: *so darf man solche Aussprüche der Bühnenpersonen, die ohne thatsächliche oder ausgesprochene Korrektur bleiben, als solche ansehen, die dem Dichter selbst nicht als verwerflich gelten* (S. 8) — eine Krücke, die, nebenbei bemerkt, den Fragmenten gegenüber vollständig versagt. Aber für die Praxis hat das alles wenig oder nichts zu bedeuten: es sind die widersprechendsten Stellen, bei denen ich jene Bayleschen Affektationen empfinde, es ist ein buntes Mancherlei von Äufserungen, das ohne jede Korrektur bleibt; was thun? *Nichtsdestoweniger*, sagt unser Verfasser, *läfst der Dichter immer deutlich erkennen, welche der streitenden Parteien seine Sympathie hat: bei dem fast noch rekonstruierbaren Dialog des Amphion und Zethos in der Antiope z. B. kann man unmöglich im Zweifel sein, welcher von beiden des Dichters Auffassung vertritt, so wenig als bei der grofsen Szene zwischen König Philipp und Marquis Posa im Don Carlos.* Da er selber die beiden Begriffe 'jemandes Sympathie haben' und 'seine Auffassung vertreten' identifiziert hat, möge er mir nicht verargen, wenn ich dasselbe thue und demgemäfs behaupte, dafs Euripides der männlich festen Gestalt des Zethos, diesem wichtigen, im Leben atrophierten, in der Dichtung belebten Stück seiner Persönlichkeit, seine volle Sympathie geschenkt hat, gerade so wie auch Schiller seinem edlen und unglücklichen König.

Also, kurz gesagt, was wollen wir? Die Persönlichkeit des Dichters auf den Brettern, die die Welt bedeuten, mit fester Hand ergreifen; denn auf den Brettern, die die Welt sind, da können wir's doch, nicht wahr?

Ja wohl — wenn wir's mit Simplisten zu thun haben, oder aber selbst welche sind. Und eben deshalb habe ich die Auffassung, von der die Rede ist, die simplistische genannt, weil sie die Vorstellung von der Persönlichkeit als einer einfachen und in sich widerspruchslosen voraussetzt; in der That ist das ganze, im einzelnen so treffliche und verdienstvolle Buch Nestles von dieser Grundvorstellung beherrscht. Nun hat es freilich den Anschein, als ob mit diesem unsrem Urteil der ganze Begriff der Persönlichkeit aus dem Gebiet des

Greifbaren ins Wesenlose verbannt würde ... Indessen ehe wir den Versuch machen, ihn von dort in die Realität zurückzuführen, empfiehlt es sich, dem Verfasser auf dem mühevollen Pfade seiner Untersuchung zu folgen.

1

Wir sehen hiebei ab von dem einleitenden Kapitel über die 'Persönlichkeit des Euripides' — d. h., wie der Verfasser sofort erklärt, von seinen 'äufseren Lebensverhältnissen', seinem 'Charakter', sowie seiner 'Auffassung der Poesie' — soviel auch darüber in zustimmendem und auch in polemischem Sinne zu sagen wäre; die Studie über die 'Weltanschauung des Euripides' beginnt naturgemäfs mit deren 'erkenntnistheoretischer Grundlage'. Ist das Seiende überhaupt zu erkennen? Und wenn ja, hat das auf dem Wege der Empirie oder der Spekulation zu geschehen? ... Es wäre was Grofses, wenn Euripides uns diese Fragen beantworten sollte; für Gewöhnliche pflegen sie der dramatischen Poesie nicht am Wege zu liegen. Indessen, die fleifsigen Sammlungen des Verfassers scheinen uns auch darüber einige Aufklärung zu versprechen; sehen wir also zu, ohne ihm die nicht recht logische Scheidung der drei Gesichtspunkte (S. 42 oben) allzusehr zu verübeln. Da ist zunächst eine Reihe von Stellen, die den Zweifel zu empfehlen scheinen: *in der Helena 1617 f. schliefst der Bote seinen ausführlichen Bericht ziemlich unvermittelt mit den Worten: 'Besonnener Zweifel (σώφρων ἀπιστία) ist für die Sterblichen immer das nützlichste.'* Nun ja; der verdächtige Fremdling, dem der einfältige König Schiff und Helena anvertraut hatte, ist mit beidem übers Meer geflohen; da sieht man, wie sehr besonnenes Mifstrauen am Platze gewesen wäre. Ist das etwa erkenntnistheoretischer Skeptizismus? — Passender sind die anderen Stellen ausgewählt, aber mit der Erkenntnislehre haben sie doch blutwenig zu thun: ob einer Gottes Wege für erforschlich oder für unerforschlich hält, ob er eine Vorsehung annimmt oder die Menschheit dem Zufall preisgiebt, ob er an die Orakel glaubt oder nicht, ob er in der Ethik Subjektivist ist oder Objektivist — das alles wirft für unsere Frage nichts ab. Und auch die schönen Verse (in der Übersetzung S. 47 sind sie freilich weder Verse, weder schön), in denen der Dichter angeblich *über die Skepsis Herr geworden ist,* τίς τάδε λεύσσων θεὸν οὐχὶ νοεῖ, μετεωρολόγων δ' ἑκὰς ἔρριψεν σκολιὰς ἀπάτας κτέ. — auch sie sagen uns nichts weiter, als dafs Euripides den Standpunkt etwa des Aristophanes in den Wolken geteilt habe. Ja, wenn wir wenigstens genau wüfsten, dafs mit τάδε die ewige Ordnung der himmlischen Sphären gemeint ist! Dann könnte man unsere Stelle mit Ciceros berühmtem Beweis vom aufwärts gerichteten Blick parallelisieren (ND. II 4: *quid potest esse tam apertum ... cum caelum suspeximus caelestiaque contemplati sumus, quam esse aliquod numen praestantissimae mentis quo haec regantur?*). Aber auch dann würde sie noch nicht beweisen, dafs Euripides Gegner der Empirie und einseitiger Rationalist gewesen ist — so wenig wie die Lobpreisungen der Vernunft S. 50; der Vernunft kann ja auch der Empiriker nicht entraten. An sich wäre an dem Gegensatz 'Sophokles Empiriker, Euripides Rationalist' nichts Auffälliges; für

Digitized by Google

Sophokles habe ich s. Z. einiges beigebracht (Philol. LV 589[9]), für Euripides ist eher sein negatives Verhalten zu den Erfahrungswissenschaften als irgend ein positives Zeugnis in die Wagschale zu werfen.

Also: dafs Euripides im erkenntnistheoretischen Sinne Rationalist gewesen ist, dürfen wir nach dem ganzen Charakter seines Denkens für wahrscheinlich halten; aber bewiesen hat es der Verfasser nicht.

2

Doch soll die Unfruchtbarkeit dieses erkenntnistheoretischen Kapitels für die folgenden kein Präjudiz erwecken; aus ihnen ist thatsächlich viel zu lernen, und sie sind es zugleich, die uns auf den Boden der Humanität zurückführen. Denn das Verhältnis zu Gott, zum Nächsten, zur umgebenden Natur — das ist es gerade, was den Inhalt der Humanität ausmacht.

Beginnen wir mit dem ersteren — also mit dem Abschnitt, dem unser Verfasser die Überschrift 'Theologie' gegeben hat. Den 'alten Glauben' hat Euripides schonungslos angegriffen, sowohl in seinen 'einzelnen Mythen' und 'einzelnen religiösen Gebräuchen', wie auch in seiner ganzen Idee als 'Polytheismus', der er seine geläuterte 'Gottheits'-Idee gegenüberstellte — womit ich zugleich die Schlagwörter gekennzeichnet habe, nach denen der Verfasser seinen Stoff gliedert. Nun wird ja niemand, der den Dichter auch nur oberflächlich gelesen hat, das Vorhandensein dieser negativen Tendenzen bestreiten; was der Verfasser beweisen will, ist mehr — Euripides soll in Glaubenssachen überzeugter Rationalist (im vulgären, nicht im erkenntnistheoretischen Sinne) gewesen sein. An einer Tragödie hat nun diese Auffassung von jeher Schiffbruch gelitten — nämlich an den 'Bakchen'; der Verfasser stellt ihnen noch — und darin hat er recht — die 'Hiketiden' und den 'Ion' an die Seite. Beide scheinen eine Verherrlichung des hellenischen Glaubens zu enthalten; in beiden ist — so meint der Verfasser — dieser Eindruck ein trügerischer. Sehen wir zu, wie er es beweist.

Aus den 'Hiketiden' gehört die Streitrede des Theseus hierher und mit ihr die weihevolle Theodicee 195 ff.: mit seltener Teilnahme mufs das attische Publikum dieser Rede gefolgt sein, ist sie doch auch jetzt noch in der schönen Wilamowitzschen Übersetzung — die der Verfasser leider nicht kennt — ihres Eindrucks auf die Zuhörerschaft sicher. Als oberstes Geschenk des Gottes wird die Mantik hingestellt (211 ff.): dann kommt die Anwendung auf Adrast und den vorliegenden Fall: *ὅστις κόρας μὲν θεσφάτοις Φοίβου ζυγεὶς ξένοισιν ὧδ' ἔδωκας ὡς ζώντων θεῶν . . . εἰς δὲ στρατείαν πάντας Ἀργείους ἄγων, μάντεων λεγόντων θέσφατ', εἶτ' ἀτιμάσας βίᾳ παρελθὼν θεοὺς ἀπώλεσας πόλιν.* — Hierzu nun die Interpretation des Verfassers: *es wird der wichtigste Punkt, dafs dieser nämlich bei der Vermählung seiner Töchter einem Orakel des Gottes Apollon folgte, einfach ignoriert, ja ihm geradezu als Schuld angerechnet, dafs er dies gethan hat* (S. 65) . . . *Adrastos, der, nach Theseus' eigenen Worten, durch Apollo veranlafst, seine Töchter den Fremden vermählte und so den Grund zu seinem Unglück legte, und der damals handelte, als ob Götter lebten. Diesen*

Digitized by Google

Sarkasmus hörte der gebildete Athener aus dem Drama heraus (S. 71). Ganz gewifs nicht: was er dagegen heraushörte, war die Gegenüberstellung des μέν 220 mit δέ 229, des θεσφάτοις 220 mit θέσφατα 230, des κόρας 220 mit πάντας Ἀργείους 229 (vgl. IA. 1394), des ὡς ζώντων θεῶν 221 mit βίᾳ παρελθὼν θεούς 231[1]) — war der unzweideutige Sinn der ganzen Stelle: 'Damals zwar, als es sich um das Schicksal zweier Mädchen handelte, da hast du an die Götter geglaubt und bist ihren Orakeln gefolgt; später jedoch, als das Schicksal aller Argiver in Frage kam, galten dir Götter und Sehersprüche nichts.' Und so werden wir uns auch vom Verfasser nicht einreden lassen, dafs *die Aufführung der Mantik unter den von der Gottheit zum Wohle der Menschen getroffenen Einrichtungen ironisch aufzufassen ist*; Theseus wäre kein θησεύς, wenn er nicht die väterlichen 'Satzungen' und also auch die Mantik in ihrem ganzen Umfange aufrecht erhielte.

Also hat Euripides an die Mantik geglaubt? — Als Dichter der 'Hiketiden' vielleicht; das *antiquas res scribenti antiquus fit animus* hat ihm auch Livius in ähnlicher Lage nachgefühlt. Doch darüber noch später ein Wort; jetzt gehen wir zum 'Ion' über. Hier steht die Sache umgekehrt, *und wenn man die Stellen liest, in denen Ion und Kreusa ihrer Entrüstung über die Unwahrhaftigkeit und Unsittlichkeit Apollos Luft machen, so müssen einem trotz der Korrektur, die diesen Auslassungen am Schlufs in geradezu ostentativer Weise zu Teil wird, Zweifel darüber aufsteigen, ob jener Widerruf thatsächlich im Sinne des Dichters sei* (S. 73). Wohlgemerkt, trotz der Korrektur; wo bleibt dann aber der leitende Grundsatz, von dem oben (S. 637 dieses Bandes) ausgegangen worden war? Und zumal hier, wo doch der Zuschauer von vornherein weifs, dafs Ion und Kreusa im Irrtum sind; mufsten ihn da die Auslassungen der beiden nicht ebenso berührt haben, wie im OT. des frommen Sophokles die Angriffe des Ödipus und der Iokaste auf die Orakel? — Aber freilich, hier haben wir noch einen *unlöslichen Widerspruch: das delphische Orakel erklärt den Ion für den Sohn des Xuthos, während er* von Hermes und Athene *als Sohn des Apollo in Anspruch genommen wird* (S. 74). Wie lautet nun das delphische Orakel? τὸν συναντήσαντά μοι παῖδ' ἐμὸν πεφυκέναι (534 u. 536) das ὄντα δ' ἐξ ἐμοῦ (537) ist schon Deutung. Und das war er auch, in demselben — oder doch ähnlichem — Sinne wie Herakles Sohn des Amphitryon, Theseus des Ägeus; man darf doch solchen göttlichen σύλλεκτροι nicht mit menschlichen Paternitätsbegriffen gegenübertreten.

Die 'Bakchen' versparen wir uns auf später; sie hängen mit der 'Persönlichkeit' des Euripides zu intim zusammen. Fürs erste genüge uns die Er-

[1]) Allerdings wird der Kontrast in seiner Wirkung durch 222—228 beeinträchtigt, eine Zwischenbemerkung, die nachweisen soll, dafs Adrast nicht einmal im ersten Falle recht fromm gehandelt habe: indem er äufserlich dem Gebote des Gottes folgte, verletzte er es innerlich. Wie freilich dieser Widerspruch zu schlichten sei, darüber hat sich der Dichter nicht ausgesprochen; hätte man ihn gedrängt, so hätte er möglicherweise die Deutung des Adrast angefochten (was 141 ff. nahezulegen scheint), vielleicht aber auch eine tiefere Entscheidung im Sinne von Hdt. I 159 versucht. Der Kontrast selber wird dadurch nicht weiter berührt, da es sich nur um eine Feinheit der euripideischen Rhetorik handelt.

Digitized by Google

kenntnis, dafs es Nestle nicht gelungen ist, für die soeben behandelten zwei Tragödien eine reinliche Ausscheidung der euripideischen Weltanschauung zu Wege zu bringen.

Mit dieser prinzipiellen Einschränkung im Sinne werden wir mit Vergnügen die vielen Dichtergedanken, die er so sauber herausgeschält hat, an uns vorüberziehen lassen; einem energischen Widerspruch mufs aber das Blutrachekapitel S. 121 ff. begegnen. Wohl *greift Euripides die Blutrache an*; indem er aber diesen von der Religion selbst überwundenen Brauch ablehnt, handelt er mit nichten als Aufklärer. Der Unterschied ist hier tiefer, und ich kann nur bedauern, dafs dem Verfasser, trotz seines Sammelfleifses, mein Aufsatz über diesen Gegenstand (Jahrg. 1899 dieser Zeitschr.) ebenso unbekannt geblieben ist wie der oben citierte im Philologus. — Wenn indessen eine skeptische Gesamtanschauung es noch halbwegs fertig bringt, eine Reihe einander widersprechender Äufserungen zu überdecken, so werden die Schwierigkeiten unüberwindlich, wo ein positiver Satz dieselbe Aufgabe zu lösen unternimmt; das zeigt so recht greifbar das Schlufskapitel unseres theologischen Abschnittes, das von der Gottheit des Euripides handelt. Der Verfasser bringt eine Menge Stellen herbei, die den Triumph der Dike im Menschenleben zum Gegenstande haben; einmal sogar wird diese Diesseitsgerechtigkeit gegen die Annahme eines Totengerichts ins Feld geführt. Wie verträgt sich dieser 'Vernunftoptimismus' mit dem sonstigen pessimistischen Verhalten des Dichters dem Menschenleben gegenüber? *Der Widerspruch*, sagt der Verfasser (S. 150), *ist nur lösbar auf der Grundlage der Heraklitischen Weltanschauung* (die über die scheinbaren Dissonanzen der Einzelerscheinungen die Harmonie des Weltganzen triumphieren läfst). *So stellt sich der ganze Kosmos als ein Werk unabänderlicher Gesetzmäfsigkeit dar, welche Heraklit und, ihm folgend, Euripides Dike nennt; diese ist also in beider Sinn nicht mehr nur eine sittliche, sondern eine kosmische Macht.* Wohl; ist es nun der kosmische Aspekt der Dike, den der Chor der 'Elektra' rühmt, dort wo Ägisth der Vergeltung anheimgefallen ist (957 f.)? Ist es in kosmischem Sinne gemeint, wenn ihr Wohnsitz in der 'Andromeda' nahe der menschlichen Sünde gesucht wird? Ist überhaupt irgend eine der optimistischen Stellen, die uns S. 147 ff. angeführt werden, in kosmischem Sinne gemeint und verständlich? Nein; überall haben wir die tröstliche Illusion einer sittlichen Weltordnung, überall die Gesinnung des frommen Mannes, der Zeus' Gerechtigkeit preist, wo er der Sünde ihre Strafe und der Tugend ihren Lohn werden läfst, und sich vor der Unerforschlichkeit seiner Wege beugt, wo seine Würfel anders fallen. — Wie verträgt sich aber diese Auffassung mit dem 'Rationalismus' des Euripides, mit seinem sonst wohl bezeugten 'Vernunftpessimismus'?

Nun — eben gar nicht.

3

Nicht allzuweit von der Theologie führt uns das folgende kurze Kapitel über die 'Physik' des Euripides; kurz ist es deswegen geworden, weil der Verfasser es unterlassen hat, das Verhältnis seines Autors zur Natur im ganzen

Digitized by Google

wie im einzelnen zu schildern und lediglich die Frage nach der Entstehung des Weltganzen ins Auge gefafst hat. Da beweist er uns denn in klarer und bündiger Weise, dafs die Physik des Euripides dualistisch gewesen ist: Äther und Erde, oder auch Zeus und Erde sind die beiden Grundprinzipien des Weltalls. Berühmt war schon im Altertum das Fr. 941 ὁρᾷς τὸν ὑψοῦ τόνδ' ἄπειρον αἰθέρα καὶ γῆν πέριξ ἔχονθ' ὑγραῖς ἐν ἀγκάλαις; τοῦτον νόμιζε Ζῆνα τόνδ' ἡγοῦ θεόν . . . Beiläufig: Cicero hatte den zweiten Vers also übersetzt: *qui tenero terram circumiectu amplectitur*; der Verf. erteilt ihm dafür eine Rüge — *wie Cicero dazu kommt, in V. 2 ὑγρός mit 'tener' zu übersetzen ist unklar* — und giebt seinerseits: *der mit seinen feuchten Armen rings die Erd' umfängt.* Nun, der Auffassung Ciceros kommen Stellen wie Ar. Wesp. 1212 ὑγρὸν χύτλασον σεαυτὸν ἐν τοῖς στρώμασιν ('reckst anmutig hingegossen auf dem Teppich dich' Droysen) sehr nahe; und da ihm das Griechische eine lebende Sprache war, werden wir auf seine Auffassung etwas geben dürfen. Ich betone das, weil der Verf. seinen Gegensatz 'Äther : Erde' zu sehr im rein physikalischen Gegensatz 'feucht : trocken' aufgehen läfst. Wohl gehört der befruchtende Regen dem Äther an, aber deshalb das Feuchte für die eigentliche Eigenschaft des αἰθήρ zu halten, geht bei der durchsichtigen Etymologie dieses Wortes kaum an.

Also: Zeus-Äther und Erde; wo hat Euripides diesen Dualismus her? Ich mufs nachtragen, dafs der Verf. sich überall sehr eingehend mit der Quellenfrage beschäftigt hat; wäre dieser Aufsatz eine Rezension, so müfsten wir ihm mit der gleichen Ausdauer auf diesem dunklen Gebiete Gefolgschaft leisten; so aber genüge das Gesamturteil, dafs seine Zusammenstellungen immer gelehrt und scharfsinnig, wenngleich oft bei dem vagen Charakter der betonten Ähnlichkeiten wenig überzeugend sind. Aber hier liegt uns die Quellenfrage einmal am Wege; also, woher stammt der physische Dualismus des Euripides? Aus Archelaos, meint der Verfasser. Aber den gleichen Dualismus hat schon Äschylos, dessen berühmtes Fr. 44 der Verf. kennt und S. 459 anführt; und der kann doch von Archelaos nicht gelernt haben. Nein; aber von ihrer Urquelle, von der griechischen Religion haben sie alle gelernt, und die alten Hylozoisten dazu. Ich kann das hier nicht ausführen und mufs mich begnügen, hier abermals auf meine beiden religionsgeschichtlichen Aufsätze zu verweisen.

4

Die antike Humanität zu Ciceros Zeiten hatte, wie sich Schneidewin (S. 57) ausdrückte, *in ihre Lebensauffassung den Faktor des Gedankens der Unsterblichkeit der Seele eingesetzt*; dafs sie es thun durfte, verdankte sie der grofsen Lehre und dem grofsen Namen Platons. Zu Euripides' Zeiten war man noch nicht soweit; nur schüchtern wagt es der Dichter, auf die noch ungeklärten Quellen hinzuweisen, die den Armen im Geiste eine persönliche Unsterblichkeit verhiefsen; nach seiner philosophischen Meinung geht die Seele als Äther in den Äther ein und hat dann am Unsterblichen Teil, ohne indes für sich unsterblich zu sein. Das ist alles S. 160 ff. nach Rohdes u. a. Vorgang gut ausgeführt,

Digitized by Google

und sehr zu billigen ist es namentlich, wie der Verf. Hel. 1013 ff. gegen alle Änderungen und Athetesen schützt. Gut ist auch diese euripideische Psychologie aus seinem physischen Dualismns hergeleitet: Seele und Äther, Leib nnd Erde sind einleuchtende Äquivalente. Und hier zeigt es sich recht deutlich, wie unrecht er oben hatte, jenen physischen Dualismus in dem physikalischen 'feucht : trocken' aufgehen zu lassen; darnach müfste Euripides, dem Augenschein zum Trotz, die Seele als das fenchte, den Leib als das trockne Element des Menschen betrachtet haben.

Hatten wir nnn in diesem Punkte einen bedeutsamen, aber doch nicht entscheidenden Gegensatz zwischen der euripideischen und der ciceronianischen Humanität zu konstatieren, so wird die Kluft bei der Betrachtung der Ethik und ihrer Grundlagen schier unüberbrückbar. Die Humanitätsidee, der Cicero huldigte, war *von Bewunderung für das Wesen des Menschen, den Adel und die Reinheit seiner ursprünglichen Natur erfüllt: so gelangte sie dazu, aus dieser Natur das Sittengesetz herzuleiten* (I 8 dieser Zeitschr.); ganz anders stellt sich, wenn wir dem Verfasser glauben, die enripideische Hnmanitätsidee dar. Wohl finden wir auch hier *die Naturanlage* (φύσις) *als das Ausschlaggebende im Menschen: diese weist jedoch bei allen eine Neigung zum Bösen auf* (S. 174) Wir sind auf die Belege gespannt.

Nr. 1 stammt aus dem 'Chrysipp'; es sind Worte des Laios: *γνώμην δ' ἔχοντά μ' ἡ φύσις βιάζεται*, die wir als für ihn allein charakteristisch aus dem Beweismaterial entfernen müssen. Schwerer wiegt Nr. 2 aus derselben Tragödie, das der Verfasser also übersetzt: *Welch göttliches Verhängnis für die Menschen ist's, dafs sie das Gute wissen, aber es nicht thun*; wenn wir aber die Mühe nicht schenen — denn eine Mühe ist es, und zwar keine kleine — und hinten in den Anmerkungen das Original einsehen, so finden wir, dafs unser Antor einfach falsch übersetzt hat. Dort heifst es nämlich: *αἰαῖ, τόδ' ἤδη θεῖον ἀνθρώποις κακόν, ὅταν τις εἰδῇ τἀγαθόν, χρῆται δὲ μή*; indem er *ὅταν* mit *dafs* wiedergab, hat er den Einzelfall, den der Dichter als abnorm, als Gottesstrafe hingestellt hatte, zu einem allgemeinen Charakteristikum der menschlichen Natur erhoben. Indem wir Nr. 3 einstweilen übergehen nnd Nr. 4 (Einzelfall Medea) ans demselben Grunde wie Nr. 1 ausschliefsen, fügen wir noch Nr. 5 hinzu, das die Frage im Sinne des Verf. zu entscheiden scheint: *im Bellerophontes* (Fr. 297, 1) *endlich wird es ausgesprochen, dafs 'die Bosheit allen Menschen eingepflanzt sei'*. Schlagen wir abermals nach: *ὡς ἔμφυτος μὲν πᾶσιν ἀνθρώποις κάκη*. Nun ist aber *κάκη* nicht 'Bosheit', sondern 'Schwäche', wie u. a. Wilamowitz zu Hipp. 162 auseinandergesetzt hat; nnd damit ist der ganze Beweis des Verfassers gesprengt.

Kehren wir zu Nr. 2 zurück; er hat den für die Hellenen geradezu antinomischen Kontrast von Guteswissen nnd Bösesthun zum Gegenstande. Wie ist dieser Kontrast zu erklären? Wäre Enripides das, wofür ihn der Verf. ansgiebt, so würde ihm die Antwort nicht schwer fallen: eben die böse Natur des Menschen ist daran schuld, dafs alle Einsicht bei ihm vergeblich ist. Statt dessen beruft er sich auf ein *θεῖον κακόν*, d. h. eben auf das Unerklärliche;

Digitized by Google

ich denke, diese Ausflucht ist bedeutsam genug — ein *θεῖον κακόν* ist das, was *παρὰ φύσιν* ist. — Gründlicher geht Nr. 3 zu Werke; die grofse Phädrarede ist in der Hauptsache nichts andres als ein Kommentar zu Nr. 2. Das Thema ist dasselbe: *τὰ χρήστ' ἐπιστάμεσθα καὶ γιγνώσκομεν, οὐκ ἐκπονοῦμεν δέ*; wie erklärt sich das? *Οὐ κατὰ γνώμης φύσιν*, sagt Phädra; da ist ja die Erklärungsweise des Verfassers bündig widerlegt: gottlob, die Naturanlage (*φύσις*) ist gut. Also wie? *Οἱ μὲν ἀργίας ὕπο, οἱ δ' ἡδονὴν προθέντες ἀντὶ τοῦ καλοῦ ἄλλην τιν'· εἰσὶ δ' ἡδοναὶ πολλαὶ βίου, μακραί τε λέσχαι καὶ σχολή, τερπνὸν κακόν, αἰδώς τε.* Also alles, was von aufsen unserer *φύσις* entgegenwirkt: damit vergleiche man Cic. Tusc. III 2: *parvulos nobis dedit* (*natura*) *igniculos, quos celeriter malis moribus opinionibusque depravati restinguimus* und was folgt, um zu sehen, wie sehr sich die euripideische Humanitätsidee mit der ciceronianischen berührt.

Und hier sieht man, was für einen Wert es hat, wenn in einer Untersuchung philosophischen Charakters die Belegstellen in deutscher Übersetzung — und noch dazu in versifizierter — gebracht werden. Selbst eine künstlerisch so vollendete Nachdichtung wie die Wilamowitzsche erweist sich als unzulänglich: so hat er die oben hervorgehobene Stelle mit *es liegt nicht an der menschlichen Vernunft* wiedergegeben, also das für uns so wertvolle Wörtchen *φύσιν* ausgelassen; für des Verfassers eigene Versuche haben wir oben zwei grofse Warnungszeichen aufgestellt. Also: überall das Original nachschlagen, das ist das einzige, was den Lesern geraten werden kann; aber wie viele werden das thun?

Wir fahren fort. Dafs es mit dem angeblichen *ethischen Pessimismus* des Euripides nichts auf sich hat, ist soeben gezeigt worden; damit nicht zufrieden, macht ihn der Verfasser noch zum Deterministen: *von einer wirklichen Freiheit des Willens kann keine Rede sein, sondern der Dichter huldigt einem ausgesprochenen Determinismus* (S. 183). Man sehe die beigebrachten Belege an, um sich zu überzeugen, dafs sie allesamt nichts beweisen; wohl hat der Dichter der Abstammung, der Erziehung, dem gesellschaftlichen Umgang einen bestimmenden Einflufs auf die Bildung des Charakters zuerkannt, aber den hat auch kein Vertreter der Willensfreiheit je in Abrede gestellt. Die Wahrheit besteht vielmehr darin, dafs der Dichter das Problem der Willensfreiheit im philosophischen Sinne nirgends gestellt, geschweige denn erörtert hat, dafür aber die positive Lösung überall voraussetzt; das müssen wir also auch, um für die Betrachtung seiner Tugendlehre den richtigen Augenpunkt zn gewinnen.

Hier segeln wir nun im vollen Fahrwasser der Humanität. An der Spitze steht, wie bei Cicero, die Wertschätzung der Tugend als des allein selbstgenügsamen Besitzes: *οὐκ ἔστιν ἀρετῆς κτῆμα τιμιώτερον, οὐ γὰρ πέφυκε δοῦλον οὔτε χρημάτων, οὔτ' εὐγενείας, οὔτε θωπείας ὄχλον* — die berühmte Dreizahl der falschen Ideale, die durch die ciceronianische Humanität hindurch in Horazens Römeroden gedrungen ist. Wenn freilich der Verf. in der euripideischen Tugend *eine Einheit* sieht, nämlich *die auf richtiger Einsicht be-*

Digitized by Google

ruhende, durch nichts irre zu machende Hingabe des Menschen an das Gute, so mag er ja sachlich recht haben; wie er es aber aus Thyest. Fr. 393 folgert, sehe ich nicht ein. In *γνώμης γὰρ οὐδὲν ἀρετὴ μονουμένη* finde ich nur das Horazische *vis consili expers mole ruit sua*; es braucht eben nicht alles 'Tugend' zu sein, was auf griechisch *ἀρετή* heifst. Immerhin kennt Euripides auch nach dem Verf. einzelne Tugenden, sowie einzelne Laster; ob seine Tugend wirklich so wenig heroisch gestimmt gewesen ist, wie S. 191 ff. uns glauben machen wollen, lassen wir dahingestellt, um dafür der Frage nach dem Kriterium der Tugend näher zu treten. Hierher gehört das berühmte *τί δ' αἰσχρόν, ἢν μὴ τοῖσι χρωμένοις δοκῇ*; Verf. kümmert sich hier nicht viel darum — hat er doch den Vers, wenn es denn einer sein soll (er hat nämlich bei ihm die Form *was ist denn schlecht, als was dem, der es thut, so scheint*), schon oben *bei der Erörterung seines erkenntnistheoretischen Standpunktes hervorgehoben.* So geht es, wenn sich eine eminent ethische Frage in die Erkenntnistheorie verirrt; wir sind einfach um die Hauptsache gekommen, um das eigentlich Neue, das Euripides der tiefsten Tiefe seiner Brust abgerungen hat. Ich darf wohl die Worte citieren, in denen ich selbst in meinem ersten Artikel (S. 3) dieses Neue ausgedrückt habe, dafs *unsere sichtbaren Handlungen die nichtssagenden 'aufgegebenen Reime' unserer Lebensdichtung sind, denen erst unser inneres Empfinden Sinn und Inhalt verleiht*; wie wenig das mit dem Popanz *einer jenseits von Gut und Böse stehenden Ethik* (S. 190) zu thun hat, das merkt man, wenn man den Satz in seiner Weiterentwickelung verfolgt, bis zum hl. Ambrosius hinunter, der ihm in seinem hölzernen Latein einen eigenen Ausdruck verliehen hat, ehrwürdig und charaktervoll, wie die Intarsia eines christlichen Chorstuhls: *affectus tuus nomen imponit operi tuo* (De offic. I 147).

Indessen, was auch immer als das Kriterium der Tugend angesehen werden mag — wer sie in das Centrum seiner Weltanschauung gestellt hat, der hat auch für alle das Verhältnis von Mensch zu Mensch betreffenden Fragen den richtigen Mafsstab gefunden. Wir werden uns daher nicht wundern, Euripides allen Vorrechten von Adel, Reichtum, freier Geburt, ja sogar von hellenischer Abkunft gegenüber einen ablehnenden Standpunkt einnehmen zu sehen. Der Verfasser führt das in einzelnen Kapiteln näher aus; dazu ist nichts zu bemerken. Auch seine politische Meinung erscheint dadurch beeinflufst: ihm ist die gemäfsigte Demokratie sympathisch, wie sie denn auch nach Montesquieu diejenige Staatsform ist, die die *vertu* zu ihrem ethischen Exponenten hat.

5

Das Nestlesche Buch hätten wir hiermit durchflogen; wir dürfen jetzt zu Euripides und seiner Gesamtpersönlichkeit zurückkehren. Wie schon oben hervorgehoben worden ist, haben wir den Schlüssel zu ihr in den 'Bakchen' zu suchen. Und nicht nur zu ihr: dafs wir mit ihrer Behandlung unserer Humanitätsfahne treu bleiben, wird das Folgende lehren.

Es ist ein Prolog in der bekannten 'euripideischen Manier', der die Handlung einleitet. Dionysos ist nach Theben gekommen, der Heimat seiner Mutter.

Digitized by Google

Warum? Um seinen Kult einzuführen; den stärksten Widerstand vermntet er in Pentheus; den will er denn von seiner Göttlichkeit überzengen, ebenso wie die übrigen Thebaner, und dann sein Werk in anderen Gegenden fortsetzen, τἀνθένδε ϑέμενος εὖ. Ist damit auf eine feindselige oder friedliche Beilegung des Zwistes angespielt? Ganz gewifs eine friedliche; das beweist, von allem anderen abgesehen, der Ausdruck ϑέμενος εὖ, der, etwas verändert, an der entscheidenden Stelle 802 wiederkehrt. Die Möglichkeit eines feindseligen Vorgehens wird gleich darauf 50 ff. in Betracht gezogen, doch ist es, wie schon bemerkt worden ist, lediglich die Auffrischung eines äschyleischen Motivs, das nach der Sitte der alten Tragiker ausdrücklich erwähnt wird, um abgelehnt zu werden. Das also haben wir im Auge zu behalten: Dionysos denkt an eine friedliche Lösung des Konfliktes; wie er das rauchende Grab seiner Mutter mit versöhnendem Rebengrün bedeckt hat, so soll ob all der vergangenen Unbill der Schleier der Vergessenheit gebreitet werden.

Der Chor der Bakchen erscheint — nach langer Zeit wieder ein bedeutungsvoller Chor, durch dessen Mund der Gott des Festes zn uns reden wird. Sein erster Gesang exponiert den Gehalt der neuen Religion, um deren Aufnahme oder Nichtaufnahme es sich handelt. Und wie jede Religion aus Dogma, Mythus und Ritus besteht, so gliedert sich auch die Hauptmasse dieses ersten Chorgesanges, zwischen Einleitung (Str. u. Ant. 1) und Schlufsbild (Ep.), nach diesem dreifachen Gesichtspunkt. In feierlichen Worten wird das Dogma verkündet (Str. 2): 'Selig der Mann, der, durch die Gnade der Götter (εὐδαίμων) ihrer Weihen teilhaftig, ein fromm reines Leben führt, der seine Seele heiligt (ϑιασεύεται ψυχάν) . . .' Einst hiefs es anders: 'Selig der Mann, dem die Kunde der Wissenschaft geworden . . .' Aber freilich, hier spricht der Chor, nicht Enripides; derselbe Chor, der im zweiten Teil (Ant. 2) in ernst erhabener Weise den Mythns von der Gebnrt seines Gottes in seiner echten, altertümlichen Form vorträgt und im dritten (Str. u. Ant. 3) die Symbole und Bränche des frohen Naturfestes schildert. Denn ein Naturfest ist es vor allen Dingen: es wird die periodische Rückkehr der Menschheit zur Erde gefeiert, die Versöhnung zwischen den beiden höchsten Gewalten, Zeus und Gaia; es ist das Ursprüngliche im Menschen, das zeitweilig durchbrechen mufs, göttlich und tierisch zugleich, wie seine Verkörperung, der Stiergott Dionysos.

Dem wirkt nun Pentheus entgegen. — Was ist Pentheus? Eben das, was dem Dionysos entgegenwirkt: der Menschengeist in seiner höchsten Potenz, der sich auf sein Ursprüngliches nicht mehr zurückbesinnen will, der es gewaltsam darniederhält durch die eiserne Macht seines Verstandes. Vor uns tritt er als ein Jüngling, die blassen Wangen noch kaum vom ersten Flaum bedeckt (1185), die tiefgefurchte Stirn vom wallenden Haupthaar beschattet (ebd.), ein Sorger und Grübler, ein πενθεύς. Er war in der Fremde und hörte dort von Dionysos und seinem Naturfest; Dionysos ist ihm ein Aberwitz, aber die Knnde vom Natnrfest hat ihn wider Willen tief erregt: sie hat jenes Ursprüngliche, das er niederhalten will, mächtig gegen ihn aufgewiegelt. Es regt sich bereits in der Tiefe seines Herzens, es malt ihm wider sein besseres Wissen die Bilder süfser

Digitized by Google

Sinneslust vor, die er 216 ff. mit einem Gefühle schildert, das aus Abscheu und Verlangen gemischt ist. Er weifs, der Kampf, der ihm bevorsteht, ist ein Kampf auf Leben und Tod, das Naturfest, das ihn an allen Fibern seines unterbewufsten Wesens zu sich lockt, mufs untergehen, wenn er weiter bestehen soll. Daher seine finstere Leidenschaftlichkeit; wenn Nestle von ihm wiederholt als von einem brutalen Gewaltmenschen spricht, so hat er für das Zwingende seiner Natur eben kein Verständnis gehabt.

Nicht Dionysos ist es, der ihm zunächst entgegentritt: dem Gott schreitet der Prophet voraus, Tiresias. Eben hat er an Kadmos sein Bekehrungswerk vollendet, soweit es der Bakchant am Thyrsosträger vermag: 'ein Tand ist unsere Wohlweisheit der Gottheit gegenüber; die Lehren der Väter, so alt wie die Zeit selber — keine menschliche Rede wird sie je niederwerfen, kein Vernunftbeweis, mag ihn auch der schärfste Geist ausgeklügelt haben' (200 ff.) . . . Doch geben wir uns keinen Illusionen über die Tragweite dieser Worte hin: es ist ja Tiresias, der spricht, und derselbe Tiresias giebt etwas weiter, wenn wir Nestle (S. 80) glauben, *einen Ausweis des euripideischen Rationalismus, wie man ihn sprechender sich gar nicht denken kann* — nämlich die Umdeutung des Mythus von der Schenkelgeburt des Dionysos. Nach dieser Umdeutung hätte Zeus aus Äther ein Spiegelbild des Dionysos geschaffen und der Hera übergeben; ist es nun Rationalismus, wenn man ein Wunder durch ein anderes ersetzt? Ich will hier nicht wiederholen, was ich in der Festschrift für L. Cwiklinski entwickelt habe; soviel ist sicher, dafs aus Tiresias nicht der Rationalist, sondern der delphische Reformator zu uns spricht. Und wenn nun dieser Reformator, von Pentheus aufs bitterste gekränkt, zu Kadmos sagt: 'wir wollen zum Gott für ihn beten, so wild er auch ist' (360), so hat er mit diesem Ausdruck der souveränen Milde auch den oben herausgehobenen Worten 200 ff. die höchste Weihe gegeben.

Die Gegner sind fort; der Chor bleibt allein nach, den Sinn des Geschehenen zu finden. 'Der zügellosen Reden, des gottvergessenen Unverstandes (*ἀνόμου τ' ἀφροσύνας*) Ende ist Unseligkeit.' Wohl, das ist Pentheus; und vielleicht noch jemand. 'Ein friedfertiges und verständiges Leben dagegen ist vor Anfechtung sicher und hält das Haus zusammen.' Jenes ist dem Dichter aus dem Herzen gesprochen, dies dem Chor, dem denn auch die landläufige Motivierung angehört. Und nun die Summe: 'Nicht die Klügelei ist Weisheit, noch der trotzige Sinn, der sich über den Anteil des Sterblichen erhebt. Kurz ist das Leben; wer ihm trotzdem ein allzuhohes Ziel setzt, der giebt die Gaben des Augenblicks (*τὰ παρόντα*) preis; verblendet und übel beraten sind, meine ich, die also thun.' Ist das noch immer Pentheus? Ja; aber nur insofern, als ihm Euripides seine eigenen Züge geliehen hat. Müde ist er geworden: fort sehnt er sich aus dem Treiben des Volkes, dessen Verhängnis es ist, weder sich noch anderen Ruhe zu gönnen — fort nach dem Frieden des Dionysos, an den kühlen Schatten eines Fürstenhofes, zu Euagoras oder Archelaos, dort, wo Schönheit und Liebreiz wohnt. Der Friede des Dionysos — das ist wohl auch der Völkerfriede, der die junge Landeskraft unversehrt läfst und der Arbeit

ihren Segen spendet (418); noch mehr der soziale Friede, der alle Volksschichten unter dem Banner einer allgemein zugänglichen, niemandes Neid erregenden Frende eint (421); vor allem aber der seelische Friede des einzelnen Menschen. Verhafst ist darum dem Gotte, wer anderes im Sinne hat als selig dahinzuleben die Tage und die lieben Nächte lang; nnd weise ist es, Geist und Herz zu hüten vor überklngen Lenten. Nein! Brauch nnd Glaube des einfachen Volkes soll auch uns Brauch und Glaube sein. — Sollte Euripides nicht gewufst haben, dafs er mit diesen Worten sich selbst das Urteil sprach? Noch hatte sein gescheitester Gegner Aristophanes die 'Bakchen' nicht gelesen, als er in ähnlichen Worten den Stab über ihn brach: *σοφὸν δ' ἀπέχειν πραπίδα φρένα τε περισσῶν παρὰ φωτῶν* sagt Enripides im Hinblick anf Pentheus, *χαρίεν οὖν μὴ Σωκράτει παρακαθήμενον λαλεῖν*, sagt Aristophanes im Hinblick auf Euripides. Und als er sie gelesen hatte ... doch lassen wir die Thatsachen reden. Dafs die Legende vom Tode des Euripides den Ausgang des Pentheus auf diesen überträgt, hat kein anderer als Nestle selbst (Philol. LVII 134 ff.) entwickelt; in meinen Vorlesungen hatte ich diese Theorie schon längst in dem hier angedeuteten Zusammenhang vorgetragen. Dafs Aristophanes Autor dieser Legende war, ist ebenfalls längst (Piccolomini, *Sulla morte* u. s. w. 36) zu lesen. Ist es nun zu kühn, wenn wir weiter folgern: als Aristophanes die 'Bakchen' gelesen hatte, erkannte er in ihrem Helden Pentheus den Euripides selber und schuf jene Legende, die die Nachwelt verständnislos übernahm nnd weiter gab?

Also Penthens die mythische Projektion des Euripides; wie weit sind wir von Nestles *brutalem Gewaltmenschen* entfernt! —

Der Entscheidungskampf beginnt, der sich durch drei Akte hinzieht: dem Penthens tritt Dionysos gegenüber, in einer Gestalt, die die wahre Verkörperung jenes Ursprünglichen, Unheimlich-Lockenden ist; es kostet Zeit, bis der königliche Jüngling seine Gefühle bemeistert (453—459). Beide Gegner verfolgen ihre geheimen Zwecke: Dionysos will, seiner friedlichen Absicht entsprechend, den König seiner Heimat zu seinem Anhänger machen (474), Pentheus möchte Näheres über das Naturfest erfahren, das ihm ein Sündenfest ist (471). Beiden schlägt ihre Absicht fehl; das Gefängnis ist der vorläufige Abschlufs dieses ersten Ganges.

Nur der vorläufige. Die nachfolgenden bakchischen Wnnder haben einen doppelten Zweck: die Situation zu schaffen für den zweiten Gang, und auf den stolzen Verstand des Pentheus den ersten, betäubenden Streich zu führen. In der That, wir finden den König nach dem Feuerzauber des Zwischenaktes wesentlich geschwächt wieder: man vergleiche nur die erschreckten Fragen 644 ff. mit dem herrischen, wenn auch leidenschaftlichen Verhör 460 ff. Erst wie die Burgthore wohl verschlossen sind, kehrt ihm das Selbstvertranen wieder; aber freilich nur, um dem zweiten Streiche — dem Botenbericht 677 ff. — wieder zu erliegen. Nun kennt er nur eine Sehnsucht, ein Heilmittel: hinaus ins freie Feld, unter seine treuen und tapferen Krieger. Einen Feldzug plant er ... wenn auch nur gegen Weiber; die finstere Lustbegier hat sich in ihr Äqnivalent, eine finstere Grausamkeit verwandelt (796) — man denke an Clande

Frollo, den romantischen Doppelgänger unseres Pentheus in V. Hugos 'Notre Dame'. Natürlich wird Dionysos ihm die Befriedigung nicht geben; dort, im freien Feld, würde er zwar auch fallen, aber wie ein Held, ein Talbot im Kampfe mit dem 'Unsinn', vernichtet, aber nicht überwunden. Nein; der Sieg des Gottes soll ein moralischer sein, über die Vernunft seines Gegners will er triumphieren mit Hilfe jenes Ursprünglichen, das sein Bundesgenosse ist im feindlichen Lager. Erst macht er den letzten Versuch, den Streit friedlich und für beide Teile ehrenvoll beizulegen (802); als er endgültig mifslingt (809), führt er den dritten, entscheidenden Streich. V. 811 entfesselt den verhaltenen Sinnenbrand, der langsam und sicher den Geist des stolzen Gegners ausdörrt und vernichtet und ihn, gedemütigt und entwürdigt, dem kläglichen Tode entgegenführt.

Mitten in die Wirrnis des letzten Kampfes fällt das schöne Chorlied 862 ff., das der Sehnsucht der gefangenen Bakchen nach dem frohen Naturfeste Ausdruck giebt — und zugleich der Sehnsucht des Dichters nach jenem dionysischen Frieden, dem auch das erste Stasimon galt. 'Glücklich der Schiffer, der den Stürmen des Meeres entfloh und den Hafen erreichte; glücklich auch der Denker, der den Zweifel in seiner Brust niederrang. Denn was das andere anlangt — an Wohlstand und Macht kann es dir leicht ein anderer zuvorthun. Wohl giebt es noch viele Ideale (ἐλπίδες), die die Menschen umflattern; aber die einen gehen zuletzt doch im Wohlstand auf, die übrigen halten nicht stich. Nein! Wessen Leben in den Gaben des Augenblicks glücklich ist, den preise ich selig.'

Das ist der tiefere Sinn der Pentheus-Tragödie — die der Agaue lassen wir auf sich beruhen, so erschütternd sie auch ist. Werden wir nun klüglich scheiden wollen, auf wessen Seite der Dichter steht, durch wessen Mund er zu uns redet? Ist es nicht vielmehr einleuchtend, dafs wir in allen Personen der Tragödie — Pentheus, Dionysos, Tiresias, dem Chor — gleichberechtigte Elemente seiner Persönlichkeit finden müssen?

Aber wenn dem so ist — was ist sie dann, diese Persönlichkeit?

6

Indem wir diese Frage stellen, kehren wir zum Thema unseres einleitenden Abschnitts zurück. Wie müssen wir es anfangen, hiefs es dort, um aus den Schöpfungen eines dramatischen Dichters seine Persönlichkeit herauszuschälen? Zwei Auffassungen dieser Aufgabe, die naive und die simplistische, haben wir dort besprochen und abgelehnt; die positive Lösung zu geben sind wir nicht verpflichtet — wer weifs, ob es überhaupt, oder doch ob es uns möglich ist! Indessen mag ein Versuch gestattet sein.

Ob einer das Wasser für ein Element, oder für die Verbindung zweier, ob er unser Weltsystem heliozentrisch oder geozentrisch ansieht, ist für seine Persönlichkeit nicht charakteristisch: wo der Vernunftbeweis gilt, da hat der Wille sein Recht verloren, und eben die Willensrichtung ist es, die die Persönlichkeit bestimmt. Wodurch wird nun diese ihrerseits bestimmt? Hören

Digitized by Google

wir Cicero an. *Zwei personae*, sagt er Off. I 107, *hat uns die Natur selber angelegt; die eine ist die allgemeine, sofern wir alle der Vernunft teilhaftig sind und jener Vorzüge, die uns von den Tieren unterscheiden ... die andere ist jedem besonders zugeteilt.* Hier kommt nur die letztere in Betracht; sie ist es, die wir unter jener rätselhaften Naturanlage verstehen, die die klaffendste Lücke unserer Menschenerkenntnis bildet. *Zu diesen zwei personae*, heifst es weiter 115, *kommt als dritte diejenige hinzu, die uns der Zufall oder die Zeitumstände aufnötigten; sodann auch eine vierte, die wir nach eigener Auswahl uns anschaffen.* Für uns fällt der Unterschied zwischen diesen zwei Kategorien weg; dagegen ist zu betonen, dafs beide eine Unzahl von Einzelfällen ergeben. Eltern, Geschwister, Erzieher, Frennde — alle bestimmen in der einen oder der anderen Weise den werdenden Menschen, veranlassen ihn, besondere *personae* ihnen gegenüber anzulegen; das Resultat ist eine beträchtliche Anzahl von 'Persönlichkeiten', die sich anziehen oder abstofsen, sich amalgamieren oder unvermittelt nebeneinander bestehen. Immerhin kann dieser ethische Chemotropismus auch zur Bildnng einer einheitlichen, abgeklärten Persönlichkeit führen: wenn nämlich die Naturanlage ausgeprägt genug ist — 'stark genng' dürfen wir nicht sagen, denn 'stark' ist in der Biologie soviel wie 'lebensfähig', und 'lebensfähig' soviel wie 'anpassungsfähig' —, um alles von sich fernzuhalten, was ihr nicht entspricht; so entstehen einseitige, aber heroische Charaktere.

Doch es sei der Mensch, so oder anders, fertig, er trete ins Leben; alsbald ist es eine neue Serie von *Zufällen und Zeitumständen*, die ihn umfängt. Der Kampf beginnt von neuem, nur ist er schwieriger, weil die Persönlichkeit mittlerweile eine starrere geworden ist, und auch schmerzhafter, weil das Bewufstsein mitredet. Sie pflegt denn auch zu prävalieren — nur zwei Gegnern gegenüber nicht, der Ehe und dem Amt. Gretchens Weltanschauung war wohl etwas inferior der Faustens gegenüber; was hilft's, wenn sie ihn gekriegt hätte, er hätte sich doch zu ihr bekehrt, wie unzählige vor und nach ihm. Und gar das Amt (das Wort im weitesten Sinne gefafst) — das weise Sprichwort vom Amt und Verstand sagt genug. Denn schliefslich: man will wirken, will was leisten, will Früchte tragen, wenn die Zeit des Früchtetragens da ist; das setzt aber gewisse Eigenschaften, Ansichten, Augenwinkel voraus; wer die hat, der siegt und gewinnt. Damit ist eine gewisse Zuchtwahl der Persönlichkeiten innerhalb eines und desselben Menschen gegeben; sie welken hin und sterben, bis auf eine — wenn auch vielfach schattierte —, die nachbleibt: die des Amts- und Ehemanns, des pater familias, des gentleman. Man täuscht sich nicht: es ist so, und es ist gar nicht schlecht, dafs es so ist. Auf die Art entstehen gleichfalls einseitige, wenn auch nicht immer heroische Charaktere.

Indessen — das Amt eines tragischen Dichters ist ein ganz eigenartiges Amt. Von einer Zuchtwahl ist hier nicht die Rede; die Gestalten, die ihn umhuschen, sind so lange leblose Schatten, als er sie nicht mit seinem Blute getränkt hat; und dieses Blut — wo anders soll er es hernehmen, als aus den vielen Persönlichkeiten, die die Saat des Lebens in ihm hat wachsen lassen? So gehen sie nicht unter: indem er sie mit den Gestalten seiner Vorstellung

Digitized by Google

verbindet, stärkt er sie zugleich, läfst sie wesenhafter, individueller, zeugungsfähiger werden. Und je mehr solcher Persönlichkeiten in ihm sind, desto mehr Menschheit kann sich in ihnen spiegeln; so entstehen vielseitige und humane Charaktere.

Aber eine wird man einwenden, ist doch die Persönlichkeit des Dichters. Ja, welche denn? Etwa die er am häufigsten trägt? Aber die häufigste braucht nicht immer die stärkste zu sein. Und praktisch ist es doch heute die eine und morgen die andere, und A gegenüber die eine und B gegenüber die andere, die wirkt. Was aber die Theorie anbelangt — ja, wenn uns die Psychologen nicht das Substrat der seelischen Funktionen wegdisputiert hätten, da könnte man doch die Frage aufwerfen, mit welcher der in Erscheinung tretenden Persönlichkeiten dies Substrat identifiziert werden muſs. Da sie aber nur das Bewuſstsein übrig gelassen haben, als den Zusammenhang der seelischen Funktionen, so ist die Frage selber, welches der vielen Kleider des Bewuſstseins das Kleid sei, eine ziemlich müſsige geworden. Denn das Hauskleid braucht es wahrlich nicht zu sein.

Das ist der Standpunkt, von dem aus auch die Frage nach der Persönlichkeit des Euripides behandelt werden muſs. War er Pentheus, war er Dionysos, Tiresias? Alles das, und noch vieles dazu. Ein Mann des Amtes ist er nie gewesen, sein Amt war sein Dichterberuf; und was die Ehe anbelangt — die Tradition wird doch recht haben, daſs er als Ehemann unglücklich war. Wenn wir doch von der Melito etwas Näheres wüſsten! Vielleicht war sie eine milde, reine Erscheinung; ihren Mann mag sie lieb gewonnen haben in der Persönlichkeit, in der er ihr entgegengetreten war; nun entdeckte sie einmal eine andere an ihm, und das brach ihr das Herz. Denn daſs er daneben, oder auch darüber, auch jenes andere geblieben war, das vermochte sie nicht zu fassen. — Und, gestehen wir's nur ein: sind's viele, die es auch heutzutage vermöchten? Denn ein Einwand erhebt sich, ein groſser und schwerer: Wenn die Persönlichkeit etwas so vielgestaltiges ist, wo ist dann die Handhabe, sie zu beurteilen — und zu verurteilen?

Aber ist denn das wirklich so unbedingt nötig?

Digitized by Google

DAS STEUER- UND FINANZWESEN DES H. R. REICHES IM XVI. JAHRHUNDERT

Von Johannes Müller (Augsburg)

Bei einer Vergleichung des Stener- und Finanzwesens des neuen deutschen Reiches mit dem des h. r. Reiches springen dem aufmerksamen Beobachter sofort zwei fundamentale Unterschiede in die Augen: im alten Reiche bildeten die sogenannten Matrikularbeiträge der einzelnen Reichsstände nahezn die einzige Einnahmequelle der Reichsfinanzen, dagegen waren Zölle und Verbrauchsabgaben, die den Hauptbestandteil der Einnahme des nenen Reiches bilden, vollständig den Einzelstaaten zur Nutzniefsung überlassen. Im alten Reich gab es keine regelmäfsigen, d. h. nach einem von vornherein festgelegten Reichshaushalt zu entrichtenden Stenern wie in dem heutigen deutschen Reich, sondern nur Auflagen nach Bedarf, d. h. je nachdem das Reich zur Verteidigung seiner Rechte oder zur Durchführung seiner Ansprüche gegen äufsere Feinde der Aufstellung einer gröfseren oder geringeren Heeresmacht bedurfte. Aufser den zum Unterhalt des Reichsheeres dienenden Matrikularanschlägen kannte man im alten Reich an Reichssteuern nur noch die sogenannten Kammerziele, d. h. diejenigen Matrikularbeiträge der Stände, durch welche das im Jahre 1495 errichtete Reichskammergericht unterhalten wurde. Der Ausgabeetat des neuen dentschen Reiches weist bekanntlich anfser dem gewaltigen Aufwand für Heer und Marine ebenfalls einen nicht unbeträchtlichen Posten für die Reichsjustizverwaltung auf; neben diesen zwei grofsen Posten finden sich im Ausgabeetat des neuen deutschen Reiches aber auch noch andere gewichtige Posten, nach deren Spur man im Haushalt des h. r. Reiches vergeblich suchen würde, wie die Anfwendungen für das Reichskanzler- und das answärtige Amt, für den allgemeinen nnd Reichsinvalidenfonds, für die Post- und Telegraphenverwaltung, für Münzwesen und Reichsschuld u. dgl. m.

Es läfst sich nach dieser ganz flüchtigen Vergleichung des Steuer- nnd Finanzwesens des alten deutschen Reiches mit demjenigen des neuen Reiches jenes zum Unterschied von diesem also kurz so charakterisieren: direkte Besteuerung der Reichsstände nach den Beschlüssen des in drei Kollegien (Kurfürsten-, Fürsten- und Städtekurie) zerfallenden Reichstages und Verwendung der durch diese Matrikularbeiträge aufgebrachten Geldmittel auschliefslich zum Unterhalt des stets nur ad hoc aufgebrachten Reichsheeres und des erst seit dem Jahre 1521 ständigen Kammergerichtes. Es sollen nun im Anschlufs an

Digitized by Google

die wechselnden Erträgnisse der Reichsstenern zu Anfang, Mitte nnd am Ende des XVI. Jahrh. und des hiernach wechselnden Anteils der drei grofsen Ständegruppen, der Fürsten, der Prälaten und Grafen und der Reichsstädte, zunächst die schier unglaublichen Mängel des damaligen Reichssteuersystems betrachtet werden. Sodann soll vor allem auf Grund der von dem bekannten Reichspfennigmeister des Kaisers Rudolf II., Zacharias Geizkofler, hinterlassenen Schriften von den Schwierigkeiten der damaligen Finanzverwaltung, die sowohl ans den Mängeln des Steuerwesens selbst wie ans sonstigen Unvollkommenheiten der damaligen Reichseinrichtungen entsprangen, ein möglichst treues Bild gegeben werden.

Der im XVI. Jahrh. im deutschen Reich durchgedrungene Grundsatz, den Unterhalt der beiden grofsen Reichsinstitutionen, des Heeres und des Gerichtes, auf Matrikularbeiträge der Stände zu basieren, war das Ergebnis einer jahrhundertlangen Kontroverse, die die deutschen Reichsstände das ganze XV. Jahrh. über in Atem gehalten hatte. Unter den Kaisern Sigmund und Friedrich III. (1411—1493), unter welchen infolge der sich ändernden Kriegsweise und neuandringender äufserer Feinde, zuerst der Hussiten und dann der Ungarn nnd der Türken, sich das Bedürfnis nach einer neuen Wehrverfassung in Deutschland besonders geltend gemacht hatte, hatte man an Stelle der bisher aufgebotenen ritterlichen Lehensmannschaft sogenannte Matrikeln, d. h. Listen aufgestellt, nach welchen sowohl die Reichsstände des Fürsten- und Herrenstandes als anch die Reichsstädte zu einer gewissen Anzahl von Lanzenreitern (Gleven) und Schützen oder Fufsknechten angeschlagen wurden. Wenn also im XV. Jahrh. die Stellung der Mannschaften seitens der einzelnen Reichsstände immer noch die Regel blieb, so kamen damals doch schon auch einzelne Fälle vor, in welchen die Mannschaft nicht schnell genug zusammengebracht werden konnte oder einzelne Stände die Leistung einer Hilfe in Geld der Stellnng in Mannschaft vorzogen. Um eine Hilfe letztgenannter Art aufzubringen, konnte man sich eines zweifachen Mittels bedienen. Der Reichstag konnte entweder eine Vermögenssteuer von allen mittelbaren und nnmittelbaren Reichsunterthanen, den sogenanten gemeinen Pfennig, bewilligen oder jeden Reichsstand zu einer gewissen Summe anschlagen, ohne zu bestimmen, wie diese Summe von ihm selbst auf seine Unterthanen umgelegt werde. Jede dieser beiden Besteuerungsarten hatte für die beiden grofsen Ständegruppen des Reiches, die Fürsten nebst den Herren und die Städtebürger, ihre Vorteile, aber auch manche Schattenseiten. Dem gemeinen Pfennig stimmten im grofsen und ganzen die Fürsten und Herren zu, weil das unbewegliche Vermögen, das ihren Hauptbesitz ausmachte, der Natur der Sache nach weniger davon betroffen werden konnte wie Kapitalien und Renten, die in den Städten vor allem sich vorfanden. Anderseits bot der feste Matrikularanschlag den mit Kammergütern meist wohl versehenen grofsen Territorialherren des Reiches die Möglichkeit, die Reichstener ganz auf ihre Unterthanen abzuwälzen und sich selbst hinsichtlich ihrer Eigengüter steuerfrei zu machen. Wegen dieses zwiespältigen Charakters der beiden Besteuerungsarten konnten die im Laufe des XV. Jahrh.

tagenden Reichsversammlungen nie zu einem endgültigen Entschlusse kommen, welcher der beiden Modalitäten sie bei ihren Steuerbewilligungen den Vorzug geben sollten. In der Mehrzahl der Fälle endeten diese Reichstagsberatungen damit, dafs eine sogenannte kleine oder eilende Hilfe auf Grund der Matrikularanschläge und eine grofse oder beharrliche Hilfe, mittelst des gemeinen Pfennigs aufzubringen, bewilligt wurden. Dafs dann meist weder die eine noch die andere Hilfe, wenigstens unter Friedrich III., erlegt wurde, das versteht sich bei der bekannten Energielosigkeit und greisenhaften Thatenscheu dieses Habsburgers eigentlich von selbst, soll aber hier doch noch besonders erwähnt werden, um die mehr theoretisch aufzufassenden als praktischen Wert besitzenden regelmäfsigen Protestationen der Reichsstädte gegen zu hohe Veranlagung bei den Matrikularbeiträgen ins rechte Licht zu setzen. Die Wahrnehmung kann man nämlich in der That fast bei allen im XV. Jahrh. aufgestellten Matrikeln machen, dafs die Reichsstädte in denselben fast regelmäfsig zu hoch veranlagt wurden. So sollten nach den Beschlüssen des Frankfurter Reichstages vom Jahr 1486, der durch die Wahl des jungen Maximilian zum römischen König bedeutsam geworden ist, von den dort gegen die Türken bewilligten 500000 fl. die Reichsstädte rund 157000 fl., also nahezu ein Drittel der ganzen Summe, aufbringen, ein Beschlufs, der selbstverständlich die tiefste Entrüstung und das beliebte 'Hintersichbringen', d. h. das Zurückziehen der städtischen Abgeordneten auf die endgültigen Entschlüsse ihrer Herren und Oberen hervorrief.

Gerade diese Gewohnheit der Städteboten, sich endgültigen Beschlüssen bei den Reichsversammlungen durch die Berufung auf die mangelnde Instruktion seitens ihrer Obrigkeiten zu entziehen, führte dann unter der Regierung Maximilians I. auf den Reichstagen zu Worms 1495 und zu Augsburg 1500 zu den bekannten Versuchen, mittelst des gemeinen Pfennigs den Unterhalt für Heer und oberstes Gericht aufzubringen. Nach den Beschlüssen des Wormser Reichstages sollte von je 500 fl. Vermögen $^1/_2$ fl., von je 25 fl. jährlicher Rente desgl. gegeben werden; die Minderbesitzenden sollten in einer Anzahl von je 12 Personen zusammen $^1/_2$ fl. aufbringen. Man wagte dabei aber nicht das über 1000 fl. steigende Vermögen oder die über 50 fl. hinausgehende Jahresrente nach bestimmten Sätzen zu besteuern, sondern ordnete deswegen blofs an, dafs, wer über 1000 fl. Vermögen bezw. über 50 fl. Jahresrente hätte, über e i n e n fl., 'so viel seine Andacht ist', geben sollte. 'Auch sollten Fürsten, Herren und Kommunen nach ihrem Stand nnd Wesen hierin etwas mehr tbun, als sich wohl gebührt.'

Man kann sich denken, dafs eine Steuer, die an die grofsen Vermögen so zaghaft herantrat, sehr wenig eintrug, zumal die Veranlagung und die Einhebung derselben den Interessen des Reichsfiskus auch nicht genügend Rechnung trng. Wohl infolge der mit dem Wormser Steuermodus gemachten üblen Erfahrungen schritt man auf dem Augsburger Reichstag vom Jahre 1500, der vor allem durch die Einsetzung eines Reichsregimentes berübmt geworden ist, zu einer neuen Art von Besteuerung, indem man, zwiscben den weltlichen

Fürsten und Herren einerseits und dem Klerus und den Reichsstädten anderseits unterscheidend, für die erstgenannte Ständegruppe die Stellung in Mannschaft, für die Geistlichkeit und Reichsstädte eine Einkommensteuer anordnete. Die Fürsten zusammen sollten nämlich mindestens 500 Reiter, von den Grafen und Herren jeder, der 4000 fl. jährliches Einkommen hatte, einen Reiter stellen. Die Welt- und Klostergeistlichkeit aber, sowie die Reichsstädte sollten von je 40 fl. Jahreseinkommen 1 fl. Steuer bezahlen. Aufserdem sollte jede Pfarrgemeinde im Reich, die 400 selbständige Personen bezw. Haushaltungen zählte, znr Unterhaltung eines Fufsknechtes verpflichtet sein.

Wie man aus diesen kurzen Angaben ersieht, enthielten diese Augsburger Vorschläge, ein ganz merkwürdiges Gemisch von Waffendienst und Geldleistung aufweisend, wiederum eine bedeutende Begünstigung der oberen Stände; denn dieselben konnten dadurch, dafs sie ihre lehensrechtlich zum Dienst auf eigene Kosten verpflichteten Vasallen als Reisige ins Feld schickten, die Steuer zum gröfsten Teil von sich abwälzen, während die geistlichen Stände und die Reichsstädte bei einem einigermafsen genauen Veranlagungsverfahren von den nicht geringen Geldleistungen sicher und unter Umständen ganz empfindlich getroffen wurden.

Auf dem Augsburger Reichstag vom Jahre 1500 wurde anch ein kleiner Anschlag zur Unterhaltung des Kammergerichts, dessen Mitglieder bisher für ihre Besoldung auf die Gerichtssporteln angewiesen waren, gemacht; die ganze Summe dieses Anschlags betrug damals blofs 8300 fl.[1]), im Jahre 1521: 13410 fl. Trotz der Geringfügigkeit dieser Summen stritten sich aber die Stände bis zum Jahre 1541 mit dem Kaiser darüber, dafs nicht ihnen allein der ganze Unterhalt, sondern dem Kaiser die Bestreitung eines Teiles der Besoldung des Kammergerichts gebühre.

Der Kammergerichtsanschlag vom Jahre 1500 hatte bis zum Jahre 1541, wo er wegen Vermehrung der Zahl der Beisitzer und sonstiger Steigerung der Ausgaben für das Kammergericht nm das Doppelte erhöht wurde, Bestand. Die übrigen stenertechnischen Anordnnngen des Augsburger Reichstages vom Jahre 1500 dagegen erwiesen sich als ebenso nndurchführbar wie diejenigen wegen des gemeinen Pfennigs vom Jahre 1495. Schon auf dem Kölner Reichstag vom Jahre 1505, welcher Kaiser Maximilian I. gegen Ungarn eine kleine Hilfe (4000 Mann) auf ein Jahr bewilligte, gaben die Stände das Projekt einer allgemeinen Vermögenssteuer im Reich endgültig auf[2]) nnd kamen auf das alte

[1])

Kammerrichter	1500 fl.
2 adelige Beisitzer je 600 fl.	1200 fl.
14 Doctores der Rechte je 400 fl.	5600 fl.
	Sa.: 8300 fl.

[2]) § 8 des Abschieds des an. 1505 zu Köln gehaltenen Reichstages: 'Item haben wir aus merklich beweglichen Ursachen die Churfürsten, Fürsten und anderen Stende des h. Reichs, mit ihrer verwilligung, des Regiments, des gemeinen Pfennigs, Anschlag des Volks, nemlich von 400 Mann einer zu gehen, auch der Reifsigen und ander Anschläg, sein auf Geistlich oder Weltlich gesetzt, hievor, zu Augsburg gemacht und geordnet, genediglich erlassen.'

Auskunftsmittel der Matrikel zurück, die nun bis zur Auflösung des Reiches die Grundlage aller Steuerbewilligungen blieb.

Die ersten Matrikeln, nämlich die vom Jahre 1505 und die Konstanzer vom Jahre 1507, sind nun noch so unvollständig und so wenig unter sich übereinstimmend, dafs sie sich kaum zu einer vergleichenden Übersicht über den Anteil der Hauptständegruppen an den Steuererträgnissen während des XVI. Jahrh. eignen. Erst die Wormser Matrikel vom Jahre 1521, deren Ansätze für alle späteren Zeiten als die Normalsätze galten, kann eine brauchbare Grundlage für eine solche Vergleichung abgeben.

Nach der Wormser Matrikel, die die normale Stärke der Reichsarmee auf 20000 zu Fufs und 4000 zu Pferd ansetzte, kam der monatliche Unterhalt eines solchen Reichsheeres, die monatlichen Kosten eines Reiters zu 12 fl., diejenigen eines Fufsknechtes zu 4 fl. gerechnet, auf etwas über 127000 fl. zu stehen. Diese Summe von 127000 fl., als 'Römermonat' bezeichnet, wurde nun entsprechend den in der Matrikel aufgeführten Truppenkontingenten[1]) auf die einzelnen Ständegruppen so verteilt, dafs auf

die Kurfürsten und Fürsten	82200 fl.
die Grafen und Prälaten	14500 fl.
die Reichsstädte	30200 fl.

entfielen.

Nach dieser Zusammenstellung vom Jahre 1521 steuerten die Reichsstädte, deren es damals etwa 86 gab, zum Römermonat etwas weniger als den vierten Teil bei, eine Anomalie, die in Anbetracht des Umstandes, dafs sich unter ihnen so viele kleine und wenig vermögende Kommunen befanden, doppelt auffällig erscheint. Erklärlich ist diese Thatsache nur aus dem Hafs, dessen sich in jener Zeit vor allem die grofsen süddeutschen Handelsstädte, wie Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, seitens fast aller Klassen des deutschen Volkes erfreuten. Es waren vor allem die in den grofsen Städten betriebenen Monopolien mit ihren bekannten Folgen, wie künstlicher Preissteigerung, Verfälschung der Waren, welche alle übrigen Kreise der deutschen Nation sich in einträchtigem Hafs gegen die 'wucherischen Kaufleute' zusammenfinden liefsen. Gestützt auf diesen Städterhafs konnten die Fürsten und der Adel ihrer Abneigung gegen die verhafsten Pfeffersäcke freien Raum geben, indem sie bei den Reichsanschlägen den Städten die Hauptlast aufbürdeten. Diese hatten die letzteren auch in so fern zu tragen, als sie alle von der Steuer wirklich getroffen wurden, während von den geistlichen und adeligen Ständen eine gute Anzahl sich nur dem Namen nach in dem Wormser Anschlagsverzeichnis befand. So waren z. B. in der Matrikel sieben Abteien aufgeführt, die überhaupt nirgends aufzufinden waren oder die, wie ein Reichstagsausschufs später sich ausdrückte, 'Gotteshäuser nicht dieses Reiches oder von dieser Welt waren'.

1)

Ein Kurfürst z. B.	60	Reiter,	277	Fufsknechte	=	1828 fl.
Der Bischof von Augsburg	21	„	100	„	=	652 fl.
Der Abt zu Kempten . . .	6	„	20	„	=	152 fl.
Die Stadt Augsburg . . .	25	„	150	„	=	900 fl.
Grafen von Waldburg . . .	10	„	42	„	=	288 fl.

Sodann fanden sich viele geistliche und adelige Stände in der Wormser Matrikel, die reichsunmittelbar waren, die aber von mächtigeren Ständen entweder mit Gewalt eximiert wurden, oder die sich freiwillig unter die Gewalt höherer Stände begaben oder sich gar vom Reich ganz abzogen. Stellt man nach einem Verzeichnis, das der kaiserl. Fiskal Jak. Hurkel der wegen Ergänzung des Reichsvorrates im Jahre 1551 in Nürnberg tagenden Reichsdeputation vorlegte, die Anschläge derjenigen Stände zusammen, welche durch solche Exemtionen oder Abtrennung vom Reiche der Reichskasse entgingen, so ergiebt sich im ganzen die respektable Snmme von 32764 fl.[1]) Um die Mitte des XVI. Jahrh. war also das Erträgnis eines Römermonats bereits um ein Viertel geringer als am Beginn des Jahrhunderts, notabene unter der Voranssetznng, dafs sämtliche Reichsstände ihren Verpflichtungen bezüglich der Reichsstener pünktlich nachkamen. Das traf aber bei verschiedenen Ständen durchans nicht zn, wie ein Blick in eine der Reichspfennigmeisterraitungen oder der fiskalischen Restantenverzeichnisse des XVI. Jahrh. darthut. Nach diesen höchst lehrreichen Aktenstücken waren es gerade die grofsen Herren, wie die Markgrafen von Brandenburg und von Baden, vor allem aber geistliche Fürsten, wie der Kurfürst von Köln, die Bischöfe von Freising, Regensburg u. s. w., die mit der Bezahlung ihrer Reichsstenern oft Jahrzehnte im Rückstand blieben und die nach so langen Zeiträumen oft ins riesenhafte aufgelaufenen Summen entweder überhanpt niemals bezahlten oder im günstigsten Fall sich zu einer meist lächerlich geringen Abschlagszahlnng verstanden. Als Beispiel eines solchen immens unverfrorenen Steuerausreifsers möchte ich den Knrfürsten Ernst von Köln, den Oheim des bekannten bayrischen Kurfürsten Maximilian I., anführen. Diese Säule des h. r. Reichs hatte von der ihn nach den Bewilligungen der Regensbnrger Reichstage (1594 und 1598) treffenden Snmme von 255920 fl. (1594: 80 Monate, 1598: 60 Monate, giebt 140 Römermonate; 140 . 1828 fl. = 255920 fl. oder ca. ½ Million Mark) bis zum Jahre 1607 anch nicht einen Heller erlegt.[2]) Nachdem er daun in Jahre 1606 mit der kaiserlichen Regierung einen Accord geschlossen, wonach er an Stelle der schuldigen 255920 fl. 20660 Thaler zn zahlen hatte, liefs er sich im Februar 1607 zur Zahlung von 8938 fl. herbei. Ob zu dieser im Vergleich zu der Viertelmillion Gulden, die Kurfürst Ernst dem Fiskus wirklich schuldete, winzigen Summe später noch eine Nachzahlnng erfolgte, vermag ich nach dem mir zugänglichen Aktenmaterial nicht festznstellen. Wahrscheinlich hat eine solche Nachzahlung nicht stattgefunden. Gegen solche mächtige Reichsfürsten, wie es der Kurfürst von Köln war, ohne weiteres mit fiskalischen Prozessen vorzugehen, das verboten dem Kaiser zum Teil politische Rücksichten, in dem gegebenen Fall z. B. die Abhängigkeit

[1]) Vgl. hierzu: J. Müller, Veränderungen im Reichsmatrikelwesen um die Mittte des XVI. Jahrh. in der Zeitschrift des Hist. Vereins für Schwaben und Neuburg XXIII 136.

[2]) Vgl. hierzu: Aufszug, was das h. r. Reichs Stände an der an. 1594 und 1598 zu Regensburg bewilligten Türkenhilf bis auf dato den letzten Martio 1603 noch per resto schuldig verbleiben (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

Kaiser Rudolfs II. von dem in vielen Dingen damals ausschlaggebenden Hause der Wittelsbacher, zum Teil finanzielle Erwägungen, die den tiefen wirtschaftlichen Niedergang, besonders der Gebiete am Niederrhein durch den verderblichen spanisch-niederländischen Krieg, nicht aufser acht lassen konnten.

Aber auch da, wo ein solcher notorischer Notstand, wie zu Ende des XVI. Jahrh. am Niederrhein, nicht vorwaltete, wufsten viele Reichsstände unter irgend einem nichtigen Vorwand sich ihren finanziellen Verpflichtungen gegenüber dem Reiche zu entziehen. So unterstanden sich etliche Stände, die wegen zugefügter Schäden auf eine gewisse begrenzte Anzahl Jahre geringert oder des Kontribuierens wohl gar auf eine Zeit erlassen worden, aus dem Temporalnachlafs einen immerwährenden Steuernachlafs zu machen. Bei anderen Reichsherrschaften, deren Besitzer mit Tod abgegangen waren, und die neben ihren Reichslehen auch andere Lehen und Eigengüter hinterlassen hatten, weigerten sich die, auf welche die nicht vom Reich beliehenen Güter fielen, eine Reichssteuer zu zahlen, suchten vielmehr den Inhabern der Reichslehen den ganzen Anschlag aufzudrehen, indem sie sich auf einen im Augsburger Reichsabschied vom Jahre 1548 vorkommenden Satz beriefen, wonach derjenige, der keine Lehen oder Regalia vom Reich immediat habe, zur Kontribution an das Reich nicht verpflichtet sei.

Wenn freie Adelsgeschlechter ausstarben, deren Güter zuvor dem Reich zugehörten oder mit den Ritterschaften kontribuierten, so zogen die Lehensherren solche Güter ein, gaben aber dem Reich dafür nichts, wodurch dann abermals die Reichsanlagen gemindert wurden.[1])

Angesichts dieser skrupellosen Ausnützung der damaligen wenig klaren Rechtsverhältnisse, die zwischen dem Oberhaupt des Reiches und seinen Ständen einerseits, zwischen den einzelnen Gliedern des Reiches anderseits herrschten, und angesichts der notorischen Saumseligkeit der höheren Stände in der Erlegung der Reichssteuern mochte die hier und da auftauchende Sorge der Städte, die Last der Reichssteuern zum gröfsten Teil auf sich nehmen zu müssen, nicht ganz ungerechtfertigt sein; dieselben mufsten sich zu den an und für sich erklärlichen Bemühungen, die von Anfang an bestehende grofse Ungleichheit in den Reichsanlagen zu beseitigen, deshalb um so mehr angespornt fühlen. Durch ihre Klagen über zu hohe Veranlagung in der Wormser Matrikel vom Jahre 1521 erwirkten die Städte schon auf dem im Jahre 1522 zu Nürnberg gehaltenen Reichstag den Reichstagsbeschlufs, 'dafs hinfür kein Anschlag gemacht noch den jemands zu geben schuldig sein soll, es wäre denn zuvor denjenigen, so sich übermäfsig angeschlagen zu sein beklagt, an ihrer aufgelegten Gebühr ziemlicher Mäfsigung geschehen'. Beim darauffolgenden Nürnberger Reichstag vom Jahre 1524 wurde dann beschlossen, dafs die sich beschwert fühlenden Reichsstände ihr Unvermögen bei dem damals in Efslingen tagenden Reichsregiment genugsam darthun und das genannte Regiment

[1]) Vgl. hierzu Zach. Geizkoflers Gutachten über die dem Regensburger Reichstag an. 1603 vorzulegende Reichstagsproposition, betr. Moderationswerk und Ergänzung der Reichsmatrikel (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

den Klagenden auf ihr gründliches Darthun die aufgelegte Tax und Anschläge der Gebühr nach ringern solle.[1])

Trotz weiterer Mahnungen und Klagen der Beschwerten auf den Reichstagen zu Speyer 1526, zu Augsburg 1530 und zu Regensburg 1532 und trotz darauf erfolgter Zusicherungen des Kaisers Karl V., den Klagen abhelfen zu wollen, verschleppte sich die Angelegenheit bis zu dem im Jahre 1545 zu Worms tagenden Reichstag, auf welchem endlich nach vorheriger Prüfung sämtlicher Steuerbeschwerden durch eine von den Kreisversammlungen gewählte Kommission wenigstens den dringendsten Klagen abgeholfen wurde.[2]) Das Ergebnis der vom Oktober 1544 bis Juni 1545 dauernden, unendlich langsam sich fortbewegenden Verhandlungen war, dafs der Anteil der Kurfürsten und Fürsten an dem Betrag des Römermonats von 82200 fl. auf 76700 fl., der Anteil der Grafen und Prälaten von 14500 fl. auf 14320 fl., der Anteil der Reichsstädte von 30300 fl. auf 22150 fl. herabgesetzt wurde, der Römermonat somit noch einen nominellen Betrag von 94000 fl. hatte. Den Löwenanteil an den Ermäfsigungen des Wormser Reichstages vom Jahre 1545 trugen, wie man aus dieser Vergleichung sieht, die Reichsstädte davon. Es war dieses günstige Ergebnis aber nicht etwa eine Folge der Überredungskunst der fünf städtischen Vertreter in der Moderationskommission oder des in den Vertretern des Fürstentums allmählich erwachenden Gerechtigkeitsgefühles, sondern lediglich ein Produkt der für das städtische Bürgertum eben damals glücklichen politischen Konstellation. Gerade in den Sommertagen des Jahres 1545 entschied sich nämlich die Frage, ob Kaiser Karl V. gegen die Protestanten zum Schwert greifen müsse, und damit die endgültige Stellungnahme der deutschen Reichsstädte zu den beiden mafsgebenden Mächten des Reformationszeitalters, dem katholisch-habsburgischen Kaisertum und dem protestantisch-deutschen Fürstentum. Es war nach der ganzen Sachlage wohl kein Zweifel, auf welche Seite sich das deutsche Bürgertum in dem Entscheidungskampf stellen werde; aber auf der Seite der kaiserlich-katholischen Partei hegte man damals noch die Hoffnung, die Städte wenigstens zur Neutralität in dem bevorstehenden Kampf zu bewegen.[3]) Anderseits war man im Lager der Schmalkaldener des Beistandes der Städte in dem Kriege gegen den Kaiser auch nicht so sicher, dafs man eine Hintansetzung der dringendsten Wünsche derselben in diesem Augenblick hätte riskieren mögen. 'Es stand also', wie Naves in seiner Unterredung mit dem Augsburger Abgesandten am 12. Juni 1545 richtig bemerkte, 'den Städten eine gute Wahl an beiden Orten, bei dem Kaiser und den Fürsten, bevor, ihren Vorteil zu ersehen'. Aus keinem anderen Grund als aus Rücksicht auf die unumgängliche Geldhilfe der Städte im religiösen Entscheidungs-

[1]) Vgl. hierzu § 21 und 22 des Abschieds des Reichstags zu Nürnberg, an. 1524 aufgericht.

[2]) J. Müller, Veränderungen im Reichsmatrikelwesen u. s. w. in der Zeitschr. des Hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg XXIII.

[3]) Vgl. hierzu die Unterhandlungen der kais. Minister Granvella und Naves mit den Abgesandten Strafsburgs und Augsburgs (Sturm und Nik. Maier) im Juni 1545 zu Worms bei J. Müller, Veränderungen im Reichsmatrikelwesen u. s. w. S. 158 ff.

kampf sind demnach die Fürsten den Städten in der Moderationsfrage soweit entgegengekommen, wie es die Beschlüsse des Wormser Reichstages vom Jahre 1545 bezeugen. Darauf deuten auch die späteren Moderationsverhandlungen in den 50er, 60er und 70er Jahren, bei welchen einzelne Städte trotz aller Bemühungen kaum nennenswerte Ermäfsigungen ihrer Matrikularanlagen erhielten, während andere Stände, wie die Bischöfe von Bamberg, Minden, Metz u. s. w., ganz bedeutende Ermäfsigungen ihrer Anschläge zu erlangen wufsten.[1])

Neben Ermäfsigungen haben die in dem Zeitraum von 1545—1577 stattfindenden Moderationskommissionen für einzelne Stände, wie z. B. den bayrischen Herzog oder die Reichsstadt Augsburg, auch nicht unbeträchtliche Erhöhungen festgesetzt, hatten dabei aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn die Mehrzahl dieser im Jahre 1545 oder 1551 u. s. w. in ihren Matrikularanschlägen erhöhten Stände protestierten gegen diese Erhöhungen und ergriffen nach Zurückweisung dieser Proteste seitens der Moderationskommissionen Appellation an das Reichskammergericht. Wenn man sich nun den schleppenden Gang des damaligen gerichtlichen Verfahrens mit seinen endlosen dilatorischen und peremtorischen Einreden (Exceptionen), Litiscontestationen u. s. w. vergegenwärtigt, so wird man ohne weiteres begreiflich finden, dafs kammergerichtliche Urteile in Sachen der Erhöhung der Matrikularanschläge fast nie zu erwirken waren, dafs dementsprechend die von den Moderationskommissionen erhöhten Stände ruhig bei ihren alten Anschlägen beharren konnten.[2]) Die Folge dieser abnormen Rechtszustände im Zusammenhalt mit den oben erwähnten, sich von Jahr zu Jahr mehrenden Exemtionen schwächerer Stände durch mächtige Fürstenhäuser war, dafs sich der Betrag eines Römermonats von Jahrzehnt zu Jahrzehnt minderte; um die Mitte des XVI. Jahrh. belief er sich, wie oben nachgewiesen, nominell noch auf ca. 94 000 fl., war jedoch am Ende des Jahrhunderts bereits auf ca. 70000 fl. herabgesunken. Das ergab, wenn man die Ausfälle, die der Reichskasse durch sogenannte unergiebige und säumige Stände entstanden, abrechnete, einen wirklichen Betrag von 60000 fl., d. h. nicht einmal die Hälfte des ursprünglichen Betrages vom Jahre 1521.

Diese stetige Minderung des Betrages eines Römermonats im Laufe des XVI. Jahrh. ist wohl im Auge zu behalten, wenn man die Steuerforderungen, welche die vier habsburgischen Kaiser des XVI. Jahrh. an die deutschen Reichsstände brachten, einer gerechten Würdigung unterziehen will. Unter der Regierung Karls V. bewilligten die deutschen Reichsstände im ganzen $46\frac{1}{2}$ Römermonate, und zwar in den drei Zeitabschnitten 1521—1535, 1541

[1]) Cortrejus, Des h. r. Reichs Matricul, wie dieselbige auf dem Römerzug zu Rofs nnd Fufs an. 1521 aufgericht und folgends in den Jahren 1545, 1551, 1557 und 1567 zu Worms und an. 1571 und 1577 in Frankfurt moderiert worden, S. 111 ff.

[2]) In dem oben erwähnten Z. Geizkoflerschen Gutachten vom 18. Jan. 1603 betr. des Moderationswerkes heifst es: 'Dabei ist noch das fürgeloffen, dafs der mehrere teil der Ständ wider oben gemelte ihnen auferlegte erhöhung der Matrikel protestirt und kraft der Reichsordnung an das k. Kammergericht appellirt, allda sie noch unerörtert stecken. Hinzwischen haben die Ständ wider die klaren abschied allein nach den alten anschlägen, sonderlich die in den sächsischen Kreisen, kontribuirt.'

—1544 und 1548—1551. Die von den Reichstagen zu Worms 1521, Regensburg 1532 und Worms 1535 bewilligten 13¼ Römermonate wurden mit Ausnahme der vom Wormser Reichstag im Jahre 1535 bewilligten 1¼ Monate, die zur Bezwingung der Münsterer Wiedertäufer dienten, ausschliefslich zur Abwehr der Türken von den Grenzen Deutschlands verausgabt. Die von 1541—1544 bewilligten 15 Römermonate fanden ihre Verwendung aufser im Türkenkrieg im letzten Krieg Karls V. gegen König Franz I. von Frankreich. Die letzten 18 Römermonate endlich, die die Augsburger Reichstage von den Jahren 1548 und 1551 teils dem Kaiser als sogenannten Reichsvorrat, teils dem König Ferdinand von Ungarn als sogenanntes Baugeld bewilligten, fanden ihre Verwendung teils im Kampf der Kaiserlichen gegen die widersetzlichen norddeutschen Protestanten, teils zur Erhaltung der Festungsbauten in Ungarn. Von diesen Steuern, die alle mit Ausnahme der im Jahre 1532 gegen die Türken und im Jahre 1544 gegen die Franzosen bewilligten Hilfen höchst langsam und nur mit bedeutenden Rückständen eingingen, ist nur das 500000 fl. betragende sogenannte Baugeld, das der Augsburger Reichstag vom Jahre 1548 König Ferdinand zur Erhaltung und zum Neubau der ungarischen Festungen bewilligte, wegen der damit verbundenen Übervorteilung der Reichsstädte besonders erwähnenswert. Auf dem erwähnten Reichstag, auf welchem den durch die Drangsale des vorausgegangenen Schmalkaldischen Krieges ganz erschöpften Städten von den Fürsten überhaupt übel mitgespielt wurde, wälzten Fürsten und Adel einen Teil der durch Karl V. ihnen aufgedrungenen Steuerlasten dadurch von sich ab, dafs sie bezüglich des in fünf Jahresraten (jedesmal 100000 fl.) zu entrichtenden Baugeldes den Beschlufs durchsetzten, es solle dasselbe nicht nach den Matrikularanschlägen, sondern nach den fünffach erhöhten Kammergerichtsanschlägen, die eben damals 20176 fl. betrugen, gezahlt werden. Da nun aber die Städte zu den Kammerzielen jährlich rund 7000 fl. (genau: 6967 fl.), also mehr als ein Drittel der ganzen Summe beisteuerten, so wurde das dem König Ferdinand bewilligte Baugeld zu einem vollem Drittel aus dem Säckel der Reichsstädte aufgebracht. Trotz alles Remonstrierens und Protestierens der Städte gegen diese Übervorteilung durch die Fürsten fügten sie sich endlich in die bittere Notwendigkeit, nachdem Karl V. und König Ferdinand ihnen die Versicherung gegeben, dafs bei künftigen Reichshilfen dieser Steuermodus nie mehr in Anwendung gebracht werden solle.[1]) Dieses kaiserliche und königliche Wort hinderte aber Kaiser Ferdinand I. nicht, nach 11 Jahren an die Städte die gleiche Zumutung zu stellen wie im Jahre 1548 und dieselbe mit Hilfe der Fürsten auch wiederum zu verwirklichen.

In Anbetracht der vielen und schweren Kriege, welche Karl V. während seiner 37jährigen Regierung zu führen hatte, sind die Anforderungen, welche dieser Kaiser an die Finanzkraft des deutschen Reiches stellte, nicht anders als gering zu bezeichnen. Dieses Verhältnis änderte sich sofort, als die mit Haus-

[1]) Vgl. hierzu J. Müller, Über einen auf dem Augsburger Reichstag aufgekommenen Reichssteuermodus. Bayr. Zeitschr. f. Realschulwesen N. F. VI 278—285.

Digitized by Google

besitz geringer ansgestatteten deutschen Habsburger, Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II., in Deutschland zur Regierung kamen. Schon unter Ferdinand I., der als deutscher Kaiser doch nur acht Jahre regierte, stieg die Beihilfe des deutschen Reiches zum Türkenkriege auf 24 Römermonate, während der zwölfjährigen Regierung Maximilians II. auf 120 Römermonate, wozu noch 10 Römermonate für Begleichung der Gothaischen Exekutionskosten kamen, und während der ersten 30 Jahre der Regierung Rudolfs II. endlich auf 266 Römermonate. — Die gröfsere Inanspruchnahme der Finanzkraft des deutschen Reiches unter den drei zuletzt genannten habsburgischen Kaisern erklärt sich aber nicht nur aus dem geringen Hausbesitz dieser Fürsten gegenüber der gewaltigen Hausmacht Karls V., sondern auch aus den erhöhten Kosten, welche die seit Ferdinand I. organisierte kroatisch-ungarische Grenzverteidigung forderte. Noch zu Beginn der Regierung Ferdinands I. mit einem jährlichen Aufwand von einer Million Gulden zu bestreiten, erforderte diese Grenzverteidigung um das Jahr 1590 eine jährliche Ausgabe von ca. 2 Millionen Gulden.[1]) Zu diesen regelmäfsigen Jahresansgaben, die zum mindesten zur Hälfte von den österreichischen Erblanden bestritten werden mufsten, da bei einer nur latenten Türkengefahr die deutschen Türkensteuern ebenso langsam wie mangelhaft einzugehen pflegten, kamen nun aber unter Kaiser Rudolf II. infolge des Ausbruchs eines grofsen, durch 14 Jahre sich hinziehenden Türkenkrieges vom Jahre 1592 an noch aufserordentliche Ausgaben in einer Höhe, an die man bis jetzt in deutschen Landen kaum zu denken gewagt hatte. Der Krieg, den die Türken im Jahre 1593 gegen Kaiser Rudolf II. mit einem Einfall in Kroatien begonnen hatten, mnfste nämlich von letzterem auf vier Kriegsschauplätzen, in Kroatien, in Niederungarn, in Oberungarn und in Siebenbürgen, dessen Fürst Sigmund Bathory mit Rudolf II. in ein Bündnis getreten war, geführt werden und erforderte infolge der Aufstellnng so bedeutender Truppenmassen und der an den Siebenbürger Fürsten und die Woiwoden der Donaufürstentümer zu zahlenden Geldhilfen nach einem ungefähren Überschlag des damaligen Reichspfennigmeisters Zacharias Geizkofler zum mindesten einen Anfwand von $4\frac{1}{4}$ Millionen Gulden pro Jahr.[2]) Wenn nnn anch die österreichischen Erbländer alle ihre Kräfte für den Krieg anstrengten[3]) und die deutschen Reichsstände die von drei Reichstagen (Regensburg 1594, 1598 und 1603) bewilligten Türkenhilfen in der Höhe von 226 Römermonaten auf das pünktlichste bezahlten[4]), so konnten damit immer

[1]) 6. Heft der Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft: A. H. Löbl, Zur Geschichte des Türkenkrieges von 1593—1606. I. Vorgeschichte. S. 29.

[2]) Vgl. hierzu: J. Müller, Die Verdienste Zach. Geizkoflers um die Beschaffung der Geldmittel für den Türkenkrieg Kaiser Rudolfs II. Mitteil. des Instituts f. österr. Geschichtsforschung XXI 265.

[3]) Nach einem Hofkammerverzeichnis vom Jahre 1603 brachten die österreichischen Erblande in den ersten 10 Jahren des Krieges 20691837 fl. auf.

[4]) Die $8\frac{1}{2}$ Mill. Gulden, welche die 140 Römermonate der 1594er und 1598er Reichshilfe ertragen sollten, waren laut der Raitungsbücher Z. Geizkoflers bis zum Jahre 1603 wirklich erlegt worden. Allerdings waren darunter mehr als 2 Millionen Extrabeisteuern besonders patriotisch gesinnter Stände (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

noch nicht die gewaltigen Ausgaben bestritten werden, die der kaiserlichen Finanzverwaltung aus dem vierzehnjährigen Krieg erwuchsen. Es mufsten also, wenn der Kampf mit den Osmanen nur mit einiger Aussicht auf Erfolg aufgenommen und fortgeführt werden sollte, noch andere Mittel als die erwähnten ausfindig gemacht werden, und solche Mittel boten sich, wenn man die Reichsexekutionsordnung vom Jahre 1555 geschickt interpretierte, in den sogenannten Kreishilfen dar.[1])

Nach § 31 und 32 der genannten Exekutionsordnung mufsten nämlich zwei bezw. vier benachbarte Kreise einem Kreise, dessen Kreistruppen zur Dämpfung einer Kriegsempörung nicht ausreichten, solche Hilfe leisten, dafs sich der in seiner Ruhe und seinem Frieden bedrohte Kreis der obliegenden Last zu erretten und zu erwehren vermöchte. Auf Grund dieser Bestimmung der Reichsexekutionsordnung und einiger Ergänzungen derselben durch die darauf folgenden Reichstagsabschiede vom Jahre 1557 nnd 1559 wufste nun der Reichspfennigmeister Zach. Geizkofler den Kaiser Rudolf II., der wegeu seiner damals schon hervortretenden Menschenscheu zur Berufung und znm Besuch eines Reichstages nur schwer zu bewegen war, dafür zu gewinnen, dafs die einzelnen Reichskreise um eine Beisteuer zum Schntze der kroatischen und windischen Grenzen angegangen wurden. Als nun diese 'eilende crobatische Hilfe' von den neun Kreisen — der österreichische war natürlich davon ausgenommen — die stattliche Summe von 776564 fl. einbrachte und der Regensburger Reichstag vom Jahre 1594 für die beharrliche Hilfe von 60 Römermonaten etwas weitgesteckte Zahlfristen aufstellte, entschlofs sich Rudolf II. trotz mancher Bedenklichkeiten, abermals auf den Rat seines Reichspfennigmeisters, die Hilfe der einzelnen Kreise auch ferner in Anspruch zu nehmen. Dank der Opferwilligkeit vor allem der süddeutschen Kreise und des Kreises Obersachsen — die westdeutschen Kreise, die damals unter den Kriegsunruhen an der Westgrenze der Reiches, in Frankreich nnd in den Niederlanden viel zu leiden hatten, steuerten zu den besonderen Türkenhilfen fast gar nichts bei — dank aber auch dem geschickten Verhalten der kaiserlichen Kommissäre, vor allem Zach. Geizkoflers, bei den betreffenden Kreisversammlungen ertrugen diese für den Türkenkrieg Kaiser Rudolfs II. aufgebrachten Kreissteuern mehr als die gleichzeitig bewilligten Reichssteuern. Nimmt man für die letzteren die runde Summe von 12 Millionen Gulden an, was kaum zu hoch gegriffen sein dürfte, so kann man den Gesamtertrag der Kreissteuern von 1592—1606 unbedenklich auf 15 Millionen Gulden ansetzen. Diese Kreissteuern wurden zwar nicht von Reichsfinanzbeamten verwaltet, sondern von eigenen Kreiseinnehmern vereinnahmt und von Kreispfennigmeistern, welche die Kreisregimenter ins Feld begleiteten, verausgabt. Trotz dieser Sonderverwaltung müssen diese Anlagen zu den Reichsstenern gerechnet werden, weil sie ausschliefslich zur Verteidigung des Reiches verwendet wurden.

Die regulären Reichshilfen, die aufserordentlichen Beihilfen einzelner Reichs-

[1]) Vgl. für das Folgende J. Müller a. a. O. S. 256 ff.

stände, ja sogar fremder Staaten, wie z. B. Spaniens[1]) oder italienischer Fürsten, sowie die von der Mehrzahl der Reichskreise geleisteten Beisteuern bildeten demnach die Haupteinnahmequellen der Reichskasse am Ende des XVI. Jahrh. Wegen der Unsicherheit des rechtzeitigen Einkommens all dieser Geldmittel war aber die Reichsfinanzverwaltung in den Zeiten eines Krieges noch auf andere Qnellen angewiesen, und zwar auf die sogenannten Anticipationen. Das waren einesteils Fürlehen bei kapitalkräftigen Reichsständen, vor allem den grofsen Handelsstädten Süddeutschlands, anderseits Wechseldarlehen, die die grofsen Bankiers jener Zeit gewährten. Gerade am Ende des XVI. Jahrh., zu Beginn des Türkenkrieges Rudolfs II. vollzog sich in den Anticipationsaufnahmen der Reichsfinanzverwaltnng ein bedeutsamer Umschwung. Während nämlich bis zum Jahre 1594 die Reichskasse zur Deckung grofser dringender Ausgaben, wie des Antritts- und Laufgeldes der Regimenter des kaiserlichen Heeres, sich gröfstenteils reichsstädtischer Fürlehen bediente, die selbstverständlich fast samt und sonders zu 5%—7% verzinst werden mufsten, nahm der Reichspfennigmeister Geizkofler vom Jahre 1595 an im Falle des nicht rechtzeitigen Einkommens der Reichshilfen fast nur noch Wechsel von den grofsen Handelshäusern in Wien (Henkel, Ferrari, Bayer), in Nürnberg (Albrecht, Werdemann), in Augsburg (Zobel, Österreichers Erben) und in Frankfurt (Bodegger) auf und gelangte dadurch nicht nur rascher und sicherer in den Besitz bedeutender Geldsummen als mittelst Anticipationen von den ängstlichen Stadtmagistraten, sondern hatte anch die Möglichkeit, beim Eintreffen der Reichshilfen die entliehenen Summen a tempo zurückznerstatten, also jedenfalls an Zinsen einzusparen. Diese Zinsenersparnis für die Reichskasse bei Wechselaufnahmen war um so gröfser, je geringer der Kursunterschied zwischen den Reichsmünzen — Gulden und Thaler waren im Reiche die gebränchlichsten Sorten — und den österreichischen und ungarischen Münzen (meist Thaler und Dukaten) war. Diese auf den ersten Anblick gewifs etwas unerklärliche Thatsache führt sich auf folgende Umstände zurück. Zur Bezahlung des Soldes der Truppen in Ungarn und sonstiger wichtiger Kriegsbedürfnisse, z. B. des Proviants, bedurfte die Reichsfinanzverwaltung österreichischen oder ungarischen Geldes, da in den Donauländern die meisten im Reiche gangbaren Sorten nicht angenommen wurden. Wenn nun infolge ungenügenden Barvorrates in der Kasse des im Sommer im Felde weilenden Reichspfennigmeisters dieser zu Wechselanlehen bei den grofsen Handelshäusern von Wien, Prag, Augsburg u. s. w. genötigt war, so liefs er sich diese Wechselsnmmen in Wien selbstverständlich sofort in österreichischer oder ungarischer Währung geben und wies die Wechseldarleiher zur Vermeidung weiterer Geldtransportkosten für die Reichsfinanzverwaltung behnfs der Einlösung ihrer Wechsel auf die in Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und Leipzig eingehenden Reichsgefälle an. Wegen des mit der Ein-

[1]) Spanien erlegte nach den Raitungsbüchern Geizkoflers von 1595—1600 an Hilfen für den Türkenkrieg 400000 Dukaten und 300000 Kronen, d. h. eine Summe von ca 1200000 fl., da der Dukaten zu jener Zeit 2 fl., die Silberkrone 1 fl. 24 Kr. galt.

lösung der Wechsel verbundenen Risikos nun, dann aber auch aus dem Grunde, weil die Kaufleute die Wechselsummen mit geringen Ausnahmen ohne Zins und Provision herliehen, berechneten diese den ungarischen Thaler, der nach seinem wirklichen Wert 72, höchstens 73 Kreuzern in deutscher Währung gleichkam, zu 74 bezw. 75 Kreuzern, den ungarischen Dukaten, der in Deutschland 1 fl. 58 Kr. galt, zu 2 fl.; die Handelsherren hatten so, da ihnen die in geringer Währung in Wien ausgezahlten Wechselsummen in Augsburg, Nürnberg oder sonstwo im Reich in bester Währung zurückerstattet werden mufsten, 2—3 Kreuzer Gewinn an jedem ungarischen Thaler oder Dukaten oder ca. 7—8% Zinsen von dem dargeliehenen Kapital.

Behufs eines rascheren Einblicks in den Haushalt der Reichsfinanzverwaltung am Ende des XVI. Jahrh. sind in folgender Tabelle die wichtigsten Einnahme- und Ausgabeposten des Jahres 1595 einander gegenübergestellt.

Übersicht über den Haushalt des Reichspfennigmeisteramts vom Jahre 1595.

Einnahmen	fl.	Kr.
1. Ordentliche Reichshilfe[1]: Legstadt Regensburg . . . 39840 fl. — Kr. Augsburg . . . . 144386 „ 20 „ Nürnberg . . . . 178368 „ 16 „ Frankfurt . . . . 246925 „ 45 „	609520	21
2. Aufserordentliche Hilfen von Reichsständen: Herzog von Lothringen. . . 13000 „ — „ Schwäbischer Kreis . . . . 47376 „ — „	60376	—
3. Aufserordentliche Hilfen von auswärtigen Staaten: Herzog von Ferrara . . . . 149205 „ 19 „ Stadt Lucca . . . . 9000 „ — „	158205	19
4. Fürlehen von Reichsständen bezw. Privatpersonen	48685	48
5. Wechsel, aufgenommen von Wiener, Prager, Nürnberger, Augsburger und anderen Handelshäusern	330485	—
Sa.:	1207272	28

Ausgaben	fl.	Kr.
1. Antritt-, Lauf- und Soldgeld des Kriegsvolkes in Ungarn	332560	—
Baargeld an den Hof- und Kriegszahlmeister zur Anschaffung von allerlei Notdurft im Feld	329949	10
2. Wechselzahlungen	131950	—
3. Vergnügung der von Reichsständen oder anderen Parteien vorgestreckten Fürlehen	242531	20
4. Ausgaben für Rüstungen, Munition, Fuhr- und Schiffslohn u. dgl. . . .	78710	—
5 Interressenzahlungen	102595	—
6. Besoldung des Reichspfennigmeisters, Zehrungskosten für den Reichspfennigmeister und sein Personal, Verehrungen für die Steuereinnehmer . .	12450	—
7. Zehrungskosten für kais. Kommissäre	5295	23
Sa.:	1236040	53

[1]) 10 Monate an Weihnachten 1594, 10 Monate an Johanni 1595, 6 Monate an Weihnachten 1595 zu erlegen.

Aus den bisherigen Erörterungen über die Grundzüge des damaligen Reichssteuerwesens kann man sich nun wohl eine einigermafsen zutreffende Vorstellung von den Hauptmängeln desselben, der ungleichen Verteilung der Steuern nnter die drei grofsen Ständegruppen und der dnrch die unklaren Rechtsverhältnisse der Stände untereinander ermöglichten Stenerhinterziehung machen. Ein schärferes Bild wird man aber erst dann gewinnen, wenn man die Verwaltung der durch die Reichssteuern einkommenden Geldmittel ins Auge fafst. Von der Reichsfinanzverwaltung und den für den damaligen obersten Reichsfinanzbeamten, den Reichspfennigmeister, damit verbundenen unglaublichen Schwierigkeiten soll der zweite Teil dieser Ausführnngen eine gedrängte Schilderung geben.

Das für Bürger eines modernen Staatswesens auffallendste Merkmal der Finanzverwaltung des deutschen Reiches im XVI. Jahrh. ist wohl das, dafs dieselbe aufser dem Reichspfennigmeister und dessen Gegenhändler keinen dem Reiche vereideten Finanzbeamten kannte; denn das Personal, das teils im Dienste des Reichspfennigmeisters selbst, teils im Dienste der Obrigkeiten der Legstädte die Perzeption und die Verschickung der Reichssteuern an die Hauptzahlorte besorgte, stand zu dem Vertreter des Reiches, dem Kaiser, in keinem Abhängigkeitsverhältnis, sondern empfing seine Stellung und Aufträge durch die genannten Behörden. Die kaiserliche Hofkammer aber, die oberste Finanzbehörde der österreichischen Erblande und zugleich das Aufsichtsorgan des Reichspfennigmeisters, übte diese Kontrollthätigkeit nur im Nebenamt ans, und ebenso war der kaiserliche Fiskal nur in Ausnahmefällen, d. h. wenn das Kammergericht gegen säumige Stände die Steuerexekution erkannt hatte, zum Reichsfinanzdienst heranzuziehen. Um also den Geschäftsgang in der Reichsfinanzverwaltung im einzelnen zu erkennen, wird man die den Reichspfennigmeistern erteilten Instruktionen näher ansehen müssen. Ich wähle als für unseren Zweck am geeignetsten die dem Reichspfennigmeister Zach. Geizkofler am 22. Jan. 1589 gegebenen Amtsvorschriften, die im Zusammenhang mit der demselben Reichsbeamten am 17. Juni 1598 erteilten Instruktion eine passende Grundlage für eine Darstellung der Reichsfinanzverwaltung zn Ende des XVI. Jahrh. abgeben dürften.

Die 16 Artikel enthaltende 89er Instruktion Geizkoflers zerfällt inhaltlich in zwei Teile, und zwar umfafst die eine Reihe der Artikel, 1—4 nnd 9—12, Vorschriften über die Perzeption der Steuern, die andere Reihe solche über die Ausgabe und die Verrechnung der aufgebrauchten Geldmittel. Nachdem in Paragraph 1 dem Reichspfennigmeister Geizkofler und seinem Gegenschreiber Matth. Peugel als Amtsbezirk die acht Kreise Süd- nnd Westdeutschlands mit Augsburg als Amtssitz nnd den Legstädten Augsburg, Regensburg, Nürnberg und Frankfurt zugewiesen worden — die beiden sächsischen Kreise hatten ihren eigenen Reichspfennigmeister —, befiehlt ihnen der 2. Artikel, diesem Amt soviel als möglich in Augsburg persönlich beizuwohnen und die Amtstruhe daselbst mit zwei verschiedenen Schlössern abzusperren, von denen eines durch den Reichspfennigmeister, das andere durch seinen Gegenhändler abgesperrt werden könnte.

Die Artikel 3 und 9 enthielten die Vorschriften über diejenigen Formalitäten, die bei der Ablieferung der Steuern an die Einnehmer der Legstädte und bei Aushändigung der Geldsummen seitens dieser Einnehmer an den Reichspfennigmeister oder dessen Korrespondenten in den Legstädten zu beobachten waren. Die Einnehmer der Legstädte hatten neben den Quittungen, die sie den Reichsständen beim Abliefern ihrer Steuerquoten ausstellten, sogenannte Geldzettel anzufertigen, in denen die eingegangenen Münzen nach ihrem Wert (*valor*) verzeichnet waren; diese Geldzettel, von den betreffenden Reichsständen oder deren abgeordneten Dienern unterschrieben und mit den Reichspfennigmeisterraitungen alljährlich an die Hofkammer abgeliefert, dienten dann der letzteren dazu, den vom Reichspfennigmeister in seinen Jahresabschlüssen verzeichneten Gewinn beim Auszahlen guter Münzen, oder den Verlust bei der Einnahme schlechter Münzen zu kontrollieren.

Der Reichspfennigmeister hatte den Einnehmern der Legstädte beim Abliefern der Geldsummen an ihn oder an seine Korrespondenten in den vier Legstädten Quittungen, von den Gegenhändlern unterschrieben, auszustellen und diese Quittungen in Kopie seinen alljährlich an die Hofkammer zu erstattenden Abraitungen beizulegen. Zur Kontrolle der in diesen Reichspfennigmeistersquittungen angegebenen Geldsummen und Ablieferungstermine mufsten die Legstädte überdies noch alljährlich über die Höhe und den Ablieferungstermin der von ihnen an das Reichspfennigmeisteramt übergebenen Geldsummen Designationen anfertigen und diese Designationen an die kaiserliche Hofkammer einschicken.

Die Artikel 4 und 12 enthielten Vorschriften über die Einnahme böser ausländischer und deutscher Münzen, die besonders von den Ständen der westdeutschen Kreise in zu hohem Wert angesetzt wurden. Die Einnahme der ersteren sollte womöglich ganz verhütet, dem bedeutenden Verlust bei der Einnahme letzterer durch Wechselanweisungen oder sonst einen Weg vorgebeugt werden. Der 10. und 11. Artikel endlich handelten davon, wie sich der Reichspfennigmeister bei der Aufnahme von Fürlehen (Anticipationen) zu verhalten habe. Diese bei dem säumigen Eingehen der Reichssteuern unbedingt notwendigen Anticipationen sollten von dem Reichspfennigmeister zur Ersparung allzuhoher Interessen nur auf kurze Termine erhandelt, übrigens grofse Anticipationen gegen besonders schwere Bedingungen nur mit Genehmigung des Kaisers selbst aufgenommen werden. Die letztgenannte Vorschrift, die den Geschäftsgang des Reichspfennigmeisteramts in Kriegszeiten, wie man sich leicht denken kann, besonders zu erschweren geeignet war, war in der Reichspfennigmeister-Instruktion vom Jahre 1598 nicht mehr enthalten; der § 9 derselben liefs vielmehr dem Reichspfennigmeister im Aufnehmen der Anticipationen völlig freie Hand.[1])

Von der gleichen peinlichen Sorgfalt und mifstrauischen Gesinnung gegen die eigenen Beamten wie die Vorschriften über die Perzeption der Steuern

[1]) Vgl. hierzu J Müller, Die Verdienste Zach. Geizkoflers S. 272 ff.

zeugen die Instruktionsartikel, die sich auf die Ausgaben nnd die Verrechnung derselben durch die Reichspfennigmeisterei bezogen. Finden wir es noch erklärlich, dafs nach Artikel 7 die Einnehmer der Legstädte angewiesen waren, monatliche Auszüge von ihren Einnahmen an Reichssteuern an den Reichspfennigmeister zu überschicken[1]), und dafs nach Artikel 8 der Reichspfennigmeister verpflichtet war, sowohl von seinen Einnahmen wie von seinen Ausgaben alle Monate spezifizierte Auszüge an die kaiserliche Hofkammer zu übersenden, so will es uns dagegen kaum mehr als eine unbedingte Forderung einer gewissenhaften Rechnungsführung erscheinen, wenn der Reichspfennigmeister nach dem 13. Artikel seiner Instruktion auf den Quittungen, die ihm die Lieferanten, Bankiers oder sonstige Parteien bei seinen Auszahlungen ausstellten, von sämtlichen dabei hinausgegebenen Münzsorten den Wert (*valor*) angeben mufste. Das war, abgesehen von der damit verbundenen Umständlichkeit, eine schon darum ziemlich überflüssige Vorschrift, weil der Wert der Münzen an vielen Zahlorten, wie Angsburg, Nürnberg n. s. w. reichskundig, oder fast gar keinen Schwankungen innerhalb eines Jahres unterworfen war.

Die Ermächtigung zu Ausgaben hing nach § 14 der Instruktion vom Jahre 1589 zunächst vom Kaiser, dann von dem damaligen Verwalter des ungarischen Grenzwesens, dem Erzherzog Ernst, und in dritter Linie von der kaiserlichen Hofkammer ab. Wie hinderlich eine solche dreifache Befehlsinstanz einer raschen und sicheren Geschäftsführnng des Reichspfennigmeisteramts sein mufste, läfst sich ohne weiteres ermessen. Die Instruktion vom Jahre 1598, die überhaupt vielfach die verbessernde Hand des praktischen Finanz- nnd Geschäftsmannes, wie es Zach. Geizkofler war, erkennen läfst, ändert den unpraktischen 14. Artikel der 1589er Instruktion dahin nm, dafs der Reichspfennigmeister bei den Ausgaben zwar seinen Respekt fürnehmlich anf den Kaiser und dessen Certifikation haben soll, dafs er aber die Ausgaben so anstellen darf, wie sie dem Regensburger Reichsabschied vom Jahre 1598 und dieser Instruktion gemäfs sind.[2]) Die beiden letzten Artikel der 1589er Instruktion enthielten endlich Anweisungen über die alljährliche Einsendung der Registratnr, die im Reichspfennigmeisteramt über alle einkommenden und ansgehenden Handlungen und Schriften zu führen war, an die kaiserliche Hofkammer sowie über die bis 1. April jedes Jahres vorzulegende Abraitung über das vorhergehende Geschäftsjahr.

Aus der hier in Kürze zusammengefafsten Instruktion für die Verwaltung des Reichspfennigmeisteramts ist vor allem zu entnehmen, dafs es die kaiserliche Regierung an Sorgsamkeit und Genauigkeit in der Ansarbeitung von Vorschriften für dieses gewifs höchst wichtige Glied im Beamtenorganismus

---

[1]) Nach der Instruktion vom Jahre 1598 mufsten die städtischen Einnehmer solche Auszüge alle vierzehn Tage anfertigen und dem Reichspfennigmeisteramt überschicken, bei den damaligen schwierigen Verkehrsverhältnissen eine jedenfalls wenig praktische Anordnung, der denn auch, besonders von Frankfurt her, oft keine Folge geleistet werden konnte.

[2]) Vgl. hierzu den 6. Artikel der 98er Instruktion Zach. Geizkoflers (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

Digitized by Google

des h. r. Reiches nicht hat fehlen lassen. Eine andere Frage ist nun aber die, ob die Mehrzahl dieser bis ins einzelnste gebenden Vorschriften in der Praxis auch durchführbar war; darauf mufs man meines Erachtens mit einem entschiedenen Nein antworten.

Schon die erste Forderung, dafs der Reichspfennigmeister seinem Amt in Augsburg soviel als möglich persönlich beiwohne, war eine solche, die nur für Friedenszeiten, aber nimmermehr für die Zeit eines Krieges durchgeführt werden konnte. Während eines Krieges mufste der Reichspfennigmeister infolge der Bezahlung der Antritts-, Sold- und Abdankungsgelder des Kriegsvolkes, der Anschaffung und Ergänzung der Munition, infolge der Bestreitung der auf den Musterplätzen aufgehenden Unkosten, des Schiffslohnes und des Brücken- und Schanzwesens u. s. w. den gröfsten Teil des Jahres im Felde sein. Kam nun noch dazu, dafs der Reichspfennigmeister, wie es bei Zach. Geizkofler und selbstverständlich auch bei anderen Pfennigmeistern des an kriegerischen Verwickelungen so reichen XVI. Jahrh. thatsächlich der Fall war, als kaiserlicher Kommissar an den Verhandlungen der verschiedenen Reichs- und Kreistage teilnehmen mufste, so kam es leicht vor, dafs dieser Reichsbeamte kaum einige Wochen an seinem Amtssitz weilte. Von Zach. Geizkofler z. B. wissen wir, dafs er seit Beginn des grofsen Türkenkrieges (1593), also in den letzten zehn Jahren seiner Amtsverwaltung, im Jahre höchstens sechs Wochen in Augsburg gewesen ist.

Das Verbot, keine ausländischen bösen Münzen in Zahlung anzunehmen, war wiederum nicht durchführbar, da die am Rheine liegenden Kreise infolge ihres regen Verkehrs mit den Ländern Westeuropas, insbesondere den Niederlanden, mit solchem fremden Geld zeitweise geradezu überschwemmt waren und deshalb auch beim besten Willen nicht alle Steuerzahlungen in deutscher Münze machen konnten. Fast das nämliche gilt von den deutschen Münzen in sogenannter hoher Währung. Da die Reichshilfen fast allgemein für eine freie Willfährigkeit angesehen wurden, bei deren Erlegung man es mit den Sorten nicht so genau zu nehmen brauchte, so konnten die am Rheine sitzenden Stände trotz aller Proteste der städtischen Einnehmer von Frankfurt und Strafsburg — Strafsburg und Speyer, gewissermafsen Filialen Frankfurts, lieferten die bei ihnen eingehenden Reichssteuern wiederum an den Frankfurter Steuereinnehmer ab — nicht dahin gebracht werden, die von ihnen dazu verwendeten Geldsorten, vor allem Reichsthaler und Philippsthaler, zu dem Normalkurs (1 Thlr. zu 72 Kr., 1 Phil.-Thlr. zu 80 Kr.) sich anrechnen zu lassen. Der Verlust, den hierdurch die Reichskasse erlitt, war allerdings ein ganz bedeutender; im Jahre 1595 z. B. betrug der Ausfall, der der Reichskasse allein durch die zu Frankfurt in zu hoher Währung eingezahlten Geldsorten erwuchs, 19743 fl.[1])

Wie sich die Anschauungen der Reichsregierung bezüglich der Geldaufnahmen mittelst der sogenannten Anticipationen und bezüglich der freien Dis-

[1]) Vgl. die Geizkoflersche Raitung über die für das Jahr 1595 erlegte 1594er Reichshilfe (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv)

Digitized by Google

position bei Ausgaben seitens des Reichspfennigmeisters innerhalb eines Jahrzehnts vollständig änderten, darauf wurde schon oben bei der Vergleichung der hier einschlägigen Paragraphen der 1589er und 1598er Instruktion Geizkoflers hingewiesen. Der Zwang der Verhältnisse führte eben dazu, dem obersten Reichsfinanzbeamten, der fürwahr in jenen Zeiten keine geringe Last auf seinen Schultern trug, sowohl in der Aufnahme als auch in der Ausgabe der Geldmittel eine gröfsere Dispositionsfreiheit einzuräumen. Dieses Zngeständnis der Centralregierung an ein untergeordnetes Organ sollte dem Reich gewifs nicht zum Schaden gereichen, da der Mann, dem ein solches Vertranen geschenkt wurde, dieses Vertrauens auch im vollsten Mafse würdig war.

Auch in Bezng auf die Übersendung der Monatsauszüge an die Hofkammer und die Spezifizierung der Münzsorten auf den Quittungen führte die Macht der Thatsachen zu Änderungen der in der Instruktion hierfür gegegebenen Vorschriften. Bei der Weitschweifigkeit der Verrichtungen des Reichspfennigmeisters, ferner in Anbetracht des Umstandes, dafs er die Einnahmen und Ausgaben seines Amtes von den verschiedensten, oft weit entlegenen Orten, wie Wien und Köln, Breslau und Strafsburg u. s. w., hat zu Hauf bringen müssen, war es für den znmeist auf dem Kriegsschauplatz selbst weilenden oder auf der Reise vom Reich nach den österreichischen Erbländern befindlichen Reichspfennigmeister ein Ding der Unmöglichkeit, jeden Monat einen solchen Auszug anzufertigen, wie ihn seine Instruktion verlangte. Und hätte er dieselben auch regelmäfsig hergestellt, so hätten sie für die Hofkammer meist doch nur einen problematischen Wert gehabt, da besonders am Ende der Frühjahrs- oder Herstmonate, die mit den grofsen Messen zu Frankfurt, Leipzig u. s. w. zusammenfielen, das Verhältnis zwischen den Einnahmen und Ausgaben innerhalb des kürzesten Zeitraumes dem gröfsten Wechsel unterworfen war.

Die Münzsorten in den Quittungen jederzeit zu spezifizieren, war darum nicht möglich, weil oft Quittungen von fremden Orten in das Reich geschickt, viele Parteien durch Wechselanweisungen für ihre Forderungen befriedigt wurden; viele Parteien, wie z. B. die Legstädte, haben als Lieferanten von Pulver oder sonstigem Kriegsbedarf ihre Anforderungen an den Reichsfiskus selbst innebehalten, d. h. die Schuldsumme gleich von ihrer eben jetzt oder bald fälligen Reichskontribution abgezogen. Wegen solcher gar nicht selten vorkommenden Fälle hatten schon die Reichspfennigmeister, die in Friedenszeiten ihr Amt verwalteten, der abnormen Forderung nach Spezifizierung der Münzsorten auf den Quittnngen nicht nachkommen können; noch viel weniger vermochte dies ein Pfennigmeister, der wie Zach. Geizkofler sein Amt während eines grofsen Krieges und noch dazu einige andere Ämter, wie das des Reichskriegszahlmeisters und Obersten Proviantmeisters, zu versehen hatte.[1]) Die absolute Unmöglichkeit, eine derartige Vorschrift zu befolgen,

[1]) Vgl. hierzu Zach. Geizkoflers Wohlbegründeten summarischen Bericht vom 16. Sept. 1615, wie es um die in seinen vor vielen Jahren aufgenommenen, passierten und durch ordentliche Endquittungen approbierten Reichspfennigmeister-Raitungen beschaffen (Fol. 98. Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

Digitized by Google

hinderte aber die Revisionsbehörde des Reichspfennigmeisteramts, die kaiserliche Hofkammer, nicht, in ihren an den Reichspfennigmeisterraitungen vorgenommenen Revisionen immer wieder auf die alte Forderung zurückzukommen.

Ich komme damit zn derjenigen Thätigkeit des Reichspfennigmeisters, die für diesen vielgeplagten Reichsbeamten wohl die unerquicklichste unter seinen vielen nnangenehmen Amtsgeschäften sein mochte, nämlich zu seinen Erläuterungen über die Mängel, die die Hofkammer in ihren Revisionen an den Reichspfennigmeisterraitungen auszusetzen hatte. Diese Hofkammerbedenken waren teils sehr ernster Natur, die das Blnt eines in allen Stücken treuerfundenen, höchst verdienstvollen Beamten, wie es Zach. Geizkofler war, wohl in Wallung bringen konnten, teils auf so kleinliche Dinge gerichtet, dafs sie unwillkürlich die Heiterkeit eines an der Sache unbeteiligten Lesers hervorrufen müssen. Ich beginne mit denjenigen Ankreidungen der kaiserlichen Hofkammer, die von wirklichem Belange waren, und greife zur Illustrierung des ganzen Verfahrens aus den Revisionen über die Geizkoflerschen Raitungen der Jahre 1597 und 1598 einige typische Beispiele heraus.

Bei den weiten Abständen in der Valuta der Münzen, vor allem der groben Sorten, in den Hauptwirtschaftsgebieten Deutschlands, den Rheinlanden, Süddentschland und Norddeutschland einerseits, dem Reich und den Donauländern anderseits[1]), erforderte es von seiten eines Finanzbeamten, dessen Einnahmequellen so aufserordentlich verschieden waren, und der seine Zahlungen in so verschiedenen Wirtschaftsgebieten zu bewerkstelligen hatte, keine geringe Kunst, Verluste, die einesteils durch die Einnahme von Geldsorten sogenannten hohen Wertes, andernteils durch die Ausgabe vollwertiger Münzen mit Normalkurs in Gebieten mit schwankender Valuta entstanden, möglichst zu vermeiden. Prüft man nun die Raitungsbücher des hier schon öfter genannten Reichspfennigmeisters Kaiser Rudolfs II. auf das vorher genannte Kriterium, so mufs man wirklich staunen, mit welcher Geschicklichkeit dieser in den Finanzoperationen seiner Zeit durch und durch versierte Mann die Einnahmen sowohl als die Auszahlungen immer wieder möglichst zu gunsten des Reichsfiskus zu lenken wufste. Trotz der vom Kaiser selbst wie von seinem Geheimen Rat gnädigst anerkannten 'Dexterität in den ihm aufgetragenen wichtigen Verrichtungen' glaubt die Hofkammer oder der damalige Hofbuchhalter dem Geizkofler etwas am Zeuge flicken zu können. So findet der gestrenge Revisor über die 1597er Jahresraitung die Summe von 1017 fl. 6 Kr., die Geizkofler als Gewinn an drei teils in Thalern, teils in Philippsthalern, teils in Goldgulden, sämtlich zum Normalkurs gerechnet, erlegten Posten (18000 Thaler von Kinsky à 70 Kr., 40000 fl. als Fürlehen vom Abt von St. Blasien, 20000 fl. extraordinare Hilfe vom Erzbischof von Mainz) in seine Raitung eingestellt hat, für zu gering — warum? weil sie ihm zu gering vorkam. Der Reichspfennigmeister hält dem in seinen Erläuterungen entgegen, dafs an zwei von diesen Posten, nämlich

[1]) In Nürnberg und, Augsburg galt im Jahre 1595 der Gulden 64 Kr., der Thaler 72 Kr.; in Strafsburg und Frankfurt bewegte sich der Wert derselben Münzen zwischen 68 und 72 Kr. bezw. 74 und 80 Kr. In Österreich galt ein Thaler zu jener Zeit 73—74 Kr.

dem Fürlehen des Abtes von St. Blasien und der besonderen Hilfe des Mainzer Erzbischofs, von vornherein nichts zu gewinnen war, da die 40000 fl. von dem Schwarzwalder Abt laut kaiserlichen Befehls zur Bezahlung des Soldes zweier Infanterieregimenter verwendet werden mufsten, die beiden Regimentsobersten ihren Accord mit dem Reichspfennigmeister aber dahin abgeschlossen hatten, dafs ihrem Kriegsvolk der Sold in Reichswährung, d. h. so, wie Geizkofler das Geld vom Abt erhalten hatte, ausbezahlt würde. — Die Mainzischen 20000 fl. wurden zu Frankfurt auf die in Wien aufgenommenen Wechsel in Reichswährung, entsprechend den Verabredungen mit den Kaufleuten, welche die Wechselsummen hergegeben hatten, verwendet. An den Kinskyschen 18000 Thalern endlich konnte nur darum ein Gewinn gemacht werden, weil dieselben, zum gröfsten Teil in Münz erlegt, zum Wert von 70 Kr. in Prag in Empfang genommen wurden, dagegen bei Wechselzahlungen in Wien zu 72 Kr. hinausgebracht werden konnten. Die Hofkammer hätte sich diese Abfertigung durch den Reichspfennigmeister wohl ersparen können, wenn sie vor der Beanstandung des Gewinns an dem in Reichs- und Philippsthalern eingegangenen Gelde erst nachgeforscht hätte, zu welchen Ausgaben diese Thaler verwendet worden waren.

Mangelte es in diesem Falle bei der Hofbuchhalterei an genügender Information über die Ausgaben des Reichspfennigmeisteramts, so in zwei anderen ähnlichen Fällen an der einfachsten Überlegung. Das Reichspfennigmeisteramt hatte von der Tirolischen Landschaft im Jahre 1597 25000 fl. in Silberkronen im normalen Wert von 84 Kr. empfangen, und nun meinte die Hofbuchhalterei, dafs der Reichspfennigmeister diese Silberkronen, die ja in den rheinischen Gebieten um einige Kreuzer höher angenommen wurden, in Anbetracht des Umstandes, dafs sie zum Sold für das Wallonische Kriegsvolk verwendet wurden, auch höher als um 84 Kr. hätte hinausbringen können. Dabei war nur das eine übersehen, dafs die Wallonen, 'diese Hahnen, die sich nicht, wie man vermeint, gleich Kindern überreden lassen' — so charakterisiert Geizkofler dieses niederländische Kriegsvolk in seinen Erläuterungen —, ganz genau wufsten, dafs ihnen gemäfs dem Reichsabschied und der Reichspfennigmeisterinstruktion die Münzsorten in dem Wert ausgezahlt werden mufsten, den sie an dem Zahlungsort hatten. Die Silberkrone galt aber wie in Tirol so auch in Österreich und in Ungarn 84 Kr.

Von einem noch gröfseren Ingenium der Hofbuchhalterei in Finanzsachen zeugte aber der an derselben Stelle der 1597er Revision stehende Vorschlag, dafs der Reichspfennigmeister, um das Einwechseln von Silberkronen zu ersparen, die zum Bezahlen schweizerischer Zinsen notwendig waren, die alljährlich in Strafsburg eingehenden Silberkronen zur Bezahlung der genannten Zinsen verwenden solle. Nun mufsten die schweizerischen Zinsen jedes Jahr zu Pfingsten bezahlt werden, die Silberkronen der oberrheinischen Stände gingen aber erst in der Herbstmesse ein. Bei Befolgung des Vorschlags der Hofbuchhalterei hätte man also die Strafsburger Silberkronen mindestens alle Jahre 8 Monate liegen lassen müssen, was einen solchen Zinsverlust ergeben hätte,

Digitized by Google

dafs das beim Einwechseln von Silberkronen aufgewendete Agio dadurch wohl um das 50fache übertroffen worden wäre.

Sind die bis jetzt angeführten Ausstellungen der Hofkammer an den Raitungen Geizkoflers im Grnnd auf ungenügende Information bezw. mangelnde Erfahrung im Geldwesen jener Zeit zurückzuführen, so dürften bei den Fällen, die ich nun zur Sprache bringen möchte, noch andere Umstände in Betracht zu ziehen sein; man möchte fast persönliche Gehässigkeit seitens eines oder mehrerer Beamter der Hofkammer gegen den damaligen Reichspfennigmeister annehmen, wenn man in den Revisionen derselben auf Beanstandungen folgender Art an den Raitungen Geizkoflers stöfst.[1])

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dafs der Reichskasse durch die meist zu Frankfurt erfolgende Einnahme von Münzen in hohem Wert alljährlich ein ganz beträchtlicher Schaden erwuchs, dafs dieser Verlust bei der oben gekennzeichneten Anschaunng der Reichsstände von der Freiwilligkeit der Reichshilfen aber absolnt nicht zu vermeiden war. Die Revisionsbehörde des Reichspfennigmeisteramts glaubte nun offenbar, sich bei der kaiserlichen Regierung ganz besonders zu insinuieren, wenn sie dnrch besonders scharfe Kontrollierung der im hohen Wert erfolgten Einnahmeposten den der Reichskasse entstehenden Schaden möglichst zu mindern suchte. Eine Handhabe znr Kontrolle der Richtigkeit der vom Reichspfennigmeister in seinen Raitnngen vorgetragenen Einnahmeposten boten, wie schon oben bemerkt, die von den Einnehmern der Legstädte angefertigten und von den Reichsständen oder deren Dienern unterschriebenen Geldzettel, die über den Wert der eingezahlten Münzsorten den nötigen Aufschlufs gaben. Diese an und für sich ganz zweckmäfsige Mafsregel wurde nnn auch in den allermeisten Fällen durchgeführt, gerade da aber, wo sie am notwendigsten gewesen wäre, nämlich bei der Ablieferung von Münzen hohen Wertes in Frankfurt, ist diese Vorschrift gar nicht selten umgangen worden und zwar, wie man sich leicht denken kann, absichtlich umgangen worden, weil sich gerade diejenigen Stände, welche ihre Reichssteuern ausschliefslich in Münzen hohen Wertes erlegten, aus leicht erklärlichen Gründen scheuten, ihre unreelle Manipulation, die man als gar nichts anderes denn als Stenerhinterziehung bezeichnen kann, durch ihre Namensunterschrift auch noch öffentlich zu dokumentieren. Der Einnehmer der Legstadt Frankfurt hatte vergeblich gegen dieses Auskneifen gewisser rheinischer Stände gekämpft, Geizkofler gar oft deshalb an die Hofkammer berichtet und um Erlafs strenger Befehle des Kaisers an die betreffenden Stände znr Einhaltung der kaiserlichen Anordnungen gebeten. Doch es war alles beim alten geblieben. Obwohl nun der Abgang vieler Geldzettel in der Legstadt Frankfurt nach dieser Sachlage den Beamten der Hofkammer, also anch der Hofbuchhalterei bekannt sein mufste, bean-

[1]) Vgl. zu dem Folgenden aufser: 'Mängel und Verantwortung der Mängel, welche die Hofbuchhalterei an der Raitung Geizkoflers über seine 1597er und 1598er Raitung auszusetzen (17. März und 25. Oktober 1601)' Zach. Geizkoflers Wohlbegründeten summarischen Bericht vom 15. September 1615, 'wie es um die in seinen vor vielen Jahren' u. s. w. (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

standete dieselbe bei ihren Revisionen der 1597er und 1598er Raitung den Verlust, der durch die Einnahme hoher Sorten entstanden war (im Jahre 1597 betrug derselbe 13292 fl. 48 Kr., im Jahre 1598: 11435 fl. 44 Kr.) lediglich auf Grund der vorhandenen Geldzettel, nach denen eine weit geringere Summe von Münzen hohen Wertes vereinnahmt sein sollte, als zu hoch und setzte diesen Verlust in beiden Fällen um mehr als 1000 fl. herab, d. h. wälzte denselben auf die Privatkasse des Reichspfennigmeisters ab. Dafs sich der letztere gegen eine solche Schädigung mit aller Energie wehrte, ist selbstverständlich; denn man konnte ihm doch, nachdem er so wie so seine ganze damalige Besoldung — 400 fl. pro Monat — zur Bezahlung seiner Diener und Korrespondenten verwenden und auch für jeden durch einen Zufall oder Rechnungsfehler seiner Biediensteten entstehenden Schaden der Reichskasse haften mufste, doch nicht auch noch zumuten, für die nur in der Einbildung der Hofkammer bestehenden Mehreinnahmen der Reichspfennigmeisterei aus seinem Säckel aufzukommen.

Dafs die Vorschrift, in den über die Ausgaben des Reichspfennigmeisteramts gefertigten Quittungen die Münzen zu spezifizieren, aus verschiedenen Gründen nicht streng durchgeführt werden konnte, dafs aber trotzdem die Hofkammer bei ihren Revisionen auf diesen Passus der Geizkoflerschen Instruktionen immer wieder zurückkam, ist schon oben bemerkt worden. Man sollte nun glauben, dafs die Hofbuchhalterei über den Usus bei Wechselzahlungen, entweder gar keine Quittung zu geben oder, wenn ja Quittung verlangt wurde, niemals die bezahlten Geldsorten zu spezifizieren, da sich bei solchen Reichswährung von selbst verstand, im Lauf der 90er Jahre sich allmählich klar geworden wäre. Nach einer in der Revision über die 1598er Raitung vorkommenden Reklamation scheint das jedoch nicht der Fall gewesen zu sein. Bei einem Posten von 25000 fl., die von der Tiroler Landschaft in Silberkronen à $93\frac{1}{2}$ Kr. erlegt und von Geizkofler zu Wechselzahlungen in Wien à 84 Kr. — so standen damals die Silberkronen im Reich — verwendet wurden, stellt nämlich die Hofbuchhalterei nach Konstatierung des hierbei für die Reichskasse entstehenden Verlustes die Forderung, dafs Geizkofler, weil aus den vorhandenen Quittungen nicht zu ersehen war, zu wes Händen die Tiroler Silberkronen erlegt worden seien, einen den eingestellten Verlust beglaubigenden Schein beibringen müsse. Auf diese sonderbare Zumutung konnte der Reichspfennigmeister nicht anders erwidern, als dafs es unter den Handelsleuten einmal nicht Brauch sei, bei Wechselzahlungen Scheine über den Wert der erlegten Münzen auszustellen, und dafs er deshalb auch in dem besonderen Fall den betreffenden Kaufleuten, die die Silberkronen eingenommen, nicht mit einer solchen Anmutung kommen dürfe.

Die bis jetzt angeführten Mängel der Geizkoflerschen Raitungen waren nun lauter Beanstandungen von Belang, insofern dieselben, wenn sie durch die 'kaum gutunterrichtete' Hofkammer besser fundamentiert gewesen wären, der Reichkasse ganz erhebliche Mehreinnahmen verschafft hätten. Die Beanstandungen, die in den Revisionen der Hofbuchhalterei den meisten Raum ein-

nahmen, waren jedoch Bagatellsachen, die jedes echten Revisors Herz von Grund erfreuen müssen, nnd von denen nun gleichsam als Nachtisch nach einem Mahl mit etwas schwer verdanlichen Speisen einige erheiternde Proben mitgeteilt werden sollen.

Im Reichspfennigmeisteramt bediente man sich zum Briefverschlufs nnd znm Verschlufs sonstiger wichtiger Schreiben meist des spanischen Wachses, das wohl etwas teuerer war wie das gewöhnliche Wachs, aber auch dem leichten und nnkontrollierbaren Öffnen der Briefschaften viel mehr vorbeugte als die gewöhnlichen Wachssorten. Die geringen Mehrkosten, die die Anschaffung des spanischen Wachses für das Reichspfennigmeisteramt verursachte, schienen aber dem Revisor über die 1597er Raitung Geizkoflers ein genügender Grund, dem Herrn Reichspfennigmeister diese Belastung seines Ausgabeetats vorzuhalten und den Gebrauch des gewöhnlichen Wachses in empfehlende Erinnerung zu bringen. Geizkofler begründete hierauf die Zweckmäfsigkeit des Gebrauches des spanischen Wachses in seinem Amt mit folgenden Worten: 'Das spanische Wachs ist bei dem Reichspfennigmeisteramt eine sondere Notdurft, fürnemlich darum, weil in wichtigen Geldhandlungen, Wechselbriefen nnd anderen dergl. Sachen, die einem jeden zu betasten nnd besichtigen, wie bei dem andern Wachs leicht geschehen und die Öffnnng der Briefe erfolgen kann, nit gebüren will, viel geschrieben wird. Und ist der allerschlechteste Kaufmann, ja geringste Krämer nit allhie (gemeint ist Augsburg), der sich dessen in seinen schlechten Handlnngen anf allen Briefen nit gebrancht. Wie viel mehr ist es bei einem so hohen, ansehnlichen Amt, da oft in einer Post mehr als einem Kaufmann sein ganzes Vermögen gelegen, von nöten und ist gegen die durch das ganze Jahr bei diesem Amt ohne Aufhören hin und wieder auch durch das ganze Reich abgesendeten Briefe im wenigsten kein Überflufs nnd gar wohl zu passieren.' Seit dieser dentlichen Belehrung über die Notwendigkeit des spanischen Wachses im Reichspfennigmeisteramt unterliefsen es spätere Hofkammerrevisoren, je wieder den Gebrauch dieses nützlichen Klebemittels in den Briefschaften des Reichspfennigmeisteramts zu beanstanden, und die spanische Wachsfrage war damit für Zach. Geizkofler nnd sein Schreib- und Postierpersonal, das damals aus etwa 30 Personen bestand, rasch und glücklich erledigt.

Gröfsere Schwierigkeiten bereitete der Hofkammer und damit anch dem Reichspfennigmeisteramt die Lösung der Geldsackfrage, die in mehreren aufeinander folgenden Hofbnchhalterei-Revisionen der Geizkoflerschen Raitnngen einen nicht unbeträchtlichen Ranm einnimmt. Znr Herbeischaffung der in den einzelnen Legstädten, besonders in Frankfurt und Nürnberg, zwischen den Mefszeiten angesammelten Geldsummen nach Angsbnrg, Wien oder sonst einem Zahlort bedurften die Diener des Reichspfennigmeisters Geldsäcke, die meist nach Auftrag der Steuereinnehmer in den Legstädten angeschafft und selbstverständlich auf die Reichsgefälle verrechnet wurden. Das letztere schien nnn aber der Hofbuchhalterei lange nicht einznleuchten. Bei verschiedenen derartigen Ausgabeposten, die ja im ganzen einen geringen Betrag darstellten,

Digitized by Google

brachte die Hofkammer zunächst die dankenswerte Anregung, dafs die Kosten für die Anschaffung solcher Geldsäcke zum gröfsten Teil erspart werden könnten, wenn der Reichspfennigmeister seinen Dienern befehle, die Säcke, in welchen die Steuerzahler ihre Geldsummen gebracht, für sich zu benutzen. Als der Reichspfennigmeister hierauf die Aufklärung gab, dafs die Stände ihre Steuern meist nicht selbst entrichteten, sondern damit Kaufleute der betreffenden Legstädte beauftragten, die ihre Geldsäcke selbst brauchten, brachte der revidierende Hofbuchhalter den Vorschlag aufs Tapet, dafs ja die Legstädte diese Geldsäcke für das Reichspfennigmeisteramt liefern könnten. Diesen Vorschlag fand der Reichspfennigmeister ganz und gar unannehmbar, da den Legstädten, deren Beamte die Perzeption der Reichssteuern nur gegen ein geringes Entgelt besorgten, nicht die Zumutung gemacht werden könnte, derartige Unkosten aus ihrem Säckel zu bestreiten. Als nun die Hofkammer mit ihren unpraktischen Vorschlägen, den Reichsfiskus auf Kosten aller Stände oder der Legstädte zu entlasten, nicht durchzudringen vermochte, lenkte sie ihr Augenmerk auf den Preis der Geldsäcke und suchte wenigstens da einige Kreuzer zu gunsten der Reichskasse einzusparen. In der 1598er Raitung war ein Ausgabeposten von 2 fl. 48 Kr. eingesetzt, der auf die Anschaffung von 21 Zwillichgeldsäcken durch den Geizkoflerschen Diener Ebinger in Strafsburg zurückzuführen war. Da ein solcher Zwillichgeldsack 8 Kr. gekostet, die von den Geizkoflerschen Dienern verwendeten Geldsäcke aber gemeiniglich nur zu 6 Kr. im Preis angesetzt waren, so schlofs der findige Revisor sofort, dafs der Ebinger für den Sack 2 Kr. zu viel angesetzt, und schlug deshalb vor, dem gewinnsüchtigen Diener des Reichspfennigmeisters 42 Kr. auszustellen. Zach. Geizkofler aber, der seine von ihm als redlich erkannten Diener ebensowenig wie sich selbst durch bureaukratische Geschäftsunkenntnis schädigen lassen mochte, belehrte den 'gar geschwinden' Hofkameralisten, dafs zwischen Rupfen- und Zwillichgeldsäcken wie in der Qualität so auch im Preis ein Unterschied sei, und dafs Ebinger, weil er von Strafsburg nach Augsburg das Geld auf gar bösen Wegen habe führen müssen, Zwillichsäcke habe nehmen müssen, um das Auffickern der Geldsäcke möglichst zu vermeiden.

Eine der kostbarsten Ausstellungen an der 1598er Raitung ist aber wohl die, welche die Hofkammer an dem von dem Geizkoflerschen Diener Georg Liedl eingesetzten Ausgabeposten: 13 fl. 20 Kr. für Kammerzins in Frankfurt a. M. und 12 fl. als Verehrung an den Wirt für das während des Frankfurter Aufenthaltes benutzte Bett, Licht, Holz und für Wascherlohn machte. Zunächst fand die Hofbuchhalterei schon den Zins für die von Liedl in Frankfurt bezogenen zwei Kammern etwas zu hoch, da dieser Mietpreis sonst nur während der Mefszeit gefordert zu werden pflegte. Vor allem aber, so meint der kluge Revisor weiter, müsse die Verehrung von 12 fl. an den Wirt für Bett, Licht und anderes beanstandet werden, da die Entschädigung für diese Dinge doch schon in dem Kammerzins mit inbegriffen sei. Der Reichspfennigmeister belehrt hierauf den weltkundigen Böotier in Prag, dafs sich der Mietpreis von 13 fl. 20 Kr. für die beiden Kammern in Frankfurt allerdings ein-

Digitized by Google

schliefslich Licht, Bett u. s. w. bisher nur auf die vierzehntägige Mefszeit bezogen habe, dafs aber Georg Liedl, da er dieses Jahr aufser der Messe länger als 14 Tage in Frankfurt gewohnt habe, auch für Bett, Holz, Licht u. s. w. eine besondere Verehrung habe geben müssen. Denn in Frankfurt ist es, wie an anderen Orten, 'eben auch, auf lange Zeit nie bränchig gewesen, dafs man Bett, Holz, Wascherlohn, Müh und Arbeit den Fremden umsonst überlassen hat', so schliefst der aufser mit manchen anderen Gaben des Geistes nnd Gemütes offenbar anch mit Witz und Humor ansgestattete Reichspfennigmeister die Rechtfertigung der von seinem Diener gemachten notwendigen Ausgabe von 12 fl. Das Merkwürdigste an der Sache ist aber wohl das, dafs ein Mann, dem jährlich viele Millionen Goldes durch die Hand liefen, durch dessen Beisprung und Geldaufnahmen nach dem Zeugnis der Erzherzoge Matthias und Maximilian fast die ganze Kriegsexpedition und, was der anhängig, erhalten wurde, noch Zeit und Lust fand, sich auf derartige Bagatellsachen einzulassen. —

Die Steuerverfassung des alten deutschen Reiches litt also vor allem an einem unbilligen Veranlagungssystem, indem die aus dem Städterhafs des späteren Mittelalters wohl erklärlichen hohen Matrikularanlagen der Städte trotz des ersichtlichen wirtschaftlichen Zurückgehens dieser Gemeinwesen nach dem Abschlufs des Mittelalters in die Neuzeit herübergenommen und bei der egoistischen Politik der deutschen Fürsten- nnd hohen Adelsgeschlechter auch durch das ganze XVI. Jahrh. im grofsen und ganzen beibehalten wurden. Ein weiterer Grund der Mangelhaftigkeit der Steuerverfassung des alten deutschen Reiches lag in der Unklarheit der Rechtsverhältnisse, die sowohl zwischen dem Oberhaupt und den Gliedern des Reiches als anch zwischen den Reichsständen unter sich bestand. Wie sich das Theorem von der Freiwilligkeit der Reichssteuern trotz aller Gegensätze der Wirklichkeit in der Fiktion der Stände gegenüber dem Kaiser jahrhundertelang behauptete, so die Meinung der Fürsten, dafs ihnen als 'den vordersten und trefflichsten Ständen, den eigentlichen Stützen des Reiches, die für andere Aufsehens und Arbeit anwenden'[1]), auch eine besondere Libertät in den Stenersachen, d. h. möglichste Nachsicht bei der Einschätzung und der Erlegung der Reichsstenern zukomme. War es bei solchen Anschanungen des deutschen Fürstenstandes ein Wunder, wenn die Reichsstädte beim Auftauchen jeder nenen Steuerforderung ihr Unvermögen vorschützten nnd erklärten, ihren Säckel nicht noch weiter angreifen zu können?

Eine Folge der von den höheren Ständen beliebten Steuerhinterziehnngen und nachlässigen Entrichtung der Steuern war die Notwendigkeit der Geldaufnahmen für die Reichsfinanzverwaltung, die in Kriegszeiten so sehr sich geltend machte, dafs die durch Anlehen aufgebrachten Summen die ans den Steuern gewonnenen Summen an Höhe oft ganz bedeutend übertrafen. Eine unabwendbare Folge dieses Borgsystems war wieder die, dafs die Reichskasse durch die für diese Darlehen gezahlten Zinsen, die bei gewöhnlichen Anlehen 6—7 %, bei

[1]) So charakterisiert der Augsburger Reichstagsabschied vom Jahre 1500 die Kurfürsten und Fürsten.

Digitized by Google

Wechselaufnahmen 8—10% betrugen, eine ganz beträchtliche Einbuſse an ihren Einnahmen erlitt.

Das Merkwürdigste an der ganzen Finanzverwaltung des alten Reiches war die geringe Anzahl und die eigenartige Zusammensetzung des hierfür aufgestellten Beamtenpersonals. An Beamten und Bediensteten, die mit der Verwaltung der Reichsfinanzen zu thun hatten, gab es einschlieſslich der 4—5 Steuereinnehmer in den Legstädten am Ende des XVI. Jahrh. ca. 36, eine im Vergleich zu dem Heer unserer Steuerbeamten verschwindend kleine Zahl, deren Besoldung und Zehrungskosten bei ihren vielfachen Reisen die einzigen Erhebungskosten der Reichssteuer bildeten. Daſs es dem Reichspfennigmeister Geizkofler mit Hilfe eines so wenig zahlreichen Personals und bei den damaligen äuſserst ungünstigen Verkehrsverhältnissen gelang, nicht nur die Steuern selbst von den verschiedensten Teilen des Reiches zu Hauf zu bringen, sondern auch die riesigen Geldaufnahmen sowohl im Reich wie in den österreichischen Erblanden zu bewerkstelligen und dabei auch noch die Bezahlung und Abdankung des Kriegsvolkes, die Herbeischaffung der Munition, des Proviants, überhaupt aller Kriegsnotdurft zu rechter Zeit und zur Zufriedenheit aller zu verrichten, muſs gewiſs unsere volle Bewunderung hervorrufen. Und dabei wurde diesem Manne, der von sich rühmen konnte, in der fünfzehnjährigen Administration der Reichsgefälle trotz der vielen Millionen an Reichshilfen keinen Abgang eingesetzt zu haben, die ungeheure Arbeitslast durch die ihm vorgesetzte Behörde, die kaiserliche Hofkammer, in keiner Weise erleichtert, vielmehr durch eine oft fast stupide Anwendung kleinlicher, zum Teil absurder Kontrollmaſsregeln und durch bureaukratische Rechthaberei noch möglichst erschwert.

Doch das gehörte nun einmal zur Signatur dieser Zeit, daſs der immer mehr erstarkende Bureaukratismus mit seinen Tausenden von Fangarmen freiere Geister an der vollen Entfaltung ihrer Schwingen hinderte. Diesem Überwuchern des Formalismus in dem öffentlichen wie in dem Privatleben der deutschen Nation, in Verbindung mit dem unseligen Zwiespalt in der Religion, ist es wohl vor allem zuzuschreiben, daſs ein Mann wie Geizkofler, der sowohl an staatsmännischen Fähigkeiten im allgemeinen als auch an Erfahrung in den Lehren der Volks- und Finanzwirtschaft seinem berühmten Zeitgenossen Sully, dem Berater und Gehilfen des französischen Königs Heinrich IV. in seiner inneren Politik, in nichts nachstand, für sein Vaterland nicht ebenso segensreich zu wirken im stande war wie dieser geniale Franzose. Doch können wir Deutschen uns dessen immerhin freuen, daſs zu einer Zeit, wo fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens nur kleine Geister ihr Wesen trieben, wenigstens in der Finanzverwaltung, einem ebenso schwierigen wie in seiner Bedeutung oft nicht genug gewürdigten Zweig des Gesamtstaatsorganismus, ein Mann so viel Gutes für sein Vaterland gewirkt hat, als unter den gegebenen schlimmen Verhältnissen eben immer möglich war.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Arx Athenarum a Pausania descripta in usum scholarum ediderunt Otto Jahn et Adolfus Michaelis. Editio tertia actis arcis et fasciculo tabularum aucta. Bonnae apud A. Marcum et Ed. Weber MDCCCCI.

Im Jahre 1860 erschien zum erstenmal *Pausaniae descriptio arcis Athenarum, in usum scholarum edidit Otto Jahn.* Unter dem Texte der Akropolisperiegese stand, nebst kurzer *adnotatio critica,* der Kommentar, zusammengesetzt aus wörtlichen Excerpten der parallelen Zeugnisse von Schriftstellern und Inschriften; hinten schlofs sich noch ein Anhang *tituli ad monumenta arcis spectantia selecti* und auf zwei Tafeln der von Michaelis aufgenommene Plan der Burg, deren Längs- und Querschnitt sowie Grundrisse der beiden Athenatempel an. Dieser Mitarbeiter hatte dann zwanzig Jahre später das Buch des verstorbenen Oheims zu erneuern. Er brachte den Kommentar fast auf den doppelten Umfang, vermehrte noch stärker den ganz neu angelegten Inschriftenanhang und gab auf acht Tafeln neue Aufnahmen der Burg und ihrer vornehmsten Bauten, wodurch die Vergröfserung des Formats auf Quart notwendig wurde. Dank der Opferfreudigkeit des Herausgebers, der die Tafeln, bis auf Kauperts Akropolisplan, alle selbst zeichnete, und der Municifenz eines brüderlichen Freundes beider Herausgeber, wie wir jetzt erst, nach seinem Tod, erfahren, des unvergessenen Direktors der Allgemeinen deutschen Kreditanstalt in Leipzig, Rudolf Wachsmuth, blieb das Buch, auch in dieser stark vermehrten und verbesserten Auflage, so wohlfeil, dafs es in der That eines der gebräuchlichsten akademischen Lehrmittel wurde. Zugleich aber hat es, als übersichtliches und zuverlässiges Handbuch, unschätzbare Dienste für die weitere Erforschung der Akropolis geleistet, die ja bald nach seinem Erscheinen mit ganz neuer Energie einsetzte und zu ungeahnten Erfolgen führte. Die Fülle dieser Entdeckungen zu verarbeiten war die nicht leichte Aufgabe, welche Michaelis nun, ungefähr nach derselben Frist, in der dritten Ausgabe bewältigt hat, so dafs in manchem Sinn ein ganz neues Werk vorliegt, als dessen Verfasser nur noch seltene Pietät und Bescheidenheit O. Jahn bezeichnen kann.

Schon topographisch ist der Inhalt erweitert, indem die Periegese des Südabhanges, vom Dionysostheater bis zu den Propyläen, mit aufgenommen wurde; mit vollem Rechte. Doch auch hiervon abgesehen, ist der Stoff ungeheuer gewachsen. Wie überhaupt in unserer Wissenschaft die Monumente selbst, für den ferne weilenden durch Abbildungen vertreten, immer mehr die erste Stimme führen, so haben sich hier die *tabulae* als ein besonderes, dicht gefülltes Heft abgesondert. Dafs dadurch der Preis des Buches nicht allzusehr erhöht worden ist, verdanken wir der wohlangebrachten Liberalität des Fürst-Statthalters der Reichslande und der preufsischen Akademie, welche Geldmittel, sowie der athenischen Gelehrten, namentlich Kavvadias, Dörpfeld und Wolters, welche zahlreiche Inedita beigesteuert haben. In anspruchslosen, aber meist genügenden Zinkdrucken sehen wir vor allem die Bauwerke, sowohl in ihrem gegenwärtigen Zustand, als auch zumeist in Rekonstruktionen. Besonders vollständig ist das Erechtheion dargestellt, von dem ja, Gott sei's geklagt, immer noch keine zureichende architektonische Aufnahme vorliegt. Neu und hübsch ist auch die Rekonstruktion des Niketempels (S. xx). Der alte Athenatempel wird S. ix in zwei Fassungen rekonstruiert, mit und ohne Peristasis, ersteres mit starken, inzwischen berichtigten Fehlern (Jahrb. d. arch. Inst. 1902 S. 5). Doch davon abgesehen ist es mir fraglich, ob den Herausgeber hier seine seltene Fähigkeit, auch den neuesten Forschungen αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος zu folgen, nicht weiter geführt hat, als *in usum scholarum* gut ist. Denn bei aller Anerkennung für den bestechenden Schein der Gründe, die Wiegand nach dem Vorgange

Digitized by Google

Dörpfelds und Brückners für die ursprüngliche Sonderexistenz des Langhauses, ohne Säulenkranz, mit den Porosgruppen im Giebel, geltend macht (Arch. Anzeiger 1899 S. 135), bleibt es doch höchst bedenklich, anzunehmen, Peisistratos habe den neuen Tempel der Stadtgöttin ursprünglich soviel einfacher angelegt, als entsprechende Heiligtümer nebenan in Korinth und etliche Jahrzehnte vorher sogar in Olympia und Thermos gebaut worden waren. Dafs für die oder den hierhergezogenen Porosgiebel kein anderes Bauwerk denkbar ist, kann im Ernste nicht behauptet werden; denn was wissen wir von all den Bauten, die es neben dem Athenatempel auf der vorpersischen Burg, besonders den später vom Parthenonbau verdeckten Teilen, gegeben hat oder haben kann, was von ihren Resten, welche die Parthenonfundamente bergen mögen? Das annähernde Zusammenpassen der Mafse beweist nichts, da so viele Tempel ungefähr dieselben Hauptdimensionen zeigen (Perrot-Chipiez, Hist. de l'art VII 571). Über die späteren Schicksale des ἀρχαῖος νεώς hat Michaelis inzwischen ausführlich gehandelt (Jahrb. a. O.) und hoffentlich den von Dörpfeld vertretenen Glauben an sein Weiterbestehen bis in die Zeit des Pausanias für immer zerstört. Um so weniger darf verschwiegen werden, dafs der Satz: *templo a Kabbadia e ruderum mole recuperato, a Doerpfeldo sagaciter agnito* (praef. vi) die Zeitfolge der Vorgänge umkehrt: die Ausgrabung wurde erst durch Dörpfelds geniale Entdeckung veranlafst.

Neben den Bauwerken sind jetzt auch die Bildwerke etwas reichlicher herangezogen, wenigstens soweit sie der Veranschaulichung der Athenabilder dienen. Auch die Lemnierin fehlt nicht, wie ja Michaelis von Anbeginn zu den besonnenen Forschern gehört hat, welche sich durch die Lücken in der Beweisführung Furtwänglers (vgl. Arch. Anzeiger 1899 S. 134) an der Richtigkeit seiner schönen Entdeckung nicht irre machen liefsen. Die Zeichnungen könnten freilich etwas besser sein. Selbst die sorgfältig ausgeführte und sehr dankenswerte Rekonstruktion der Parthenos in ihrem architektonischen Rahmen ist durch augenfällige Mängel entstellt, die jetzt zum Teil ihre Wiederholung bei Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte S. 22 berichtigt. Aber dieser Vorwurf trifft mehr den Zeichner als den Herausgeber, der, um überhaupt ans Ende zu kommen, eben mit dem Erreichbaren vorlieb nehmen mufste.

Zum Schlusse giebt er (S. xxxviii) eine sehr willkommene Zusammenstellung von Statuenbasen sammt ihren Standspuren, darunter auch wieder Inedita. Bei Nr. 18, den Spuren des Viergespannes, welches das Agrippapostament trug, kann ich nicht umhin, an eine bisher wohl allgemein, auch von Michaelis, abgelehnte, meines Erachtens aber ins Schwarze treffende, mit einem Schlag alle Schwierigkeiten lösende Vermutung Lollings (Δελτίον 1889 S. 194 Anm. 2) zu erinnern, dafs diese prahlerische neue Basis nichts trug als das alte, von Perikles erneute, damals auf Agrippa umgeschriebene Viergespann, das Herodot eben links am Eingange zu den Propyläen sah und Pausanias nur scheinbar an einer anderen Stelle nennt (vgl. Michaelis S. 77 und meine Vermutungen zur griechischen Kunstgeschichte S. 16 f.).

So reichhaltig nun auch der kleine Atlas ist, so läfst er doch auch manches vermissen, ohne dafs der Grund des Fehlens einzusehen wäre. Dazu gehören z. B. die Marmorkopien nach den Chariten des Sokrates und dem Marsyas des Myron. Schlimmer ist es, dafs diese wie manche andere Bildwerke, deren Beziehung auf Denkmäler der Akropolis Michaelis selbst nicht leugnet, auch im Kommentar unerwähnt bleiben. Dies geht soweit, dafs zu den ἀετοί des Parthenon nur auf die Erwähnung der ἐναιέτια in den Inschriften, nirgends aber auf die erhaltenen Giebelskulpturen verwiesen ist, und dafs in dem umfangreichen Kommentar zur Athena Parthenos wohl jede, auch die nichtssagendste schriftliche Erwähnung, jedoch kein Verzeichnis der erhaltenen Kopien angeführt wird. Es folgt dies aus dem Grundsatz, in dem Werke nur die 'antike Überlieferung', nicht auch die 'moderne Litteratur' zusammenzufassen. Aber zur ersteren gehören doch auch, wie Michaelis selbst durch seine Neugestaltung des Buches so nachdrücklich anerkennt, die Denkmäler im weitesten Sinne des Wortes, und es ist nicht einzusehen, weshalb sie soviel weniger vollständig herangezogen werden als die zum Teil recht wertlosen antiken und byzantinischen Notizen. Wichtiger als manche von ihnen für die Erkenntnis des Thatbestandes können sogar die Meinungen der modernen Wissenschaft sein. Es ist somit, namentlich wieder *in usum scholarum*, zu bedauern, dafs Michaelis sein schönes Buch nach dieser Richtung so unvollständig gelassen und uns genötigt hat, daneben immerfort auch die anderen Pausaniaskommentare nachzuschlagen. Der Mehraufwand an Raum wäre, bei Beschränkung auf das Wichtigste, gar nicht so grofs geworden und im Notfalle durch Kürzungen

zu decken gewesen, sowohl im Kommentare selbst, als auch in den Anhängen.

Die *Appendix epigraphica* (AE) ist von 124 Nummern der 2. Ausgabe auf 526 angewachsen, durch Aufnahme fast aller auf die Burg bezüglichen Urkunden, auch der kürzesten Künstler- und Weihinschriften. Diese Sammlung ist ungemein dankenswert, namentlich soweit sie Ordnung in die wüste Farrago bringt, die unter dem Titel C. I. A. IV 2 und 3 auf den Markt geworfen worden ist. Aber für die nächste Aufgabe des Werkes, die Periegese des Pausanias zu erklären, ist doch recht vieles davon, namentlich aus vorpersischer Zeit, entbehrlicher als was wir vermissen.

Dasselbe gilt von den als ganz neue Beigabe vorausgesandten *Acta arcis Athenarum ex auctoribus antiquis composita* (AA), einer historisch angeordneten Sammlung von Regesten zur Geschichte der Burg, welche die *Appendix* bis auf den heutigen Tag herab verfolgt. Am dürftigsten geraten ist auch hier der Schlufsabschnitt: *Arx bonis artibus sacrata*, den zu einer kurzen Übersicht der modernen Litteratur auszuweiten, was doch so leicht gewesen wäre, geflissentlich vermieden ist, indem nicht einmal die erwähnten Werke genauer citiert und grundlegende verschwiegen sind, wie — mit unerlaubter Bescheidenheit — Michaelis' eigener 'Parthenon', der nebst manchem anderen wichtiger ist und bleibt als etwa de Ridders Bronzenkatalog. Gegen solch kurze Bibliographie würde mancher gerne den Wortlaut der doch meist nur kuriosen *breviores arcis descriptiones a peregrinatoribus recentioribus factae* eintauschen. Auch der Kommentar selbst liefse sich durch einfaches Verweisen auf die beiden Anhänge (AA und AE) wahrscheinlich nicht unerheblich kürzen.

Diese Bedenken und Wünsche zur Anlage des Werkes werden, obgleich sich darüber gewifs streiten läfst, nicht unterdrückt, weil sie vielleicht doch nicht ganz unnützlich sein könnten für die Gestaltung der 4. Ausgabe, die nicht ausbleiben kann und uns noch von derselben Meisterhand beschert werden möge. Sie sollen und können durchaus nicht die dankbare Bewunderung für das Geleistete beeinträchtigen. Auf jeder Seite bewährt sich die staunenswerte Gelehrsamkeit und Akribie, das Geschick und der Geschmack des Herausgebers. Nachträge und Berichtigungen von einigem Belange zu liefern wird nicht leicht sein. Ein sicherer Irrtum ist es, wenn S. 12 in AA 92 das Bildnis des Perikles von Kresilas gegen Pausanias I 25, 1 mit Furtwängler zur Herme gemacht wird, auf Grund der Inschriftbasis, die jetzt Kekule von Stradonitz, Über ein Bildnis des Perikles (61. Winckelmannsprogramm, Berlin 1901) S. 6 ff. genau bekannt gemacht hat; vgl. auch meine Bemerkungen bei Bernoulli, Gr. Ikon. I 110 Anm. Denn einmal ist die Beziehung dieser Basis auf Perikles nichts weniger als sicher, dann aber würde sie erst recht die Angabe des Pausanias bestätigen, da das runde Loch am Rand ihrer Oberfläche, wie das entsprechende der Athena-Hygieia-Basis, doch wohl nur von dem stabartigen Attribut einer Statue herrühren kann. Zu den Dingen, die im Kommentare nachzutragen sind (S. 46), zähle ich den thebanischen Künstler Sokrates, der gewifs der wirkliche Meister der Chariten war, welche später seinem berühmteren Namensvetter zugeschrieben wurden (Berl. phil. Wochenschr. 1893 S. 694; [Arndt und] Amelung, Einzelaufnahmen antiker Skulpturen III S. 27 zu Nr. 731 f.). Von Viergespann und Agrippapostament war schon die Rede.

Überraschende neue Funde sind auf so gründlich durchgeackertem Boden auch nicht leicht zu machen. Ein ganz köstlicher birgt sich im Nachtrag auf S. 88 zu S. 73, Kap. 27, 4: die mit Konjekturen so viel geplagte † *εὐήρις πρεσβῦτις ὅσον τε πήχεος μάλιστα, φαμένη διάκονος εἶναι Λυσιμάχης* findet sich, nur um einen Buchstaben verschieden, in der Inschrift AE 129 (C. I. A. II 1378) als *Συή[ρις . . . Λυσ[ιμάχ]ης διάκονος* auf entsprechend winziger Basis aus der Nachbarschaft des Erechtheions. Da der Stein den Künstler Nikomachos nennt, entfällt auch die so sicher scheinende Kombination mit der Lysimache des Demetrios bei Plinius XXXIV 76. Ebenso wird es mit der Kalliasbasis AE 184 gehen, die allgemein auf Kalamis' Aphrodite bezogen wird (S. 47), obzwar sie den von Lukian gebrauchten, gewifs aus der Inschrift entnommenen Beinamen Sosandra nicht trägt. Nachbildungen dieses berühmten Werkes erblicke ich, beiläufig, in den von Kekule im 57. Winckelmannsprogramm, Berlin 1897, behandelten 'Kopien einer Frauenstatue aus der Zeit des Phidias', und demgemäfs in deren leiblichem Bruder, dem Thermenapollon (Helbig, Führer II[2] Nr. 1069), der nach meinem Gefühle von der Lemnierin des Phidias an Körper und Seele so verschieden ist, wie annähernd gleichzeitige Werke nur sein können, den Alexikakos des Kalamis. Hierüber bald mehr.

Doch ich beginne der dem Oligographen besonders drohenden Gefahr zu erliegen, die Feder über die Grenzen der gegebenen

Digitized by Google

Aufgabe hinausschweifen zu lassen. So sei dieser Bericht lieber geschlossen, mit nochmaligem Ausdruck des Dankes, den der weiteste Kreis der am Hellenentum Interessierten Michaelis schuldig ist für diese reife Frucht mehr als vierzigjähriger, entsagungsvoller und doch freudiger Arbeit, durch die der Sechziger seinen Namen noch unauflöslicher mit dem der geliebten Pallasburg verbindet, als der Dreifsiger schon durch sein Parthenonwerk gethan hat.

Franz Studniczka.

Der Römische Limes in Österreich. Heft I 1900, 143 S. XIV Tafeln. Heft II 1901, 160 S. XXIV Tafeln. Heft III 1902, 130 S. XIII Tafeln. Wien, Alfred Hölder.

Seit 1897 hat die Wiener Akademie der Wissenschaften nach deutschem Vorbild eine systematische Untersuchung des Römischen Limes in Österreich begonnen, deren Kosten, wie die anderer Unternehmungen, von den Erträgnissen der Erbschaft Treitl bestritten werden. Die Leitung der Arbeiten ist dem Obersten Maximilian Groller v. Mildensee übertragen worden, der nach Fühlungnahme mit den deutschen Limesgrabungen noch im selben Jahre die Untersuchungen angefangen hat, und zwar bei Carnuntum. Über die Ergebnisse liegen, aufser Berichten im Anzeiger der Wiener Akademie, drei Hefte mit ausführlicher Darstellung vor. Die Arbeiten sind mit der gröfsten Sorgfalt und genauesten Beobachtung der Fundumstände ausgeführt worden. In Carnuntum war ja schon gegraben worden, aber man war nicht allzuweit gekommen, wichtige Fragen waren noch ungelöst geblieben. Wie viel schon jetzt neu hinzugekommen ist, zeigt ein Blick auf den Plan in Heft III; man würde sich noch bequemer darüber orientieren können, wenn auf dem Plane in Heft I die früheren Ausgrabungen von den neuen unterschieden wären.

Jetzt ist die ganze Westseite des Lagers, Teile der Ostseite, einige Punkte der Nordseite und die westliche Hälfte der Südseite, sowie eine gröfsere Anzahl von Gebäuden im Innern untersucht worden. Der Grundrifs des Lagers ist sehr unregelmäfsig und weicht von der normalen Rechtecksform bedeutend ab. Nun ist es sehr interessant, dafs es sich im Laufe der Arbeiten immer mehr herausgestellt hat, dafs jede gröfsere Abweichung durch die natürliche Gestaltung des Bodens veranlafst worden ist. Die Ost- und Westseite lehnen sich an Bodensenkungen an, daher verlaufen sie nicht gerade und auch nicht senkrecht zur Donaufront. Ebenso ist auch die Anlage der via principalis durch eine Bodenmulde bestimmt worden, sie deckt sich fast genau mit der heutigen Landstrafse Wien—Prefsburg und schneidet daher die Umfassungsmauern nicht senkrecht. Die Anlage der Dekumanseite ist dagegen allem Anschein nach nicht vom Terrain beeinflufst worden, der Graben ist künstlich ausgehoben, die ganze Linie läuft parallel der via principalis, bildet also mit den Principalseiten einen spitzen, resp. stumpfen Winkel. Die Grabungen von 1899 haben sich auch auf die Praetentura erstreckt; es ist dabei gelungen, einige Stücke der Donaufront festzustellen, von der man früher angenommen hatte, dafs sie abgerutscht und gänzlich verschwunden wäre. Auch hier läfst sich wieder Abhängigkeit der Mauerlinie vom Terrain erkennen, und doch finden sich auch Teile, die der via principalis und der Dekumanseite parallel gehen, also Beobachtung der Normalform soweit es geht. Übrigens ist es erst durch diese Ausgrabungen möglich geworden, den Umfang der Praetentura genauer als bisher zu ermitteln, so dafs deren Verhältnis zur Retentura jetzt auf 1,0 : 2,2 angenommen werden kann, anstatt 1,0 : 2,5, wie es noch in Heft I berechnet wurde; die Abweichung von dem Normalverhältnis 1,0 : 1,3 ist allerdings immer noch grofs genug. Unter den Funden von Gegenständen sind von besonderer Bedentung die Teile von Waffen, die in grofsen Mengen vor allem in einem Gebäude nahe der Westseite gefunden worden sind. Offenbar hat man es hier mit einem Waffenmagazin, einer Art Regimentskammer zu thun. In grofser Menge sind Reste von Panzern gefunden worden, und zwar auch von Schienenpanzern, die bisher nur aus bildlichen Darstellungen bekannt waren. Die Funde von dieser Sorte sind so zahlreich, dafs sie eine bis ins einzelne gehende Rekonstruktion erlaubt haben, die sehr ansprechend ist. Ferner sind Teile von Schilden, Helmen, Schwertern, Dolchen, Lanzen, Piken und Pfeilen gefunden worden.

Auf die Gebäude im Lager selbst waren besonders die Ausgrabungen von 1900 gerichtet, die sich allerdings durchaus auf die südwestliche Ecke der Retentura und auf die Dekumanfront westlich von der porta decumana beschränkt haben. Dabei sind eine Reihe von Gebäuden entdeckt worden, die, aus verschiedenen Perioden stammend, zu richtigen Insulae zusammengeschlossen sind. Keines von den Gebäuden verdient besonders hervorgehoben zu werden, höch-

stens kann erwähnt werden, dafs im Anschlufs an das im Jahre vorher aufgedeckte, oben erwähnte Kammergebäude eine Militärbäckerei gefunden worden ist, kenntlich an Backöfen und an mehreren, in ihrer Form gut erhaltenen Broten. Sonst aber hat man den Eindruck, dafs der Scharfsinn, mit dem in das Gewirr der verschieden alten Mauerzüge Ordnung gebracht wird, durch die Ergebnisse nicht recht belohnt wird. Der ganze Gebäudekomplex wird durch mehrere Strafsen gegliedert, von denen zwei der nur zum Teil aufgedeckten via decumana parallel laufen, zwei, die via quintana und via angularis, die Richtung der Dekumanfront haben. Entsprechend dem unregelmäfsigen Grundrifs des ganzen Lagers schneiden sich die Strafsen nicht unter rechtem Winkel. Bei drei von ihnen haben sich eigentümliche kesselförmige Vertiefungen gefunden, deren Bestimmung vorläufig noch unaufgeklärt ist. Oberst v. Groller erklärt sie, unter Bezugnahme auf eine Cäsarstelle, für eine Art Wolfsgruben, die für den Fall der Not angelegt waren, im Frieden aber fest überdeckt gehalten wurden. Ich kann mich dieser Erklärung nicht anschliefsen; denn, wie auch v. Groller bemerkt, reichen manche dieser Gruben nur zum Teil in die Strafse und liegen mit dem Rest unter den angrenzenden Gebäuden. Die eine Gruppe z. B. nördlich der via prima liegt, wenn ich die Zeichnung auf Tafel VI recht verstehe, überhaupt nicht in einer grofsen Strafsenflucht, sondern in einem schmalen, mauerumzogenen Raum nördlich davon. Man wird sich wohl am besten mit einem 'non liquet' begnügen; vielleicht bringen die weiteren Grabungen Aufschlufs.

In der nächsten Umgebung des Lagers sind Reste von fünf Strafsen aufgedeckt worden, von denen sich vier mit gröfster Wahrscheinlichkeit mit den im Itin. Anton. und auf der Tabula Peutingeriana verzeichneten identifizieren lassen. Leider sind die Linien noch nicht auf weitere Strecken verfolgt worden, hoffentlich wird das, wenn es nicht unter die Aufgabe der Limeskommission gehört, von anderer Seite gethan werden. Längs der einen Strafse, die sicher von Carnuntum nach Ulmus und Scarabantia führte, sind schon früher eine ganze Reihe von Gräbern entdeckt worden; deren Zahl ist durch die neuesten Ausgrabungen noch vermehrt worden. Dafs sie an einer Strafse lagen, war bisher nur Vermutung, jetzt steht es fest. Hierdurch ist auch eine andere wichtige Frage entschieden, nämlich die, ob das vorvespasianische Lager an derselben Stelle lag wie das spätere. Der Gang der Strafse und ihr Verhältnis zu den anderen, die bis ans Lager verfolgt werden können — sie selbst ist nur bis auf 400 m von der porta principalis sinistra festgestellt worden —, hat die Frage bejaht. In der letzten Campagne ist ihr Verlauf nach aufsen weiter verfolgt worden; das Ergebnis dieser Untersuchungen ist in so fern anders als man erwartet hatte, als sich nicht die sogenannte 'alte Strafse' zwischen dem Schafflerhof und Bruck als antik erwiesen hat, sondern die Reste der Strafse weiter nördlich, nach Höflein zu, gefunden worden sind. Längs der Strafse sind eine Reihe von Wachttürmen festgestellt worden, bei Höflein ein Kastell. Auch die andere Linie Carnuntum—Vindobona ist untersucht worden, sie läfst sich, wenn auch auf weite Strecken vollkommen unterbrochen, bis über Regelsbrunn hinaus erkennen.

Die Arbeiten haben sich auch auf antike Reste auf dem Pfaffenberg, beim Öden Schlofs am linken Donauufer und auf die Ruine Röthelstein nördlich vom Braunsberg erstreckt, haben allerdings noch nicht überall zu glatten Resultaten geführt. Hübsch ist besonders der Nachweis, dafs der Erdwall, der auf dem Pfaffenberg die Ringmauer einer kreisförmigen Anlage verhüllte, und den man vermutungsweise für das nachrömische Werk von Quaden erklärt hat, von allein entstanden ist durch das von der Höhe des Berges im Laufe der Jahrhunderte herabgespülte Erdreich, das sich an der Mauer festgesetzt hat, höher am oberen Rand, tiefer am unteren, sanft geböscht am Aufsenrand, steil am inneren.

Die Inschriften, die bei den Arbeiten gefunden worden sind, hat Bormann mit ausführlichem Kommentar versehen. So haben die Ausgrabungen, wenn auch auf engen Raum beschränkt, schon eine Reihe bemerkenswerter Resultate geliefert.

Walther Ruge.

Pasquale Villari, Le invasioni barbariche in Italia. Edizione corredata di tre carte geografiche. Milano, Ulrico Hoepli 1901. XIII u. 480 S.

Gaetano Negri, L'imperatore Giuliano l'Apostata. Milano, Ulrico Hoepli 1901. XX u. 509 S.

Das Buch des bekannten italienischen Gelehrten Pasquale Villari über die Einfälle der Barbaren in Italien ist das erste unter einer ganzen Reihe geschichtlicher Werke, die unter dem Titel *Collezione storica Villari*

im vorigen Jahre bei Hoepli in Mailand zu erscheinen begonnen haben. Über Zweck und Ziel dieser Bücher verbreitet sich die Vorrede. Villari findet, daſs seit der Gründung des Königreichs Italien die geschichtlichen Studien in diesem Lande einen groſsen Aufschwung genommen haben, daſs aber solche geschichtliche Bücher, die die Ereignisse der Vergangenheit in leichter und gefälliger Form erzählen, Bücher, wie sie ehemals gerade in Italien zahlreich vorhanden waren und anderen Nationen zum Muster dienten, selten zu werden anfangen. Das sei ein groſser Schaden für die gesamte Kultur des Landes: denn die Geschichte im allgemeinen und die Italiens insbesondere bilde bei der nationalen Erziehung eines der wichtigsten Mittel, um den moralischen und politischen Charakter des Volkes bessern zu helfen. Die Aufgabe freilich, gut geschriebene und zugleich wissenschaftlich wertvolle Geschichtswerke, die auf die Gesamtheit der Italiener wirken könnten, zu beschaffen, sei recht schwierig, da die italischen Landschaften und Stämme nach ihren Schicksalen, Charaktereigenschaften und dem Stande ihrer Kultur so sehr verschieden seien — ich erinnere an das bekannte Wort von Lombroso: *Italia è una, ma non unificata.* Aber diese Schwierigkeiten lieſsen sich doch überwinden, besitze ja Deutschland, das an ähnlichen Verhältnissen leide, eine vortreffliche allgemein verständliche geschichtliche Litteratur. Die bisherige italische Geschichtslitteratur kranke aber nicht nur an jener Zersplitterung, die der rein wissenschaftlichen Forschung notwendigerweise anhafte, sondern auch an zu groſser Einseitigkeit: es würde fast nur römische und italienische Geschichte geschrieben; es sei fast unmöglich, ein italienisches Buch über Reformationsgeschichte, über die französische Revolution, über deutsche, englische und spanische Geschichte aufzutreiben, und doch sei die italienische Geschichte so eng mit der der anderen Nationen verknüpft, daſs man die eine nicht ohne die andern verstehen könne. Oder wer könne die Geschichte der Gegenreformation in Italien schreiben, ohne zuvor die Reformation Luthers von Grund aus begriffen zu haben? Deshalb solle die Sammlung Villari aus Bänden bestehen, die in allgemein verständlicher, lesbarer Form nicht nur die verschiedenen Epochen der Geschichte Italiens, sondern auch der anderen civilisierten Nationen behandeln. — Man kann diesem Programme Villaris nur zustimmen, und zwar zunächst im Interesse der Italiener selbst. Denn in der That trägt auſser den tiefen sozialen Schäden, an denen der italienische Nationalstaat leidet, auch der Mangel an allgemeinerer historischer Bildung, der leider in Italien ganz besonders zu Haus ist, einen groſsen Teil der Schuld an dem immer offenkundiger hervortretenden Elend des schönen Landes.

Wie es der gebildete Italiener — abgesehen von jenen gewissenlosen Nobili, die den Schweiſs ihrer Pächter und Unterpächter in Paris oder London verprassen — verschmäht, zu seiner Belehrung ins Ausland zu reisen, so bleibt sein Blick auch in staatlichen und kommunalen Dingen meist nur auf Italien als auf das Land an sich, meist sogar nur auf eine Landschaft, öfters sogar nur auf seine Stadtgemeinde gerichtet, und, ohne daſs er es will und weiſs, steckt in ihm noch ein gutes Teil der antiken Verachtung der 'Barbaren'. Wie oft ist mir sogar in der anmutigen, aufgeklärten Fremdenstadt am Arno in vertrautem Kreise das Urteil entgegen getreten: *I Tedeschi sono duri* oder das verletzendere: *La lingua italiana per l'amore, lingua francese pegli amici, lingua tedesca pei cavalli!* Und könnte man nicht auch den Titel des Villarischen Buches '*Invasioni barbariche*' beanstanden, wenn man erwägt, daſs doch die Germanen, abgesehen von wenigen Plünderungen, nicht als Verwüster, sondern als Retter Italiens erschienen, um durch Zumischung ihrer noch ungebrochenen Jugendkraft das entnervte Häuflein der Romanen wieder zum leistungsfähigen Volke zu machen? Doch bei Villari hat das Wort barbarisch nicht den üblichen bösen Klang. Villari gehört vielmehr — und darin sehe ich ein Hauptverdienst seines Buches — zu den Italienern, die sich bemühen, einem fremden Volkstume, auch wenn es ihnen zunächst mit dem Ungestüm einer Naturerscheinung entgegentritt, einigermaſsen gerecht zu werden. Und so geht denn durch sein ganzes Buch ein befreiender Hauch, der alte Vorurteile zerstört; er zeigt nicht nur den Einsturz, sondern auch das neue Leben, das aus den Ruinen erblühte, wenn er auch schlieſslich als Italiener dem germanischen Wesen und Wirken nicht ganz gerecht wird. Das zweite Kapitel des ersten Buches, das vom Verfall des römischen Reiches bis zu Odovakar führt, trägt die Überschrift '*I Barbari*' und sucht dem italienischen Publikum auf zwanzig Seiten (S. 10—30) die Grundbegriffe der altgermanischen Kultur begreiflich zu machen. Hier kann der Italiener das Notwendigste von

Tius (Dyaus) und Wnotan, von Donar und von der Bedentung der germanischen Namen der Wochentage lesen: er findet aber anch kurze Belehrung über Mark und Markgenossenschaft, Sippe, Gau und Hundertschaft und die germanische Staatsverfassung. Anch dem Bischof Ulfila wird eine Seite (41) gewidmet, und ein ganzes Kapitel, das dritte des zweiten Bandes, beschäftigt sich mit der Verfassung des Ostgotenreiches Theodorichs des Grofsen (S. 146—164), ein anderes (S. 274—283) mit den Verhältnissen und Einrichtungen des longobardischen Reiches. Das vierte und letzte Buch trägt die Überschrift: '*I Franchi e la caduta del regno Longobardo*', es sollte aber, da es bis über die Kaiserkrönung Karls des Grofsen hinausreicht, eher die Überschrift tragen: 'Die Franken und die Aufrichtung der Universalmonarchie Karls des Grofsen.' Zwar kommt dieser uns geläufige, das geistlich-weltliche Regiment Karls über Germanen und Romanen gut bezeichnende Begriff in Villaris Texte nicht vor, aber seine Darstellung vom Umfang und der Art der Herrschaft Karls kommt doch im wesentlichen auf dasselbe hinaus. Übrigens tritt Karl in seiner Gröfse als Krieger und Staatsmann, als weltliches Haupt der Kirche und Kulturbringer auch bei Villari genügend hervor.

Ein zweiter Vorzug des Buches besteht in der guten, klaren Disposition und in der schlichten, aber sehr gefälligen Darstellung, in die trotz aller Knappheit auch kleine Züge mit verwoben sind, um den stellenweise etwas spröden Stoff zu beleben. Das Buch kann also auch Deutschen empfohlen werden, die sich durch italienische historische Lektüre im Italienischen fortbilden wollen. Nur darf man nicht erwarten, neue wissenschaftliche Belehrung darin zu finden. Im Gegenteil, ich bin der Ansicht, dafs Villari unbeschadet der erstrebten Popularität hier und da dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft noch etwas mehr hätte Rechnung tragen können. Zwar sucht er den Leser dadurch in eine gewisse Verbindung mit den Quellen zu bringen, dafs er hier und da einen Satz aus ihnen in italienischer Übersetzung anführt, z. B. S 413 eine Stelle aus einem Briefe Alcuins an Karl den Grofsen, aber bisweilen fehlt es doch an Verwertung der neueren Forschungen und der neueren wissenschaftlichen Litteratur. Villari nennt als seine wichtigsten Quellen (S. XII) die Werke von Bury, Malfatti, Bertolini, Dahn, Mühlbacher, Hodgkin und die 'Geschichte Italiens im Mittelalter' von Ludo Moritz Hartmann (I. B. Leipzig 1897), nebenher die älteren von Muratori, Tillemont und Gibbon, aber in dem ersten Kapitel '*La caduta dell' Impero*' vermissen wir doch sehr den Einflufs der neueren Forschungen von Seeck, Liebenam, Schulten u. a. So kommt es, dafs uns Villari noch Gibbons veraltete Anschauung vorträgt, dafs das Zeitalter der Antonine eine der glücklichsten Epochen der Menschheit gewesen sei, und dafs wir über die tieferen Ursachen des Verfalls der alten Welt so gut wie nichts erfahren. Sehr praktisch ist das dem Buche beigegebene Register. Die drei Karten vom *Imperium Romanum saeculis secundo et tertio*, *Europa al tempo d'Odoacre* und *Italia dai tempi di Carlomagno sino alla fine del IX. secolo* stammen teils aus Sieglins Atlas antiquus, teils aus dem Historischen Handatlas von Spruner-Menke. —

Das Buch von Gaetano Negri, *L'imperatore Giuliano l'Apostata* teilt in Bezug auf Ausstattung und Darstellung die Vorzüge des Villarischen. Leider aber entbehrt es des Registers, und eine beigegebene Abbildung der Büste Julians (?) aus Acerenza ist technisch ungenügend. Doch entschädigt dafür einigermafsen die hübsche Darlegung über die Geschichte dieser Büste, die, wenn sie wirklich den Apostaten darstellt, interessant genug ist: sie stammt von einer Kolossalstatue, die von den Bewohnern von Acerenza zu Ehren Julians errichtet worden war. Diese wurde gegen Ende des XI. Jahrh., da die Inschrift verstümmelt war, von den frommen Priestern der Stadt, die ihre neue Kirche dem San Canio, dem Bischof von Juliana in Afrika, weihen wollten, auf den *Iulianensis episcopus* gedeutet und als Schutzheiliger auf der Zinne der Kathedrale angebracht. Negris Buch beruht, wie er unverbohlen anerkennt, zu einem grofsen Teile auf deutscher Forschung, namentlich, auf Rode, Geschichte der Reaktion Kaiser Julians (Jena 1877), auf Harnack und Karl Johannes Neumann. Übrigens aber sind unter dem Texte auch die antiken Quellenstellen reichlich angeführt, teilweise sogar ausgeschrieben. Auch der Text Negris enthält grofse Stücke der Schriften Julians, so z. B. S. 360—382 aus dem *μισοπώγων*, in italienischer Übersetzung, so dafs seine Darstellung in der That ein lebendiges Bild der interessanten Persönlichkeit hinterläfst. Für den Standpunkt, den Negri seinem schwierigen Stoff gegenüber einnimmt, ist charakteristisch, was er in der Vorrede sagt: *Per me la storia non ha interesse, se non è trattata con uno spirito e con un metodo rigorosamente oggettivo ... Chi ha un temperamento critico sa guardare i fenomeni morali con quello stesso*

Digitized by Google

disinteresse speculativo con cui guarda i fenomeni fisici, con quella stessa necessaria imparzialità con cui il chimico analizza una sostanza e l'astronomo determina l'orbita di un corpo celeste. Una cosa è il sentimento ed un' altra la ragione. La causa vera del disordine che perturba i giudizi umani è che gli uomini portano il sentimento, là dove non dovrebbero portare che la ragione. Wer dächte bei diesen schönen, kühlen Worten nicht an Mommsens 'voraussetzungslose Wissenschaft'! Wenn nur eben der Mensch nicht — ein Mensch wäre.

Doch genug hiervon. Wir wünschen der *Collezione storica Villari* von Herzen einen guten Fortgang. Will sie aber wirklich das Werk nationaler Erziehung durch rücksichtslose Aufklärung der Vergangenheit fördern, so versäume sie nicht, eine ungeschminkte Bearbeitung der allgemeineren Kapitel des zweiten Bandes der 'Italischen Landeskunde' von Heinrich Nissen in ihr Programm mit aufzunehmen, damit endlich einmal der verderbliche Wahn von der *Italia ricca*, der noch immer die italische Heimatskunde beherrscht, zerstört werde und die Gebildeten begreifen, daſs an der Hebung der *Italia povera* alle, vor allem aber die Reichen, opferwillig Hand anlegen müssen.

Otto Eduard Schmidt.

Theodor Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Band I und II. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger 1901 und 1902. [1])

Der Verfasser, bekanntlich Professor der Geschichte an der Universität in Halle, bezeichnet in der Vorrede als seinen Zweck, das Werden unserer heutigen Welt in ihrem gesamten Inhalt zu erklären und zu erzählen, und zwar so, daſs er die Geschichte wesentlich als Entwickelungsgeschichte auffaſst, in welcher Beharrung und Veränderung, freier Wille und Zwang, Massen und Individuen wirksam sind. Lindners Auffassung ist nicht materialistisch noch deterministisch; er erkennt an, daſs die Völker von Haus aus verschiedene Begabung besitzen, wovon dann die Entwickelung gutenteils beherrscht wird; daſs keineswegs bloſs wirtschaftliche Antriebe in der Geschichte wirksam sind; daſs die Ideen zwar in den Massen entstehen und wachsen, daſs aber die 'groſsen Männer' 'die Ideen in selbständiger Weise formen'. Man entnimmt aus diesen Punkten unschwer, in wie fern Lindner von gewissen heutigesTages weit verbreiteten Auffassungen der Geschichte abweicht; wir treten ihm dabei in jeder Hinsicht bei. Die zwei ersten Bände führen die Geschichte von der Völkerwanderung bis zum Zerfall des karolingischen Reiches (Band I), und bis zur Thronbesteigung Friedrichs II. (Band II). Lindner bietet damit zweifellos ein ausgereiftes, auf langen Vorbereitungen und emsigen Studien aufgebautes Werk dar.

Nicht immer natürlich schöpft der Verfasser aus den Quellen, und einzelnes mag ihm entgangen sein; im ganzen ist das Werk gewiſs das Erzeugnis gediegenen Fleiſses. Wie der Inhalt solid, so ist die Darstellung lebendig, anschaulich und durchweg verständlich, niemals phrasenhaft. Als Probe lese man z. B. im Band II 192—215 das Kapitel über den ersten Kreuzzug und die Staatenbildung im heiligen Lande. Wie klar wird hier entwickelt, daſs die Kreuzzüge nicht überschätzt werden dürfen (da sie in der Geschichte des Islam nichts als 'eine geringfügige örtliche Störung' darstellen, wobei von Anfang an jede Bedeutung für das eigentliche Sein und Nichtsein der beiden Religionen ausgeschlossen war); daſs sie mit schwerstem Schaden für die christliche Sache endigen; daſs aber gleichwohl die allgemeinen Wirkungen des Ereignisses auf das wirtschaftliche und geistige Leben Europas ihnen eine weltgeschichtliche Stellung sichern (S. 192 ff. 248). Auch in der Erzählung der Einzelheiten des ersten Kreuzzuges merkt man sofort überall, daſs der Verfasser mit nüchternem Urteil Sage und Geschichte, Wesentliches und Unwesentliches scheidet; und wie hier, so überall.

Gottlob Egelhaaf.

Wielands Werke. Herausgegeben von Gotthold Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 4 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Wenn noch 1786 ein maſsgebender Kritiker der Jenaer Litteraturzeitung schrieb: 'Wir haben noch kaum ein paar Dichter, die in gleichem Range mit Wieland stehen; in mehr als einem Betracht wird er allem Anscheine nach Jahrhunderte lang der einzige bleiben', so können wir Menschen vom Anfange des XX. Jahrh. diese Auffassung zwar nicht bestätigen, aber sie zeugt doch auch von dem ungemeinen Ansehen, dessen sich der Dichter der Grazien trotz Klopstock, Lessing und

[1]) Über die 'Geschichtsphilosophie', die der Verf. als Einleitung seiner Weltgeschichte in einem besonderen Bändchen vorausgeschickt hat, wird in dieser Zeitschrift demnächst ein eingehenderer Aufsatz erscheinen. Anm. der Redaktion.

Digitized by Google

Goethe einst auch bei den Urteilsfähigen erfreute. Mit gutem Recht. Denn so wenig von einem unmittelbaren, lebendigen Fortwirken Wielands auf die Gegenwart heute noch die Rede sein kann, da von der fast unabsehbaren Menge seiner poetischen und prosaischen Geisteserzeugnisse doch nur noch sehr wenige gelesen zu werden pflegen, so tiefgreifend waren die Wirkungen Wielands innerhalb des XVIII. Jahrh. und sind nur denjenigen Klopstocks und Herders zu vergleichen, wenn sie auch, weil schwieriger fafsbar, nicht so offenkundig wie bei diesen zu Tage liegen. Immer aber hat Wieland, seit sein Lebenswerk abgeschlossen war, zu den am meisten schwankenden Charakterbildern in der deutschen Litteraturgeschichte gehört: neben warmherziger Anerkennung, ja freudiger Bewunderung, die dem Dichter seit Goethes fein abwägendem Nachruf zu teil geworden, stehen schroff abweisende und harte Urteile, wie z. B. das von Gervinus. Nur eine liebevolle, in die Welt des Dichters sich einlebende Forschung und ein feinfühliges Nachspüren seiner Absichten wie seiner Ausstrahlungen auf die litterarisch wirksamen Kreise wird zu einer gerechten Würdigung hinleiten. In dieser Richtung haben besonders fördernd gewirkt die Forschungen Bernhard Seufferts, von dem eine seit vielen Jahren vorbereitete kritische Gesamtausgabe und eine abschliefsende Biographie des Dichters erwartet werden. Vorläufig ist an selbständigen guten Büchern, die es sich zur Aufgabe setzten, dem gebildeten Leser von heute das Verständnis für den Schriftsteller wie für den Menschen Wieland auf Grund der neueren Forschung über den Dichter allseitig zu erschliefsen, gerade kein Überflufs. Den mit biographischen Einleitungen versehenen, noch in den 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts erschienenen Auswahlausgaben von Franz Muncker und Heinrich Pröhle, die einen solchen Zweck verfolgen, schliefst sich nun die von Gotthold Klee an, ein Teil der neuen unter E. Elsters Leitung bearbeiteten Meyerschen Klassiker-Ausgaben, an denen der Herausgeber als Mitarbeiter sich bereits durch seine Tieck-Ausgabe bewährt hat. Wir stehen nicht an, dieser neuen Wieland-Ausgabe wegen der feinsinnigen, die Vielseitigkeit des Dichters veranschaulichenden Auswahl seiner Werke und des reicheren litterarhistorischen und erklärenden Beiwerks, dessen der unserer heutigen Lesewelt doch ziemlich fremd gewordene Dichter zu seinem besseren Verständnis mehr als mancher andere bedarf, vor jenen beiden den Preis zuzuerkennen. Die Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters zeichnet sich durch sichere Stoffbeherrschung aus und verbindet ein vorurteilsloses und geschmackvolles Urteil mit gefälliger und fesselnder Darstellung. Besonders dankbar zu begrüfsen sind die Einzeleinleitungen zu den Werken, in denen der litterarhistorisch Interessierte die Ergebnisse der vielverstreuten gelehrten Litteratur übersichtlich zusammengestellt findet. Die Anmerkungen unter dem Texte beschränken sich in der Hauptsache auf einzelne, für einen weiteren Leserkreis berechnete Wort- und Sacherläuterungen, bringen aber auch für den gelehrten Benutzer manche dankenswerte Aufklärung. Was die Auswahl der Werke selbst anlangt, so hatte H. Kurz in seiner in derselben Sammlung erschienenen Ausgabe, die nun durch die vorliegende ersetzt werden soll, fast nur die Rücksicht auf den Geschmack des modernen Lesers walten lassen. Klee sucht neben dieser zugleich den litterargeschichtlichen und biographischen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen. Das eigentliche Danergut der Wielandschen Muse, der Oberon, die Musarion, der gröfsere Teil der poetischen Erzählungen, die Abderiten und die Göttergespräche, durfte natürlich auch in der neuen Ausgabe nicht fehlen. An die Stelle des 'Goldenen Spiegels' bei Kurz aber ist der 'Agathon' getreten, als erster Roman im modernen Sinne und als Vorläufer des 'Wilhelm Meister' ebenso bedeutsam wie als Abbild der inneren Entwickelung des Dichters selbst. Von den dramatischen Arbeiten, die Kurz übergangen hatte, 'weil er für diese Gattung nicht besonders befähigt war', hat Klee in seine Ausgabe die beiden Singspiele 'Alceste' und 'Die Wahl der Herkules' aufgenommen, die schon darum unser Interesse beanspruchen dürfen, weil zwei Goethesche Meisterwerke, 'Iphigenie' und 'Faust', nachweislich unter ihrer Einwirkung entstanden sind. Die an Julie von Bechtolsheim gerichteten Verse 'An Psyche', das dramatische Gelegenheitsstück 'Goethe und die jüngste Niobetochter', die Besprechung des 'Götz', die Anzeige der Farce 'Götter, Helden und Wieland' und der Aufsatz über 'Einige Lebensumstände Hans Sachsens' veranschaulichen des weiteren die Beziehungen Wielands zu seinem gröfsten Zeitgenossen. Den Übersetzer kennzeichnen die Übertragung des 'Stabat mater' und 'Horazens siebenter Brief', das Verhältnis des Dichters und Menschen zu einigen hervorragenden weiblichen Mitgliedern des Weimarschen Musenhofes die Gedichte 'An Olympia', 'Seraphina', 'Merlins

weissagende Stimme' und 'Die erste Liebe', während der Vertrauensmann jüngerer Talente in dem 'Sendschreiben an einen jungen Dichter', der geistreiche und scharfblickende Politiker aufser in den 'Göttergesprächen' in den 'Gesprächen unter vier Augen' zu Worte kommt. Die Jugenddichtungen konnte der Herausgeber bei seinem Standpunkte auch nicht, wie Kurz, ausschliefsen; sie sind durch die 'Doris-Oden' und den neunten der 'Briefe von Verstorbenen' vertreten.

Dem Texte der einzelnen Werke, die, abgesehen von dem aus äufseren Gründen vorangestellten Oberon, nach der Zeitfolge der Entstehung geordnet sind, liegt die in Leipzig bei Göschen 1794 ff. erschienene Ausgabe letzter Hand zu Grunde, und zwar die Quartausgabe in 36 Bänden, die gegenüber der gleichzeitig ausgegebenen 39bändigen in Oktav dem Herausgeber den zuverlässigeren Text zu bieten schien. Sehr zu bedauern ist, dafs die Rücksicht auf den verfügbaren Raum den Herausgeber genötigt hat, auf die Beigabe eines Lesartenverzeichnisses, das dem Leser auch in die eigentliche Dichterwerkstatt Wielands Einblicke zu thun ermöglicht hätte, zu verzichten.

Einen wertvollen Schmuck der vortrefflich ausgestatteten Ausgabe bildet das lebensvoll ansprechende Bildnis des greisen Dichters, ein Kupferstich des Münchner Künstlers J. Lindner nach dem bekannten Jagemannschen Ölgemälde aus dem Jahre 1806. Als Schriftprobe ist ein Brief an Böttiger gewählt, eine rührende Klage des Dichters über den Tod der jugendlichen Sophie Brentano, der Enkelin seiner Jugendgeliebten.

Alfred Neumann (Zittau).

Einen wichtigen Beitrag zur Beurteilung Friedrich Nietzsches hat jüngst P. J. Möbius geliefert (Über das Pathologische bei Nietzsche. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1902. VI, 106 S.). Wie der Philolog den Wert seiner Handschrift, der Historiker die Zuverlässigkeit seiner Quelle zu prüfen hat, so ist für den Biographen die Psychologie der Persönlichkeit von höchster Bedeutung. Ist die Persönlichkeit eine problematische, von disharmonischer Anlage oder gar einem fortschreitenden Krankheitsprozesse ausgesetzt, so wächst die Schwierigkeit, ihre Leistungen zu schätzen, aufserordentlich, und Mitwirkung von medizinischer Seite kann gar nicht entbehrt werden. Wer die Diagnose richtig zu stellen weifs und die typischen Äufserungen der Krankheit im einzelnen aus dem Wesen und den Werken eines Mannes heraus erkennt, der schafft eigentlich erst die Grundlage zu einer wissenschaftlichen Forschung über ihn und seine Lebensarbeit. Möbius hat sich dieser Aufgabe mit Hingebung und Objektivität gewidmet. Manchem Nietzscheschwärmer werden vielleicht die Augen aufgehen, wenn er diese Schrift liest; er möge dann auch den schwerwiegenden Worten weiter nachdenken, die vor kurzem Hermann Diels in kühler Sachlichkeit von einem ganz anderen Standpunkte aus dem Aphoristiker der 'momentanen Erleuchtung' gewidmet hat (Wissenschaft und Romantik, Berlin 1902). Eingehend behandelt Möbius zuerst 'den ursprünglichen Nietzsche', seine Abstammung und Persönlichkeit, und sodann 'die Krankheit', seine Migränezustände und die Entwickelung der progressiven Paralyse. Er vermeidet vorsichtig, etwa alles während der Krankheitsanfälle Entstandene schlechthin zu verwerfen, denn er unterschätzt nicht die Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden Untersuchungsmethode. Vielleicht hätte es dieser Vorsicht entsprochen, wenn er auch in einer anderen Beziehung weniger apodiktisch gewesen wäre, in seinen allerdings nur dem Arzte ganz verständlichen Äufserungen über die Grundursache der Paralyse. Denn in Bezug auf diesen Punkt herrscht, wie mir glaubwürdig versichert wird, in der medizinischen Wissenschaft zur Zeit keine Übereinstimmung. Aber diese Ursache ist für uns nicht das Wesentliche. Beherzigen wir Laien die Worte, mit denen der als Mediziner, Litterarhistoriker und Philosoph bewährte Verfasser sein Buch schliefst 'Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, dafs das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid mifstrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker.' J. I.

BABYLONISCHE UND GRIECHISCHE MYTHOLOGIE

Von Carl Fries

Wenn Dieterich in seinem Buche 'Nekyia' den Beweis zu führen sncht, dafs die vor einigen Jahren zn Akhmîm gefundene Petrusapokalypse[1]) ihrem Inhalt nach auf griechischen Vorstellungen beruhe, so wird dieses Ergebnis seiner scharfsinnigen Untersuchnngen wohl mit Recht in Zweifel gezogen, besonders im Hinblick auf Hermann Gunkels Untersnchungen über die Offenbarung Johannis[2]), die er auf altbabylonische Sagen und Kulte zurückzuführen versucht hat. Das aber dürfte aus Dieterichs Forschungen mit Gewifsheit hervorgehen, dafs die Wechselbeziehungen zwischen orientalischer und griechischer Eschatologie zu allen Zeiten sehr lebhaft waren, und alles spricht dafür, dafs die Zahl dieser Wechselbeziehungen sich als noch gröfser herausstellen wird, wenn weitere Funde nnd Publikationen bisher ungedruckter Thontafeldoknmente unsere Kenntnis auf diesem Gebiet erweitert haben werden. Mit Staunen erkannte man, als die Funde von Tell el Amarna ans Licht traten, wie gewaltig der Einflufs des Zweistromlandes auf die gesamte Kulturwelt des zweiten vorchristlichen Jahrtausends gewesen war, und H. Winckler verfolgt ja diese Nachwirkungen bis hinab in das griechische und hellenistische Zeitalter.[3]) Andere spinnen diese Fäden noch weiter und zeigen, wie Bousset[4]) u. a., verwandtschaftliche Sagenbestandteile selbst im Mittelalter auf. Dafs der Stoff noch nicht erschöpft ist, mufs jeder erkennen, der nnter dem Eindruck der erwähnten Forschungen an die antike Litteratur herantritt und (ohne Voreingenommenheit) in manchem befremdlich wirkenden Einzelznge trotz der griechischen Hülle den exotischen Kern wahrnimmt. Auf diese Weise wenigstens sind die folgenden Erwägungen entstanden, die nichts darstellen sollen als einen bescheidenen Beitrag eines Nichtorientalisten zu der Kette von Erkenntnissen, die in den letzten Jahren auf griechisch-orientalistischem Gebiet, weite Aussichten eröffnend, gewonnen wurden.

Platon beschreibt im Phädon (112[e] ff.) die Unterwelt und die Ströme, von denen sie dnrchflossen wird. Da erscheint erstens als *μέγιστον καὶ ἐξωτάτω*

[1]) S. Bouriant, Mémoires publ. par les membres de la Mission archéol. française au Caire 1892.

[2]) Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit, Göttingen 1895.

[3]) Geschichte Israels, Leipzig 1900. Altorientalische Forschungen 1893 ff.

[4]) Der Antichrist, Göttingen 1895 u. Komm. z. Offenb. Johannis 1896.

ῥέον der Okeanos, ferner der Acheron, ὃς δι' ἐρήμων τε τόπων ῥεῖ ἄλλων καὶ δὴ καὶ ὑπὸ γῆν ῥέων εἰς τὴν λίμνην ἀφικνεῖται τὴν Ἀχερουσιάδα. Zwischen beiden der Pyriphlegethon und ihm gegenüber, ebenfalls wie die ersteren κύκλῳ περιελθών, die Styx oder, ὡς οἱ ποιηταὶ λέγουσιν, der Kokytos. Platon identifiziert somit Styx und Kokytos und fügt den Okeanos zu der Zahl der Unterweltströme hinzu, zu der er bei Homer nicht gehört.[1]) In der Odyssee macht Kirke folgende Angaben (κ 513 ff.): ἔνθα μὲν εἰς Ἀχέροντα Πυριφλεγέθων τε ῥέουσιν Κώκυτός θ', ὃς δὴ Στυγὸς ὕδατός ἐστιν ἀπορρώξ. Es ist gewifs, dafs Platon auf Homer fufst, aber er benutzt daneben noch andere Quellen, wie seine Abweichnngen beweisen. Aus der Vergleichung der Goldtäfelchen von Petelia und Thurii sowie der Hadesbeschreibung bei Lucian[2]) kommt Dieterich[3]) zu dem Ergebnis, dafs eine orphisch-pythagoreische Quelle vorliege. Hierin darf man ihm folgen.

Nun findet sich in der Odyssee noch eine Stelle, an der vier Flüsse an einem Ort vereinigt fliefsen (ε 70 f.):

κρῆναι δ' ἑξείης πίσυρες ῥέον ὕδατι λευκῷ,
πλησίαι ἀλλήλων τετραμμέναι ἄλλυδις ἄλλη.

Die Grotte der Kalypso, deren Insel von den vier Strömen dnrchflossen wird, bildet einen Ruhe- und Glanzpunkt in der Erzählung. In beiden die Beschreibungen einer nngewöhnlich schönen Natur. Mag der Garten des Alkinoos auch später eingefügt sein[4]), in der Sage, die dem Dichter vorlag und wohl allbekannt war, wurde wahrscheinlich doch das Land der Phäaken in so strahlenden Farben geschildert, dafs eine derartige Episode nnr als erwünschte Vervollständigung erschien. Nnn ist es ja bekannt, welche eschatologischen Vorstellungen wahrscheinlich der Sage von den Phäaken zu Grunde lagen.[5]) Sollte Ähnliches auch für Ogygia der Fall sein, das ebenfalls märchenhaft schöne Eiland?[6]) Ogygia ist der ὀμφαλὸς θαλάσσης (α 50). Den Okeanos nennt der altertümliche Pherekydes von Syros Ὠγηνός[7]), und dies hängt, wie anzunehmen ist, mit Ogygos zusammen. Unter allen Sintflutsagen der Griechen war die bekannteste die Ogygische, unter dem mythischen König Ogygos trat die erste Flut in Attika auf.[8]) Kalypso selbst ist bald eine Tochter des Atlas, bald eine Okeanide oder Nereide, nach der Neapeler Assteasvase auch eine Nereide.[9]) Nach alledem ist es vielleicht erlaubt, in der Insel Ogygia ein abgeblafstes Analogon zu den Gärten des Okeanos und der Hesperiden zu finden;

---

[1]) Über die bei Hesiod sich findende Gleichsetzung von Okeanos und Styx und die betr. Litteratur vgl. O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte S. 394 ff

[2]) Bull. de corr. hell. 1893 S. 122; Luc. περὶ πένθους. [3]) Nekyia S. 81 n. 143.

[4]) Friedländer, Philol. VI 669 ff. Sittl, Griech. Litteraturgesch. I 109 u. a.

[5]) Welcker, Kleine Schriften II 1; Gruppe a. a. O. S. 398, 4; 405, 3.

[6]) Über spätere Nachahmungen vgl. C. A. Böttiger, Die Grotte der Kalypso, Kleine Schriften III 173 ff.

[7]) Vgl. Diels, Sitzungsber. d. Kgl. preufs. Ak. d. Wiss. 1897 S. 145 ff. Gruppe S. 394, 6.

[8]) S. Usener, Sintflutsagen S. 43 f.

[9]) S. Immisch in Roschers Mythol. Lexikon s. v. Kalypso II 1 Sp. 941, 44 ff.

diese aber waren mit dem Elysion, den Inseln der Seligen, dem griechischen Paradies und schliefslich durch den in die Unterwelt fliefsenden Weltenstrom mit dem finsteren Jenseits verbunden. Insofern darf man vielleicht in den vier Strömen von Ogygia letzte Spiegelungen der Hadesflüsse erkennen.[1]

Die Anschauung, dafs der Ort der Seligen sich auf fernen Inseln am Ocean im Westen oder Osten befinde, wurde mehr und mehr verdrängt, als die Vorstellung vom unterirdischen Hades Platz griff.[2] Wie der Hades in gewissem Sinn ein Abbild der Oberwelt war, so wurden eben die Einzelheiten des seligen Westlandes auch unter die Erde verlegt. Die Vorstellung von den vier Flüssen ist ebenfalls wohl erst nachträglich auf das Schattenreich übertragen worden und gehörte ursprünglich ebenfalls in das westliche Sonnenland. Bei den Iraniern herrschte der Glaube, die Erde, einst ein zusammenhängendes Ganze, sei durch die grofse Flut in mehrere Teile zerlegt worden, die nun, ohne Verbindung miteinander, einzeln fortbeständen. Eine dieser Erdinseln entspricht dabei der Erde im engeren Sinn, und die Bewohner derselben stehen mit denen der übrigen Landmassen in keinerlei Beziehung, da man auf natürlichem Wege mit ihnen nicht verkehren kann.[3] Man entsinnt sich sofort der Phäaken, die ja auch *ἀπάνευθε πολυκλύστῳ ἐνὶ πόντῳ ἔσχατοι* wohnen, *οὐδέ τις ἄμμι βροτῶν ἐπιμίσγεται ἄλλος* (ζ 204 f.), aber auch der einsamen, von keinem Schiff besuchten Insel Ogygia. Die fernen seligen Inseln der Griechen gemahnen uns deutlich an diese iranischen Phantasien und können uns nur dazu ermutigen, die Insel der Kalypso in diesen Bereich miteinzuschliefsen.

In anderer Form erscheint das Vierstromland als Paradies im Alten Testament. 'Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten, und theilete sich daselbst in vier Hauptwasser' (Genes. 2, 15).[4] Die Frage nach den vier Flufsnamen Gihon, Pison, Hiddekel und Phrat kann hier nicht erörtert werden. Euphrat und Tigris sind ja nicht zweifelhaft. Gunkel führt in seinem Kommentar[5] den Paradiesstrom auf die Milchstrafse zurück. Damit würde die Vierzahl aber nicht übereinstimmen, denn die Milchstrafse zeigt, von kleineren Ausläufern abgesehen, nur zwei Hauptarme, die sich voneinander abzweigen. Aber die Babylonier waren die nachweislich ältesten Vertreter der Vorstellung, dafs die Erde ein Spiegelbild des Himmelszeltes sei, nach ihrer Ansicht war das Firmament ein zweites chaldäisches Land, und sie haben that-

[1]) Die Flora und Fauna der Insel mit ihren Pappeln, Cypressen, ihren Eulen und Krähen trägt ein ernstes Gepräge und erinnert darin an Hadesvorstellungen, vgl. κ 510. Bötticher, Baumkultus S. 441. 487 u. a. Bei Jesaia 34, 9 ff. heifst es u. a. in einer Schilderung der kommenden Vergeltung durch den Herrn: 'Da werden ihre Bäche zu Pech werden, und . . . Nachteulen und Raben werden daselbst wohnen', also Hadesvorstellungen, die zugleich zum Teil an Ogygia erinnern.

[2]) Dieterich, Nekyia S. 25. [3]) Spiegel, Eranische Altertumskunde I 191 ff.

[4]) Mit den Strömen der Kalypsoinsel vergleichen die Paradiesströme Winer, Bibl. Realwörterb. s. v. Eden und Ameis-Hentze, Anhang, zu ε 73, nicht aber mit den Hadesflüssen.

[5]) Genesis 1901 S. 33.

sächlich die Milchstrafse mit ihren beiden Verzweigungen als Euphrat und Tigris aufgefafst.[1])

So sind ja nach Winckler die biblischen Legenden der Mehrzahl nach nichts anderes als auf die Erde projizierte Vorgänge am Himmel.[2]) 'Der Sternenhimmel', sagt er, 'ist das Spiegelbild der Erde, und im engeren stellt jedes Land für sich ein besonderes Abbild davon dar, einen Mikrokosmus in sich.'[3]) Dafs die Paradiessagen auf Babylonien zurückgehen, ist zwar noch nicht erwiesen, am wenigsten vielleicht durch die Darstellung auf jener vielberufenen Tafel, auf der man die Geschichte des Sündenfalls wiederzuerkennen geglaubt hat (s. Gunkel, Genesiskommentar S. 34). Allein gerade die Vorstellung von Eden, die Erwähnung des Euphrat und Tigris führen doch zu deutlich auf Mesopotamien. Der Adapamythus gemahnt unverkennbar an die Sage vom verlorenen Paradiese. So bedarf es wohl nicht einmal der Annahmen von Friedr. Delitzsch[4]), um dieses Kapitel der Genesis als auf babylonischen Sagenmotiven beruhend zu erkennen, wenn auch die ethische Vertiefung gewifs erst späterer Redaktion ihren Ursprung verdankt.

Man ist also versucht anzunehmen, die vier Paradiesströme hätten bei den Griechen Nachahmung gefunden und zuerst in ihren Paradiesvorstellungen auf den westlichen Inseln, dann, als das Elysium in den Hades verlegt wurde, hier eine Rolle gespielt. Als Unterweltströme erscheinen sie, freilich ohne Nennung der einzelnen (und vielleicht aus griechischer Mythe verpflanzt), im Henochbuch 17, 6, wie Dillmann zu der Übersetzung des äthiopischen Textes[5]) anmerkt. Rawlinson hatte Eden mit der babylonischen Landschaft Karduniaš identifiziert, die von den vier Flüssen Euphrat, Tigris, Surappi und Ukni bewässert wird, nnd wenn seine Gleichsetzung wohl auch verfehlt ist, so läfst sich doch die Annahme eines Vierstromlandes im babylonischen Mythos nicht wegleugnen.

Wäre Gunkels Beziehung auf die Milchstrafse berechtigt, so wäre damit erst die Erklärung für zwei Paradiesströme gegeben. Die Milchstrafse stellt ja den Pythagoreern das Feuer des Umkreises dar[6]), und auch bei Platon ist sie das die Welt umfassende Licht.[7]) Es liegt nahe, auch hier orphischen Einflufs anzunehmen, der die Vermittelung zwischen dem Orient und Griechenland be-

---

[1]) F. K. Ginzel, Die astronomischen Kenntnisse der Babylonier, in C. F. Lehmanns Beiträgen zur alten Geschichte I 3 f.

[2]) Wincklers Konstruktionen fehlt oft die überzeugende Kraft.

[3]) A. a. O. II 275 f. Wenn nach ältester Vorstellung der Okeanos und auch der Nil vom Himmel herabflossen, so kann man darin Glieder der Entwickelungsgeschichte solcher kosmisch-geographischen Anschauungen erblicken. Der Weltstrom war ja ursprünglich selbst nichts anderes als die die Erdveste umgebende Lufthülle. S. Bergk, Fleckeisens Jahrb. 1860; Berger I 9, 115.

[4]) Wo lag das Paradies?

[5]) Das Buch Henoch, Leipzig 1853. Vgl. Sitzungsber. d. Kgl. preufs. Ak. 1892 S. 1039 ff und Flemmings und Radermachers Ausg. in: Die griech. christl. Schriftst. V, Leipzig 1901.

[6]) Zeller I[5] 435. [7]) Rep. X 616[b].

Digitized by Google

wirkt haben mag, wie Dieterich das für den ganzen Vorstellungskreis zu erweisen gesucht hat. Anderseits aber beruhen die Paradiesvorstellungen der verschiedenen Völker ja ursprünglich auf der Annahme von heiligen Götterbergen. Die Sagen von Götterbergen wurden dann nach Usener[1]) auf irdische Berge übertragen; indessen sind die Mythen vom Wohnsitz der Götter auf hohen Bergen doch offenbar durch den Anblick hoher, ihre Gipfel in Wolken verbergender Felshöhen entstanden. Je weniger zugänglich jene Wolkengipfel im Altertum waren, um so geheimnisvoller erschienen sie den Thalbewohnern, desto mehr erregten sie bei ihnen die Schauer der Andacht. Nun erzählen die Sagen verschiedener Völker, der Iranier, Inder u. a. von Strömen, die von den Götterbergen herab auf die Erde flossen.[2]) Sind diese nun Original oder Nachahmung des Himmelsstromes? Offenbar sind zunächst irdische Vorstellungen auf das Himmelszelt übertragen worden. Der mesopotamische Astrologe und Astronom suchte und fand am nächtlichen Himmel in der zweigeteilten Milchstrafse die irdischen Ströme wieder, die ihm am Tage das Land zeigte; in seinem Lande freilich waren es keine Gebirgsflüsse, ob aber uralte sumerische Vorstellungen von Bergströmen da hineinspielten, läfst sich nicht nachweisen, doch darf man mit einer solchen Möglichkeit wohl rechnen. Die Sage vom Himmelsstrom breitete sich jedenfalls aus und läfst sich auch bei den Griechen noch belegen.[3]) Fragt man nach dem Grund derartiger Übertragungen auf den Himmel, so dürften hier wohl vorzugsweise astronomische Ursachen im Spiel gewesen sein. Von der Astrologie führten dann praktische Interessen zur exakten Naturbeobachtung hinüber.[4]) Die regelmäfsige Schwelle der beiden Ströme nötigte zur Beobachtung der Gestirne und Jahreszeiten, damit die Überschwemmungen durch regelmäfsige Entwässerung reguliert werden konnten.[5]) Babylonien war ja ein Geschenk seiner beiden Ströme[6]), es lag daher nahe, diese glückspendenden Gewässer auch am Himmel finden zu wollen.

Nun aber erzählt die Bibel 1) von vier Strömen und 2) von einem Hauptstrom, von welchem die anderen sich abzweigten. Auch die griechischen Flüsse zeigen die Vierzahl, nicht aber die Abzweigung. Die Zahl vier war den Babyloniern besonders heilig, es war die Zahl der Mondphasen, der Jahreszeiten u. s. w.[7]) Den unter babylonischem Einflufs stehenden Pythagoreern ist sie die Quelle und Wurzel der gesamten Natur. Im Schwur der Pythagoreer heifst es:

Οὐ μὰ τὸν ἁμετέρᾳ γενεᾷ παραδόντα τετρακτύν,
παγὰν ἀενάου φύσιος ῥίζωμά τ' ἔχουσαν.[8])

---

[1]) Sintflutsagen S. 198.

[2]) Spiegel, Eran. Altertumsk. I 191; Bergk, Fleckeisens Jahrb. 1860 S. 389 ff.; Plautus Trinumm. 931; Dillmann, Genesis[6] S. 48; Brandt, Mand. Religion S. 65 ff.

[3]) S. Gruppe a. a. O. [4]) Ginzel a. a. O. S. 368.

[5]) C. F. Lehmann, Beiträge zur alten Geschichte I 368.

[6]) S. Jes. Sirach 24; Jesaias 8, 7; Cic. Nat. deor. II 52 u. a. Tiele, Babyl-Ass. Geschichte I 54.

[7]) Ginzel a. a. O. S. 366; Winckler a. a. O. S. 279. [8]) Carmen aureum 47 f.

Vier Plätze der Seligen finden sich im Henochbuch (22, 2), vier Engel werden in der Offenbarung Johannis mehrfach genannt (7, 1 u. 9, 14)[1]), vier Könige treten in der Apokalypse des Esra auf.[2]) Die vier Elemente des Empedokles gehören hierher. Die Neuplatoniker kombinieren ihre vier Kardinalpunkte mit den vier Hadesflüssen und den vier Elementen.[3]) Übrigens gab es auch andere Hadesflüsse aufser den genannten, und nicht immer bilden sie eine Gruppe von vieren; trotzdem scheint gerade diese Zahl eine hervorragende Rolle gespielt zu haben, wie die *πίσυρες ποταμοί* der Kalypso, die orphischen und homerischen Hadesflüsse und Platon u. a. beweisen. Die Heimat aller Zahlensymbolik ist aber nicht zweifelhaft[4]), und so wird man aller Wahrscheinlichkeit nach in der mit allerlei astrologisch-symbolischen Bedeutungen verwachsenen babylonischen Vierzahl auch den Ursprung jener Vorstellung zu vermuten haben.

Sie entfliefsen einer Quelle. Wohl können Gebirgsströme, die von gemeinsamer Kammhöhe niederschiefsend sich teilen und an verschiedenen Felswänden hinabgleiten, die sagenbildende Volksphantasie hier beeinflufst haben, wohl zweigt sich von der Milchstrafse ein Arm selbständig ab, und so mag jene Sage entstanden sein — vielleicht aber liegt noch ein anderer Zusammenhang zu Grunde.

Alle Quellen entstammten nach altgriechischer Vorstellung dem Ocean, alle Flüsse entströmten ihm allein.[5]) 'Der Ursprung des Feuchten und alles Wassers schien das Meer zu sein. Daher sagen einige, dafs die Flüsse nicht nur in dieses, sondern auch aus diesem fliefsen.'[6]) Die Erde war nach Platon von vielen Gängen und Höhlungen labyrinthisch durchzogen. Diese Gänge sind nach seiner Ansicht unter der Erdoberfläche miteinander verbunden und mit zahlreichen Auswegen versehen, durch die das Wasser von einem Kanal in den anderen fliefst. Gewaltige Ströme, teils kalte, teils warme, rinnen unanfhörlich in der Tiefe. — 'Eine aber von den Öffnungen, die gröfste von allen, durchdringt die ganze Erde, es ist die, von der Homer sagt:

Dort in der Ferne, wo tief in die Erde der Strudel hinabreicht.

Das ist der Tartaros, wie jener und viele andere Dichter ihn nannten. Denn in dieser Erdkluft fliefsen alle Ströme zusammen, und aus ihr entspringen sie auch wieder. Das ist ihnen allen eigen, durch welches Land sie auch fliefsen mögen' (Phaedon 111[e]).

Die folgenden und auch die vorhergehenden Ausführungen Platons tragen orphisches Gepräge (s. o.). Also ein unterirdischer Zusammenhang aller Flüsse wurde von ihm und schon von den ionischen Physikern angenommen, den Berger (I 67) durch die Karstnatur eines Teiles des griechischen Gebirgslandes erklärt, wie man sie ja auch in Kleinasien u. a. O.[7]) wiederfindet.

[1]) Vgl. Henoch 10. [2]) Bähntgen, Zeitschr. f. alttest. Wiss. 1886 S. 205.

[3]) Näheres bei Gruppe a. a. O. S 402, 9. Über die Vierzahl im Schâhnâme vgl. P. Horn, Strafsburger Festschrift zur XLVI. Philologenvers. S. 95 f.

[4]) Winckler, Altoriental. Forschungen II 394.

[5]) Berger, Erdkunde der Griechen I 110. [6]) Arist. meteor. II 2, 4.

[7]) Vgl. C. F. Lehmann, Archiv f. Religionsgesch. III (1899) S. 8.

Digitized by Google

In den Tartaros fliefsen alle Ströme hinein, und **aus ihm entspringen sie alle**. Im einzelnen wurde vom Nil gesagt, er stamme aus dem Ocean (Herod. II 21)[1]; das war die Ansicht der ägyptischen Priester (Diod. I 37), ebenso vom Phasis u. a.[2]) Besonders verbreitet war der Glaube an weite unterseeische Zusammenhänge entlegener Flüsse. Aus der Namengleichheit des epirotischen und argolischen Inachos u. a. schlofs man auf Verbindungen zwischen diesen beiden; aber auch Flüsse verschiedenen Namens wurden auf diese Weise miteinander vereinigt, der elische Alpheus kehrte nach der landläufigen Ansicht als Arethusa in Sizilien wieder[3]), wogegen die ionischen Rationalisten dann freilich lebhaften Einspruch erhoben. Der delische Inopos stand nach alter Sage mit dem Nil in Verbindung.[4]) Nach Pausanias waren Mäander und Asopos identisch (II 5, 2). Ebenso wurde vom Euphrat und Nil behauptet, sie seien nur ein Flufs (ebd.).[5]) Alexander glaubte nach Arrian VI 1 an die Verbindung des Nils mit dem Indus, eine Anschauung, die offenbar nicht sein Eigentum, sondern durch uralte iranische Tradition in den Gebieten, die er durchzog, verbreitet war.[6]) Auch Prokop kennt die Kommunikation zwischen Nil und Indus als alte Überlieferung (De aedif. VI 1 n. Bell. Goth. IV 6).

Ähnlich wie der Okeanos galt in vielen Teilen Griechenlands der Acheloos als der Urstrom, aus dem alle Gewässer kommen[7]):

οὐκ ἔστι Διὶ Κρονίωνι μάχεσθαι,
τῷ οὐδὲ κρείων Ἀχελώιος ἰσοφαρίζει
οὐδὲ βαθυρρείταο μέγα σθένος Ὠκεάνοιο[8])
ἐξ οὗπερ πάντες ποταμοὶ καὶ πᾶσα θάλασσα
καὶ πᾶσαι κρῆναι καὶ φρείατα μακρὰ νάουσιν.

(*Φ* 193). So werden Acheloos und Okeanos völlig gleichgestellt, beide als gewaltigste Weltmächte, denen jeder Gegner, aufser dem Zeus, weichen mufs. Wenn V. 195 unecht ist, wie Zenodot und unter den Neueren Bergk (Fleckeisens Jahrb. 1860 S. 389) meinten, so bezieht sich die ganze Stelle auf den Acheloos allein.

Der Himeraflufs teilte sich in zwei Arme, von denen der eine süfses, der andere salziges Wasser enthielt.[9]) Die besondere Verehrung, die salzhaltigen

---

[1]) Diels, Doxogr. S. 384. [2]) Berger a. a. O. I 67 f.

[3]) Nach Dionys. Perieg. 411 f.: *Ἀλφειὸς ὁδεύει σχιζόμενος προχοῇσι Μεσηνίου Εὐρώταο*, welche Ansicht wohl durch die thatsächliche geringe Entfernung beider Quellen voneinander entstanden sein mag.

[4]) Vgl. Schol. Callim. hymn. Dian. 171.

[5]) Weiteres bei Berger I 132. Man fabelte auch von einer in Phrygien entspringenden Quelle des Asopos; s. Strabon IV 271.

[6]) Spiegel, Eran. Altertumsk. I 192.

[7]) Wilamowitz in Bruhns Ausg. der Bakchen zu V. 519.

[8]) Vgl. Unger, Philol. Suppl. II 698 ff. S. auch, was *B* 755 über den Titaresios gesagt wird, ferner *υ* 65 und *ω* 10.

[9]) Vgl. Forbiger, Handbuch d. alten Geogr. I 572. Über die vermeintliche Bifurkation des letzteren vgl. übrigens Berger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes, Leipzig 1880, S. 347.

Flüssen zu teil wurde, beruht wohl nicht nur auf dem materiellen Nutzen, den sie boten, denn es ist bekannt, dafs das Salz bei verschiedenen Völkern Gegenstand der Verehrung war nnd im Kultus eine Rolle spielte. Die Ägypter betrachteten es mit heiligem Schauder (Hehn, Das Salz, 2. Aufl. v. O. Schrader S. 17), bei den Babyloniern gehörte es zum Opferritual[1]), das jüdische Gesetz forderte es für alle Opfer (3. Mos. 2, 13), nicht nur wegen seiner würzenden Kraft, sondern als Symbol für die Festigkeit des mit Gott geschlossenen Bundes (Pressel a. a. O.). Ein 'Salzbund' wird dieser geradezu genannt (Chron. II 13, 5; vgl. Num. 18, 19; Lev. 2, 13; vgl. Smend, Alttestamentl. Religionsgeschichte 1899 S. 297 Anm 2). Der Anfgang zum Altar wurde mit Salz bestreut (Pressel a. a. O.). *Τὸ ἅλας τῆς γῆς* nennt Jesns die Jünger, sie sollen die Erde, die Menschheit vor der Fäulnis bewahren (Matth. 5, 13; Mark. 9, 50; Luk. 14, 34 f.). Elisa reinigt das Wasser von Jericho, indem er Salz hineinstreut (2. Kön. 2, 19 ff.). Homer spricht *I* 214 vom göttlichen Salz, nnd Platon nennt es ein *θεοφιλὲς σῶμα* (Tim. 60; Hehn S. 14 ff.). Den Alten war zunächst nur das Seesalz bekannt, von anderem wufsten sie ursprünglich nichts; um so geheimnisvoller mufs sie die Erfahrung berührt haben, dafs man es auch in Quellen, im Binnenlande auffinden könne. Strabon berichtet über Streitigkeiten illyrischer Völkerschaften um eine Salzquelle (VII 317). Hier lag etwas Aufserordentliches vor, das Meerprodukt auf dem Festland zu finden, war so staunenerregend, dafs man eine göttliche Einwirkung annehmen mufste. Der Vorgang, dafs ehemaliges Meer hier ein Residuum zurückgelassen, wurde mythisch eingekleidet und so gut es ging erklärt. Der Streit hatte also neben dem rein materiellen auch ein religiöses Interesse. So berichtet Tacitus (Ann. XIII 57) von dem Krieg der Chatten und Hermunduren um die Salzquelle bei Salzungen an der Werra[2]), Ammianus von einem ähnlichen zwischen Alemannen und Burgundern (XXVIII 5, 11). Tacitus erwähnt unter den Motiven für den Streit zwischen Hermunduren und Chatten das Materielle der Salzgewinnung an sich merkwürdigerweise gar nicht, obgleich es doch am nächsten lag und obgleich er bald darauf die Methode der dort üblichen Salzbereitung beschreibt. Er spricht nur von der Kampflust beider Völker und besonders einer *religio insita, eos maxime locos propinquare caelo precesque mortalium nusquam propius audiri.* Es war eine besondere *indulgentia numinum*, dafs das Salz hier nicht *ut alias apud gentes eluvie maris arescente unda*, sondern im Binnenlande auftrat. Dafs dennoch hier dunkle Ahnungen auf das Richtige führten, dafs man in Anlehnung an alte Flutsagen hier Reste ehemaliger Meersalzlager annahm, ist wahrscheinlich (vgl. Pausan. I 26, 6 *φρέαρ θαλάσσιον*).

Für diese Vorstellungen liefert auch die biblische Überlieferung Analoga. Beim Prediger Sal. I 7 heifst es: 'Alle Wasser laufen ins Meer, noch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfliefsen, fliefsen sie wieder hin', und

[1]) Pressel in Herzog-Plitts Realencyklop. f. protestant. Theologie s. v. Salz.

[2]) Vgl. Alfr. Kirchhoff, Thüringen doch Hermundurenland 1882 S. 11 und E. Devrient in dieser Zeitschr. 1900 V 532. Schrader, Reallexikon der idg. Altertumsk. S. 703.

bei Jesus Sirach 40, 11: 'Alles, was aus der Erde kommt, mufs wieder zur Erde werden, wie alle Wasser wieder ins Meer fliefsen.'

Es scheint nach alledem eine uralte volkstümliche Vorstellung bestanden zu haben, der zufolge alle Gewässer aus einem gemeinsamen Hauptgewässer, dem die Erde umspannenden Weltmeer geflossen seien. Wenn man nun auf die Paradiesströme zurückgreift, so drängt sich die Vermutung auf, auch hier habe eine solche Anschauung vorgelegen und sich im Lauf der Zeit unter der Einwirkung äufserer Umstände und Umwälzungen zu der Formulierung ausgewachsen, in der die Genesis sie überliefert. Es ist das die Ansicht, die schon im Altertum von Josephus (Ant. I 1, 3)[1]) u. a. vertreten wurde und, wie sehr man sie neuerdings auch bekämpft hat, doch die natürlichste Erklärung für einen an sich so merkwürdigen Bericht liefert. H. Gunkel hat die Exegese der heiligen Schrift auf eine neue Grundlage gestellt, indem er in bestimmten Teilen des Alten und des Neuen Testaments unverkennbare Einwirkungen altbabylonischer Mythen nachwies. Die Schöpfung der Genesis beruht nach ihm auf dem Kampf des Marduk gegen das gewaltige Ungetüm Tiâmat, d. i. das Meer. Die Entstehung der Erdveste geschah dadurch, dafs der oberste Gott gewappnet auszog und den Drachen bezwang, d. h. das Meer, das bis dahin alles überflutet hatte, zurückdämmte und in bestimmte Grenzen verwies. Dieser Mythus sei dann von den Israeliten übernommen und ihrer Religion gemäfs umgestaltet worden, doch so, dafs die ältere Form der Sage noch an vielen Stellen des biblischen Berichtes deutlich hindurchschimmere. Der Behemot und Leviathan entsprechen dem babylonischen Meerdrachen. Die Begründung im einzelnen möge man bei Gunkel nachlesen. Das Werk, das so viel Aufsehen erregte, fordert in einzelnen Teilen zum Widerspruch heraus, im ganzen aber ist der Gedanke so einleuchtend, dafs mit der Hypothese wohl allgemein gerechnet werden mufs. Diese babylonische Weltanschauung aber besafs eine derartige Expansionskraft, dafs sie sich über die ganze bekannte Welt erstreckte. Sollten sich nun im altgriechischen Volksglauben nicht auch Spuren davon auffinden lassen?

Nach der orphischen Theogonie wird zwar zunächst alles aus der Nacht, dem Eros u. a. erschaffen, aber die eigentliche Erzeugung der Göttergeschlechter geht auf Okeânos und Tethys zurück, sie sind die Begründer der Ehe, sie erschaffen Phorkys, Kronos u. s. w.[2]) Dafs sowohl diese orphischen Anschauungen wie auch die der vorsokratischen Physiker manches Element des Volksglaubens usurpiert haben, ist wahrscheinlich. Die ionischen Philosophen vertraten aber die Meinung, das Meer sei nur der Rest einer anfänglich die ganze Erde bedeckenden grofsen Flut. Die Sonne aber zieht die Feuchtigkeit der Erde an sich heran nnd vermindert auf diese Weise allmählich den Umfang der Erd-

[1]) *ἄρδεται δ' οὗτος ὁ κῆπος ὑπὸ ἑνὸς ποταμοῦ πᾶσαν ἐν κύκλῳ τὴν γῆν περιρρέοντος, ὃς εἰς τέσσαρα μέρη σχίζεται.*

[2]) Vgl. die reich belehrenden Ausführungen Gruppes S. 421 ff., der auch auf den Zusammenhang mit den Anschauungen des Thales und Anaximander hinweist.

gewässer. So dachten Anaximander und Diogenes von Apollonia.[1]) Besonders interessant ist die Ansicht des Stoikers Zenon, das Hesiodische Chaos sei das Wasser, *οὗ συνιζάνοντος ἰλὺν γενέσθαι, ἧς πεπηγνυμένης στερεμνιοῦσθαι τὴν γῆν.*[2]) Also mit anderen Worten die ionische Grundanschauung vom Ursprung des Festlandes aus dem Weltmeer. Die Stoiker blieben ihrer Ansicht tren und legten sie bei ihrer Ausdentung der homerischen Kosmologie zu Grunde (Eust. 695, 12 ff.).[3]) Wenn auch die Späteren ihre Meinung durch Naturbeobachtungen stützten, so wird doch von den ältesten Vertretern derselben hierüber nichts berichtet. Thales' Meinung, *aquam esse initium rerum, deum autem eam mentem, quae ex aqua cuncta fingeret*[4]), war nach Zeller[5]) vielleicht durch die Sagen vom Chaos und Okeanos beeinflufst. Wellhausen[6]) erkennt in den Ansichten des Thales chaldäische Einwirkungen, eine Ansicht, die unserer Vermutung zu gute kommt, dafs nämlich der babylonische Schöpfungsmythus nicht nur in orientalischen, sondern auch in griechischen Anschauungen Spuren seines Einflusses niedergelegt habe. Im V. Jahrh. hielt Hippo das Feuchte für den Urstoff aller Dinge.[7]) Interessant ist noch der Hinweis O. Gruppes auf eine der von Philon benutzten phönikischen Kosmogonien, deren Gedanken- und Vorstellnngskreis nach seiner Ansicht mit dem des Thales und Anaximander verwandt ist.[8])

Auch die Ägypter nahmen als Urstoff die Feuchtigkeit an, aus welcher alle Teile der Erde entstanden seien.[9]) So weist vieles darauf hin, dafs die Sage von der Tiâmat ihre Wanderungen bis nach Ägypten und Griechenland ausgedehnt habe, und was von der Flut und von der Schöpfung gilt, das darf wohl auch auf die Legende von den vier Strömen übertragen werden. Diese Anschauungen waren natürlich viel verbreiteter, ehe Hekatäos und der ionische Rationalismus ihnen mit aller Energie entgegentraten. Die Paradiesströme stellen freilich ein vorgeschritteneres Stadium der Vorstellungsentwickelnng dar, die einzelnen Flüsse sind benannt; man hat also den Versuch gemacht, sie geographisch zu fixieren. Es bestand offenbar schon damals das Bedürfnis, die vagen Begriffe von radial auslaufenden Gewässern mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, und so griff man zu dem Ausweg, die namhaftesten

---

1) Vgl. Zeller I⁵ 222 f. 268; Diels, Dox. 494 f.; Gomperz, Griech. Denker I 44.

2) Schol. Apoll. Rhod. 1 498 ed. Keil I 329, 31 ff. 3) Berger III 114.

4) Cic. De nat. deor. I 10, 25. 5) I⁵ 188; vgl. Diels, Doxogr. S. 301 f. 531 u. 5.

6) Zur Geschichte Israels S. 303. 7) Diels, Dox. S. 220.

8) Griech. Culte und Mythen I 623 ff.

9) Chantepie de la Saussaye, Lehrbnch d. Religionsgesch. I 298: 'Als Urprinzip, woraus alles Leben hervorgeht, galt den Ägyptern das Wasser. Dieses Urwasser heifst Nun, und dabei denkt man sowohl an den Himmelsocean als an das die Erde umschliefsende Meer, wie auch an den Nil.' — Die Übereinstimmung mit babylonischer und zum Teil mit griechischer Anschauung ist auffallend. H Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter S. 29. Maspéro, Gesch. d. morgenländ. Völker, übersetzt von Pietschmann I 26: 'Im Anfang war das Nu, der uranfängliche Ocean, in dessen unendlichen Tiefen sich die ungeordneten Keime der Dinge hin- und herbewegten.' Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. I 67: 'der Himmelsocean — das Chaos'.

Flufsläufe in der angedeuteten Weise miteinander zu verbinden. Bei dem geringen Umfang der für jene Zeit anzunehmenden Kenntnisse von der Erdoberfläche erscheinen die zahllosen Versuche, die vier Flüsse zu identifizieren, recht müfsig. Vier Länder werden genannt, die von den Strömen umflossen werden, ebenso wie die Hadesströme die Unterwelt umgrenzen. Derartige schematische Vorstellungen waren den Babyloniern gerade geläufig. So werden die sieben Himmel durch je ein Gewässer getrennt, ebenso ruhen zwischen den sieben Höllen sieben parallele Meere.[1]) Ähnlich dachte man sich das wohl bei den vier[2]) Teilen der Erde. Die vier Phasen des Mondes, der Sonne und der Erde entsprechen sich gegenseitig derart, dafs sie verwechselt wurden und die entsprechenden Einzelmythen zum Teil ineinander übergingen.[3])

Der Mittelpunkt der Erde war bei den Griechen Delphi, ein ähnliches Centrum mag die Kartographie des Zweistromlandes angenommen haben.[4]) Die Griechen glaubten später, zur Zeit der wissenschaftlichen Erforschung der Erdoberfläche, an vier Erdinseln und vier grofse Meerbusen. Ob hier östliche Einflüsse vorliegen, ist nicht nachweisbar, aber auch nicht undenkbar, wenn man erwägt, wie viel höher Hipparch nach Ginzels Ergebnissen in der Schuld der Babylonier stand als man bisher glaubte. Der Unterschied zwischen Meeren und Flüssen war ja ursprünglich kaum vorhanden, der Ozean galt als Flufs wie der Euphrat. Hat man doch auch neuerdings den einen der Paradiesflüsse als einen Meerbusen deuten wollen: Paul Haupt erkannte im Pison den persischen Meerbusen.[5]) Eine babylonische Idee scheint auch zu Grunde zu liegen, wenn man sich ursprünglich die Erdteile hauptsächlich durch Flüsse voneinander getrennt dachte[6]) und sie deshalb Inseln nannte.[7]) Wenn Herodot I 202 vom Araxes berichtet: *νήσους ἐν αὐτῷ Λέσβῳ μεγέθεα παραπλησίας συχνάς φασι εἶναι*, so beruht das auf derselben Anschauung, und wenn die Erklärer mit Recht darin die Andeutung eines weitverzweigten Kanalnetzes erkennen, so weist das wieder auf das Euphratland hin.

Das leitet uns nun zu der von Friedrich Delitzsch angeregten Frage, ob in den Paradiesströmen ebenfalls ein sagenhafter Niederschlag der babylonischen berühmten Bewässerungsanlagen zu erblicken sei. Dillmann hat in seinem Genesiskommentar eine scharfe Polemik gegen Delitzsch gerichtet, und wenn dieser seine Ansicht mit topographischen Einzelbelegen zu stützen sucht, so scheint sein Standpunkt freilich anfechtbar. Anders verhält es sich, wenn man sich damit begnügt, überhaupt die Vorstellung des Kanalnetzes mit dem Paradies in Verbindung zu bringen, mit Verzicht auf detaillierte Identifikationen. Jesus Sirach (24, 34 ff.) vergleicht die aus dem Gesetz strömende Weisheit mit überquellenden Wasserbächen; sie fliefst 'wie das Wasser Pison, wenn es grofs

[1]) Winckler a. a. O. S. 108 f. [2]) Vgl. Jensen, Kosmol. d. Babyl. 169. [3]) Winckler II 279.

[4]) Zeitschr. f. Assyriologie IV 361 ff. Vgl. die vier Örter des Erdreichs Jesaia 11, 12, Ezech. 7, 2, ferner bei Sacharja I 18 ff. die vier Hörner, d. i. Völker, die vier Schmiede u. s. w. Gunkel, Schöpfung S. 122 erkennt darin babylonischen Einflufs.

[5]) Doch vgl. Zöckler, Beweis des Glaubens 1895 S. 323.

[6]) Berger I 65. 67. [7]) Strabo I 65.

Digitized by Google

ist, und wie das Wasser Tigris, wenn es übergehet im Lenze'. Fast wörtlich wird gleich darauf vom Euphrat, Jordan und Nil dasselbe gesagt. Dann heifst es (V. 40 ff.): 'Es fliefsen von mir viele Bächlein in die Gärten, wenn man das Wasser hineinleitet. Da wässere ich meinen Garten und tränke meine Wiese. Da werden meine Bächlein zu grofsen Strömen, und meine Ströme werden grofse Seen.' In dem schönen Kapitel des Jesus Sirach wird die Weisheit selbst redend eingeführt und vergleicht sich u. a. mit den überquellenden Strömen; drei der genannten Ströme, Euphrat, Tigris und Pison stimmen mit dem Genesisbericht überein; also darf man annehmen, dafs der Verfasser hier der Paradieserzählung gedachte. In dieser ist die Reihenfolge der Flüsse folgende: Pison, Gihon, Tigris, Euphrat. Bei Jesus Sirach folgen auf Pison, Tigris und Euphrat noch Jordan und Nil. Da nun der Gihon mit dem Nil gleichgesetzt wird, so hätten wir hier alle vier Paradiesströme und aufserdem noch den Jordan. Dann führt die Weisheit also (V. 40 ff.) noch einmal aus, wie viel Bäche, Flüsse nnd Meere von ihr ausgehen, d. h. wie ihre Macht in alle Teile der Welt reiche. Hier ist die deutliche, bewufste Anlehnung an das Kanalsystem unverkennbar. Es liegt nahe, zu glauben, dafs auch in der Genesisstelle etwas Entsprechendes vorgeschwebt habe, gleichsam mit der Tendenz, durch die Flufsläufe eine Emanation des göttlichen Geistes in alle Länder durchschimmern zu lassen.

Die Überschwemmungen und Wasserregulierungen in Mesopotamien brachten es mit sich, dafs auch die Priester als Astrologen rücksichtlich der Jahreszeiten u. s. w. ein lebhaftes Interesse an diesen Kanalbauten nehmen mufsten, wie C. F. Lehmann (s. o.) bemerkt hat. Eine sakrale Bedeutung liegt auch der Erzählung von der Spaltung des Gyndes zu Grunde.[1]) Ein der Sonne geweihtes Rofs war in dem Flusse Gyndes ertrunken, zur Strafe dafür teilte der König diesen in 360 Arme. Die Wichtigkeit der Zahl 360 im babylonischen Kultus ist bekannt. Dafs an Kanäle zu denken ist, haben die Erklärer längst gesehen, indessen liegt vermutlich noch ein anderer, mythischer Bestandteil zu grunde, der nicht minder deutlich hervortritt, wenn es bei Jesaias 11, 15 heifst, der Herr werde die Zunge des Meeres in Ägypten verbannen und den Strom zu sieben Bächen schlagen, dafs man mit Schuhen hindurchgehen mag (vgl. Herod. a. a. O. *ἐπηπείλησε οὕτω δή μιν ἀσθενέα ποιήσειν, ὥστε τοῦ λοιποῦ καὶ γυναῖκάς μιν εὐπετέως τὸ γόνυ οὐ βρεχούσας διαβήσεσθαι*; vgl. Josua 3, 13 ff. und Offenb. Joh. 16, 12: 'Und der sechste Engel gofs aus seine Schale [d. i. der Zorn Gottes] auf dem grofsen Wasserstrom Euphrat; und das Wasser vertrocknete, auf dafs bereitet wurde der Weg den Königen vom Aufgange der Sonne'). Es tritt hier immer der Gedanke zu Tage, dafs das frevlerische Gewässer wie ein aufrührerischer Titan von der Gottheit besiegt wird. Man denkt wieder an Marduks Kampf gegen Tiâmat.[2]) Wenn der Herr das Meer

---

[1]) Herodot I 189. — Duncker, G. d. Altert. IV[5] 361 hat das nicht erkannt.

[2]) Der unbotmäfsige Hellespont wird von Xerxes gefesselt und gegeifselt. Den Peitschenschwinger vergleicht Winckler II 289 mit Marduk. (?) Die Fesselung des Meeres auch im Gebet Manasses 3. Vgl. auch das ägyptische Märchen von König Snefru.

zurücktreten läfst und das Volk der Israeliten trocknen Fufses hindurchschreitet, so ist wohl an Kanalanlagen nicht zu denken, wohl aber an denselben Kampf des Marduk. Somit stände die Erzählung vom Durchzug durch das rote Meer mit der babylonischen Schöpfung in gewisser Verbindung.

Nicht ganz richtig scheint mir Gunkel den Psalmisten gedeutet zu haben, der Ps. 74, 15 sagt:

Du hast gespalten Quelle und Bach,
Du hast vertrocknet uralte Ströme.

Dazu bemerkt Gunkel (S. 42), dessen Übersetzung ich anführe: '15 will anschaulich machen, wie frei Jahve mit dem «Meere» zu schalten vermocht hat; uralte Ströme legt er trocken, Quellen und Bäche hat er aufgebrochen, d. h. er machte Feuchtes trocken und Trocknes feucht.' Unter den genannten Strömen, meint er, seien nicht perennierende Ströme, sondern die Ströme des Urmeeres zu verstehen. Gewifs bestand für jene Orientalen zwischen Meer und Strom kaum ein Unterschied, so wenig wie zwischen Strom und Kanal.[1]) Indessen scheint obige Psalmenstelle denn doch mehr auf künstliche Wasserwerke, auf Stromspaltungen nach Art des Gyndes mit sakraler Ausschmückung hinzudeuten. Durch Spaltung eben wird der Strom trocken gelegt. Aufserdem wäre der Vers eine unnötige Rekapitulation von V. 13, wo es schon heifst:

Du hast gespalten manchmal das Meer,
Hast zerbrochen die Häupter der Drachen im Wasser.

Im Rigveda teilen sich die Ströme vor dem bittenden Sänger und lassen ihn durch das Flufsbett ziehen, ähnliche Flufsdurchgänge finden sich in den Veden verschiedene Male.[2]) Die Sänger verstanden es, der Sage eine ihren Stand verherrlichende Wendung zu geben. Der Amorrhus läfst Sand statt des Wassers fliefsen, damit Alexander ihn durchschreiten könne (Diod. II 17; Winckler II 107). Die Achelooslegenden müssen auch hier herangezogen werden. Diodor erzählt den Kampf des Flufsgottes mit dem Herakles und berichtet dann, Herakles habe aus Gefälligkeit gegen die Kalydonier den Acheloos abgeleitet und durch die Änderung des Flufslaufs neues fruchtbares Land gewonnen. Daran hätten dann die Sagenbildungen angeknüpft. Ähnliches findet sich auch bei Strabon[3]), anch bei ihm sehen wir mythische Umrankungen der landbefruchtenden Wasserkünste, wie man denn überhaupt reich bewässerte Parkanlagen in Anlehnung hieran *κέρας Ἀμαλθείας* nannte.[4]) Übrigens fehlt die Kunde der Parkbewässerung bei Homer durchans nicht. Der vor dem schäumenden Skamander fliehende Achill wird mit einem *ἀνὴρ ὀχετηγός* verglichen, der (*Φ* 257 ff.)

---

[1]) Tiele, Babyl.-Assyr. Gesch. I 54 f.

[2]) S. Kägi, Der Rigveda[2] S. 63 und 109. Vgl. Ovid. Am. II 6.

[3]) X 458: *παραχώμασί τε καὶ διοχετείαις βιάσασθαι* (sc. *αὐτὸν*) *τὸν ποταμὸν πλημμελῶς ῥέοντα καὶ πολλὴν τῆς Παραχελωίτιδος ἀναψύξαι.* Vgl. O. Müller, Orchomenos[2] S. 380 über die Aloaden als Kanalgräber u. s. w.

[4]) Wentzel bei Pauly-Wissowa s. v. Amaltheia.

ἀπὸ κρήνης μελανύδρου
ἂμ φυτὰ καὶ κήπους ὕδατι ῥόον ἡγεμονεύῃ
χερσὶ μάκελλαν ἔχων ἀμάρης ἐξ ἔχματα βάλλων.
τοῦ μέν τε προρέοντες ὑπὸ ψηφῖδες ἅπασαι
ὀχλεῦνται· τὸ δέ τ' ὦκα κατειβόμενον κελαρύζει
χώρῳ ἔνι προαλεῖ φθάνει δέ τε καὶ τὸν ἄγοντα.

Gleich darauf wird in Fortführung des Bildes geschildert, wie der nördliche Frühlingshauch den frischgewässerten Garten austrocknet (*Φ* 346 f.). Auch die beiden Quellen im Garten des Alkinoos gehören hierher. Nausikaa erzählt dem Odysseus (*ζ* 291 ff.) von dem Hain der Athene:

δήεις ἀγλαὸν ἄλσος Ἀθήνης ἄγχι κελεύθου
αἰγείρων· ἐν δὲ κρήνη νάει, ἀμφὶ δὲ λειμών·
ἔνθα δὲ πατρὸς ἐμοῦ τέμενος τεθαλυῖά τ' ἀλωή,
τόσσον ἀπὸ πτόλιος ὅσσον τε γέγωνε βοήσας.

Die Quelle ist offenbar als erste Ursache für die Parkanlage des Alkinoos gedacht. In dem Garten s e l b s t erscheinen zwei Quellen (*η* 129 ff.), von denen die eine sich durch den ganzen Park verbreitet, die andere zum Palast fliefst und den Bürgern als Brunnen dient. Man braucht den Widerspruch nicht durch den Hinweis auf den vermntlich späteren Ursprung von *η* 112 ff. zu entschuldigen; es handelt sich, wie die Zweckmäfsigkeit der Wasserverteilung zeigt, um künstliche Anlagen. So war diese Vorstellung als poetisches Element über die mesopotamische Heimat hinausgedrungen, und es ist kaum zu bezweifeln, dafs auch für die Paradiesströme Ähnliches vorausgesetzt werden darf. Das *τετραμμέναι ἄλλυδις ἄλλη* neben dem *πλησίαι ἀλλήλων* auf Ogygia (*ε* 71 f.) mutet übrigens auch wie die Beschreibung einer von Menschenhand geschaffenen Anlage an. Schliefslich könnte man sogar in den komplizierten Wasserläufen des Hades[1]), wo der Kokytos sich von der Styx abzweigt und in den Acheron fliefst, ein Analogon dazu finden.[2]) Ptolemäus bezeichnet in seiner Geographie die Nebenflüsse gewöhnlich als Abzweigungen vom Hauptflufs und folgt damit vielleicht einer Landessitte[3]), die gerade auf der altüberlieferten Gewohnheit künstlicher Stromregulierung bernhen könnte.[4])

Von dem höchsten Berge der Welt, dem Hara-bere-zaiti, flossen nach eranischer Sage 10000 Kanäle, dnrch welche das in der Welt befindliche Wasser gereinigt[5]) auf den gegen Norden gelegenen Berg Zukairya fliefst.[6]) Zweifellos liegen auch hier verwandte Vorstellungen zu Grunde.

---

[1]) Heyne, Excurs. IX ad Verg. VI: *Notionem me non satis claram talis locorum situs habere lubens fateor.*

[2]) *K* 513 f.; Platon a. a. O. und Axiochos § 19; Lucian, *π. πένθους* § 3; Nitzsch, Anm. z. Odyssee III 156 ff.

[3]) Berger IV 150; Schweinfurth, Im Herzen Afrikas I 173 f.

[4]) Vgl. Herod. IV 56: *ἕβδομος δὲ Γέρρος ποταμὸς ἀ π έ σ χ ι σ τ α ι μὲν ἀπὸ τοῦ Βορυσθένεος.* Der Hypanis fliefst *σχιζόμενος* teils in die Mäotis, teils in den Pontos. Vgl. Alex. Polyhist. F. H. G. I 232 Fr. 37.

[5]) Vgl. die Aristotelische Ansicht von der Durchseihung des Nils. Berger III 50.

[6]) Spiegel, Eran. Altertumsk. I 191

Zusammenfassend wird man sagen können, dafs zwischen der Beschreibung der Paradiesströme und den griechischen Hadesflüssen Analogien bestehen, und dafs die Ähnlichkeiten anderer Flufsmythen nnd volkstümlicher geographischer Vorstellungen ihre Wurzel in Babylonien zu haben scheinen, dafs endlich Delitzsch mit seiner Erklärung des Paradieses zum Teil Recht hat. Die Anlage reichbewässerter Parks war im Orient immer heimisch gewesen, sie dienten wie derjenige zu Daphne bei Antiochia teils heiligen Zwecken, teils dem Vergnügen. Bei den Griechen wurden sie zwar durch Xenophon u. a. bekannt, fanden aber erst in hellenistischer Zeit Nachahmung.[1]) Homers Schilderungen[2]) mögen, wie so viele babylonische Kulturelemente auf fremdem Boden, durch phönikische Vermittelung vorbereitet gewesen sein.[3]) — Endlich lassen sich noch meiner Meinung nach mannigfache symbolische sakrale Handlungen auf den Kampf des babylonischen Gottes mit dem Meerdrachen Tiâmat zurückführen, wodurch Gunkels Ansicht über die Entstehung des biblischen Schöpfungsberichts neue Stützpunkte erhält.

Übrigens scheint die Gestalt des Poseidon einige Züge mit dem meerbeherrschenden Hauptgott der Babylonier gemeinsam zu haben. Wenn er mit seinem Wagen über die Flut dahinrollt und das empörte Element mit drohendem Dreizack nach Vergils schöner Schilderung zur Ruhe weist, wenn er als *ἀσφάλιος* die Seefahrer vor den Unbilden der Flut beschützt, wenn er als Gott des festen Grundes Städte baut und Mauern türmt und mit anderen Gottheiten ringend auf gewissen Teilen der Erde festen Fufs zu fassen sucht (Pausan. I 26, 5 u. a.)[4]), so erinnert das an den Tiâmatbesieger und Schöpfer des Kontinents Marduk. Anderseits erinnern die Helden, die zur Befreiung Hesiones nnd Andromedas die Meerungeheuer (vgl. Leviathan) besiegen, ebenfalls an Marduk. Der Kultus des Poseidon in Rhodos war übrigens nicht ganz frei von phönikischen Elementen. Der karische, dem Poseidon verwandte Meergott Osogos wurde von den Griechen erst Zeus, dann *Ζηνοποσειδῶν* genannt (Preller-Robert a. a. O.), sodafs ihm eine Art von Oberherrschaft über die übrigen Götter eigen gewesen sein mufs. Wenn es bei Habakuk 3 (nach Gunkels metrischer Übersetzung, Schöpfung und Chaos S. 105) heifst:

Ist gegen die Ströme dein Zorn entbrannt,
Oder gegen das Meer, Jahve, dein Grimm,
Dafs du aufs Meer deine Rosse treten läfst,
Deinen Wagen auf Wasserschwall (vgl. Ezech. 28, 2),

so ist die Änlichkeit mit Poseidon, wie ihn Vergil und Ovid (Met. I 330) u. a. schildern, unverkennbar. Auch Leukothea, die Meerbeherrscherin (Roscher, Myth. Lex. II 2, 2012), deren Schleier die Wogen stillt nnd bändigt, mag im Grunde mit diesen Gestalten familienverwandt sein. — Hephästos schlägt auf Heras Wunsch mit gewaltigem Fenerbrand den tosenden Skamander nieder, um den überschäumenden einzudämmen (*Φ* 345 ff.):

---

1) Smith, Religion der Semiten S. 133. 2) Vgl. auch *Θ* 306 *Σ* 561 *X* 147.

3) Jensen, Keilinschriftl. Bibl. VI 2; Bérard, Revue archéologique 1902 S. 401 ff.

4) Vgl. Preller-Robert, Griech. Mythol. I[4] 580 ff.; Jensen a. a. O. 243.

πᾶν δ' ἐξηράνθη πεδίον, σχέτο δ' ἀγλαὸν ὕδωρ.
ὡς δ' ὅτ' ὀπωρινὸς Βορέης νεοαρδέ' ἀλωὴν
αἶψ' ἀγξηράνῃ· χαίρει δέ μιν ὅς τις ἐθείρῃ·
ὣς ἐξηράνθη πεδίον.

Biblische Belege für Austrocknung des Meeres u. s. w. s. bei Gunkel, Schöpfung S. 98. Die Homerstelle mit dem Gleichnis vom Garten (s. o.) atmet orientalische Luft. Die ganze *μάχη παραποτάμιος* macht den Eindruck, als ob der Dichter hier in erhabenster Stimmung gewesen sei. Gewaltige Töne scheinen in seiner Seele an- und nachzuklingen. Er schildert im weiteren, wie die Ufer des zischenden Stromes in Rauch und Flammen aufgehen, 353:

τείροντ' ἐγχέλυές τε καὶ ἰχθύες οἳ κατὰ δίνας,
οἳ κατὰ καλὰ ῥέεθρα κυβίστων ἔνθα καὶ ἔνθα
πνοιῇ τειρόμενοι πολυμήτιος Ἡφαίστοιο.

Die Phantasie des Dichters erglüht mit dem kochenden Strome. Er steht unter dem Bann orientalischer Phantastik. Man kann in den homerischen Gedichten, besonders in der Odyssee, vielleicht scheiden zwischen den Teilen, in denen seine Phantasie von farbigen, exotischen Eindrücken erfüllt ist, wie z. B. die Abenteuer des Odysseus, die Götterszenen in der Ilias u. a., und anderen Teilen, wo er, um einen modernen Kunstausdruck zu brauchen, Heimatspoesie giebt. In der zweiten Hälfte der Odyssee weht gleichsam ein Hauch der Heimat. Der Dichter, gestärkt vom Erdgeruch des trauten Mutterbodens seines ihm so werten, doch an sich (besonders im Vergleich zum strahlenden Morgenlande) noch ärmlichen Griechenlands, schildert, was er mit Augen um sich sieht. Die metallbeschlagenen Wände im Palast des Alkinoos waren im Orient heimisch, in Hellas noch seltenere Nachahmung; der originale Schöpfergeist hellenischer Kunst war erst im Keimen begriffen. Sonst sah es in Griechenland wohl arm und dürftig aus, die mykenischen Paläste waren spärlich gesät, die Bauerngehöfte herrschten vor. Daher der trauliche, ins einzelne sich verlierende Realismus in der zweiten Hälfte der Odyssee. Der Dichter legt den heroischen Kothurn ab, er geht auf ebener, griechischer, nicht mehr halborientalischer Erde, er schildert als Naturalist, was er sieht, was er lernt und liebt; er wird zum erstenmal Schilderer der Wirklichkeit und somit vielleicht zum erstenmal wahrer Künstler und Dichter.[1]) Wer, wie Jensen, jetzt im Homer orientalischen Spuren nachgeht, dürfte in diesen Odysseepartien wahrscheinlich die geringste Ausbeute finden, und wer den lohnenden Versuch wagen sollte, aus den homerischen Gedichten eine Litteraturgeschichte des homerischen Zeitalters zu abstrahieren, würde auch hier den normalen Verlauf von der Anlehnung an die Antike, d. h. hier also den Orient, zur nationalen, freischaffenden Eigenkunst nachweisen müssen. Leider kann in diesem Rahmen solchen Ideen nicht weiter nachgeforscht werden. — Dafs aber obige Iliasstelle östliche Einwirkungen zeigt, scheint mir aus Stellen hervorzugehen wie Jesaia 50, 2 (Gunkel S. 98):

---

[1]) So folgte auf das mhd. höfische Epos — Meier Helmbrecht.

Digitized by Google

Durch mein Schelten vertrockne ich das Meer,
Mache Ströme zur Wüste,
Dafs ihre Fische verdorren ohne Wasser
Und ihr Getier auf durstigem Lande (vgl. Φ 353 ff.),

oder Ezechiel 29, 4 f.: 'Ich will dich aus deinem Strom herausziehen samt allen Fischen in deinen Wassern — Ich will dich mit den Fischen aus deinen Wassern in der Wüste wegwerfen.' Ein babylonisches Mittelglied scheint noch nicht gefunden zu sein. Sowohl an die alttestamentliche wie an die griechische Theophanie des Meerbeherrschers erinnert Marduks Aufbruch zum Kampf gegen die Tiâmat. Die biblischen Anklänge hat Gunkel schon hervorgehoben, mir scheint aber auch Poseidon eine starke Ähnlichkeit mit dem babylonischen Gotte aufzuweisen, wenn dieser, mit dem doppelten Dreizack[1]) bewaffnet, den von einem Viergespann gezogenen Wagen besteigt und der Tiâmat entgegenfährt (Zimmern a. a. O. 411, 37 ff.). — Man könnte auch Apk. Joh. 8, 8 heranziehen, wo erzählt wird, wie 'ein grofser Berg mit Feuer brennend ins Meer fuhr' und den dritten Teil der im Meer lebenden Wesen tötete. Übrigens bewirkt auch der Leviathan, dafs das Meer siedet 'wie ein Topf' (Hiob 41, 23). Alle diese Züge tragen ein verwandtschaftliches Gepräge an der Stirn.

Gunkel zieht auch die Offenbarung Johannis heran. Der gefesselte Drache wird einst aus der Abyssus, an die er gebannt ist, zurückkehren und der Welt aufs neue Verderben bringen. Das wäre also der κατακλυσμός der Stoa.[2]) Diesen ältesten Neptunisten standen wohl schon in frühester Zeit Vulkanisten gegenüber, die von feurigen Erdausbrüchen das Ende der Dinge erwarteten. Ein Niederschlag dieser Ansicht ist die Gigantomachie[3]) und, philosophisch geläutert, Heraklits' ἐκπύρωσις. Einen Kompromifs zwischen beiden Richtungen stellt die Meinung vom Sommer und Winter des grofsen siderischen Jahres dar, die nun abwechselnd Flut und Weltbrand mit sich bringen. Seneca[4]) beruft sich für diese Lehre auf Berossus (vgl. F. H. G. II 510 Fr. 21), sie darf wohl für babylonisch gehalten werden. Nun hat Gunkel die Johannesapokalypse teilweise mit solchen Vorstellungen in Verbindung gebracht. Ob auch die vier an den Euphrat gefesselten Engel[5]) hierher gehören, darüber wage ich nicht zu urteilen. Man identifiziert sie oft mit den vier Winden[6]), die 7,1 erwähnt werden. Aber oft ist auch schon hervorgehoben worden, wie verschieden beide Stellen voneinander sind; 7, 1 stehen die Engel an den vier Weltenden und halten die Winde zurück, 9, 14 dagegen sind sie vereinigt und selbst gefesselt. Aufserdem hebt Iselin[7]) hervor, dafs die 7,1 erwähnten Winde ja schon 8,5—11 entfesselt sind. Die Stelle hat die verschiedensten Deutungen erfahren.[8]) Die gefesselten Engel vergleicht Iselin (a. a. O.) mit den in der

[1]) S. Zimmern bei Gunkel, Schöpfung S. 411 Anm. 2.
[2]) Sen. Quaest. nat. III 27 ff.; Zeller III 1, 156. [3]) Gruppe S. 433.
[4]) Quaest. nat. III 27 ff. Censorin. D. nat. 18, 11. [5]) Offenbarung Johannis 9, 14.
[6]) Bousset, Die Offenbarung Johannis, Göttingen 1896, S. 353 ff.
[7]) Theolog. Zeitschrift aus der Schweiz IV (1887) S. 64.
[8]) Weizsäcker, Das apostolische Zeitalter[3] 1902 S. 489. 494 ff. u. a.

Esraapokalypse[1]) erwähnten vier Königen, die ebenfalls an den Euphrat gefesselt sind. Im Henochbuch finden sich Sterne, die wegen Nichtbeachtung der ihnen bestimmten Umlaufszeiten gefesselt wurden. Andere Engel werden wegen Übertretung göttlicher Gesetze an öde Orte gefesselt und gemahnen in der weiteren Entwickelung der sie betreffenden Sagen an die Giganten und Prometheus.[2]) Eine erschöpfende Deutung dieser schillernden, ineinander übergehenden Sagenelemente scheint unmöglich, mag man die zeitgeschichtliche Deutung mit Gunkel nun verwerfen oder mit Dillmann, Weizsäcker u. a. beibehalten. Aus all diesen Einzelzügen tritt als das Gemeinsame der Kampf der göttlichen Macht gegen subalterne Kräfte, die Bändigung aufrührerischer Gewalten hervor. Der Gunkelsche Gedanke hat wohl auch für diesen Sagenkomplex Geltung. Ob etwa bei den vier gefesselten Engeln am Euphrat an die sich befreiende Tiâmat zu denken ist, die ihre Ströme aussendet, um die Welt zu überschwemmen, läfst sich nicht entscheiden.[3]) Die folgenden Wirkungen der Engel (Apk. 9, 15 ff.) sprechen freilich nicht gerade dafür, doch liegen an der Stelle offenbar mehrere Sagenschichten übereinander. Man könnte auch an Indra denken, der die Flüsse von den Felsen befreit.[4]) Auch die Sintflut entsteht zum Teil dadurch, dafs 'alle Brunnen der grofsen Tiefe' aufbrechen (Genes. 7, 11). Näher liegt es freilich, an Gestirne zu denken, wenn besonders hervorgehoben wird, dafs die Engel gelöst wurden, als sie 'bereit standen auf Stunde, Tag, Monat und Jahr' (Apk. Joh. 9, 14). Genaue Festsetzung der Zeiten findet sich ja offenbar als Niederschlag babylonischer Astronomie in der Henochapokalypse (Kap. 72 ff.). Da wird auch von den Herren der Sterne geredet und ihren vier Führern, welche darüber wachen, 'dafs sie zu ihren bestimmten Zeiten, in ihren Ordnungen, ihren Fristen und Monaten und Herrschaftszeiten und an ihren Stellen eintreten'.[5]) Auch die vier Engel am Euphrat und die vier Könige bei Esra führen Heerscharen an, der Parallelismus ist beachtenswert. Henoch Kap. 18, 14 ff. wird das Gefängnis der Sterne beschrieben, 'welche den Befehl Gottes übertreten haben vor ihrem Anfang, weil sie nicht in ihrer bestimmten Zeit gekommen sind'. Kap. 21, 3 ff. sind sieben Sterne an einen Ort gebunden, weil sie ebenfalls das Gebot Gottes übertreten haben. Gleich darauf folgt die Beschreibung des Gefängnisses, in dem die Engel gefangen gehalten werden. Also Engel und Sterne stehen sich hier recht nahe.[6]) So wird auch Apk. Joh. 9, 14 etwas Astronomisches als erste Grundbedeutung anzunehmen sein, an die sich dann spätere zeitgeschichtliche Deutungen anschliefsen konnten. Ob

---

[1]) Zeitschr. f. alttest. Wiss. 1886 S. 205 Kap. 6.

[2]) Henoch K. 8, 16 u. a.; Gunkel, Genesis 1901 zu 6, 1.

[3]) Die Erweckung des Leviathan und des Meeres aus dem tiefen Zauberschlaf und die den Vorgang begleitenden Naturerscheinungen (Hiob 3, 8 ff. 41, 1) empfehlen eine solche Annahme, vgl. Ezech. 47. Jensen, Keilinschr. Bibl. VI 308.

[4]) Oldenberg, Religion des Rigveda S. 51.

[5]) Kap. 81, 10 ff.

[6]) Vgl. Dillmann S. 256 zu Kap. 86, 1.

die Anschauung von den Übertretungen der Gestirne mit meteorischen Erscheinungen zusammenhängt, steht dahin, wahrscheinlich ist es allerdings.[1])

Übrigens scheinen die vier Engel, die Apk. Joh. 7, 1 an den vier Ecken der Erde stehen und die vier Winde halten, offenbar im Netz (Ähnliches in der Henochapokalypse 18), auf uralter Tradition zu beruhen. Denn auch im babylonischen Schöpfungsepos werden die vier Winde mit einem Netz, wenn auch auf etwas andere Weise, in Verbindung gebracht:

> Er machte ein Netz, das Ungetüm Tiâmat zu fangen,
> Die vier Winde stellte er hin, dafs sie ja nicht entkäme,
> Liefs Südwind, Nordwind, Ostwind, Westwind
> Treten an das Netz, das Geschenk seines Vaters Anu.

Nachher wird Tiâmat dann in diesem Netz gefangen (Zimmern bei Gunkel S. 411 f.). Die Stelle ist jedenfalls für Apk. Joh. 7, 1 ff. in Betracht zu ziehen. An die im Netz gefangene Tiâmat erinnern vielleicht die vielen Berichte über geknebelte und gefesselte Meergötter oder auch Landungeheuer bei den Griechen (Proteus, Nereus, Kerberos, erymanth. Eber, nem. Löwe u. a.; parodistisch Ares und Aphrodite in der Odyssee).

Agamemnon erliegt dem Ägisth, nachdem ein ihm über das Haupt geworfenes Gewand (ohne Ärmel und Kopfloch! Gruppe S. 701 Anm.) ihn wehrlos gemacht hat. Herakles geht in den Falten des Nessusgewandes zu Grunde. Vielleicht besteht zwischen all diesen und ähnlichen Sagenmotiven ein dunkler, längst in Vergessenheit geratener Zusammenhang. Der gefangene und gefesselte Leviathan (Hiob 40, 41) gehört natürlich in erster Linie in diesen Vorstellungskreis hinein. Ein Gegenstück dazu bilden Simson und Herkules, die die Fesseln der Philister und des Busiris zerreifsen und ihre Peiniger besiegen.

[1]) Vgl. auch Grünbaum, Zeitschr. d. deutschen morgenl. Gesellschaft 1871 S. 231.

Digitized by Google

DIE TEXTÜBERLIEFERUNG IN DEMOSTHENES OLYNTHISCHEN REDEN

Von Friedrich Blass

Bereits im 3. Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 416 ff.) habe ich ausgeführt, dafs für die attische Kunstprosa, die rednerische insonderheit, als wichtiges Erkennungsmittel vorhandener Schäden, welches auch für die Heilung Weisungen geben kann, die prosaischen Rhythmen ganz wesentlich in Betracht kämen, sobald sie nur richtig und sicher erkannt seien. Seither habe ich diesem Gegenstande eine eigene, bei Teubner 1901 erschienene Schrift gewidmet. Mir selbst und anderen, die sich zu suchen entschliefsen — und es giebt bereits solche —, bestätigt sich die Sache immer mehr; es giebt freilich auch Leute, die sich sehr fest entschlossen haben, nicht daran zu glauben. In der Revue des études grecques 1901 behauptet in einer Anzeige meines Buches ein Ungenannter, dafs die Alten, einschliefslich des Aristoteles, den rednerischen Rhythmus wesentlich in das Gleichgewicht (*le balancement*) der Perioden und Glieder setzten. Da mag also bei Aristoteles und bei Cicero u. s. w. stehen was da will: um das Problem loszuwerden, welches durch sie gegeben wird, behauptet man etwas augenscheinlich Falsches. Mehr noch, dieser Rezensent vermifst sich auch, mit meinen Mitteln die Anabasis in Rhythmen bringen zu können. *Δαρείου* — aufserhalb des Rhythmus. *Καὶ Παρυσάτιδος γίγνονται* … = *πρεσβύτερος μὲν Ἀρταξέρξης*, ‿ ‿ ‿ ‿ ‿ ‿ ‿ ‿ ‿. Also *Πᾰρῠσάτιδος*? Der Rezensent hält sich bei so etwas nicht auf; indes nach Justi ist wirklich *paru* = *πολυ*, also ‿‿, und *σατι* ist *śiyâti* 'Wonne', also ‿‿, so dafs die Quantität richtig aus dem Rhythmus erschlossen ist. Zwischen *γίγνονται* und *πρεσβ.* steht *παῖδες δύο*, = *νεώτερος* nach *Ἀρταξ.* (aba'b'). Dann *δὲ Κῦρος. ἐπεὶ δ' ἠ-* = *-σθένει Δᾱρεῖος καί*, wenn man nämlich *-ρος* durch die Pause lang werden läfst und das *ει* in *Δαρεῖος* vor dem folgenden Vokal verkürzt. Und dann ist der Mann zu Ende: er kann nicht weiter. Das ist nun im übrigen blofse Karikatur meines Verfahrens, so dafs es sich nicht verlohnt sich dabei aufzuhalten; aber die eine Korrespondenz: *καὶ Παρ. γίγν.* = *πρεσβ. μὲν Ἀρταξ.* giebt mir zu denken, nicht als ob sie nicht Zufall sein könnte, aber weil sie es vielleicht doch nicht ist. Rein durch Zufälle wurde ich darauf geführt, dafs Demetrios der Rhetor (*περὶ ἑρμηνείας* § 3) das *δύο* ausläfst, und zwar so, dafs über seine Lesung der Stelle kein Zweifel sein kann — er teilt in Kola ein und rechnet das erste Kolon bis *παῖδες*, zweimal, nicht einmal, das andere von *πρεσβύτερος* an —; darnach aber wird *Δαρείου καὶ Πᾰρῠσάτιδος γίγνον-* = *-ται παῖδες πρεσβύτερος μὲν Ἀρταξέρ*(ξης), ‿ ‿ ‿ ‿ ‿‿ ‿ ‿ ‿ ‿ ‿. Noch nicht genug: mein leider scheidender Kollege E. Meyer, dem ich dies mitteilte, bemerkte

seinerseits, dafs δύο auch sachlich falsch, mindestens arg mifsverständlich sei; siehe Plutarch, Artax. 1: *Δαρείου καὶ Παρυσάτιδος παῖδες ἐγένοντο τέσσαρες, πρεσβύτατος μὲν* u. s. w. Xenophon mufste wissen, dafs Kyros noch jüngere Brüder hatte, von denen er ja nicht zu reden brauchte; aber er durfte nicht δύο setzen, welches sie für das gewöhnliche Verständnis von der Existenz ausschlofs. Streichen wir es aber, so haben wir zu Anfang der Anabasis thatsächlich Rhythmen. Das giebt weiter zu denken; denn wer sagt schliefslich, dafs die Anabasis nicht in Rhythmen komponiert oder überhaupt keine Kunstprosa sei? Sollte der französische Rezensent, welcher doch suchte — mit der Absicht nicht zu finden, aber immerhin suchte — wirklich etwas gefunden haben? Unsere Deutschen geben sich überhaupt nicht die Mühe zu suchen. E. Norden hat nun schon die zweite Rezension oder Anzeige meines Buches geschrieben und sich dabei immer noch von den Thatsachen in vorsichtiger Entfernung gehalten. Da ich die Rhythmen der Attiker nicht an Perioden und Kola binde (während ich bei Cicero und dessen griechischen Zeitgenossen natürlich anders verfahre), so behauptete er zunächst (in den Göttinger Gel. Anzeigen), dafs dies gegen Aristoteles sei, welcher ausdrücklich sage (Rhet. III Kap. 9): *ἀριθμὸν ἔχει ἡ ἐν περιόδοις λέξις.*[1]) Da verwechselte Norden also wohl *ἀριθμός* und *ῥυθμός*. Und darauf aufmerksam gemacht, citiert er in der zweiten Anzeige (Monatschrift für höhere Schulen I 95) noch einen anderen Aristotelischen Satz (das. Kap. 8): *ὁ τοῦ σχήματος τῆς λέξεως ἀριθμὸς ῥυθμός ἐστι*; also die Perioden haben Zahl und der Rhythmus hat Zahl; demnach ist der Rhythmus an die Perioden gebunden. Wozu ein Kollege von mir bemerkte, dafs Schopenhauer diese Art zu schliefsen so persifliert habe: ein Mensch hat zwei Beine; eine Gans hat zwei Beine; also ist der Mensch eine Gans. O. I(mmisch) aber, im Lit. Centralblatt 1902 Nr. 24 Sp. 804 ff., bleibt zwar den Thatsachen nicht so fern wie Norden; indes — vom eigenen Suchen gar nicht zu reden — studiert hat er die Thatsachen nicht. Das ist schon daran klar, dafs er es für eine gelegentliche, dem Zufall sein Spiel erleichternde Licenz hält, wenn ich auslautende lange Vokale oder Diphthonge vor Vokal verkürze. Nicht Licenz ist dies, sondern Regel, die nur in der Pause hie und da Ausnahmen erleidet; es mufste Regel sein, indem *τοῦ ἀνδρός* – – –, *δοκεῖ εἶναι* ⏑ – – – dem griechischen Ohre ebenso greulich gewesen wäre wie *δὲ ἔδοξε* ⏑ ⏑ – ⏑. Beweis die gesamte nachhomerische Poesie, die nirgends dergleichen hat, sondern die Kürzen elidiert und die Längen verkürzt, soweit sie überhaupt den Zusammenstofs langen Auslauts mit vokalischem Anlaut zuläfst. Ich gebe zu, dafs wenn man bei einem Autor wie Platon, der voll Hiaten ist, die Freiheit hätte, auslautende Kürzen vor Vokal unelidiert zu lassen und auslautende Längen lang, man damit sehr viele, vom Autor nie beabsichtigte Rhythmen zu stande bringen könnte. Aber diese Freiheit existiert eben nicht, und überhaupt ist die Summe der Freiheiten nicht gröfser als bei den Dichtern auch, den

[1]) Vgl. dazu Problem. XIX 15: *ἡ δ' ἀντίστροφος ἁπλοῦν· ἀριθμὸς γάρ ἐστι καὶ ἑνὶ μετρεῖται.* Mit der antistrophischen Komposition aber wird die periodische in der Rhetorik verglichen.

nachhomerischen meine ich. Wenn man also mit diesen und keinen anderen Freiheiten diese Prosa rhythmisieren kann, dann ist sie auch als rhythmisch beabsichtigt; Zufall kann das nicht zuwege bringen.

Es kommt nun wirklich bei solcher rein negierenden Kritik, wie sie Norden und Immisch und jener Franzose üben, für die Sache nicht das Mindeste heraus, aufser etwa durch Zufall wie bei dem Franzosen. Ganz anders geartet ist die Kritik, wie sie mir meine Kollegen hier, insbesondere W. Dittenberger, und auch sonstige Freunde wie E. Bruhn in Frankfurt a. M. haben angedeihen lassen. Dafs etwas Richtiges gefunden sei, gab Dittenberger bereitwilligst zu; dafs alles gefunden sei, oder alles von mir vermeintlich Gefundene so richtig, das bezweifelte er, und in der That mit Recht. Als ich mein Buch schrieb, glaubte ich auf der letzten Höhe zu sein, weil ich durch die gewonnene Freiheit von der rhetorischen Gliederung ein so mächtiges Stück emporgekommen war; in der That aber ging es noch etwas aufwärts, oder, ohne Bild, die gesamte Theorie bedurfte, wie Dittenberger sagte, noch der Revision und Verbesserung. Nicht in Bezug auf die eben erwähnte Freiheit, ohne die überhaupt nichts zu machen ist, was der Rede wert wäre (wie auch Dittenberger sofort zugab); vollends nicht in Bezug auf das Wesen des Rhythmus, der nichts ist als 'Ordnung' (τάξις) und Korrespondenz. Immisch bringt es zwar immer noch fertig, zu behaupten, dafs die Goethesche Zeile 'Cupido, loser, eigensinniger Knabe' in sich einen Rhythmus habe, obgleich sie nicht aus gleichen Teilen besteht; wenn ich diesen Rhythmus nicht fühlte, so sei mir freilich nicht zu helfen. Nun, wenn ⏑, –⏑, –⏑, –⏑, –⏑⏑, –⏑ (wie Goethe zerlegt) an sich rhythmisch ist, dann reden und schreiben wir alle in Rhythmen (–, –⏑⏑, –⏑⏑, –⏑⏑, –⏑, Mafs meines letzten Satzgliedes). Und ich soll, nach dem nicht genau lesenden und die Texte nicht vergleichenden Kritiker, Goethes Urteil über Goethes Gedicht korrigieren? Goethe soll behaupten, dafs die einzelne Zeile desselben an und für sich Rhythmus habe? Dann mufs ich ausschreiben, was bei Eckermann steht (II 75): 'die Verse' (die untereinander gleich sind) 'beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt'. Und dann wird von Goethe im Fortgang des Gespräches das Wort 'Takt' als Synonymum von 'Rhythmus' gebraucht. Gewifs, wenn es einen Takt ohne Wiederholung giebt — empirisch meine ich, nicht theoretisch —, dann und nur dann giebt es auch einen Rhythmus ohne Wiederholung. Trotz Platon (Phaedr. 237 B, Rhythm. S. 22) giebt dieser Platoniker keine Definition des Rhythmus, aber er verweist auf Wundts Völkerpsychologie u. dgl.; das soll für die griechische Prosa, *si dis placet*, mehr austragen als die griechische Poesie, auf die ich mich stütze und auf die sich Isokrates und die andern beziehen! Doch genug hiervon. Die Formen des Entsprechens: aabb(A), abba(B), abab(C) u. s. w., sind von mir empirisch aufgenommen und verstehen sich ziemlich von selbst. Es mag ja Immisch zuzugeben sein, dafs bei abb'a' der Rhythmus von a erst mit Ablauf von a' empfunden werden kann (nicht erkannt werden, wie er sagt, worum es sich überhaupt nicht handelt); indes wer kann denn in Pindars

Digitized by Google

erster olympischer Ode von dem Rhythmus der Strophe viel merken, ehe die Antistrophe da ist, und von dem der Epode, ehe die zweite Epode? Die Licenz des Daktylus = Tribrachys ist gleichfalls empirisch konstatiert und scheint auch in der Melik vorzukommen: Euripides Phoen. 796 *ἀσπιδοφέρμονα θίασον ἔνοπλον* = 813 *Οἰδιπόδα κατὰ δώματα καὶ πόλιν.* Andere Licenzen (außer bei der Anfangs- und bei der Schlufssilbe des Rhythmus) nehme ich nur sporadisch an, wahrscheinlich in meinem Buche zu oft; aber dies fällt nicht ins Gewicht. Das nun ist ziemlich die ganze Theorie; was also ist zu revidieren und zu bessern? Ja, an der Praxis etwas sehr Wichtiges, welches ich nicht lehre, aber übe, nämlich die Freiheit des Übergreifens der Rhythmen ineinander. Ich habe aa' gefunden; für b nun benutze ich ein beliebiges Stück von a', und dann für c desgleichen von b', und so weiter. Bereits in meinem Aufsatze über den Phaidros (Hermes XXXVI 580 ff.) beschneide ich diese Freiheit etwas; sie ist aber für unverbundene Rhythmen überhaupt und radikal zu beseitigen, so dafs sich alles scharf sondert und abhebt, und diese Prosa nun auch in rhythmischen Kola geschrieben werden kann. Davon werde ich nachher, wenn ich zu meinem Ziele, den olynthischen Reden des Demosthenes, vorgedrungen sein werde, noch manche Belege geben; für jetzt den Schlufs des Platonischen Laches, über den ich noch jüngst (in dem Album gratulatorium für H. van Herwerden S. 24 f.) gehandelt habe, leider mit reichlicher Benutzung dessen, was ich jetzt, durch das Verdienst Dittenbergers und Bruhns, als unerlaubt erkenne. Die Analyse vollzieht sich in der That auch ohne diese Licenz.

P 201 B *(εἰς διδασκά)λων ἀξιοῦμεν φοιτᾶν, τὸν Ὅ-* – – ⏑ – – – – ⏑ ⏒
μηρον δοκεῖ μοι χρῆναι προβάλ-
λεσθ' ὃς ἔφη οὐκ ἀγαθὴν εἶναι αἰδῶ ⏓ ⏒ ⏑ ⏑ – ⏖ – – ⏑ – –
κεχρημένῳ ἀνδρὶ παρεῖναι. καὶ ἡμεῖς
οὖν ἐάσαντες χαίρειν εἴ τις τι ἐρεῖ, – ⏑ – – – – – – – ⏖ –
κοινῇ ἡμῶν αὐτῶν καὶ τῶν μειρακίων
B *ἐπιμέλειαν ποιησόμεθ(α). — Ἐ-* ⏒ ⏑ ⏑ – – ⏑ – ⏑ ⏑ ⏒
μοὶ μὲν ἀρέσκει ὦ Σώκρατες ἃ λέγεις, ⏓ ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏒ ⏑ ⏑ –
καὶ ἐθέλω ⟨γ'⟩, ὅσῳπερ γεραίτατός (εἰ-)
εἰμι, τοσούτῳ προθυμότατα – ⏑ – ⏑ ⏑ ⏓
μανθάνειν μετὰ τῶν
νεανίσκων. ἀλλά ⏑ – – – – ⏒
μοι οὑτωσὶ ποιῆσ(αι)·
B *ἕωθεν ἀφικοῦ οἴκαδε, καὶ μὴ ἄλλως ποιήσῃς,* ⏑ – ⏑ ⏒ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ –
(-σῃς,) ἵνα βουλευσώμε- ⏓ ⏑ ⏑ – – – ⏒
θα περὶ αὐτῶν τούτων
τὸ δὲ νῦν εἶναι τὴν
συνουσίαν διαλύσομεν. — Ἀλλὰ ποιήσω ὦ Λυ-
σίμαχε ταῦτα καὶ ἥ- ⏒ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
ξω παρὰ σ(ὲ) αὔριον, ἂν ⏑ ⏒ ⏑ ⏑ –
θεὸς ἐθέλῃ.[1])

[1]) Über den Text folgendes. Z. 14 habe ich (weshalb ich in dem Album Herw. die Stelle behandle) *αὔριον* (20) vor *ἕωθεν* gestrichen: schon letzteres heifst 'morgen', so Theaet.

Hier ist nun doch, wie man vielleicht mit Verwunderung bemerken wird, ein zweimaliges Übergreifen: Z. 9 f. und 14 f.[1]) Aber in verbundenen Rhythmen der Form B: ich sprach vorhin von unverbundenen. In verbundenen nämlich schadet das Übergreifen wirklich nichts: *ἵνα καὶ τῶν λοιπῶν ἀκούσωμεν τί ἕκαστος ἐρεῖ, μᾶλλον δὲ τί ἑκάτερος· Ἀγάθων γὰρ καὶ Σωκράτης λοιποί* (Sympos. 193 DE), wo *ἵνα ... ἀκούσωμεν* = *Ἀγάθων ... λοιποί*; *-σωμεν ... ἐρεῖ* = *μᾶλλον δὲ τί ἑκάτερος*, also *-σωμεν* gemeinsam. Wenn aber Z. 11. 17. 21 von dem Rhythmus, der als Ganzes schon sein Entsprechen gefunden hatte, noch überdies ein Stück wiederholt wird, so rechne ich das überhaupt nicht als Übergreifen.

Ich habe also für mich diese strengere Analyse, mit Vermeidung des Übergreifens in unverbundenen Rhythmen, sowohl bei Platon wie bei Demosthenes in gehörig langen Stücken durchgeführt und fordere nun Immisch oder wer sonst will auf, nach der Methode des Franzosen mich zu widerlegen, indem er aus nicht rhythmisch schreibenden Autoren, sagen wir aus Scholiasten, entsprechende Dinge aufweist. Xenophon genügt natürlich nicht, auch nicht Thukydides, überhaupt niemand, der unter Thrasymachos' direktem oder indirektem Einflufs gestanden haben kann. Die Analyse ist übrigens jetzt erst recht schwer, namentlich weil fast jede Korruptel des Textes sich fühlbar macht. Ich vergleiche darum dies Analysieren mit dem Ziehen eines Schleppnetzes durch einen Flufs: nachdem jetzt die Maschen sehr eng gemacht sind, kann fast nichts mehr durch, was nicht echt ist. Was kommt nun für Demosthenes in der Textkritik heraus? Je nach der Rede viel oder wenig; in den olynthischen Reden, die ich mir hier speziell vornehme, nicht so sehr viel. Ich will nicht etwa den ganzen Fang hier vorlegen, der gröfstenteils gar nicht zum Paradieren ist, sondern einiges Gröfsere und Interessantere auslesen, und zwar nach zwei Gesichtspunkten, die sich wenigstens theoretisch schön trennen, wenn auch dann bei der Behandlung einzelner Stellen eine scharfe Sonderung nicht mehr möglich ist.

Bekanntlich ist es bei Demosthenes und ebenso bei Platon und Isokrates stets eine Hauptfrage der Textkritik, inwieweit wir der besten Handschrift, also bei Demosthenes dem Parisinus S, ausschliefslich zu folgen haben, und inwieweit die andern guten Handschriften neben und gegen S zu berücksichtigen

---

Ende, und wenn Lysimachos etwa bäte: 'komm morgen früh', so müfste Sokrates in seiner Zusage dies bestätigen. (*Αὔριον ἕωθεν* so Xenoph. Cyrop. IV 2, 6, wo es richtig zu sein scheint.) Z. 18 bevorzuge ich das Futurum *διαλύσομεν* (so die besten Hdschr.) vor dem Conj. Aor.; für den Sinn ist das gleich. Darnach aber auch *ποιησόμεθα* und nicht *-σώμεθα* 7 (*-ώ-* Hdschr. Bekkers, *-ό-* ς). Den Einschub von *γ'* 9 habe ich schon in dem Album H. vorgeschlagen, um nicht *-λω* durch die Pause dehnen zu müssen (was bei Platon nicht so oft wie bei Demosthenes vorkommt); *γ'* ist äufserst passend ('und ich will auch'). 13 würde, da die Überlieferung *ποίησον* ist, auch mit *οὕτως* statt *οὑτωσί* dasselbe erreicht; aber Infin. für Imper. ist echt Platonisch, und diese Korruptel konnte leicht eintreten. Endlich schreibe ich 21 *ἂν* für *ἐάν*.

[1]) Das zweite Übergreifen (15 f.) verschwindet übrigens mit einer minimalen Änderung des Textes: *ἵνα βουλευσώμεθ'* = *ὑπὲρ αὐτῶν τούτων* = *τὸ δὲ νῦν εἶναι τήν*.

sind. Es hat Herausgeber gegeben, die ganz einseitig verfuhren, und wieder andere, die in einer rechten Mitte das Richtige sahen. Neben dieser Frage ist aber noch eine zweite, in der That noch bedeutsamere: inwieweit ist die Gesamtüberlieferung des Autors verläfslich, und inwieweit ist eine allen Handschriften gemeinsame Verderbnis anzuerkennen? Denn das ist klar und für Demosthenes insonderheit durch E. Drerup (Antike Demosthenesausgaben, Leipzig 1899) ans Licht gestellt[1]): es giebt eine Einheit unserer Überlieferung, und die verschiedenen Handschriften gehen auf ein gemeinsames, von dem Urexemplare des Verfassers noch sehr weit entferntes Original zurück. Nun denken auch hierin die Herausgeber und Kritiker nicht gleich: einige sind vertrauend gegen unsere Überlieferung, andere im Gegenteil, und man mufs sagen, die sich fabelhaft mehrenden Funde von ägyptischen Resten von Handschriften, zum Teil enorm hohen Alters, sind sehr geeignet das Vertrauen wankend zu machen. Bei Demosthenes nun bin ich ja selber einer der Herausgeber, und meine Stellung in beiden Fragen liegt vor: ich bin nicht einseitig für S und nicht vertrauend gegenüber der Gesamtüberlieferung. Als ich 1888 den ersten Band des Teubnerschen Demosthenes neu herausgab, bemühte ich mich namentlich, die aufser den Handschriften noch vorhandene zerstreute Überlieferung in Citaten und Nachahmungen, bei Rhetoren und bei atticistischen Schriftstellern, stärker als bis dahin geschehen war heranzuziehen; auch daraus ergab sich oftmals zur Evidenz, dafs was wir an Lesarten in S und F und A u. s. w. haben, nicht entfernt alles ist, was einmal da war. Aber wonach sollte nun in den zahllosen Einzelfällen entschieden werden, wenn nicht, oder doch durchaus nicht allein, nach der Autorität von S, oder der sämtlichen Handschriften, oder des citierenden alten Rhetors? Denn bei diesen Citaten ist doch auch erst wieder Überlieferung zwischen dem Rhetor und uns, und zwar zuweilen, aber nicht für gewöhnlich, gewifs, dafs der Rhetor in seiner Handschrift so gelesen hat; Autorität aber hat das Citat eigentlich nur in diesem Falle. Um also entscheiden zu können, galt es möglichst viele, von der Überlieferung unabhängige Kriterien zu gewinnen. Nicht ganz wenig hilft das Hiatgesetz, noch etwas mehr das der vermiedenen drei Kürzen; indessen auch die Rhythmen zog ich schon damals heran, und das war im grofsen und ganzen n i c h t richtig, weil deren Gesetze erst zu finden und nicht bereits gefunden waren. Ich war auch nicht entfernt strenge genug in meinen Anforderungen und mufs jetzt bitten, namentlich überall da, wo in meinem kritischen Kommentar Rhythmen mit dem Ähnlichkeitszeichen (∼) angeführt sind, unbarmherzig zu streichen. Alles indes ist nicht falsch, was ich damals und später auf Grund der Rhythmen behauptete; das Prinzip war richtig, und die Anwendung nur meistenteils irregehend. Ich habe übrigens in sehr vielen Fällen meine Entscheidungen nachträglich geändert, in den Vorreden der späteren Bände und in den kommentierten Ausgaben der Philippischen Reden (Rehdantz-Blafs) und der Kranzrede, gewöhnlich in der Richtung, dafs ich zu dem alten Texte zurückkehrte, wo ich

[1]) Vgl. auch meine Praefatio vol. II S. VI f., mit Belegen aus XXII und LIV für gemeinsame Lücken aller Handschriften.

Digitized by Google

etwa ein Wort auf Grund seiner Auslassung in einem Citate eingeklammert oder gestrichen hatte. Es sind aber wirklich sehr viele Interpolationen bei Demosthenes, nnd die Leistungen Dobrees und Cobets und anderer, die nach inneren Gründen dieselben aufspürten und ausmerzten, sind höchst achtbar und ansehnlich, wie wir des weiteren sehen werden, wie gesagt an den drei ersten Reden, auf die ich mich hier beschränken will.

Stellen wir also zunächst einmal die erste der beiden erörterten Fragen in den Vordergrund: inwieweit ist S gegenüber den anderen Handschriften zu folgen? In der I. Olynthiaca ist der bedeutendste Fall von Differenz § 11: *συνανήλωσε καὶ τὸ μεμνῆσθαι τῇ τύχῃ τὴν χάριν* die meisten, SF(B) ohne *τῇ τύχῃ*, nnd gleich darauf dieselben *κρίνεται* für *ὡς τὰ πολλὰ κρίνεται*. Es genügen hier einfache Erwägungen, nm zumal betreffs *τῇ τύχῃ* mit aller Sicherheit für SF zu entscheiden; ich bin indes in meiner Ausgabe noch weiter gegangen und habe anch *καὶ τὸ μεμνῆσθαι* eingeklammert, welches bei einem citierenden Rhetor fehlt, aufserdem auch *παρὰ τῶν θεῶν* nach *συνέβη τι*, der Kürzenhäufung wegen, und zn Anfang des § 11 *ὅπερ* nach *παρόμοιόν ἐστι*, wieder nach dem Citate eines Rhetors und wegen der grammatischen Schwierigkeit. Ich setze nun den Paragraph rhythmisch geschrieben her, damit sich zeige, was nach diesem Kriterium herauskommt.

— — *(εὐνοί)ας εὐεργέτημ' ἂν ἔγωγε θεί-*
ην. ἀλλ' οἴομαι παρόμοιόν ἐσθ'
ὅπερ καὶ περὶ τῆς χρημάτων κτή-
σεως· ἂν μὲν ὅσ' ἄν τις λάβῃ καὶ
σώσῃ, μεγάλην ἔχει τῇ τύ-
χῃ τὴν χάριν, ἂν δ' ἀναλώσας
λάθῃ, συνανήλωσε τὴν(χά-)
(χά)ριν. καὶ περὶ τῶν πραγμάτων οὕ-
τως· οἱ μὴ χρησάμενοι τοῖς
καιροῖς, οὐδ' εἰ συνέβη πα-
ρὰ τῶν θεῶν χρη-
στὸν μνημονεύου-
σι· πρὸς γὰρ τὸ τελευταῖον ἐκβὰν
ἕκαστον τῶν προϋπαρξάντων κρίνεται. διὸ καὶ σφόδρα δεῖ
• *τῶν λοιπῶν ὦνδρες Ἀθηναῖοι φροντίσαι*|, *ἵνα ταῦτ' ἐπανορ-*
(θωσάμενοι u. s. w.).

Zu den Rhythmen: 1 = 2 (A), 3 = 4 (A); 4 = 8, 5 = 6 (B); 8 = 13, 9 = 10, 11 = 12 (B); also der Rhythmus ⏑––⏑⏑––⏑–– kommt viermal vor (3. 4. 8. 13). Das einzige Übergreifen ist bei 7. 8 bezüglich der Silbe *χά-*, in eigentümlicher Weise: *λάθῃ .. χά-* = *-ριν .. οὕ-*; aber *χά-* mit 8 verbunden liefert das Entsprechen zu dem andern einschliefsenden Gliede der Figur B (4). Textkritik: mit *ὅπερ* 3 mufs man sich abfinden; auch *παρὰ τῶν θεῶν* 10 f. ist richtig, und die Kürzenhäufung verschwindet, indem vielmehr *τι* verschwindet. Aber *καὶ τὸ μεμνῆσθαι τῇ τύχῃ* 7 ist zu streichen; desgleichen *ὡς τὰ πολλὰ* 14; ferner auch 14 *ὑμᾶς* vor *ὦ ἄνδρες*; dann das (sehr oft interpolierte) *γὰρ* nach *μὲν* 4, der unnütze Artikel *τῶν* vor *χρημάτων* 3, und endlich, was nicht ganz

unwichtig, *ὀρθῶς* nach *καιροῖς* 10. Diese letzte Interpolation ist wirklich eine von den schädlichen, denn sie hat es verschuldet, dafs weder bei Westermann-Müller, noch bei Rehdantz-Blafs, noch bei Weil auf den Gegensatz zwischen *μὴ χρησάμενοι* und *χρηστόν* aufmerksam gemacht wird, welcher in der That durch dies das Gewicht auf sich abziehende *ὀρθῶς* nahezu verschwindet. Es handelt sich gar nicht um richtigen oder nicht richtigen Gebrauch der Gelegenheiten, sondern um Gebrauch oder Nichtgebrauch. Vgl. (nach meinem Index interpolationum, der sehr verbesserungsbedürftig, aber auch so recht nützlich ist) XVIII 317 *ἄν τις* [*ὀρθῶς*] (om. S) *σκοπῇ*; XIX 5 *βουλεύσασθαι περὶ τῶν πραγμάτων* [*ὀρθῶς*] (om. S). Besonders aber ist III 2 zu vergleichen, wo sich diese Interpolation gerade wie I 11 bisher glücklich versteckt gehalten hat:

(σκο)πεῖν· πρὶν δὲ τὴν ἀρχὴν ὑποθέσθαι,
μάταιον ἡγοῦμαι περὶ τῆς τε-
λευτῆς ὁντινοῦν
ποιεῖσθαι λόγον.

So und nicht *ὀρθῶς ὑποθέσθαι*; denn um Grundlage oder keine Grundlage handelt es sich, nicht um richtige oder verkehrte Grundlage, und das *ὀρθῶς* thut nichts als abschwächen.

In I 11 also hatte S mit seinen Auslassungen recht, stand aber weder allein damit, noch liefs er genug aus. Ist nun aber immer den Auslassungen stattzugeben? Jeder Abschreiber läfst doch auch aus Unachtsamkeit einmal etwas aus, namentlich wenn es für den Sinn nicht notwendig ist oder scheint. Hat S in II 21 recht mit der Auslassung von *τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν*, in einem sehr bekannten Gleichnisse? Hier steht S (oder vielmehr S pr.) ganz allein; gleichwohl sind Voemel, Dindorf, Weil, ich selbst, auch E. Sandys in der vortrefflich gemachten kleinen englischen Ausgabe der Philippischen Reden[1]) der besten Handschrift gefolgt. Wir hätten indes vorsichtiger sein sollen. *Τέως μὲν ἂν ἐρρωμένος ᾖ τις, οὐδὲν ἐπαισθάνεται* — wovon? *Τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν* nach den anderen Zeugen, aber das lassen wir weg. *'Επὰν δ' ἀρρώστημά τι συμβῇ, πάντα κινεῖται* — was? Dies nun mag aus dem Folgenden klar werden: *κἂν ῥῆγμα, κἂν στρέμμα κτέ.*, aber es würde alsbald klar sein, wenn sich *πάντα* auf etwas im Vorigen zurückbezöge. Dafs aber (*οὐδὲν ἐπαισθ.*) *τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν* in der Nachahmung der unechten Rede XI steht (§ 14), ist doch kein Argument: wenn unecht, so sind die Worte aus XI in II gekommen; wenn aber echt, aus II in XI. Analysieren wir also die Stelle, in der ich aufserdem *τοῖς πολλοῖς* nach *τὰ κακὰ* wegen einer Kürzenhäufung eingeklammert habe; auch dies steht in XI.

(Δοκεῖ δ' ἔμοιγε) ὦ ἄνδρες 'Αθηναῖοι δείξειν οὐκ εἰς μακράν, ἂν οἱ θεοὶ
θέλωσι καὶ ὑμεῖς βούλησθε. | ὥσπερ γὰρ ἐν τοῖς σώμασιν,
τέως μὲν ἂν ἐρρωμένος ᾖ τις, οὐδὲν
ἐπαισθάνεται τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν,
ἐπὰν δ' ἀρρώστημά τι συμβῇ, πάντα κινεῖ-

[1]) London 1897 I—IV; das. 1900 V. VI. VIII. IX.

ται, καὶ ἂν ῥῆγμα, κἂν
στρέμμα, κἂν ἄλλο τι
τῶν ὑπαρχόν-
των σαθρῶν(ἦ,)
ἦ, οὕτω καὶ τῶν πόλεων καὶ τῶν τυράννων,
ἕως μὲν ἂν ἔξω πολεμῶσ', ἀφανῆ τὰ
κάκ' ἐστίν, ἐπειδὰν δ' ὅμορος πόλεμος συμ-
πλακῇ, πάντ' ἐποίη-
σεν ἔκδηλα. | *Εἰ δὲ κτέ.*

1 = 2; 3 = 4; 3 + 4 ähnlich mit 11 + 12, bei Ähnlichkeit auch des Sinnes: ⏑–⏖––⏖–⏑(⏑)–⏓; in 5—10 Figur B: 5 = 10, 6 = 7, 8 = 9; dann 11 = 12; 13 = 14. *Τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν* mufs bleiben; das Unsichere der positio debilis in *σᾰθρῶν* ist vielleicht gerade beabsichtigt und mimetisch. *Τοῖς πολλοῖς* in 10 ist richtig getilgt; das also wird aus der Nachahmung in XI hereingekommen sein. In Z. 1 habe ich *τε* nach *οἱ* nicht unterbringen können; diese Auslassung merkt niemand ohne Vergleichung des Textes. *Σαθρῶν* Z. 9 habe ich auch bisher vor der anderen Lesart *σαθρὸν* bevorzugt; sie sind beide in S schon von erster Hand. Es ist so zu *ἦ τὸ κινούμενον* zu ergänzen. Will man aber *σαθρῶν* nicht — in XI steht in der That *κἂν ἄλλο τι τῶν ὑπαρχόντων ἦ μὴ τελέως ὑγιαῖνον* —, dann mufs man nach den Rhythmen dies Stück *τῶν ὑπ. σ. ἦ* ganz entfernen, als nach XI zugefügt, und zu *κἂν* hat man (nicht ganz ohne Härte) *κινῆται* zu ergänzen. Die Rhythmen lassen hier, gleichwie oft (besonders bei B, wo Übergreifen sein kann), manche Möglichkeiten zu: man könnte auch *κινεῖ* schreiben, nämlich *τὸ ἀρρώστημα* als Subjekt, wie nachher *ἐποίησεν* (*ὁ πόλεμος*) steht, während in XI wir beidemale die intransitive Konstruktion haben: *κινῆται* und *γίγνεται φανερά*. Dann, nach *κινεῖ, κἂν ῥῆγμα* = *κἂν στρέμμα* = *κἂν ἄλλο*, und weiter *τι, οὕτω κτέ.* ohne Übergreifen; oder auch: *τι τῶν ὑπαρ-* = *-χόντων σαθρῶν* (*σαθρὸν*), und *ἦ, οὕτω κτέ.* gleichfalls mit reinlicher Sonderung, aber mit arger Zerstückelung, die mir nicht wahrscheinlich vorkommt. Ich bemerke noch, dafs Dionysios von Halikarnafs (Arch. R. XI 20) *καὶ εἴ τι ἄλλο σαθρὸν ἦν τῆς πολιτείας* sagt, also die Worte wohl jedenfalls so gelesen hat, mit *σαθρόν*; doch giebt es in solchen Kleinigkeiten keine Autorität.

Was nun den zweiten der Gesichtspunkte betrifft, die Berechtigung der Konjektur gegenüber der gesamten Überlieferung, so ist eine mit Konjekturen stark bedachte Stelle I 19 f.: *στρατιωτικά* 19 tilgen Madvig, Cobet, Weil u. a., ich in der Textausgabe *ἀνθρώπων* vorher (nicht ohne Anhalt in Citaten); dann *ἄν τις εἴποι* Cobet; dann *καὶ ταῦτ' εἶναι στρατιωτικά* 20 Dobree, Cobet u. a., während Bekker (Weil) nur *ταῦτα* entfernt, und ich früher, 1885, (mit Aug. 2) umstellte: *εἶναι ταῦτα*, nachher indes (in der kommentierten Ausgabe) zu der Überlieferung zurückgekehrt bin. Anstofs giebt auch die Kürzenhäufung 19 Afg.: *περὶ δὲ χρημάτων πόρου.* Ich finde nun folgende Rhythmen:

(§ 18) *τῷ χρόνῳ τῶν πολιορκουμένων. δεῖ δὴ πολλὴν*
καὶ διχῇ τὴν βοή-
θειαν εἶναι. περὶ μὲν τῆς βοηθείας ταῦτα

γιγνώσκω· χρημάτων δὲ πόρου,
ἔστιν ὦ (◡) ἄνδρες Ἀθηναῖοι χρήμαθ' ὑμῖν,
ἔστιν ὅσ' οὐδέσι τῶν ἄλλων· ταῦτα δ' ὑ(μεῖς)
-μεῖς ὡς βούλεσθε λαμβάνετε.
εἰ μὲν οὖν ταῦ τα τοῖς στρατευομένοις ἀ-
ποδώσετ', οὐδενὸς ὑμῖν
δεῖ πόρου· | εἰ δὲ μή,
προσδεῖ, μᾶλλον δ' ἅπαν-
τος ἐνδεῖ τοῦ πόρου.
τί οὖν; ἄν τις εἴποι, σὺ γράφεις ταῦτ' εἶναι
στρατιωτικά;
μὰ Δί' οὐκ ἔγωγ'.
ἐγὼ μὲν γὰρ οἶμαι στρατιώτας ⟨ἡμῖν?⟩
δεῖν κατασκευασθῆναι, καὶ μίαν σύν-
ταξιν εἶναι τὴν αὐτὴν τοῦ τε λαμβά-
νειν καὶ τοῦ ποιεῖν τὰ δέονθ'·
ὑμεῖς δ' οὕτω πως ⟨καὶ⟩ ἄνευ
πραγμάτων λαμβάνειν εἰς τὰς ἑορτάς.
ἔστι δὴ λοιπὸν οἶμαι πάντας εἰσφέ(ρειν κτέ.).

1 = 3; das Mittelstück 2 = 3(1) Afg.; 4 = 7, 5 = 6; 8 = 10 Afg., Mittelstück 9 = 8 Ende; man könnte auch so schreiben: *εἰ μὲν οὖν ταῦτα τοῖς* | (*-τα τοῖς*) *στρατευομένοις ἀ-* | *ποδώσετ' οὐδενὸς ὑμῖν* | . Dann 11 = 12; 13 = 16, 14 = 15; 17 = 18; 19 = 20; 21 = 22. Die Kritiker aber haben recht, nur nicht Cobet mit der Streichung des *ἄν τις εἴποι* 13, worin ihm auch niemand gefolgt ist. Aufserdem habe ich noch folgendes geändert: 3 *περὶ* statt *καὶ περὶ*; 4 ohne *περὶ*, welches die Kürzenhäufung schaffte, und mit dem bekannten freieren Genitiv = *περί* c. gen. (Kühner-Gerth § 417 Anm. 11): 6 *οὐδέσι* mit Dindorf statt *οὐδενὶ* (vgl. Rehdantz Ind. II *οὐδείς*); 7 ohne *οὕτως* vor *ὡς*, vgl. Schol. S. 60, 17 Dindorf; 10 *δεῖ* für *προσδεῖ* (11); 16 *οἶμαι* für *ἡγοῦμαι*, vgl. IV 10 AY *ἡγοῦμαι* für *οἴομαι*, 13 *οἴομαι* SF für *ἡγοῦμαι* vulg.; dergleichen ist natürlich unsicher nnd keineswegs in eine Ausgabe aufzunehmen, wie auch der Einschub von *ἡμῖν* das., wiewohl ΗΜΕΙΝ vor ΔΕΙΝ wirklich leicht ansfiel. Alles dies, auch ⟨*καὶ*⟩ 20, sind unwesentliche Dinge gegenüber den von den Kritikern bereits gefundenen, und das ist natürlich so, da das Bedeutendere sich als solches im Sinne verrät. Z. 21 *λαμβάνειν* mit SF gegen AY *λαμβάνετε*; jenes geht 18 vorher, aber auch dieses 7.

Ist II 9 Ende *καὶ διέλυσεν* nach *ἀνεχαίτισεν* echt oder nicht? Cobet hat es getilgt, nicht ohne Anbalt in Citaten, und derselbe hat analog bei Isokrates VIII 12 *καὶ διελύσαμεν αὐτάς* nach *διασκαριφησάμεθα* gestrichen, wieder nicbt ohne Anhalt; über beide Stellen läfst sich rein endlos disputieren (man sehe die Ausgaben, so Rehd.-Bl. I³ S. 180), und ich habe auch in der Rbythmik (S. 162 ff.) sie zwar behandelt, aber ohne klares Ergebnis. Dies liegt nun vielleicht daran, dafs das Netz zu weit war (nach dem oben gebrauchten Bilde); versuchen wir es jetzt nochmals mit dem engeren.

(Ὅ)ταν μὲν γὰρ ὑπ' εὐνοίας
τὰ πράγματα συστῇ καὶ
πᾶσι τὸ αὐτὸ συμφέρον ᾖ
τοῖς μετέχουσι τοῦ πολέμου,
καὶ συμπονεῖν καὶ φέρειν
τὰς συμφορὰς καὶ μένειν
θέλουσιν οἱ ἄνθρωποι· ὅταν δ' ἐκ πλε-
ονεξίας καὶ πονη-
ρίας τις ὥσ-
περ οὗτος ἰσχύσῃ, ἡ
πρώτη πρόφασις καὶ τὸ τυχὸν πταῖσμα
πάντ' ἀνεχαίτισεν. οὐ γὰρ ἔστιν
οὐκ ἔστιν ὦνδρες Ἀθηναῖοι | ἀδικοῦντα
κἀπιορ-
κοῦντα καὶ
ψευδόμενον δύναμιν βεβαίαν
κτήσασθαι, ἀλλὰ τὰ τοιαῦτ' εἰς μὲν ἅπαξ καὶ
βραχὺν χρόνον ἀντέχει
καὶ σφόδρα γ' ἤν-
θησ' ἐπὶ (ταῖς)
ταῖς ἐλπίσιν ἂν τύχῃ.
τῷ χρόνῳ δὲ φωρᾶται καὶ πε-
ρὶ αὐτὰ καταρρεῖ (◡‿◡). ὥσ-
περ γὰρ οἰκίας οἶμαι καὶ πλοί(ου κτἑ.).

1 = 2; 3 = 4; 5 = 6; 7 = 11, 8 = 10, 9 = 10 Afg.; 12 + 13 = 16 + 17 (C), 14 = 15; 18 = 21, 19 = 20; 21 + 22 = 23 + 24 (C). In 3 habe ich *τὸ αὐτὸ συμφέρον ᾖ* für *ταὐτὰ συμφέρῃ* (= XI 7) geschrieben, was mir gefälliger scheint als *πᾶσι τὰ αὐτὰ συμφέρῃ* = *τοῖς μετέχουσι τοῦ πολέ-μου .. φέρειν* = *τὰς .. μένειν* (mit Streichung von *καὶ*); vgl. XVIII 26 *ἦν συμφέρον*. *Τὸ τυχὸν* 11 für *μικρὸν* ist Randlesart in B, die ich schon früher gebilligt habe. Darnach wäre *καὶ διελύσαμεν* verurteilt. Aber wie kommt es, daſs ich in der Rhythmik zwar nicht 5—6 und 17—24, aber das ganze Stück von 7—16 verschieden analysiert habe? Erstlich messe ich 7 *ἄνθρωποῖ* vor *ὅταν*, was bei Demosthenes in der Pause die üblichere Messung ist (aber doch *καταρρεῖ* 23 ◡‿◡ wie jetzt) und schreibe *ἅνθρωποι* mit Krasis (viel gewöhnlicher ist bei Dem. die Auflösung); damit gewinne ich *θέλουσιν .. πλε-* (◡‿◡‿‿‿◡‿‿◡) = *-ρίας τις ὥσπερ οὗτος ἰσχύσῃ*, und *τὰς συμφορὰς καὶ μένειν* = *-ονεξίας καὶ πονη-*; also abab oder verbunden (*τὰς συμφορὰς .. ἐκ πλε-*, *-ονεξίας .. ἰσχύσῃ*) aa, indes mit einer differierenden Silbe (der 6. vom Ende), was eine rechte Entschuldigung nicht hat. Dann benutze ich *οὗτος ἰσχύσῃ* noch einmal, dehne *-σῃ*, und lasse das ganze Stück *οὗτος .. ἀνεχαίτισεν* mit (*δύνα*)*μιν βεβαίαν κτήσασθ'* (so) .. *ἀντέχει* respondieren, wobei *τὰ* vor *τοιαῦτα* zu tilgen war (im Druck ist das übersehen); natürlich wird auch *βραχὺν χρόνον ἀντέχει* nochmals benutzt, was indes, da es Schluſsstück ist und die rhythmische Pause nach *ἀντέχει* nicht verwischt wird, mir auch jetzt zulässig scheinen würde. Mittelstück: *-σεν. οὐ γὰρ ἔστιν οὐκ ἔστιν ὦ* (mit

Dehnung, was in der Emphase zulässig, und hier kann Emphase sein) *ἄνδρες Ἀθηναῖοι* = *ἀδικοῦντα* (⏑⏑–⏑ = ⏑–⏑, bedenklich) *κἀπιορκοῦντα καὶ ψευδόμενον δύνα-* (also *Ἀθηναῖοι* ⏑–⏑–, ebenfalls nicht nnbedenklich). Dafs die jetzige Analyse besser ist, leidet keinen Zweifel. Sehen wir uns nun auch die Stelle des Isokrates an.

(§ 11) — — *(μι)κρὸν διαλιπόντες πάλιν εἰς τὰς*
ἀπορίας κατέστησαν. καὶ ταῦτα
γνοίη τις ἂν ἐκ τῶν περὶ ἡμᾶς
γενομένων. ἁπάσης γὰρ τῆς Ἑλλά-
δος ὑπὸ τὴν πόλιν
ἡμῶν ὑποπεσού-
σης καὶ μετὰ τὴν Κόνωνος
ναυμαχίαν καὶ μετὰ
τὴν Τιμοθέου στρατηγί-
αν, οὐδένα χρόνον
τὰς εὐτυχίας κατα(σχεῖν)
σχεῖν ἐδυνήθημεν, (ἀλ-)
ἀλλὰ ταχέως διεσκα-
ρῖφησάμεθα. πο-
λιτείαν γὰρ τὴν ὀρθῶς ἂν τοῖς πράγμασι
χρησαμένην οὔτ' ἔχομεν
οὔτε ζητοῦμεν. καίτοι τὰς εὐπραγίας
ἴσμεν καὶ παρα-
γιγνομένας καὶ παραμε-
νούσας οὐ τοῖς τὰ τείχη μέγιστα καὶ
κάλλιστα περιβε̆βλημέ-
νοις, οὐδὲ τοῖς μετὰ πλείστων
ἀνθρώπων εἰς τὸν αὐτὸν τόπον συνη-
θροισμένοις, ἀλλὰ τοῖς ἄ-
ριστα καὶ σωφρονέστα-
τα τὴν αὐτῶν διοικοῦσιν. ἔστι γὰρ κτέ.

Ich habe hier mehrfach die Figur C (abab) angenommen, d. h. lange Rhythmen in Elemente auseinandergelegt, was sich überhaupt empfiehlt, hier aber besonders. Ich entferne Z. 2 das überflüssige *αὐτὰς* vor *ἀπορίας*, welches sich durch Übergreifen indes halten liefse, und Übergreifen kann bei C sein: man hätte dann *ἡμᾶς* in 4 zn wiederholen. In 5 ist der Anfang von 4 (⏑⏑⏑–⏑⏓) wiederholt; dann 6 + 7 + 8 + 9 = 10 + 11 + 12 + 13, oder 7 + 8 + 9 + 10 = 11 + 12 + 13 + 14; bei 11 und 12 mit Übergreifen, und übrigens mit Änderung von *ἠδυνήθημεν* in *ἐδυνήθημεν* (möglich wäre für 8 auch *ναυμαχίαν* = *καὶ μετὰ* (*τὴν*), und für 12 *ἠδυνή-* = *-θημεν*, (*ἀλλ'*), womit das genaue Entsprechen von 8 und 12 aufgegeben wäre). Dafs ich aber 6 + 7 und wiederum 10 + 11 nicht zusammenziehe, hat seinen guten Grund; denn die Elemente stehen auch umgekehrt, 6 = 10 und 7 = 9, und wiederum 10 = 14 und 11 = 13. Sodann ist 15 = 17, 16 = 19; in 18 ist der Schlufs von 17 wiederholt (–––⏑⏓). Ich habe hier *ἅπαντες* vor *ἴσμεν* gestrichen, wie schon in der Rhythmik; es ist nicht nur überflüssig, sondern nicht einmal

sinngemäfs, indem die Zuhörer dies augenscheinlich nicht wissen. Das Gleiche gilt von *καλῶς* vor *ζητοῦμεν* 17; nur kommt hinzu, dafs so nur Γ hat, die Vulgata aber *λαβεῖν*. Vgl. das ähnlich abschwächende *ὀρθῶς* oben bei Demosthenes (I 11 und III 2). *Πόλιν* aber nach *αὐτῶν* 26 (nur Γ) hätten wir niemals aufnehmen sollen. 20 = 23 = 26; 21 = 22, 24 = 25; d. i. zweimal B. Die Vulgata läfst *τὰ* vor *τείχη* 20 aus, dazu 23 *συν-*; Γ hat 20 f. *κάλλιστα καὶ μέγιστα*. Die Hauptsache aber: *καὶ διελύσαμεν αὐτάς* 14 mufs weichen, und die Kritik hatte wiederum recht.

Nun aber kommt noch eine Hauptfrage: inwieweit werden durch die Rhythmen Schäden aufgedeckt, welche von den Kritikern noch gar nicht bemerkt waren und dabei von einiger Erheblichkeit sind? Ich könnte ja wieder auf die beiden Fälle von [*ὀρθῶς*] verweisen, aber damit darf ich mich nicht begnügen. Zunächst also ein Fall, wo nichts zu tilgen ist als eine harmlos scheinende Konjunktion. Olynth. III 20: *οὗτοι σωφρόνων οὐδὲ γενναίων ἐστὶν ἀνθρώπων, ἐλλείποντάς τι δι' ἔνδειαν χρημάτων τῶν τοῦ πολέμου, εὐχερῶς τὰ τοιαῦτ' ὀνείδη φέρειν, οὐδ' ἐπὶ μὲν Κορινθίους καὶ Μεγαρέας ἁρπάσαντας τὰ ὅπλα πορεύεσθαι, Φίλιππον δ' ἐᾶν πόλεις Ἑλληνίδας ἀνδραποδίζεσθαι δι' ἀπορίαν ἐφοδίων τοῖς στρατευομένοις.* Ich habe 1885 *ἐστὶν ἀνθρώπων* beseitigt, nach Rhetoren und Scholien; aber das ist nichts Wichtiges. Was heifst *τὰ τοιαῦτ' ὀνείδη*? Dafs man aus Vergnügungssucht kein Geld zum Kriege habe, steht bei Rehdantz-Blafs, und Ähnliches bei Westermann-Müller. Nicht blofs das; der Vorwurf ist viel schärfer.

— — (δυ)νήσεσθ' ἐξιέναι καὶ μισθὸν
ἕξετε. | οὗτοι σωφρόνων
οὐδὲ γενναίων ἐστίν, ἐλ-
λείποντάς τι δι' ἔνδειαν χρη-
μάτων τῶν τοῦ πολέμου |, εὐχερῶς
(εὐχερῶς) τὰ τοιαῦτ' ὀνεί-
δη φέρειν, ἐπὶ μὲν Κοριν-
θίους καὶ Μεγαρέᾶς ἁρπάσαν-
τας πορεύεσθαι τὰ ὅ-
πλᾰ |, Φίλιπ-
πον δ' ἐ(ᾶν)
-ᾶν πόλεις Ἑλληνίδας
ἀνδραποδίζειν δι' ἀπορίαν
ἐφοδίων τοῖς στρατευομένοις.

Also das sind die Vorwürfe, was Z. 7—13 kommt, aus dem Munde der Hellenen passender als aus der eigenen Person des Redners, und *οὐδὲ* vor *ἐπὶ* war zu entfernen. In 9 f. habe ich durch Umstellung einen Tribrachys beseitigt (*τὰ ὅπλα πορ.* überliefert); in 13 *ἀνδραποδίζειν* statt *-ζεσθαι* geschrieben. Das Aktiv statt des üblicheren Mediums haben Herodot und Thukydides, *ἐξανδραποδίζειν* hat aufser Herodot auch Xenophon einmal im Aktiv; bei Demosthenes kommen sonst vom Simplex und vom Kompositum nur passive Formen vor. In 3 f. hat S *λείποντας* für *ἐλλ.*; ich bin zuerst gefolgt, dann aber zu

dem doch entschieden passenderen Kompositum zurückgekehrt, welches auch Sauppe und Voemel beibehalten.

Am bedeutsamsten sind innerhalb dieser drei Reden die Rhythmen für II 6, welche Stelle ich deshalb schon in der Festschrift für van Herwerden behandelt habe. Dies Buch wird indes den meisten Lesern dieser Zeitschrift schwerlich zu Gesicht gekommen sein; ich darf also die Sache als unbekannt voraussetzen und ziehe aufserdem hier noch mehreres aus der Nachbarschaft hinein, wodurch auch die Analyse umfänglicher wird.

(§ 5) B *Τὸ μὲν οὖν ἐπίορκον*
κἄπιστον καλεῖν ἄνευ | τοῦ τὰ πεπραγμένα δεικνύναι, | λοιδορίαν τις ἂν
φήσειεν κενὴν δικαί|ως, τὸ δὲ πάνθ' ὅσα πώποτ' ἔ|πραξε διεξιόντ'
ἐφ' ἅπασι τοιοῦτον
B *ἐλέγχειν, καὶ βραχέος λόγου συμ-*
(συμ)βαίνει δεῖσθαι, καὶ δυοῖν ἕνεχ' ἡγοῦμαι συμ-
φέρειν εἰρῆσθαι, τοῦ τ' ἐκεῖνον, ὅπερ κἀληθὲς
ὑπάρχει, φαῦ-
λον φαίνεσθαι,
(-σθαι), καὶ τοῦ τοὺς ὑπερεκπεπληγμέ-
νους ὡς ἄμαχόν τινα τὸν Φίλιππον
ἰδεῖν ὅτι πάντα διεξελήλυ-
θεν οἷς πρότερον πα-
B *ρακρουόμενος μέ γας ηὐξήθη*
καὶ πρὸς αὐτὴν ἥκει
τὴν τελευτὴν αὐτῷ.
ἐγὼ γὰρ ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι
CB *σφόδρ' ἂν καὐτὸς ἡγούμην φοβερὸν τὸν*
(τὸν) Φίλιππον καὶ θαυμαστόν, εἰ τὰ δίκαι-
α πράττονθ' ἑώ-
ρων ηὐξημένον· νυνὶ δὲ θεωρῶν
καὶ σκοπῶν εὑρίσκω τὴν μὲν ἡμετέραν
C *εὐήθειαν τὸ κατ' ἀρχάς,*
ὅτ' ⏑⏑ – –
ἀπήλαυνόν τινες ἐνθέν-
C *δε βουλομένους ὑ-*
μῖν διαλεχθῆναι, τῷ
τὴν Ἀμφίπολιν φά-
σκειν παραδώσειν καὶ τῷ
B *τὸ θρυλούμενόν ποτ' ἀ-*
πόρρητον ἐκεῖνο κατασκευάσαι,
τούτῳ προσαγαγόμενον· τὴν δ' Ὀλυν-
θίων φιλίαν μετὰ ταῦτ' ⟨ἔσχε⟩ τῷ
Ποτείδαιαν οὖσαν ὑ-
μετέραν ἐξελεῖν καὶ τοὺς
B *πρότερον συμμάχους ⟨χ⟩ὑμᾶς*
ἀδικῆσαι,
παραδοῦναι δ' ἐκείνοις· Θετταλοὺς δὲ νῦν
τὰ τελευταῖα τῷ Μαγνησίαν (παρα-)

Digitized by Google

CB *παραδώσειν ὑποσχέσθαι*
καὶ τὸν Φωκικὸν πόλεμον πολεμήσειν
ὑπὲρ αὐτῶν
ἀναδέξασθ'. ὅλως δ' οὐδὲ
εἷς ἐσθ' ὅντιν' οὐ πεφενάκιχ' ἐκεῖνος κτέ.

1 = 4, 2 = 3; man kann 2 und 3 auch in je 3 verbundene Rhythmen auseinanderlegen: –––⏑–⏑–, –⏑⏑–⏑⏑–⏑–, –⏑⏑–⏑–. Über die häufige Messung *τοῖοῦτος* habe ich in der Rhythmik gehandelt (S. 39. 113 f.). Dann 5 = 10, 6 = 7, 8 = 9 (B); 11 = 12; 13 = 14 Afg.: ⏑–⏑⏑–⏑(⏑́–––). 14 = 17, 15 = 16 (B); 18 + 19 (mit Übergreifen einer Silbe) = 21 + 22: ⏑––⏑–––⏑⏑––,(–)⏑––– ––⏑–⏑⏑–; in 20 ist der Anfang von 21 vorausnehmend wiederholt: ⏑––⏑–. 23 + 24 = 25 + 26, ohne Übergreifen, ich lege aber auseinander, weil das eine Element nochmals anderweitig benutzt wird: 26 + 27 = 28 + 29. Dann wieder B: 30 = 34, 31 = 32 = 33, 35 = 36; 36 = 40 (B), aber auch = 38 = 39, wo nur am Ende 4 Silben hinzutreten, und ohne diese = 43; also mit sechsmaliger Wiederholung. Das ist natürlich Absicht und mimetisch: Philipp hat es immer in derselben Weise gemacht. Auch die dreimalige Wiederholung von ⏓–⏑⏑–⏑⏑––⏑– 31 ff. ist von derselben Art und hat gleichen Zweck. 37 = 38 Afg. (⏑⏑––); ebenso 42 (mit gleichem Mafse) = 43 Afg. 40 aber und 43 verbinden sich (C) mit 41 und 44, ohne Übergreifen. Was ist nun alles geändert? Den Anfang des Stückes (1—16) habe ich Rhythm. S. 162 gröfstenteils behandelt, mit nicht wesentlich verschiedener Analyse und mit fast gleichem Texte; ich tilge nur jetzt *τὰ πράγματα* 16 vor *αὐτῷ*, womit es sich so verhält. SO, auch B(F) pr. haben *αὐτοῦ*, und Voemel folgt dem, indem er die andere Lesart auf § 8 zurückführt: *καιροῦ — πρὸς τοῦτο πάρεστι Φιλίππῳ τὰ πράγματα.* Ich meinerseits führe *τὰ πράγματα* an unserer Stelle auf § 8 zurück: dort richtig, ist es hier falsch; oder konnte Demosthenes wirklich von dem Olynth mit Übermacht bekriegenden Philipp sagen, dafs seine Macht unmittelbar am Zusammenbrechen sei? Es wird aber dann *πάντα οἷς* — (12 ff.) Subjekt zu *ἥκει* und vorher zu *διεξελήλυθε*, und *διεξελήλυθε* wird intransitiv: seinen Kreislauf durchgemacht hat. Dies nun habe ich schon vorlängst aufgestellt und darnach *τὰ πράγματα* verdächtigt, Praef. II, CXXVI: nämlich in der Nachahmung XI, 3 heifst es: *οἷς πρότερον ηὐξήθη —, ταῦτα πάντα διεξελήλυθεν ἤδη*, und wenn hier die Konstruktion noch zweifelhaft sein sollte, so ist sie unzweifelhaft XXI 84: *πάντα δ' ἤδη διεξεληλύθει τὰκ τῶν νόμων, ὑπωμοσίαι καὶ παραγραφαί.* Auch auf die sehr deutlichen Rhythmen 15 = 16 habe ich mich schon damals bezogen. — In 10 habe ich *τοῦ* belassen, welches in S nicht ohne Härte fehlt, so dafs selbst Voemel es beibehält; *τοιοῦτον* 4 habe ich (aus *γρ* B, vgl. Schol.) schon 1885 für *τούτοις* aufgenommen. Sodann ist 18 *χαὐτὸς ἡγούμην* statt *ἡγ. καὶ αὐτὸς* (ohne *καὶ αὐτὸς* Aug. 2) Lesart bei Apsines, siehe meinen Apparat; in 21 habe ich *νυνί* statt *νῦν* geschrieben. Über 24 nachher; 29 *τῷ* lassen SF u. a. aus, vgl. oben zu 10; natürlich ist in solchen Kleinigkeiten keine Autorität erheblich. In 33 schiebe ich *ἔσχε* ein, mit einem Wechsel der Konstruktion; kann man aber richtig sagen *τὴν*

φιλίαν τινὸς προσάγεσθαι? *Τὴν ἡμετέραν εὐήθειαν προσάγεσθαι* vorher ist doch völlig verschieden und gleich *ἡμᾶς εὐήθεις ὄντας*, wie denn *προσάγεσθαί τινα* ganz gewöhnlich ist; dazu könnte *εἰς φιλίαν* treten, wie [LXI] 17 *προσαγομένων (σε) ἐπὶ τὰς ἑαυτῶν συνηθείας* steht. Für *ἔχειν* vgl. z. B. IV 6. — Nun kommt 36, wo ich früher *ὑμᾶς* strich, mit sehr gutem Grunde: thatsächlich waren nicht die Athener Bundesgenossen Philipps gewesen, sondern ihre Kleruchen in Poteidaia, s. [VII] 10, und demgemäfs erklärt der Scholiast *συμμάχους* mit *τοὺς Ποτιδαιάτας*. Aber gegen diese Streichung sind die Rhythmen durchaus, und da bleibt nichts übrig als *καὶ* mit Krasis einzuschieben. Ich habe aufserdem *μὲν* nach *τοὺς* getilgt, was, da *παραδοῦναι δ' ἐκείνοις* und nicht *ἐκείνοις δὲ παραδοῦναι* folgt, keine Schwierigkeit hat. Die getrennte Schreibung *οὐδὲ εἷς* 43 f. ist sinngemäfs und gut demosthenisch (Rehdantz Ind. II). Und so kommen wir nun zu 24 zurück: *Ὀλυνθίους* überliefert, wo der Rhythmus statt ⏑–⏑– –⏑⏑–– verlangt. Welches Wort also?. Nur eins ist möglich: *Ἀμφιπολίτας*. Vgl. I 8 von derselben Sache: *εἰ γὰρ ὅθ' ἥκομεν Εὐβοεῦσιν βεβοηθηκότες καὶ παρῆσαν Ἀμφιπολιτῶν Ἱέραξ καὶ Στρατοκλῆς ἐπὶ τουτὶ τὸ βῆμα, κελεύοντες ἡμᾶς πλεῖν καὶ παραλαμβάνειν τὴν πόλιν.* Als ich diese Vermutung der besten Autorität, meinem Kollegen E. Meyer, vorlegte, sagte dieser alsbald, dafs sie evident scheine; denn dafs die Olynthier 357 mit Athen hätten verhandeln wollen, sei weder bezeugt noch irgend wahrscheinlich; dagegen wissen wir es ja von den Amphipoliten, und deren Abweisung war die grofse Thorheit. Die Gesandten wurden gar nicht vor dem Volke zu Worte gelassen, weil der Rat den geheimen Vertrag mit Philipp gemacht hatte; *παρῆσαν* I 8 (wenn so zu schreiben und nicht *παρῇσαν*) ist Imperfectum de conatu. Die Korruptel aber erklärt sich aufs leichteste, da nicht nur die Rede eine olynthische ist, sondern auch *Ὀλυνθίων* folgt; zu *Ἀμφιπολίτας* aber pafst vortrefflich das folgende *τὴν Ἀμφίπολιν*. Dergleichen Schäden also können durch die Rhythmen aufgedeckt und unter günstigen Umständen wie hier auch sicher geheilt werden; ohne die Rhythmen kommt man nicht leicht dahinter, wie die Erfahrung zeigt, auch meine eigene.

Dies möge nun für einmal genug sein, um das Verfahren klar zu machen und zu illustrieren, und zugleich meinen Standpunkt in der Textkritik darzulegen, welcher sich seit 1885 nicht geändert hat. Bezüglich der besten Handschrift ist bei Isokrates die Sache dieselbe, wie sich an dem Beispiele aus der 7. Rede zeigte; desgleichen bei Platon, wo auch die neuesten Herausgeber nicht anders denken, und überhaupt sind wir wohl ziemlich alle in der Textkritik Eklektiker geworden und wenden unseren Scharfsinn der unparteiischen Abwägung das Für und Wider an jeder einzelnen Stelle zu, nicht mehr der Durchführung des Prinzips, dafs die oder die Handschrift womöglich allein zu gelten habe. Bei Lysias liegt es natürlich anders: wenn die anderen Handschriften nichts als Abschriften von der e i n e n besten sind, wie Sauppe entdeckt hat, dann gelten sie freilich nichts, und der Palatinus gilt allein. Aber niemand behauptet dergleichen für Isokrates oder Demosthenes oder Platon. Wichtiger noch ist die Beurteilung der Konjekturen gegenüber der Gesamt-

Google

überlieferung. Also für gewöhnlich hätten Dobree und Cobet oder wer es sonst ist, namentlich mit der Tilgung von Interpolationen, gegenüber der Überlieferung recht? Soweit gehe ich nicht ganz; auch ist zu unterscheiden, wer der Konjizierende ist; aber dennoch hat die Kritik im Demosthenes recht gut gearbeitet, was ich um so unbefangener sagen kann, als ich selbst, wiewohl einer der Herausgeber, mit Konjekturen nicht sonderlich beteiligt bin: wo ich tilge, ist das gewöhnlich auf Grund irgend welches Zeugnisses. Ich werde auch alsbald das Lob ganz gehörig einschränken: was von Demosthenes gilt, gilt keineswegs von Platon. In Bezug auf das Symposion habe ich unlängst (in der Festschrift für Th. Gomperz S. 55) genau das Umgekehrte auf Grund desselben Kriteriums konstatiert. Also ist wohl Demosthenes leichter für die Kritik als Platon; denn durchgearbeitet von der Kritik ist wenigstens das Symposion ebenfalls. Demosthenes' Kunstprosa ist offene Kunstprosa, die des Platon versteckte: wie sich schon an dem einen zeigt, dafs jener den Hiat meidet, dieser in den älteren Schriften nicht. Man stöfst also bei jenem an, wo Hiate sind, und wo ein Tribrachys ohne Not sich findet; bei diesem mangeln solche Indicien einer Korruptel. Und wenn Dobree und Cobet sich um Hiate nicht kümmerten: auch im übrigen ist der Stil des Redners ein fest geregelter, bestimmt kenntlicher, und darum sind die Verstöfse der schlechten Überlieferung oft kenntlich; bei Platon scheint die Mannigfaltigkeit der stilistischen Möglichkeiten einfach unendlich. Aber auch der Gedankengang ist schwieriger bei ihm als bei dem Volksredner; kurz, es kommt vieles zusammen, um die Aufgabe des Textkritikers recht schwer zu machen. Folglich macht er seine Sache nach objektivem Mafsstabe schlecht, und wenn dann alte Papyrus ans Licht kommen, wie die des Phaidon und Laches, oder ein neues Hilfsmittel der Kritik wie jetzt, dann schämt man sich etwas. Und doch ist unsere Kritik leistungsfähig, wie sich bei anderen Autoren immer von neuem zeigt; nur freilich nicht ohne weiteres für jede, noch so schwere Aufgabe zulänglich. Auch das neue Hilfsmittel bewirkt nicht etwa, dafs man nun mit einem Schritt am Ziele wäre. Die Aussagen der Rhythmen sind zwar unter günstigen Umständen — auch nicht etwa in jedem streitigen Falle — sehr bestimmt, aber doch nur negativ bestimmt: 'Dies kann nicht richtig sein.' Positiv dagegen lautet die Aussage nur: 'Dies kann richtig sein', niemals: 'Dies ist richtig.' Wie in metrischen Dichtungen auch: ein unmetrisch überlieferter Vers ist unrichtig überliefert; aber ein metrisch richtig überlieferter darum noch nicht überhaupt richtig überliefert, und eine metrisch richtige Konjektur darum noch keine richtige Konjektur. Aber nun kann ein Fall so liegen wie oben bei Ol. **B** 6 Ὀλυνθίους — Ἀμφιπολίτας: wenn Ὀλυνθίους falsch ist, Ἀμφιπολίτας aber richtig sein kann, so ist es auch richtig; denn entweder dies oder jenes; ein anderer Staat, der in Betracht käme, existiert nicht; *tertium non datur*. Und so bei zwiespältig überlieferter Lesart: wenn entweder S recht hat oder die anderen, und *tertium non datur* — was vielleicht in den Umständen sicher gegeben ist —, so können wir nun auch sicher entscheiden. So ist die Textkritik zwar erheblich schwerer geworden, aber auch in demselben Mafse in den Ergebnissen sicherer.

Digitized by Google

Natürlich geht nicht etwa der ganze Wert der Rhythmen in der Textkritik auf: im Gegenteil, ihr Wert für diese ist etwas ganz Sekundäres. Sie helfen mächtig dazu, der Rede ihren durchgängigen wie ihren jeweiligen Charakter zu geben, und darüber habe ich auch in dem Buche schon manches gesagt. Es ist freilich dies erst das Letzte und Schwierigste bei der ganzen Sache, und ich habe in diesem Aufsatze, wo es mir zunächst um die Textkritik zu thun war, nicht eben viel davon geredet. Ich greife indes noch mit ein paar Worten auf das letzte der gegebenen Beispiele (II 5 ff.) zurück. Im allgemeinen ist ja Demosthenes' Komposition durch das Fehlen des Tribrachys charakterisiert, und so auch hier: ein straffer, männlicher Charakter kommt so heraus. Total verschieden ist Platon; nicht wenig, und nach ganz anderer Seite hin, Isokrates. Von diesem nnterscheidet den Demosthenes nun auch die häufige Anwendung von Daktylen und Anapästen in etwas längerer Folge; so hier Z. 11 ff.: *ὡς ἄμαχόν τινα τὸν Φίλιππον | ἰδεῖν ὅτι πάντα διεξελήλυ|θεν οἷς πρότερον πα'ρακρουόμενος μέγας ηὐξήθη*, wo augenscheinlich Philipps ungehemmtes Fortschreiten gemalt werden soll. Jetzt ist das aber zu Ende: *καὶ πρὸς αὐτὴν ἥκει | τὴν τελευτὴν αὐτῷ*, wo die Spondeen den beginnenden trochäischen Rhythmus hemmen und lähmen. In der Poesie wäre das ja ein schlechter Vers: *τὴν τελευτὴν αὐτῷ*; die trochäische Tripodie (Ithyphallicus) darf an vorletzter Stelle keinen Spondeus haben. In der Prosa indes, in der jede denkbare Form möglich ist — wie übrigens in gewissen Arten der Poesie eigentlich auch —, giebt es dies und anderes, und man darf die Parallelisierung mit der Poesie nicht zu weit treiben, schon weil jedes Mittel fehlt, um mehr als die Ausdehnung der einzelnen Reihen und ihr einfaches Silbenmafs festzustellen. Eigentliche Metra sind von der Prosa geradezu ausgeschlossen: das lehrt die gesamte antike Technik.

Digitized by Google

KRETA

Ein Überblick über die neueren wissenschaftlichen Arbeiten auf der Insel

Von Ernst Gerland

Am Ende des XVII. Jahrh. besafs die Republik Venedig im gesellschaftlichen Verkehr der europäischen Staatenfamilie, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, einige bedeutende Vorrechte. Ihr Doge wurde von den Königen Europas mit Bruder angeredet und führte den Titel Serenissimus, ihrem Gesandten gab man das Prädikat Excellenz. Ja dieser Gesandte durfte am kaiserlichen Hofe zu Wien sich bedecken, während die Gesandten der deutschen Kurfürsten unbedeckten Hauptes stehen bleiben mufsten. Es hatte das für die deutschen Fürsten, wie uns Ranke in der Preufsischen Geschichte mitteilt (Sämtl. Werke XXV/VI 436), mancherlei Unannehmlichkeiten zur Folge, und so begannen einige, auf ihre aufserdeutschen Besitzungen gestützt, nach einer Standeserhöhung zu streben. Die Republik Venedig selbst leitete ihre Prätensionen von ihren auswärtigen, kolonialen Besitzungen ab. Die drei Königreiche, deren Fahnenmasten aus Cedernholz noch heute den Markusplatz schmücken, Dalmatien, Kandia und Cypern, gaben ihr das Recht, für den Dogen königliche Ehren zu beanspruchen. Damals freilich waren zwei dieser Königreiche bereits an die Türken verloren gegangen, Cypern war im Jahre 1573, Kandia im Jahre 1669 nach einem Festungskriege von 24 Jahren von den Türken genommen worden.

Für die Insel Kreta bedeutete dieser Besitzwechsel den Beginn einer dunklen Periode in ihrer an Abwechselung so reichen Geschichte. Freilich war die Insel schon in der letzten Zeit der venetianischen Herrschaft stark herabgekommen, und alle Reformversuche wohlmeinender Statthalter hatten da nichts fruchten wollen, wo die Grundbedingungen der kolonialen Blüte Kandias sich durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas geändert hatten. So mögen denn die Kandioten den Schlummer unter der Herrschaft des Halbmondes der Zugehörigkeit zu einer herabgekommenen europäischen Grofsmacht vorgezogen haben, zumal ihnen diese lässige türkische Herrschaft Gelegenheit gab, sich ganz ihren heimischen Angelegenheiten und heimischen Streitigkeiten hinzugeben. Es ist bezeichnend, dafs die blutigen Kämpfe, die in den nächsten zwei Jahrhunderten die Insel so oft verwüsteten, sich nicht zwischen Feinden verschiedener nationaler Abstammung abspielten. Beide Parteien waren eines Blutes, eines Geschlechts; beide sprachen eine Sprache, das heimische griechische Idiom. War doch Kreta

neben Bosnien und Albanien die einzige türkische Provinz, in der Konversionen zum Islam in gröfserer Ausdehnung vorkamen. Man weifs, dafs den Türken gewaltsame Bekehrungen zu allen Zeiten fern gelegen haben; ja in alttürkischen Kreisen pflegte man derartige Übertritte, die mit sozialen Vorteilen verbunden waren, nicht einmal gern zu sehen. Dennoch haben solche Übertritte in Kreta in gröfserem Umfange stattgefunden, und es mochten namentlich Angehörige der altgriechischen Adelsgeschlechter, der sogenannten Archontenfamilien, sein, die durch diesen Schritt sich die doppelt einflufsreiche Stelle als Einheimische und Mitglieder der regierenden Religionspartei erwarben. In die Verhältnisse der Insel aber wurde dadurch ein neues Element der Zwistigkeit und inneren Parteinng getragen. Diese Leidenschaften waren auch in venetianischer Zeit nur mit schwerer Mühe niederzuhalten gewesen, und die Chronik der Venetianers Lorenzo dei Monaci, der in den Jahren 1388—1429 als Sekretär der Kolonie auf Kreta weilte, ist ein beredtes Zeugnis für die Parteikämpfe, die unter dem Namen von Aufständen gegen die venetianische Herrschaft mehr die eigene, kecke Rauflust als den Drang nach nationaler Freiheit befriedigten. Gerade diese Kämpfe waren in Kreta immer populär. Wer die kretischen Volkslieder, wie sie uns in der schönen Sammlung von Jeannaraki vorliegen, durchblättert, wird finden, dafs die Erinnerung des Volkes nur an den Ereignissen der letzten zwei Jahrhunderte unter türkischer Herrschaft haften geblieben ist. Wie schön stellt sich uns der Typus dieser Kämpfe in dem kleinen Gedichte 'Der Schwarze' (Jeannaraki S. 5 Nr. 6) vor Augen:

> Nieder zum Lorbeerflufs, zum Lorbeergefilde
> Zogen Türken in Menge, dreihundert Janitscharen;
> Sie führen mit sich ein junges Weib, des Schwarzen Gattin,
> Und herzen sie und küssen sie und treiben manche Kurzweil;
> Sie schlägt verzweifelnd ihre Brust nnd zieht mit ihnen fürbafs.
> Und der Schwarze war im Gebirg, war droben auf der Halde,
> Als er ein Traumgebild sah, als jemand ihm zurief:
> Geh, Schwarzer; die Türken raubten dein Weih;
> Sie herzen es und küssen es und treiben manche Knrzweil.
> Gellend erhob sie die Stimme zu dir, o dafs du sie hörtest:
> 'Lieber, sieh mich vom Felseneck, das Herz wird dir springen.'
> Und der Schwarze stieg mit sechzig Pallikaren hinab,
> Spürte sie auf im Versteck, nahm wieder sein Weib
> Und zog in den Krieg mit dem Schwert in der Faust.

Wer möchte behaupten, dafs diese Kämpfe, und wenn sie auch unter dem Namen der Befreiung vom Türkenjoch geführt worden sind, Geschichte seien? Freilich hatte der Funke der hellenischen Freiheit auch in Kreta gezündet; auch hier gab es gebildete Männer, die, an den Idealen der Alten genährt, die Freiheit des gesamten Hellenenvolkes herbeisehnten. Aber doch hatten die Aufstände gegen die Türkenherrschaft, die im Laufe des XIX. Jahrh. auf Kreta ausgebrochen sind (1821—29, 1858, 1866—1869, 1878, 1889 und 1896—1897), immer den Beigeschmack innerer Parteiung an sich; und selbst jetzt, nachdem

die Türken vertrieben worden sind, nachdem Kreta den Kretern zurückgegeben ist, wird nicht eher eine Befriedigung eintreten, als bis die unterlegene Partei, bis die Bekenner der mohammedanischen Religion ganz von der Insel entfernt sind.

Diese Befriedigung des Landes, dies Hinüberführen in geordnete europäische Rechtsverhältnisse wird eine der Hauptschwierigkeiten der neuen Regentschaft sein. Daneben freilich türmen sich Aufgaben anderer Art für den Regenten, der es ernst mit dem Wohle seiner Unterthanen nimmt, zu Bergen auf.[1]) Ich will nicht reden von den internationalen Verwickelungen — man lächelt vielleicht, wenn ich von internationalen Verwickelungen bei einer Macht wie Kreta rede. Aber das Verhältnis zur Türkei wird immer ein sehr prekäres sein. Nicht dafs die Zugehörigkeit zum türkischen Reich an sich ein Unglück für die Insel bedeutete; die Suzeränität ist vielleicht eher ein Schutzwall, der dem Lande manche beschwerlichen Militärlasten zu ersparen und es gegen die Annexionsgelüste fremder Mächte zu schützen im stande ist. Die Schwierigkeit liegt vielmehr in dem Tribut, den die Insel jährlich an die Türkei zu zahlen hat. Steuern, für die man eigentlich keine Gegenleistung sieht, werden immer mifsliebig sein, und im übrigen ist Geld gerade das, was wie überall, so auch in Kreta im eigenen Hause am besten zu brauchen ist. In einem Lande, das seit Jahrhunderten vernachlässigt ist, in dem der Ackerbau darniederliegt, die Gewerbe so gut wie fehlen, müfsten Millionen aufgewendet werden, um nur den notwendigsten Bedürfnissen zu genügen. Immerhin sind die Verhältnisse nicht aussichtslos. In diesem griechischen Inselmeer, das seit jeher für das Bestehen der mannigfachsten Kleinstaaten prädestiniert zu sein scheint, könnte auch das neue Staatsgebilde sich wohl behaupten. Erfordernis ist nur, dafs die Kreter an sich selbst festhalten, dafs sie nicht im Streben nach dem anscheinend Besseren das Erworbene geringschätzen und dessen Vorzüge vergessen.

Aus der neueren Geschichte der Insel wird nun uns Europäer ein Ereignis vor allen anderen zu interessieren im stande sein: es ist das die Unterstützung und Förderung, die die wissenschaftlichen Bestrebungen des Abendlandes in Kreta gefunden haben. Diese Bestrebungen haben freilich schon in türkischer Zeit eingesetzt. Auf die verschiedenen Bereisungen der Insel durch die Engländer Pashley und Spratt und durch den Franzosen Raulin folgte in den 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts die archäologische Durchforschung durch Halbherr und Fabricius. Die Insel gab damals die berühmte Inschrift von Gortyn her, jene monumentale Aufzeichnung in einem altertümlichen Griechisch, die unsere Kenntnis des griechischen Privatrechts so aufserordentlich vervollständigt hat. Zehn Jahre später begaben sich drei Italiener, Mariani, Taramelli und Savignoni, zum Zwecke archäologischer Untersuchungen nach Kreta (1893—1896).

[1]) So hat der Oberkommissar, Prinz Georg, eine Kommission zur Untersuchung des Aussatzes gebildet und den bekannten Lepraforscher Dr. Ehlers nach Kreta berufen. Die Kommission hat die Insel Spinalonga als Isolationsstätte bestimmt und darüber der Nationalversammlung ein Gesetz vorgelegt.

Digitized by Google

Aber erst nach den politischen Umwälzungen unserer Tage hat unter der jetzigen Regentschaft die wissenschaftliche Durchforschung der Insel einen neuen und noch bedeutenderen Anlauf genommen, und man kann sagen, bereits glänzende Resultate gezeitigt. Zwei Nationen haben schon seit den Jahren 1899 und 1900 dauernde Bureaux in der Hauptstadt Kandia gegründet und von da ihre Unternehmungen über die ganze Insel ausgedehnt. Es sind das die Italiener und die Engländer. Die Engländer sind durch eine aus privaten Mitteln auf das reichlichste unterstützte Expedition vertreten, an deren Spitze der Konservator des Oxforder Museums, Herr Arth. J. Evans steht.[1]) Die italienische Expedition, geleitet durch Herrn Halbherr und unterstützt von den Herren Savignoni, De Sanctis und Pernier u. a., ist durch das Unterrichtsministerium und die Akademien der Wissenschaften von Rom (dei Lincei), Turin und Neapel entsandt worden.[2]) Ihr hat sich von Venedig aus eine besondere venetianische Mission, vertreten durch Herrn Gerola, angeschlossen.[3]) Auch die kretische Regierung durfte diesen Unternehmungen gegenüber nicht müfsig bleiben. Da galt es zunächst eine Verständigung zwischen den einzelnen Nationen herbeizuführen, die Ausgrabungsgebiete abzugrenzen und die Unterhandlungen mit den einheimischen Grundbesitzern zu leiten. Spekulationen in Grundstücken giebt es natürlich in Kreta so gut wie anderen Orts, und die Preise für Grundstücke, die zur Ausgrabung bestimmt waren, würden ins Unermefsliche gestiegen sein, wenn die kretische Regierung nicht der Kammer ein eigenes Gesetz über die archäologischen Funde und Ausgrabungen unterbreitet hätte. Dieses Gesetz ergab dann freilich weitere Schwierigkeiten; denn

[1]) Evans' Berichte erschienen im Journal of Hellenic studies und zusammenfassend im Annual of the British school at Athens VII: The palace of Knossos. Provisional report of the excavations for the year 1901. Vgl. dazu Furtwängler in der Deutschen Litteraturzeitung 1902 S. 1725 ff. Aufserdem sehe man Wolters' Bericht im Arch. Anzeiger XV 3. Für weitere Kreise bestimmt ist der interessant geschriebene Artikel von Milchhoefer, Aus dem Reiche des Minos, Deutsche Rundschau, Juni 1902; hier werden jedoch die italienischen Ausgrabungen nicht berücksichtigt. Die Resultate beider Unternehmungen, der englischen und der italienischen, hat Zahn in einem Vortrag in der Maisitzung 1902 der Berliner Arch. Gesellschaft behandelt.

[2]) Die offiziellen Berichte der Italiener erschienen in den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, classe di scienze morali, storiche e filologiche, Vol. VIII bis XI, sowie in den Monumenti antichi pubblicati per cura della R. Accademia dei Lincei, Vol. IX; aufserdem im American Journal of Archaeology V und VI. Für weitere Kreise waren folgende Artikel bestimmt: 1. Pariboni, Scavi italiani in Creta (Illustrazione italiana 20. Okt. 1901), 2. De Sanctis, La civiltà micenea e le ultime scoperte in Creta (Rivista di filologia e d'istruzione classica Januar 1902), 3. Pernier, Recenti scoperte archeologiche degl' Italiani a Creta (Nuova Antologia Februar 1902). Dazu Artikel von Taramelli und Pellegrini in der Atene e Roma, von Mancini in der Illustration de Paris u. a. Man vgl. auch Deutsche Litteraturzeitung 1902 S. 822, 2047 und 2493.

[3]) Die offiziellen Berichte, von Guglielmo Berchet und Gerola erstattet, erschienen in den Atti del R. Instituto Veneto di scienze, lettere ed arti, anno 1900—1902. Allgemeiner gehaltene Berichte, zum Teil mit Illustrationen, gaben Gerola in der Illustrazione italiana (20. Jan. 1901), in der Rassegna internazionale (1. Dez. 1901), in der Frankfurter Zeitung (25. April 1901) und ich in der Frankfurter Zeitung (24. Januar 1902).

Digitized by Google

da man nach dem Vorgang von Griechenland und Italien die Ausfuhr der Fundstücke verboten hat, kam man mit der englischen Expedition in Differenzen, die als Lohn für die aufgewandten grofsen Geldmittel die Funde gern nach England überführt hätte. Herr Evans konnte dabei mit Recht geltend machen, dafs er nur durch eine derartige Überführung das öffentliche Interesse und damit die pekuniäre Unterstützung von England her wachhalten könne; ob er aber damit bei der Nationalversammlung der Kreter durchdringen wird, entzieht sich bis jetzt meiner Kenntnis. Inzwischen hat die Regierung der Insel schon für eine zweckdienliche Unterkunft der Funde gesorgt; in der Stadt Kandia ist ein Museum entstanden, das unter wissenschaftlicher Leitung steht und schon jetzt eine höchst eigenartige und merkwürdige archäologische Sammlung darbietet.[1])

Wir können nun die Resultate der neuen Forschungen nach den grofsen Kulturstufen der kretischen Geschichte gliedern. Die ersten versetzen uns in die älteste, prähistorische oder, wenn man den Ausdruck anwenden will, 'mykenische' Zeit. Aus dieser Zeit ragt in der schriftlichen Überlieferung nur ein Name zu uns herüber, der Name des Königs Minos. Aber wenn Herr Evans vom Palaste des Königs Minos spricht, oder wenn er die aus gewaltigen Quadern aufgeführten alten Magazine mit ihren Kammern und Gängen als 'Labyrinth' bezeichnet, so ist damit natürlich nichts anderes beabsichtigt als dem grofsen Publikum die historische Datierung zu erleichtern. Dasselbe mögen auch Diodor und Strabo gemeint haben, wenn sie sagen, dafs 'Minos die Insel in drei Teile teilte und in jedem eine Stadt gründete: Knossos gen Norden und nach Asien zu, Phaistos gegen das Meer im Süden, Kydonia im Westen'. Nach diesen uralten Kulturcentren haben auch die modernen Nationen ihre Ausgrabungsgebiete abgegrenzt, so dafs die Engländer auf dem Gebiete des alten Knossos, die Italiener in Phaistos und dem benachbarten Gortyn zu graben begonnen haben. Kydonia scheidet aus, weil hier durch die Existenz von Kanea im Gebiete der alten Stadt kaum auf die Erhaltung bedeutenderer Überreste zu hoffen ist. Die Resultate dieser Arbeiten sind schon jetzt sehr beachtenswert. In erster Linie schlagen sie ins Feld der antiken, oder sagen wir, prähistorischen[2]) Baukunst. Dabei aber merken wir von neuem, dafs wir uns hier am Mittelmeer auf uraltem Kulturboden befinden, und wir sehen mit Staunen, dafs sich aus Zeiten, in denen der Norden noch in tiefster Barbarei lag, hier Überreste einer eminent hohen Kulturstufe finden. Denn was bieten uns unsere nordischen Gräberfelder und Dorfanlagen gegen diese Überreste gigantischer Königsburgen? Dabei aber erwachen wiederum wie einst in Mykenai und Troja die klassischen Reminiscenzen. Wer wollte es den Italienern verargen, wenn vor ihren Augen das homerische Haus entsteht, wenn sie das Megaron und nach Auffindung einer Treppe das Hyperoon zu identifizieren

[1]) Aufseher über die Altertümer (*ἔφορος τῶν ἀρχαιοτήτων*) in Kreta ist Herr Dr. Stephanos A. Xanthudides.

[2]) Das älteste Gebäude, aus neolithischer Zeit, glauben die Italiener unter ihrer Palastruine von Phaistos entdeckt zu haben.

Digitized by Google

versuchen? Daneben zeigt sich unseren Blicken der vorgeschichtliche Hausrat, und wiederum welcher Gegensatz zur Dürftigkeit nordischer, prähistorischer Ansiedelungen! Ich will nicht reden von den thönernen Vasen[1]) und Amphoren, Schalen und Tassen in ihren mannigfachen, abwechselungsreichen Formen; auch nicht von den bronzenen Waffen und Gerätschaften oder den merkwürdigen Siegelabdrücken. Das höchste Interesse gewähren uns die Funde, die uns zeigen, wie diese vorgeschichtlichen Menschen ihre Wohnungen zu schmücken verstanden. Wir thun hier wiederum einen Blick in die Urgeschichte der griechischen Malerei. Herr Evans fand in der Palastruine von Knossos die merkwürdigsten und, was das beachtenswerteste ist, künstlerisch bedeutende Freskomalereien.[2]) Aus den Resten einer Prozession von lebensgrofsen Figuren ragt 'die Gestalt eines fast nackten, nur mit dem Lendenschurz bekleideten Jünglings hervor, der mit beiden Händen als Weihegabe eine blau gemalte Vase vor sich hält'. Nach dem Bericht von Augenzeugen (Paul Herrmann in der Deutschen Litteraturzeitung 1901 S. 1657 ff. und Reinach in der Chronique des Arts) ist die Figur von hoher, künstlerischer Schönheit. Nicht minder gilt das von der Darstellung 'kleiner miniaturartiger Gestalten, Männer und Frauen, die, zu einer grofsen Festversammlung vereinigt, auf die Wand gemalt sind'. Ich spreche von einem Fries in einem der Säle des Minospalastes. Die Farbengebung ist nach Reinach konventionell, die Männer sind braunrot, die Frauen weifs. Merkwürdig aber ist die schwarze Umrandnng der Konturen, so dafs das Ganze den Eindruck einer 'Federzeichnung' macht. Noch merkwürdiger freilich ist das Sujet. Es handelt sich augenscheinlich um Darstellungen nach der Natur. Ganz naturalistisch und mit einem gewissen Humor sind diese 'Hofdamen des Königs Minos in ihren Röcken mit Volants und gestickten Streifen und mit ihren nur durch ein schmales Band verbundenen Keulenärmeln' zur Erscheinung gebracht. Denselben Naturalismus und denselben Humor zeigen die von den Italienern zu Phaistos gefundenen Gebilde der Skulptur. Da haben wir die bemalte Statuette einer Sängerin in voller Positur, daneben viele andere weibliche Gewandfiguren. Am wunderbarsten aber ist ein Flachrelief. Der Künstler war hier ziemlich ungalant: er zeigt uns vier jener Hofdamen nebeneinander, aber mit tierischen Köpfen, darunter eine mit dem Kopf eines Papageis.[3])

Doch genug von diesen weitentlegenen und, wie man sagt, schriftlosen Zeiten. Zwar hat man in den Palastrninen zu Knossos und Phaistos auch Inschriften gefunden, aber wir können sie nicht entziffern, und so bleiben sie für

[1]) Die Vasen von Kamáres auf Kreta scheinen berufen, in der Geschichte der Keramik noch eine bedeutende Rolle zu spielen.

[2]) Neuerdings ist auch den Italienern in der Palastruine von Phaistos die Aufdeckung wichtiger Fresken gelungen. Es handelt sich um Ornamente mit der naturalistischen Wiedergabe von Pflanzen, z. B. blühendem Oleander.

[3]) Den höchsten Naturalismus zeigt auch das Fragment eines bemalten Stuckreliefs, das Herr Evans in den Ruinen von Knossos gefunden hat. Es ist ein Stück eines menschlichen Armes.

uns unleserlich wie jene Schriftzeichen des Proitos, die Bellerophon zum König Iobates von Lykien trug.

Die schriftliche Kunde beginnt für uns erst in der zweiten, der eigentlich griechischen Zeit. Ich habe vorhin schon jene Inschrift von Gortyn erwähnt, die Fabricius und Halbherr im Jahre 1884 gefunden haben. Gortyn gehört nicht in die Zahl der drei der Sage nach von Minos gegründeten Städte; auch ist die Stadt nicht in uralter Zeit zerstört worden, sondern hat in historischer Zeit noch eine gewisse Blüte besessen. Deshalb haben auch die Italiener, in deren Arbeitsdistrikt die Stadt mit Phaistos fiel, von Anfang an ihr Augenmerk hier nicht auf vorgeschichtliche Funde, sondern auf eine Vervollständigung der Resultate von 1884 gerichtet. Man weifs, welches Aufsehen jene Inschrift von Gortyn seiner Zeit gemacht hat. Ganz abgesehen davon, dafs uns hier ein griechischer Dialekt von solchem Alter entgegentrat, dafs er noch das Digamma sprachlich wohl erhalten zeigt, so war hier auch zum erstenmal ein authentischer Blick ins griechische Privatrecht gestattet. Diese Entdeckung hatte aber um so gröfsere Bedeutung, als man gerade neuerdings begonnen hat, neben der römischen Rechtsentwickelung auch die der östlichen, auf griechischer Kulturbasis ruhenden Provinzen des römischen Weltreiches und deren Einflufs auf die Rechtskodifikation der Kaiser Theodosius und Justinian näher zu erforschen. Natürlich waren sich die Italiener beim Beginn ihrer neuen Ausgrabungen der grofsen Schwierigkeiten und Hemmnisse auf diesem Gebiet von Gortyn wohl bewufst. Denn da die Bauten des alten Marktplatzes, auf deren Wänden die Gesetze inschriftlich verzeichnet waren, in späterer, römischer Zeit zum Zwecke von Neubauten geplündert und niedergerissen wurden, so konnte man freilich nichts anderes als Fragmente erwarten. Diese sind auch in den mannigfachsten Formen zu Tage getreten. Teils fand man Stücke von einem verlorenen Blocke der alten grofsen Inschrift; teils ähnliche Inschriften, mit denselben alten Schriftzügen gemeifselt, die die verschiedensten Gesetzesbestimmungen enthalten; teils — und zwar in der Umgebung des Tempels des pythischen Apollo — neuere Inschriften, auch solche, die für die Entwickelung des griechischen Schriftwesens an sich von grofser Bedeutung sind. Denselben fragmentarischen Charakter tragen die Ausgrabungen zu Lebena, dem Hafenorte der Stadt am libyschen Meere. Hier besafsen die Bewohner von Gortyn einen klimatischen Kurort mit einem Tempel des Asklepios. Diesen Tempel mit seinen Bäderanlagen aus römischer Zeit hat Halbherr im August des Jahres 1900 blofsgelegt und dabei Inschriften, Säulenüberreste und Hausgerät aus dieser späteren Zeit gefunden. Am aufregendsten war der Moment, als man über einem unterirdischen Gewölbe eine Steinplatte mit folgender Inschrift fand: 'Dem Asklepios. Unter der Magistratur der Kosmen — so hiefs die oberste Verwaltungsbehörde in den kretischen Städten — aus dem Stamme (folgen die Namen) hat die Stadt den hier geborgenen Schatz geweiht.' Man kann sich denken, welche Bedeutung ein Fund von Geräten und Münzen aus Edelmetall gehabt haben würde, und so verbreitete sich die Kunde wie ein Lauffeuer über die nächste Umgebung. Am anderen Morgen hatten sich die

Bauern der Umgegend zahlreich eingefunden, der Stein wurde gehoben, aber es fand sich nichts. Der Schatz war schon in früheren Zeiten beiseite geschafft worden.

Ich will die Liste der glücklichen Ausgrabungen hier nicht fortsetzen. Zu den Italienern und Engländern gesellten sich bald auch andere Nationen. Aus dem benachbarten Athen kam Dörpfeld als Vertreter des deutschen archäologischen Instituts, um sich nach einem geeigneten Orte für demnächstige Ausgrabungen umzusehen. Der Direktor des englischen Instituts zu Athen, Bosanquet, begann in Praisos[1]) (Bezirk Sitia), Herr Hogarth in der Höhle von Zakros[2]) (ebenfalls im Bezirk Sitia) und Mifs Royd als Vertreterin des amerikanischen Instituts in Gurnia (Bezirk Hierapetros) zu graben. Bemerkenswert ist, dafs man auch andere als archäologische Nachforschungen zu unternehmen sich entschlossen hat. So planen die Franzosen eine geographische Exkursion, und die Italiener[3]), die sich auf der Insel gewissermafsen heimisch fühlen, haben gleichzeitig mit ihrer archäologischen eine zweite, auf die mittelalterliche Geschichte der Insel gerichtete Unternehmung begonnen.

Diese Unternehmung verdankt man dem Gemeingeist der Stadt und Provinz Venedig und der Initiative ihres wissenschaftlichen Instituts. Venedig aber hat ja durch die historischen Ereignisse an dem Lande ein ganz besonderes Interesse. Verfolgen wir die Geschichte Kretas von den Zeiten der griechischen Unabhängigkeit aufwärts. Von Metellus Creticus wurde die Insel zur selben Zeit, da Pompejus im sogenannten dritten Mithridatischen Kriege den ganzen, ehemals seleukidischen Osten dem römischen Reiche angliederte, zur Provinz gemacht (im Jahre 67 v. Chr.). Unter den Römern nahm sie dann an jener glücklichen Zeitepoche teil, die wir die Kaiserzeit nennen, und die für die Mittelmeerländer eine Periode des Friedens und innerer glücklicher Entwickelung bedeutete. In dieser Zeit mufste der Insel ihre günstige Lage zwischen Nordost und Südwest zu statten kommen, und es entspricht diesen Verhältnissen, wenn Handel und Schiffahrt sich jetzt hoben, und die Bewohner, die ehedem die Bergkuppen und Hochthäler bewohnten, zur Küste niederstiegen und ihre alten Hafenorte besiedelten.[4]) Am bekanntesten ist vielleicht, dafs auch der Apostel Paulus auf seiner Reise nach Rom die Südküste der Insel berührte und in dem Felsenhafen Phoenix, dem heutigen Lutro, vor den Südwest- und Nordweststürmen Schutz zu suchen gedachte (Acta Apost. 27, 7—13).

Die Zeiten wurden erst dann wieder trüber, als die römische Herrschaft

[1]) Über Praisos s. auch die Italiener Halbherr, Savignoni und Taramelli im American Journal of Archaeology V 4.

[2]) S. Hogarth, Excavations at Zakro, Crete und Dawkins, Skulls from Cave-Burials at Zakro im Annual of the British School at Athens VII.

[3]) Von Interesse ist hier wohl auch die Monographie von Baldacci und Saccardo, Onorio Belli e Prospero Alpino e la flora dell' isola di Creta, Malpighia, Vol. XIV 1900. Der Arzt und Botaniker Onorio Belli befand sich im Jahre 1586 auf Kreta. Vgl. Fed. Berchet, La loggia veneziana, S. 13.

[4]) Über die Siedelungsverhältnisse s. Fabricius in Hettners Geographischer Zeitschrift III (1897) S. 371 ff.

Digitized by Google

allmählich in die byzantinische überging. Die Überlieferungen aus dieser Zeit sind recht dürftig, und sie lassen uns nur das mit Bestimmtheit erkennen, dafs die Siedelungen, die in römischer Zeit die Küste gesucht hatten, mit der beginnenden Unsicherheit der Meere sich wieder wie in der prähistorischen und altgriechischen Zeit ins Innere zurückzogen. In diesen Jahrhunderten war es, wo Avaren und Sarazenen und, wie uns eine Überlieferung, die syrische Chronik des Thomas Presbyter, meldet, auch Slaven die Insel geplündert und vielleicht besiedelt haben sollen. Schliefslich kam es zu einer Eroberung durch die Sarazenen, und von 825—961 herrschte auf der Insel zum erstenmal der Islam. Aber nichts als die Existenz und der Name der Stadt Kandia, den man von dem arabischen Worte *chandak*, der Graben, ableitet, erinnert mehr an diese Zeit. So stark war die byzantinische Restauration, die nach der Rückeroberung durch den tüchtigen Feldherrn Nikephoros Phokas unter Kaiser Romanos II. begann, und die hauptsächlich durch den tapferen Gottesstreiter, den Missionar der orthodoxen Kirche, St. Nikon geleitet wurde. Auf diese Zeit der zweiten byzantinischen Herrschaft führt sich auch die neuere politische Gestaltung und soziale Gliederung der Insel zurück. Nach einer Überlieferung der beteiligten Familien wurde Kreta nach einem Aufstande gegen die Centralgewalt in Konstantinopel am Ende des XII. Jahrh. unter zwölf aus der Hauptstadt einwandernde vornehme Geschlechter verteilt.[1]) Jedenfalls war es eine beschränkte Anzahl von Familien, die wie überall auf griechischem Boden so auch hier unter dem Namen der Herrschenden (Archonten) den gröfsten Teil des Grundbesitzes und die Leitung aller Dinge an sich rifs. Daneben sank die Ackerbau treibende Bevölkerung unter Schwinden des freien Grundbesitzes mehr und mehr auf den Standpunkt abgabepflichtiger Höriger herab, und es trat demnach ein Zustand ein, wie er schon einmal, in altgriechischer Zeit, bestanden hatte. Diese Verhältnisse fanden die Venetianer vor[2]), als sie im Verlauf der Ereignisse des vierten Kreuzzuges die Insel im Jahre 1204 in Besitz nahmen, und sie liefsen dieselben unverändert fortbestehen. Namentlich nachdem sie sich mit den griechischen Archontengeschlechtern auseinandergesetzt hatten[3]) —

[1]) So erzählt die *Οἰκογένεια Βαρούχα*, eine nur handschriftlich gedruckte Familienschrift, die mir durch die Güte des Herrn Thrasybul Argyropulos zugänglich wurde. Über die darin enthaltenen Sagen, die auf einer Gruppe von teils echten, teils gefälschten Urkunden beruhen, hoffe ich in Kürze eine kritische Abhandlung zu veröffentlichen.

[2]) Eine Studie über Kreta als venetianische Kolonie gab ich im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft 1899 S. 1 ff. Über die vergeblichen Versuche der Genuesen, sich vor den Venetianern auf der Insel festzusetzen, hat soeben Gerola eine treffliche, auf genuesische Urkunden gestützte Abhandlung veröffentlicht: Dr. Giuseppe Gerola, La dominazione Genovese in Creta, Rovereto 1902.

[3]) Den wichtigen, in lateinischer und griechischer Sprache abgefafsten Vertrag mit Alexios Kalergi vom Jahre 1299 habe ich zum ersten Male nach dem Original in meinem Archiv des Herzogs von Kandia veröffentlicht. Neuerdings hat Herr Xanthudides diesem Vertrag eine eingehende Studie mit einigen Besserungen meiner Lesung des Textes gewidmet (*Ἀθηνᾶ* XIV 3). Ich bemerke aber, dafs ich den Ausdruck im Eingang der Urkunde *ἡμέρᾳ τρίτῃ ἐβγένοντι* = *die tertia exeunte* doch als Bologneser Datierung auffassen mufs, nachdem ich gefunden habe, dafs diese in den kretischen Urkunden der Zeit allgemein ge-

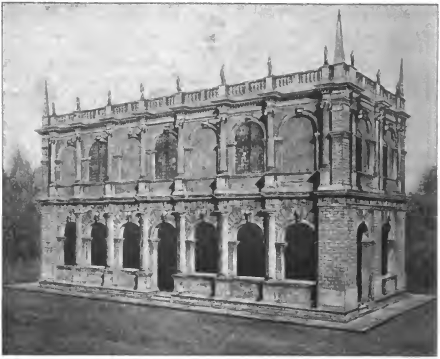
die Kämpfe mit ihnen füllten das ganze XIII. Jahrh. aus —, und nachdem sie diese in die Nobilität der Insel und selbst Venedigs aufgenommen hatten, traten ganz die Zustände der früheren byzantinischen Zeit hervor. Der Adel, teils venetianischer, teils griechischer Herkunft und demnach teils lateinischer, teils orthodoxer Konfession, beherrschte das flache Land. Daneben aber trat die Bedeutung der Küstenstädte wie in römischer Zeit wieder hervor. Denn Venedig übte eine strenge Seepolizei; und so stiegen in dieser Zeit zunehmender Sicherheit die Bewohner wieder von ihren Bergen hernieder, und Städte wie Kandia, Kanea, Rethymo, Sitia, Hierapetros und Kisamos erhielten eine grofse kommerzielle Bedeutung. Freilich nahm die Unsicherheit im Innern, wie ich bereits früher erwähnte, anfangs nicht ab, und lange Zeit mochte die Insel den Venetianern wichtiger als Flottenstation denn wegen ihrer Landeserzeugnisse sein. Aber auch hierfür stand Kreta noch eine gewisse Bedeutung und Blütezeit bevor. Als im XV. Jahrh. die kolonialen Produkte in Europa stärker denn vorher begehrt wurden, begann sich auch auf Kreta der Anbau von Zucker und Baumwolle zu rentieren. Andere Erzeugnisse, wie Wein, Öl, Hülsenfrüchte, Käse, Honig, Felle und Flachs, waren schon in früherer Zeit ausgeführt worden. Diese Blütezeit der Insel hielt bis zum Ende des XV. Jahrh. vor, bis zu der Zeit, wo durch die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien ein Umschwung sich vorzubereiten begann. Die Venetianer freilich liefsen auch jetzt in ihrer Fürsorge für die Insel noch nicht nach. Gerade das XVI. Jahrh. war reich an wohlgemeinten Reformversuchen, die aber alle das Grundübel, die sinkende wirtschaftliche Bedeutung des Landes, nicht bannen konnten. Und so sank die Insel allmählich wieder in jenen Zustand innerer Verwilderung und äufserer Bedeutungslosigkeit hinab, in dem sie die Türken mit dem Jahre 1669 übernahmen und in dem sie sie nunmehr dem neuen Regenten überliefert haben.[1])

Es ist klar, dafs eine so lang dauernde Herrschaft wie die venetianische (1204—1669) die mannigfachsten Erinnerungen hinterlassen haben mufs. In jener Zeit waren die Bergkuppen mit Kastellen gekrönt, die angebauten Gegenden mit Villen, Klöstern, Kirchen und Wasserleitungen bedeckt, die Städte durch grofsartige Befestigungen geschützt und mit Bauten von künstlerischer Bedeutung geschmückt. Den Überresten aus dieser Zeit gilt die Expedition, die man von Venedig aus entsandt und an deren Spitze man den jungen Gelehrten Giuseppe Gerola gestellt hat. Herr Gerola hat über zwei Jahre lang die Insel mit unglaublicher Ausdauer auch in den entlegensten Gegenden durchstreift und ein Material von ungemeiner Fülle zusammengebracht. Pläne und Skizzen der Städte und Befestigungen, Photographien hervorragender

bräuchlich gewesen ist. Es ist demnach der Vertrag auf den 28. April 1299 zu setzen. Der merkwürdige griechische Ausdruck erklärt sich aber als unbehilflicher Versuch, die im Griechischen ungewohnte Datierung wiederzugeben.

[1]) Die Jahre 1667—1669 des venetianisch-türkischen Krieges hat Bigge in der Schrift 'Der Kampf um Kandia' behandelt, die in den kriegsgeschichtlichen Abhandlungen des Grofsen Generalstabes erschienen ist.

Gebäude, Gypsabgüsse von Architekturstücken und Skulpturen hat er gesammelt und teilweise bereits in die Heimat zurückgebracht. Dort werden diese Gegenstände wohlgeordnet und künstlerisch gruppiert im städtischen Museum am Canal Grande, in dem alten Kaufhaus der Türken, ihre Aufstellung finden und gewifs einen sehr wertvollen Bestandteil dieses überhaupt so anziehenden historischen Museums bilden. Von diesen zahlreichen Funden und Entdeckungen wird uns vielleicht ein Gebäude am meisten zu interessieren im stande sein; es ist das die sogenannte Loggia Veneziana zu Kandia.



Die venetianische Loggia zu Kandia (Rekonstruktion von Fed. Berchet zu Venedig)

Wir erinnern uns dabei der jüngst leider zerstörten Loggia am Fufse des Glockenturmes auf dem Markusplatze von Venedig. Die Venetianer bauten überall diese Säulenhallen, die, für den täglichen Geschäftsverkehr bestimmt, von ihren Niederlassungen unzertrennlich waren. Die in Venedig selbst, die Jacopo Sansovino im Jahre 1540 errichtete, war natürlich die prächtigste. Aber auch unser Gebäude, das sich durch harmonische Gliederung und edle Einfachheit auszeichnet, verdankt vermutlich einem berühmten Künstler seine Entstehung. Wenigstens möchte es derjenige, der eine Rekonstruktion des Bauwerkes versucht hat, Federico Berchet zu Venedig, für Michele Sammicheli oder doch für dessen Neffen Girolamo in Anspruch nehmen. Der Veroneser

Digitized by Google

Michele Sammicheli war jener berühmte Baumeister der Republik, der die Forts am Hafeneingange von S. Nicolò auf dem Lido und so viele andere Bauwerke in der Hauptstadt selbst, auf der Terra ferma und in den Kolonien geschaffen hat. Er weilte nachweislich in den Jahren 1537—1542 auf Kreta. Sein Werk waren die gewaltigen Befestigungen von Kandia, die eine vierundzwanzigjährige Belagerung der Türken (1645—1669) nicht ganz zu zerstören vermochte, und deren Ruinen noch jetzt das Staunen der Fremden erregen. In dieser Zeit dürfte er auch unsere Loggia geschaffen haben. Wenigstens kann nur er, meint F. Berchet, oder sein Neffe der Schöpfer des herrlichen kleinen Kunstwerkes sein, da die Nachfolger der Sammicheli auf Kreta, Francesco Malacrida und Antonio Scolari, in ihrem Können an eine derartige Aufgabe nicht heranreichten.

Herr Berchet hat seine Rekonstruktion des Gebäudes — denn es ist stark beschädigt auf nns gekommen — in den Abhandlungen des venetianischen Instituts der Wissenschaften nnd Künste erscheinen lassen.[1]) Dabei erfahren wir auch, dafs die kretische Regierung eine Restauration des Bauwerkes ins Auge gefafst hat. Man hat daran gedacht, das Zeughaus, an das sich die Loggia mit ihrer Rückwand — wie einst die in Venedig an den Glockenturm — anlehnt, als archäologisches Museum einzurichten und dabei anch unser kleines Gebäude wieder in einen würdigen Zustand zu bringen. Der Gedanke ist freudig zu begrüfsen. Nur ist bei den etwaigen Umbauten darauf Bedacht zu nehmen, dafs die Loggia nicht zu fremden Zwecken gänzlich umgestaltet wird. Denn hier handelt es sich wirklich um die Erhaltung eines historischen Denkmals, das in seiner Eigenart eine der schönsten Zierden der Stadt Kandia und ein Erinnerungszeichen an eine wichtige Periode der Insel Kreta bilden würde.

[1]) Atti del Reale Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Anno 1901—2, tomo LXI, parte II (Sitzung vom 27. Oktober 1901). Die erste gedruckte Nachricht gab Pariboni, Un monumento veneziano in pericolo, Candia 2 agosto 1901. Ich selbst habe auf das Gebäude in der Frankfurter Zeitung 22. Juli 1902 hingewiesen. — Das Cliché seiner Rekonstruktion hat mir Herr Berchet für diese Abhandlung gütigst zur Verfügung gestellt.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Max Ruhland, Die eleusinischen Göttinnen. Entwickelung ihrer Typen in der attischen Plastik. Mit 3 Tafeln und 9 Abbildungen im Text. Strafsburg, K. J. Trübner 1901. XI und 108 S.

Es bietet ein begreifliches Interesse, die Gestalten, in denen griechische Künstler ihre Gottheiten verkörpert und den Zeitgenossen zur Anschauung gebracht haben, uns so vorzuführen, dafs wir nach Kräften die einstige geschichtliche Entwickelung und deren innere Gründe aufspüren. In jedem Bilde einer Gottheit liegt eine bestimmte Anschauung von ihrem Wesen beschlossen; je allgemeinere Verbreitung eine einzelne Darstellungsform gefunden hat, je kanonischer sie so zu sagen geworden ist, desto gröfsere Berechtigung scheint die Annahme zu haben, dafs in ihr eine besonders bedeutsame, mindestens eine allgemein gültige Auffassung der Gottheit verkörpert sei. Vereinzelte, ohne Nachfolge gebliebene Gestaltungen können' daneben für eine solche systematische Betrachtung weniger wichtig scheinen, obwohl vielleicht gerade tief empfundene und darum ungewöhnliche Gestaltungen schwer kanonisches Ansehen erlangen', und wohl auch einmal zufällige, äufsere Gründe einem minder bedeutenden Werk Verbreitung verschaffen. Die Lücken unserer Überlieferung machen eine volle geschichtliche Erkenntnis in dieser Hinsicht nicht etwa weniger erstrebenswert, aber weniger leicht erreichbar, und so drängt diese sogenannte Kunstmythologie nur zu gerne zur Systematisierung. Man begreift es, dafs in dem umfangreichsten Versuche, die Darstellungen der griechischen Götter und ihrer Mythen geordnet vorzuführen, in Overbecks Kunstmythologie, deshalb eine eigentlich historisch weder zu stellende noch zu beantwortende Frage immer wiederkehrt, die nach dem Schöpfer des Idealbildes der betreffenden Gottheit, und dafs die Entwickelung weniger von einzelnen Künstlern getragen scheint, welche durch ihre, natürlich vielfach von den Vorgängern abhängigen Werke Zeugnis von ihrem oder ihres Publikums Glauben ablegen und auf ihre Zeitgenossen, anbetende, anschauende oder nachbildende, Einflufs ausüben, als von den verschiedenen sich aus einander entwickelnden und sich ablösenden Typen der bildlichen Darstellungen. Auch bei dem Verfasser der mit sorgfältiger Beobachtung und mit gesundem Urteil geschriebenen Studie über die Bilder der eleusinischen Göttinnen finden wir, wohl nicht ohne den Einflufs jenes Vorgängers, eine Neigung, den Typen gegenüber den einzelnen Werken besonderes Gewicht beizumessen.

Nach Typen sind die Bildwerke deshalb geordnet. Die 'anikonischen Agalmata', welche einleitungsweise behandelt sind, bieten gerade für Attika noch nichts, zeigen nur, wie die Beziehung der Göttinnen zum Erntesegen von alters her Ausdruck gefunden hat. Es werden dann weiterhin in einer nach Möglichkeit historisch gestalteten Abfolge die wichtigsten erhaltenen plastischen Bildwerke besprochen. Für das V. Jahrh. ist das berühmte eleusinische Relief der Ausgangspunkt. Die kurzlockige Göttin, welche darauf links steht und dem Triptolemos die Ähren reicht, wird eben auf Grund dieser mythischen Beziehung richtig als Demeter gefafst und mit der prächtigen Statue verglichen, die uns durch ihre Kopien in Berlin und Cherchel bekannt ist. In ihrer Datierung schliefst Ruhland sich mit Recht an Kekule an, glaubt aber über ihn hinaus aus dem Fund zweier der Exemplare in der Residenz Jubas II. auf die engere Beziehung des Urbildes zu Eleusis selbst schliefsen zu dürfen; das ist kein zwingender Schlufs, da doch Juba vor allem nach künstlerischen, nicht nach kultgeschichtlichen Gesichtspunkten gesammelt haben wird, und wir mit Kekule gestehen müssen, dafs bei dem Mangel von besonderen Kennzeichen eine Sicherheit für die Benennung Demeter selbst durch die Ähnlichkeit mit dem eleusinischen Relief nicht gewährleistet wird: die formale, auf Tracht und Stil beschränkte Verwandtschaft läfst sich ja auch durch Gleichheit der Epoche erklären.

Als etwas jüngere Bildungen schliefst Ruhland dann einen 'Typus' an, der u. a.

die Demeter des Capitolinischen Museums, die in Berlin und die (von Furtwängler zur Nemesis des Agorakritos in Beziehung gesetzte) Kolossalstatue des Vatikan umfafst. Dafs diese und die damit zusammengestellten Statuen nicht als Repliken eines und desselben Werkes anzusehen sind, ist vom Verfasser richtig hervorgehoben. Um so mehr bedauert man, dafs er sich und seinen Lesern die Arbeit nicht erleichtert und planmäfsig auf die Einzelschöpfungen zurückgegriffen hat. An richtigen Ansätzen dazu fehlt es nicht, ja sogar Rückführung auf einzelne Künstler ist versucht. Das ist der Weg, auf dem man den Verfasser gerne entschlossen weiter schreiten sehen möchte, auf dem Wege der Sonderung, Sichtung und Zusammenfassung der wirklich zusammengehörigen Repliken grofser Kunstwerke, an welche sich dann die unselbständigeren Leistungen geringerer Künstler anschliefsen könnten. Die Rückführung der Capitolinischen Figur auf Alkamenes, der Berliner auf den älteren Praxiteles wird man sich als Wegweisungen in diesem Sinne gern gefallen lassen, auch wenn man zu den Skeptikern gehört, welche die leibhaftige Existenz dieses älteren Praxiteles nur für diskutabel, nicht für ausgemacht halten. Ebenso wie das Bild der Demeter wird das der Kora, ausgehend vom eleusinischen Relief, für das V. Jahrh. verfolgt und die Rückführung auf bestimmte einzelne Werke wenigstens angebahnt. Eine Besprechung der thronenden Demeter schliefst diesen Abschnitt.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Gruppierung der Werke des IV. Jahrh. entgegenstellen, hat der Verfasser mit Fug hervorgehoben. In drei gröfseren Abschnitten hat er Demeter mit dem Schleier (wofür vor allem die von Furtwängler publizierte attische Originalstatue in Venedig herangezogen wird), Kora mit dem Mantel und Demeter mit dem Mantel besprochen und diese Kompositionen auf ihren Ursprung zurückzuführen begonnen. Bei der Nachprüfung des Anteils, der Praxiteles an der Schöpfung dieser Gestalten gebührt, hat er mit Recht an dem Praxitelischen Ursprung des Musenreliefs von Mantineia festgehalten, während S. Reinachs Versuch, die sogenannte grofse Herculanenserin als Lysippisch zu erweisen, wie mir scheint mit Unrecht, keine Berücksichtigung gefunden hat. Gegen die Anschauung, dafs die Einhüllung in Schleier und Mantel speziell die Mysteriengottheiten kennzeichne, möchte ich auf die grofse Beliebtheit dieser reichen und dem subjektiven Schönheitssinn der einzelnen Trägerin so angemessenen Tracht im täglichen Leben hinweisen, welche uns z. B. durch die Terrakotten genügend veranschaulicht wird. Hier würde ich also einen Wandel annehmen, dessen Gründe nicht im 'Typus', auch nicht in der Anschauung vom Wesen der Gottheit, sondern allein im alltäglichen wie im künstlerischen Geschmack zu suchen sind. Auf dem zuerst von Philios publizierten eleusinischen Relief (A. M. 1895 Taf. 6) glaube ich keine Nachbildung einer eleusinischen Kultgruppe annehmen zu müssen, sondern eine Darstellung der Aussendung des Triptolemos, beeinflufst natürlich von den damals beliebten Typen der Götterbilder. Dafs Triptolemos nicht auf einem Thron, sondern auf einem Wagen sitzt, ergiebt sich aus dem noch erhaltenen Bohrloch für die Aufügung des Rades. Wer, wie Rubensohn, das Rad leugnet, müfste angeben, was denn sonst hier angebracht gewesen sein könnte, und selbst das Fehlen des Rades würde diesem Sessel mit Schlangen und Flügeln nicht den Charakter eines wunderbaren, zum Flug durch die Lüfte bestimmten Fahrzeugs nehmen. Ich möchte weiterhin das Urbild der Kora dieses Reliefs am liebsten nicht mit einer stehenden, sondern mit einer sitzenden Demeter vereinigt denken, nach Art der auf den bekannten Scherben panathenäischer Vasen wiedergegebenen Gruppe, welche Kern für das Kultbild zu Eleusis in Anspruch nahm. Zu beweisen ist das allerdings noch nicht. Es wird noch weiterer Funde und vor allem weiterer Forschung bedürfen, bis wir die wichtige Frage nach den Kultbildern der verschiedenen eleusinischen Heiligtümer mit Sicherheit beantworten können. Für seinen fleifsigen Beitrag zu diesen Untersuchungen sind wir dem Verfasser Dank schuldig. Paul Wolters.

Richard M. Meyer, Grundriss der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Berlin, G. Bondi 1902. XV, 258 S.

Der Verf. bietet in dem Buche eine willkommene Ergänzung seiner erfolgreichen Litteraturgeschichte des XIX. Jahrh. Dieser Grundrifs bringt nämlich den bibliographisch-kritischen Ausweis über die dort geleistete Arbeit. Eine solche Übersicht ist allerdings ein praktisches Bedürfnis. Gerade bei der notwendig obwaltenden Unsicherheit auf solch modernem Forschungsgebiete wird man sich gern einem kenntnisreichen und besonnenen Führer anvertrauen. Denn als solchen erweist sich der Verf. auch in dem vorliegenden Buch. Die rein chronologische Disposition, welche in seiner Litteratur-

geschichte so wenig befriedigte und deshalb auf so lebhaften Widerspruch stiefs, wird hier eher als ein Vorteil empfunden, weil sie den Überblick wesentlich erleichtert. Überhaupt bemüht sich der Verf. thunlichst, ihn durch allerhand eingestreute Verweise noch zu fördern. In ihnen und in den mannigfachen Hindeutungen auf litterarisch verwertete Modelle hat er manche gute Beobachtung niedergelegt und viele kleine Ansätze zur vergleichenden Litteraturbetrachtung gegeben. Auch gelegentlich mitgeteilte charakteristische Citate beleben und erhellen wirksam die Situation. Besonders verdienstlich aber sind die in knapper Notenform zahlreich beigefügten Urteile über aufgeführte Schriften. Diese werden namentlich dem Anfänger manche unfruchtbare Arbeit ersparen. Verf. hat da an seinem Teil gethan, was für die Zeitschriftenbibliographie in ähnlicher Weise noch zu erhoffen ist. Dafs man trotzdem nicht allerorten in verba magistri schwören wird, ist selbstverständlich.

Am meisten Sorge macht sich der Verf. um den etwa zu erhebenden Vorwurf der Unvollständigkeit. Und er thut recht daran, die Forderung absoluter Vollständigkeit als ebenso unwissenschaftlich wie unangebracht von vornherein abzulehnen. Was hätte er sonst auch alles für Elaborate mit verewigen müssen! Strenge Auswahl war gewifs dringend geboten, ohne dafs er allerdings nur den Mafsstab des unbedingt Wertvollen anlegen durfte. Da würde man manches doch recht Charakteristische vergeblich suchen. Auch will der Verf. nicht dekretieren. Vielmehr merkt man auf Schritt und Tritt das Bestreben, den Leser zu eigenem Studium anzuleiten. Bald regt er zu dankenswerten Untersuchungen an, bald stellt er selbst neue Arbeiten in Aussicht, bald belehrt er bündig über methodologische Grundbegriffe (vgl. bes. S. 36 f. u. 42 f.). Dadurch begegnet er zugleich dem Einwand der Trockenheit, den man so gern gegen derartige Zusammenstellungen ins Feld zu führen beliebt. Dafs freilich bei einem so gewaltigen Stoffgebiete, insofern neben der inländischen auch die ausländische Litteratur nach Gebühr berücksichtigt wird, mancherlei Versehen oder Lücken, zumal bei einem ersten Entwurfe, unvermeidlich sind, hat sich der Verf. selbst nicht verhehlt und sich diesbezügliche Beobachtungen aus dem Kreise der Benutzenden ausdrücklich erbeten. In dem Sinne mögen ihm auch einige Ausstellungen nicht vorenthalten sein, die sich mir bei der Durchsicht seines Grundrisses ergeben haben.

S. 46 könnte neben Nerrlichs Buch auch J. Müllers Arbeit über Jean Paul Erwähnung finden. S. 58 erscheint mir die Auswahl aus Eichendorffs Hauptwerken unzulänglich. Desgleichen hätte Nr. 1596 unter den Novellen von Aug. Kopisch das besonders gelungene Stück 'Ein Carnevalsfest auf Ischia' herausgehoben werden können. Unter den Lenauausgaben vermisse ich die von Max Koch (Deutsche Nat.-Litt. Bd. 154 u. 155). Zu Nr. 1680 wäre an die vom Dichter besonders geschätzte Abhandlung von Johannes Martensen, Stuttg. 1836 zu erinnern. Unter dem Biographischen ist ebenso Karl Mayers Büchlein, Stuttg.[2] 1853 als Paul Weifsers Publikation (Deutsche Rundsch. 61, 420 ff.) ungenannt geblieben. Dagegen ist Klein-Hattingens wertlose Schrift zu streichen. Aus den zahlreichen Gedichten auf Lenau sei namentlich auch Grillparzers Nachruf hervorgehoben. S. 114 sind Th. Storms interessante 'Erinnerungen an Eduard Mörike' (Sämtliche Werke VIII. Bd.) übersehen. Bei Nr. 2734 erscheint mir ein Hinweis auf den von der späteren Fassung wesentlich abweichenden ersten Druck der Novelle 'Immensee' am Orte (Schleswig-Holsteinsches Volksb. f. 1850, 56 ff.). Ebenso halte ich statt Nr. 2736 lieber eine Anführung von den 'Geschichten aus der Tonne' und namentlich von 'Pole Poppenspäler' für wünschenswert. Nicht fehlen durfte unter den Charakteristiken der wertvolle Briefwechsel mit Emil Kuh (Westermanns Monatshefte 67. Bd.). S. 160 verdiente wohl der Aufsatz von Th. Matthias über 'W. H. Riehl als Novellist' (Zeitschr. f. deutschen Unterr. X 1 ff.) eine Anführung. Nr. 3765 könnten v. Wildenbruchs läppische Humoresken ruhig ausgemerzt werden. Warum ist v. Schönaichs bekannteste Novelle 'Tauwasser' nicht angemerkt worden? Schliefslich wäre S. 208 vielleicht auch v. Meerheimbs bezeichnendes Epos 'Eine Nacht auf dem Parkett', das viel Persönliches enthält, nach des Dichters Tod erschienen (Leipzig, Friedrich o. J.), zu notieren.

Die kleine Lese mag das Interesse an des Verfassers Arbeit bezeugen, der eine baldige Neuauflage zu wünschen ist. Jedenfalls wird sich sein Buch nicht nur in den Händen der jungen Germanisten, für die es anscheinend in erster Linie bestimmt ist, sondern ebenso auch bei allen Forschern und Freunden der neueren deutschen Litteraturgeschichte als ein nützliches, wohlverläfsliches Handwerkszeug bewähren. Die akademischen Dozenten zumal überhebt es mancher zeitraubenden bibliographischen Diktate. Als eine Art Goedeke der modernen

Digitized by Google

Litteraturgeschichte wird es sich gewifs durch seine Eigenart auch neben einer zu erwartenden Fortführung jenes wichtigen Nachschlagewerkes bis zur Neuzeit mit Erfolg behaupten können. OTTO LADENDORF.

WO DAS EISEN WÄCHST

In Schillers Braut von Messina, die am 1. Februar 1903 das hundertjährige Jubiläum ihrer Vollendung feiern kann, äufsert der Chor:

Nicht, wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
W o d a s E i s e n w ä c h s t in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Dabei denkt jeder an Ernst Moritz Arndts ingrimmig begeistertes 'Vaterlandslied':

Der Gott, der Eisen wachsen liefs,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spiefs
Dem Mann in seine Rechte.

Wenigen ist aber wohl bewufst, dafs Schiller wie im vorhergehenden, so auch in den Worten 'Wo das Eisen wächst' antiker Anschauung genau folgt. Welche Quelle ihm dafür zu Grunde lag, wird sich schwer sagen lassen, eine antike ist es wahrscheinlich nicht. Ernst Bergmann in Braunschweig, ein besonderer Kenner des Stückes, mit dem ich die Sache erörterte, denkt an den alten Harzspruch:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

der, wenn nicht auf anderem Wege, durch Goethe vermittelt sein könne.

Die antiken Belege zeigen wörtliche Übereinstimmung mit Schiller; es verlohnt sich vielleicht, sie anzuführen. Fr. Cumont, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes über den Mithrasdienst, hat vor kurzem in der Revue de philologie (1902 XXVI S. 7. 280) zwei Artikel unter dem Titel *Ubi ferrum nascitur* veröffentlicht. Sie gehen von einer zu Heddernheim gefundenen Silberplatte aus, die die Weihinschrift enthält I · O · M · DOLICHINO · VBI · FERRVM · NASCITVR, womit drei andere Inschriften aus Rom, Apulum in Dacien und Pfünz in Rätien verglichen werden, die dieselbe Formel oder eine ähnliche (*u. f. exoritur*) aufweisen. Der Herr von Doliche in Kommagene gehört zu den syrischen Gottheiten, die seit der Mitte des II. Jahrh. n. Chr. durch Kaufleute, Ansiedler und hauptsächlich durch Soldaten aus Syrien bis in die westlichen Grenzprovinzen des römischen Reiches verbreitet worden sind; *De Iove Dolicheno* schrieb der jüngst viel zu früh der Wissenschaft entrissene Direktor des Trierer Provinzialmuseums Felix Hettner seine noch heute gerühmte Doktordissertation (Bonn 1877). Es war ein Gott der Krieger und Eisenarbeiter, die Darstellungen zeigen ihn nach syrischer Weise auf dem Rücken eines Stiers stehend, gepanzert, in der Rechten die Doppelaxt, in der Linken den Blitz. Wie also bei dem deutschen Diehter die Männer von Messina ihr kriegerisches, fremdes Herrengeschlecht — auf dem Meerschiff ist es gekommen von der Sonne rötlichtem Untergang — in der Berge Schacht entspringen lassen, 'wo das Eisen wächst', so übt der Gebieter jener Dolichenusdiener seine Macht aus, *ubi ferrum nascitur*. Nach Cumonts Vermutung ist er sogar ebenfalls aus fernem Lande eingewandert; dieser Gelehrte hält es für möglich, dafs Chalyber aus Kleinasien den Eisengott mitbrachten, und citiert die folgenden, für unsere Parallele interessanten Grammatikerstellen: Schol. Apoll. Rhod. I 1323 *Χάλυβες ἔθνος Σκυθίας, ὅπου ὁ σίδηρος γίνεται* (= Hesych. s. v. *Χάλυβος*); Suid. *Χάλυβες· ἔθνος Σκυθίας, ἔνθεν ὁ σίδηρος τίκτεται*; Etym. Magn. s. v. *χαλκός· Χάλυβες ἔθνος εἰσὶ Σκυθικόν, ἔνθα ὁ σίδηρος τίκτεται*. Ich weifs nicht, ob der Anhalt für diese Hypothese Cumonts ausreicht, jedenfalls sind die Notizen von Bedeutung für die zu allen Zeiten weit verbreitete Ansicht von dem organischen Wachstum der Metalle und Gesteine in den *viscera terrae*. Erneuert sich ja sogar nach diesem Glauben der Mineralienreichtum im Erdenschofse, je nachdem er zu Tage gefördert wird, wie das z. B. Strabon (V 2, 6 S. 224) von den Eisenerzen auf Elba, den Steinbrüchen auf Rhodos und Paros und dem Salz in Indien zu sagen weifs. J. I.

REGISTER
DER IM JAHRGANG 1902 BESPROCHENEN SCHRIFTEN

Digitized by Google

Digitized by Google

SACHREGISTER

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 006 513 927

THE BOUND TO PLEASE
Heckman Bindery INC.
JULY .67
N MANCHESTER,
INDIANA

Digitized by Google

Digitized by Google